
14 DAYS
BOOK


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE
RI
TS







ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LVII. JAHRGANG, CXI. BAND

DER NEUEN SERIE XI. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1903

Inhalts-Verzeichnis des CXI. Bandes,
der neuen Serie XI. Bandes.

Abhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis des CXI. Bandes,

der neuen Serie XI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXI. BAND, DER NEUEN SERIE XI. BAND
1. u. 2. HEFT

BRAUNSCHWEIG
BREITESTRASSE 2
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1903

Inhalt.

CXI. Band, der neuen Serie XI. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 20. September 1903.

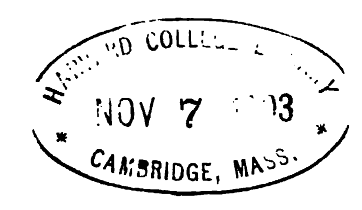
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Die Osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575.

(Berlin, Kgl. Bibl. Mgf 753.)

I.

Unter den Liederhandschriften des 16. Jahrhunderts ist nach dem schon von Görres ausgiebig benutzten und jedem Forscher wohl bekannten Heidelberger Codex germ. Pal. 343. fol. die sogenannte Yxemsche Handschrift, welche der Berliner Gymnasialprofessor Yxem dem in seinem Sammeleifer unermüdlichen und von allen Seiten unterstützten Freiherrn von Meusebach schenkte, und welche nun unter der Bezifferung Ms. germ. fol. 753 der Königlichen Bibliothek zu Berlin angehört, die reichhaltigste. Die Lieder des Codex Pal. zählt vollständig auf mit einigen literarischen Nachweisungen dazu Bartsch, *Die altdeutschen Handschriften d. Universitäts-Bibliothek in Heidelberg* (Katalog d. Handschriften d. Univ.-Bibl. in Heidelberg, Bd. 1), 1887, S. 95—100. Die sonst nur selten benutzte und fast ganz unbekannte Berliner Handschrift Mgf 753 hat bisher niemand etwas genauer angesehen, aufser Bolte, der daraus 'Ein Lied auf die Fehde Danzigs mit König Stephan von Polen (1576)': *Altpreufs. Monatsschr.* 25, 1888, S. 333—338, mitgeteilt und bei dieser Gelegenheit einige kurze, der Hauptsache nach völlig zutreffende Bemerkungen über die Handschrift gemacht hat.

Auf der Vorderseite des mit mannigfachem Zierat versehenen Lederdeckels eingeprefst findet man die Buchstaben GWMGW, die jedenfalls den Weihespruch 'Geh's wie mein Gott will' andeuten sollen; darunter steht die Jahreszahl 1575, darunter sieht man, die Mitte der Fläche füllend, ein weibliches Wesen mit Schwert und Wage, noch eigens gekennzeichnet durch die Unterschrift JUSTITIA. Innen stöfst man zunächst auf sechs leere Blätter, sodann auf 128 erst neuerdings durchgezählte, wovon die vorderen 96 beschrieben sind und 150 schon bei der ersten Anlage mit Nummern sorgfältig bezifferte Lieder mit spärlich dazwischen gestreuten Nameneintragungen und etlichen Sprüchen enthalten, die letzten Blätter leer sind bis auf das Bl. 122, dessen Vorderseite den Anfang eines Registers, mit B bereits abbrechend, enthält.[1] Später sind noch hinten ange-

[1] Die Lagen bestehen aus je sechs Blättern, aufser Bl. 47—50 und 117—120, sowie den beiden an die Deckelhälften vorn und hinten anstofsenden Lagen. Das Wasserzeichen hat die Form eines Wappenschildes, dessen innere Gestaltung zu erkennen unmöglich scheint.

heftet zwei gefaltete Blätter, mit einem von des Freiherrn von Meusebach Hand geschriebenen, bei Nr. 43 abbrechenden Inhaltsverzeichnis, und zwei Briefe von Yxem an Meusebach vom 22. Nov. 1832 und vom 24. Dez. 1830.

Nirgends deutet eine Spur auf die Person des ersten Stifters oder Besitzers, nirgends ist Bestimmung oder Ursprung bezeichnet, nicht einmal Yxem hat für nötig befunden, anzugeben, woher sein kostbares Besitztum stammte. Dennoch läfst sich die Heimat unserer Handschrift unzweifelhaft nachweisen. Auf der Innenseite der hinteren Deckelhälfte ganz unten am Rande in der Ecke rechts bemerkt man einige teilweise stark verwischte, kaum noch lesbare Zeichen, aus denen man mit Mühe so viel entziffern mag: *Constat daler(i* bezw. *-o) Osnab. Anno* < *75*. Diese wenigen Zeichen sind für die Frage nach der Herkunft der Handschrift sehr wichtig. Zu Osnabrück also hat jemand im Jahre 1575 das gebundene, noch nicht angeschriebene Buch für einen Taler gekauft. Dafs es dann bald nach diesem Ankauf vollgeschrieben wurde, spätestens ins Jahr 1577 hinein, beweisen die Lieder, deren keines in spätere Zeit gehört, deren eines aber, eben das von Bolte veröffentlichte, wohl unmittelbar unter dem frischen Eindruck der Zeitereignisse, bei lebhafter Teilnahme an den Tagesbegebenheiten aufgezeichnet worden ist.

Die Lieder sind von ein und derselben Hand, von der auch die den Kauf des Buches betreffende Notiz herrühren könnte, mit ungewöhnlicher Sorgfalt geschrieben. Trotz aller Sauberkeit und peinlicher Genauigkeit läfst die Schrift viel Unsicheres bestehen; so sind a, e und o selten sicher auseinanderzuhalten. Der Wortlaut ist ein beständig zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Mundart schwankender, nach verschiedenen Gegenden in mannigfachen Färbungen hinüberschillernder Mischmasch, den einer bestimmten Landschaft zuweisen zu wollen vergebliches Bemühen wäre, eine mehr persönlich zufällige denn lokal gesetzmäfsige Sprechweise, eine solche, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, die sich in mancher Herren Ländern getummelt und überall etwas angenommen haben. Schreibart und Sprechweise sind ganz willkürlich, schwankend und fehlerhaft. Sehr störend wirkt die häufige Verwendung von 'die', vermittelt durch niederd. 'de', für 'der'. Die geringe Schulbildung des Schreibers verrät sich besonders in der beständigen Verwechselung von 'mir' und 'mich'; letzteres wird entschieden bevorzugt.

Den Stifter und wahrscheinlich auch in derselben Person den Schreiber dieser Liedersammlung wird man, wie noch öfter, auf einem Landedelsitze suchen müssen, unter den wackeren ritterlichen Haudegen, die mit dem Schwerte besser umzugehen verstanden als mit der Feder. Dazu stimmen auch die Nameneintragungen, die sich bisweilen zwischen den Liedern finden: Georg von Dalwigk 1576; Jo. v. D. der mitler 1576; Samuel v. D. Georg von Dincklage; H. v. D. Hnr. v. D. J. v. D. † 1588 zu Cloppenburch; Thomas v. D. † zu

Bremen, begraben zu Verden; Ewald von Hertingßhausen u. a. Alle Geschlechternamen, die vorkommen, weisen in die Gegenden von Oldenburg über Osnabrück nach Westfalen. Ebendahin wird man geleitet, wenn man die Beziehungen ins Auge faſst, in denen unsere Handschrift zu Georg Niege von Allendorf steht, und wenn man behutsam den Fäden folgt, durch welche diese Liedersammlung mit den Gedichten jenes Mannes verknüpft ist. Nieges Gedichte liegen in fünf starken Quartbänden der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter der Bezeichnung Mgq 864 vor; diesen Wust langweiligster Poeterei durchzuarbeiten, hat sich niemand bisher entschlieſsen können. Drei Lieder daraus hat Birlinger abgedruckt: *Deutsche Lieder, Festgruſs an L. Erk,* 1876, S. 19, 21 und 39; eins gibt Bolte: Der Bauer im deutschen Liede: *Acta germ.* I, 1890, S. 258—262; den versprochenen ausführlicheren Bericht über die Person des Georg Niege sowie seinen handschriftlichen umfangreichen Nachlaſs von Gedichten scheint Bolte bisher nicht geliefert zu haben. Im dritten Bande schildert Niege seinen Lebenslauf, wobei er dem Leser zumutet, die Jahreszahlen durch umständliche Rechnungen zu ermitteln. Nach einem reich bewegten Leben wird er durch Vermittelung seines Gönners Jürg von Holle[1] Hauptmann in Diensten des Grafen Ludwig von Nassau, sodann Kommissar des Stiftes Minden, und in Diensten des Bischofs Herman von Minden Oberamtmann über das Haus zum Berge, später Commenthur zu Hervorden usw. Sein dichterischer Nachlaſs bietet die wichtigsten Belegstellen für unsere Handschrift zu den Sprüchen hinter Nr. 19 und zu Nr. 34, 120, 123, 132. Die merkwürdigste Tatsache läſst sich aber aus Nr. 14 erschlieſsen. Dieses Lied, beginnend 'Helf Gott waß schall ich syngen', verläuft in neun Strophen, wovon die ersten acht in ihren Anfängen ergeben H-i-l-m-a-r-von-Qu-. Es leuchtet ein, daſs hier ein vor seiner vollständigen Durchführung abgebrochenes Akrostichon vorliegt. Nun führt unser biederer Hauptmann und Reimschmied Niege zuletzt unter seinen besonderen Gönnern, die für ihn sorgten, und denen er Dank schuldete, Hilmar von Quernheim auf, der ihn zum Verwalter einsetzte. Dieser Edelmann ist wohl der Verfasser des Namenliedes, und in seinem Kreise mag die Handschrift entstanden sein.[2]

Den ganzen Inhalt der Handschrift Lied für Lied und Wort für Wort wiederzugeben, würde den Aufwand an Zeit, Geisteskraft

---

[1] C. Spangenberg, *Adelspiegel* II, 1594, Bl. 257 a; *Universal-Lexikon* 13, 1735, Sp. 638.

[2] Hilmar von Quernheim, 1575 Drost zu Moringen, † 1581. Quernheim ist eine Ortschaft in Westfalen, Fürstentum Minden, Grenze von Osnabrück. Vgl. *Universal-Lex.* 30, 1741, Sp. 216. Nic. Selneccer, *Psalmen,* 1587, erwähnt in der Erinnerung an den Leser 'des frommen Hauptmanns Georgij Nigidij schöne melodeyen' und gibt S. 41 dessen Bearbeitung von Ps. 79. Mützell, *Geistl. Lieder* S. 464, gedenkt auch des G. Nigidius. Mgq 864. III. Bl. 94 'Der lauf meines lebens' bis Bl. 130.

und Kosten der Drucklegung nicht wert sein. Wo die Handschrift zu allbekannten, in zahlreichen Fassungen gedruckt vorliegenden Liedern gar nichts Neues aufser vielleicht anderen Lesarten von zweifelhaftem Wert bietet, da ist es nützlicher, die einzelnen Lieder in den literarischen Zusammenhang einzufügen und bei der Gelegenheit womöglich die sonst ermittelten Belegstellen zu vermehren und zu sichten, als immer wieder den ganzen Wortlaut vorzuführen, ohne dafs dabei Ergebnisse für die Geschichte des Liedes oder kritische Behandlung des Textes gewonnen würden. Eigenartiges aber und zugleich Wertvolles bietet die Handschrift nicht viel. Zwei Drittel des Ganzen sind anderwärts ebensogut oder besser anzutreffen. Für etwa 85 Nummern liefert allein das Ambraser Liederbuch meist bessere, nur selten minderwertige gedruckte Fassungen: Hs. 1. 3. 5. 6. 8. 9. 11. 12. 18. 19. 20. 23. 25—29. 31. 35—71. 74—76. 83. 88. 89. 90. 92—102. 110 (= A 110). 114. 115. 120. 124. 126. 129. 134. 142. 145. 146. 150. Auffällig sind bei dieser starken Übereinstimmung längere Reihen wie 92—102 und namentlich 35—71. Innerhalb solcher Ketten entspricht sich sogar im Ambraser Liederbuch und in der Handschrift beiderseits mehrere Glieder hindurch die Reihenfolge: z. B. Hs. 50 = 1582 A 55, 51 = A 56, 52 = A 57, 53 = A 58, 54 = A 60, 55 = A 61 usw. Auch der Wortlaut stimmt bei manchen Liedern beiderseits auf das genaueste sogar in seltsamen Formen und Wendungen überein. Es mufs ein enger Zusammenhang zwischen der Handschrift und einem Vorläufer der Liedersammlung vom Jahre 1582 bestanden haben, und in gewissem Sinne darf man der Handschrift selbst wohl den Wert eines Vorläufers zu jenem wichtigen Liederbuche beilegen und sie derselben vielgenannten Gruppe von Liederbüchern als gleichwertig einreihen. Vielleicht ist unsere Handschrift sogar höher zu bewerten als die bedeutendste gedruckte Sammlung, die Ambraser, und die bedeutendste handschriftliche, die Heidelberger. Wenn auf einem Gebiete für Erzeugnisse, die zum gröfsten Teil längst aus anderen Quellenschriften bekannt sind, eine zuvor nicht ans Licht gezogene Sammlung zum erstenmal vollständig durchgemustert wird, so läuft man Gefahr, den Wert dieser neuen Quellenschrift, sofern sie nicht überraschend viel Eigenartiges bringt, zu gering zu veranschlagen. Manche Mängel der anderen grofsen Sammlungen sind in unserer Handschrift vermieden. Wenn im Ambraser Liederbuch prosaische Stücke wie Nr. 233 und 234 oder 254 mit unterlaufen, wenn zahlreiche Meistergesänge darin aufgenommen sind, wenn auch die Heidelberger Hs. nicht ganz den Meistergesang (s. Nr. 66 'Ich han gelessen ein Coppey') vermieden hat, wenn diese zunächst zehn geistliche Lieder voranschickt und von jenen geschmacklosen Liedern, worin die Liebste durch einen einzelnen Buchstaben bezeichnet ist, wimmelt (wie Nr. 24 'E du mein schatz', 25 'P hochste frucht', 26 'E weiplich bildt', 27 'Ach W nit brich', und eben dieses Lied noch einmal Nr. 30 'Ach

E nit brich' usw.), wenn beide Sammlungen, Ambraser und Heidelberger, viele Lieder zweimal geben, so verlieren diese beiden gröſseren Sammlungen im Vergleich zur Berliner Handschrift schon wesentlich an Umfang und Wert. Die Berliner Handschrift kann demgegenüber auf den Vorzug besserer Auswahl und gröſserer Einheitlichkeit Anspruch erheben. Zwar fehlt es auch in ihr keineswegs an recht platten, unerquicklichen Reimereien, aber ganz ungenieſsbares, durchaus unerträgliches Zeug ist selten. Doppelt sind: 12 = 61, 71 = 124, 99 = 145, 70 ähnlich 83, 45 = Str. I—V, 146 = Str. VI—XI ein und desselben Liedes.

An eigentlich historischen Liedern trifft man im ganzen Verlaufe nur zwei, das von Bolte zum erstenmal veröffentlichte 'Hort tho wat ich will singen' (Nr. 143) und, als genügend bekannt zu bezeichnen, 'Bommey bommey ihr Polen' (Nr. 96). Daſs der Sammler nur gerade diese beiden auf Polen bezüglichen Lieder aushob, während er sonst um historische Lieder sich nicht kümmerte, dieser Umstand kann auch nur in persönlichen Verhältnissen seinen Grund haben, den unzweifelhaft nachzuweisen freilich mit den geringen hier vorgefundenen Spuren nicht möglich sein dürfte. Auch sonstige Gedichte von erzählender oder darstellender Gattung sind spärlich vertreten. Als erzählendes Lied mit historischer Grundlage läſst sich anführen Nr. 55, Albrecht von der Rosenburg, und als eins mit sagenhaftem Hintergrunde Nr. 115, eine Tageweise, die einen ähnlichen Stoff wie die Sage von Pyramus und Thisbe darstellt; beide Gedichte sind mehrfach überliefert und neuerdings oft abgedruckt. Zahlreicher vertreten sind Gedichte, die historischen Persönlichkeiten in den Mund gelegt sind und von diesen zum Teil auch verfaſst zu sein scheinen, worin jedoch nur Stimmungen, keine Begebenheiten zur Darstellung kommen, so: Nr. 5 'Mein fleiß und müh hab ich nicht gespart', Lied G. von Frundsbergs; 24 'Ach Gott mich thut verlangen', der Herzogin Sibylla zu Sachsen, 73 'Ich armes Fürstlein klage mein leidt', dem Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen, 94 'Ich schwing mein horn', dem Herzog Ulrich von Württemberg zugeeignet, u. dgl.

Das interessanteste Stück aus der ganzen Sammlung ist ein bisher in keiner anderen Fassung bekanntes, nirgend abgedrucktes oder auch nur erwähntes Lied, welches man nicht sowohl historisch als vielmehr politisch nennen kann, worin ein Edelmann seinem ehrlichen Zorn gegen das überwuchernde Gelehrtentum und die sich auf Kosten des Adels in einfluſsreichen Stellungen breit machende Schreiberzunft mit klobigen Worten wie mit Keulenschlägen Luft macht: 'Woll auf ihr Frommen vom Adel gut, | Helft schlan alle Doctorn und Schreiber zu tott' beginnt Nr. 87, ein schöner Gedanke, leider nicht zur Ausführung gekommen! Wenn dabei so recht 'ein politisch Lied' als 'ein garstig Lied' erscheint, so kann die kulturhistorische Bewertung desselben dadurch nicht beeinträchtigt werden,

vielmehr bleibt dieser dichterische Gewaltausbruch in seiner geistigen Unbeholfenheit, in seiner Neigung, mit eiserner Faust frischweg dreinzuhauen und alles kurz und klein zu schlagen, ein für jene Zeit charakteristisches Dokument allerersten Ranges. Auch werden manche deutschgesinnten Seelen nicht abgeneigt sein, diesen treuherzigen, aufrichtigen und mannhaften Rittern beizupflichten, wenn sie es bitter empfanden, sich durch elende Federfuchser verdrängt zu sehen, wenn sie darauf hinwiesen, wie es in diesem Liede geschieht und wie man's noch immer bisweilen hören kann, dafs sie für Fürsten und Volk ihr Blut niemals geschont haben, dafs sie mit Leib und Leben für das, was auf ihr Anraten geschieht, einzutreten stets bereit gewesen sind, wenn sie das arme Landvolk vor den Kniffen und Schlichen gieriger Rechtsverdreher und Wucherer geschützt sehen wollten. Es weht etwas wie ein Hauch vom Geiste des biederen Götz durch dieses Gedicht.

Sonst unterscheidet sich der Inhalt der Handschrift nicht von demjenigen gleichartiger Sammlungen. Lieder von der Liebe Lust und Leid, vom Scheiden und Meiden sind am zahlreichsten, daneben machen sich schon durch ihre Vereinzelung bemerkbar aufser den wenigen historischen und politischen Liedern ein paar geistliche und in etwas gröfserer Menge Lieder von moralisierender Tendenz, besonders Klagen über zunehmende Treulosigkeit und Falschheit in Handel und Wandel. Hoffentlich wird man jetzt nach diesen kurzen einleitenden Bemerkungen der Handschrift, welche für Geschmack und Bildungsstand des deutschen Landadels im allgemeinen und besonders im Gebiet von Osnabrück, dem angrenzenden Westfalen und Oldenburg sehr bezeichnende Stücke vereinigt, bei der Durchsicht im einzelnen ein wenig Aufmerksamkeit nicht versagen.

Eyn Hubseh Newes Leidtt: 1. **Der vorlaren Dienste vnd der seindt viell, Der ich mich allzeitt vnderwunden hab ...** 3 neunz. Str. = 1582 A 101, B 42; Forster III 1549 u. ö. Nr. 73 mit je 3 entspr. Str. Fl. Bl. Ye 64: Vier schöne liebliche Lie-|der. Das erst: Der verlornen dienst vnd der sind vil ... | ... Das vierde: Hertz eini-|ger trost auff erden. (Bildchen, Lanzknecht u. weibl. Wesen darst.) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. d. letzten Blattes leer. Wegen des vierten Liedes s. später Hs. Nr. 69.) Basel, Universitäts-Bibl. Sammelb. Sar. 151 St. 38 'Vier Hübsche newe Lieder, Das erst, Der verlornen dienst vnnd der seind veil' o. O. u. J. (3 Str.). Handschriftlich oben stehendes Lied noch Berl. Hs. 1568 Nr. 41; 1569 bezw. 1575, v. Helmstorffsche, Nr. 21; Liederhs. f. Ottilia Fenchlerin zu Strafsburg v. J. 1592: Birlinger, Alemannia 1, 1873, S. 50 fälschlich in 5 statt der überall nur vorhandenen 3 Strophen (die beiden ersten Abschnitte bilden zusammen eine Strophe, der fünfte Abschnitt gehört gar nicht zu diesem Liede). — Görres S. 86 (Pal. 343 Nr. 22).

Ein ander. 2.

Hertzlich wunsche ich mich bey ihr
allein zu sein mitt freuwden,
die ich vor alles guden begere,
kein Minsche schall sie mir nicht leitten,
dan alleine der Todt,
vnd sunst keine noeth
schall sulche liebe nicht schieden.

Ob ich nicht allzeitt bey ihr sey,
darumb schalstu Hertzlieb nicht truren,
ich laße bey ihr hertz mueth vnd synne,
rede ich ohne alles löghen,
mein jungs hertz
bleibtt stedes jegen ihr vnuorkertt
in rechter liebe vnd treuwe.

Der Liebe Gott muße ihr beschutzer sein,
vnd sie bewaren vor liede,
eß bringet meinem hertzen schwere peine,
daß ich mich von ihr mueß schieden,
darumb spare sie Gott gesundt,
zu aller stundt,
hilff vns zusamende mit freuwden.

Nach dieser Probe mag man sich ein Urteil bilden über die trostlose Verwilderung, der die meisten Lieder innerhalb vorliegender Handschrift anheimgefallen sind. Die Liebste wird bald in zweiter Person angeredet, bald wird von ihr in dritter Person gesprochen; Reim und Mafs wollen durchaus nicht stimmen. Pal. 343 Nr. 136 ebenfalls in 3 Str.

Str. I Z. 1 'ihr' im Reim auf Z. 3 'begere'; es stand ursprünglich niederd. 'by ehr' im Reim auf 'begehr'.

Z. 4 'leitten' im Reim auf Z. 2 'freuwden', Z. 7 'scheiden'; zu lesen ist wahrscheinlich 'leiden' im Sinne von 'verleiden d. i. abwendig machen, leid machen'.

Str. II Z. 1 'sey' im Reim auf Z. 3 'synne', l. 'bin' : 'sinn'.

Z. 2, 4, 7 Reimworte: 'truren, löghen, treuwe; ursprünglich schlossen die Zeilen wahrscheinlich mit 'rüwe, schüwe, trüwe'.

Z. 5 u. 6 'hertz' im Reim auf 'unvorkert'; l. 'hert'. Diese Stelle ist besonders geeignet, darzutun, dafs vorliegendes Lied aus niederdeutscher Mundart abzuleiten ist.

Str. III Z. 2, 4, 7 Reimworte: liede, schieden, freuwden; liest man 'leiden, scheiden, freuden', so stimmen die Reime wohl zusammen und eigentlich besser, als wenn man diese Worte mit niederdeutschem Vokalismus versieht, doch sind in den Volksmundarten die Laute stets weniger bestimmt, und zumal die Vokale schillern leichter in allen möglichen Klangfarben als in einer fest geregelten Schriftsprache.

Die Zeilen auf eine bestimmte Zahl von Hebungen zu bringen und somit auch die Strophenform in allen drei Absätzen gleichmäfsig zu gestalten, geht ohne grofse Gewaltsamkeit der Änderungen in diesem Falle wohl kaum an und ergibt selbst im besten Falle nur Wahrscheinliches, nicht Sicheres — ein Druck, der vielleicht gefunden wird, kann eher eine feste Grundlage für Besserung des Wortlautes geben. Die Form der Strophe scheint nach folgendem Schema zu gehen:

Hebungen	4	3	4	3	2 2		3	Hebungen
Reim	m a	w b	m a	w b	m c c		w b	Reim

Der Gedankengang des Liedes, das jeglicher Eigenart entbehrt und sich durchaus in den formelhaften Wendungen und üblichen Reimen damaliger Technik bewegt, ist klar und bietet für das Verständnis keine Schwierigkeiten; es wird hier Abschied genommen unter Versicherung beständiger Treue nebst entsprechender Mahnung, auch Treue zu wahren. Das Lied füllt wenig mehr als die Hälfte der Seite, darunter steht folgendes geschrieben:

15 A 76
G. G. W. J. B. Gnadt dir Gott.
Ewaldt von Hertingßhausen.

Gnadt dir Gott, gleichbedeutend mit: Gott sei deiner Seele gnädig, wird in dieser Handschrift wie sonst in Stammbüchern den Eintragungen später zugesetzt, um den inzwischen erfolgten Tod des Betreffenden anzudeuten. G G W J B wahrscheinlich: Gott gewähre, was ich begehre (wohl nicht: Gott getreu weil ich bin). Vgl. z. B. Löbe, *Altd. Sinnsprüche* S. 14 'O Gott, gewähr, | Was ich begehr'.

3. **Salich ist der Dach, der mich das gluck vorlenet hatt ...** 8 vierz. Str. Als unzweifelhaft auf demselben Grundstock beruhend und eng damit zusammengehörig, aber nicht vollkommen gleich, sondern nur ähnlich stellt sich dar ein Lied, welches meist beginnt 'Selig ist der tag, der mir dein lieb(e) verkündiget hat' und gleichfalls in 8 vierz. Strophen verläuft; so 1582 A 95, B 40, Fl. Bl. Yd 7850. 38 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, Val. Fuhrmann (o. J.), in diesen drei Fassungen mit 8 nach Wortlaut und Reihenfolge sich entsprechenden Strophen. In einem fliegenden Blatt, das an erster Stelle Nr. 18 unserer Hs. bietet, steht an dritter und letzter Stelle obiges Lied mit 3 Strophen, entsprechend 1, 2, 5 der anderen Fassungen: Ye 453 Drey Schöner Lieder, | Das Erste, | Toll vnd Törricht nimmermehr klug ... Das Dritte, Ein Berg- reyen, Selig ist der Tag ... (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rückseite des ersten u. d. letzten Blattes leer.) Eine nach Inhalt und Reihenfolge der Strophen vollkommen mit derjenigen unserer Hs. v. J. 1575 übereinstimmende Fassung bietet eine andere Berliner Hs., Mgf 752 v. J. 1568 unter Nr. 69. Bemerkt zu werden verdient, dafs die genannten Drucke späterer Zeit ein Akrostichon 'Simson', die handschriftlichen beiden Fassungen früheren Ursprungs ein solches auf den Namen 'Sidonia' zu ergeben scheinen. Vgl. noch Melchior Franck, *Musical. Bergkreyen*, 1602, Nr. 6 in 4 Str. = 1582 I–IV. Pal. Nr. 97 u. 185 in je 7 Str.

Voriges Lied füllt nicht die ganze Seite; auf dem freien Raume darunter findet sich, offenbar und merkwürdigerweise von derselben Hand wie die Eintragung hinter Nr. 2, folgendes eingetragen:

1576
W. G. F. M. G.
Samuel v. Dalwigk.

Die Buchstaben bedeuten: 'Wie Gott fügt, mir genügt'; umgekehrt in dem Stammbuch des Freiherrn von Reiffenberg (*Sourenirs* S. 209): M. G. W. G. F. 'Mir genügt, wie Gott fügt'. Vgl. auch Hoffmann, *Findlinge* 1, 1860, S. 434 'Mir begnügt | Wie's Gott fügt'. *Alemannia* 17, 1889, S. 251 'Godt füget, daran mich genüget'. Löbe S. 5, 9, 10, 15.

Ein ander. 4.

Laeß tzu geluck mitt freuwden,
wendt mir mein noeth darin ich byn,
die Aller Schonesten ich mueß meiden,
dauon mein hertz leidet pein,
von der Liebsten mueß ich mich schieden,
geschicht alles wider meinen danck,
bringtt meinem hertzen groiß leiden,
darumb mein hertze wirtt kranck,
schaffett mennigen schweren gedanck.

In treuwen thu ich stetzs ringen
nach einer die ist hubsch vnd fein,
in ihrem dienste zu bleiben,
woltt ich allzeitt vorpflichten mich,
groß hertzeleidt thuet mich zwingen,
ich traure beide tagh vnd nacht,
ach Gott mocht eß mir gelingen,
daß ichs zum ende hette bracht
mein groß elendt vnd schwere klagh.

Ahne dich Hertzliebste vor allen,
keine stundt ich frolich leben magk,
mitt liebe wart ich vmbfangen,
do ich dich erstmals ahn sach,
mich dauchte auf alle meine treuwe,
ich sach nie schoner bildt,
freundleicher gestaltt getziret,
gantz thugentreich vnd miltt,
keine mir beßer gefeltt.

Hertz Allerliebste auf erden,
deine liebe ich billigh preisen soltt,
nhun feilet eß woll einen gelerten,
von hertzen ichs gern thun woltt,
kondt ich deine treuw ermeßen,
keine Schone ist dir gleich,
freundleicher gestaltt getziret,
dartzu gantz thugentreich,
Hertz Allerliebste vorlaß du mich nicht.

Laeß dich mein leiden erbarmen,
du Außerwelte meines hertzen troist,
loiße mich auß klagen vnd karmen,
schleuß mich ahn deine brust,
dein Diener ich woltt bleiben,
so dirs gefallen thuth,
deweill ich hab daß leben,
dahin dringtt mich die noeth,
mich erfreuwet dein mundtlein roedtt.

Auch dieses Lied ist nicht wenig von der ursprünglichen Vorlage abgewichen. Es wirtschaftet ebenfalls übermäſsig mit dem stehenden Formelkram jener Zeit, bietet nirgend einen besonderen Einfall, eine selbständige Gedankenwendung, ein lebhaftes Bild, sondern käut die bekannten abgedroschenen Stilblüten und Redensarten wieder, ja, besteht eigentlich von Anfang bis zu Ende fast ganz daraus. Bei diesem gedankenlosen Ableiern und Nachplappern stellen sich aber Abirrungen zu gleichbedeutenden Formeln gerade besonders leicht ein, und so zeigen sich auch hier die Reimworte vielfach verwischt, indem statt der ursprünglichen Wortverbindungen sinnverwandte sich unversehens eingeschlichen haben. Am deutlichsten zeigt sich dies Abirren am Schluſs der dritten und vierten Strophe. Nach den beiden ersten Strophen zu schlieſsen, würde das ursprünglich beabsichtigte Strophenschema folgendes sein:

H.	3	4	3	4	3	4	3	4	4	H.
	w	m	w	m	w	m	w	m	m	
R.	a	b	a	b	a	c	a	c	c	R.

jedoch, wie die weiteren, vielleicht zum Teil anderswoher entlehnten Strophen beweisen, mit nachlässigem Einlenken in die bequemere Form:

H.	3	4	3	4	3	3	3	3	3	H.
	w	m	w	m	w	m	w	m	m	
R.	a	b	a	b	a′	c	a′	c	c	R.

Der Vorsatz, die vier Zeilen mit weiblicher Endung durch denselben Reim zu binden, war nicht ganz bequem durchzuführen, wurde demnach nicht festgehalten, sondern im weiteren Verlaufe fallen gelassen, und so könnte vielleicht schon der erste Entwurf im Strophenbau geschwankt haben und mit Bewuſstsein oder unwillkürlich zu einer leichteren Form übergegangen sein.

Str. II Z. 3 u. 4 im Reime zu ringen, zwingen, gelingen: bleiben; im Reime zu fein: mich; ursprünglich mag es geheiſsen haben: ich wolt in allen dingen | zu ihren diensten allzeit sein.

Str. III Z. 3 vmbfangen im Reime zu vor allen; vielleicht wäre zu lesen: mit lieb' wart ich befallen. Z. 7 geziret im Reime zu treuwe; vielleicht: Z. 5 mich daucht in allen treuwen, Z. 7 du kanst mein herz erfreuwen.

Str. IV Z. 7 geziret im Reime zu ermessen; vielleicht Z. 7 u. 8: ich kan dein nicht vergessen, | du bist ganz tugentreich.

So lieſse sich das ganze Gedicht in eine regelrichtigere Form bringen durch Einsetzung anderer, damals landläufiger Wendungen; doch bleiben alle solche Maſsnahmen gewaltsam und sehr unsicher, da man bei den Dichtern jener Zeit weder in Metrum noch Reim die Sorgfalt voraussetzen darf, wie sie etwa von den Vertretern der gelehrten Dichtkunst in späterer Zeit als das höchste Ziel erstrebt wurde. Anklänge wie leben : bleiben, klag : bracht wird man als ursprünglich berechtigte Reime für voll anerkennen müssen, und im Versbau muſs man sich zufrieden geben, wenn die Silbenzahl nur stimmt. Auch dies Lied könnte zu denjenigen gehören, die, von einer niederdeutschen Mundart ausgehend, bei der Annäherung an die Schriftsprache schlimme Verrenkungen erdulden muſsten. Hier verbleibt jedoch alles bei ganz unsicheren Vermutungen, und nicht einmal das läſst sich bestimmt entscheiden, ob hier ein von Anbeginn zusammenhängendes Lied vorliegt, oder ob etwa Stücke von zwei verschiedenen, aber nach Inhalt und Versbau ähnlichen Liedern zu einem neuen Ganzen absichtlich verbunden oder zufällig zusammengeraten sind.

5. **Mein fleiſs vnd muhe hab ich nicht gespart ...** 3 zehnz. Str. = 1582 A 5, B 57; Forster I 1539 u. ö. Nr. 105; *Gassenhawer vnd Reutterliedlin* o. O. u. J. Nr. 58; Goed. II[2] S. 29 Gerle 1532, S. 30 Ott 1534 (121 Lieder

Nr. 39 u. 40 in 3 Str.) S. 35 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7821 (Einband v. J. 1539) St. 5: Drey schöner lieder, Das | erst, Mein fleyß vnd müe. Das | ander, Mein hertz hat sich | mit lieb verpflicht. Das | dritt, Wo ich mit leib | nit kummen mag, | da ist alltag. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten Bl. und d. letzte leer. Am Schluſs: Lieb haben vnd nicht geniessen Das möcht den teüfel verdriessen.) Yd 7821 St. 7: Drey schöne Lieder, Das Erst, Die weyber mit den | Flöhen, die haben ein stetten krieg. | Im thon, Entlaubet ist vns der | walde. Das Ander, Wie schön | blüt vns der Maye. Das | Dritt, Mein fleyß vnd müh, ich nie etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedrückt durch Hans Guldenmundt. [Druckort also Nürnberg] (4 Bl. 8° o .J. Rücks. des ersten u. des letzten Blattes leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 47. Yd 7821 St. 37: Ein hübsch new Lied, | Mein fleiß vnd mhü jch nie hab gespart. | Eyn ander Liede, Ich | armer Boß, bin gantz | verirt, etc. (Bildchen) Am Schluſs: Getruckt zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Blattes leer.) — Ye 425: Dre lede volgen: Dat Erste, Entlouet ys | vns de Walde. Dat Ander, Myn | flith vnd möy ick nü hebb gespart. | Dat Drüdde, Is ein ledt vam | Hoffleuende, vnde der Försten | vnde Heren vngnade tho | Houe, vth erfaringe | gemaket, etc. (Bildchen) Am Schluſs: Gedrücket tho Wulffenbüttel, | durch Cordt Horne. (4 Bl. 8° o. J.) Wegen des in diesem Einzeldruck ersten Liedes vgl. unten Nr. 42. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 11: Drey Schöner Lieder, | Das erst, Mein fleiß vnnd mhü, ich nie | hab gespart. Das ander, Die Sonn | die ist verplichen etc. Das drit, | So wolt ich Gott das | es geschech etc. (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Wegen des in diesem Einzeldruck zweiten Liedes vgl. unten Nr. 53. — Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, v, 22 St. 35 (vgl. Yd 7821 St. 7): Drey schöne Lieder, | Das Erst, Die weyber mit den | Flöhen, die haben ein stetten | krieg. Im thon, Entlaubet | ist vns der walde. Das | ander, Wie schön blüt | vns der Meye. Das | Dritt, Mein fleyß | vnd müe, ich nie | hab gspart. (Bildchen) Am Schluſs: Gedrückt durch Hans Guldenmundt. [Nürnberg] (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und letzten Blattes leer.) 'Mein fleyß vnd müe' 3 Str. Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 47. — Weim. Liederhdschr. v. J. 1537, Hoffmann: *Weim. Jahrb.* 1, 1854, S. 105; Berl. Hdschr. 1569 bezw. 1575, von Helmstorffsche, Nr. 7; München, Universitäts-Bibl. Ms. 328 Bl. 79; Pal. Nr. 167. — *Wunderh.* II S. 344; Goedeke-Tittmann S. 275; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 391, *Liederh.* II S. 75 Nr. 272. — Vgl. noch A. Reiſsner, *Historia Herrn G. u. Herrn C. von Frundsberg,* 1572, Bl. 186 B (zuerst 1568 ersch.), 1620, Bl. 173 B; Spangenbergk, *Adelspiegel* II, 1594, Bl. 231 A; F. W. Barthold, *G. v. Frundsberg,* 1833, S. 70.

1578

G M H B M L S G V E

Johann von Wulkenn

Die Buchstaben mögen bedeuten: Gott mein Herr bei mir laſs sein Glück und Ehre (oder: Gott mein Herr beschere mir Leben Seligkeit Glück und Ehre), oder: Gott mein Herr behüte mir Leib Seele Gut und Ehre. Vgl. zu dieser Mutmaſsung über den Spruch noch 1582 A 124 (entspr. unten Nr. 11) 'Frisch frölich und frey' Str. 4 'bewar mich Herr, seel leib und ehr' u. Anm. dazu, Bibl. d. lit. V. 12. 1845, S. 142: 'Auf der Brust der schönen Rüstung Heinrichs von Ranzow (1526—1599) in der k. k. Ambraser Sammlung sind die Worte zu lesen: Got behuth nicht mehr den leib sehl und ehr'. Reiffenberg, *Nouv. Souvenirs d'Allem.* I, 1843, S. 214 in dem Liede 'Ach Gott, ich muß dir danken' Str. IV Z. 3: Gott wolle 'unser sele, ehr, leib und gut' behüten. Löbe S. 44; 'O Herr, behüt mir nicht mehr, | Denn Seel' Leib und Ehr'.

6. **Warumb scholdt ich nicht frolich sein, so weith als mirſs gehöret ...** 5 achtz. Str. Fassung sehr entstellt, fast alle Reime zerstört. 1582 A 251 u. niederd. Lb. 89 in 5 einander entsprechenden Strophen, wovon die 3 ersten ungefähr zu den 3 ersten der Hs. stimmen, die 4. mit der 5. der Hs. zusammengehört, so daſs von der handschriftlichen Fassung die 4., von der gedruckten die 5. Strophe für sich bleibt. Nach 1582 A druckt auch Böhme das Lied ab im *Liederhort* III S. 574 Nr. 1801. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 43 Nr. 58 ebf. in 5 Str. *Jahrb. f. niederd. Sprachf.* 26, 1900, S. 33.

Ein ander. 7.

Die Schoneste auf dußer erden,
die ich habe gesehen,
von zucht eher vnd schoneß geberde,
die warheitt die mueß ergehen,
whar vindt man jhres gleichen
in der gantzen weiten weltt,
im gantzen heiligen romischen reiche
kein Megdlein mir beßer gefeltt.

Sie haet zwo falcken ogelein klare,
dartzu einen roten mundt,
mein hertz ist ihr gantz vnd gare,
meinen dienst Hertzlieb zu aller stundt,
mein lieb vnd auch mein lebendt
stehet alles in Gotts gewalt,
mein junges hertze darneuen,
Gott iß mein hoffnungh vnd haltt.

Itz wold ich gerne wißen,
offt sie jemandts tadellen konde,
ob einer mitt neith were geflißen
vnd ethweß strafflich ahn ihr wuste,
von zucht, ehr vnd schones geberde,
dartzu von schoner gestaltt,
keiner kan eß mitt der warheitt reden,
hie dede ihr große gewaltt.

Adde du außerwelts Megdlein,
adde Hertzlieb ich mueß dauon,
scheide ich itz mitt dem leibe,
so bleibett daß junge hertze bey dyr,
der liebe Godtt wirt vns beiden woll bewaren,
kein vngeluck stoße dich nicht ahn,
damitt weß dem lieben Gott befolen,
adde Hertzlieb ich mueß dauon.

Anzeiger f. Kunde d. teutschen Vorzeit, herausgeg. von F. J. Mone, 7. Jahrg. 1838, Sp. 239: Das ist die aller holtseligst auf erden, die ich jhe gesehen han ... 3 achtz. Str. 'Aus der Pfälzer Hs. Nr. 343, Bl. 33'. Str. 2 beginnt: 'Nun wolt ich ghern wissen', vgl. oben III; Str. 3 beginnt: 'Sy hatt zwey prauner auglein klare', vgl. oben II. Die Schluſsstrophe fehlt bei Mone. Die beiden Fassungen dienen einander zu berichtigen; bei Mone Str. I Z. 2 u. 4 'han' im Reim auf 'sol', unsere Hs. gesehn : ergehn; in unserer Hs. Str. I Z. 7 u. 8 um zwei bis drei Silben zu lang, bei Mone fehlt Z. 7 'gantzen', und Z. 8 lautet: 'mir keine nit pas gefelt', wo 'nit' noch zu viel ist.

Dementsprechend vergleiche man Zeile für Zeile der handschriftlichen Fassung mit folgender bei Mone (Pal. Nr. 37):

1. Das ist die aller holtseligst auf erden,
die ich jhe gesehen han;
hübsch ist ir zucht, weiß und gheperde,
die warheit ich reden sol,
man findt nit ires gleichen
in disser ganzen welt,
im heyligen römischen reiche
mir keine nit pas gefelt.

2. Nun wolt ich ghern wissen,
wer mir sie scheiden khundt,
werdt dan auß neit geflissen,
ob er etwas unrecht an ir fundt,
hübsch ist ir zucht, weiß und geperden,
ist alles an irer gestalt,
anderst darf niemandts reden,
er thuet uns beiden gewalt.

3. Sy hatt zwey prauner auglein klare,
dar zue ein roten mundt,
der hatt mein junges herz umbfangen
jetz und zue aller stundt,
mein leib und auch mein leben
stet ganz in irem gewalt,
mein treu hab ich ir geben,
sie meins herzens ein auffendthalt.

8. **Itz scheiden bringtt schwer, vnd maket gantz traurigh mir ...** 3 achtz. Str. = 1582 A 12, B 64; niederd. Lb. 80; hierzu zahlreiche Nach-

weisungen aus Liederbüchern, Einzeldrucken und Handschriften im *Jahrbuch f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 31. — Vgl. noch ferner Wackernagel, 1841, S. 855. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 54 'Zwey hübsche newe Lieder' (J. F. S., d. i. Jacob Frölich, Strafsburg, als Drucker), an zweiter Stelle: Yetz scheyden bringt mir schwer ... 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 33 Drey schöner Lieder. Das | Erst, Zart schöne Fraw, etc. Das | ander, Jetz schayden bringt mir | chwer [!]. Das drit, Ich | bin schabab macht | mich nit grab. (Bildchen) Am Schlufs: Getruckt zu Augspurg, Durch | Hans Zimmermann. (4 bezw. 3 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten Bl. u. das vierte leer.) Jetzt schaiden ... 3 Str. Wegen des ersten Liedes vgl. unten Nr. 29. Pal. Nr. 137 in 3 Str.

9. **Vngnad begher ich nicht von ihr, ich hoffe dafs mir, sulches nicht wirt zugemefsen ...** 4 vierzehnz. Str. 1582 A 1, B 53 in je 3 Strophen (letzte fehlt); *115 Liedlein*, Nürnberg, Joh. Ott, 1544, Nr. 19; *Otth Sigfriden Harnisch Newe lustige Teudsche Liedlein*, 1591, Nr. 30; Melch. Franck, *Opusculum Etlicher Reuterliedlein*, 1603, Nr. 1; vgl. Goed. II² S. 39, 56 u. ö. Niederd. Lb. 24: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 15. — Fl. Bl. Berlin, Kgl. Bibl. Yd 9476 'Zwey schöne Lieder, Das Erst, Vngnad beger ich nit von jr' ... Nürnberg, Wachter, o. J. 3 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 44 'Vier Hüpsche nüwe Lieder' 'Getruckt zu Bernn, by Samuel Apiario 1563' zweites Lied in 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 37 'Drey Hüpscher newer Lieder' 'Getruckt zu Augspurg, durch Matth. Francken' o. J., drittes Lied in 3 Str. — Handschriftlich Berl. 1568 Nr. 30, Weim. 1537 (*Jahrb.* 1, 1854, S. 104) in je 4 der Hs. v. J. 1575 entspr. Str. München, Univ.-Bibl. Ms. 328 Bl. 39 in 3 Str. Pal. Nr. 65 in 3 Str. — Vgl. noch Wackernagel, *Kirchenl.*, 1841, S. 849; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 475 Nr. 1673.

Ein ander. 10.

Ich weiß mir ein Megdlein ist hubsch vnd fein,
daß wolte mein stedige treuwe sein
in zuchten vnd in eheren,
deweill ich habe daß lebendt mein,
ehr Diener ich will sein.

Ehr mundlein rodt wie ein robyn,
eher ogelein klar wie der helle sunnen schein,
rosenfarb syn ehre wengelein,
darinne dragett sie zwo ogelein,
wie konden sie schoner sein?

Ehr lieff ist gerade vnd woll gestaltt,
ehr gemute vorendertt sich nicht baldt,
stanthafftigh ist ihr gemute,
mitt adeleichen tugenden getziret,
ei wie konde sie schöner sein.

Der Reuter schwanck sich auf sein pferdtt,
ehr gordett vmb sich sein schmales schwerdtt,
sein roßlin dede einen sprunck,
damitt schiedet ehr von dannen,
nu spar ine Gott gesundt.

Nu rydt daß dich der liebe Gott bewar
vnd dich in adeleichen tugenden spar,
biß daß du widerumb kumpst
vnd bringst mein hertz auß traurent schwer,
nicht liebers ich begher.

Die drei ersten Strophen in wesentlich besserer Fassung bietet Hoffmann, *Gesellschl.* I² Nr. 10 nach Rosth, *30 Galliardt* 1593. Die beiden letzten Strophen stehen in keinem inneren und notwendigen Zusammenhang mit den voraufgehenden, sie gehören zu jenen formelhaften Wendungen des Volksgesanges, die zur Füllung und zum Ausputz in mancherlei verschiedenartigen Liedern, wo sie zum Inhalt irgend pafsten, und bisweilen auch sehr überflüssig und sogar störend aufserhalb jeglichen Sinnes und Zusammenhanges eingeschoben oder angehängt wurden. Die vierte Strophe findet sich mit ähnlichem Wortlaut in dem Liede 'Ich habe so lang gestanden', s. Hs. unten Nr. 70.

Ein ander. 11.

Frolich und frei,
nicht stolz dabey,
schwich und lydt,
alle boßheit meidt,
weß still und fromb
und sich dich woll umb,
die welt ist geschwindt,
an eheren blintt,
viell dusent list drifft Adams kindt.

Mitt gudt und geltt
triumphierett die welt,
woll daß nicht haet,
voret keinen staeth,
viel trotz und pracht
hatt alles macht,
fromicheitt und eher
wirt wienigh geacht,
die Reichen dryven großen pracht.

Hoffnungh ich drage,
eß kommen die dage
und bringt die zeit
die beiderley maket queidtt,
frommicheit und ehr
wertt gelten meher,
alse auch furwar
aver dusent jar
vor allen dingen ein ider sein ehr bewar.

Dan dußer vall
itz uberall
befunden wirt
auf dußer erdt,
daß man nicht acht
und weinigh betracht
waß volgen will
ahm lesten zill,
dadurch geschehen der sunde viell.

Eß kumpt die zeit
und ist nicht weith,
daß unser Gott
der Gottlosen spott
geschwindt und behendt
wirt machen ein endt,
den glovigen syn
[zu trost und gewin]
wirt geven daß ewige levendt fein.

Darumb hab acht,
ein ider woll betracht
daß lebent sein,
daß ehr eß allein
zu Gotts eher
und Christi leher
gebrauche recht
wie ein treuwer Knecht,
mit leve den Negesten nicht vorletz.

Alle sonstigen Fassungen verkürzt und im einzelnen viel stärker noch verdorben als vorstehender Wortlaut, so 1582 A 124, B 132, nd. Lb. 107 in je 4 Strophen; aus einer westfäl. Handschr. Mone: *Anzeiger. f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 7, 1838, Sp. 78; nd. Lb. 16 in 3 Strophen, entspr. den 3 ersten Strophen der Hs. v. J. 1575 und der beiden Liederbücher v. J. 1582, deren 4. bezw. letzte Strophe für sich steht und mit den 3 letzten Strophen der Hs. nichts Gemeinsames hat. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 391, Goedeke-Tittm· S. 178. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 13.

1578
. . . .
Georg : v : Dincklage
Omnibus adde modum, modus est pulcherrima virtus:
Wehr dys wol halten kan, wirth geachteth ein weyser Man: Aber dyse fyndt men ghar selten.

Ein ander. 12.

Herzlieb mochte ich stedes bey dyr sein,
nicht lebers woltt ich begheren,
du bringst große freuwde dem herze mein,
kein lieber hab ich auf erden,
heimlich und stille,
daß ist mein wille,
dich Herzlieb dienen zu gefallen.

Ach guder Geselle woll auf deine wortt
kan ich dich kein anthwurtt geben,
eß getzimpt sich nicht ahn dußen ordt
mitt dir in frouwden zu lieben,
eß brechte groß gefeher
meiner zucht und eher,
dich Herzlieb dienen zu gefallen.

Der Heltt der war von frouwden also holtt,
sie ist mich wertt vor alles goltt,
ehr kußet sie auf ihr wengelein roedt,
sie kan mich erretten auß aller noeth,

lob eher und zucht,
du mein eddeles frucht,
du bringst mir groß heimlich leident.

Diß leidt sei dyr Herzlieb gemacht,
und dir zu gefalle[n] gesungen,
adde adde tzu guder nachtt,
huet dich vor falsche zungen,
und gedenk ahn mich
gleich ich ahn dich,
so kan uns niemandt scheiden.

1582 A 67, und noch einmal 154, B 135 in je 4 der Hs. entsprechenden Strophen, bei Verstümmelung der dritten Strophe. Fl. Bl. Yd 7850 St. 5: Drey schöne newe Lieder, Das | Erste, Nun grüß dich Gott, mein | Mündlein rot. Das ander, Kein Lieb ohn | Leyd, mag mirs nicht widerfahren. | Das dritte, Schönes Lieb | möcht ich bey dir | geseyn. | (Bildchen, ein Paar darstellend.) Am Schluſs: Lieb haben in Ehrn, | Soll mir niemand wehrn. | Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Fuhrmann. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 48. Das dritte Lied entspricht den beiden Liederbüchern v. J. 1582 auch in der Verstümmelung der dritten Strophe. Ye 43: Drey schöne Newe Lie-|der. Das erste, Nun grüß dich Gott, | ... | (Bildchen, ein Paar darst.) Am Schluſs: Lieb haben inn Ehren, | Sol mir niemand wehren. | Gedruckt zu Nürnberg, | durch Valentin | Newber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Es liegen in diesem Einzeldruck dieselben drei Lieder vor, die der vorgenannte Druck von Fuhrmann enthält. Das zweite dieser Lieder unten Nr. 48. — Berl. Hs. 1568 Nr. 125 in 3 Str. — Dieses Lied kommt in unserer Hs. noch einmal vor, ebenfalls in 4 siebenzeiligen Strophen, Nr. 61, beginnend 'Schons Lieb mocht ich bey dir sein, nichts liebers woltt ich mir begeren' ... — Auch in des P. v. d. Aelst *Blumm u. Aufsbund*, Dev. 1602 S. 131 [Nr. 138], e. vierstr. Lied 'Mocht ich feins Mägdlein steths bey dir sein, nicht liebers wolt ich begeren', wovon die beiden ersten Strophen den sonstigen Fassungen entsprechen, doch die Strophen überhaupt zu zehnzeiligen erweitert sind, indem das metrische Schema von Z. 5—7 noch einmal gesetzt ist. — Vgl. dazu des Val. Holl Hdschr. 1526 (Nürnberg, German. National-Mus.) Bl. 123 B: Feins lieb möcht ich bey dir gesein, nit mer wolt ich begeren ... 5 zehnz. Str. — 'Heimlich und stille, das ist mein wille' kommt in Liedern und Sprüchen und auch für sich allein mehrfach vor; es gehört zu den stehenden, sprichwörtlichen Redensarten damaliger Zeit. *Niederrh. Liederhdschr. v. J. 1574*, Bl. 108 A: Gedenck der iahr, | Du weiß woll wahr. | Heimlich vnnd still, | Das ist mein wil ... 1582 A 49 und noch einmal 248 'Ey wie (so) gar freundlich, lieblich erzeigstu dich', vgl. B 101, Schluſs: 'heimlich und still, | das ist schöns lieb allzeit mein will'. 1582 A 203 und noch einmal 249 'Jung schön von art, lieblich und zart, bistu herzlieb ob allen', vgl. B 163, Str. II Schluſs: 'heimlich und still, | wer es dein will, | wie möcht mir bas geschehen'. Liederhdschr. d. Herzogin Amalia von Cleve: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 399: 'Stede vnd stylle | dat ist myn wylle'. Weim. Lhs. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 132; Lhs. f. O. Fenchlerin 1592: *Alemannia* I S. 22; Löbe S. 75 usw.

Ein ander. 13.

Kein freuwd ohne leidt wirt erfunden,
deß byn ich wurden inne,
mein freuwd ist mir vorschwunden,
krencktt mir hertz mueth vnd sinne,
bringtt mir ein schweres leiden,
daß ich muß trauren beide tagh vnd nacht,
ach Gott wie wehe thut scheiden,
geschach meinen hertze nie so leide,
wiewoll ichs niemandt klage.

Geluck laß dich erbarmen,
meinen kummer vnd schwere klage,
vorlaß mich nicht mich armen,
gib mir dein hulffe vnd schein,
ich byn so hartt vorwundet,
nach einen zartten mundlein rodt,
mitt Venus flammen entzundet,
so hartt mitt der Liebe durchgrundett,
ach Gott hilff mir auß sulcher noeth.

Trostleicher hortt oben alle,
deine schonheitt, weise vnd getzir
die thun mir so woll gefallen,
woll in dem hertze mein,
ihr schonen ogelein klar,
die geben ghar hellen schein,
golttfarbe seind ihre hare,
ihr wengelein seind wiß vnd klare,
ihr munttlein ist wie ein rodt robyn.

Ich ermane dich ahn die stunde,
do ich dich zum ersten macll sach,
daß ist dir noch woll kunde,
in eheren daß alles geschagh,
ich bitte laß eß alß bleiben
alstetz bey dem alten gesetz,
von dir will ich nicht weichen,
ich hoffe noch gnade zu erreichen,
ach du mein edler schatz.

Ahn dir ist nichts vorgeßen,
du bist von edler artt,
deine tuget steit nicht zu ermeßen,
wie freundlich lieblich vnd wie zartt,
soll ich dein lob außpreisen,
daß ich doch nicht vormagh,
ich redeß bey alle meinen thagen,
schoneß Megdlein vornim mein klagen,
daß ich zu dir in meinem hertzen trage.

Treuwe Liebe stedes in Ehren
soltu finden Hertz Lieb bey mir,
nicht liebers wolte ich begeren,
legge du alle falscheitt von dir,
byn ich nicht deines gleichen
von gewalt, pracht, gelt vnd großem gudt,
so will ich noch nicht von dir weichen,
ich hoffe noch deine hulde zu erreichen,
mein hertz dich allzeitt preisen thut.

Nicht laß mich feinß Megdlein setzen
all mein vortruwend vmb sunst,
thu mich meines leides ergetzen,
nicht wende von mir deinen gunst,
daß ich dich zuuortruwe,
gunne dir gudes vor allen,
eß wirtt dir nicht gereuwen,
geluck wirt sich bald wenden
zu mir in kurtzer frist.

Vgl. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsbund* 1602 S. 146 Nr. 156 'Kein lieb ohn leyd wirt funden' (fehlt, wie schon im Register von 1602, so auch bei Goedeke II² S. 43), in 6 Strophen, die sonst zu der handschriftlichen Fassung stimmen, aufser dafs die hier befindliche 4. Strophe bei P. v. d. Aelst fehlt und sodann jede Fassung ihre besondere Schlufsstrophe hat.

1575
W W W W W
Jürg Ketteler.

Ein ander. 14.

Helff Gott waß schall ich syngen,
vntreuw nimpt die auerhandt,
deith mennigen zu troren dwingen,
daß mein ist Godt bekant.

Iß doch schier kein treuw auf erden
in dußer gantzen weltt,
daß kan nicht beßer werden,
deweile vntreuw behalt daß feltt.

Lebede ich den dagh vnd stunde,
so wurde mein hertz fro,
daß alle falsche munde
von vntruw wurden stum.

Mein hertze muß sich leiden
vnd dulden ehren fenein,
viell frouwde muß ich meiden,
Daß bringtt meinem hertzen groß pein.

Ach daß ich konde wunschen,
daß vntreuw breke sein bein,
waß wurde man mennigen Minschen
von vntreuw hincken sehen.

Richte ich nach ehren willen
doch alle sache mein,
doch konde ich sie nicht stillen,
so gyfftigh ist ehr fenein.

Von idelen großen schmertzen
vorwar singe ich diß leidt,
daß thuth mich wee im hertzen
schwer ich bey meinem eitt.

Queme doch die zeitt vnd daß gelucke,
daß man erkennen kondt,
die hinder frommer Leuthe rucke
alle eher zu schanden wendt.

Diß leith hab ich gesungen
auß traurichem wider mueth,
Gott schende alle falsche zungen,
sie seind von Judas Bluth.

Die Anfangsbuchstaben der Strophen ohne die letzte: H I L M A R Von Que — geben unverkennbar ein allerdings nicht ganz vollständiges Akrostichon, das aber unzweifelhaft zum Namen Hilmar von Quernheim ergänzt werden muſs und nur auf jenen Gönner und Beförderer († 1581) des Hauptmanns Georg Niege bezogen werden kann.

Ein ander. 15.

Der wynter will uns dwingen,
dartzu der kalte schne,
ich horde die vogelein singen,
darnach kumpt uns der mey,
ich merchs bey dem feure,
daß holz ist hie dure,
groen loeff en brenth nicht ballt,
eß seindt beschloßene mehre,
eines andern Mannes sehre
dar hinkt nema[n]dts ahn.

Ich habe horen sagen,
waß nu und offt geschicht,
man schall nicht offte kommen,
dar man einem gerne sicht,
woll ein Herzlieb hatt außerkaren,
der schall auch recht erfaren,
wie ehr sich halten soll,
seinen schimph schall ehr behuten
bey andern frembden Leuten,
so bringet ehr sich nicht in last.

Woll nach zucht und eher will ringen
umb seines Bulen willen,
ob ehme den waß wurde gelingen,
darmitt ehr schweige still,
ist ehr von sulcher glöse,
daß ehr nicht viele en köese,
und rede von nemandts quadt,
so magh ehr freuwde bedriuen
bey andern schonen Leuthen,
dar ihme sein hail nach steith.

Nhu hab ich horen sagen,
was nu und offte geschicht,
daß sich menniger thut berhumen,
daß ehr doch nicht begeitt,
waß halte ich von sulchen affpen,
die stedes leigen und klaffen
und melden ehr egene bicht,
dieselben scholl man schelten,
nicht tellen mangk gute gesellen,
sey sein eß wirdigh nicht.

Eß geschagh in jennem jhare,
in jenner sommer zeit,
daß mir wart offenbare,
daruon singh ich ein leidt,
daß leidt daß sey gesungen
dem Alten alß dem Jungen,
die hier nach hören will,
der sehe zu zu seinem zill
und riße der boßen nicht zu viell
so hatt ehr gewunnen spill.

Ein ander. 16.

Sie hatt mein herz getroffen,
die reine ist wolgemueth,
zu ihr so will ich hoffen,
eß wirt noch allzeitt gudt,
sie liebet mir die reine
woll in dem herze mein,
sie ißet und die ich meine,
ihr Diener ich will sein.

Wehr mich unkundt ihr hulde,
daß wher mich warlich leidt,
daß red ich woll auf mein schulde
und redes bey meinem eidt,
daß mich doch alle meine thage
ihres dienstes nie vordroeth,
deß muß ich armer Heltt klagen
meinen kummer und große nodt.

Noch will ich tzu ihr setzen,
herz mueth und alle mein syn,
ich hoffe sie wirt mich deß ergetzen,
muchte ich stedes bey ihr sein,
stedigleichen bey ihr zu bleiben
und nummer von ihr gelan,
mein unmueth muß sich wenden,
mein trorent muß sich lhan.

Der hoffnungh der ich liebe
die hat mich offt ernert,
wirt sie mich keinen trost nicht geben,
so werd ich bald vortzertt,
und alle mein trost auf erden
daran hatt sie den theil,
daß wunsch ich der Aller schonesten
viel glucks und alles heil.

Aus einer westfälischen Handschrift mitgeteilt, findet sich das Lied in vier nach Wortlaut und Reihenfolge entsprechenden Strophen bei Mone: *Anzeiger* 7, 1838, Sp. 83. Schon im Augsburger Liederbuch v. J. 1454 trifft man das Lied, Bolte: *Alemannia* 18, 1890, S. 203 Wolckenstainer. Sy hat mein hertz getroffen, die schön, die wolgemut ... 6 achtzeilige

Strophen, wovon die erste und, mit Übergehung der zweiten und dritten, die vierte bis zur letzten Strophe den beiden anderen Fassungen entsprechen. Unter den Liedern des Osw. v. Wolkenstein († 1445, Gedichte herausgeg. von Beda Weber 1847) findet sich vorstehendes nicht, vielleicht hat sich der Name, der auch über der unmittelbar folgenden Nummer des Augsburger Liederbuches, und zwar an dieser zweiten Stelle mit gutem Recht, steht, nur versehentlich nach unserem Liede verirrt. Vgl. noch Frankf. Archiv 3 (1815) S. 272; Pal. 184 in 8 Str. Die Fassung bei Bolte lautet:

Sy hat mein herz getroffen,
Die schön, die wolgemut,
zu ir so wil ich hoffen,
es würt noch alles gut,
so frey ich mich der rainen
woll in dem herzen mein,
ich waiß woll, wen ich mainen,
der aigen wil ich sein.

Wölt sy sich noch bedenken,
die hubsch, die seiberlich,
von ir wolt ich nicht wenken
ymmer und ewynklich,
gar stat bis an mein ende,
on alles abelon,
süst muß ich sein ellende,
weil ich das leben han.

Ob ich mit schimpfen, mit scherzen
an anderen ende [bin] fro,
bey ir bin ich in herzen
und anderst [n]inderß swo,
in rechter lieb und trew[en]
ich ir doch nie vergaß,
eß must mich ymmer rewe[n],
trug sy mir dar umb haß.

Würd mir [verkert] ir hulde,
eß wär mir ymmer laid,
eß geschuch an all mein schulde,
schwer ich auf meinen aid,
das ich bey meinen tagen
ir liebe nie verkoß,
so must ich aber clagen
und wer mein unmut groß.

Doch will ich von ir nit lassen,
sy ist mein hochste[r] g[w]ynn,
an sy so will ich setzen
herz, mut und all mein sinn,
ob es sy wolt erparmen
mein trauren, das ich trag,
schlüß sy mich an ir arme,
vergangen wer mein clag.

Der hoffnung will ich leben,
sy hett mich dick ernert,
würd mir kain trost gegeben,
so han ich gar verzert
zwar all mein freud auf erde,
dar an hat sy ein tail,
doch wünsch ich ir ye bey der weyllen
gelück und alles hail.

Ein ander. 17.

Ach Godt wem schall ichs klagen,
daß ich so trourigh byn,
hab ich doch alle meine thage
keine lieber hatt in meinen syn,
wie schold ich sulchs vorgeßen,
herz trost und zuversicht,
deweil ich habe das lebend,
will ich gedenken ahn dich.

Herzlieb ich thu dich fragen,
du woldest mich recht vorstahen,
schold ich noch lenger jagen,
ehr ich dich konde fahen,
ich habe dich außerkaren
woll in daß herze mein,
sagh Schons Lieb scholdest sein vorlaren,
trouren moste mein eigen sein.

Nach ehren schaltu ringen,
Herzlieb in stedigkeit,
keine ander schall dich vordringen,
wher eß allen Kleffern leith,
und horstu waß von mich sagen,
daß dich in zweiffell brochte,
darnach schalstu nicht fragen,
du schalst mich die Leveste sein.

Ich wolde auch gerne wißen,
gib mich der warheit ein schein,
keme ich auß deinen augen,
schold ich vorgeßen sein,
ach nein du bleibest eß alleine,
und werstu noch so weith,
keinen andern will ich lieb haben
dan dich Herzlieb allein.

Ein wordt hab ich gehoret
auß deinem rotermundt,
kondt ich deiner treuwe geneißen
auß deines herzen grundt,
in frouden woltt ich leben,
in deinem dienste bereitth,
bey dich so wold ich bleiben,
gundt eß Gott, in ewigkeit.

1576
D. M. S. L.
Cha. Vincke.

Die beiden ersten Strophen des Liedes entsprechen den beiden ersten von Nr. 29 im nd. Lb. und von Nr. 141 im Antw. Lb. 1544 (Hoffmann, *Hor. Belg.* XI S. 210). Alle diese Fassungen scheinen stark verkürzt und entstellt zu sein aus einem langen Wechselgespräch, das vollständig zweimal mit 16 Strophen geboten wird in des P. v. d. Aelst *Blumm und Aufsbund* (Dev. 1602) S. 150 Nr. 159 und S. 176 Nr. 179. Vgl. dazu *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 16.

18. **Dull vnd toricht, nimmer mher klugk, die welt ist getziret mit grofsem homuth** ... 5 elfz. Str. = 1582 A 125, B 3; Ye 453 'Drey Schöner Lieder' (Beschr. s. oben zu Nr. 3) an erster Stelle mit 5 Str. Niederd. Lb. 105, vgl. *Jahrb.* 26 S. 36. Die Hs. weicht von den Drucken in der Strophenfolge ab, indem die sonstige zweite Strophe hier erst an vierter Stelle zu finden ist.

19. **Kher wider gluck mitt freuwden, vnd treib vngefall von mir** ... 3 siebenz. Str. = 1582 A 35, B 88; Goed. II² S. 27 Schöffer 1513, S. 28 Bergr. S. 36 G. Forster (III 1549 u. ö. Nr. 25) u. a. Demantius, *Conv. delic.* 1608 Nr. 13 in 3 entspr. Str. Fl. Bl. Yd 7821. 26: Drey hübsche Lieder, | Das erst, Wort laß jch nit be- kümmern mich. | Das ander, Jch rew vnd klag, das | jch meyn tag. | Das dritte, Ker wider glück mit | frewden, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg | durch Künigund | Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 74. 'Ker wider' 3 den sonstigen Fassungen entspr. Str. — Yd 9126: Ein hübsch lied, Mein | eynigs A. | Ein anders, So wünsch | ich jr ein gutte nacht. | Ein anders lied, Ich hab | verschüt mein habermuß, des muß. | Noch ein liedlein, Lieb- lich hat sich gesellet, mein. | Item noch ein anders | liedlein, Ker wider glück mit freüden. | Am Schlufs: Gedrückt zu Nürenberg | durch Jobst Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) 2. So wünsch ... s. unten Nr. 39; 4. Lieblich hat sich ... Nr. 92; 'Ker wider' in 3 entspr. Str. — Ye 22: Drey Schöne Lieder, | Das erst, Tag vnd nacht leid ich | groß not. Imm thon, Nach | willen dein, etc. | Das ander, Ich rew vnd | klag, das ich mein tag. | Das dritte, Ker wider | Glück mit frewden, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Neuber. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 74. 'Ker wider' 4 Strophen; Schlufsstr. mehr, beginnend 'Dem klaffer dem geschicht layde'. — Im Sammelbande Basel, Sar. 151 St. 42, befindet sich ein verstümmelter Druck, der als viertes Lied (und wahrscheinlich letztes) enthält 'Keer wider glück mit fröuden' 3 Strophen. — Einen niederdeutschen Einzeldruck aus Tübingen, Univ.-Bibliothek, führt an A. v. Keller, *Fastnachtsp.* 3 (Bibl. d. lit. V. 30) S. 1471. — Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 23 bietet das Lied mit drei den anderen Fassungen entsprechenden Strophen, aufserdem aber Nr. 2 ein Lied gleichen Anfangs mit fünf ebenso gebauten, inhaltlich davon verschiedenen siebenzeiligen Strophen. Pal. 162/3 in 8 u. 3 Str. — Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 467 Nr. 1662.

Quam ducturus es habeat P quinque puella,
Sit proba, sit prudens, pulchra, pudica, pia,
Pecuniosa quoque.

Die du wiltt nemen zu der Eh'
Soll haben drey H drey F drey G,
Daß ist, sie soll ohne falschen Schein
Fromb Freundlich vnd Fursichtich sein,

Godtfurchtig, Gehorsamb vnd Getreuw,
Hubsch, Hurtich, Heußlich kumpt hie bey,
Ein R, daß sie ahn guetenn Reich,
So findt man selten Ihres gleich.

Bei Georg Niege, Berl. Mgq 864, IV. Bl. 129 B, findet man: Dem Freier. | Die du wilt nemen zu der Eh | Sol han drey F, drey H, drey G ... 12 Zeilen; Bl. 130 A: Der Freierschen. | Den du wilt nemen zu der Eh | Sol han drey F, drey H, drey G ... 12 Zeilen. — Das *ABC c. not. var.* 1703 S. 74: L. A. M. v. W. Zeitvertr. Quam sis ducturus teneat P quinque puella ... (3 Distichen) ... Misand. l. c. p. 1111.

20. **Schon byn ich nicht, mein hohester hordt, lafs mich dafs nicht entgelden** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 181, B 137; Berl. Hs. 1568 Nr. 108 ebf. in 3 entspr. Strophen, doch Schlufs der letzten Strophe nach demjenigen der zweiten abirrend. Fl. Bl. Yd 7821. 33 'Drey schöne newe Lieder' Nürnberg, Kunegund Hergotin, o. J. 2. Lied 'Schön bin ich nit mein höchster hort' 3 entspr. Str. Yd 7850. 7 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, Val. Fuhrmann, o. J. 3. Lied 'Schön bin ich nicht, zu gleich wie du' in 3 zehnzeiligen, genau so wie bei vorgezeichnetem Liede gebauten Strophen, doch dem Wortlaut nach ganz davon abweichendes, besonderes Lied. — *Des Knaben Wunderh.* 3, 1808, S. 77 'Schön bin ich nicht, mein höchster Hort' 22 Zeilen; Z. 9 'Ihr findet in Geschichten | Vom Fisch Delphin genannt ...'. Als Quelle dieser seltsamen Zusammenklitterung verschiedener Lieder wird angegeben '*Schöne Lieder Henrici Finkeis* (! statt Finkens) 1536'. Vgl. Goed. II² S. 33 (in London, Brit. Mus., auch ein Exemplar von Fincks Liedern). Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 14, gibt das Lied mit 3 den sonstigen Fassungen entsprechenden Strophen aus Nic. Rosth, *Ander Theil Newer Lieblicher Galliardt*, 1593. Vgl. Goed. II² S. 56. Goedeke-Tittm. S. 13 steht das Lied mit 3 Strophen unter Berufung auf 1582 A 181 und Th. Mancinus Nr. 29; dieses Helmst. 1588; vgl. Goed. II² S. 57.

Ein ander. 21.

Auf erden lebt ihres gleichen nicht,
der ich mich hab ergeben,
fromb ist sie und seuberlich
und furet ein zuchtigh lebend,
freundlich dabey,
darumb liebe ich sey
allein vor die andern alle,
all ihr begirtte
erfulle ich gerne,
ihr zu liebe und freundleichem gefalle.

Allein zu dir mein hoffnungh stehet,
dich hab ich mich ergeben,
von dich wend mich kein liebe oder leith,
ohne dich kan ich nicht leben,
kein augenblick
entkumpstu mich nicht
auß meinem jungen herze,
du bist mein wunne,
mein trosterinne,
du wendest mir alle meine schmerzen.

Von herzen grundt byn ich erfrouwt,
verschwunden ist mir all mein leidt,
itz kumpt die froleiche sommerzeit,
ich hoffe eß glucke uns beiden,
daß wir offt
zusamen kommen
unser leith mitt scherz zuvertreiben,
dein freundleichs angesicht
erfrouwet mich,
dein will ich sein und bleiben.

Hofflich steith all ihr geberde,
freundlich thut sie sich ertzeigen,
ich thu alles waß ihr jungs herz beghiert,
ich gebe mich ihr zu eigen,
kein ungefall
mich schieden sall
von ihr auf dieser erden,
thu deß gleichen
du Erenthreiche
und laß dich nemandt lieber werden.

Verschieden hiervon sind Lieder wie 'Ihrs gleichen lebt auff erden nicht, der ich mit lieb verpunden bin' *65 Lieder*, Straßburg, Schöffer u. Apiarius, o. J., Nr. 22; Forster I 65; vgl. Goed. II² S. 32 u. 35; oder 'Ihrs gleichen lebt auff erden nicht, der ich mich hab mit lieb verpflicht' P. v. d. Aelst, *De arte am.* 1602 S. 42; Fl. Bl. Yd 7850. 10 'Drey Schöne Lieder' o. O. u. J., 3. Lied; u. dgl. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 88 das Lied nach P. v. d. Aelst.

†
15 * * * 76
A G H M
J. v. Dincklage gnadt
der Junger dyr Gott
Anno ~ 88 ~ den ~ 5 ~ Augusti zur Cloppenborch gestorben

A G H M wohl zu vervollständigen: Ach Gott hilf mir!

Ein ander. 22.

Ich erfrouwe mich einer abendstunde,
merch auf feins Megdlein wie ichs myene,
mir ist eine froliche bottschaft gekomen,
mein Bole schlefft heut alliene,
ach Gott wher ich der bottschaft fro,
und meinem schonen Bolen wher also,
davor neme ich kein sylber noch rotes golt
robyn und edelgesteine.

Ach Megdlein wie whar dir zu muthe,
do dich der alte Man kußde,
mich dauchte wie ich schlehen aß,
in einem dornen strauche ich saß,
zu gueter nacht, daß Megdlein sprach,
wir zwo wir mußen uns scheiden.

Ach Megdlein wie whar dich zu muthe,
do dich der Jungh Gesell kußde,
mich dauchte wie ich Sucker aß,
in einem rosen garten ich saß,
zu gueter nacht, daß Megdlein sprach,
wir zwo wir lebdten in freuwden.

Eß felt kein baum ahm ersten streich,
man muß ihn dan trostlich vellen,
ach Megdlein du bist hubsch und fein,
du tragest einen schwachen glauben zu mir,
darumb ist eß zeit,
daß ich dich meith
und wir zwo uns schieden.

1575
Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.
G V S W G
H. v. Dincklage
Alius peccat Alius plectitur.

23. **Ich armes Megdlein beklage mich seher, wo schal mich nu geschehen** ... 4 neunz. Str. 1582 A 7, B 59 in 3 Strophen, ohne die letzte der Hdschr. *Gassenh. u. Reutterl.* o. O. u. J. 44 u. 45 Anfangsstrophe. *115 Liedlein,* Nürnberg Ott 1544, Nr. 47 in 3 Str. Forster III 1549 u. ö. Nr. 31 in 4 der Hdschr. entspr. Str. (III 32 Mel. II 67 anderes Lied.) P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 124 Nr. 130 ebf. in 4 Str. Goed. II² S. 30, 36, 38, 43 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7821. 10: Zwey Schöner Lieder | Das erst, Ich armes maydlein klag | mich seer. Das ander, Brinnende | lieb du haysser flamm ... || (Bildchen) Fehldruck, aufser der Titelseite nur Bl. 2 B und 3 A bedruckt mit der letzten bezw. vierten Strophe des ersten und den fünf ersten Strophen sowie den Anfangsworten zur sechsten des zweiten Liedes; dieses unten Nr. 110. — Yd 7821. 16: Ein hübsch new Lied | Ich armes maydlein klag | mich seer. | Ein ander Liede, Brinnende lieb | du heysser flamm | ... || (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg durch | Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 110. 'Ich armes maydlein' 4 Str. — Yd 9362: Ein hübsch new Liedt, | Ich armes meydlein klag | mich seer: | Ein ander hübsch Lied, | Brinnende lieb du heisser flamm | ... || (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin | Newber. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Vgl. Nr. 110; 'Ich armes meydlein' 4 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 59 'Drey hübsche newe Lieder' J. F. d. i. Jacob Frölich, Straßburg o. J. 2. Ich armes Meydlein ... 4 Str. — Pal. 138 in 4 Str. — Görres 1817 S. 125, Wackernagel 1841 S. 855 in je 4 Str. Uhland Nr. 71 in 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 67 nur die erste Strophe; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 212, *Lh.* II S. 300 Nr. 479.

24. **Ach Gott mich thut vorlangen, nach dem die ist gefangen ...** 5 sechsz. Str. Fl. Bl. Ye 3581 Drey schöne newe Lieder, | Das erste, von der Statt Magde-|burg ... | ... Das ander, Ein klaglied der | Hochgebornen Frawen Sybillen | Hertzogin zu Sachsen ... 4 | (Bildchen) | Das dritt ein klaglied zu Gott, | von allen frommen Christen, von der statt | Magdenburg ... || Am Schlufs: Getruckt zu Strasburg, bey | Thiebolt Berger. (8 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) 1. O Magdeburgk halt dich feste ... 2. Ach Gott mich thut verlangen ... 5 Str. 3. Gantz ellend schreyen Herr zu dir | Vil hochbetrübter hertzen ... 24 Strophen. ·GCIRI, AKVES, EHNAV, SAPOT, ECKEr: d. i. bei Vertauschung der 12. und 13. Strophe: G. Ciriak Vesenhaus Apotecker.) Heyse, *Bücherschatz* S. 84 Nr. 1319; *Des Knaben Wunderhorn* II S. 111, Görres S. 277, Liliencr. IV S. 445 Nr. 563. Neuerdings aus einem Liederbuch, das als Vorläufer der Frankfurter Gruppe v. J. 1578, 1582 usw. zu betrachten ist, mitgeteilt von dessen Besitzer Wolkan im *Euphorion* 6, 1899, S. 649 bis 662, Nr. 61. — Pal. 62 in 5 Str. — Vgl. noch fl. Bl. Frankfurt a. M. Stadtbibl. Auct. germ. L 522 St. 10 'Zwey Schöne Lieder' 1551 o. O. 2. Ach Gott mich thut verlangen, | Nach dem der yetzt gefangen ... 8 Str. 'Durch Petrum Watzdorff'.

25. **Mein gemuete vnd gebludt, ifs gar entsund, in liebe vnd brendt, vnd ficht mitt macht ...** 6 neunz. Str. = 1582 A 63, B 110; Forster I 85 die ersten drei Strophen; Goed. II² S. 31 Gassenh. 1535, S. 35 Forster, S. 40 Nürnberger Druck v. 68 Liedern, S. 41 Bicinia 1553, S. 56 Harnisch (Liedlein 1591 Nr. 27 in 3 Str.) u. ö. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 44 'Ain schön lied mein gemüt vnd plüt ist gantz enzint' ... 5 Str. = Hs. 1575 Str. I, IV, VI, III, V (II fehlt). — Yd 9483: Zwey schöne Lieder | Das Erst, Ach lieb mit leyd, | wie hast deyn bscheyd. | Das ander, Meyn gmüt vnd | blüt, ist gantz entzint. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg | bey Georg Wachter. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und letzten Bl. leer.) Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 38, das zweite Lied in 5 Str. entspr. Hs. I—V. — Ye 437 Sös lede volgen, | Dat erste. Wat werdt ydt | doch, des wunders noch. Dat ander, Als | wert vorkert ... | ... Dat Söste, | Min gemöte vnde | blot. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 91, das sechste verläuft in 6 der Hs. nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. — Handschriftl. Lb. d. Herzogin Amalia von Cleve, Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 403; Weimarische Liederhandschr. v. J. 1537, Hoffmann: *Weimarisches Jahrb.* 1, 1854, S. 105.

26. **Von edler ardt, ein Frouwlein zart, bistu ein kron ...** 3 zwölfz. Str. = 1582 A 15, B 67; *121 Lieder* 1534 Nr. 28 in 4 Str. Forster I 35 ebf. in 3 entspr. Strophen, vgl. V 20 u. 21. *Niederd. Lb.* Hamburg 1883 Nr. 71 bezw. 65: *Jahrbuch f. niederd. Sprachf.* 26, 1900, S. 28. Goed. II² S. 27, 29, 30, 31, 35, 37, 40, 41 u. ö. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 61; Yd 9755 Nürnberg, V. Neuber; Heyse, *Bücherschatz* Nr. 1017. Niederd. Einzeldr. b. Keller, *Fastnachtsp.* 3 (Bibl. d. lit. V. 30) S. 1472. Weim. Liederhandschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* 1, 105. Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 22. Pal. Nr. 187. — Wackernagel, *Kirchenlied*, 1841, S. 851; Goedeke-Tittmann S. 20; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 130, *Lh.* III S. 479 Nr. 1677.

Anno domini 1576

...

W. D. Ghelle mpp.

Daneben: **Gnade dyr | Gott. | Gestorben | den 24 | Septemb. Anno ~ 76 ~**

27. **Ich reith ein mall spatzieren, durch einen gronen waltt ...** 5 fünfz. Str. 1582 A 147, B 11 in je 13 Strophen; die Hs. entspricht mit

ihren drei ersten Strophen den drei ersten der Liederbücher v. J. 1582, die vierte Strophe setzt wie die fünfte ein und schliefst wie die sechste der längeren Fassungen, die Schlufsstrophe der handschriftlichen Fassung steht für sich besonders:

Diß Leidlein sey gesungen, der hertz alderliebsten mein, von ihr byn ich vordrungen, eß kan nicht anders gesein, und wem daß Ledt nicht behaget, der stehe auf drie stund vorm dage, und hebe ein ander ahn.

Die Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 113 hat 8 Strophen, wovon I—III, VI u. VIII in der Hs. v. J. 1575 wiederkehren; Schlufsstr. 1568:

Deiß lyedtt hab ich gesungenn, So woll als ich es kan, So iemantz eß nitt behagett, Der stahe auff drei stundte für dem taghe, vnnd heb ein bessers ahn.

Wunderh. IV S. 6; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 138 u. 139, *Lh.* II S. 260 Nr. 440.

28. **Ich horde ein kummer klagen, von einem Weibs gebiltt ...** 4 siebenz. Str. 1582 A 31, B 83 nur 3 Str.; Forster III 61 in 4 Str. Bergr. 1574 Nr. 53 in 6 Str. Meiland 1575 Nr. 5 in 4 Str. Niederd. Lb. Nr. 70: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 28 in 6 Str. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 31, Yd 7850. 16 'Drey schöne Lieder' Straßburg, J. Martin (o. J.) in je 6 Str.; in letzterem Sonderdruck auch Nr. 51 u. 129 (s. unten), desgl. in Yd 9565. 66. 68. Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 38 in 3 Str. Pal. 146 in 4 Str. Hs. 1575 gibt von den 6 Strophen der vollständigen Fassung nur I, III, V und hat an zweiter Stelle eine besondere Strophe zwischengeschoben. Noch im Bergliederbüchlein des 18. Jahrhunderts (1700/10) Nr. 160 'Ich hört ein Fräulein klagen' 3 Str. — *Wunderh.* I, 1806, S. 314; Görres S. 120, Uhland Nr. 87, Goedeke-Tittmann S. 81 (vgl. 91); Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 117, *Lh.* II S. 605 Nr. 805.

29. **Zartt schone Frauw, gedenck vnd schauw ...** 3 sechzehnz. Str. = 1582 A 2, B 54; Harnisch 1591 Nr. 26; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 27 Nr. 41; P. v. d. Aelst, *De arte amandi* 1602 S. 112 u. ö. Demantius, *Conviv. Deliciae* 1608 Nr. 16 — stets in 3 entspr. Str. Goed. II² S. 27, 29, 31, 44, 56 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 72: Ein schon lied. Zart schone fraw ... ebf. 3 entspr. Str. Ye 8 'Drey hübsche Lieder, Das erste, Zart schöne Frau' ... Nürnberg, Val. Neuber o. J. — Niederd. Lb. Nr. 74: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 29.

Fl. Bl. Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 39 'Vier hüpsche Lieder, Das erst, Zart schöne frouw' ... o. O. u. J. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 33 'Drey schöner Lieder. Das Erst, Zart schöne Fraw' ... Augspurg, H. Zimmermann o. J. Beschr. s. oben Nr. 8. — Weimar, Sammelb. St. 62 'Drey hübscher Lieder, Das Erste, Zart schöne fraw' ... Nürnberg, K. Hergotin o. J. (Dieselben 3 Lieder wie Ye 8.) — Bestand auch überall 3 entspr. Str.

Einen verstümmelten niederdeutschen Einzeldruck, der dies Lied an zweiter Stelle bietet, führt aus dem früher Uhlandschen, nunmehr der Tübinger Univ.-Bibl. zugehörigen Sammelbande vor A. v. Keller, *Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh.* 3 (Bibl. d. lit. Vereins in Stuttg. 30. 1853) S. 1472.

Berl. Hs. Mgq 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 27 B ebf. in · entspr. Str. Berl. Hs. v. J. 1568 Mgf 752 Nr. 14 desgl. Weim. Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 105. Pal. 63 u. 203 in je 3 Str.

Wackernagel, *Kirchenl.* 1841 S. 854; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 483 Nr. 1681.

30. **Ob mir grofs vngefall schwerlich betrubt, dafs mufs ich leiden gantz duldichlich ...** 3 zehnz. Str. = Lb. Metz, P. Schöffer 1513 Nr. 60; Forster III 1549 u. ö. Nr. 48; vgl. Goed. II² S. 27 u. 36.

31. **Mocht ich gunst haen, bey dir dafs kan ich nicht vorslaen ...** 3 neunz. Str. = 1582 A 190, B 147; Forster I 1539 u. ö. Nr. 52 ebf. in 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, V, 22 St. 36: Sonderdruck, 2 Lieder enthaltend, [Nürnberg] G. Wachter o. J. 'Mocht jch' an zweiter Stelle mit 5 Str.

32. **Elendt bringet pein, dem jungen hertze mein...** 3. Str. Akrost. 'Els[a]' = Forster I 92, III 79; *65 Lieder*, Straßburg, P. Schöffer u. M. Apiarius o. J. Nr. 43; *115 Liedlein*, Nürnberg, J. Otho 1544, Nr. 76; *Gassenh. u. Reutterl.* o. O. u. J. Nr. 51; Goed. II² S. 32, 34, 36, 38 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9575 Vier schoner Lieder, Das | erst, Elendt bringt peyn dem jungen hertzen | mein. Das ander, Elend bin ich biß das | sie mich. Das dritt, Wie schon plüet | vnns der Meye. Das vierdt, Ich | muß vonn hinnen scheidenn. | (Bildchen) (3 bezw. 4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und das ganze vierte Bl. leer.) 'Elendt pringt peyn' 3 entspr. Str. Wegen des dritten Liedes vgl. unten Nr. 47. — Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 97 ebf. 3 entspr. Str. Pal. 67 desgl.

33. **Ach vnfals neidt, so lange zeitt, hab ich mennige stund erduldet ...** 3 zwölfz. Str. Forster I 39 in 3 Strophen, die sonst denjenigen der Hs. entsprechen, außer dafs die zweite und dritte ihre Plätze vertauscht haben. Fl. Bl. Weimar, Sammelb. St. 2: Schöner außer|lesener lieder. x. | 1 Vil glück vnd heyl. | 2 Ach vnfals neydt. | 3 Ich rew vnd klag. | 4 Ach werde frucht. | 5 Ach weyblich art. | 6 Wol kumpt der Mey. | 7 Man sicht noch wol. | 8 Mich zwingt darzu. | 9 Ein Thurnier sich er-|haben hat. | 10 So wünsch jch jr ein | gute nacht. | (Am Schlufs:) Gedruckt zu Nürnberg durch | Kunegund Hergotin. | (7 bezw. 8 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und das ganze letzte Blatt leer.) 2 Ach vnfals neydt ... 3 entspr. Str. Wegen des dritten und des zehnten Liedes vgl. unten Nr. 74 und 39. Fl. Bl. London, Brit. Mus. 11, 515 a 48 St. 12: Schöner auß-|erleßner Lieder | Zehen. | 1 Vil glück vnd heyl. | 2 Ach vnfals neydt. | ... | 10 So wünsch ich jr ein | gute nacht. | (Am Schlufs:) Gedruckt zu Nürmberg | durch Valentin | Neuber. | (8 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer. Vorders. des letzten Bl. enthält auch nur den Druckvermerk, sonst nichts.) 2. Ach vnfals neidt ... 3 entspr. Strophen; Anfang der dritten Strophe fehlt, indem eine Zeile des Druckes ausgefallen ist. Diese beiden Nürnberger Drucke, welche dieselben zehn Lieder in derselben Reihenfolge vorführen, finden sich erwähnt bei Goedeke II² S. 30; nicht erwähnt werden andere Zehn-Lieder-Sonderdrucke, wie z. B. Berl. Yd 7850 St. 2 'Zehen Schöner Lieder' Augspurg, Mich. Manger o. J. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. — Eine niederdeutsche Fassung vorbezeichneten Liedes enthält ein Sonderdruck Berl. Ye 2665 'Veer lede' o. O. u. J. 'Dat veerde. Ach vnuals nydt, so lange tyd, hebb ick mennge stund erdüldet' ... 3 der Hs. nach Wortl. u. auch Reihenfolge entspr. Str.

34. **Ich kan nicht gnugsam schelten, die Vntreuw dieser Weltt ...** 5 achtz. Str. = G. Niege, Mgq 864. IV. Bl. 7 B.

35. **Deine gesund meine freude, du mein einiger trost ...** 7 fünfz. Str. = 1582 A 68; 1582 A 151 u. B 16 haben 10 Strophen, wovon I—IV, IX, VI, VIII in dieser angegebenen Reihenfolge zur siebenstrophigen Fassung angewandt sind. Vgl. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 142 Nr. 151 'Dein gesundheit ist mir lieb' 10 Str. — Fl. Bl. Yd 9904: Zwey schöne newe Lieder, | Das erste, Frölich bin ich auß | hertzen grundt. | Das ander, Dein gsundt | mein frewdt du mein eyniger | trost, Wie offt, etc. (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin | Newber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) Wegen des ersten

Liedes vgl. unten Nr. 67; ‚Dein gsund' 10 Strophen entspr. 1582 B 16. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 50: Zwey Hüpsche | neüwe Lieder, Das Erst, | Frölich bin ich auß hertzen grundt, | Das ander, Dein gsund mein freud, | mein einiger Trost, etc. | (Bildchen) Am Schluß: Getruckt zu Basel, bey | Samuel Apiario. | 1569. (4 Bl. 8°. Rücks. des ersten leer.) Die beiden Lieder entspr. Yd 9904.

36. **Ich reitt ein maell zu Buschwert ahn** ... 8 fünfz. Str. = 1582 A 69; A 148, B 13 in je 10 Str. Niederd. Lb. 67 bezw. 62, Hamburg 1883 S. 43: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 27, in 8 der Hs. entspr. Str.

Fl. Bl. Berlin, Yd 7850. 3: Zehen Schöne | Weltliche Lieder. | Das erste, Ach Winter kalt, wie | ... | Das ander, Was mich nicht brendt | ... Das dritt, Ich erschell mein Horn | ... | Das vierdt, Hertz einiger trost auff | Erden, etc. | Das fünffte | Es war ein wacker | Meidlein wolgethan. Das sechste, Ist mir ein kleins wald | Vögelein geflogen, etc. | Das siebend, Vntrew du thust mich | meiden, etc. | Das acht, Elendt du hast deine | weile ... | Das neundte, Man singt von schö-|nen Jungfrawen vil. | Das zehende, Ich reit ein mal zu | Buschwart an, etc. | (8 Bl. 8° o. O. u. J.) Sechs von den Liedern dieses Einzeldrucks finden sich in der Hs., 1 s. Nr. 44, 3 s. Nr. 94, 4 s. Nr. 69, 8 s. Nr. 108, 9 s. Nr. 63, 10 vorbezeichnetes Lied in 8 entspr. Str. — Yd 9876 (3 Lieder) 'Ein Schön New Liedt, Ich reytt ein mal zu Braunschweyg auß' 10 Str. entspr. 1582 A 148 u. B 13.

Fl. Bl. Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 41, Bruchstück o. T. o. O. u. J. 'Ich reyt eins mals zu Brunschweig auß' 9 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 76 'Vier Hübsche Weltliche Lieder' 1613 o. O. 4: Ich ritt ein mal zu Braunschweig auß ... 10 Str. — London, Brit. Mus. Sammelb. 11, 515 a 53 'Vier Hüpsche Weltliche Lieder' 1611 o. O. 4: Ich ritt eins mals zu Braunschweig auß ... 10 Str. — Brit. Mus. 11, 522 df 38 (besonderes Heftchen): Ein schön News | Lied: Ich rytt eins mals zu | Braunschweyg auß etc. Von | einem Schönen brawn | Mägetlein etc. | In seiner aygnen Melodey. | (Bildchen) Am Schluſs: Getruckt zu Augspurg, | durch Mattheum | Francken. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten Blattes leer.) 'Ich ritt' 9 Str.

Antw. Lb. 1544 Nr. 84: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 127 'Ic reede een mael in een bossche dal' 6 Str. Weimarer Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 104 ebf. 6 Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 53 in 10 Str.

Uhland Nr. 154; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 429, *Lh.* III S. 193 Nr. 1307 u. 1308.

37. **Nach willen dein, ich dir allein, in trewen thu ertzeigen** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 3, B 55; Forster I 43; Öglin 1512 Nr. 26 in je 3 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Ausb.* S. 165 Nr. 171 in 8 Str.

Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 51 (offenes Blatt ohne Überschrift, links oben Bildchen) 'Nach willen dein, mich dir allein, in trewen zu erzaigen' ... 8 Str. — Yd 9299 'Drey hübsche Lieder, Das Erst, Nach willen deyn' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 8 Str. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2017 St. 13 'Drey schöne lieder, Das erst: Nach willen dein' o. O. u. J. (dieselben 3 Lieder wie Berl. Yd 9299) 'Nach willen dein' 8 Str. — Einen niederdeutschen Einzeldruck aus dem früher Uhlandschen, nunmehr der Tübinger Univ.-Bibl. einverleibten Sammelband führt an A. v. Keller, *Fastnachtspiele* 3 (Bibliothek d. lit. V. 30. 1853) S. 1472.

Die Strophen 4—8 der längeren Fassung sind schwerlich aus einem Gusse mit den 3 vordersten, die der kürzeren Fassung entsprechen. Diese 3 Strophen sind zwölfreimig, jene 5 zehnreimig, indem die Binnenreime der vorderen Strophenhälfte fallen gelassen und so statt je 2 Zeilen von 2 Hebungen eine von je 4 Hebungen vorliegt. Diese Verschiedenheit bedingt keinen Wechsel der Tonweise, viele Gedichte des 16. Jahrhunderts

gehen auch ohne weiteres von der einen zur anderen Bauart über und schwanken zwischen beiden herum; in vorliegendem Falle sind aber die 3 ersten Strophen ganz folgerichtig nach 12 Reimzeilen, die 5 anderen ebenso regelrecht nach 10 Reimzeilen eingerichtet, so daſs man genötigt ist, entweder zwei voneinander zu trennende Teile desselben Gedichtes oder zwei besondere Gedichte anzunehmen, was im Grunde auf dasselbe Ziel hinausläuft.

Berl. Hs. 1568 Nr. 5, 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 29 in je 8, 1574 Nr. 22 in 3 Str. — *Liederh.* III S. 471 Nr. 1667.

38. **Ach Lieb vnd Leid, wie hastu dein Bescheid** ... 3 vierzehnz. Str. = 1582 A 6, B 58; Forster I 97; Öglin 6; *Blumm u. Aufsb.* S. 180 Nr. 183 — überall in je 3 entspr. Str. Goed. II² S. 26, 27, 34, 42 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9483 'Zwey schöne Lieder Das Erst, Ach lieb mit leyd' Nürnberg, G. Wachter o. J. Beschr. s. oben Nr. 25. 'Ach lieb' 3 entspr. Str. — Frankfurt a. M., Stadtbibl. Sammelb. Auct. germ. L 522 St. 10 'Zwey hüpsche Lieder. Das erst Ach lieb mit leid' o. O. u. J. 'Ach lieb' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 58 in 3 entspr. Str. München, Hof- u. Staats-Bibl. Cgm 1137 Bl. 365 'Ach lieb mit layd wie hast dein beschaid' in 3 Str. Pal. 104 in 3 Str. — Wackernagel, *Kirchenlied* 1841 S. 860; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 455 Nr. 1444 (l. 1644).

39. **So wunsch ich ihr eine gute nacht, zu hundert tausent stunden** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 10, B 62; Forster I 130; *Blumm u. Aufsb.* S. 87 Nr. 94; M. Franck, *Musical. Bergkreyen* Nr. 7 — überall in je 3 entspr. Str. *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 25 Mel. mit untergelegter Anfangsstrophe. Harnisch 1587 Nr. 11 desgl. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 64 'So winsch ich ir ein gutten nacht, zu hundert dausend stunde' 3 entspr. Str. — Yd 7821. 19: Druck v. 3 Liedern: 'Ein hübsch lied, Dein murren macht' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 3. Lied 'So wünsch ich' 3 entspr. Str. — Yd 9126, Druck v. 5 Liedern, Nürnberg, J. Gutknecht o. J. 2. Lied 'So wünsch ich' 3 Str. Beschr. oben Nr. 19; vgl. unten Nr. 92. — Weim. 'Schöner außerlesener lieder. x.' Nürnberg, K. Hergotin o. J. Lond. 'Schöner außerleßner Lieder Zehen' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. s. oben Nr. 33) 10. Lied 'So wünsch ich' in je 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 49 in 3 entspr. Str. Nürnberg, Germ. National-Mus. Val. Holls Hs. 1526 Bl. 155 B 'So wünsch ich' 3 Str. Pal. 183 in 3 Str. — Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 135; Goedeke-Tittm. S. 65.

40. **Ich habs gewagtt, du schone Magd, in rechter lieb vnd trewe** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 14, B 66; Forster I 16 in je 3 entspr. Strophen. Niederd. Lb. Nr. 1: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 9, ebf. 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 9946 'Zwey Schöner newer Lieder' Nürnberg, V. Neuber o. J. 2. 'Ich habs gewagt' 3 entspr. Str. — Ye 821 'Vier Schöne Newe Lieder' Magdeburg, W. Roß o. J. 2. 'Ich habs gewagt' 3 entspr. Str. — Heyse, *Bücherschatz* Nr. 940 entspr. Ye 821. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 52 'Drey schöne neuwe Lieder, Das erst, Ich habs gewagt, frisch vnuerzagt' o. O. u. J. 3 Str. — Frankfurt a. M., Auct. germ. L 522 St. 17 'Zwey schöne newe lieder' o. O. u. J. 2. 'Ich habs gewagt, Frisch vnuerzagt' 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 16 'Zwey Schöner newer Lieder' Nürnberg, G. Wachter o. J. (Nürnberger Einzeldruck Yd 9946 enthält dieselben 2 Lieder) 2. 'Ich habs gewagt, frisch vnuerzagt' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 zweimal: Nr. 18 u. 20 in je 3 entspr. Str. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 19 in 3 entspr. Str. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 203, *Lh.* II S. 318 Nr. 496.

41. **So wunsch [ich] ihr eine gute nacht, bey der ich war alleine** ... 5 siebenz. Str. = 1582 A 13; B 65 nur 4 Str. (ohne die letzte), Forster

III 1552 (noch nicht III 1549) Nr. 17 in 5 entspr. Str. (V 19 Mel.). *Ander teyl der Berckreyen*, 1574, Nr. 16 in 4 Str. Franck, *Musical. Bergkreyen* 18 in 3 Str. Fl. Bl. Yd 7831. 73 (2 Lieder) 'Ein schön lied, von deß Fürsten Tancredi Tochter' Straubing, H. Burger o. J. 2. 'So wünsch ich' 5 Str. — Yd 9630: Ein schön New Lied, | So wünsch ich jr ein gute nacht, | bey der ich was alleine, etc. | Ein ander Lied, Mein | feines lieb ist von Flandern, vnd | hat ein wancklen muth, etc. | Noch ein Lied, Ich bin | versagt, gegen einer Magd, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich | Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. des letzten Bl. leer.) Das dritte Lied ist nicht zu verwechseln mit dem soeben vorgekommenen, Hs. Nr. 40, welches beginnt 'Ich habs gewagt, du schöne Magd' oder 'Ich habs gewagt, frisch unverzagt'. Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 64. 'So wünsch ich' 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 52 'Fünff schöne newe Lieder' Nürnberg, Lantzenberger, 1610. 4. Lied 'So wünsch ich' 5 Str. — St. 56 'Drey Hüpsche Neuwe Lieder' Basel, Schröter, 1608 'So wünsch ich' 5 Str. — Vgl. zu diesen beiden Drucken auch unten Nr. 47 u. 51. — XVIII 2017 St. 9: Ein schöne Tag weiß: Mir ist verkundt | meins hertzen ein Kron. | Ein gar schön new Lied: So | wünsch ich jhr ein gute nacht, etc. | (Bildchen) M.D.LXXXVI. (4 Bl. 8° o. O. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'So wünsch ich' 5 Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 46, beginnend 'So wunsch ich ir ein guete nacht, zu hundert thausendt stunden', nicht = Nr. 39 oben, sondern mit 5 entspr. Str. = vorbezeichneter Nr. 41; Liederhs. d. Frh. Frdr. v. Reiffenberg: *Baron de Reiffenberg, Nouv. Souvenirs d'Allem.* I S. 223, vgl. *Archiv f. d. Studium d. n. Spr.* CV S. 273. Pal. 20 in 4 Str. — *Wunderh.* I, 1806, S. 110; Görres S. 103; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 39; Uhland Nr. 73; Goedeke-Tittmann S. 71; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 435, *Lh.* III S. 187 Nr. 1300.

42. **Entlaubtt ist vns der Walde, gegen disem Winter kaltt** ... 3 achtz. Str. = 1582 A 16, B 68; Forster I 61, III 5 in je 3 entspr. Str. *65 Lieder*, Straßburg, P. Schöffer o. J. Nr. 42 ebf. 3 entspr. Strophen. *115 Liedlein*, Nürnberg, Ott 1544, Nr. 54 ebf. 3 Str. (Nr. 55 Mel. mit Str. I). Goed. II² S. 29 Gerle 1532, S. 32, 34, 36 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9287, enth. 2 Lieder, Nürmberg, Künigund Hergotin o. J. 2: Entlaubet ist vns der walde ... 3 entspr. Str. — Yd 9672: Ein schön new Lied, Ich | sahe mir für einem Walde, ein fei- nes Hirschlein stan, etc. | Ein ander schön Lied, In | einem hohen Thon zu singen, | Entlaubet ist vns der | Walde, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Entlaubt' 12 Strophen, wovon nur die erste der Anfangsstrophe der kürzeren Fassung entspricht, die elfte wie derselben dritte beginnt und wie deren zweite schliefst. — Yd 9676: Ein Schön new Liedt, | Ich sach ... 5 | (Bildchen anders, übrigens entsprechend Yd 9672) Nürnberg, V. Neuber o. J. — Das erste Lied in diesen beiden Einzeldrucken s. unten Nr. 58. — Dieselben beiden Lieder treten auf in einem Einzeldruck zu London, Brit. Mus. 11, 522 df 46: Zwey schöne | newe Lieder: Das Erst, Ich sach mir vor einem Walde, ein ein feines Hirschlein stan Das Ander. Entlaubet ist vnns der Walde etc. | Inn einem hohen thon zu | singen. (Bildchen) Am Schlufs: Getruckt zu Augspurg, | durch Mattheum | Francken. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) Ich sach mir ... 6 achtz. Str. Entlaubet ... 12 achtz. Str. Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 58. — Eine niederdeutsche Fassung des Liedes bietet ein Berliner Einzeldruck: Ye 425 (vgl. oben Nr. 5): 'Dre lede volgen: Dat Erste, Entlouet ys vns de Walde' Wulffenbüttel, durch C. Horne o. J. 12 achtz. Str. — Mone, *Anzeiger f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 7, 1838, Sp. 79 aus der westfäl. Hs. des Frh. v. Haxthausen: Entlaubet ist der waldt ... 3 entspr. Str. Sp. 240 aus Cod. Pal. 343 (Nr. 114) 'Entlaubet ist

der walde' ebf. 3 entspr. Str. — Ein anderes Lied, welches mit vorstehendem nicht verwechselt werden darf, beginnt 'Der wald hat sich entlaubet'. — Uhland Nr. 68; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 4; Goedeke-Tittm. S. 152; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 257, *Lh.* II S. 549 Nr. 744.

43. **Mir ist ein feins brauns Megdelein gefallen in meinen syn** ... 5 achtz. Str. = 1582 A 24, B 76; Forster III 68 (vgl. V 15); P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 70 Nr. 78. — Fl. Bl. Yd 7831 (Einband v. J. 1566) St. 63 'Drey schöne newę lieder, Das erst, Mir ist' ... o. O. u. J. 5 entspr. Str. — Ye 15 Drey hübsche Lieder, | Das erste, Lieblich hat sich gesellet. | Das ander, Dein lieb durch dringt | meyn junges hertz. Das drit Liede, Mir ist ein feins brauns Meydelein | gefallen in meinen sin. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Mir ist' 4 Str., wovon die drei ersten mit den entsprechenden der fünfstrophigen Fassung zusammenstimmen, wogegen die vierte für sich besonders steht, jedoch an die Schlufsstrophe der anderen Fassung deutlich anklingt. Wegen des in diesem Einzeldruck an erster Stelle gebotenen Liedes s. unten Nr. 92. — Ye 476 'Veer lede' o. O. u. J. 2: Mir is ein fyn bruns medelin, gefallen yn mynen syn ... 6 Str., die mit vorgezeichnetem Liede wenig gemeinsam haben. — Niederd. Lb. Nr. 22: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 15 in 5 entspr. Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 45 'Dry Hüpsche Lieder' Bernn, by Sam. Apiario o. J. 3. Mir ist ein feyns bruns Mägetlin, gefallen inn meinen synn ... 5 Str. — St. 48 'Drey Hüpsche nüwe Lieder' Bern, Sam. Apiarius o. J. 2. 'Mir ist' 5 Str. — London, Brit. Mus. 11,522 df 31 'Drey schöne neüwe Lieder: Das erst, Mir ist' ... 'Gedruckt zu Augspurg, durch Mattheum Francken' o. J. 'Mir ist' 5 Str. Dieser Londoner Einzeldruck enthält dieselben drei Lieder wie Berl. Yd 7831. 63. — Berl. Hs. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 25, 1574 (niederrheinische) Nr. 52 je 5 entspr. Str. Pal. 168 in 4 Str. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 196, *Lh.* II S. 270 Nr. 450.

44. **Ach winter kalt, wie manigfalt krenckstu mein hertz mueth vnd synne** ... 6 neunz. Str. = 1582 A 25, B 77; niederd. Lb. 82 bezw. 71: *Jahrb.* 26, 32. Fl. Bl. Yd 7850. 3 (s. oben Nr. 36): Zehen Schöne Weltliche Lieder. Das erste, Ach Winter kalt ... o. O. u. J. Berl. Hs. 1568 Nr. 61, 1574 Nr. 47; Kopenh. Liederhdschr. des P. Fabricius: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 13, 61 — überall mit je 6 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 456 Nr. 1645. — Ein anderes Lied mit gleichem Anfange bei Goedeke-Tittm. S. 161 aus Harnisch, *Hortulus*; vgl. Goed. II² S. 56.

45. **Das ich so arm vnd elend byn, noch tragh ich einen stetigen synn** ... 5 fünfz. Str. = 1582 A 27, B 79 u. noch einmal 174 je 5 entspr. Str. 1582 A 227 längere Fassung von 20 Strophen, dieselbe lückenhaft im niederd. Lb. Nr. 52: *Jahrb.* 26, 23. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 160 Nr. 167 ebenf. in 20 Str. Forster V 49 Mel. — Fl. Bl. Yd 7831 (Einband v. J. 1566) St. 60 'Ein schön New lied, Ob ich schon arm vnd Elend bin' ... Straubing, H. Burger o. J. 20 Str. Yd 9823 'Ein schön new Lied, Ob ich schon arm vnnd ellendt bin' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 20 Str. — Strafsburg, Landes- u. Univ.-Bibl. Sammelm. I 17 'Ein schön News Lied: Ob ich schon Armm vnnd Ellend bin' Augspurg, M. Manger o. J. 20 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 57: Zwey schöne newe Lieder, | Das erst, Wiewol ich Arm vnd Ellend | bin, So trag ich doch ein stäten | sinn, etc. | (Bildchen) | Das ander, Dört fern vor jhenem wal de, sach mir ein hirschlein stan, etc. | Am Schlufs: Getruckr [!] zu Straßburg, bey | Christian Müller. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) 'Wiewol ich' 20 Str. Wegen des anderen Liedes vgl. unten Nr. 58. —

Berl. Hs. 1568 Nr. 66, 1574 Nr. 61 in je 5 Str. Pal. 88 in 4 Str. Westfäl. Hs. bei Mone, *Anz.* 7, 1838, Sp. 80. Vgl. auch Liederhdschr. f. O. Fenchlerin bei Birlinger, *Alemannia* 1, 1873, S. 49. — Am frühesten vielleicht in der Liederhdschr. des Joh. Ketzmann (München, Hof- und Staats-Bibl. Cgm 980) Bl. 245 A 'Ein abschiedt liedt: 1551. Wiewol ich yezundt elendt vnd arm bin, so füre ich doch ein stetten sin' ... (7 Str.) ... 'Scripsi Spirae 17. Februarii, Anno 1552. J. Ketzmannus.' Jedenfalls darf Ketzmanns Fassung als die der ursprünglichen nächstverwandte gelten, da sie 7 Strophen hat, genau so viele, wie in den Einzeldrucken, die das Lied zwanzigstrophig, dabei 'gemehrt mit dreyzehn Gesätzen' bieten, als ursprünglich vorausgesetzt werden. — Görres S. 87; Uhland Nr. 72; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 101; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 431, *Lh.* II S. 552 Nr. 747.

46. **Fur zeiten war ich lieb vnd werth** ... 5 achtz. Str. = 1582 A 28, B 80; niederd. Lb. Nr. 59 bezw. 55: *Jahrb.* 26, 25; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 124 Nr. 129. — Fl. Bl. Yd 9661, enth. drei Lieder, Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 3. 'Vor zeiten' 5 entspr. Str. Yd 9953 'Zwey schöne Lieder, das erste, Vor zeyten was ich lieb vnd wert' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 56 'Drey schöne Lieder, Das Erst, Vor zeiten ward ich lieb vnd werd' ... Straßburg, Chrn. Müller o. J. 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2021 St. 18 'Fünff Schöne newe Weltliche Lieder' Augspurg, Joh. Schultes o. J. 3. 'Vor zeiten' 5 Str. — Berl. Hs. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 26, 1574 Nr. 33 in je 5 entspr. Str. Liederhdschr. f. O. Fenchlerin bei Birlinger, *Alemannia* 1, 40 ebf. in 5 Str. Pal. 53 desgl. — Görres S. 67; Goedeke-Tittmann S. 39; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 210, *Lh.* II S. 284 Nr. 462.

47. **Wie schon bluhet vns der Mey, der Sommer fhert dahin** ... 4 siebenz. Str. = 1582 A 30, B 32 u. 82; Forster III 19 bezw. 20 in 6 Str. Meilandus, *Newwe außerl. Teutsche Gesäng* 1575 Nr. 2 in 4 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 95 Nr. 102, u. niederd. Lb. Nr. 68 bezw. 63: *Jahrb.* 26, 27 in je 5 einander entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 7821. 7 (Beschr. s. oben Nr. 5) 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, H. Guldenmundt o. J. 2. 'Wie schön' 5 Str. — Yd 9575 (Beschr. s. oben Nr. 32) 'Vier schoner Lieder' o. O. u. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — Weim. Sammelb. St. 55 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 48 'Drey schöne newe Lieder' o. O. u. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — St. 52 (vgl. oben Nr. 41) 'Fünff schöne newe Lieder' Nürnberg, Lantzenberger 1610. 'Wie schön' an zweiter Stelle mit 5 Str. — Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, V, 22 St. 35 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, H. Guldenmundt o. J. (Beschr. s. oben Nr. 5) 'Wie schön' an zweiter Stelle mit 5 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 118 in 3, 1574 Nr. 37 in 4 Str. — Kopenh. Liederhdschr. des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 74 in 5 Str. — Pal. 17 u. 193 in je 8 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 378; Görres S. 100; Uhland Nr. 58; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 139; Simrock S. 204; Goedeke-Tittm. S. 163; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 264, *Lh.* II S. 201 Nr. 390.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Arthur Kopp.

Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung.

Ein hochverdienter Strafsburger Gelehrter, der sich mit den Veränderungen in seiner Heimat seit 1870 nie hat befreunden können, schrieb 1890 in die Vorrede zu seinem Wörterbuch der Strafsburger Mundart mürrisch, dafs ein elsässisches Idiotikon von einem 'Eingewanderten' geplant sei. Der alte Herr ist 1895 gestorben und hat von diesem Wörterbuch der elsässischen Mundarten nichts mehr erlebt. Wenn irgend etwas, so hätte der jetzt fertig vorliegende erste Band des grofsen Werkes[1] ihn, einen langjährigen Führer heimischer Wissenschaft, wo nicht aussöhnen, so doch zur Achtung zwingen müssen vor den Ergebnissen elsässischer Volksforschung unter Leitung des 'eingewanderten' Professor Martin. In der Tat konnte vor vier Jahren die Kaiser-Wilhelms-Universität zu ihrem fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste sich kaum eine charakteristischere Festgabe auf den Geburtstagstisch legen als die erste Lieferung des Wörterbuches. Von Söhnen des Landes aus all seinen Bezirken zusammengetragen, von einem Lehrer und einem ehemaligen Zuhörer der Landesuniversität bearbeitet, bringt es unter den neuen Verhältnissen zum Abschlufs, was unter den alten vor allem August Stöber, der Begründer der elsässischen Philologie, und sein Vetter Liebich mit ihren reichen Sammlungen begonnen hatten. Die elsässische Landesforschung, die moderne Sprachwissenschaft und die gesamte deutsche Volkskunde haben in gleicher Weise den Herausgebern für ein Buch zu danken, das in seiner Ausführung ihre Gelehrsamkeit nicht minder wie ihre vielfache Entsagungsfähigkeit bewundern läfst.

Ich hatte es übernommen, das Werk in diesen Blättern zu besprechen. Dafs dies bisher nicht geschehen ist, will ich nicht entschuldigen, obwohl ich es könnte. Jetzt aber scheint es mir richtiger, die Anzeige überhaupt noch aufzuschieben bis zu der nicht mehr fernen Vollendung des rüstig fortschreitenden Ganzen. Denn mir soll nicht daran liegen, etwa eine mühsame Nachlese zusammen-

[1] *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart, I. Band, Strafsburg (Trübner) 1899.

zustoppeln oder diesen und jenen Artikel kritisch zu zerpflücken, sondern daran, vor allem das zu versuchen, was das elsässische wie jedes ähnliche Idiotikon selbst nicht leisten kann: aus dem Reichtum des zusammengetragenen Wortschatzes das herauszuheben, was gerade und nur für das Elsaſs charakteristisch ist im Gegensatz namentlich zu den Nachbargebieten. Kommen Martin und Lienhart an ihr Ziel, dann werden auch Hermann Fischer und die Schweizer Lexikographen ein gutes Stück weiter vorgerückt sein, und der Vergleich wird sich lohnen zwischen dem Bestand bei Martin-Lienhart einerseits und bei Birlinger und Fischer im Osten, den Schweizern im Süden andererseits.

Für heute aber will ich den Dank, den wir den beiden Herausgebern schulden, in eine andere Form gieſsen. Es wurde erwähnt, daſs in dem elsässischen Wörterbuch u. a. der wertvolle Nachlaſs des Pfarrers Liebich benutzt werden konnte, desselben, dessen elsässische Grammatik einst von der französischen Regierung mit einem Preise ausgezeichnet worden ist. Jetzt führen seine sorgsam gehüteten Fragebogen zu einem neuen Plane, mit dessen Verwirklichung die rührige Dialektforschung des Elsaſs sich ein weiteres Verdienst um Heimat und Heimatsforschung erwerben will, zu dem Plane eines elsässischen Sprachatlas! Da sei mir denn, nachdem ich die rechtzeitige Besprechung des ersten Wörterbuchbandes versäumt habe, bei diesem neuen Bauprojekt elsässischen Gelehrtenfleiſses gestattet, dem anderen Extrem zu verfallen und heute schon einige Gedanken darüber zu äuſsern, wie sie sich von dem groſsen Wenkerschen Sprachatlas aus sofort einstellen bei dem Auftauchen eines solchen landschaftlichen Sonderplanes. Dazu kommt ein anderes: Wenkers Lebenswerk hätte in diesem Jahre (1901) sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern können. Das gibt das Recht zu einem Rundblick über seine bisherigen Ergebnisse. Die daraus flieſsenden prinzipiellen Anschauungen, die ich kürzlich bereits in einer für Historiker bestimmten Arbeit andeuten konnte, will ich hier für Philologen entwickeln. Und auf dies mehr oder weniger theoretische Exempel soll alsdann die elsässische Probe gemacht und damit zur Wegebnung für den elsässischen Sprachatlas ein bescheidenes Stück beigesteuert werden. —

Das Jahr 1876, in das Wenkers dialektstatistische und dialektgeographische Anfänge fallen, ist bekanntlich auch dasjenige Jahr, in dem jener folgenschwere Kampf innerhalb der sprachwissenschaftlichen Welt entbrannte, der diese und in erster Linie die Germanisten in zwei fanatsiche Heerlager schied, der mit geistreicher Tiefe, aber auch mit persönlicher Schärfe gefochten wurde und dauernde Parteigegensätze von seltener Schroffheit geschaffen hat.[1] Es war

[1] Es ist auch das Jahr, in dem der uns viel zu früh entrissene Johannes Schmidt an die Berliner Universität berufen wurde.

der Kampf um die Lautgesetze: 1876 ist Leskiens *Deklination im Slavisch-Litauischen und im Germanischen* erschienen mit der unumwundenen Formulierung, daſs die Wirkung der Lautgesetze ausnahmslos sei. Wir dürfen heute in Ruhe sagen, daſs es im wesentlichen ein Kampf um Theorien gewesen ist. Im selben Jahre 1876 aber schickt Wenker seine ersten Fragebogen aus und bereitet so, gegenüber jenem Streit um Theorie und Prinzip, eine sachliche Anschauung des Tatbestandes, wenigstens auf deutschem Sprachgebiete, vor. Ist dieser Zusammenfall beider Daten lediglich Zufall gewesen?

Die Sprachwissenschaft nennt sich eine Gesellschaftswissenschaft, und sie hat damit recht, wenn sie sich nach Zweck und Wesen ihrer Materie benennt. In Bezug auf ihre Methode hingegen ist die deutsche Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts gerade im Gegenteil vorwiegend eine Individualwissenschaft gewesen. Ihr Charakteristikum war die Betrachtung des Sprechens als phonetischen Phänomens, die lautphysiologische Betrachtungsweise, die Lautlehre im engeren Sinne.[1] Diese Art der Spracherklärung aber wird immer eine individuale sein, sie ist exakt möglich nur am Individuum; und wenn wir auch noch so sicher uns bewuſst bleiben, daſs das oder die Individuen hier eine gröſsere Sprachgemeinschaft vertreten, tatsächlich führt die Untersuchung, die Feststellung des Tatbestandes uns immer wieder, wie den Anatomen oder Physiologen, auf den Einzelorganismus. Alle Lautphysiologie ist also, so wenig sie es in der Regel auch Wort haben will, im Grunde eine Individualwissenschaft. Neben ihr jedoch muſs stehen, um keinen Deut minder gewichtig, das soziallinguistische Moment, das aber bisher die Sprachforscher, zumal die Germanisten, zumeist arg vernachlässigt haben. Es umfaſst alle die sprachlichen Erscheinungen und Wandlungen, bei deren Erklärung das Individuum im Stich läſst, wo vielmehr allein das Aufeinanderwirken vieler Individuen in Betracht kommt, wo mannigfache Kultureinflüsse und alle möglichen Verkehrsakte, wo vor allem Bevölkerungsmischungen zu Grunde liegen. Diese Erkenntnis einer Zweiteilung, die Auffassung der Sprachwissenschaft teils als einer Individual-, teils als einer Sozialwissenschaft hat in der Theorie freilich nie gefehlt, schon seit den Tagen eines Wilhelm von Humboldt,[2] aber über das Theoretische ist sie selten hinausgekommen,[3] und fast alle Fortschritte der Grammatik im 19. Jahrhundert liegen auf jener, nicht auf dieser Seite. Scherers

[1] Vgl. zuletzt Wechſsler in den *Forschungen zur roman. Philologie* (Festgabe für Suchier) S. 383 ff.

[2] Vgl. Scherer, *Jac. Grimm*² S. 165; ausführlicher Wechſsler a. a. O.

[3] Vgl. z. B. über Rud. v. Raumer Jellinek, *Indog. Forsch.* XII, 161 ff. Voraus waren in dieser Beziehung die Romanisten, ich nenne nur Ascoli und Schuchardt. Sonst liegen neuerdings Anläufe in einigen Arbeiten von Hirt vor und eine erste einzelsprachliche Glanzleistung in Kretschmers *Einl. in d. Gesch. d. griech. Spr.*

fundamentales Buch *Z. Gesch. d. deutsch. Spr.* hebt zwar in seinen herrlichen Widmungsworten die nationalen Gesichtspunkte der Sprachwissenschaft hervor, ist aber sonst, indem sein Wert in einer ersten systematischen Verwertung der Lautphysiologie für die Geschichte der Sprache liegt, im wesentlichen individuallinguistisch. Pauls *Prinzipien* zeigen unter ihren 23 Kapiteln zwar auch eins über Sprachspaltung, eins über Sprachmischung und eins über Gemeinsprache, alle anderen zwanzig hingegen sind in unserem Sinne vorwiegend individuallinguistisch. Die beiden Bände von Wundts *Völkerpsychologie,* die von der Sprache handeln, besprechen gar oft dem Titel des Werkes und den in seiner Einleitung betonten Kautelen zum Trotz gerade Spracherscheinungen, deren exakte und experimentelle Feststellung und Analyse, seien sie physiologisch oder psychologisch, immer nur beim Individuum, nicht beim ganzen Volke möglich ist ('Ausdrucksbewegungen', 'Gebärdensprache' usw.). Oder im besonderen die zahlreichen deutschen Dialektgrammatiken, die seit den siebziger Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen sind, sie beschreiben die Mundart ihrer Herren Verfasser, werfen aber über deren Studierstube hinaus auf ihre engeren oder gar weiteren Heimatsgenossen nur selten einen Blick. Kurz überall eine unbestreitbare individuallinguistische Einseitigkeit, die uns zu der bewundernswerten lautphysiologischen Arbeitsweise geführt hat, über die wir heute verfügen. Und diese Einseitigkeit besteht, solange es eine indogermanische Sprachwissenschaft gibt; in Hülle und Fülle wären hierfür Einzelbelege möglich, schon von Franz Bopp an bis namentlich zu August Schleicher hin: sie lassen Leskiens Axiom von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze lediglich als letzte Konsequenz einer langen geradlinigen Entwickelung erscheinen.[1]

Was aber sagt Wenkers Massenmaterial dazu? Nun, kaum braucht hier wiederholt zu werden, daſs es die Grenzen desselben Lautunterschiedes für verschiedene Paradigmen gleicher Kategorie sich nur selten decken, daſs es vielmehr Abweichungen, kleinste und kleine, groſse und gröſste, die Regel sein läſst. Es weist vor allem darauf hin, daſs die linguistische Fragestellung bisher eine falsche, weil eben eine einseitige, war. Ein möglichst einfaches Beispiel wird

[1] Wechſsler a. a. O. Abseits von dieser geschlossenen Reihe steht Jakob Grimm. 'Allgemein-logischen Begriffen,' sagt er in der Vorrede zur *Gramm.* I² S. VI, 'bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschlossenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, welche ich als die Seele der Sprachforschung betrachte. Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewiſsheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten.' Damit ist Grimm stets über den Parteien geblieben, und als später die Gegensätze sich immer schroffer herausbildeten, hat er allen Richtungen gleichmäſsig als der Vater der deutschen Grammatik gegolten, dessen sachlicher Blick durch keine Theorie subjektiv getrübt worden war.

das deutlich machen. Wenn man den Vokal in *hältst, hält* durch einstigen *i*-Umlaut erklärt, so ist diese Deutung eine abstrakte oder theoretische oder ideale, die jene Wortformen vollkommen loslöst von bestimmtem Boden, von bestimmter Dialektgemeinschaft. Konkret oder praktisch oder realiter trifft sie aber nur für bestimmte Teile des deutschen Sprachgebietes zu, keineswegs für alle, in denen jene Umlautsformen gelten. Es genügt dabei, von den verschiedenen Möglichkeiten die folgenden vier herauszuheben. 1) *Hältst, hält* beruhen in der Tat auf *i*-Umlaut in Gegenden, die einst *haltis, haltit* gehabt haben; hier genügt mithin diese physiologische Erklärung. 2) In weiten Gebieten hemmt die Konsonantenverbindung *lt* sonst den Umlaut; wenn man trotzdem hier und da umgelautetes *hältst hält* antrifft und dies nun durch Analogiewirkung etwa von *fängst fängt, fällst fällt* u. ä. deutet, so ist diese Erklärung eine psychologische. Diese beiden Fälle nenne ich individuallinguistisch, man kann sich die betreffenden Prozesse exakt nur beim Individuum vorstellen, sie experimentell nur beim Individuum beobachten. Hingegen 3) in ursprünglich dialektgemischter Gegend, also etwa in Bezirken des jungdeutschen Ostens oder auch in spät besiedelten Bezirken des alten Westens, treten zuerst nebeneinander, wie die buntsprachigen Besiedler selbst, *hältst* und *haltst* auf, und bei dem allmählichen Ausgleich zu einer neuen dialektischen Einheit siegt dann die Form *hältst, haltst* verschwindet. Oder endlich 4) ursprüngliches *haltst* wird durch schriftsprachliches *hältst* beeinflußt und verdrängt. Diese Fälle 3) und 4) nenne ich soziallinguistisch, die exakte Beobachtung an einem oder selbst an mehreren Individuen hilft zu ihrem Verständnis nichts.

Von diesen vier Fällen, die a priori überall gleichmöglich sind oder gleichberechtigt sein können, bevorzugte die sprachwissenschaftliche Praxis immer die beiden ersten: Lautgesetze (d. i. unser Fall 1) wirken ausnahmslos, Ausnahmen erklären sich durch Analogie (d. i. unser Fall 2); Fall 3) und 4) existierten eigentlich nur in der Theorie. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: für das Verständnis von Fall 1) und 2) reicht die Kenntnis der physischen und psychischen Fähigkeiten des Einzelorganismus aus, Fall 3) und 4) erfordern mehr, sie beanspruchen alle Augenblick die Hilfe des Historikers im weitesten Sinne, des politischen, des Territorial- und Lokalhistorikers, des Kultur- und Literarhistorikers. Und auf diese nur wenig betretenen Pfade in der Dialekt- und Sprachforschung neben den ausgefahreneren Geleisen der Individuallinguisten weist Wenkers Werk. Leskien, mit seinem Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Typus dieser Individuallinguisten, findet in Wenker, dem Soziallinguisten mit seiner Massenaufnahme deutschen Dialektgutes, seine notwendige Ergänzung. Gegen Leskiens Dogma als den Schlußstein einer rund halbhundertjährigen sprachtheoretischen Entwickelung bedeuten Wenkers Kartenbilder die endliche Reaktion. Nicht als ob

nicht jedes Blatt seines Atlas reichliches Material böte auch für physiologische und psychologische Spracherscheinungen, für Lautgesetz und Analogie; doch neben diesen, ebenso reichlich und ebenso wichtig, nur viel schwieriger zu erkennen, stehen jene Fälle 3) und 4). Die ganze Sprachgeschichte des jungdeutschen Ostens hat in solchen ihren Schwerpunkt. Aber auch im alten Westen begegnen sie auf Schritt und Tritt, wenn sie auch begreiflicherweise z. B. im alt und einheitlich besiedelten Elsaſs nicht so ins Auge fallen als etwa in jüngeren Bezirken Ripuariens oder im bevölkerungsdurchwirbelten Thüringen. Die von Wenker gelegentlich beigebrachten charakteristischen Beispiele[1] wären leicht zu häufen. Ich beschränke mich hier auf ein elsässisches.

Die Diminutivendung des Singulars ist im elsässischen Norden *-l*, im Süden *-lə*, die Grenze zwischen beiden entspricht ganz ungefähr der zwischen den Kreisen Rappoltsweiler und Kolmar; im Norden also lautet das 'Stückchen' *šti̇kl*,[2] im Süden *šti̇klə*; und so immer, wenn die Diminution noch wortschöpferisch empfunden wird, wenn das Simplex neben dem Diminutiv selbständig existiert. Bei einem Worte jedoch, wo diese Ableitung nicht mehr deutlich im Bewuſstsein lebendig ist, wo an das Simplex kaum noch gedacht wird, bei einem Worte wie 'bischen' liegt die Sache anders: zwar im Norden heiſst es noch nach jener Regel *pìsl*, im Kreise Kolmar auch noch *pìslə*, weiter südlich hingegen tritt eine ganz andere Bildung ein: *pìtsi* heiſst es dort mit dem alten *-în-*, nicht dem *-l*-Suffix und dem auf einstige Gemination des Stammauslautes hindeutenden *z*; *pìtsi* stellt sich korrekt zu altalem. *zicki*, *kitzi*[3] mit demselben Suffix und gleicher Konsonantengemination, und die Belege des Wörterbuches für elsässisch *kìtsi* 'kleine Ziege' (S. 254) stammen alle aus unserem *pìtsi*-Gebiet. Da finden sich nun in den Gebirgsgegenden des Westens, im St. Amarintal und nördlicher im Gregorienthal,[4] Formen wie *pìtsl*, *pìtsələ*, also mit jenem südelsässischen *z*, aber mit der *-l*-Diminution des Nordens: zweifellos eine Mischform aus Nord und Süd. Es handelt sich um verhältnismäſsig spät besiedelte Gebirgsorte, deren keiner auf Menkes alter Gaukarte liegt: das Schloſs St. Amarin ist erst Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, die umliegenden Ortschaften sind zum erstenmal noch viel später bezeugt; gleiches scheint trotz des hohen Alters der Benediktinerabtei St. Gregorien mit den Orten in Münsters Nachbarschaft der Fall zu sein.[5]

---

[1] *Verhandl. d. 43. Versamml. dtsch. Philol. u. Schulm.* S. 39 f.

[2] Ich wähle die Transskriptionsweise des *Wörterb. d. els. Mundarten.*

[3] Vgl. Braune, *Ahd. Gr.*[2] § 196, 3; Wilmanns, *Dtsch. Gr.* II, S. 313.

[4] Es wird sich empfehlen, beim Lesen dieses Aufsatzes eine Karte des Elsaſs zur Hand zu haben, am besten gleich die unten S. 38, 1 genannte.

[5] Ich verdanke diese und alle noch folgenden Einzelheiten aus der elsässischen Landesgeschichte der vortrefflichen Publikation im 27. Heft

Jedenfalls dürfte also der dortige Lokalforscher, der sein *pitsl* lediglich aus sich erklären, etwa gar das *z*, wie in 'kitzeln' u. ä., mit dem *l*-Suffix in Zusammenhang bringen möchte, auf falschem Wege sein; den richtigen zeigt ihm erst der Blick über seine Lokalgrenzen hinaus und auf die landschaftliche und dialektgeographische Lage seiner *pìtsl*-Enklave zwischen dem südlichen *pìtsi* und dem nördlichen *pìsl(ə)*.[1]

Die richtige Deutung dieser Dialekterscheinung ist mithin unmöglich ohne Orts- und Geschichtskenntnis. Und wie hier, so überall und zu allen Zeiten; eine und dieselbe Dialektform kann auf verschiedenen altgriechischen Inschriften ganz heterogene Erklärung fordern. Ganz und gar nicht vermag ich daher einen oft citierten Satz aus Pauls *Prinzipien* ([3] S. 5) zu unterschreiben: 'Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwickelung mit solcher Exaktheit erkennen lassen als bei der Sprache.' Das Gegenteil scheint mir richtiger. Und wenn ich die schwerwiegenden Resultate des Sprachatlas nach dieser Richtung mit zwei knappen Sätzen zusammenfassen wollte, so würden diese etwa lauten: keine Laut- oder Worterklärung darf Laut oder Wort von seinem Entstehungsort losreifsen, eine und dieselbe Laut- oder Wortform kann in verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Ursache und Vorgeschichte haben. Das bedeutet anders ausgedrückt: Ist die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert stark unter das Zeichen der Naturwissenschaft getreten, so möchte das Lebenswerk Wenkers sie wieder zurück zur Historie führen. Landes- und Ortsgeschichte versprechen in zahllosen Fällen die Lösung sprachlicher Probleme, wo Lautgesetzlichkeit oder Analogiewirkung versagen. Ja, man darf dies Ergebnis sogar umdrehen und behaupten, dafs Wenkers Karten für den Historiker eine wertvolle Fundgrube darstellen. Freilich nicht für alte ethnologische und stammesgeschichtliche Fragen, um so reicher aber für die Geschichte des sich neigenden Mittelalters und der anhebenden Neuzeit.[2]

---

der *Statist. Mitteil. über Els.-Lothr.* (*'Die alten Territorien des Elsafs'*, Strafsburg 1896). Das beigefügte sorgsame Ortsverzeichnis läfst jede von mir benutzte Stelle leicht wiederfinden, so dafs ich mir alle Citate sparen darf.

[1] Auch rechtsrheinisch im ganzen südlichen Baden und weiter ostwärts bis an die Iller herrschen *pitsələ, pitslə* u. ä., die auch vereinzelt im elsässischen *pitsi*-Gebiet sich finden; sie erklären sich einfach aus der bei der Diminution so gewöhnlichen Suffixhäufung: einstiges *pitsi* ist durch das geläufigere *-l-* oder *-l-* + *-īn*-Suffix erweitert. Dafs wir aber mit dieser mechanischen Erklärung dort bei der isolierten westelsässischen Enklave nicht auskommen, lehrt ein Blick auf Wenkers Karte. Schon hier liegt eine anschauliche Illustration zu dem gleich zu betonenden und weiter zu belegenden Satze vor, dafs dieselbe Sprachform an verschiedenen Orten leicht verschiedenen Ursprungs sein kann.

[2] Das ist letzthin ausführlich dargelegt worden in meinem Aufsatz der *Histor. Ztschr.* Bd. 88 (N. F. 52), S. 22 ff., der hier vorausgesetzt wird.

Für solche Ketzereien sei nun der Versuch einer Probe an den elsässischen Verhältnissen gemacht. Geläufig und selbstverständlich scheint die Vorstellung, daſs das Elsaſs nicht etwa bloſs ein geographischer Begriff, daſs vielmehr seine gesamte Geschichte eine einheitliche und in sich geschlossene ist. Dennoch ist das umstritten. Unter den Historikern des Elsaſs waren Schöpflin und Grandidier von der geschichtlichen, ursprünglichen und in sich begründeten Einheit des Landes überzeugt, während Pfister und Reuſs sie geleugnet haben. Jüngst hat Bloch einen interessanten und andeutungsreichen Vortrag gehalten,[1] in dem er wieder die Einheitshypothese verteidigt. Nun, daſs diese die richtige ist, lehrt auch die Sprache unwiderleglich. Schon der erste Band des Wörterbuches lehrt es mit Idiotismen, die weder für die rechtsrheinische Nachbarschaft, noch für die südlich angrenzende Schweiz von ihren Lexikographen verzeichnet, aber dem ganzen Elsaſs von Basel bis Weiſsenburg eigentümlich sind.[2] Und wie im Wortschatz, so auch in der Grammatik. Ich kenne in der Tat auf oberdeutschem Boden kein Territorium, wo der politische und der dialektgeographische Begriff sich so decken wie im Elsaſs. Man denke dabei nicht sowohl an Lauterscheinungen, die auch weiteren anstoſsenden deutschen Landschaften eigen sind, aber hier im Westen gerade die Grenze des Elsaſs zu der ihrigen gemacht haben, wie die mangelnde 'neuhochdeutsche' Diphthongierung, die anscheinend gerade am Selzbache, der einstigen Nord- oder Nordostgrenze des Elsaſs, Halt gemacht hat,[3] oder die bewahrten alten Diphthonge (mhd. *ie, uo, üe*) oder die oberdeutsche *p/pf*-Verschiebung, deren heutige Scheidelinien dort ebenfalls deutlich die alte Nord- und Nordwestscheide des Elsaſs noch erkennen lassen. Man denke vielmehr an spezifische Erscheinungen, die nur elsässisch und allgemein elsässisch sind, vor allem an den Übergang der alten unumgelauteten Länge *u* in *ü* (und die ähnliche Palatalisierung des *u* in den alten Diphthongen mhd. *uo* und *ou*), der sehr alt ist, der in den elsässischen Urkunden von Anfang an zu beobachten ist,[4] den man mit den eigenartigen *y*-Schreibungen bei Otfrid in Zusammenhang gebracht hat, ja dessen Keim schon bis in das keltische Altertum des Landes zurückdatiert worden ist. Wenkers Kartenblätter lassen diese und andere spezielle Alsatica (z. B. die offenste Aussprache des alten *e* als *a* in Wörtern wie 'Feld', 'Herz', 'Pfeffer', 'Wetter' u. a.) sich augenfälligst abheben und rufen jedesmal sofort das Bild einer sprachlichen Geschlossenheit und Einheit-

[1] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. dtsch. Gesch.- u. Altertumsvereine* Bd. 48 (1900), S. 37 ff.

[2] Vgl. auch Martin in der *Straſsburger Festschrift z. 46. Vers. dtsch. Philol. u. Schulm.* (Straſsburg 1901), S. 37 f.

[3] Doch vgl. unten S. 42.

[4] Haendcke, *Die mundartl. Elemente i. d. els. Urk.* (Diss., Straſsb. 1894), S. 14 ff.

lichkeit hervor, die nur Reflexe einer ebenso geschlossenen und einheitlichen Landesgeschichte sein können.

Und doch: dafs auch die äufsere Umgrenzung dieses einheitlichen Geschichtsbezirkes heute noch — von der nordwestlichen, nicht zum alten Elsafs gehörigen Hälfte des Kreises Zabern, dem sogenannten 'krummen Elsafs', abgesehen — so klar in die Augen springt, das liegt nicht sowohl an dieser historischen Einheit im ganzen, als vor allem an der Tatsache, dafs diese alte Begrenzung des Landes gerade auch in den letzten Jahrhunderten im allgemeinen immer dieselbe geblieben ist, vor, während, nach der französischen Periode.[1] Im allgemeinen, sage ich; denn im einzelnen haben Schwankungen stattgefunden, und es ist lehrreich, gerade diese in ihren mundartlichen Wirkungen zu beobachten. Es sei deshalb die Nordscheide näher ins Auge gefafst, von der französischen Landesgrenze westlich von Strafsburg an bis zur unteren Lauter im Nordosten.

Im Westen zunächst ist das südlichste Stück der jetzigen elsässischen Bezirksgrenze bis nach Pfalzburg hin nicht mehr Dialektgrenze, die elsässischen Charakteristika haben vielmehr ins lothringische Land hinübergegriffen, wenn auch nur auf wenige Ortschaften. Es handelt sich dabei um Gebiete der alten Reichsgrafschaft Dagsburg und des Reichsfürstentums Pfalzburg. Hier wage ich so lange keine Erklärung, als die vortreffliche Darstellung der *Alten Territorien des Bezirkes Lothringen* nicht fertig vorliegt.[2] Nur ein paar Andeutungen. In ältester Zeit war die Grafschaft Dagsburg kirchlich geteilt zwischen den Bistümern Metz und Strafsburg, ebenso gehörte sie politisch teils zum Kalmenzgau, teils zum elsässischen Nordgau; ferner ist einerseits die elsässische Herkunft der ältesten Herren von Dagsburg wahrscheinlich, andererseits weist die spätere Geschichte des Territoriums vorwiegend nach Lothringen und Metz: sieht es da nicht wie eine dialektgeographische Illustration dieser Territorialgeschichte aus, wenn das oberste Kriterium für nördliche Abgrenzung des elsässischen Dialektbezirkes, die charakteristische und sehr konservative *pf*-Grenze, das Ländchen noch heute in eine *p*- und eine *pf*-Hälfte teilt? Und gerade die ältesten Orte, Walscheid, dessen Kirche schon um 1050 bezeugt ist, und

---

[1] So sollen auch sonst im deutschen Sprachgebiet hier und da Zusammenhänge zwischen heutigen Dialekt- und alten sogenannten Stammesgrenzen keineswegs vollständig geleugnet werden. Sie haben aber ihren Grund nicht in der Zähigkeit urwüchsiger Stammeseigenheiten, sondern lediglich darin, dafs die alten Stammesgrenzen, wie wir die Grenzen der altdeutschen Herzogtümer gern, jedoch unklar nennen, auch nach Erlöschen dieser unter irgendwelchem sonstigen politischen oder administrativen Namen bis in die neuere Zeit als Grenzen und Verkehrsscheiden fortbestanden haben.

[2] Bisher nur Teil 1 im 28. Heft der *Statist. Mitteil. üb. Els.-Lothr.* (Strafsburg 1899), noch ohne Karte und Register.

Dagsburg selbst haben unverschobenes *p-*, wie dem Sprachatlas auch durch Lienharts Material bestätigt wird; der Weiler Hub hingegen, gleich östlich bei Dagsburg und 1719 auf einer Rodung entstanden, hat bereits *pf*. Sonst scheint dort das Elsässische über das Lothringische die Oberhand zu besitzen: alle Orte der Grafschaft haben den *zischdi* statt des 'Dienstags', und nur im alten Walscheid scheint man noch auf *brunem perde* zu reiten, während sonst des Elsaſs *brünes roſs* vorgezogen wird.

Bei dem nordwärts sich anschlieſsenden Reichsfürstentum Pfalzburg, das immer zu Lothringen, nie zu Elsaſs gehört hat, sei nur notiert, daſs die Stadt gleichen Namens, 1570 gegründet, heute Grenzort der *pf*-Linie ist: ihr einwandfreies Sprachatlasformular überliefert in den Beispielsätzen nur *p-*, als Ortsaussprache ihres Namens aber *Pfalzburri* mit *pf*.

Östlich von Pfalzburg nun zweigt von der heutigen Grenze der Bezirke Lothringen und Unterelsaſs die Grenze des alten Elsaſs ab, die bis 1789, zum Teil nicht einmal so lange, nordwärts zog und sich erst östlich von Bitsch mit der jetzigen wieder vereinigt. Das damit gen Westen abgeschnittene Stück vom heutigen Unterelsaſs, das sogenannte krumme Elsaſs, zum Kreise Zabern gehörig und die Kantone Saarunion, Drulingen und teilweise Lützelstein umfassend, zeigt nun zwar schon deutliche Dialektspuren seiner hundertjährigen Zugehörigkeit zum alten Elsaſs: das so echt elsässische *ü* statt *u* z. B. wächst in diesen Zipfel hinein, seine unsichere Umgrenzung hier auf Wenkers Blättern zeigt deutlich, wie der Prozeſs noch im Werden begriffen ist. Andere Spracherscheinungen aber halten fest an jener älteren Scheide, die — abgesehen von wenigen schwankenden Grenzorten — weder von der lothringischen Monophthongierung der alten Diphthonge *uo, ie* gen Osten, noch von der elsässischen *pf*-Verschiebung gen Westen überschritten wird. Aber die schwankenden Grenzorte sind gerade wieder interessant!

Daſs östlich von Pfalzburg St. Johann und Eckartsweiler[1] heute ganz elsässisch sprechen, obwohl sie nicht altelsässisch sind, wundert nicht, wenn man ihre isolierte Lage, die sie ganz auf den Osten und Süden anzuweisen scheint, bedenkt, ebenso die Nähe von Zabern usw. Auſser diesen beiden also nötigenfalls schon landschaftlich erklärlichen Ausnahmen — über ihre einstige territoriale Zugehörigkeit habe ich nichts feststellen können — stimmt die *pf*-Linie (und mit ihr Wenkers *brūder*-Linie u. a.) genau zur alten Elsaſsgrenze von Pfalzburg bis Lützelstein: Orte wie Pfalzweier, Eschburg, Graufthal, Schönburg, Lützelstein, als Grafschaftsdörfer der Reichsgrafschaft Lützelstein von jeher westlich der Scheide, sind auch heute noch unerschütterte *p*-Orte. Dann aber bei Lützel-

[1] Ganz leicht wird meiner Darstellung folgen können, wer die treffliche, den *Alten Territor. d. Els.* beigefügte Karte zur Hand hat.

stein verläfst die *pf*-Linie, auf die wir uns beschränken wollen, die alte Landesgrenze und zwar diesmal gen Nordost, dergestalt, dafs nun einige Grenzorte des alten Elsafs noch unverschobenes *p* haben. Dies sind: Zittersheim, Erkartsweiler, Sparsbach (dies aber schon unsicher); Wimmenau, Reipertsweiler, Lichtenberg. Die Orographie zeigt zunächst, dafs es die letzten Orte im Gebirge, deren noch keiner auf Menkes alter Gaukarte verzeichnet ist, dafs die gegenüberliegenden *pf*-Orte Weitersweiler, Weinburg, Ingweiler, Rotbach, Offweiler, Zinsweiler ebenso deutlich die Randorte der hier beginnenden Rheinebene sind: aber wie lange haben wir verlernt, solchen Naturgrenzen grofsen sprachlichen Wert beizulegen! wie oft werden nicht viel gewichtigere von den Sprachlinien ignoriert! wie sollte gerade hier die etwas jüngere Besiedelung in den Bergen sich dialektisch noch so geltend machen, nachdem politischer und sonstiger Verkehr diese kleinen orographischen Hindernisse schon Jahrhunderte hindurch überwunden hat! Und in der Tat treten ortsgeschichtliche Momente als erklärende mindestens hinzu. Die drei erstgenannten Dörfer Zittersheim, Erkartsweiler, Sparsbach bildeten, wie die genannte schöne Territorialkarte zeigt, für sich zusammen einen geschlossenen Bestandteil der alten Herrschaft Oberbronn.[1] Und die drei zuletztgenannten Wimmenau, Reipertsweiler, Lichtenberg waren zusammen allodialer Besitz der mächtigen Herrschaft Hanau-Lichtenberg, aufserdem seit französischer Zeit durch die Kantongrenze von den übrigen Teilen derselben grofsen Herrschaft isoliert, dagegen mit jenen drei Oberbronner *p*-Orten demselben Kanton zugewiesen.

Nördlich von Lichtenberg bleiben sodann zwei Orte, die heute im lothringischen Kreis Saargemünd liegen, aber früher zum alten Elsafs gehörten, dennoch wieder *p*-, nicht *pf*-Orte, Bärenthal und Philippsburg: auch sie schon in den Bergen, während die nächsten gegenüberliegenden *pf*-Orte, Ober- und Niederbronn, am Rande der Talebene liegen; dazu kommt aber wiederum, dafs Bärenthal und Philippsburg, übrigens von 1810 bis 1874 zu einer Gemeinde vereinigt, schon 1790 zum Kanton Bitsch und früher territorial zum Hanau-Lichtenbergischen Amte Lemberg gehörten, dessen ganze Vorgeschichte, wie gleich zu erwähnen sein wird, nach dem nichtverschiebenden Norden weist. Weiter nordöstlich deckt sich die heutige *pf*-Linie mit der heutigen und ehemaligen Elsafsgrenze ebenfalls nicht, Dambach und Obersteinbach im Kanton Niederbronn und Kreis Hagenau haben *p* (Dambach allerdings dem Anschein nach schon schwankend): sie bildeten mit den vorher genannten nichtverschiebenden Grenzorten Bärenthal und Philippsburg dasselbe Amt Lemberg, das bis 1570 den Grafen von Zweibrücken-Bitsch gehörte, dann mit der Herrschaft Bitsch vereinigt als herzogliches

[1] Das teilweise dazu gehörige östlichere Weinburg liegt seit französischer Zeit in anderem Kanton.

Lehen von Lothringen eingezogen und erst 1606 durch Erbvergleich an Hanau-Lichtenberg abgetreten wurde. So erklärt sich klar und deutlich aus ihrer Geschichte, daſs Ober- und Niedersteinbach, zwei heute zum selben Kanton gehörige, kaum eine halbe Stunde voneinander entfernte und durch bequeme gerade Straſse verbundene Dörfer trotz alledem dialektisch so deutlich noch divergieren!

Jetzt sind wir mit der *pf*-Linie dicht an der elsässischen Landesgrenze angelangt, und dennoch biegt jene nicht sofort in diese ein: das zwischen Niedersteinbach und Weiſsenburg mit diesen im selben Kanton und Kreis gelegene Dorf Wingen hat trotzdem noch zähe *p*- festgehalten, und es liegt ebenso auf der Territorialkarte isoliert, rings umgeben von der ausnahmslos *pf* sprechenden Herrschaft Fleckenstein, als Enklave der Herrschaft Hohenburg, deren Stammschloſsruine noch heute in seinem Gemeindebanne liegt, es stand ferner 1453 unter dem pfälzischen Amte Wegelnburg und wurde 1544 von Karl V. als Erblehen des Franz Konrad von Sickingen erklärt.

Erst jetzt stöſst die *pf*-Scheide mit der heutigen Landesscheide zusammen und folgt ihr im allgemeinen von Weiſsenburg an lauterabwärts. Im allgemeinen, nicht haarscharf! Gleich für das Dorf Rott, südwestlich dicht bei Weiſsenburg, wird uns zwar *pf* überliefert, aber hinzugefügt, daſs neben der *pflaume* selten noch die ältere *plaume* vorkomme: vielleicht eine letzte historische Erinnerung daran, daſs das Dorf (zusammen mit sechs benachbarten, die heute alle *pf* haben, wie Rott im allgemeinen auch) im 14. Jahrhundert als Pfälzer Lehen bekannt war und zu dem älteren Besitze des kurpfälzischen Hauses gehörte.

Weiſsenburg hat heute, anders als Otfrid, *pf*. Aber ich will daran erinnern, daſs östlich davon in der Pfalz ein Bezirk von 14 im Sprachatlas vertretenen Ortschaften Otfrids Lautstand unverändert zeigt,[1] nämlich *p*- im Anlaut, -*pf*- im Inlaut (*pund,* aber *apfel*). Wann Weiſsenburg sein anlautendes *pf*- erhalten hat, dafür können vielleicht folgende Daten etwas ergeben: 1353 hat sich die Stadt der elsässischen Dekapolis angeschlossen; ferner das Dorf Weiler, dicht westlich vor den Toren der Stadt, und das Dorf Schweigen, nördlich davor und heute zur Pfalz gehörig, haben ebenfalls — Schweigen sehr auffällig als Pfälzer Ort links der Lauter[2] — wie Weiſsenburg anlautendes *pf,* sie gehörten (nebst drei heute verschwundenen Dörfern) der kaiserlichen Stadt Weiſsenburg seit dem 14. Jahrhundert, wo sie von Heinrich von Fleckenstein an die Stadt verkauft wurden, was 1360 Karl IV. bestätigte. Daſs wir mit diesem verhältnismäſsig

---

[1] Vgl. *Zeitschr. f. dtsch. Alt.* 36, 136 f., 37, 295.

[2] Danach ist *Ztschr.* 36, 137 zu ändern; damals wurde nur die allein fertige *Pfund*-Karte des Sprachatlas benutzt, die Kritik des ganzen Fragebogens erfordert aber obige Änderung.

hohen Alter von also rund einem halben Jahrtausend für dies nordelsässische und unotfridische *pf* werden rechnen müssen, folgt vielleicht noch aus einer anderen Kombination. Die heutige *pf*-Grenze folgt der Lauter abwärts und greift damit viel weiter als die Grenze des alten Elsafs, das nur bis zum Selzbach sich erstreckte. Aber zwischen Lauter und Selz lag das grofse Mundatsgebiet, die Emunitas inferior, mit der die Abtei Weifsenburg schon durch die Merowinger ausgestattet war: dies ganze Mundatsgebiet hat also heute *pf*. Der gröfsere Teil dieses Territoriums ist aber der Abtei früh wieder verloren gegangen, an die Kurfürsten von der Pfalz, die Hohenburger und Pfalz-Zweibrücken spätestens im 14. Jahrhundert, an das Bistum Speier spätestens 1545, zum Teil früher. Bis zu den Zeitpunkten dieser Zersplitterung und der Beziehungen zum nichtverschiebenden Norden wird das *pf* als einheitliches Kennzeichen der Abtei und ihres Mundats fertig gewesen sein müssen. Ja als die jüngere 'nhd.' Diphthongierung vom Nordosten oder Osten heranrückt, ignoriert sie bereits wieder die ehemalige Weifsenburger Mundatsgrenze und dehnt sich aus bis zu den jüngeren Grenzen des nunmehr Pfälzer und Speirer Machtbereichs, bis zum Selzbach. Noch jünger ist die 'md.' Monophthongierung der alten *uo, ie, üe,* die ihrerseits bereits diese jungen Territorialscheiden überschreiten und bis dicht an den Hagenauer Forst, eine derbe Naturgrenze, ausgreifen durfte.

Für die letzte Ausnahme, Nieder-Lauterbach auf dem rechten Ufer der untersten Lauter mit unverschobenem *p* in dem anscheinend guten und zuverlässigen Sprachatlasformular, verweise ich auf *Zeitschrift f. dtsch. Alt.* 37, 295; lokale Bestätigung bleibt abzuwarten.

Damit haben wir die Nordgrenze des alten Elsafs in ihren Beziehungen zur *pf*-Linie oder umgekehrt die *pf*-Verschiebung in ihren Beziehungen zur alten Elsafsscheide Ort für Ort untersucht. Wohl gemerkt: nur die Grenzen. Mit der physiologischen Erklärung des Verschiebungsaktes haben wir es hier gar nicht zu tun, nur mit der Grenzgestaltung, mit den letzten Ausläufern der Bewegung am elsässischen Nordrande, und zu deren Verständnis verhalf uns die politische Grenzgeschichte. Das will sagen: verschob sich hier die territoriale, administrative oder sonstwie amtliche Grenze, so verschoben sich auch die Bedingungen für den näheren Verkehr der betreffenden Ortschaften; Hinübersiedeln, Hinüberheiraten, Bevölkerungs-, Blut- und mit ihnen Dialektmischung nehmen eine andere Richtung an. 'Mehr noch als die stark ausgeprägte Individualität des ursprünglichen Stammes,' heifst es einmal in Lorenz-Scherers *Gesch. d. Elsasses,* 'entscheiden in den Wandlungen der Völker und in den Mischungen der Rassen Verhältnisse von Grundbesitz und Ehe.' Folglich: das oberdeutsche *pf* in Mülhausen und Kolmar und Strafsburg erklärt sich anders als das in Weifsenburg und Lauterburg, jenes vermutlich im wesentlichen physiologisch (unser Fall 1

oben S. 33), dieses durch Mischung von *p* und *pf* und Sieg des letzteren (unser Fall 3).

Fassen wir nun noch einmal die alte Nordostscheide des Elsaſs am Selzbach ins Auge unter Vergleich mit der schon erwähnten Grenze der nhd. Diphthongierung. Die physiologische Erklärung des Prozesses glaube ich vor einigen Jahren gegeben zu haben:[1] hier heute soll es sich wieder nur um die Grenzgestaltung im einzelnen handeln. Diese Grenze nun, d. h. die des Unterschiedes von *is* und *eis, hüs* und *haus,* die von einem Grenzpunkt östlich von Bitsch nach Selz zieht, sie ist — eine wirkliche Seltenheit im Sprachatlas — haarscharf und ausnahmslos! Ich erwähne das ausdrücklich, weil damit wieder einmal eine kleine Probe von der kostbaren Zuverlässigkeit seines Materials geboten wird. Wenkers Formulare enthalten 33 Beispiele für inlautende Diphthongierung vor Konsonant; sie alle habe ich für sämtliche längs unserer Strecke in Betracht kommenden Grenzorte, ca. 40 an der Zahl, verglichen, und sie stimmen genau: es giebt auf jedem dieser 40 Fragebogen entweder nur 33 *i, ü* oder 33 *ei, au, äu.* Sowie wir die Grenze weiter verfolgen nach Baden oder nach Lothringen hinüber, beginnen alsbald die Besonderheiten: in Baden zeigt die Linie vor Nasal anderen Verlauf als sonst usw. Wie erklärt sich jene auffällige Schärfe und tatsächliche Ausnahmslosigkeit?

Mit heutigen politischen Grenzen hat diese Lautlinie nichts zu tun; die Kantongrenzen nehmen ganz anderen Verlauf. Und wie steht es mit den ältesten? Reicht die Diphthongierung nicht ganz deutlich bis an den Selzbach, des Elsaſs älteste Scheide? Keiner der alten elsässischen Ortsnamen auf *-heim* liegt, worauf Bloch hingewiesen hat, jenseits der Selz und, wie ich hinzufügen kann, auch nicht diesseits der Diphthongierungslinie. Da aber drängt sich aus unserer vorigen *pf*-Betrachtung alsbald die Gegenfrage auf: die neuen Doppelvokale, vom Nordosten kommend, sollen im 16. Jahrhundert — denn früher dürfen wir sie hier schwerlich datieren — die alte Stammesscheide noch so respektiert, sie als so sprachtrennend empfunden haben, während einige Jahrhunderte vorher die sonst so konservative Lautverschiebung dieselbe Scheide ungehindert bis zur Lauter überschreiten konnte? Nun, sehen wir genau zu, so deckt sich die alte sogenannte Stammesgrenze, die zugleich Grenze der Diözesen Speier und Straſsburg war, doch nicht so ganz mit unserer neuen Lautlinie: Mitschdorf und Preuschdorf im jetzigen Kanton Wörth, die uns sowohl als Grenzorte der Diözesangrenze wie auch als nördlichste Lokalitäten des Pagus alsacinse gegen den Pagus spirensis oder nemetinsis überliefert werden,[2] sind nicht auch Grenzorte für die *eis-* und *haus-*Linie, die vielmehr etwas östlicher verläuft.

[1] *Ztschr. f. dtsch. Alt.* 39, 257 ff.
[2] Vgl. Schricker, *Straſsburger Studien* 2, 329.

Hingegen deckt sich diese vollkommen mit den Scheiden von Herrschaftsgebieten, wie sie uns durch die Territorienkarte des Elsaſs jetzt vor Augen geführt sind.

Die neuen Diphthonge gelten heute in den Bezirken der Herrschaft Hohenburg (mit den Grenzorten Wingen, Klimbach, Keffenach), des zum Pfalz-Zweibrückenschen Besitz gehörigen Amtes Kleeburg (mit den Grenzorten Kleeburg, Birlenbach, Hofen), des Mundats Weiſsenburg (mit Schönenburg), des dem Bistum Speier gehörenden Amtes Lauterburg (mit Oberrödern, Stundweiler), des Amtes Rödern, das zum Teil kurpfälzisch, zum Teil markgräflich badisches Lehen und früher Eigentum der kaiserlichen und von alters her unter der Vogtei der Markgrafen von Baden stehenden Abtei Selz war (mit Bühl, Niederrödern), endlich des kurpfälzischen Amtes Selz, das früher gleichfalls der ebengenannten Reichsabtei Selz gehörte (mit Kesseldorf, Selz). Die alten Monophthonge hingegen gelten heute in den gegenüberliegenden Bezirken der Herrschaften Fleckenstein-Dagstuhl und Fleckenstein-Sulz (mit den Grenzorten Lembach, Lobsann, Memmelshofen, Retschweiler, Sulz, Hermersweiler, Forstfeld), des Amtes Hatten wie überhaupt in der ganzen gröſsten und reichsten elsässischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg (mit den Grenzorten Kühlendorf, Rittershofen, Hatten), endlich der Herrschaft Beinheim, die seit 1515 zu Baden-Baden gehörte.

Nur zwei Ausnahmen sind vorhanden, leicht erklärliche Ausnahmen mit *eis* statt *is*, nicht mit *is* statt *eis*. Die eine ist Drachenbronn im Kanton Sulz, das trotz seiner einstigen Zugehörigkeit zur Herrschaft Fleckenstein-Sulz heute diphthongiert: die Territorialkarte zeigt aber sehr deutlich, daſs es von der übrigen Herrschaft ganz nach Norden isoliert lag in einem ins Diphthonggebiet hineinragenden Zipfel; und zum Überfluſs könnte erwähnt werden, daſs es 1547 an den Herzog Wolfgang von Zweibrücken zu Lehen gegeben ward. Die andere ist Leitersweiler im gleichen Kanton Sulz mit neuen Diphthongen heute, obwohl es zu dem sonst monophthongischen Amte Hatten (dem alten Hattgau) gehörte: der Ort liegt, wie die heutige Karte zeigt, durch bequeme Straſse verbunden, kaum eine Viertelstunde von dem nördlicheren, mit Recht diphthongierenden Dorfe Hofen.

Das sind in der Tat, meine ich, überraschende Zusammenhänge und für die landschaftliche Dialektforschung im allgemeinen, für die über so schönes und reiches Material verfügende elsässische im besonderen neue verheiſsungsvolle Wegweiser! Hier für das übrige Elsaſs nur noch ein paar weniger ausführliche Andeutungen in gleicher Richtung.

Wie schon erwähnt, ist die geschichtliche Einheit des Elsaſs bestritten worden. Den Grund dafür gibt dieselbe Territorialkarte, die uns schon so treffliche Dienste geleistet hat: sie steht an Zerrissenheit

und Zersplitterung in zahllose Kleingebiete keiner anderen Provinz nach. Und wenn ich nun daneben alle inneren Sprachgrenzen, die der Sprachatlas bisher für das Elsafs geliefert hat, auf einer Karte kombinieren wollte, so würde das dialektische Kartenbild an Buntheit und Zerfahrenheit jener Territorialkarte nichts nachgeben. Dabei fällt sofort ins Auge, dafs auf beiden Karten die Buntscheckigkeit vor allem auf ihren nördlichen zwei Dritteln herrscht, dafs das südliche Drittel, ganz roh vom 48. Breitengrade oder vom Kreise Gebweiler an gerechnet, etwas einheitlicher scheint. Auch hier ein politisch-historischer Zusammenhang? Ich glaube, ja: das südliche Drittel umfafste einst den Besitz des Hauses Habsburg-Österreich, die beiden anderen Drittel zerfallen in nicht weniger als 41 Einzelgebietchen, deren gegeneinander gerichtete Schlagbäume auch für die Dialektentwickelung ihre Rolle gespielt haben werden. Die Habsburger aber, seit uralter Zeit im Oberelsafs begütert, sind hier bis zur französischen Zeit hin Landgrafen gewesen. Bei der Kreiseinteilung im 16. Jahrhundert wurden Sundgau (und Breisgau) zum österreichischen Kreise geschlagen, das Niederelsafs hingegen zu dem ebenso kunterbunten wie grofsen oberrheinischen. Ja noch mehr: wenn wir die Territorialkarte etwas genauer mit der modernen Dialektskizze vergleichen, so zeigt sich, dafs jene relative mundartliche Einheitlichkeit im Süden aufser den österreichischen Bezirken zumeist auch noch die angrenzenden Bezirke des Mundates Rufach und der Reichsabtei Murbach umfafst, und alsbald lehrt uns ihre Vergangenheit, dafs die Habsburger hier seit ältester Zeit die Vogteien inne hatten, die, wie so häufig, für die Ausbildung des habsburgischen Territorialbesitzes im Elsafs von grofser Wichtigkeit gewesen sind.

Kurz, immer wieder Geschichte, Orts- und Landesgeschichte! Und zwar nicht die jüngste Geschichte, aber auch nicht die älteste, sondern die mittlere. Die heutige Kreiseinteilung des Elsafs hatte bis 1887 — da sind die Fragebogen des Sprachatlas ausgefüllt worden — noch keine greifbare Dialektwirkung geäufsert, während in anderen Gegenden, z. B. in Hessen, gerade die Kreisgrenzen ausgeprägte Mundartenlinien darzustellen pflegen: sehr begreiflich, da die Kreiseinteilung des Elsafs eine Neuschöpfung von 1871 ist. Andererseits versagt auch die älteste Geschichte. So vermag ich Wittes deutliche Linie zwischen den östlichen Ortsnamen auf *-heim* und den westlichen auf *-weiler* nirgends mundartlich wiederzuerkennen; sie ist zu alt, um in der jetzigen Sprache noch reflektiert zu werden, zu alt, obwohl die *-weiler*-Orte an sich jünger sind als die *-heim*-Orte, wie ein Blick auf Menkes Gaukarte sofort lehrt. Jene sind vielmehr von der östlichen Nachbarsprache assimiliert worden, etwa gerade so, wie Saale und Elbe heute keine Sprachgrenze mehr bilden, sondern ihre rechten Ufer einfach die Charakteristika der linken übernommen haben und fortsetzen. Auch im

elsässischen Wörterbuch habe ich bisher keine nennenswerten östlich-westlichen Unterschiede finden können, immer nur nördlich-südliche.

Unter den mithin vorwiegend horizontalen Mundartenlinien ist nun auch die heutige Bezirksgrenze zwischen Ober- und Unterelsaſs gar wohl wiederzufinden: setzt sie doch nicht nur die frühere französische Departementsgrenze, sondern auch die uralte Scheide zwischen Sund- und Nordgau längs dem Eckenbach oder Landgraben bei Schlettstadt seit dem 9. Jahrhundert fort, die zugleich bis zur französischen Revolution die Bistümer Basel und Straſsburg getrennt hat und somit tatsächlich immer die bedeutungsvollste Innengrenze des Elsaſs gewesen ist. Aber unverrückt, Ort für Ort, scheint sie doch nicht geblieben zu sein. St. Pilt z. B. gehört heute zum Oberelsaſs und in der Franzosenzeit ebenso zum Departement Haut-Rhin, während es vorher, als nördlich vom Eckenbach gelegen, zum Nordgau gehörte, und dorthin weist der Sprachatlas es dialektisch noch heute, der mehr als zweihundertjährigen Verwaltungspraxis zum Trotz. Wenn andererseits Markirch im oberen Lebertale kirchlich noch zu Straſsburg und daher wohl auch politisch zum Nordgau gehörte, heute hingegen sprachlich zum Süden neigt, so liegt auch hierfür die Ursache in der Ortsgeschichte: die Gegend war bis rund 1500 noch rein romanisch und ist erst seit Beginn der deutschen Bergmannseinwanderung sehr allmählich im Laufe der Neuzeit germanisiert worden, da aber hat die französische Departementsgrenze Markirch zum Süden geschlagen.

Auch sonst bietet die alte Sundgaugrenze als Dialektscheide mancherlei Wenn und Aber. Ja wenn wir sie als solche vergleichen mit jener etwas südlicheren Grenze des erwähnten österreichischen Macht- und Interessenbezirks, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daſs für die moderne Dialektgestaltung diese letztere die bedeutungsvollere gewesen ist: in der Lautlehre Grenzen wie die zwischen intervokalischem *g* als Spirans im Norden und Verschluſslaut im Süden, in der Flexionslehre eine Grenze wie die zwischen Abfall im Norden und scheinbarer Erhaltung des Endungs-*e* bei den Femininen im Süden,[1] in der Wortbildung Grenzen wie die zwischen Imperativ *kē* 'geh' im Norden und *kaŋ* im Süden, *nix* im Norden und *nit* im Süden, *pislə* 'bischen' im Norden und *pitsi* im Süden, sie haben zwar alle individuellen und auſserdem anscheinend sehr unsicheren und längst alterierten Verlauf, stimmen aber trotzdem immer noch viel eher zu jener habsburgischen Territorial- als zu der nördlicheren alten Eckenbach-Grenze. Das ausgehende Mittelalter eben und seine nächste Folgezeit, sie geben immer handgreiflicher für unsere heutigen Dialektgestaltungen den Mutterboden ab, in den der Pflug der Forschung einzusetzen hat.

---

[1] Es ist tatsächlich schwaches *-*en*.

Es wurde schon berührt, daſs bei Deutschlands Kreiseinteilung von 1512 der habsburgische Süden des Elsaſs zusammen mit dem Breisgau in den österreichischen Kreis einbezogen wurde. Wie diese Kreiseinteilung überhaupt allerorten noch einmal mit der heutigen Dialektgeographie gründlich zu vergleichen sein wird,[1] so fällt auch jene Zusammengehörigkeit des Sund- und des Breisgaus für eine ganze Reihe mundartlicher Eigenheiten des Südens, namentlich des äuſsersten Südzipfels, ins Gewicht, was ein Blick auf die betreffenden Sprachatlasblätter sofort verrät: so für den Abfall des *-n* in einsilbigen Wörtern auch nach kurzem Vokal (*mą̄* st. *man*), für diminutives *-li* statt *-la*, auch für die dialektgeographisch immer mit Recht in den Vordergrund geschobene *k/ch*-Verschiebung des Anlauts u. a. Über diese letztere noch ein Wort. Ihren Verlauf hatte ich *Anz. f. dtsch. Alt.* 23, 221 f. genau Ort für Ort beschrieben. Ohne davon zu wissen, hat sie kürzlich Bohnenberger *Alemannia* N. F. 1, 124 ff. auf Grund schriftlicher Anfragen ebenfalls Ort für Ort erkundet. Eine solche Nachprüfung war um so nötiger, als diese *k/ch*-Verschiebung den Leuten nicht so kraſs ins Gehör zu fallen scheint als die entsprechende Labialverschiebung nördlicher oder gar der *t/z*-Unterschied an der niederdeutschen Sprachgrenze; vermutlich wenden die *ch*-Sprecher dies *ch* leicht auch unbewuſst beim Schriftdeutschsprechen an. Trotzdem war das Resultat ein vortreffliches, für die Güte und Zuverlässigkeit des Sprachatlasmaterials aufs neue zeugendes. Bohnenberger hat für den ganzen Verlauf der Linie von der französischen Grenze bis zum Bodensee 87 Orte, wovon bei Wenker 9 fehlen, so daſs beiden Gelehrten 78 gemeinsam sind; und von diesen 78 Orten stimmen bei beiden 73 überein, die übrigen 5 sind unsicher oder müssen an Ort und Stelle noch einmal aufgenommen werden. Ich füge noch hinzu, daſs die 14 Ortschaften, die Lienhart für seinen Entwurf der elsässischen *kind*-Karte mitteilt,[2] sämtlich zu Wenkers Angaben stimmen. Aber für unseren hiesigen Zusammenhang ist noch wichtiger, daſs Bohnenberger bei der historischen Erklärung der Grenze zu Resultaten kommt, die den in dieser Arbeit gewonnenen analog sind. Er sagt S. 131: 'Die letzten *ch*-Orte Pfetterhausen, Niederlarg, Bisel, Feldbach, Riespach bilden die Nordgrenze der Herrschaft Pfirt gegen die Herrschaften Belfort und Altkirch. Von den drei Herrschaften gehören Pfirt und Altkirch von den ältesten Zeiten zusammen, um die Wende des 13. Jahrhunderts ist Belfort dazu gekommen, 1324 sind alle zusammen an Österreich gefallen. Zuvor führte dort die Nordgrenze des Elsgaus vorbei. Zu diesem gehörte neben Pfetterhausen aber auch noch Sept. Geht die Verkehrs- und Sprachgrenze bis auf die Gaugrenze zurück, so hat sie sich nachher im Anschluſs an die

[1] Vgl. z. B. *Hist. Ztschr.* 88 (N. F. 52), 39, 1.
[2] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins* 48, 62; vgl. unten S. 47.

Herrschaftsgrenze verschoben. Das Alter der Sprachgrenze ist aus diesen politischen Verhältnissen nicht entnehmbar.' Bohnenberger und ich kommen also mit unseren ganz unabhängig voneinander entstandenen Untersuchungen auf denselben Weg!

Ich breche damit ab, obwohl in gleicher Weise für die Zusammenhänge von Dialekt- und Ortsgeschichte im Elsafs noch mancherlei beizubringen wäre. Ich kehre nicht zurück zu der eingangs erwähnten *pitsl*-Enklave im St. Amarintal, das, obwohl einst ganz vom habsburgischen Interessenkreise umgeben, doch zahlreiche dialektische Besonderheiten zeigt; es wäre sonst darauf hinzuweisen, dafs während die in der Ebene verstreuten Besitzungen Murbachs von den österreichischen Herrschaften gänzlich aufgesogen wurden und schon in einem Urbar von 1303 nicht mehr von den althabsburgischen Allodialgütern zu unterscheiden sind, hingegen das St. Amarintal im 13. Jahrhundert von der habsburgischen Vogtei losgelöst worden und seitdem unverändert bis zur französischen Revolution im Alleinbesitz des Klosters geblieben ist. Ich führe nicht aus, dafs die von Mankel behandelte Mundart des Münster- oder Gregorientals[1] mit ihren Eigenheiten nicht blofs, wie Mankel wollte, in ihrer orographischen Isoliertheit, sondern vor allem darin ihren Grund hat, dafs dies alte Gebiet der Benediktinerabtei St. Gregorien bis zur französischen Revolution reichsunmittelbar gewesen ist. Ich empfehle ferner nur kurz einer sprachpolitischen Untersuchung den etwa durch die Grenze des Landkreises Strafsburg umschlossenen Bezirk, der sich vom ganzen übrigen Elsafs durch eine Reihe anscheinend altertümlicher und zäh festgehaltener Dialektbesonderheiten auf den Karten deutlich abhebt. Usw. —

Alle diese Ausführungen wollen natürlich nicht eine Dialektgeschichte des Elsafs, sie wollen lediglich ein Programm bieten; ein Programm, das der elsässischen Philologie gerade jetzt gelegen kommen dürfte. Wie ich schon im Anfang mitteilte, ist das kostbare Idiotikon noch nicht vollendet, und schon taucht der Plan eines elsässischen Sprachatlas auf! Lienhart hat ihn vor zwei Jahren in einem Vortrage entwickelt[2] und dabei über 23 fertige Kartenentwürfe berichtet. Von diesen 23 Karten sind 19 bereits auch in Wenkers Sprachatlas fertig: wieder ergibt der Vergleich ein vorzügliches Resultat, ganz ähnlich wie einst bei Hermann Fischers schwäbischem Atlas. Wir Marburger dürfen uns ein solches Urteil erlauben; denn während Lienharts aus dem Nachlafs des Pfarrers Liebich stammendes und 1874 eingesammeltes Material sich auf 600 Gemeinden erstreckt, ist in Wenkers Sammlungen das deutsche Elsafs mit rund 900 Orten vertreten. Hält sich sonach Lienharts

[1] *Strafsburger Studien* 2, 113 ff.
[2] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsvereine* 48 (1900), 59 ff.

Plan in etwas engerem Rahmen, so hat er andererseits den gewaltigen Vorteil, vorhandene Zweifel oder Lücken an Ort und Stelle beseitigen zu können. Vom Sprachatlas des Deutschen Reichs sind augenblicklich 173 süddeutsche Blätter fertig; das bedeutet ebensoviele, 173, elsässische Sprachkarten, und ihre Zahl erhöht sich von Semester zu Semester. Damit werden eine Anzahl Direktiven auch für die elsässische Mundartenbegrenzung gegeben. Aber auch nur Direktiven und nur eine Anzahl. Die genaue Kontrolle Ort für Ort und die Ergänzung durch gerade spezifische Alsatica vermag nur die intimere Lokal- und Landesforschung: hier wird der Schwerpunkt des geplanten elsässischen Schwesterunternehmens liegen müssen! Und derselben Landesforschung mufs dann vorläufig auch die höhere Verarbeitung der geschaffenen Kartenbilder überlassen bleiben, ihre historische Deutung, für die diese Zeilen zu interessieren suchten, jene höhere Verarbeitung, die uns Marburgern vorläufig versagt ist. Kommt aber die elsässische Dialektforschung, anscheinend der anderer Gegenden weit voraus, zu solcher nicht nur beschreibenden, sondern auch entwickelungsgeschichtlichen Auffassung und Arbeit, dann wird sie mir gewifs in dem Satze recht geben, mit dem ich schliefsen möchte: die elsässische Mundart ist nicht blofs ein Stück der deutschen Sprache, sie ist vor allem auch ein Stück elsässischer Geschichte!

Marburg i. H. Ferd. Wrede.

Zu den altenglischen Rätseln.

Die folgenden Zeilen bezwecken eine Klarstellung der Rätsel II—IV (Grein-Wülker, *Bibl. d. ags. Poesie* III, 1, S. 184 ff.) und einen Versuch zur Lösung des lateinischen Rätsels LXXXX (ibd. S. 235).

1.

Was die Rätsel II—IV angeht, so macht ihre Lösung anscheinend gar keine Schwierigkeit. Dietrich fand sie schon im Jahre 1859 als 'Sturm' (*Zs. f. d. Altertum* XI, S. 459). Seitdem hat man sich damit begnügt. Doch nicht ganz mit Recht. Bei dieser Lösung Dietrichs, die nur im allgemeinen zutrifft, bleibt das Verhältnis der einzelnen Teile ganz im unklaren, besonders das von Rä. III zu Rä. IV, 17—35 inkl. Dietrich sieht — fälschlicherweise — in Rä. III die Schilderung eines Seesturmes und ist dann gezwungen, in Rä. IV, 17—35 inkl. die Fortsetzung davon zu sehen, also wiederum 'Seesturm', nur 'in etwas anderer Weise' (a. a. O. S. 460). Der Dichter aber stellt in seiner Zusammenfassung am Schlusse von Rä. IV, Vers 67 ff. diese beiden Teile als ebenso verschiedene Schilderungen hin, als er das beispielsweise mit Rä. III und Rä. IV, 36—66 inkl. tut — durch das jedesmalige *hwilum*. Den vier *hwilum* der Zusammenfassung entsprechen nämlich inhaltlich genau die vier mit einem *hwilum* anhebenden Abschnitte der eigentlichen Darstellung: Rä. III, 1; Rä. IV, 1; Rä. IV, 17; Rä. IV, 36 — nur die Reihenfolge ist nicht genau dieselbe (vgl. Dietrich a. a. O. S. 460); davon weiter unten. Es müssen also auch, wenn anders diese Zusammenfassung einen Sinn haben soll, in diesen Abschnitten wirklich verschiedene Erscheinungen des Sturmes geschildert werden.

In Rä. IV, 1—16 inkl., worin Dietrich richtig die Schilderung eines 'Erdbebens' erkannte, ist das Verhältnis zum Ganzen, zum 'Sturm', der ja in allen Abschnitten als *ic* spricht, am klarsten: der Sturm ist nach der Auffassung des Dichters die naturwissenschaftliche Erklärung des Erdbebens. Es lag nahe, in den anderen Teilen ein ähnliches Verhältnis zum Ganzen zu vermuten und deshalb Aufklärung in den Schriften des Mannes

zu suchen, der uns die naturwissenschaftlichen Anschauungen jener Zeit am besten übermittelt hat, ich meine Bedas.

Was zunächst diesen Abschnitt, Rä. IV, 1—16, betrifft, so schreibt Beda in seinem Werkchen *De natura rerum*[1] cap. 49 (Migne, *Patrol. lat.* 90, Spalte 275 ff.): *De terrae motu. Terrae motum vento fieri dicunt, ejus visceribus instar spongiae cavernosis incluso, qui hanc horribili tremore percurrens, et evadere nitens, vario murmure concutit et se tremendo vel dehiscendo cogit effundere. Unde cava terrarum his motibus subjacent, utpote venti capacia: arenosa autem et solida carent. Neque enim fiunt, nisi coelo marique tranquillo, et vento in venas terrae condito.* Beda gibt damit die im Mittelalter gangbarste Erklärung des Erdbebens, die er seinerseits wieder aus Isidors von Sevilla[2] gleichnamiger Schrift *De Natura Rerum* schöpfte. Man sieht, es ist genau dieselbe Vorstellung, auf welcher der ags. Dichter seine Rätsel aufbaut: der Wind, in die Erdhöhlen eingepreſst, sucht mit Gewalt nach oben zu dringen, so entsteht das Erdbeben. Das *evadere nitens — cogit effundere* bei Beda enthält das ags. Räsel in nuce.

Am Schlusse desselben Kapitels fügt dann Beda hinzu: *Fiunt simul cum terrae motu et inundationes maris, eodem videlicet spiritu infusi vel residentis sinu recepti.*[3] Dem *simul* nach zu urteilen, meint hier Beda jene oft beobachteten Begleiterscheinungen von Erdbeben, die in der Nähe der Küste stattfinden, wobei das Meer sich ohne Wind und Flut jählings erhebt und mit ungeheurer Geschwindigkeit eine gewaltige Welle ans Ufer wirft. Möglich auch, daſs er jene selbständigen Meereserscheinungen meint, die unsere heutige Geophysik unter dem Namen 'Seebeben' begreift und von den ersteren, den Begleiterscheinungen von Erdbeben, als selbständige submarine Erd-

[1] Wohl schon im Jahre 703 geschrieben und herausgegeben, zusammen mit dem Büchlein *De temporibus liber*; vgl. A. Ebert, *Allgemeine Gesch. der Lit. des Mittelalters* I², S. 649 und 643.

[2] In die Werke Isidors wiederum, diese Schatzkammer des ganzen Mittelalters, mündet ja das klassische Altertum so gut wie die Ansichten der christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein: Die wissenschaftliche Anschauung der im Erdinnern eingeschlossenen Winde als Erreger der Erdbeben geht auf Plato zurück. Die beiden anderen Erklärungsweisen des Altertums — innere Strukturveränderungen der Erde durch Einbrüche, Verschiebungen (Anaximenes von Milet) und Strömungen und Druck der im Erdinnern eingeschlossenen Wassermassen (Demokritos von Abdera) — wurden durch diese Windtheorie in den Hintergrund gedrängt.

[3] Ob Beda diesen Satz aus eigener Beobachtung hinzutut, bleibt zweifelhaft; bei Isidor, *De natura rerum* cap. 46 fehlt er. Dem Angelsachsen mochte die Erwähnung dieser Meereserscheinung ja nahe liegen. Auch hier geht das Altertum dem Mittelalter voraus; vgl. Müllenhoff, *D. Altertumskunde* I, S. 364 und G. Ehrismann in *Germania* 35, S. 56.

beben scheidet (vgl. E. Rudolph, *Über submarine Erdbeben und Eruptionen, Beiträge zur Geophysik* I, S. 133 ff.). Finden diese Seebeben bei geringer Meerestiefe statt, also in der Nähe der Küste, so zeigen sich neben den gewöhnlichen Erscheinungen — Aufwallen und Trübung des Wassers, Emporschieſsen von Schaum und Dampfsäulen — auch direkte Spuren subozeanischer vulkanischer Eruptionen, Emporwerfen von Lava und Bimsstein, verbunden mit submarinem Donner. Ein solches Naturphänomen, ein Seebeben, liegt zweifellos der Schilderung in Rä. III zugrunde. Die einzelnen Momente stimmen genau:

gifen biþ gewreged
. . . ., *fam gewealcen;*
hwælmere hlimmed, hlude grimmed;
streamas staþu beatad, stundum weorpaþ
on stealc hleoþa stane ond sonde
ware ond wæge. (Rä. III, 3—8.)

Auch die zweite Hälfte des ersten Verses: *swa ne wenaþ men* erhält bei dieser Deutung erst ihre rechte Begründung, sie soll das plötzliche, unerwartete Auftreten der Naturerscheinung malen, zugleich auch das geheimnisvolle, dem Menschen verborgene Wirken des Sturmes; beides trifft doch bei der Lösung 'Seesturm' nicht zu. Wie bei Beda, so ist auch bei dem ags. Dichter die Erklärung die nämliche wie beim Erdbeben: der Sturm, der vom Grunde des Meeres emporstrebend die Wassermassen aufwühlt. Gerade die Anschaulichkeit der Erklärung, welcher der Dichter auſser den oben angeführten fast alle anderen Verse des Rätsels widmet, wehrt gegen die Auffassung als Seesturm und paſst nur auf die eben gegebene: Der Sturm sitzt unter den Wogen, vgl. *under yþa geþræc* V. 2, *holmmægne biþeaht* V. 9, *sundhelme ne mæg losian* V. 10—11, *streamas, . . . þe mec ær wrugon* V. 15. Er sitzt auf dem Grunde des Meeres und wühlt nicht sowohl die Wogen als den Meeresboden selbst auf: *ic gewite under yþa geþræc eorþan secan, garsecges grund* V. 2—3 (die folgende Schilderung *gifen biþ gewreged* etc. ist die natürliche sichtbare Folge der geheimen Tätigkeit des Windes), ferner *ic winnende hrusan styrge, side sægrundas* V. 10—11. Der Dichter fühlte wohl das Bedürfnis, durch diese genauen, fast im Übermaſs auftretenden Hinweise das Rätsel III möglichst scharf von Rä. IV, 17—36 inkl., der Schilderung eines wirklichen Seesturmes, abzugrenzen. In der Zusammenfassung am Schlusse von Rä. IV stellt er dann beide Schilderungen nochmals so scharf als möglich gegeneinander: *hwilum yþa sceal / hean underhnigan hwilum holm ufan / streamas styrge,* V. 68—70.

So liefert der dritte der mit *hwilum* anhebenden Abschnitte des ganzen Rätsels, Rä. IV, 17—36 inkl., nicht also bloſs eine

Fortsetzung des ersten Abschnittes, Rä. III, sondern eine wirklich ganz verschiedene Darstellung: 'Sturm auf See', mit allen Mitteln künstlerischer Virtuosität geschildert — sogar ein Schiff tritt als Staffage auf. Das ganze Rätsel ist jetzt nur Schilderung, nicht wie Rä. III zu zwei Dritteln der Verse Erklärung der Naturerscheinung — der Sturm tritt ja hier wirklich auf, nicht bloſs wie in Rä. III und Rä. IV, 1—16 inkl. als die gedachte Ursache der Erscheinungen des Erdbebens und des Seebebens. Auch im einzelnen ist die Schilderung in Rä. IV, 17—36 inkl. eine ganz andere als in Rä. III, kaum ein Zug ist beiden gemeinsam.

Anders wiederum verhält es sich mit dem letzten Abschnitt des ganzen Rätsels, Rä. IV, 36—66 inkl. Die gegebene Lösung als 'Gewittersturm' trifft nicht zu, sondern die Lösung muſs heiſsen 'Gewitter' selbst, der Sturm ist auch hier wieder bloſs die wissenschaftliche Erklärung der Naturerscheinung, ebenso wie beim Erd- und Seebeben. Erst von Vers 63 ab: *þonne ic hnige eft under lyfte helm lande near* etc. tritt der Sturm wirklich als solcher hervor; bis dahin ist er nur nach der Vorstellung der damaligen Zeit und ihren naturwissenschaftlichen Anschauungen als Ursache der geschilderten Erscheinungen, besonders des Donners, vorhanden. In demselben Kapitel 49 schreibt Beda: *Et hoc est in terra tremor quod in nube tonitruum: hocque hiatus quod fulmen,* sodann in den entsprechenden Kapiteln, die über den Blitz und Donner handeln, folgendes: *De tonitruo: Tonitrua dicunt ex fragore nubium generari, cum spiritus ventorum eorum sinu concepti sese ibidem versando pererrantes, et virtutis suae nobilitate in quamlibet partem violenter errumpentes, magno concrepant murmure, instar exilentium de stabulis quadrigarum vel vesicae, quae, licet parva, magnum tamen sonitum displosa emittit* (*De rerum natura* cap. 28, Migne 90, Spalte 249 ff.). *De fulminibus: Fulmina nubium attritu nasci in modum silicum collisorum, concurrente simul et tonitruo, sed sonitum tardius aures, quam fulgorem oculos penetrare. Nam omnium rerum collisio ignem creat* (ibd. cap. 29, Spalte 250 ff.). Dieselben Vorstellungen sind von dem ags. Dichter in dem letzten Teil seiner Sturmdichtung zu herrlichster Poesie verarbeitet. Der Sturm sitzt in den Wolken, er zerrt sie weit auseinander und läſst sie dann wieder zusammenschnellen, er wirft die 'schwarzen Wasserfässer' hierhin und dorthin; treffen sie aufeinander mit ihren Rändern, dann entsteht 'der Getöse lautestes'. 'Die schwarzen Geschöpfe schwitzen Feuer', wenn Schneide auf Schneide trifft (dem Dichter schwebt das Bild zweier aufeinander treffender, funkensprühender Schwerter vor; die umgekehrte Übertragung vom Blitz auf das Schwert ist ja eine gewöhnliche), 'fech-

tend fahren sie dahin, ein Getöse vollführen sie mit mächtigem Schall'. So läſst der Dichter auch den Donner ebenso wie den Blitz eigentlich nur durch das bloſse Aufeinanderschlagen der Wolken entstehen, ohne den '*fragor*' ausdrücklich zu erwähnen, aber dieses Zerbersten der Wolken ist bei dem Dichter als selbstverständlich vorausgesetzt, denn er fährt unmittelbar fort: *feallan lætađ sweart / sumsendu seaw of bosme, / wætan of wombe* (V. 46—48), was ja eben die Folge des Zerberstens ist. Von Vers 48 ab verläſst der Dichter dann diesen Vorstellungskreis: der Sturm die Ursache des Gewitters; seine Phantasie ist ganz erfüllt von dem Bild des Kampfes der dahinfahrenden Wolken und kann noch nicht zur Ruhe kommen. Das Bild spinnt sich fort: *Winnende faređ atol eoredþreat;* altheidnische mythische Vorstellungen mögen dabei wachgerufen sein und hier durchschatten, aber sie werden wieder zurückgedrängt durch christliche Empfindungen und Vorstellungen. Das *atol* spinnt sich zunächst fort in *egsa astigeđ / micel modþrea monna cynne / brogan on burgum* und mündet dann in die alttestamentliche Vorstellung ein:

Dol him ne ondrædeđ đa deađsperu,
swylteđ hwæþre, gif him sod meotud
on geryhtu þurh regn ufan
of gestune læteđ stræle fleogan
farende flan: fea þæt gedygađ
þara þe geræceđ rynegiestes wæpen. (V. 53—58.)

Vgl. dazu Stellen wie *Et misit sagittas suas et dissipavit eos: fulgura multiplicavit et conturbavit eos* (*Vulgata, Liber psalm.* XVII, 15), ähnlich ibd. CXLIII, 6 und *Regum lib.* II, Kap. XXII, 15 neben manchen anderen hierhergehörigen. Mit Vers 59 kehrt dann der Dichter wieder zu seinem ursprünglichen Thema zurück, der Sturm spricht wieder: *Ic þæs orleges or anstelle* etc., und hier tritt auch der '*fragor nubium*' als Ursache des Donners im Ausdruck selbst auf: *bierstеđ hlude heah hlođgecrod.*

Wie also in diesen vier mit *hwilum* anhebenden Abschnitten jedesmal eine verschiedene Erscheinungsart des Sturmes geschildert ist, so in Rä. II der Sturm überhaupt. Darum auch findet Rä. II in der Zusammenfassung am Schlusse des Ganzen keine Stelle.

Was nun die Reihenfolge der einzelnen Schilderungen angeht, so habe ich schon zu Anfang darauf hingewiesen, daſs diese nicht genau mit der Zusammenfassung stimmt. Dort steht das Seebeben (Rä. III) vor, hier nach dem Erdbeben (Rä. IV, 1—16 inkl.). Beides hat seine guten Gründe; ich glaube nicht, daſs eine Störung des Textes, eine Umstellung von Rä. III und Rä. IV, 1—16 inkl. vorliegt. In der Zusammenfassung

mag die bequemere Versfügung es mit sich gebracht haben, dafs auf die genaue Reihenfolge der einzelnen Teile nicht sonderlich geachtet wurde; möglich auch, dafs der Dichter Rä. IV, 1—16 hier vorwegnahm, um Rä. III und Rä. IV, 17—35 nebeneinanderstellen und dadurch besser kontrastieren zu können: bald soll ich unter den Wogen (Seebeben), bald über den Wogen (Seesturm) kämpfen. In der eigentlichen Schilderung dagegen beginnt der Dichter mit dem Naturereignis, bei welchem der Schauplatz der Wirksamkeit des Sturmes am tiefsten gelegen ist, mit dem Seebeben: der Sturm befindet sich tief auf dem Boden des Meeres. Es folgt dann das Erdbeben: der Sturm unter der Erdoberfläche, dann der Seesturm: der Sturm über der Meeresfläche, und endlich das Gewitter: der Sturm hoch in den Wolken.

So stellt sich Rä. II—IV unzweifelhaft als ein mit schärfster Konsequenz aufgebautes Ganzes dar. Die jetzige Dreiteilung bei Grein-Wülker beruht auf der dreimaligen Wiederholung der Rätselfrage am Ende dieser drei Teile. Aber nach allem Gesagten wird man ihr nicht mehr das Gewicht beilegen können, als Einteilungsmerkmal zu gelten. Übrigens tritt die Rätselfrage ja auch innerhalb von Rä. IV noch einmal auf, nämlich Vers 35, wenn auch nicht so umfangreich wie am Ende von Rä. II, III und IV. Ferner bietet die Handschrift zwischen Rä. III und Rä. IV keinen Absatz, das *hwilum* in Rä. IV, Vers 1 beginnt mit kleinem Anfangsbuchstaben. Der Absatz zwischen Rä. II und Rä. III ist schon eher verständlich: in Rä. II der Sturm überhaupt, in Rä. III und Rä. IV die einzelnen Erscheinungsarten des Sturmes. Aber auch dieser kann sehr leicht auf Kosten des Schreibers kommen. Durch die Rätselfrage verleitet, glaubte er, dafs Rä. II mit Vers 15 beendet sei, es konnte ein neues Rätsel ja sehr gut mit *hwilum* (Rä. III, 1) beginnen. Bei dem zweiten *hwilum* (Rä. IV, 1) mag er dann, aufmerksam geworden, die Zusammengehörigkeit der Abschnitte erkannt und darum keinen Absatz mehr gemacht haben.

Was endlich noch das auffallende Hervortreten der Anschauung: Gott der Beherrscher und Gebieter des Windes, anlangt, so hat das seine Quelle zum gröfsten Teil wieder in der Naturanschauung des Alten Testamentes, wie schon oben das Bild des seine Pfeile, d. s. seine Blitze sendenden Gottes. In der alttestamentlichen Poesie ist der Wind, wie ja eigentlich jede Naturkraft, nicht blofs stets der Wind 'Gottes', von ihm geschaffen und in seinem Dienste verwendet, sondern es heifst auch da: *(Deus) ... qui producit ventos de thesauris suis, Psalm. liber* CXXXIV, 7 und *Jerem.* X, 13. Darauf beruht dann auch wohl, was Beda a. a. O. Spalte 246 in Kapitel 26 sagt: *De ventis. Ventus est aër commotus et agitatus, sicut flabello brevi*

potest approbari, nec aliud intelligitur quam fluctus aëris, qui, ut Clemens ait, ex quibusdam montibus excelsis velut compressus et coangustatus ordinatione Dei cogitur et exprimitur in ventos, ad excitandos fluctus, aestusque temperandos.[1] Sodann aber mögen auch Erzählungen und Situationen aus dem Neuen Testament auf den ags. Dichter eingewirkt haben, worin Christus als der Beherrscher der Naturkräfte auftritt, vornehmlich die Erzählung bei Matth. VIII, 23 ff., Christus stillt den Seesturm: *Tunc surgens increpavit vento et mari, et facta est tranquillitas magna, porro homines mirati sunt dicentes: qualis est hic quia et venti et mare oboediunt ei?* Hieran lehnt sich ja die Frage beim 'Seesturm', Rä. IV, 35 fast an, vielleicht erwartet sogar der Dichter auf das *hwa gestilleð þæt?* die spezielle Antwort 'Christus' statt der allgemeinen 'Gott'. Wie beliebt gerade diese Situation und Vorstellung: 'Christus auf dem Meere stillt den Sturm' bei den Angelsachsen war, läſst auch ein anderes ags. Werk erkennen, der Andreas, wo sie weit über den Rahmen der Quelle hinaus ausgemalt ist. (Übrigens zeigen die hier behandelten Rätsel mit dem Andreas, auch was Stil und Wortschatz anlangt, die nächste Verwandtschaft.) Dieses Auftreten des christlichen Elementes, Gott der Beherrscher des Windes, hat also auch seine christliche Quelle; es ist nicht, wie Herzfeld (*Die Rätsel des Exeterbuches, Acta Germanica* II, 1) meint, darin die strenge, echt germanische Auffassung des Dienst- und Untertanenverhältnisses zu erblicken und daraus gar ein Beweis für Cynewulfs Verfasserschaft zu ziehen (vgl. auch Madert, *Die Sprache der altenglischen Rätsel des Exeterbuches und die Cynewulffrage,* Marburger Diss. 1900, S. 19). Vollends unverständlich ist mir, was Prehn (*Komposition und Quellen der Rätsel des Exeterbuches,* Paderborn 1883) betreffs dieser Vorstellung ausführt, der ags. Dichter habe dadurch den ersten Vers des Aldhelmschen Rätsels I, 2 *De Vento: Cernere me nulli possunt, nec prendere palmis* nachbilden oder ersetzen wollen — denn dieses Rätsel sowie Eusebius 21 und 23 seien seine Quellen gewesen. Von beiden kann gar nicht die Rede sein (vgl. Zupitza, *Deutsche Litztg.* 1884, 872), die Rätsel II—IV sind Eigengut des ags. Dichters. Wohl aber glaube ich, daſs der lateinische Dichter für sein *nec prendere palmis* wieder die nämliche Quelle hatte wie der ags., die Bibel; vgl. *Lib.*

[1] Beda entlehnt dies wiederum seiner Quelle, dem gleichnamigen Werk Isidors, cap. 36. Wie sehr die Bibel auch in diesen naturwissenschaftlichen Anschauungen des Mittelalters Quelle und Norm war, zeigt noch mehr Abschnitt 3 bei Isidor: *Venti autem interdum angelorum intelliguntur spiritus qui a secretis Dei ad salutem humani generis per universum mundum mittuntur* ..., wozu als Quelle *Psalm. liber* CIII, 4: *Qui facis angelos tuos spiritus* ...

proverb. XXX, 4: *quis continuit spiritum in manibus suis* und *Lib. eccles.* XXXIV, 2: Wer auf Träume hält, ist *quasi qui apprehendit umbram, et persequitur ventum.*

Ich habe bisher Bedas *De natura rerum* nur herangezogen, um dadurch die richtigen Lösungen und den Zusammenhang der einzelnen Teile festzustellen. Es drängt sich dabei notwendig die Frage auf, ob Bedas Schrift dem ags. Rätseldichter wirklich als unmittelbare Quelle vorgelegen hat.

Ich glaube, man wird diese Frage verneinen müssen. Zunächst finden sich keine direkten Entlehnungen, wie sie doch in diesem Falle zu erwarten wären. Von den Vergleichen zum Beispiel, die Beda gebraucht, hat der ags. Dichter nichts. Nur ein einziges Mal scheint eine nähere Beziehung vorzuliegen: Beda, *De terræ motu: Neque enim fiunt nisi coelo marique tranquillo et vento in venas terræ condito* stimmt ziemlich wörtlich zu: *Stille þynceð / lyft ofer londe ond lagu swige / oþþæt ic of enge up aþringe.* Aber dieser Anklang beweist noch nicht literarische Entlehnung: Inwieweit die Bemerkung auf Beobachtung beim Erdbeben beruht, weiſs ich nicht, ich habe nirgends etwas darüber gefunden. Bei Beda soll sie offenbar den Beweis erhärten, daſs der Wind beim Erdbeben ganz sicher unter der Erde eingeschlossen sei. Dasselbe scheint mir der Grund zu sein, weshalb der ags. Dichter den Zusatz hat. Es war das eben die naive volkstümliche Beweisführung für die Richtigkeit der Erdbebenerklärung: Nirgends sonst, weder auf dem Lande noch über dem Meere, ist der Wind zu spüren, also muſs er in der Erde eingeschlossen sein. Da ihn überdies Bedas gelehrte Quelle, Isidor von Sevilla, nicht hat, so wird auch er ihn wohl dem allgemeinen Volksglauben entlehnt haben. Der ags. Dichter braucht also deshalb noch nicht Bedas Werk notwendig vor sich gehabt zu haben.

Sodann werden die einzelnen Erscheinungen ja auch bei Beda nicht alle direkt nacheinander oder alle unter demselben Gesichtspunkt, nämlich ihrem Verhältnis zum Sturm, gleichsam in ein System gebracht, behandelt, sondern über die Erscheinungen des Gewitters handelt Beda ca. zwanzig Kapitel früher als über die des Erdbebens, und die Beziehung zum Wind geht nur als Erklärung nebenher.

Was mir aber vor allem gegen Beda als direkte Quelle zu sprechen scheint, ist die Art, wie diese Anschauungen hier verwendet sind: Ich halte dieses Rätsel nicht nur für die Glanznummer der ganzen Sammlung, sondern auch für mit zum Besten gehörend, was wir überhaupt von altgermanischer Naturschilderung besitzen. Nirgends versagt die veranschaulichende Kraft des Dichters, und es werden doch hier gewiſs hohe Anforderungen an sie gestellt, überall haben wir Leben und Bewegung,

nirgends ist leere Beschreibung, die Bilder sind kühn, aber nie gewaltsam, und wie psychologisch fein sind die Stimmungen des Sturmes als eines Kämpen im Dienste Gottes wiedergegeben! Zu einem solchen Meisterwerk gehört mehr als eine momentane Anregung durch ein trockenes, naturwissenschaftliches Buch, die Vorstellungen, auf denen eine solche Darstellung sich aufbauen kann, müssen von der Phantasie eines Dichters ganz und gar Besitz ergriffen haben, sie müssen ihm von Jugend an vertraut sein. Und in der Tat bleiben sie ja auch trotz des wissenschaftlichen Gewandes, in dem sie bei Beda auftreten, so ganz im Rahmen einer naiven Anschauungsweise, daſs ihre Kenntnis und Verwendung nicht notwendig eine gelehrte Entlehnung voraussetzen muſs. Auch im Volke haben wir neben den mythischen Ausgestaltungen auffallender Naturphänomene solche naiven rationalistischen Erklärungsmethoden offenbar in weiterem Umfange als lebendig vorauszusetzen, als man dazu von vornherein geneigt sein könnte. Freilich wird daran im letzten Grunde auch wieder der gelehrte Unterricht den gröſsten Anteil gehabt haben (siehe weiter unten).

Für die volkstümliche Verbreitung der uns gerade am seltsamsten anmutenden Erscheinung und Erklärung des Seebebens haben wir ein Zeugnis aus der mhd. Literatur. Herr Professor Max Roediger hatte die Güte, mich auf die beiden Aufsätze von G. Ehrismann, *Germania* 35, 55 ff., und E. Sievers, *P. B. B.* V, 544 ff., hinzuweisen, die sich mit dem mhd. *gruntwelle* und *selpwege* beschäftigen. Beiden Wörtern liegt, wie Ehrismann dies schon gezeigt hat, keine Fabelei oder Sage zugrunde (vgl. Sievers a. a. O. S. 545), sondern jene selbe volkstümliche Deutung des Seebebens, die wir auch bei dem ags. Dichter gefunden haben; vgl. besonders die Stelle bei Hartmann, I. Büchlein, 352 ff.

... und hebet sich ûf von grunde ein wint:
daz heizent si selpwege
und machet grôze ündeslege
und hat vil manne den tôt gegeben ...

Selbstverständlich fehlt dabei jede Erwähnung vulkanischer Eruptionen wie in dem ags. Rä. III, da wir es hier mit Erscheinungen auf hoher See, dort mit einem Seebeben ganz in der Nähe der Küste zu tun haben. Sievers hat dieses *selpwege* sogar schon in ahd. Glossen nachgewiesen und dadurch die allgemeine Verbreitung der in Frage stehenden Vorstellungen dargetan. Dem Angelsachsen mochten ja solche Meereserscheinungen erst recht vertraut gewesen sein.

Scheinen mir die angeführten Momente die Annahme einer direkten Entlehnung aus Beda nicht zu gestatten, so hindern sie jedoch nicht eine indirekte Beziehung zwischen dem ags. Rä. und Bedas Schrift. Ich meine: die naturwissenschaftlichen

Anschauungen, die der Dichter in so genialer Weise behandelt, dafs sie ihm wohl notwendigerweise von Jugend auf vertraut gewesen sein müssen, können ihm am ehesten durch den Unterricht übermittelt sein. Denn dafs unser Dichter unzweifelhaft eine geistlich-gelehrte Bildung besessen hat, geht ja zur Genüge aus den obigen Ausführungen hervor. Bedas naturwissenschaftliche Schriften aber lagen damals dem Unterricht in den Realien in fast allen Klosterschulen Englands zugrunde, als Lehrer hatte Beda sie ja auch verfafst.[1] Hier in der Schule mag dann auch bei einer rekapitulierenden Frage, was alles der Sturm bewirke, jene Zusammenfassung, wie sie der Dichter am Schlusse seines Rätsels selbst gibt, vorgekommen sein. Sie mag sich in dieser Form leicht in seinem Gedächtnis bewahrt und den Anstofs zu dem Rätsel gegeben haben.

Eine solche mittelbare Beziehung zu Beda wird auch durch eine allgemeinere Erwägung nahegelegt: Wir haben uns die ags. Rätselsammlung mit einiger Sicherheit doch im Anschlufs an die damals, vor der Mitte des 8. Jahrhunderts, so zahlreich an die Öffentlichkeit tretenden lateinischen Rätselsammlungen entstanden zu denken, gleichsam als ein nationales Gegenstück dazu. Die Verfasser aller drei lateinischen Rätselsammlungen, Aldhelm, Tatwine und Eusebius — die Rätsel des Bonifatius kommen für unsere Untersuchung nicht in Betracht — waren nun einerseits Zeitgenossen Bedas, der letztere sogar ein Freund Bedas. Wie Hahn (*Forschgn. z. deutsch. Gesch.* XXVI, 597 ff.) gezeigt hat, ist Eusebius nämlich identisch mit dem Freunde Bedas, Huætberht—Eusebius, dem Abte von Wearmouth—Schwesterkloster von Yarrow, dem Beda vorstand. Beda legte ihm seine im Jahre 727 erschienene Schrift *De temporum ratione* zur Durchsicht vor.[2] Andererseits hat der ags. Rätseldichter alle lateinischen Rätselsammlungen gekannt und den Eusebius besonders benutzt. Man sieht, die Beziehungen greifen ineinander, ja es ist keine geringe Wahrscheinlichkeit, dafs der ags. Dichter entweder mit zu diesem literarischen Kreise gehörte oder durch den Schulunterricht mit den Werken Bedas sowohl wie mit den Rätseldichtungen des Eusebius, Tatwine und Aldhelm vertraut war. Möglich sogar, dafs er in einem der Klöster Wearmouth und Yarrow seine gelehrte Bildung genossen hat.

---

[1] Aus späterer Zeit ist uns dann auch eine Kompilation aus den drei naturwissenschaftlichen Werken Bedas, *De rerum natura, De temporibus* und *De temporum ratione* erhalten, eine Art Leitfaden, wiederum für den Unterricht bestimmt, und zwar sogar für den Laienunterricht, denn er ist in der einheimischen Sprache abgefafst (vgl. Reum, *Anglia* 10,157 ff.).

[2] Eusebius borgt auch für den dritten Teil seiner *Aenigmata* den Stoff bei demselben Manne, dem auch Beda seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse entlehnt, Isidor von Sevilla (Hahn a. a. O. 619 ff.).

Auch für das Alter der ags. Rätselsammlung bieten sich dabei einige Anhaltspunkte. Ist sie nämlich im Anschlufs an die lateinischen entstanden, hervorgerufen durch das von jenen am Rätsel geweckte Interesse, so dürfen wir sie nicht allzuweit von ihnen abrücken. Welches Jahr aber käme als terminus a quo in Betracht? Leider wissen wir nicht das Jahr mit Bestimmtheit anzugeben, in dem Eusebius, der jüngste der lateinischen Dichter und nachweislich von dem ags. benutzt, seine Rätsel dichtete. Er hat Tatwine benutzt, dessen Rätselsammlung in das Jahr 732 fällt, dichtete also in dem Zeitraum von 732 bis zur Mitte der vierziger Jahre etwa, wo er starb (vgl. Hahn a. a. O. S. 625). Erwägt man, dafs seine Rätselsammlung wahrscheinlich die des Tatwine ergänzen sollte — er hat 60, Tatwine 40, die 100-Zahl war die bei den Sammlungen beliebte und vorbildliche, vgl. Ebert a. a. O. S. 652 —, so scheint es naheliegend anzunehmen, dafs die Rätsel des Eusebius sich auch zeitlich direkt an die Tatwineschen anschlossen. Damit wäre dann die ags. Rätselsammlung etwa in der Zeit von 732 bis 740 anzusetzen, auf jeden Fall aber noch vor der Mitte des 8. Jahrhunderts. In dieselbe Zeit aber weisen sprachliche Kriterien — auch in dieselbe Landschaft, wo Beda und Eusebius wirkten, nämlich Nordhumbrien —, vgl. Sievers, *Zu Cynewulf, Anglia* XIII, 1 ff. und Madert, a. a. O. S. 126.

2.

Das 90. Rätsel nimmt in der ganzen Sammlung eine Ausnahmestellung ein, da es in lateinischer Sprache abgefafst ist. Man hat ihm darum auch mit Recht eine tiefere Bedeutung zugemessen, indem es vielleicht wie die Runenstellen in Cynewulfischen Werken uns den Namen des Dichters — oder richtiger Sammlers — übermittelt. Es lautet:

Mirum videtur mihi: lupus ab agno tenetur;
obcurrit agnus et capit viscera lupi.
Dum starem et mirarem, vidi gloriam magnam:
duo lupi stantes et tertium tribul[antes]
IIII pedes habebant, septem oc(c)ulis videbant.

Die Lösung, die ich zu geben habe, ist zwar auch keine vollkommene, wird aber dem Wortlaut wenigstens des ersten Teiles ohne Schiebungen und Gewaltsamkeiten gerecht. Vgl. dazu Dietrich, *Zs. f. d. A.* XI, S. 487: Ein Wolf, in zwei Hopfenranken verwickelt, an denen fünf Knospen sind, etc.; die verschiedenen Bedeutungen von *lupus* hält er für die Grundlage: *lupus* = Hecht, = Hopfen. In seinem zweiten Aufsatz ibd. XII, S. 250 hält Dietrich diese Lösung bei, glaubt aber zugleich in dem häufigen Auftreten des *lupus* die lat. Übersetzung des Dichternamens *Cynewulf* zu finden; er erinnert daran, dafs Namen

wie *Aethilwulf* und *Wulfstân* einfach durch *lupus* wiedergegeben würden. Dietrich sah ja mit Leo in dem ersten Rätsel noch den Namen *Cynewulf* und suchte darum auch aus dem 90. Rätsel eine Stütze für seine Verfasserschaft der Rätselsammlung zu gewinnen. Morley, *English writers* II, S. 223 ff., gibt als Lösung *lamb of god,* die natürlich nur unter Zuhilfenahme der gröbsten Allegorie etwas mit dem Wortlaut unseres Rätsels zu tun hat. Dann brachte endlich noch Trautmann in der *Anglia* XVII, S. 399 ff. einige Vermutungen vor, aber — wie er selbst sagt — 'mit äufserstem Mifstrauen', die Fachgenossen bittend, 'ganz besonders dieses Rätsel aufs Korn zu nehmen'.

Ich löse auf:

C	*y*	*n*	*e*	*w*	*u*	*l*	*f*
1	*2*	*3*	*4*	*5*	*6*	*7*	*8*

Lupus — *wulf 5—8, ab agno* — *ewu*[1] *4—6, tenetur* (gleichsam im Maule); darum *mirum videtur mihi,* zugleich wegen des Anklangs an die lateinischen Sprichwörter vom Wolf und Schaf: *lupo agnum eripere, lupus ultro fugiat oves,* etc. für eine ganz verwunderliche Tatsache. *Obcurrit agnus*: dem die einzelnen Buchstaben verfolgenden Auge des Dichters scheinen die drei: *e, w, u = 4—6,* dem Wolf, *wulf = 5—8,* entgegen zu laufen. *Et capit viscera lupi:* ähnlich wie vorher *tenetur,* und nimmt die Eingeweide, d. i. das Innerste des — *wulf,* nämlich die beiden Buchstaben *w* und *u*. Das anknüpfende *Dum starem et mirarem* zeigt deutlich, dafs die Scharade weitergeht, nicht wie Trautmann a. a. O. meint, das Ganze in zwei Teile zerfällt. *Duo lupi stantes:* zwei (Buchstaben) vom Wolfe, *l* und *f,* bleiben stehen, die frifst das Schaf, *ewu,* nicht. Ich fasse also *lupi* als gen.; was mich in dieser Annahme stützt, ist aufser dem ganzen Charakter dieses Buchstabenrätsels noch ein anderes Moment, worüber weiter unten noch ein Wort zu sagen ist. Bis hierher allerdings reicht auch meine Erklärung nur. Was bedeutet: *et tertium tribul[.....] quattuor pedes habebant, septem oc(c)ulis videbant?* Es bieten sich einige unklare Allegorien dar, aber damit ist dem Rätsel, das in seinem ersten Teil eine solche Schärfe zeigt, offenbar nicht gedient. Dafs *septem oculis* nur bildlich gemeint sein kann, liegt auf der Hand, wegen der ungeraden Zahl.

Eine Stütze für die Richtigkeit meiner Auffassung des ganzen Rätsels sowohl wie des *lupi* in V. 4 als gen. sehe ich in der Juliana-Stelle, die Cynewulfs Namen wiedergibt. Ihre Auffassung und Lösung durch Trautmann (*Kynewulf, der Bischof und Dichter,* Bonn 1898, S. 47 ff.), die mir erst nachträglich aufgefallen ist, stimmt genau zur meinigen.

---

[1] Vgl. dazu Sievers, *Ags. Grammatik*[3], § 258 Anm. 2, und § 156, 5.

Geomor hweorfeð
C Y ond N; cyning biþ reþe
sigora syllend; þonne synnum fa
E W ond U acle bidað,
hwæt him æfter dædum dema wille
lifes to leane. L F beofað
seomað sorg-cearig; sar eall gemon
synna wunde, þe ic siþ oþþe ær
geworhte in worulde. (Jul. 703—711.)

Der Dichtername ist auch hier in die gleichen Bestandteile zerlegt wie in dem lateinischen Rätsel: *cgn, ewu, lf.* So überzeugend mir Trautmanns Bestimmung von *cyn* = Menge, *ewu* = die Schafe erscheint, so wenig zwingend halte ich die Deutung *lf* = *lic-fæt.* Freilich vermag ich auch noch keine bessere an die Stelle zu setzen. Ich meine aber, das Wort, das in dem *lf* steckt, mufs sich mit gröfserer Bestimmtheit ergeben, als dies *lic-fæt* tut, und wahrscheinlich wird uns dieses Wort dann auch die vollständige Lösung des lateinischen Rätsels ermöglichen.

Bewahrheitet sich die Richtigkeit dieser Auflösung, so drängt sich notwendig die Frage auf: Was folgt daraus für die Verfasserschaft Cynewulfs?

Alle bis heute darüber angestellten Untersuchungen, gleichgültig, ob sie sich für oder gegen die Verfasserschaft Cynewulfs entscheiden, gehen von der stillschweigenden Voraussetzung aus: die Rätsel sind das Werk eines Dichters. Herzfeld und Madert berufen sich dabei in ihren schon zitierten Schriften auf die Arbeiten Dietrichs (siehe oben); aber man wird den Versuch Dietrichs, die durch die einzelnen Rätsel hindurchgehende und sie verbindende Associationenkette aufzuzeigen, als verfehlt bezeichnen müssen. Schon die Gegensätze in der Wahl der Stoffe widerstreiten von vornherein der Einheitlichkeit: Ein Dichter, der zum Gottesdienst verwandte heilige Gerätschaften zu Themen seiner Rätsel wählt, kann nicht gut jene derb-sinnlichen Rätsel gedichtet haben, die uns in der Sammlung begegnen. Diese sind überhaupt von vornherein als Volksrätsel anzusprechen, die Verfasserfrage scheidet also da ganz aus. So wenig wir bei alten Volksliedern nach dem Dichter fragen, so wenig bei diesen Rätseln. Sodann aber weisen auch sprachliche Kriterien einzelne Rätsel verschiedenen Perioden zu: Während einige unter Benutzung des Eusebius gedichtet sind, also zum mindesten nach 732 (siehe oben), genügt dieses Jahr nicht mehr als Entstehungszeit anderer. Ein Rätsel, wie z. B. Nr. XXIV, das auf der Möglichkeit der Umstellung von *boga* basiert, ohne dafs dann das Schlufs-*b* in *agob* zu *f* wird, mufs zu einer Zeit entstanden sein, wo das auslautende *b* noch seine uneingeschränkte feste Geltung hatte, nicht blofs in der Schreibung, sondern auch in der Aussprache, d. h. gleich im Anfang des 8. Jahrhunderts.

Ähnlich verhält es sich mit Rä. XX und Rä. XLIII mit ihrem *ao* in *haofoc* und *a, æ* in *hana, hæn.* Vgl. darüber den schon mehrmals zitierten Aufsatz von E. Sievers, *Anglia* XIII, 1 ff. An Stelle jener durch nichts begründeten Voraussetzung: Die Rätsel das Werk eines Verfassers, sollte also vielmehr das gerade Gegenteil gelten: Jedes Rätsel ist für sich allein zu behandeln. Läfst sich die Verfasserschaft Cynewulfs für eins oder einige Rätsel erweisen, so ist sie damit noch nicht notwendig für alle erwiesen. Da nun aber dieses 90. Rätsel wegen seiner lateinischen Fassung eine besondere Stellung einnimmt, da es ferner die Manier Cynewulfs ist, seinen Namen in ähnlicher Weise wie hier durch eine Scharade, so in seinen anderen Werken durch eingelegte Runen zu erkennen zu geben, so ist die Annahme einer über dieses eine Rätsel hinausgehenden Beziehung Cynewulfs zu der ganzen Sammlung wohl nicht unberechtigt: Cynewulf — nach dem Vorgehenden freilich nicht der Dichter — wohl aber der Sammler und letzte Redaktor der Rätsel, was natürlich nicht ausschliefst, dafs ihm aufser dem 90. Rätsel auch noch andere aus der Sammlung als Dichter zuzuschreiben sind, vor allem wohl die direkt nach lateinischer Vorlage angefertigten Nummern.

Mit dieser Einschränkung ergäbe sich auf die oben aufgeworfene Frage allerdings die Antwort: Die Rätsel das Jugendwerk Cynewulfs. Dazu stimmt dann auch die oben erschlossene Abfassungszeit, ca. 740. Cynewulf war damals ca. 20 Jahre alt und hatte vielleicht gerade seinen geistlich-gelehrten Unterricht hinter sich. Es stimmt dazu auch die in einigen Rätseln vorhandene fast wörtliche Anlehnung an die lateinischen Muster, die ihm durch den Klosterunterricht bekannt gewesen sein mögen (siehe meine Ausführungen oben S. 57 f.), während sich in seinen späteren Werken diese enge Abhängigkeit von der Quelle nicht mehr findet. Gut stimmt ferner die Spielerei in dem lateinischen Rätsel zu einem jungen Scholaren, der eben seines mühsam erworbenen Wissens, der Kenntnis der lateinischen Sprache, froh geworden ist: Ich habe bei meiner Auflösung oben darauf hingewiesen, dafs bei der Komposition dieses Rätsels Ideenassoziation an lateinische Sprichwörter, wie *lupo agnum eripere,* etc. vorliegen möge. Mit solchen Phrasen, nicht mit systematischer Grammatik aber erlernte man damals die lateinische Sprache; sie war ja für den praktischen Gebrauch bestimmt. Endlich noch sehe ich so die beste Möglichkeit einer Erklärung für das Zustandekommen der stofflich so heterogenen Sammlung: Einen jungen, übermütigen Scholaren, der mancherlei Wissen, wenig Würde und noch viel derbe Sinnlichkeit hat, kann ich mir am ehesten als ihren Urheber denken.

Dafs uns die Form *Cynewulf* — und nicht *Cyniwulf* —

begegnet, kann uns für das Jahr 740 ca. nicht wundernehmen. Damals begann man schon *e* für das alte auslautende *i* zu schreiben, man sprach das *i* also schon viel früher nicht mehr. Was Wunder, wenn der junge Dichter seinen Namen modern schrieb! Wenn das sogenannte Leidener Rätsel, eine versprengte Fassung des 36. Rätsels unserer Sammlung, noch die alten *i*-Formen zeigt, so ist das kein Widerspruch. In einer solchen Übergangszeit mögen die beiden Formen sehr wohl nebeneinander vorkommen, zumal es sich in der einen Form hier um einen Eigennamen handelt. Findet man den Widerspruch dadurch nicht beseitigt, so wird man das Leidener Rätsel wie oben z. B. Rä. 24 etc. als nicht von Cynewulf verfaſst weiter zurückdatieren müssen; das letztere wird wegen des auch noch vorkommenden auslautenden *b* hier wohl das Richtige treffen (vgl. Sievers a. a. O.).

Mit dem Hinweis auf eine letzte Konsequenz möchte ich diese Erörterungen schlieſsen: Selbst wenn Cynewulf nur der Sammler der Rätsel ist, so wäre dadurch bei ihrer sprachlichen Beschaffenheit wenigstens die Wahrscheinlichkeit gegeben, daſs sich die heute wohl allgemein geteilte Ansicht, Cynewulf war ein Angle, dahin verengt: Cynewulf war ein Nordhumbre (vgl. Trautmann a. a. O. S. 91 und meine Schluſsausführungen zu Rä. II—IV, oben S. 59).

Man sieht, an der vollständigen Klärung des 90. Rätsels hängt vieles. Ich habe daher meine Lösung trotz ihrer Halbheit geben zu müssen geglaubt. Vielleicht ist ein anderer glücklicher in der Bestimmung des letzten Teiles des Rätsels.

Gr.-Lichterfelde. Edmund Erlemann.

Nachtrag: Beim Lesen der Korrektur macht mich mein Freund Dr. Joseph Gotzen auf folgende Lösung des Schlusses von Rä. 90 aufmerksam, die jede noch entgegenstehende Schwierigkeit beseitigen dürfte: *duo lupi* = *wu*, nicht, wie oben vermutet, = *lf*; *tertium* = *l*; *quattuor pedes* = *cyne*; *septem oculi* = *cynewul*, die sieben Buchstaben. Die Lösung des zweiten Teiles lautet also: Zwei dastehende (Buchstaben) von *wulf* (*w u*), den dritten (*l*) bedrängend, hatten vier Füſse (*c y n e*; d. h. *cyne* ist 'Fuſs' — nach bekannter Rätselterminologie — zu *wul*); mit sieben Augen sahen sie (nämlich alle in V. 4—5 erwähnten Buchstaben). Die abnorme Siebenzahl ist gewählt, um eine Spitzfindigkeit in das Rätsel hineinzubringen; der achte Buchstabe *f* war ja schon durch *wulf* in V. 1 festgelegt. Das *quattuor pedes* = *cyne* berücksichtigt auch gut den ersten Bestandteil des Namens, der ja in V. 1—3 leer ausgegangen war.

Das

Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Parlement of foules'.

I.

1. Auf diesen Gegenstand bin ich schon wiederholt zu sprechen gekommen (s. *Anglia* IV, Anz., S. 97 ff.; *Engl. Stud.* XI, S. 294 ff., ebd. XXVII, S. 47 ff. etc.), ohne ihn jedoch abschliefsend zu behandeln, da eine eingehende Erörterung dieser ziemlich komplizierten Verhältnisse einen Raum beansprucht hätte, der über den nächstliegenden Zweck jener Artikel, eine Übersicht über die Bedeutung neuer Textveröffentlichungen sämtlicher 'Minor poems' zu liefern, weit hinausgegangen wäre. Eine neuere Arbeit, *'On the text of Chaucer's Parlement of foules'* by Eleanor Prescott Hammond, in den *Decennial Publications* der University Chicago von 1902 erschienen, veranlafst mich jedoch, die schon früher skizzierten Untersuchungen nochmals aufzunehmen und diesmal, wie ich hoffe, endgültig durchzuführen. Obwohl die in Rede stehende Abhandlung neben einigen richtigen Beobachtungen eine Reihe schiefer Auffassungen, Ungenauigkeiten und bedenklicher Urteile enthält, will ich an dieser Stelle nicht näher auf diese Einzelheiten eingehen, zumal ich bereits an einem anderen Orte (*Litbl.*, Mai 1903, 158 ff.) das Wichtigste darüber gesagt zu haben glaube, sondern will unabhängig hiervon die Beziehungen der uns überlieferten Hss. zueinander darzulegen suchen. Wenn ich hierbei manches bereits von mir und von anderen Gesagte wiederhole, so geschieht dies, um allen Lesern dieses Aufsatzes leicht verständlich zu werden. Nur gelegentlich werde ich auf Miss Hammonds Schrift zurückzukommen haben.

2. Die vorhandenen Mss., welche sämtlich von der Chaucer-Society veröffentlicht worden sind (s. I Series, No. LX, XXI, XXII, XXIII, LIX), sind die folgenden:

1) Cambr. Un. Libr. Gg. 4. 27 — **Gg.** 2) Cambr. Un. Libr. Ff. 1. 6 — **Ff.** 3) Cambr. Un. Libr. Hh. 4. 12 — **Hh.** 4) Cambr., Trin. Coll., R. 3. 19 — **Tr.** 5) Harleian MS. 7333 — **Ha.** 6) St. John's Coll., Oxford, LVII — **Jo.** 7) Pepys MS. 2006 — **Pp.** 7) Laud MS. 416 — **La.** 9) Arch. Seld. MS. 24 — **Se.** 10) Caxton's Text (1477/78) — **Cx.** 11) Fairfax MS. 16 — **Fx.** 12) Bodleian MS. 638 — **Bo.** 13) Tanner MS. 346 — **Ta.** 14) Digby MS. 181 — **Di.** 15) Longleat MS. 258 — **Lt.**

Von diesen bietet den vollständigsten Text Gg., wobei allerdings zu bemerken ist, daſs das V. 680 ff. bildende Rondel erst von späterer Hand nachgetragen ist. Dieses Rondel findet sich auſserdem nur noch in Jo., doch mit Auslassung der drei ersten Zeilen, und in Di., wo es aber in eine siebenzeilige Strophe umgewandelt ist. Indem wir dieses Stück vorläufig beiseite lassen, bemerken wir, daſs bis auf dasselbe die Texte Ff., Tr., Ha. (doch fehlen V. 296—301 und 688—94), Cx., Fx., Ta. und Lt. vollständig sind; von Hh. sind dagegen nur V. 1—365, von Pp. 1—667, von La. gar nur 1—142, von Se. 15—600 (von hier bis V. 679 ergänzen das Fehlende unechte Strophen, worüber weiter unten), von Bo. V. 23—156, 200—679, 688—694 erhalten. Ferner ist zu erwähnen, daſs Tr. und Ha. hinter V. 694 eine unechte Strophe hinzufügen, und daſs in Ff. mit V. 414 ein anderer Schreiber, der sich W. Calverley nennt, beginnt.

3. Es ist nun leicht zu erkennen, daſs diese Hss. in zwei ungleiche groſse Gruppen zerfallen, deren erster die Hss. 1—10, deren zweiter die von 11—15 angehören. Indem ich den Buchstaben **A** für die Bezeichnung des Originals vorbehalte, nenne ich die Gruppe, an deren Spitze Gg. steht, **C** — um nicht zu weit von meinem früheren Schema abzuweichen —, und die, deren beste Handschrift Fx. ist, **B**. Dieses Verhältnis wird durch folgende Lesarten erwiesen:

V. 13 *I dar* C, *Dar I* B. — V. 17 *wherfore* (*that*) C, *why* (*that*) B (*why* Pp.). — V. 26 *this* C, *my first* B. — V. 28 *me thouȝte* C, *thought me* B. — V. 32 *Chapiteris Seuene It hadde* C, *Chapitres hyt had VII* B. — V. 35 *seyn* C, *tel* B. — V. 37 *In* C, *In-to* B; *meteth* C (*met with* Se.), *mette* B. — V. 55 *aftyr* C, *whan* B. — V. 69 *schulde* C, *shal* B. — V. 80 *aboute .. alwey* C, *alwey .. aboute* B. — V. 82 *hem* eingefügt nach *for-yeuen* B, fehlt C. — V. 107 *I hadde red* C, *I redde had* B (*hadde* f. Ff.). — V. 110 *al*, welches B nach *booke* einschiebt, fehlt in C. — V. 135 *strokes* C, *stroke* B. — V. 138 *to* C (*into* Hh.), *vnto* B. — V. 188 *That swemyn* (*swymen* etc.) C, *And swymmynge* B. — V. 197 *strengis* C (*strong* Ff.), *strynge* B (*strenght* Di). — V. 205 *there* vor *grevaunce* Jo., Hh. (*the*), Se., Tr., Ha.; *there* vor *was* Pp.; *there* hinter *grevance* B; fehlt Gg., Ff., Cx. — V. 206 *wex* Gg., *waxed* Ff., *was* die übrigen C-Hss.; *growen* B. — V. 209 *Than any* (f. Gg.) *man ... ne neuere* (*ne* f. Ff.) C, *No man ... neuer* B. — V. 215 *harde file* B, *hire wile* C, doch *hyr vyle* Tr., *hir wyel* Ha. — V. 217 *for* vor *to sle* fehlt B. — V. 221 *don* C, *goo* B. — V. 233 *ther* fehlt B. — V. 237/38 *of dowis white ... Saw I* C, *saugh I white ... Of dowves white* B (letztes *white* fehlt Di.). — V. 240 *with* fehlt B. — V. 250 *wel* fehlt B. — V. 338 *hardy* fehlt B. — V. 501 B fügt *tho* nach *seyde* ein, welches in C fehlt, läſst dafür aber *not* fort (letzteres allerdings auch Ha.). — V. 544 *gon* fehlt B. — V. 666 *brought* C, *wroght* B.

4. Nicht so beweiskräftig ist eine Reihe von Fällen, in denen einzelne Hss. von der Lesart ihrer Gruppe abweichen und öfters mit

der der anderen Gruppe übereinstimmen. Meist wird man hierin Zufälligkeiten erblicken können; im übrigen werden die Gründe für diese Erscheinung später gegeben werden. Jedenfalls werden aber auch die folgenden Citate dazu beitragen, das in Rede stehende Verhältnis zwischen den Gruppen B und C klarzulegen.

V. 3 *dredful* C; *slyder* Fx., *blisful* Lt., Ta., Di. (Bo. hat Lücke). — V. 5 *soo* nach *Astonyeth* eingeschoben Fx., Lt., Ta., Di. (Bo. wie oben). — V. 7 *slete or synke* Gg., *swynk or flete* Ha., *flete or synke* Tr. und Rest der C-Gruppe, Di.; *wake or wynke* Fx., Lt., Ta. (Bo. wie oben). — V. 39 *all the blysse* B; Cx., Pp.; *of the blysse* Gg., Jo., Ff., La.; *all hir bl.* Ha., Hh.; *hyr blysse* Tr. — V. 49 *that lasteth* B; *þat last* Gg.; fehlt in allen übrigen Hss. — V. 53 *that* Gg., Ff.; *how þat* Se.; *how* Tr., Cx., Ha., Pp., Hh., La., Di.; fehlt B außer Di.; Jo. — V. 58 *the* vor *heuenes* fehlt B; Hh. — V. 65 *was somedel ful* B; *was sumdel disseyuable & ful* Gg.; *wasse sumdell* Ff.; *full of turment and* Rest der C-Gruppe. — V. 70 *was* B; Se.; *is* Gg. u. die übrigen. — V. 72 *In to* (*vnto*) C; *to* B; *that* fehlt B; Ff., Pp. — V. 77 *of* vor *soules* fehlt B; Jo., Hh. — V. 84 *ech lover* B; *vs* Gg., Ff., Tr., Se.; *ȝe* Hh.; *the* Rest der C-Gruppe. — V. 112 *the* vor *quyte* Fx., Bo., Lt., Di.; Pp., Se., Cx. — V. 133 *spede* C, außer Ff.; *hye* B u. Ff. — V. 137 *neuer tre* C., doch fehlt *tre* in Gg.; *tree .. neuer* B. — V. 142 *a-stonyd* C außer Cx., Ff.; *a stounde* Fx., Bo., Ta.; Cx.; *astonde* Ff.; *stonde* Lt., Di. — V. 178 *boxtre pipere* C; *box pipe tre* B, doch fehlt *tre* in Di. — V. 150 *That* B; Se. (doch *one no myght hath* f. *hath no myght*); *Ne* C außer Se. u. Ff., wo beides fehlt. — V. 174 *kynde with coloure* B (Bo. Lücke); Cx.; *kynde with leues* Se.; *kynde of colour* Gg., Jo., Ff., Hh., Pp.; *kynde of* fehlt Tr., Ha. — V. 194 *al* fehlt B; Tr., Pp.; Se. verderbt. — V. 222 *Disfigurat* C, außer Ff., Se., Pp.; *Dysfigured* B; Ff., Se.; *Differed* Pp. — V. 228 *and* vor *mede* fehlt B; Ff., Tr., Se. (doch auch *Misgref* st. *Messagerye*). — V. 229 *here* fehlt B; Ff., Tr. — V. 231 *I-founded* C (*enfoundyd* Tr., *wele foundit* Se.), außer Ff.; *founded* B; Ff. — V. 233 *ther* fehlt B; Jo. — V. 244 *eke* fehlt B, außer Di.; Hh. — V. 346 *elis* C, außer Cx., Hh.; *Egles* B; Cx., Hh. — V. 436 *Al be* C; *As thogh* Fx., *Although* Bo., Lt., Ta., Di. — V. 446 *She neythir* C, außer Tr., Se.; *Neyther she* B; Tr.; *Nouthir .. sche* Se. — V. 467 *Nature* fehlt B, außer Di. — V. 477 *ne* vor *say(e)* B; Tr., Ha. — V. 511 *fayr* C, außer Cx., Pp.; *good* Fx., Bo., Lt., Di.; Pp.; *better* Cx.; fehlt Ta. — V. 516 *ne* Gg., Cx., Jo., Pp., Tr.; Di.; *nor* Fx., Bo., Ta.; Se.; *ner(e)* Ff.; Lt.; *not* Ha. — V. 534 *hyt* nach *preven* eingefügt B; Tr., Ha. — V. 573 *ne* C, außer Se.; *nor* B; Se. (Lt. *ner*); vgl. V. 516. — V. 688 *hir* (*thair*) B; Ff., Tr.; *the* Gg., Cx., Jo.

5. Betrachten wir zunächst die B-Gruppe näher, so werden wir finden, daß **Fx.** und **Bo.** auf dieselbe Quelle zurückgehen, die wir **b** nennen. Lesarten, die allein in diesen Hss. erscheinen, sind freilich nur wenige:

V. 106 *Can not I* für *Can I not*. — V. 108 *made* fehlt in beiden. — V. 355 *hys* für *hire* (fehlt Jo.). — V. 383 *hede* fehlt. — V. 612 *the* desgl.

Doch kommen noch einige Fälle hinzu, in denen entweder vereinzelte Mss. der C-Gruppe denselben Fehler haben wie Fx. und Bo., oder wo Ta., Lt. und Di. eine gemeinsame Abweichung von den übrigen aufweisen, während die ersteren mit der Majorität gehen.

V. 28 *the* (*that* Gg., Ff., Hh.) fehlt Ta., Lt., Di.; Tr., Ha. — V. 96 *self* b; Cx., Jo., Ff., Hh., La., Pp., Ha.; *same* Gg., Tr.; *ilk* Se.; *seluen* Ta., Lt., Di. — V. 126 *yow* b; Cx., Jo., Hh., La., Se., Tr., Ha.; *nowe* Ta., Lt., Di.; Gg., Ff. — V. 139 *the* b und die meisten Hss.; *this* Ta., Lt., Di. — V. 154 *me* hinter *shof* (*shoif*) eingefügt und *gate* f. *gates* Ta., Lt., Di. — V. 208 *more Ioy* b; Pp.; *Ioye more* Ta., Lt., Di. und die übrigen Hss. — V. 236 *fro yere to yere* b; Jo., Ff.; *yere by yere* Ta., Lt., Di. etc. — V. 278 *the* b; Se.; *two* Ta., Lt. Di. etc.; fehlt Tr., Ha. — V. 295 *that* b; Ff.; *the* Ta., Lt., Di. etc. — V. 512 *the vnworthieste* b; Gg., Ff., Ha.; *of the vnworthiest* Tr., Jo., Se.; *of vnworthyest* Cx.; *the wurthyest* Pp.; *of the worthyest* Ta., Lt., Di. — V. 594 *quod* b; *quoth* Pp.; *seith* Gg.; *sayd(e)* Lt., Di. etc.; fehlt Ta.

6. Doch daſs weder **Fx.** die direkte Vorlage von **Bo.**, noch Bo. die von Fx. gewesen sein kann, geht aus folgenden isolierten Lesarten in jedem der beiden hervor:

a) in Fx. (mit Übergehung der Stellen, in denen der Text in Bo. verloren ist): V. 231 *glas* f. *bras*; V. 358 *the* vor *cukkow* fehlt; V. 381 *Halfe* f. *Hath*; V. 420 *of* f. *or*; V. 436 *As* f. *Al*; V. 476 *ful* fehlt (*a ȝere* f. *ful yore* Se.); V. 556 *goler* f *golee* (s. b);

b) in Bo., dessen Lücken augenscheinlich erst später entstanden sind: V. 63 *here* fehlt; V. 140 *only* fehlt; V. 152 *So* (doch auch Cx., Jo., Ff., Se.); *Thus* Lt., Di.; fehlt Fx. etc.; V. 206 *eke* fehlt; V. 216 *towchid* (vgl. Tr., Cx. u. § 40); V. 263 *and* f. *but* (auch Se.); V. 335 *grene* f. *grey*; V. 394 *all* eingefügt nach *you*; V. 395 *the* eingef. nach *worthi*; V. 406 *I-falle* f. *falle*; V. 504 *glad* f. *wrothe* (*lothe* Lt.); V. 556 *golde* f. *golee* etc. (*goler* Fx.); V. 637 *it ought to be to you* f. *to ȝow* (*hyt*) *ought to ben* etc.; V. 644 *shall* f. *wol* (*wil*); V. 688 *I-do* f. *do*.

Aus dieser verhältnismäſsig geringen Zahl von Versehen erkennen wir, daſs beide Hss., namentlich aber Fx., eine ziemlich getreue Kopie ihres gemeinsamen Originals sind; daſs aber dieses bereits vielfach verderbt war, wird sich aus unseren ferneren Betrachtungen ergeben, wie es zum Teil aus aufmerksamem Lesen der §§ 3—4 hervorgeht.

7. Die aus den Citaten in § 5 zu folgernde engere Zusammengehörigkeit der Hss. Ta., Lt. und Di., deren gemeinsame Quelle wir β nennen, wird noch durch ein paar Stellen bestätigt, in denen Bo. eine Lücke bietet:

V. 3 *blisful* β, s. § 4; ebd. *fleeth* β; Tr.; *slyd* (*slit*) Fx.; Gg., Jo., Ff., La., Pp.; *flit* Cx., Hh.; *fyllt* Ha. — V. 5 *a* Fx.; *his* Ta., Di.; C;

fehlt Lt. — V. 165 *Yet* Fx. u. die meisten Hss.; *It* β; Gg. — V. 169 beginnt Fx. mit *And*, das in β wie in allen übrigen Hss. fehlt. — V. 198 läſst Fx. *so* fort, das in β u. C (Se. *there*) vorhanden ist.

8. Daſs von diesen drei Hss. Lt. und Di. in näherer Beziehung — gemeinsame Vorlage: β^1 — stehen, erhellt aus folgenden Übereinstimmungen:

a) solche, in denen β^1 isoliert ist: V. 8 *By al that* für *al be that*. — V. 91 *eke* fehlt. — V. 98 *the* f. *my* (*his* Jo.). — V. 104 *dremeth* f. *met(eth)* (fehlt Ff., *wenis* Se.). — V. 127 *comme* f. *goon*. — V. 142 *stonde*; *a stounde* Fx., Bo., Ta. etc.; vgl. § 4. — V. 152 *Thus*; *So* Bo. etc.; fehlt Fx., Gg. etc.; vgl. § 6, b. — V. 190 *In* f. *On*. — V. 209 *be* zwischen *it* und *nyght* eingeschoben (*was hit n.* Tr.; *it was* etc. Se.). — V. 312 *a* vor *noyse* (*voice* Lt.) fehlt. — V. 468 *that* fehlt (*what* Ff.). — V. 472 *they that ben* f. *he that hath ben*. — V. 520 *loudenesse* f. *lewednesse*. — V. 527 *That* f. *The*. — V. 534 *it were* f. *were hyt*. — V. 537 *by* fehlt. — V. 543 *take*; *take ye* Cx.; *takith* die übrigen Mss. (Se. verd.). — V. 577 *hir* fehlt. — V. 594 *saide* etc.; *quod* Fx., Bo.; Pp.; s. § 5. — V. 596 *gentil* fehlt. — V. 619 *For* f. *And*.

b) Die von b + Ta. abweichenden Lesarten in β^1 stimmen mit solchen aus der C-Gruppe überein: V. 66 *this* β^1; Tr. etc.: *the* b + Ta.; Gg., Ff. — V. 75 *The* f. *To* β^1; Se. — V. 100 *the* vor *wode* β^1; Cx. — V. 114 *fire* β^1 u. die meisten Hss.; *firy* b + Ta.; Ff. — V. 119 *to endite* b + Ta.; Pp.; *tendyte* Gg.; *endite* β^1 und die übrigen, die jedoch *eke* oder *hit* vorher haben. — V. 156 *to me* β^1; Gg., Cx., Jo., Hh., Pp., Se.; *me* b + Ta.; Tr., Ha., Ff. — V. 167 *for* fehlt β^1; Cx., Jo., Ff., Hh., Pp. — V. 185 *euermo* Fx. (*r* später hinzugefügt), Ta. (Bo. Lücke); *euer* Tr., Ha.; *euermore* β^1 u. d. übrigen. — V. 191 *aungelis* β^1; Cx.; *aungel* Fx. u. d. übrigen. — V. 192 *be side* β^1; Tr., Ha.; *by-syddes* Ff.; *besyed* Fx. u. d. übrigen (in Pp. fehlt dieser Vers). — V. 196 *Squerellis* β^1 etc.; *Squerel* Fx., Ta.; Tr., Ff. — V. 277 *Cupide* β^1; Cx., Jo., Ff., Hh., Se., Tr.; *Cipride* b + Ta.; Gg., Ha., Pp. — V. 282 *broke* β^1; Tr., Ha., Cx., Jo., Se.; *brake* Ff.; *y broke* b + Ta.; Gg., Hh., Pp. — V. 303 *of* vor *Nature* fehlt β^1; Gg., Tr., Cx., Ha., Ff., Hh., Pp. — V. 306 *was* β^1 u. d. meisten Hss.; *nas* b + Ta.; Ha., Pp. — V. 322 *On* vor *seint* hinzugefügt β^1; Ff., Cx. — V. 346 *the* vor *heroun(e)* eingefügt β^1; Tr., Ha., Jo.; fehlt sonst. — V. 375 *the goodliest* β^1; Gg., Cx., Pp., Se.; *the* fehlt b + Ta. etc. (*most goodlieste* Di., Ff.). — V. 387 *ordenaunce* f. *gouernaunce* β^1; Tr., Ha., Se. — V. 441 *ye* f. *yow* β^1; Tr., Pp. — V. 457 *in* vor *any* eingefügt β^1; Cx., Jo., Tr., Ha. — V. 523 *for*, das b + Ta.; Jo., Ff., Pp. vor *to* einschieben, fehlt β^1 u. in den übrigen Hss. — V. 642 *endure* β^1; Tr., Pp.; *dure* b + Ta. etc. — V. 650 *This is* β^1; Cx., Ha., Jo., Pp.; *This* b + Ta. etc. — V. 654 *wise* β^1; Gg., Ff.; *wey* Jo., Pp.; fehlt Tr., Ha.; *weyes* b + Ta.; Cx.

9. Lt. kann jedoch nicht die direkte Vorlage von **Di.** gewesen sein, da es zahlreiche Abweichungen von allen übrigen Hss. enthält,

seltener Lesarten, in denen es mit Hss. der C-Gruppe übereinstimmt:

V. 5 *his* (*a* Fx.) fehlt. — V. 25 *sentence* f. *science*. — V. 27 *yaue* f. *gan*. — V. 29 *whereof* f. *of which* etc. (*which* .. *of* Tr., Se.). — V. 31 Lt. läßt mit C *the* vor *Cipioun* fort, das b, Di., Ta. haben. — V. 40 *gan* fehlt. — V. 42 *to him* (*till him* Di.; Hh., La.) fehlt. — V. 57 *a* f. *the*. — V. 71 Lt. hat *to* vor *telle*, das b, Di. u. Ta. fortlassen. — V. 79 *that* b, Di., Ta.; Gg., La., Pp.; fehlt in Lt. und in den übrigen Mss. — V. 82 steht vor 81. — V. 105 Lt. fügt *trewe* vor *louer* ein und ändert *met(eth)* in *wenyth* (*wenis* Se.). — V. 137 *The* f. *There* (*That* Gg., *Quhare* Se.). — V. 140 *shonyng* f. *(e)schewyng* etc. — V. 156 *to* f. *thou*. — V. 172 *But* f. *For*. — V. 175 *any* vor *Emeraude* eingefügt (*an* Tr.). — V. 188 *of* fehlt. — V. 199 *the* vor *maker* eingefügt. — V. 203 *According* Lt.; Tr., Cx., Jo., Ff., Se., Pp.; *Accordant* Fx. u. d. übrigen Hss. — V. 204 *attempered* Lt.; Tr., Ha., Jo., Ff., Hh.; *Attempre* Fx. etc. — V. 205 *thereof of* Lt.; *ther of* b, Di., Ta.; *there* ... *of* Tr., Ha., Jo., Pp., Se., *the* ... *of* Hh.; *ther* fehlt Gg., Cx., Ff. — V. 225 *tyre* f. *atire* Lt.; Ff. — V. 256 *with* fehlt Lt.; Pp. — V. 262 *noble* fehlt Lt.; Pp. — V. 286 *felde* f. *fewe*. — V. 287 *of* vor *many* eingeschaltet. — V. 294 *And* fehlt. — V. 307 *prest* fehlt. — V. 312 *voice* f. *noise*. — V. 326 *wormes* Lt.; Tr., Ha.; *worm(e)* Fx. etc. — V. 329 *it* vor *was* eingeschoben Lt.; Pp. — V. 331 *hir* f. *his* Lt.; Jo. — V. 332 *a* fehlt Lt.; Pp. — V. 335 *The gray goshauke that doith gret pyne* f. *And grey, I mene the goshauke that doth pyne* (Abweichungen anderer Hss. s. § 6,b). — V. 336 *the* vor *birdis* eingefügt; ebenso Jo., Pp., Se., doch fehlt in diesen *To*. — V. 341 *his* f. *hir*. — V. 348 *that* fehlt. — V. 351 *Sparehauke* f. *sparow*. — V. 352 *forth* fehlt (Se. *on*). — V. 362 *ful* eingefügt vor *of* Lt.; Cx., Se. — V. 366 *or* f. *and* Lt.; Jo., Se. — V. 372 *vp* f. *on* Lt.; Jo. (*in* Ff.). — V. 379 *the* (*th'*) fehlt Lt.; Ff., Se. — V. 384 *mede* f. *nede*. — V. 385 *you* Lt.; Gg., Cx., Ff.; *me* die übrigen Hss. — V. 404 *forest* f. *sorest*. — V. 414 Lt. läßt *ful*, das die meisten Hss. vor *humble* einfügen, mit Gg., Jo., Ff., Pp. fort. — V. 417 *hert will* Lt.; Tr., Se.; *wil & herte* Gg.; Fx., Bo., Ta.; *hert & wille* Ha.; *will hert* Di.; Cx., Jo., Ff., Pp. — V. 422 *and* vor *souueraine* eingeschoben. — V. 426 *Regarde*, die anderen *reward(e)*. — V. 428 *it* f. *I*. — V. 431 *to* vor *you* fehlt Lt.; Jo. — V. 436 *of loue she me neuer* Lt.; *he me neuere of loue* Gg.; *she neuer of loue me* die übrigen Hss. (Se. verderbt). — V. 459 *his* Lt.; *my* Tr., Ha.; *hir* die übr. Hss. — V. 462 *al* fehlt; desgl. V. 493, — V. 494 *be* für *vs* (fehlt Ha.). — V. 504 *lothe* f. *wrothe* (*glad* Bo.). — V. 514 *al* f. *a*. — V. 517 *fool* f. *foule* (*fowl*). — V. 520 *the* vor *murmour* eingefügt Lt.; Ff., Pp. — V. 524 *foule* Lt.; Se. (sonst verderbt); *flok* Ta., Jo., Ff., Pp.; *folk(e)* Fx. u. d. übr. Hss. — V. 525 *foules* fehlt. — V. 527 *the* vor *foules* fehlt (desgl. Gg.). — V. 533 *thanne* fehlt Lt.; Gg., Se. (*that* Jo., Ff., Pp.). — V. 537 *may* fehlt. — V. 539 *were*

most by f. *there muste be* (*þat here* f. *there* Se.). — V. 558 steht vor V. 557. — V. 560 *oure tale talle* f. *telle oure tale*; ebd. *and pray* Lt.; Cx., Pp.; *and preyde* Fx. u. die meisten Hss. — V. 577 *him* f. *hem* Lt.; Cx., Ff. (*hir* Jo., Pp.). — V. 592 *merely* f. *murye* Lt.; Se. — V. 605 *may haue quod he* f. *quod he may haue.* — V. 606 *that* fehlt Lt.; Pp. — V. 611 *Marlioun* (*Merlioun*) Lt.; Gg., Tr., Cx., Jo., Pp.; *Emerlyon* Fx. etc. — V. 616 *endure* Lt.; Tr., Pp. — V. 634 *for* für *ful.* — V. 644 *I will you say* Lt.; Tr., Cx., Ha., Jo.; *I will you shewe* Di.; *you wol I sey* Fx., Ta.; Ff., Pp.; *that wel I seyn* Gg.; vgl. § 6,b. — V. 658 *after* fehlt. — V. 670 *his* vor *wyngis* eingefügt Lt.; Gg., Ff., Ha. — V. 676 *dame* f. *do.* — V. 677 *was made* Lt.; Tr., Jo.; *I-makid were* Gg.; *made was* Di.; Cx., Ff.; *maked was* b + Ta.; Ha. — V. 679 *ye haue now* Lt.; *ye haue* Tr.; *I now haue* Fx., Bo., Di., Ta.; Gg., Cx., Ha., Ff.; *I have nowe* Jo.

Aus diesen Citaten ersehen wir, daſs der Schreiber von Lt. weit weniger sorgfältig war als die von Fx. und Bo. In betreff der Übereinstimmungen mit C-Hss. bemerken wir, daſs die mit Pp. am meisten hervortreten (vgl. § 28), während die übrigen (s. V. 225, 331 etc.) auf Zufall zu beruhen scheinen.

10 a. Auch **Di.** kann nicht die direkte Vorlage von Lt., noch von einer anderen vorhandenen Hs. gewesen sein; dies ergibt sich aus folgenden isolierten Lesarten, die sich alle als Fehler herausstellen:

V. 9 *she* f. *he.* — V. 54 *Mornyth* f. *Meneth.* — V. 119 *write* f. *ryme.* — V. 166 *it* f. *yit.* — V. 178 *tree* fehlt (vgl. Se.); dafür vielleicht *the* vor *holme* (vgl. Tr., Se.). — V. 197 *strenght* f. *strynge(s).* — V. 202 *full* vor *softe* eingefügt. — V. 220 *came* f. *can.* — V. 228 *messanger* f. *messagerye* etc. (*messangers* Pp.). — V. 245 *about* f. *a route.* — V. 296 *was* fehlt. — V. 349 *Puttok* f. *Ruddok.* — V. 350 *orloger* f. *orloge.* — V. 354 *the* vor *Floures* eingeschaltet. — V. 377 *lisse* f. *blysse.* — V. 386 *wel* fehlt, *on* vor *Seynt* eingeschoben. — V. 389 *you* fehlt. — V. 391 *I* fehlt. — V. 438 *on hir* fehlt. — V. 462 *els* f. *she* (*the* Gg., *ye* Tr., Ha.). — V. 493 *wordle* f. *woode.* — V. 540 *two* f. *thoo.* — V. 553 *that* f. *it.* — V. 562 *hir* fehlt. — V. 573 *thy* f. *his* vor *witte.* — V. 586 *goos his* f. *gooses.* — V. 587 *take* f. *make.* — V. 603 *pees* f. *prees.* — V. 644 *shewe* f. *sey.* — V. 666 *this* fehlt. — V. 694 *bettir* f. *bet.*

b. Fast alle diese Fehler beruhen auf Schreib- und Leseirrtümern und zeigen wenig Neigung des Kopisten zu willkürlichen Änderungen, zumal auch Lesarten wie in V. 119, 202 etc. auf eine direkte Vorlage zurückgehen dürften. Daher sind die folgenden Übereinstimmungen mit Hss. der C-Gruppe um so bedeutsamer.

V. 7 *flete or synke* Di. u. C-Gruppe (doch *slete* f. *flete* Gg., *swynk or flete* Ha.); *wake or wynke* Fx., Lt., Ta. — V. 27 *to* Di.; Gg., La.; fehlt Pp.; *so* die übrigen Hss. — V. 28 *it* eingefügt an verschiedenen Stellen Di.; Cx., Jo., Hh., La., Tr., Ha.; fehlt sonst. — V. 43 *till*

f. *to* Di.; Hh., La. — V. 58 *how* Di.; Cx., La., Pp., Tr., Ha.; *that* Gg., Ff.; *how þat* Se.; fehlt Fx. etc. — V. 62 *wellis been* Di.; *welles* .. *be* Cx., Jo., Hh., La., Se. (*ar* f. *be*), Tr., Ha.; *welle is* Gg., Ff.; b + Ta., Lt. — V. 78 *for* vor *to* b + Ta., Lt.; fehlt Di. u. C-Gruppe, aufser Se. — V. 88 *into* Di.; Gg., Jo., Pp., La., Se.; *vn to* b + Ta., Lt.; Ff.; *to* Cx., Hh., Tr., Ha. — V. 119 *it* vor *and* eingefügt Di.; Cx., Jo., La., Se., Tr., Ha. — V. 148 *For* am Anfang hinzugesetzt Di.; Cx., Jo., Hh., Pp., Se., Tr., Ha. — V. 238 *white,* welches die übrigen B-Hss. hinter *douves* einfügen, fehlt, wie in der C-Gruppe. — V. 244 *eke,* in Fx. etc. ausgelassen, findet sich in Di., wie in C, aufser in Hh.; Se. hat *als*. — V. 255 *hent* Di.; Tr., Ha.; *shente* d. übrigen Hss. — V. 375 *most* vor *goodliest* eingefügt Di.; Ff. — V. 399 *on* Di.; Jo., Ff., Pp., Se., Tr., Ha.; *in* die übrigen Hss. — V. 417 *will hert* Di.; Cx., Jo., Ff., Pp.; vgl. § 9. — V. 421 *of* vor *grace* fehlt Di.; Jo., Tr. — V. 426 *only Reward* Di.; Gg.; *reward only* die übrigen. — V. 460 *any* f. *my* Di.; Ff., Pp., doch sind diese beiden auch sonst verderbt; vgl. § 20, *γ*. — V. 467 *Nature,* von den übrigen B-Hss. ausgelassen, findet sich in Di. — V. 516 *ne* Di.; Gg., Cx., Jo., Pp., Tr.; *nor* Fx. etc. — V. 524 *A* f. *I* Di.; Se.; *Oon* Tr. — V. 530 *and* fehlt Di.; Gg., Tr. — V. 659 *the* f. *ye* Di.; Tr. — V. 677 *made was* Di.; Cx., Ff.; vgl. § 9.

Aufserdem ist Di., wie schon bemerkt, die einzige B-Hs., welche das Rondel V. 680—87, allerdings etwas verderbt, enthält. Denn hier sind V. 682 u. 683 nach Gg. miteinander vertauscht (V. 682 *longe* f. *large*), während V. 685 ausfällt; V. 687 endlich lautet in Di. *Full blisfully they synge and endles ioy þei make,* in Gg. *Ful blisseful mowe they ben* (*synge* Jo.) *when they wake.* Vgl. § 49. — Mögen nun einige der obigen Übereinstimmungen von Di. mit C sich durch Zufall erklären lassen, im ganzen kann kein Zweifel sein, dafs ersteres von einem Ms. der anderen Gruppe mehrfach beeinflufst worden ist (s. besonders V. 7, 58, 62, 148, 244, 467 etc.). Die Frage, welche C-Hs. von Di. benutzt worden ist, kann jedoch erst später erörtert werden.

11. Es könnte nunmehr die Vermutung auftauchen, ob die vereinzelt dastehende B-Hs. **Ta.** nicht die Quelle der anderen oder je zweier Hss. dieser Gruppe sein könne. Indes wird die folgende Liste von Ta. eigentümlichen Lesarten lehren, dafs kein solches Verhältnis möglich ist. Gelegentliche Übereinstimmungen mit C-Hss. dürften auf Zufall beruhen und werden daher nicht von den anderen Citaten getrennt.

V. 10 *to* vor *rede,* das Fx. und Di. (*for to* Lt.; Jo., La., Pp.) einfügen, fehlt. — V. 41 *aunsetry* f. *auncestre* (*Aunctur* Pp.). — V. 80 *whirle* fehlt. — V. 93 *of* fehlt. — V. 99 *verry* Ta., *very* La. f. *wery.* — V. 101 *demeth* f. *dremeth.* — V. 112 *the,* das b + β^1; Cx., Pp., Se. vor *quite* einfügen, fehlt. — V. 125 *reuerence* f. *difference.* — V. 169 *what* f. *that.* — V. 170 *taught* f. *caught.* — V. 177 *the* vor

careyn(e) eingeschoben (desgl. Ff.). — V. 187 *A* f. *And.* — V. 189 *of* vor *syluer* eingeschoben (*as* Pp.). — V. 193 *gynnen* f. *gunnen* (*gan*). — V. 274 *yaf* fehlt. — V. 310 *hir* f. *his* (*thaire* Se.). — V. 318 *y-finde* f. *fynde.* — V. 400 *by* fehlt. — V. 404 *of* f. *for.* — V. 411 *That* f. *This.* — V. 415 *Thus* f. *This.* — V. 438 *Of* f. *For.* — V. 439 *no* fehlt. — V. 448 *you* nach *drede* fehlt. — V. 454 *ye* Ta.; Se. f. *she* (*I* Tr., Ha.). — V. 461 *in* Ta.; Gg., Ff., Ha.; *to* die übrigen Hss. — V. 511 *good* Fx. etc.; *fayr* Gg. etc. (s. § 4); fehlt Ta. — V. 516 *swich* f. *which.* — V. 518 *noyeth* f. *anoyeth.* — V. 524 *flok* f. *folk* etc. (s. § 9) Ta.; Jo., Ff., Pp. — V. 562 *talkyng* f. *kakelynge.* — V. 594 *seyde* od. *quod* fehlt (s. § 5). — V. 665 *is* fehlt. — V. 672 *Touchyng* f. *Thonkyng.* — V. 692 *so* fehlt.

12. Es bleiben nun noch einige Lesarten zu erörtern, die den eben dargestellten Verhältnissen zu widersprechen scheinen.

a) Fx., Bo. (b), Lt. stehen Ta. und Di. gegenüber:

V. 323 *fowles* b, Lt. u. d. meisten Hss.; *foule* Ta., Di.; Cx., Jo., Hh. — V. 339 *the merlyon* Fx., Lt. u. d. meisten Hss.; *Themerlyon* Bo.; *the Emerlion* Ta., Di.; Ha.

Etwas anders liegt der Fall V. 3, wo Ta. und Di. *awey that fleth* lesen, während Fx. *that alwey slyd,* Lt. *that alwey fleeth* liest und Bo. Lücke bietet; vgl. § 13, b. Ähnlich V. 5, wo Ta. und Di. mit der Majorität *his* setzen, während Fx. *a* hat und Lt. das entsprechende Wort fortläſst. Bo. hat wiederum Lücke. — V. 379 haben Ta. und Di. mit den meisten Hss. *the almyghty,* Fx. und Bo. *thalmyghty* mit Cx.; Lt. läſst dagegen, wie Ff., den Artikel fort. — V. 569 fügen Ta. und Di. *tho* nach *Quod* ein, welches in allen anderen Hss. fehlt.

Die wahrscheinlichste Erklärung für diese Eigentümlichkeit ist wohl die, daſs die Lesart von Ta. und Di. die der gemeinsamen Vorlage mit Lt. war, von der letztere Hs. aus Versehen oder ändernd abwich, wie dies auch sonst häufig (s. § 9) geschieht.

b) Fx., Bo., Di. stehen Ta., Lt. gegenüber:

V. 78 *sothe* fehlt Ta., Lt.; sonst vorhanden. — V. 149 *y-sette* b + Di.; *is sette* Ta., Lt.; *set* C (*fett* Jo., *be sette* Ff.; *were sett* Se.). — V. 289 *priamus* Ta., Lt.; Ff.; *Piramus* b + Di. u. die übrigen Hss. — V. 437 *be* fehlt Ta., Lt.; *have* etc. Pp. — V. 466 *For* Ta., Lt.; Ff.; *Forth* Fx. u. d. übrigen Hss.

Da Di. an anderen Stellen eine Hs. der C-Gruppe (s. § 10 b) benutzt hat, können auch die obigen Fälle auf dieselbe Art erklärt werden, indem die Lesart von Lt. + Ta. als die ursprüngliche der allen dreien gemeinsamen Vorlage gelten müſste. Nur für V. 149 würde eine solche Deutung nicht zulässig sein, da die dortige Lesart in keiner C-Hs. belegt ist. Indes ist dieser vereinzelte Fall doch nicht bedeutsam genug — man nehme z. B. unabhängige willkürliche Änderung in Di. an —, um die bisherige Darstellung dieser Verhältnisse umzustürzen.

c) Bo., Lt., Di. stehen Fx., Ta. gegenüber:

V. 585 *euer tyl* Fx., Ta.; Ff., Cx., Tr., Ha.; *euermore till* Bo., Lt., Di.; Jo.; *til that* Gg.; *till* Pp.; *euer quhill* Se. — V. 590 *alwey louen* Fx., Ta.; Ff., Cx., Se., Tr., Ha.; *allwey .. love* Pp.; *louen alwey* Bo., Lt., Di.; Gg., Jo. — V. 652 *Cipride* Fx., Ta.; Ha., Ff., Pp.; *Cupide* Bo., Lt., Di.; Gg., Tr., Cx., Jo.

Während im ersteren Falle nur die Lesart von Fx. etc. metrisch möglich wäre (vgl. § 43), sind im zweiten beide zulässig; im dritten dagegen ist die von Bo. etc. die richtige. Da nun aber auch die Lesarten der C-Gruppe hier geteilt sind, wird man in B ebenfalls eine zufällige Umstellung bezw. Schreib- oder Lesefehler (ähnlich V. 277) annehmen können.

13. Wenden wir uns nunmehr zur näheren Betrachtung der **C-Gruppe,** so sondert sich hier von allen **Gg.** ab, dem öfter **Ff.** zur Seite steht. Dies zeigt sich namentlich an folgenden Stellen, wo beide Hss. von allen anderen abweichende Varianten bieten:

a) V. 22 *sey* Gg., Ff.; *seyn* Hh.; Se. verderbt; *seyth* d. übrigen Hss. — V. 24 *fey* Gg., Ff.; *feyth* d. übrigen Hss. (Se. verd.). — V. 28 *al that day me thouȝte* Gg., Ff.; *all day me thought hit* Tr., Ha.; *al the day me thought it* Cx., Jo. (*thinkith*), La.; *all that day me thowght it* Hh.; *alle the long day me thought* Pp.; *The long day me thoght* Se.; *al the day thought me* Fx., Bo.; *al day thought me* Lt., Ta.; *all day it thought me* Di. — V. 46 *seyde what* Gg., Ff.; *seyd(e) him what* d. übr. Hss. (*seid quhoso* Se.). — V. 47 *louede* Gg., Ff.; *loueth* d. übr. Hss. — V. 84 *synde* (*send*) *vs grace* Gg., Ff.; *vs sende hys grace* Tr.; *send vs all grace* Se.; *the sende his grace* Cx., Ha., La.; *send the his grace* Jo.; *send the grace* Pp.; *sende ech louer grace* B. — V. 88 *self* f. *bed* Gg., Ff. — V. 169 *he tok In his* Gg., Ff.; *he hent In his* Se.; *in hys he toke* d. übr. Hss. (doch Jo. *I* f. *he,* Hh. *toke he*). — V. 192 *So* Gg., Ff.; *Som* d. übr. C-Hss.; *That* B. — V. 206 *wex* Gg., *waxed* Ff.; *was* d. übr. C-Hss.; *growen* B. — V. 223 *hem* Gg., *them* Ff.; *hym* d. übr. Hss. — V. 269 *vp to* Gg., Ff.; *vn to* od. *to* d. übr. Hss. V. 284 *were* Gg., *was* Ff. vor *oueral*; fehlt in allen übr. Hss. — V. 305 *cast* Gg., Ff.; *craft* d. übrigen, doch *tast* Cx. — V. 313 *eyr* (*& tre*) Gg., *ayre* Ff.; *see* (*and tree*) Pp., Ha.; B; *see* (*tree*) Hh., Se., Tr.; (*tree and*) *see* Cx.; *see* Jo. — V. 317 *such,* das die meisten Hss. vor *aray* einsetzen, fehlt Gg., Ff.; vgl. § 15,b. — V. 320 *his* Gg., Ff.; *her* (*hir*) d. übrigen. — V. 344 *the,* welches alle anderen Hss. hinter *Crane* einfügen, fehlt Gg., Ff. — V. 363 *rauen .. crowe* Gg., Ff.; *Rauyns .. Crowes* d. übrigen; vgl. § 15,b. — V. 368 *of* vor *Nature* fehlt nur Gg., Ff. — V. 389 *With* vor *your* fehlt desgl. Gg., Ff. — V. 396 *The* vor *Whiche* fehlt Gg., Ff., die dagegen *wel* vor *se* einfügen. — V. 400 *they* Gg., Ff.; *ye* die übr. Hss. — V. 642 *that* nach *whil(e)* nur Gg., Ff.

Vielleicht gehört auch V. 381 hierher, wo Gg. *noumberis,* Ff. *membris,* Se. *mesure,* die übrigen *nombre* lesen.

b) Hieran schliefsen wir Übereinstimmungen vereinzelter Hss. derselben Gruppe mit der gemeinsamen Lesart von Gg. und Ff., unterlassen es jedoch vorläufig, eine Erklärung für diese Erscheinung zu suchen:

V. 3 *alwey that slit* Gg., Ff. (*slydeth*), Pp.; *all wey that fleeth* Tr., Ha. (*fyllt*); *that alwey slite* Jo., La.; Fx.; *that alwey flit* Cx., Hh.; *that alwey fleeth* Lt.; *awey that fleth* Ta., Di. — V. 28 *al that day* Gg., Ff., Hh.; vgl. § 5. — V. 90 *which* fehlt Gg., Ff., Se. (*that* .. *that* Pp.; *that* fehlt Hh.). — V. 205 *there*, das die meisten C-Hss. nach *was* einschieben (*the* Hh.), fehlt Gg., Ff., Cx.; B hat *therof* nach *grevaunce*; s. § 3. — V. 285 *Ful* Gg., Ff., Cx.; *Of* die übrigen. — V. 325 *hem* Gg., Cx., *them* Ff.; *that* die meisten übr. Hss. (fehlt Jo., *thaire* Se.). — V. 327 *And* Gg., Ff., Cx.; *But* die übr. Hss. (Se. verd.). — V. 342 *hire* Gg., Ff., Se. (doch *before* f. *a-ȝens*); *hys* d. übrigen. — V. 345 *crow* Gg., Ff., Jo.; *clough* Lt.; die anderen *chowgh* etc. — V. 352 *grene* Gg., Ff., Cx.; *fresshe* d. übrigen. — V. 369 *euerich* Gg., *euery* Ff., Jo.; *sche* Se.; *eche* d. anderen. — V. 385 *ȝow* Gg., Ff., Cx.; Lt.; *me* d. übrigen. — V. 461 *In* Gg., Ff., Ha.; Ta.; die anderen *to*. — V. 480 *ese* Gg., Ff., Se.; *plese* die anderen. — V. 654 *otherwise* Gg., Ff.; β^1; *other wayes* Cx.; b + Ta.; *othir wey* Jo., Pp.; *other* Tr., Ha.

Man sieht, dafs namentlich Cx. und Se. hierbei in Betracht kommen, worauf weiter unten zurückzugreifen sein wird.

14. Merkwürdig ist nun eine Anzahl von Übereinstimmungen von Gg. und Ff. mit der B-Gruppe oder deren Majorität, was wir zunächst nur als einen ferneren Beweis der Zusammengehörigkeit der ersteren beiden ansehen wollen.

V. 28 *hit*, das die übrigen C-Hss. u. Di. einfügen (vgl. § 10, b), fehlt Gg., Ff.; b + Ta., Lt. — V. 62 *welle is* Gg., Ff.; b + Ta., Lt.; *welles* .. *be* d. übrigen; vgl. § 10,b. — V. 64 *bad* Gg., Fx.; B; *seyde* die anderen. — V. 65 *sumdel* Gg., Ff.; B; vgl. § 4. — V. 73 *first* vor *(im)mortal* Gg., Ff.; B; *first* vor (Hh. nach) *knowe* die übrigen. — V. 74 *that* nach *besyly* fehlt Gg., Ff.; B. — V. 80 *þere* Gg., Ff.; *therthe* B; *worlde* die übr. C-Hss. — V. 91 Gg., Ff. + B lassen *the* (Tr., Cx.) oder *that* fort, das die anderen Hss. vor *thyng* einschieben. — V. 115 *And* Gg., Ff. + Cx.; B; *That* die anderen Hss. — V. 126 *now* f. *you* Gg., Ff.; Lt., Ta., Di.; fehlt Pp. — V. 148 *For* vor *ryght* Tr., Cx. etc.; fehlt Gg., Ff.; Fx., Bo., Lt., Ta. — V. 186 *With* Gg., Ff.; B; *Of* die anderen Hss. — V. 204 *that* vor *place* Gg., Ff.; B; *the* die anderen. — V. 221 *before* Gg., Ff.; B; *by force* die übrigen; vgl. jedoch § 41. — V. 238 *hundred* Gg., Ff.; B; *thowsand* die anderen. — V. 354 *& newe* Gg., Ff.; B; *of hew* die anderen. — V. 594 *doke* Gg., Ff.; B; *goose* die übrigen. — V. 609 *not to recorde* Tr., Cx., Ha., Jo.; *ye not recorde* Pp.; *nat recorde* Gg., Ff.; B. — V. 650 *This* Gg., Ff.; Fx., Bo., Ta.; *This is* die übrigen.

15. Obwohl Gg. eine weit bessere Hs. als Ff. ist, kann es doch nicht seine direkte Vorlage gewesen sein, was aus einer Reihe von

Lesarten erhellt, in denen ersteres von allen anderen abweicht, während Ff. der Majorität folgt.

a) Zunächst zählen wir die unzweifelhaften Fehler in Gg. auf:

V. 22 *ofte* f. *out* Gg.; fehlt Jo., Ff., La. — V. 31 *sothion* f. *Scipion* (*Cipion* B etc., *Sypion* Ff.). — V. 33 *thereon* (geändert) f. *theryn*. — V. 56 *galylye* f. *Galoxye* (*galaxye, galry* etc.). — V. 57 *lytel* fehlt. — V. 85 *folwyn* f. *faylen*. — V. 110 *by-forn* f. *to-torn*. — V. 132 *ouercaste* f. *of caste* (*out c.* Se.). — V. 137 *That* .. *ȝit* f. *There* .. *tree* (B s. § 4). — V. 140 *Ther shewing* f. *Theschewing* etc. — V. 143 *whi* f. *with*. — V. 152 *best* f. *bet*. — V. 154 *Ne* f. *Me*. — V. 160 *stat* f. *taste*. — V. 167 *there* nach *And* eingeschoben. — V. 170 *that as* f. *went in*. — V. 175 *sothe* f. *ioye*. — V. 204 *erthe* f. *Ayer*. — V. 261 *febȝ* f. *Venus*. — V. 284 *I-peyntede* Gg., *peynted* die übrigen. — V. 286 *Calyote* f. *Calixt(e)*. — V. 307 Gg. fügt *al* vor *prest* ein; Tr., Se. *there*. — V. 326 *of which* fehlt; *myn* f. *no*. — V. 335 *A* f. *And*. — V. 356 *clothis* f. *fethers*. — V. 394 *euery* Gg.; *yow* die übrigen. — V. 428 *And If that I to hyre be founde vntrewe* Gg.; *And yef I be founde to hyr vntrewe* d. übrigen (*it* f. *I* Lt.). — V. 432 *be I* f. *I be*. — V. 436 *Al be It that* Gg.; *Al be that* Cx., Pp.; *Al be* Tr., Ha., Jo., Ff.; B s. § 4. — Ebd. *he* f. *she* Gg. — V. 438 *areete* f. *knette*. — V. 462 *the* f. *she* (*ye* Tr., Ha.; s. § 10, a). — V. 471 *That* f. *But as*. — V. 506 *And* f. *For*. — V. 507 .. *tak on no charg howe* Gg.; *take on me þe charge now* die meisten Hss. (*on me* fehlt Tr.). — V. 514 *bet* Gg., *better* die übrigen. — V. 516 *fynde* f. *synge*. — V. 518 *onquit* f. *vncommytted* (*vnconveyid* Jo., *vncommaundet* Ff.). — V. 520 *behynde* Ff., Jo., Pp., Se.; B; *blynde* Tr., Ha.; *by kynde* Cx.; fehlt Gg. — V. 527 *lauyne* f. *rauyne* Gg. — V. 540 *terslet* Gg.; *tarcelettis* Jo.; *tarsell* Tr., Se.; *tercels* etc. die übrigen. — V. 553 *here* f. *hyt* (*that* Di.). — V. 562 *his* f. *hir* (fehlt Di.). — V. 569 *he* f. *she*. — V. 571 *now* f. *yit* (*it* Jo.). — V. 573 *mygh* f. *wit*. — V. 577 *tersel* f. *turtle* (*turtur* Se.); ebenso V. 583. — V. 578 *for* vor *to seyn* eingeschoben. — V. 590 *shul* f. *shuld(e)*. — V. 593 *What shulde I* f. *Who shulde* (*shall* Jo.). — V. 594 *Kek kek ȝit* Gg.; *Ye quek* die meisten Hss. (*Ee kekyll* Tr. etc.). — V. 596 *sey* Gg.; *sygh* Tr.; *fye* d. übr. Hss. — V. 604 *blythe* Gg.; *by lyfe* Cx., Tr., Ha.; *blyve* d. übr. Hss. — V. 611 *thanne a Merlioun* Gg.; *the Merlioun* (*Emerlyon* etc.) d. übr. Hss. — V. 613 *reufulles* Gg.; *rowthfull* Pp.; *rewfull* d. übrigen. — V. 622 *& who* f. *whoso*; *&* f. *or*. — V. 623 *a* Gg.; *all* Tr.; *as* die übrigen. V. 627 *ryght* vor *hym* fehlt Gg. — V. 644 *that wele I seyn wol sone* Gg.; *I will you saye right sone* Cx., Ha., Jo.; Lt., Di. (*shewe* f. *seyn*); ebenso Tr., doch fehlt *right*; Bo. *shall* f. *wil*; *you wel I sey right soone* Ff., Pp.; Fx., Ta. — V. 645 *that* Gg., *ryght* d. übrigen; fehlt Pp. — V. 658 *hym* f. *hem*; fehlt Ff. — V. 662 *peignynge* f. *peyne him*. — V. 663 *what* f. *quyte*. — V. 677 *I-makid were* Gg.; *was made* Tr., Jo.; Lt.; *made was* Cx., Ff.; Di.; *makid was* Ha.; Fx., Bo., Ta. —

V. 678 *here* vor *fynde* fehlt. — V. 680—87 Das Rondel vollständig nur in Gg., allerdings, wie schon bemerkt, später nachgetragen; darin V. 682 *large,* Di. *longe*; V. 687 *ben,* Jo., Di. *synge.* — V. 689 Gg. schiebt *the* vor *foulys* ein.

b) Besonderheiten in Gg., die bei der Erwägung der besten Lesart in Betracht kommen:

V. 30 *al thus* Gg., *right thus* Cx., *thus* Se.; *al there* Pp., Hh., Tr., Ha.; B; *ther-Inn* Ff.; *there* Jo.; *here* La. — V. 117 *north nor west*; *north weste* Ff., Tr.; *north north west* d. übr. Hss. — V. 144 *gan .. bolde* (auch Di.) f. *began .. (to) bolde.* — V. 158 *nys* f. *is.* — V. 185 *ther* nach *as* eingefügt; *that* Jo., Pp., Hh.; fehlt sonst (*Quhare þat* Se.). — V. 186 *&* vor *ȝelwe* eingefügt. — V. 232 *daunsedyn* f. *daunsed.* — V. 298 *wher that ther sat*; *that* fehlt Cx., Jo., Pp.; B; *ther* fehlt Hh.; beides fehlt Ff., Tr.; *quhere as ther* Se. — V. 317 *In* f. *of* (*In suich* Se.; vgl. § 13, a). — V. 363 *wys* nach *rauen*; fehlt sonst. — V. 367 *myghtyn* f. *myght.* — V. 379 *vicarye* f. *the vycar* etc. — V. 391 *breke* f. *lete* (*suffre* Ff.). — V. 435 *hire louyth non* f. *noon loueth hir.* — V. 455 *fullonge* f. *alone.* — V. 460 *that* nach *as*; fehlt sonst. — V. 490 *drow* f. *went.* — V. 498 *the cokkow & the doke* f. *the doke* (*and*) *the cukko.* — V. 515 *entirmetyn* f. *entremete.* — V. 537 *non by skillis* f. *by skyles .. none.* — V. 543 *ne* vor *taketh*; fehlt sonst. — V. 551 *sittyngest*; *best sitting* Se.; *sittyng* die anderen. — V. 558 *so* vor *gent*; fehlt sonst. — V. 564 *forth* fehlt. — V. 567 *take a nothir* f. *loue a.* — V. 585 *that* nach *til*; fehlt bei den übrigen. — V. 600 *but* f. *full* (fehlt Cx.). — V. 616 *that* nach *whil(e)* eingefügt. — V. 619 *not* f. *neuer.* — V. 626 *hire this fauour*; *to hyr th. f.* Tr., Ha.; *this f. to hir* die anderen. — V. 638 *tho* f. *hir* (fehlt Pp.). — V. 641 *a nothir lyuis creature* f. *euerych other* (*ylk* Cx., *eny othir* Jo.) *creature.* — V. 643 *grauntyth* f. *graunt(e).* — V. 647 *gon* f. *don.* — V. 670 *of hem* fehlt; *his* fehlt Cx., Jo., Tr.; B (außer Lt.). — V. 672 *queen* f. *goddesse.* — V. 674 *the* f. *hyr.* — V. 676 *to* vor *nature* eingefügt. — V. 692 *In* f. *I.*

Warum die meisten dieser Gg. eigentümlichen Lesarten vor denen der übrigen Hss. den Vorzug verdienen, kann erst nach der Untersuchung der Verhältnisse dieser zueinander eingehender begründet werden.

16. Hiernach untersuchen wir die Übereinstimmungen von Gg. mit einzelnen Hss. der C-Gruppe.

a) Gg. und Cx. V. 54 *Nys*; *was* Se.; *Meneth* Ff., Tr., Ha.; B (*Mornyth* Di.); *Ment* Pp., Hh., La.; *In* etc. Jo.; verderbt Se. — V. 426 *And* zu Anfang des Verses eingefügt; dasselbe Di. — V. 473 *ȝeer*; *wynter* die anderen. — V. 517 *who so doth*; *He þat so dois* Se.; *whoso hit doth* die anderen Mss. — V. 545 *Oure*; *ȝouris* Se.; *Oures* die übrigen Hss. — V. 602 *nat*; *neyther* (*nouther* etc.) die anderen. — V. 637 Die meisten Hss. schieben *it* vor oder nach *to you* ein, außer Gg. und Cx., letzteres hat jedoch *haue been* für *to been* des ersteren.

β) Gg. und Jo. V. 166 *demyn*; s. *δ*). — V. 386 *how*; *that* Tr., Ff., Se.; *how that* die anderen. — V. 393 *terslet* Gg., *Tarcelet* Jo.; *tersel* die anderen. — V. 448 *the* für das erste *yow* (Jo. auch für das zweite). — V. 507 *profit*; *spede* die anderen. — V. 629 *Thus*; *This* die anderen. — Dazu kommt noch das Vorhandensein des Rondels in beiden.

γ) Gg. und Pp. V. 125 *syde* für *half* der anderen. — V. 203 *bryddis* Gg., *birdes* Pp.; *soules* Ha.; *fowles* die übrigen. — V. 444 *hire hewe*; *the hewe* die anderen. — V. 664 *For* Gg., Pp.; dazu Ta., Di. von der B-Gruppe; *from* (*fro*) die übrigen.

δ) Gg. und Se. V. 166 *demyn*; *to deme* Jo.; *demeth* die anderen. — V. 209 *Than man*; *Than any man* die übrigen C-Hss.; *No men* B. — V. 214 *wel*; *wylle* od. *while* die anderen; fehlt Hh.; s. § 35. — V. 279 *hem* Gg., *thame* Se.; *hir* die anderen. — V. 324 *the* vor *foulis* fehlt. — V. 348 *starlyng* f. *stare*. — V. 497 *othir* f. *any*. — V. 533 *then* oder *that* fehlt (auch in Lt. von der B-Gruppe). — V. 598 *what* (*quhat*); *whiche* die anderen. — Hierzu könnte man vielleicht noch V. 551 rechnen, wo Gg. *sittyngest*, Se. *best sitting* gegenüber dem *sittyng* der übrigen Hss. lesen.

ε) Mit Hh. und La. allein berührt sich Gg. nur je einmal: V. 27 *to delite* Gg., La. (auch Di.); *so d.* die anderen, bis auf Pp., das *to* und *so* wegläſst. — V. 227 *and* vor *flaterie* eingefügt Gg., Hh.

ζ) Gg. und Tr. V. 96 *same* f. *self* (*ilk* Se.). — V. 168 *for to wryte*; *of for to wr.* Ha.; *to wryte* Ff.; *of to write* die anderen. — V. 596 *sey* Gg., *sigh* Tr.; *fye* die anderen.

η) Gg. und Ha. V. 655 *tho* nach *Quod* eingefügt.

Es ergibt sich hieraus leicht, daſs die letztgenannten Hss. keine nähere Beziehung zu Gg. haben können. Ehe wir jedoch ein Urteil über das Verhältnis der anderen zu Gg. fällen, empfiehlt es sich, erst die Fälle in Betracht zu ziehen, wo je zwei derselben zur letzteren treten.

V. 5 *A-stonyd* Gg., Jo., La. f. *Astonyeth* in den anderen. — V. 15 *and* vor *what* eingefügt Gg., Cx., La. — V. 124 *I-writen* (*I-wrete*) Gg., Pp., Hh. — V. 163 *Ȝit*—*ȝit* Gg., Hh., Ha.; *Though*—*yet* Tr. usw.; s. § 47. — V. 295 *vnto* Gg., Hh., Ha.; *to* Se.; *into* die übrigen. — V. 427 *of* Gg., Cx., Se. f. *on*. — V. 452 *her* nach *loue* fehlt Gg., Cx., Se. — V. 503 *I* vor *wil* (*wele*) eingefügt Gg., Cx., Se. — V. 665 *for* f. *from* (*fro*) Gg., Cx., Jo. — V. 688 *the* f. *hir* (*theyr*) Gg., Cx., Jo.

Wir sehen hier, daſs namentlich Cx. und Se. hervortreten, welche Beobachtung schon § 13, b gemacht war, während die Beziehungen von Gg. zu Jo. und Pp. an Zahl zurückstehen.

17. Übereinstimmungen von Gg. mit der B-Gruppe, während Ff. hiervon abweicht.

a) Gg. allein stimmt mit B überein: V. 49 *þat last* Gg.; *that lasteth* B; fehlt sonst. — V. 196 *bestis smale*; *smale and bestys* Tr., Ha.; *smale bestis* die übrigen (*smale* fehlt Hh.). — V. 417 *wil &*

herte Gg.; b Ta.; *herte wyll, wylle hert(e)* die übrigen Hss.; vgl. § 9. — V. 476 *man*; *men* die anderen, doch *othir* Se.

β) Zu Gg. gesellen sich vereinzelte Hss. der C-Gruppe: V. 18 *for to beholde* Gg., Ff., La. + B; *to beholde* Cx., Jo., Pp., Se., Hh., Tr., Ha. — V. 53 *worldis* Gg. (*wordis*), Cx., Hh. + B; *now* Pp.; fehlt sonst. — V. 77 *of* vor *soules* fehlt Gg., Jo., Hh. + B. — V. 93 *the* Gg., Cx., Se. + B; *that* die übrigen (Ff. verderbt). — V. 129 *vnto* Gg. (*onto*), Cx., Se. + B; *to* die übrigen. — V. 148 *betwix(en)* Gg., Pp., Hh. + B; *betwene* die übrigen. — V. 198 *and* vor *rauyshyng* Gg., Pp. + B; *a* die anderen. — V. 224 *with* Gg., Pp. + B für *by* in den anderen Hss. — V. 277 *Cypride* Gg., Pp., Ha. + Fx., Bo., Ta. f. *Cupide.* — V. 282 *I-broke* Gg., Pp., Hh. + Fx., Bo., Ta. f. *broke* etc. — V. 365 *euery* Gg., Pp., Hh. + B; *of euery* die übrigen. — V. 399 *in* Gg., Cx. + B (aufser Di.) f. *on.* — V. 505 *fol* Gg., Tr., Ha. + B; *lewd* Cx.; fehlt Jo.; die anderen *foule.* — V. 606 *ȝe stryue* Gg., Cx., Pp. + B; *they stryue* die anderen, doch *I sterve* Jo. — V. 632 *I* Gg., Pp. + B f. *it.* — V. 649 *to haue myn choys* Gg., Cx. + B; *my choyse to haue* Ff., Jo., Pp.; *hast me chose* Tr.; *haue my choyse* Ha.

Hierher ist in Bezug auf die Stellung auch V. 666 zu rechnen, wo Gg. und Cx. *al brought was,* B *al wroght was,* Tr. und Ha. *was al brought* lesen, während *al* in Ff., Jo., Pp. fehlt.

Weitere Folgerungen aus diesen Übereinstimmungen zu ziehen, müssen wir aber lassen, bis auch die anderen Hss. einer genaueren Betrachtung unterzogen sind.

18. Obwohl schon aus den letzten Paragraphen deutlich genug hervorgeht, dafs weder **Ff.** noch seine direkte Vorlage die Quelle von Gg. gewesen sein kann, ist es zur besseren Charakteristik jener Hs. doch erforderlich, einige Proben der ihr eigentümlichen Lesarten zu geben, während Vollständigkeit hierin bei ihrer offenbaren Verderbtheit nicht geboten erscheint; Ff. liest:

V. 5 *Al stonyeth* f. *Astonyeth* (*Astonyd*). — V. 6 *That on his meruelles musynge whan I thenke* f. *So sore I-wis that whan I on hym thynke.* — V. 11 *merueylles* f. *myrakles.* — V. 12 *wel* fehlt. — V. 17 *nys* hinter *this* eingeschoben. — V. 18 *A sothe* f. *Agon* (Se. verderbt). — V. 30 *So hit wasse ther-Inn* f. *Entitled was al thus* (*al ther* etc.; s. § 15, b). — V. 36 *tell I hit* f. *tellith it.* — V. 39 *hym of hys spech* f. *hir speche.* — V. 41 *affrican his Auncestur* f. *his Auncestre Affrycan.* — V. 46 *other* vor *lerde or lewede* eingeschoben. — V. 49 *There where* Ff., *There euer* Tr., Ha.; *There* Pp.; B; *Quhere* Se.; *There as* Gg. etc. — V. 50 *weren here* Ff.; *now ben* Gg.; *here be* die übrigen. — V. 54 *may* f. *wey.* — V. 55 *men* f. *folk.* — V. 57 *erthe* fehlt. — V. 58 *In* f. *At.* — V. 59 *schewed after* f. *after shewed.* — V. 63 *Of* f. *In.* — V. 66 *on the worde* f. *in the* (*this*) *worlde.* — V. 67 *he* fehlt; *that with-Inn* f. *in.* — V. 68 *soule* f. *sterre* (*strete* Jo.). — V. 78 *clerkys* f. *brekers.* — V. 80 *worth* f. *whirle.* — V. 81 *To* f. *Till.* — V. 82 *mysdede* f. *wikked dede.* — V. 93 *Or I myght*

further by Any waye f. *For-wery of myn labour al the day.* — V. 102 *by spede* f. *been sped.* — V. 104 *how he eteth & drynkyth* f. *met he drynketh* etc. — V. 105 *that his lady hath wone* f. *he hath his lady wonne.* — V. 110 *thin* f. *myn.* — V. 111 *I bot* f. *nat.* — V. 112 *travaill* f. *labour.* — V. 139 *fysches in pryson all dye* f. *the fisch in prysoun is al drye.* — V. 140 *comunly* f. *only.* — V. 143 *ay* (*all* Tr., Pp.) fehlt. — V. 145 *And* f. *That*; *me made* f. *did me* (*maid me* Se., doch fehlt *colde*). — V. 149 *heuy yren myght* etc. f. *euene myȝt.* — V. 153 *to leue to that* f. *leue til.* — V. 159 *on other* f. *non.* — V. 166 *how dothe best* f. *wher* (*whether*) .. *do bet.* — V. 168 *There schall I* f. *I shal.* — V. 178 *holye* f. *holm* (*holyn* Cx., Se., Tr.). — V. 180 ausgelassen. — V. 186 *white* fehlt. — V. 190 *harde I the bryddes* f. *The bryddis herde I.* — V. 197 *of strong* f. *strengis* (*strynge* B). — V. 199 *that of All thynge maker is* f. *that maker is of al.* — V. 200 *Ne* fehlt. — V. 201 *That* f. *Ther.* — V. 228 *nicetee* f. *thre.* — V. 231 *of bras* fehlt; *foundede wel* f. *I founded* (*founded* B, *well foundit* Se.). — V. 247 *schowte* f. *swogh* (*sowne* Tr., Jo., *sigh* Lt.). — V. 248 *with suche* f. *Whiche.* — V. 253 *Priamus* f. *Priapus.* — V. 259 *A garlond* f. *Garlondis.* — V. 262 *hauntayn & noble* f. *noble & hauntayn.* — V. 267 *glidderynge* f. *gilte.* — V. 277 *And a-myddys as I sayd lay the make of cupide* f. *And as I seyde a myddis lay Cypride* (vgl. § 8, b). — V. 289 *ffillis* f. *Biblis* (*Cibelle* Cx., *Medea* Se.). — V. 294 *place* f. *plyt(e).* — V. 316 *parlyament* f. *pleynt(e).* — V. 326 *As of worm foule of such* etc. f. *As worm or thyng of which* (*of which* f. Gg.). — V. 335 *amonge* f. *I mene.* — V. 341 *culuer* f. *doune.* — V. 343 *bode of dethe* f. *of deth the bode* (vgl. § 24, γ). — V. 360 *Mallart* f. *drake.* — V. 381 *membris* f. *noumberis* (*noumbre*; s. § 13, a). — V. 382 *thus* vor *by-gan* eingeschoben. — V. 391 *suffre* f. *let(e)* (*breke* Gg.). — V. 402 *ȝe happes* f. *your hap is.* — V. 408 *Mech is the fayre choyse* f. *Mot be the choys.* — V. 411 *To haue hir to make as for this ȝere* f. *This is oure vsage alwey from ȝer to ȝeere* (*alwey* fehlt Tr., Ha.; *ȝour* f. *our*, *ay* f. *alwey* Se.). — V. 412 u. 413 sind umgestellt.

19. Mit V. 414 beginnt ein anderer Schreiber, der sich zu Ende der Hs. W. Calverley nennt. Mögen nun auch manche der bisher aufgezählten Fehler — wiederholte Auslassungen oder Zusätze von *to, for, eke, and, that* und andere leichtere Versehen sind meist übergangen worden — durch undeutliche Schrift oder Lücken in der direkten Vorlage verschuldet sein, die meisten dürften dem Kopisten dieses Abschnittes zur Last fallen, der offenbar flüchtig und öfters ohne jedes Verständnis schrieb. Sehen wir zu, ob Calverley seine Aufgabe besser erfüllt hat. Zu diesem Zwecke müssen nun aber sämtliche Abweichungen von den übrigen Hss. in Ff. notiert werden:

V. 419 *Whome* f. *Whos.* — V. 439 *And* Ff.; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *Ʒit* Se.; *For* die übrigen. — V. 442 *the* fehlt; *A* am Ende der Zeile. — V. 451 *do ye* f. *ȝe don.* — V. 456 *me* fehlt. — V. 468 *what* f. *that* (fehlt Lt., Di.). — V. 488 *or* f. *and.* — V. 507 *vpon* f. *on.* —

V. 509 *a* fehlt vor *whyle.* — V. 518 *vncommaundet* Ff.; *onquit* Gg., *vncommyttyd* Tr. etc. (vgl. § 15, a). — V. 531 *hym* fehlt. — V. 550 *staate* f. *estat.* — V. 552 *yf* f. *of.* — V. 554 *han* fehlt. — V. 563 *newe* f. *now.* — V. 604 *as* f. *& seyde.* — V. 605 *loue* f. *make.* — V. 612 *of* f. *on* (*in* Tr., Ha.). — V. 616 *thy lyf* f. *the world.* — V. 673 *sayeth* f. *chesith.* — V. 625 *the* fehlt. — V. 634 *Nature* f. *the terselet.* — V. 637 *a* fehlt. — V. 655 *there* f. *here* (desgl. V. 657). — V. 657 *tarying* fehlt. — V. 664 *may* f. *so befall(e).* — V. 674/5 fast ganz ausgerissen. — V. 678 *ye* fehlt.

Da diese Fehler weder an Zahl noch an Bedeutung so schwerwiegend sind wie die im ersten Abschnitte, müssen wir folgern, dafs Calverley ein zwar nicht immer aufmerksamer, doch ein weit zuverlässigerer Abschreiber war als sein Vorgänger.

20. An diese Beobachtung würde sich nunmehr die Frage knüpfen, ob nicht **Ff.** von V. 414 an in einem anderen Verhältnisse zu Gg. und den übrigen Hss. steht als vor diesem Verse, d. h. ob nicht Calverley einen anderen Codex benutzt hat als der Schreiber des vorangehenden Abschnittes. Allerdings zeigt es sich dann, dafs die Übereinstimmungen beider Hss. vor dem genannten Verse (s. § 13 u. 14) ungleich häufiger sind als nachher. Da jedoch auch in der B-Gruppe (s. § 3 ff.) ein ähnliches Verhältnis vorliegt, werden wir hieraus allein noch nicht den angedeuteten Schlufs ziehen können. Vielmehr werden wir erst noch zu untersuchen haben, ob die Beziehungen von Ff. zu anderen Hss. von V. 414 an wesentlich von denen im Anfangsteile abweichen.

α) Übereinstimmungen von Ff. mit Cx.

Hand A: V. 123 *on* f. *ouer.* — V. 251 *causes* f. *cause.* — V. 264 *lytell* f. *lyte* (*lyght*). — V. 322 *On* vor *seynt* hinzugefügt (doch auch β^1). — V. 383 *kepe* f. *hede.* — Hand B: V. 577 *hir to him*; *hym to hir* Pp.; *hir to hir* Jo.; *to him* Lt.; *to hem* Di.; *hir to hem* die übrigen. — V. 669 *that* fehlt. — V. 677 *made was* (auch Di.); vgl. § 15, a.

β) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Jo.

Hand A: V. 203 *that* vor *songe* eingefügt. — V. 236 *fro ȝere to ȝere* (auch b). — Hand B: s. *ϑ*).

γ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Pp.

Hand A: V. 89 *with* f. *of.* — V. 105 *that* hinter *meteth* eingefügt. — V. 254 *a* vor *soueraygn* eingeschoben. — Hand B: V. 460 *any wyght*; *any witt* Di.; *all my wittis* Se.; *my wit* die übrigen. — V. 487 *Butt* vor *whoo* eingefügt. — V. 543 *it* nach *taketh* eingefügt; *take ye* Cx. etc.; vgl. § 25. — V. 544 *wole* f. *wolde.* — V. 567 Das erste *loue* fehlt. — V. 644 *you wel I sey right sone* (auch Fx., Ta.); vgl. § 15, a.

δ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Se. (welch letzteres nur bis V. 600 echt ist).

Hand A: V. 47 *thewede* Ff., *thewit* Se. f. *I-thewed.* — V. 127 *vnto* f. *to* (Tr., Ha.) und *into.* — V. 130 *Where* (*Quhare*) f. *There.* —

V. 145 *made* vor *did.* — V. 151 *may* f. *lette* eingefügt. — V. 188 *smale* fehlt. — V. 200 *a* vor *better* eingeschoben. — V. 230 *a pyler* Ff., *pillere* Se.; *pilers* die übrigen. — V. 231 *foundede wel* Ff., *wel foundit* Se.; *I-founded* die übrigen. — V. 246 *as* vor *hote* eingefügt. — V. 271 *wasse couerede wel*; *coverid wele* Jo., Hh.; B; *was wel keuerede* Gg., Tr.; *wel couerd* Cx., Ha.; *couered was wel* Pp. — V. 320 *And* an den Anfang des Verses gesetzt, doch fehlt *bad* in Se. — V. 335 *the* vor *grey* eingefügt, doch fehlt *And* in Se. — V. 393 *that* fehlt. — V. 397 *party* f. *pert* (*poynt* Cx.). — Hand B: V. 532 *gode* f. *glad.*

ε) Übereinstimmungen von Ff. mit Hh.

Hand A: V. 94 *to* fehlt. — V. 179 *the* vor *Cypresse* fehlt. — V. 202 *so* vor *softe* eingefügt. — V. 228 *Message*; *Messangers* Pp.; *Messanger* Di.; *Misgref* Se.; *Messagerye* die anderen. — V. 238 *sitte* f. *syttynge.* — V. 348 *ascrye* f. *bewrye.* — Hand B kommt nicht in Betracht, da Hh. schon mit V. 365 abbricht.

ζ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Unterabteilung Tr., Ha. (s. § 21 ff.).

Hand A: V. 117 *north weste* Ff., Tr.; vgl. § 15, a. — V. 298 *that* oder *ther* fehlt Ff., Tr. — V. 38 *nome* Ff., Ha.; *he nomen* Se.; *I-nome* die anderen. — V. 397 *lyketh best* Ff., Ha. f. *best liketh.* — V. 141 *wrytten* Ff.; Tr., Ha. f. *I-writen* (*wel writen* Se.). — V. 192 *by-syddes* Ff.; *besyde* Tr., Ha. (auch Lt., Di.) f. *besyed*; vgl. § 8, b. — V. 252 *commeth* Ff.; Tr., Ha. f. *cam* (*come*). — V. 395 *Sikir* Ff.; Tr., Ha.; *secre* Gg., Pp., Se.; B; *secrete* Cx.; *cetre* Jo. — Hand B: V. 576 *seyd* f. *sede* Ff., Ha. — V. 606 *they* f. *ȝe* Ff.; Tr., Ha.; *I* (*sterve* f. *stryue*) Jo.

η) Übereinstimmungen von Ff. mit der B-Gruppe.

Hand A: V. 43 *he him*; *he* La.; fehlt Pp.; *it* die anderen. — V. 133 *hye* f. *spede.* — V. 163 *That — ȝit*; *Ȝit that — ȝit* Gg., Hh., Ha.; *It that — yet* Pp.; *Yf that — yet* Cx.; *Though — yet* Tr.; *And*(?) — *ȝit* Se. — Hand B: nur in Verbindung mit anderen Hss.

ϑ) Sonstige Verbindungen, die zur Klarstellung der obigen Verhältnisse beitragen können:

Hand A: V. 260 *of* f. *in* vor *disporte* (*dispite* Jo.) Ff., Jo., Pp. — Hand B: V. 460 *devyse* f. *suffise* Ff., Jo., Pp. — V. 505 *the* vor *worme* Ff., Jo., Pp. — V. 524 *fflok* Ff., Jo., Pp. (s. auch § 9.). — V. 533 *that* Ff., Jo., Pp.; *þan* Cx. + γ + B (außer Lt.); fehlt sonst. — V. 637 *to you yt ought* Ff., Jo., Pp.; vgl. § 16, *α.* — V. 649 *my choyse to haue* etc. Ff., Jo., Pp.; vgl. § 17, *β.* — V. 666 *al* fehlt Ff., Jo., Pp.

Ferner: V. 155 *stondith* Ff., Jo. + B; *standes* Cx.; Se.; *stant* die übrigen. — V. 183 *blossumed(e)* Ff., Se. + B; *blosmy* Gg. (*blospemy*), Jo., Pp., Hh., Ha.; *blossom* Tr., Cx. — V. 222 *Disfygured* Ff., Se. + B f. *disfigurat.* — V. 495 *pledynge* Ff., Pp. + B; *pletynge* Gg., Cx. + γ; *ple* Jo.; *plede* Se.

Aus diesen Zusammenstellungen geht nun einmal hervor, daſs

die Anlehnungen an andere Hss. bei beiden Schreibern von Ff. zwar prozentual nicht ganz gleichmäſsig sind, daſs aber im wesentlichen dieselben Beziehungen hervortreten, so daſs wir wohl auch fernerhin berechtigt sind, Ff. als einheitliches Ganze zu behandeln, dessen Vorlage bereits mit anderen Mss. verwandt war.

Zweitens folgt aber aus obiger Liste, daſs hauptsächlich Cx., Pp. und Se. dabei in Betracht kommen, für den ersten Teil auch Hh., daſs aber die Übereinstimmungen mit Jo., Tr., Ha. u. B verhältnismäſsig so unbedeutend sind, daſs sie als zufällige gelten können (höchstens kämen die mit Ha. in Erwägung), jedenfalls daſs kein direkter Zusammenhang mit diesen nachweisbar ist.

21. Unter den nach Betrachtung von Gg. und Ff. übrigbleibenden Hss. der C-Gruppe zeigen **Tr. und Ha.** die nächste Verwandtschaft. Dies geht aus folgenden allein in diesen vorkommenden Varianten deutlich hervor:

V. 8 *not* fehlt. — V. 28 *al day me thought hit*; vgl. § 13, a. — V. 35 *scyence* f. *sentence*. — V. 41 *And his Auncestre how* f. *And how his Auncestre*. — V. 49 *euer* Tr., Ha.; *as* die meisten Hss. der C-Gruppe (*where* Ff.; fehlt Pp., Se.); fehlt B. — V. 60 *then* vor *herde* eingeschoben. — V. 67 *he tolde* f. *tolde he* (*he* fehlt Ff.). — V. 89 *besy* fehlt. — V. 106 *I cannat* f. *Can I not* (*Can not I* Fx., Bo.). — V. 112 *shall I* Tr., Ha.; *wold I* Gg., Ff., Hh., La.; B (auſser Di.); *I wil* Cx.; *woll I* Jo., Pp.; Di.; *he* .. *wolde* Se. — V. 127 *to* f. *into* (*vnto* Ff., Se.). — V. 151 Tr., Ha. schieben *wyll* (*wol*) vor *let(e)* ein; vgl. § 20, *δ*. — V. 174 *kynde of* (Cx., B *with*) fehlt. — V. 185 *euer* f. *eueremore*. — V. 196 *small and bestys*; *& bestis smale* Gg., B etc.; vgl. § 17, *a*. — V. 239 *sykerly* f. *sobyrly*. — V. 249 *madyn* fehlt. — V. 253 *there* vor *saw* eingeschoben. — V. 255 *hent* f. *shente* (auch Di.; vgl. § 10, b). — V. 278 *two* (s. § 5) und *there* (Gg., Jo.. Ff., Hh.) fehlen. — V. 310 *fowle commeth* Tr., Ha.; *bryd comyth there* Gg., Hh.; *birde cometh* Cx., Ff.; *foule comyth ther* Jo., Pp.; B; *foulis cummys* Se. — V. 350 *The Cok that orlage ys of the thorpys lyte* Tr., Ha.; *The kok that orlage is of thorpis lyte* Gg., Ff., Pp.; B; .. *the orloge of the* .. Cx.; .. *þe Orlogg that is* .. Jo.; .. *þe horloge of* .. Hh.; .. *orloge is to folk on nyght* Se. — V. 363 *voyces* f. *vois*. — V. 408 *the* vor *choyse* fehlt. — V. 412 *suche* f. *his* (*that* Ff., *the* Se.). — V. 419 *shall hyr euer serue* Tr., Ha.; *euere wele* (*wol*) *hire serve* die meisten Hss. (*&* f. *hir* Jo.); *euer shal her s.* Cx. — V. 425 *in* fehlt. — V. 454 *louelongyng* f. *long louynge*. — V. 458 *do hang(en) me* f. *do me hangyn*. — V. 459 *my* f. *hire* (*his* Lt.). — V. 462 *ye* f. *she* (*the* Gg., *els* Di.). — V. 477 *ne* vor *sey* eingefügt (ebenso B). — V. 493 *I went* f. *wende I* (*I wende* Cx.). — V. 495 *ȝure* (*your*) fehlt (*oure* Se.). — V. 520 *thys* f. *the* und *blynde* f. *behynde*; vgl. § 15. — V. 526 *to* fehlt. — V. 531 *yeue* Tr., *youen* Ha.; *gunne* (*gonnen*) die anderen (*goon* Jo.). — V. 534 *hit* nach *preue* eingeschoben (ebenso B). — V. 548 *that* fehlt. — V. 556 *wyll* f. *gole* etc. (vgl. § 6). — V. 574

hyt vor *ys* eingeschoben. — V. 588 *tyll* Tr., Ha.; *on-till* Jo.; *quhill* Se.; *til that* Gg. u. d. übr. Hss. — V. 612 *in* f. *on* (*of* Ff.). — V. 626 *to hyr thys fauour* Tr., Ha.; *hire this f.* Gg.; *this fauour to her* die anderen. — V. 637 *hit* vor *to yow* eingeschoben; die meisten Hss. fügen es dahinter ein; vgl. jedoch § 6 u. 16, *α*. — V. 654 *other* f. *otherwise* od. *other wayes*; s. § 13, b. — V. 660 *Bothe* f. *Beth* (*Bee ye* Cx.). — V. 666 *was al brought* Tr., Ha.; *al brought was* Gg., Cx.; *brouȝt was* Jo., Ff.; *is brought* Pp.; *al wroght was* B. — V. 675 *Rondlet* f. *roundel*.

Aufserdem ist zu bemerken, dafs Tr. und Ha. hinter V. 694 eine unechte Strophe einfügen, beginnend mit: *Master Geffray Chaunsers*, die jedoch einige Abweichungen beider enthält.[1]

22. Obwohl aus der obigen Zusammenstellung hervorgeht, dafs Tr. und Ha. in näherer Beziehung stehen, so bliebe doch die Frage zu erörtern, ob vielleicht die eine Hs. die Vorlage der anderen gewesen sein könne. Was zunächst Tr. angeht, so zeigt dies Ms. so viele Fehler, von denen Ha. frei ist, dafs diese Möglichkeit abgewiesen werden mufs. Die Anführung einer Auswahl von Lesarten, in denen Tr. vereinzelt dasteht, dürfte zu diesem Nachweise genügen.

V. 12 *wyll* f. *wel*. — V. 20 *thynges* f. *thing*. — V. 43 *from* fehlt. — V. 45 *by fortune* f. *before*. — V. 51 *abydyng* f. *lyf*. — V. 76 *ffor* vor *to* hinzugesetzt. — V. 93 *ffor werynesse* f. *for-wery* (*for irknesse* Se.). — V. 101 *his* fehlt. — V. 103 *man* hinter *ryche* eingefügt. — V. 108 *dreme* f. *mete* (*think* Se.). — V. 111 *cowthe* f. *roughte* (*thowght* Hh.; Se. verderbt). — V. 123 *lettyrs were* f. *with lettres*. — V. 137 *ne frute shall* f. *shal fruyt ne*; vgl. § 4. — V. 140 *In* f. *The* etc. — V. 146 *I* fehlt. — V. 162 *thy wyt* f. (*that*) *thow*. — V. 180 *Olyue of peese* steht für *sheter Ewe* in V. 181, und umgekehrt. — V. 182 *And* vor *the lawrer* eingeschoben. — V. 262 *part* f. *port(e)*. — V. 327 *vale* f. *dale*. — V. 354 *flyes*, die anderen *foulis* (*bryddis* Ff.); vgl. § 40. — V. 382 *hys* f. *esy*. — V. 395 *Both* f. *The*. — V. 418 *femall* f. *formel*; desgl. V. 445, 638, 646. — V. 434 *gylty* f. *or in my gilt*. — V. 490 *wonder* fehlt. — V. 536 *yche of theym* f. *euerych*. — V. 540 *seyde* f. *quod*; desgl. V. 659. — V. 553 *yef* Tr., *eth* Ha., Cx., Se.; *light* die anderen. — V. 558 *chere* f. *facounde* etc. — V. 566 *yef* f. *though* (*þof* Ha.). — V. 574 *seyd* fehlt. — V. 596 *sygh* Tr.; *sey* Gg.; *fye* die anderen. — V. 623 *she* f. *shal*. — V. 649 *hast me chose* f. *haue myn choys* etc.; s. § 17, *β*. — V. 660 *herte* fehlt. — V. 669 *Ioy And blysse* f. *blisse & Joye*. — V. 674 *alway* fehlt. — V. 693 *fynde* f. *mete* etc.

---

[1] V. 1 *in graue* Tr., *graue* Ha. — V. 2 *Rethoricion and port* Tr., *Rethor poete* Ha. — V. 3 *of poetry* fehlt Ha.; *to* fehlt Tr. — V. 4 *ffor thys hys labour* Tr., *Of poyetry* Ha. — V. 5 *Whyche, dystyll, reyne* Tr.; *þat, still, to rain* Ha. — V. 6 *And* Tr., *in* Ha.

23. Ebensowenig kann Ha. die direkte Vorlage von Tr. gewesen sein, was sich aus der folgenden Liste, in der jedoch ein paar unwichtigere Varianten übergangen sind, ergibt:

V. 7 *swynk or flete* f. *flete or synke*; vgl. § 4. — V. 168 *of for to write* Ha.; *for to wryte* Gg., Tr.; die anderen *of to wr.* (*to wryte* Ff.). — V. 203 *soulis* f. *fowles* (*bryddis*); vgl. § 16, γ. — V. 207 *may* fehlt. — V. 210 *euery* f. *ay* (*euer* Tr., Se.). — V. 296—301 ausgelassen. — V. 321 *And* f. *As.* — V. 346 *fro* f. *foo.* — V. 358 *koke* f. *cukkow.* — V. 368 *the* (*that* B etc.) fehlt. — V. 396 *which* fehlt. — V. 433 *a* nach *Ilke* eingefügt. — V. 434 *or* vor *vnkinde* eingeschoben; vgl. § 22. — V. 440 *hir* fehlt; desgl. V. 451. — V. 483 *turne* f. *trewe.* — V. 494 *vs* fehlt (Se. hat *be* dafür). — V. 499 Einmal *quek(e)* fehlt. — V. 516 *not* f. *ne* (*nor*; s. § 4). — V. 532 *hem* f. *hym.* — V. 536 *here* nach *hathe* eingeschaltet. — V. 542 *not* fehlt. — V. 557 *And* f. *al.* — V. 580 *that* hinter *pleynly* eingeschoben. — V. 616 *So* f. *Go.* — V. 649 *as* f. *al.* — V. 659 *this* vor *nature* eingefügt. — V. 688—694 fehlen.

Die Übereinstimmungen von Tr. und Ha. können daher nicht anders erklärt werden, als daſs beide aus derselben Quelle stammen, der jedoch Ha. genauer folgt als Tr. Der Kürze wegen bezeichnen wir diese Unterabteilung mit γ.

24. Mit den übrigen Hss. dieser Gruppe liegen die Verhältnisse nun nicht so klar wie mit den bereits besprochenen, da die ihnen eigentümlichen Lesarten sich nicht so bestimmt voneinander abgrenzen lassen. Es ist daher nötig, erst die Beziehungen jeder einzelnen mit den übrigen der Reihe nach durchzugehen, ehe gewisse zu Unterabteilungen vereinigt werden können.

A. Wir beginnen mit **Cx.**, und zwar, da seine Übereinstimmungen mit Gg. und Ff. bereits erwähnt sind (§ 16 u. 20):

α) in seinen Beziehungen zu Jo. Da aber diese beiden Hss. kaum je (V. 439 fehlt in beiden *ne* vor *shal*) den anderen gegenüberstehen, wären höchstens solche zu citieren, in denen sich noch ein drittes Ms. zu beiden gesellt; z. B. V. 315 *al* fehlt Cx., Jo., Ff. — V. 439 *Ne* Cx., Jo., Gg.; *And* Ff.; *For* Pp.; γ; B; *Ȝit* Se. — V. 665 *for ȝow alle* Cx., Jo., Gg.; *from* (*fro*) *y. a* die anderen Hss. — V. 688 *the song* Cx., Jo., Gg.; *hir* (*theyr*) *song* Ff., Tr.; B.

β) Übereinstimmungen von Cx. mit Pp. V. 175 *it* vor *was* eingefügt. — V. 282 *vowe* f. *bowe.* — V. 436 *Al be that*; *Al be It that* Gg.; *Al be* γ; Jo., Ff. etc.; vgl. § 15. — V. 560 *& praye* (auch Lt.); *we prey* Jo.; *I preye* Se.; *and preyede* die anderen. — V. 601 *a* fehlt vor *wrecchednes.*

γ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und Se. V. 114 *Þe* f. *thow.* — V. 155 *standes* f. *stant* (Gg., Pp., Hh.; γ) od. *stondith* (Ff., Jo. + B). — V. 266 *yede to the weste* (*vnto* Se.); *gan to weste* Gg., Hh.; γ; B; *began to weste* Jo.; *wasse gone to the weste* Ff.; *began go weste* Pp. — V. 299 *the light* f. *of light.* — V. 343 *of deth þe*

bodword; *of deth the bode* Gg., Hh., γ; B; *of dethe bode* Jo., Pp.; *that bode of dethe* Ff. — V. 362 *ful of glotonye* (auch Lt.); *ful* fehlt sonst. — V. 483 *thynke* f. *bethynke*. — V. 499 *So* fehlt. — V. 540 *tercelis egles* Cx., *tercell egle* Se.; die anderen stellen *egles* vor *terslet* etc.; vgl. § 15, a. — V. 575 *rose* f. *aros*.

Hierher sind auch Fälle zu rechnen, wie z. B. V. 30, wo Cx. *right thus*, Se. *thus*, Gg. *al thus* f. *all there, there* etc. lesen, und V. 553, wo sich das ziemlich seltene Wort *ethe* aufser in Cx. und Se. noch in Ha. findet; vgl. § 41.

δ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und Hh. V. 3 *that alway flit*; *alwey that slit* Gg., Ff., Pp. (*slydeth*); *that alway slite* Jo., La.; Fx.; *allwey that fleeth* Tr., Ha. (*fyllt*); Ta., Di. (*awey*); *that alwey fleeth* Lt. — V. 126 *I shal you telle*; *now I shal tell* Ff.; *I shal now seyn* Gg.; Lt., Ta., Di.; *I wyll yow sey* Tr.; *I shall yow seyne* Ha., Jo., La., Se.; Fx., Bo.; *I shal sey* Pp. — V. 145 *did* fehlt. — Fälle, wo noch andere Hss. in Betracht kommen, s. § 32, γ.

ε) Übereinstimmungen zwischen Cx. und γ. V. 69 *al* fehlt. — V. 207 *Ne no man may* (fehlt Ha.) *there*; *Ne there may no man* Hh.; *No man m... th.* die übrigen. — V. 350 *the* vor *thorpes* eingefügt. — V. 419 *shal* f. *wol* (*wil*). — V. 457 *in* vor *any* eingefügt. — V. 493 *I wende* Cx., *I went* γ; *wende I* die übrigen. — V. 604 *by lyue*; *blythe* Gg.; *blyue* die übrigen.

Cx. u. Tr.: V. 91 *the thing*; *thyng* Gg., Ff.; *that thing* Ha. etc.; vgl. § 14. — V. 178 *holyn* f. *holme* Cx., Tr., auch Se. — V. 183 *blossom* f. *blosmy, blossumed* etc.; vgl. § 20, ϑ. — V. 216 *touched* Cx., Tr., auch Bo. — V. 508 *hit* nach *vs* eingefügt. — V. 510 *Seyde* f. *Quod*. — V. 587 *yf* Cx., *yef* Tr.; *though* die anderen.

Vgl. auch den unter γ) citierten V. 553, wo Tr. ein offenbar verschriebenes *yef* hat. Sonst sind besondere Ähnlichkeiten mit Ha. nicht nachzuweisen.

ζ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und B. Aufser den Fällen (s. § 17), in welchen Cx., mit Gg. und meist noch einer dritten Hs. vereint, sich zu B gesellt (s. V. 53, 93, 129, 399, 606, 649, 666), wären nur noch wenige andere zu erwähnen, in denen eine solche Beziehung vorliegt, doch fast jedesmal im Verein mit anderen Mss. dieser Gruppe. Mit einiger Sicherheit gehören nur hierher: V. 142 *a stounde* Cx.; Fx., Bo., Ta.; *stonde* Lt., Di.; *astonde* Ff.; *astoned* etc. die anderen. — V. 174 *his kinde with colour* Cx., B; *hys colour* γ; *his kynde of colour* die anderen. — V. 191 *aungellis* Cx.; Lt., Di. f. *aungel*.

Im übrigen vgl. § 28, ε, 32, γ, 35.

Dafs Caxton mehr als eine Quelle benutzte, wird um so wahrscheinlicher, wenn wir seine Bemerkung hierüber (vgl. u. a. Th. Wrights Edition, Introd. p. VII, n.) in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der *C. T.* lesen, nach welcher er die Fehler der ersten nach einem besseren, ihm geliehenen Ms. korrigierte.

25. Cx. hat nun folgende Eigenheiten, die sich in keinem der anderen erhaltenen Texte finden (wobei jedoch offenbare Druckfehler nicht notiert werden):

V. 12 *fynde* f. *rede.* — V. 29 *the which* etc.; s. § 47; desgl. V. 34 und 111 f. *whiche.* — V. 30 *right thus*; s. § 15, b. — V. 33 *fowles* f. *soules.* — V. 69 *be* nach *shuld* eingeschaltet. — V. 73 *him* vor *said* eingeschoben. — V. 77 *Ioye* f. *blysse.* — V. 98 *by* f. *at.* — V. 106 *that* fehlt. — V. 112 *I wil*; vgl. § 21. — V. 122 *grete* f. *grene.* — V. 135 *the* fehlt nach *Vnto.* — V. 146 *None inwytte* f. *No wit.* — V. 154 *side* f. *wide.* — V. 156 *yf* f. *though*; desgl. V. 475, 585, 587 und 651. — V. 158 *not* f. *no thyng.* — V. 163 *Yf* f. *Yit?* — V. 165 *to* vor *him* eingefügt. — V. 172 *al ouerwhere* f. *oueral where.* — V. 209 *might* f. *nyghte.* — V. 261 *pert* f. *porter.* — V. 277 *sawe* f. *seyde.* — V. 287 *one* f. *mayde.* — V. 289 *Cibelle*; vgl. § 18. — V. 298 *Ther* f. *Tho* (*Then* Jo.). — V. 304 *hir* fehlt. — V. 305 *tast*; s. § 13, a. — V. 313 *tree and see*; vgl. § 13, a. — V. 381 *and* f. *of* (*In* Se.). — V. 393 *ye that* f. *that ye.* — V. 396 *haue* fehlt; desgl. V. 454. — V. 397 *poynt*; s. § 20, δ. — V. 411 *yere by yere* f. *from ȝer to ȝeere.* — V. 419 *euer shal her* Cx.; *shall hyr euer* Tr., Ha.; vgl. § 21. — V. 425 *coruen is* f. *is korvyn.* — V. 439 *none other* f. *no wo.* — V. 440 *louen* f. *seruyn.* — V. 455 *shold* f. *had.* — V. 473 *it* nach *wel* eingefügt; vgl. § 42. — V. 484 *sith first that*; s. § 28, δ. — V. 486 *I* nach *herd* eingefügt. — V. 488 *hir* (*their*) fehlt, doch steht *their* V. 489 st. *this* vor *speche.* — V. 498 *I wende*; s. § 21. — V. 505 *lewd*; s. § 17, β. — V. 508 *were* f. *is.* — V. 511 *better*; s. § 4. — V. 512 *the* fehlt; s. § 5. — V. 515 *them* f. *hym* u. V. 516 *they* f. *he.* — V. 520 *bÿ kynde*; s. § 15, a. — V. 524 *charge* f. *Iuge*; *that ye* f. *men shul.* — V. 532 *accepte* f. *accepteth.* — V. 539 *wele* nach *I* eingeschoben. — V. 541 *said* f. *quod*; desgl. V. 617. — V. 542 *al dod* f. *I-do.* — V. 543 *take ye not to greef I you pray* f. *takith not a gref I preye*; vgl. § 20, γ. — V. 559 *she* f. *so.* — V. 581 *declare* f. *shewe.* — V. 588 *wolde* f. *wele* (*wyll*). — V. 593 *of* fehlt. — V. 600 *full* fehlt (*but* Gg.). — V. 606 *neuer* f. *nat.* — V. 616 *this* f. *the.* — V. 619 *maffay* f. *In effect.* — V. 623 *chese* f. *chesith, he* fehlt. — V. 636 *Whom* f. *Which.* — V. 637 *haue ben* f. *to been.* — V. 640 *euer* fehlt. — V. 641 u. 642 sind vertauscht; letzterer lautet: *And so muste be euerych ylk a crature* f. *As ys eueryche other creature*; vgl. jedoch § 15, b. — V. 649 *al* fehlt. — V. 653 *of* nach *maner* eingefügt. — V. 656 *will* f. *wolde.* — V. 660 *Bee ye*; s. § 21; auch *ye* nach *serue* eingefügt. — V. 676 *laude* nach *honour* zugesetzt. — Colophon: *Explicit the temple of bras.*

Von diesen Lesarten beruhen einige unzweifelhaft auf Lese- und Flüchtigkeitsfehlern; andere (s. z. B. V. 156) auf dem eigenen Sprachgebrauch Caxtons. Doch sind verschiedene gewiſs absichtliche Änderungen von ihm selbst eingeführt, wenn sie nicht etwa — doch dies gewiſs nur zum Teil — aus seinen uns unbekannten direkten

Vorlagen stammen. Im allgemeinen kann keine dieser Varianten beanspruchen, besser als die der übrigen Texte zu gelten. Ebenso erhellt aber auch, dafs Cx., abgesehen von seinem späten Datum (1477/78), selbst einen direkten Einflufs auf irgend eine der vorhandenen Hss. nicht ausgeübt haben kann.

26. Nachdem die Beziehungen von **Jo.** zu Gg., Ff. und Cx. bereits kurz erörtert sind, wenden wir uns zu den

α) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Pp. V. 266 *began* f. *gan* in den meisten Hss. (*yede* Cx., Se., *wasse gone* etc. Ff.). — V. 320 *make* f. *take*. — V. 324 *I-set* f. *set*. — V. 343 *of dethe bode* f. *of deth the bode* etc.; vgl. § 24, *γ*. — V. 376 *hir rest* f. *his rest*. — V. 410 *his* f. *hir*. — V. 456 *wel(e)* f. *ek* (*als* .. *if þat* Se.). — V. 516 *he can nethir rede* f. *he neythir rede can*. — V. 522 *a* vor *counsell* fehlt (doch hat Pp. *it* dafür). — V. 577 *hir* f. *hem* (*hym* Cx., Ff.). — V. 654 *othir wey*; *other wayes* Cx.; Fx., Bo., Ta.; *other γ*; *othirwise* Gg., Ff.; Lt., Di. — Fälle, wo noch andere Hss. im Spiele sind, s. *η*).

β) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Se. V. 261 *in hir port* f. *and hir porter* (*pert* Cx.). — V. 297 *tho* fehlt (auch Hh.). — V. 360 *distroyer* f. *stroyer*. — V. 366 *or* f. *and*, doch hat Se. *nature* f. *stature*. — V. 380 *lyght* fehlt, doch setzt Se. *eke* vor *dreye* ein. — V. 451 *do* fehlt. — V. 467 *ne* fehlt. — V. 509 *ȝit a while* f. *a while ȝit* (*a* fehlt Ff.). — V. 518 *offt tyme*; die anderen *ofte*, doch fügen Cx., Ff., Pp. *ful* davor ein. — V. 571 *it* f. *yit* (doch Se. *had ben* f. *were*). — S. auch *η*).

γ) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Hh. V. 339 *fro* f. *foo*. — V. 361 *worker* Jo., *wyrker* Hh. f. *wreker*. — Dazu noch einige Stellen, wo noch andere Hss. zu beiden treten.

δ) Übereinstimmungen zwischen Jo. und La. (nur bis V. 142 reichend). V. 3 *that alway slite* (auch Fx. von der B-Gruppe); vgl. § 24, *δ*. — V. 4 *at* f. *that*. — V. 10 *ful ofte* fehlt. — V. 22 *these* vor *olde* eingefügt. — V. 24 *So* Jo., La.; *As* Tr.; *And* die übrigen. — V. 41 *son* f. *so*. — Ferner noch einige Fälle, wo sich andere Hss. den beiden anschliefsen.

ε) Übereinstimmungen zwischen Jo. und *γ*. V. 106 *to-forne* f. *beforn* Jo., Ha. — V. 247 *sowne* Jo., Tr.; *schowte* Ff.; *sigh* Lt.; *swow* (*swogh*) die anderen. — V. 421 *of* vor *grace* fehlt Jo., Tr. (auch Di.). — V. 584 *this* f. *his* Jo., Tr.

V. 346, wo Jo. + *γ* *the* vor *heroun* einsetzt, und V. 375, wo Jo. + *γ* den bestimmten Artikel vor *godlieste* weglassen, treten jedesmal noch Hss. der B-Gruppe hinzu.

ζ) Übereinstimmungen von Jo. mit der B-Gruppe, ohne dafs noch andere Hss. an denselben teilnehmen, sind sehr selten: V. 71 *he* f. *hym*. — V. 233 *ther* fehlt. — Vgl. sonst § 8 b, V. 167, 523 und die eben citierten Verse.

η) Die näheren Beziehungen von Jo. zu Pp., Se. und La. werden durch folgende Lesarten, wo je drei dieser Hss. zusammen-

treten, bestätigt: Jo., Pp., Se.: V. 190 *the* fehlt; V. 336 *The* f. *To*; V. 514 *that* fehlt; V. 521 *Fawcon* f. *facounde*; V. 558 desgl.; V. 563 *hede* f. *kepe*. — Jo., Pp., La.: V. 96 *right* fehlt; *that selff* (wo B hinzutritt) *the same* Gg., Tr.; *the self* Cx., Ff., Hh.; Ha. etc.; V. 104 *hathe dronk* f. *drynketh*. — Alle vier Hss.: V. 83 *in-to þat blisfull* (*blissed* Pp.) *place* (dazu Di.), während die anderen Hss. *vn to* od. *to, this* od. *the* etc. für die ersten Wörter setzen.

Sonstige Kombinationen bleiben hier besser unbeachtet, da diese nicht sicher genug als Belege für die Zusammengehörigkeit der genannten Hss. sind. — Ob die Beobachtung, daſs die meisten Übereinstimmungen von Jo. mit anderen Hss. derselben Gruppe, auſser mit La., nach V. 200 beginnen, darauf deutet, daſs der Schreiber erst von hier ab einen anderen Codex zu Rate zog, oder ob dieses Verhältnis auf Zufall beruht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Bezüglich des in Jo. erhaltenen Fragments des Rondels s. § 49.

27. Geben wir nunmehr eine Übersicht derjenigen Lesarten, in denen **Jo.** für sich allein steht:

V. 3 *renne* f. *ȝerne*. — V. 9 *mede here* f. *hyre*. — V. 28 *thinkith* f. *thouȝte*. — V. 34 *of* f. *it* in Gg., Se., Hh., La. — V. 45 *to-forn* f. *be-forn*; desgl. V. 97 etc. — V. 46 *also* vor *seyd* eingeschaltet, *lewde* f. *lered*. — V. 48 *He* fehlt. — V. 50 *And* f. *Than, he* fehlt, *of* f. *If*. — V. 51 *Yff they have* f. *Han lyf &*. — V. 54 *In a manere* f. *Meneth* od. *Nys*; s. § 16, *a*. — V. 56 *Ioy* f. *heuene* (Glosse zu *galoxie*: *i. watlynstrete*). — V. 57 *that* fehlt. — V. 60 *melodies* f. *melodye*. — V. 68 *strete* f. *sterre*. — V. 76 *suerly* f. *swiftly*. — V. 77 *Ther* f. *That*. — V. 98 *his* f. *my* (*the* Lt., Di.). — V. 104 *þat* vor *he* eingefügt. — V. 105 *love I-wonne* f. *lady wonne*. — V. 107 *That* f. *For*. — V. 109 *howe hast þowe* f. *thow hast*. — V. 113 *blessid* f. *blysful*. — V. 114 *þowe* vor *dauntist* eingeschoben. — V. 143 *on* fehlt. — V. 149 *of* vor *yryn* fehlt, *fett* f. *set*. — V. 162 *Ȝit* f. *But*. — V. 166 *to deme*; s. § 16, *δ*. — V. 169 *I* f. *he*. — V. 172 *where where* f. *where that*. — V. 177 *to* f. *the* (*cofre*); fehlt Ff. — V. 202 *voyse* f. *noyse*. — V. 206 *also* f. *ek*. — V. 209 *can* fehlt. — V. 220 *hathe & can* f. *can & hath*. — V. 243 *Of* f. *With*. — V. 250 *renne* f. *thenne* (vgl. V. 3). — V. 257 *hym* vor *assay(e)* eingefügt. — V. 260 *dispite* f. *disporte*. — V. 298 *Then* Jo., *Ther* Cx.; *So* Se.; *Tho* die anderen. — V. 299 *shoon* f. *sonne*. — V. 304 *touris* f. *bouris*. — V. 306 *Nevir was*; s. § 8, b. — V. 308 *gaff* f. *ȝeue*. — V. 313 *and tre* fehlt; s. § 13, a. — V. 316 *compleynt* f. *pleynt* (*parlyament* Ff.). — V. 324 *and* fehlt. — V. 325 *that* fehlt (vgl. § 13, b). — V. 326 *Of* f. *As*. — V. 336 *forto outrage raven* f. *for his outrageous rauyne*. — V. 337 *feted streyneth* f. (*with his*) *fete* (*fote*) *distreyneth*. — V. 338 *sparowe* f. *sperhauk*. — V. 342 *swalowe* f. *swan*. — V. 349 *eke* nach *and* eingeschaltet; *knyȝte* f. *kyte*. — V. 350 *þe Orlogg that is* f. *that orloge is* etc. — V. 355 *hire* fehlt. — V. 372 *vp* (auch Lt.) f. *on* (*in* Ff.). — V. 382 *he gan* f. *began* (*gan* Gg.). — V. 387 *statur* f. *statute*. — V. 395 *cetre*; s. § 20, *ζ*. — V. 396

for mede f. *formed* (*I-formed* Pp., *fore namyt* Se.). — V. 398 *to* fehlt. — V. 403 *entretithe* f. *entrikyth.* — V. 404 *that for hym sorrest* f. *that sorest for him* etc. — V. 412 *at his tyme may* f. *may at this tyme.* — V. 418 *of* f. *on.* — V. 419 *&* f. *hir.* — V. 430 *Or peraventure* f. *Auauntour.* — V. 431 *to* fehlt (auch Lt.). — V. 433 *sam* f. *ilke.* — V. 435 *sithens* f. *syn that.* — V. 448 *þe ... þe* f. *yow .. yow* (Gg. *the .. ȝow*). — V. 464 *lyff* f. *leyser.* — V. 486 *Ne* fehlt. — V. 487 *who-so* f. *Who that.* — V. 491 *desiverid* f. *delyuered.* — V. 493 *þat* nach *wend I* eingeschoben. — V. 495 *ple*; s. § 20, ϑ. — V. 496 *I* f. *A.* — V. 500 *hert* f. *erys.* — V. 505 *fol* fehlt; s. § 17, β. — V. 518 *vnconveyid*; s. § 15, a. — V. 521 *seyde* fehlt. — V. 524 *on me* f. *oon.* — V. 531 *goon* f. *gunnen*; vgl. § 21. — V. 534 *it* nach *were* fehlt. — V. 540 *tarcelettis*; s. § 15, a. — V. 542 *ȝit do* f. *y-do*; vgl. § 25. — V. 548 *worthines* f. *worthiest.* — V. 549 *þat* f. *and.* — V. 550 *bold* f. *blod.* — V. 553 *they* f. *he.* — V. 556 *eche* f. *euerych.* — V. 560 *wee prey*; s. § 24, β. — V. 571 *it were*; s. § 15, a. — V. 577 *hir to hir*; s. § 20, α. — V. 585 *evir-more* etc.; s. § 12, c. — V. 588 *on-till*; s. § 21. — V. 589 *A* vor *wele* hinzugefügt. — V. 593 *shall* f. *shulde.* — V. 599 *faren* f. *don.* — V. 606 *I sterve*; s. § 20, ζ. — V. 609 *it* vor *nedith* eingefügt. — V. 611 *we* fehlt. — V. 619 *yet* fehlt. — V. 623 *have hir* Jo.; Fx., Bo.; *hire han* die anderen. — V. 628 *is* f. *hath.* — V. 641 *like as is eny* etc. f. *As is euerych* etc.; vgl. § 15, b. — V. 648 *mercy* f. *respit.* — V. 657 *Every* f. *Eche.* — V. 679 *have nowe* f. *now haue* (*now* fehlt Tr.). — Daſs in dem Rondel V. 680—82 fehlen, ist schon früher bemerkt worden.

Aus diesem Verzeichnis ergibt sich, daſs der Schreiber von Jo. meist sehr gedankenlos arbeitete, da er öfters ganz sinnloses Zeug zusammenschrieb und auch kein Verständnis für Vers und Reim besaſs. Es kann daher dieses Ms. weder die Vorlage von Pp., noch von Se., noch von La., den, wie wir gesehen, mit ihm am nächsten verwandten Hss., gewesen sein. Sehr zu bedauern ist, daſs die letztgenannte Hs. unvollständig erhalten ist, da sich in den fehlenden Strophen gewiſs auch eine Kopie des Rondels befand.

28. Zu den mehr oder weniger intimen Beziehungen zwischen Pp. einerseits und Gg., Ff., Cx. und Jo. andererseits treten nun noch die folgenden, wobei aber zu beachten ist, daſs die zu vergleichenden Hss. unvollständig erhalten sind:

α) Übereinstimmungen zwischen Pp. und Se. V. 72 *hevenes*; *heuynly* Hh., γ; *heuene* die übrigen Hss. — V. 483 *euer* vor *true* eingefügt. — V. 494 *crey* Pp., *crye* Se.; *cryed* die anderen.

β) Übereinstimmungen zwischen Pp. und Hh. V. 213 *fote* f. *fete.*

γ) Übereinstimmungen zwischen Pp. und La. V. 133 *A-lone* f. *Al open.*

Obwohl diese Fälle merkwürdig scheinen, sind sie zu wenig zahl-

reich, um direkten Einfluſs der obigen Hss. auf Pp. wahrscheinlich zu machen. Eher werden sie, wie auch die § 26, η citierten Ähnlichkeiten von Pp. mit Jo. und Se., auf der gemeinsamen, von den einzelnen Hss. abgeänderten Vorlage beruhen. Vgl. § 51.

δ) Übereinstimmungen zwischen Pp. und γ. V. 143 *al* f. *ay* Pp., Tr.; fehlt Ff. — V. 484 *syn that* Pp., Tr. f. *syn that day* (*sith first that* Cx., *syn day that* Se.). — V. 588 *the* vor *dethe* fehlt Pp., Tr. — V. 616 *endure* Pp., Tr.; *may endure* Lt.; *may dure* die übrigen Hss. — V. 642 *may endure* Pp.; Lt., Di.; *endure* Tr.; *may dure* d. übr. Hss. — V. 656 *that* fehlt Pp., γ.

Diese Fälle dürften meist auf Zufall beruhen, während zu den gleichzeitigen Ähnlichkeiten mit Lt. der nächste Absatz zu vergleichen ist.

ε) Übereinstimmungen zwischen Pp. und B. V. 17 *why* Pp., *why that* B; *wherfore* (*that*) die anderen. — V. 29 *of whyche I make* Pp.; B (auſser Lt.); vgl. § 47. — V. 49 *Ther*; *There euer* γ; *There where* Ff.; *Quhere .. ay* Se.; *There as* Gg. etc. — V. 112 *the* vor *quyte* Pp.; B., auſser Ta. — V. 119 *to rym and to endite* Pp.; B (Lt. *to* fehlt; Di. s. u.); *to ryme and ek tendyte* Gg.; *to ryme eke and endyte* Ff.; *to ryme and eke endite* Hh.; *to ryme hit and endyte* die anderen, doch Se. *wryte* f. *endyte* und Di. *write* f. *ryme*. — V. 208 *more Ioie* f. *Ioie more* Pp.; b. — V. 216 *aftur as* Pp.; B; *Aftyr that* Tr.; *after* die anderen. — V. 511 *god* f. *fayr*; *better* Cx. — V. 512 *wurthyest* f. *vnworthieste* Pp., β. — V. 594 *quoth* Pp., *quod* b f. *seyde* etc. (s. § 5). — V. 665 *fro*; *from* Ff., γ; *For* Gg., Cx., Jo.

Dazu noch einige Ähnlichkeiten mit Lt. (vgl. § 9): V. 256 *with* fehlt, V. 262 *noble* fehlt, V. 329 *it* vor *was*, V. 332 *a* fehlt; V. 606 *that* fehlt; V. 616 u. 642 *endure* (s. oben δ); V. 640 *it* vor *is* (s. § 29).

Dies Verhältnis von Pp. zur B-Gruppe, insbesondere zu Lt., wird bestätigt durch Fälle, wo noch eine oder die andere mit Pp. verwandte Hs. dieselbe Lesart teilt; z. B.: V. 39 *alle the blisse* Pp., Cx. + B; *of the blysse* Gg., Ff., Jo., La.; *al hir blisse* Ha.; Se., Hh. etc. — V. 72 *that* fehlt Pp., Ff. + B. — V. 198 *and* vor *revesshyng* Pp., Gg. + B; s. § 17, β. — V. 207 *No man may þer was* (*waxe*) Pp., Jo. + B; *No man may waxe there* Gg.; *Noman ther may wax* Ff.; *Ne no man may there wax* Cx., γ etc.; vgl. § 46. — V. 224 *wyth* Pp., Gg. + B; *by* die übrigen. — V. 495 *pledyng* Pp., Ff. + B; *ple* Jo.; *plede* Se.; *pletynge* die übrigen.

Gelegentlich auch unter Begleitung von γ: V. 11 *of* vor *his* wiederholt Pp., Tr. + B. — V. 194 *al* fehlt Pp., Tr. + B. — V. 439 *For* Pp., γ + B; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *And* Ff.; *Jit* Se.

Trotz mancher Ähnlichkeiten mit Lt. kann Pp. die Verbindung mit der B-Gruppe nicht durch diese Hs. direkt bewerkstelligt haben, da die Lesarten in V. 29, 119, 208 und 594 dem widersprechen und auſserdem Lt. jünger datiert ist (ca. 1460) als Pp. (ca. 1440—50). Daher werden wir annehmen können, daſs Pp. aus der Vorlage von

Lt. schöpfte, die wir β^1 nannten. Die Abweichungen von dieser in Di. sind dann durch die § 10, b erörterten Beziehungen zu erklären.

29. Es ist nunmehr unsere Aufgabe, die Eigentümlichkeit von Pp. näher zu betrachten. Lesarten, in denen diese Hs. vereinzelt dasteht, sind:

V. 21 *I redde* fehlt. — V. 27 steht vor V. 26; im ersteren fehlt *to* oder *so* (s. § 10,b). — V. 28 *alle the long day* Pp.; *The long day* Se.; vgl. § 5; *a* fehlt. — V. 43 *it* fehlt. — V. 46 *of* f. *or*. — V. 51 *eny* f. *an*. — V. 53 *now* f. *worldes*; s. § 17, β. — V. 59 *afturwarde* f. *after*. — V. 64 *to* vor *hym* eingefügt; *so* fehlt. — V. 83 *blissed* f. *blysful*. — V. 84 *the wheche*; *the* fehlt sonst. — V. 88 *gan I* f. *I gan*. — V. 90 *I* fehlt. — V. 98 *rigt* fehlt. — V. 107 *rende* f. *red*. — V. 118 *gan* f. *began*. — V. 120 *one hynt vp* f. *me hente*. — V. 126 *now* (*yow*; s. § 5) fehlt. — V. 139 *person* f. *pryson*. — V. 143 *that* fehlt. — V. 145 fehlt ganz. — V. 151 *doth* f. *may*. — V. 152 *wer*, die anderen *was*. — V. 189 *as* vor *siluer* eingefügt. — V. 192 fehlt ganz. — V. 194 *al* fehlt. — V. 196 *oþer moo* vor *small* eingefügt. — V. 197 *Of* (*On*) fehlt; *of acorde* f. *in acorde*. — V. 200 *herd he* f. *herde*; *better* fehlt. — V. 207 *was* f. *waxe*. — V. 208 *more Ioie* f. *Ioye more* Pp.; Fx., Bo. — V. 209 *it þer wold* f. *wolde it*. — V. 210 *be* vor *cler* eingefügt. — V. 212 *Our cupide* f. *Cupide oure lord*. — V. 219 *the aray* f. *aray and*. — V. 220 *of* f. *hath*. — V. 222 *Differed*; s. § 47. — V. 233 *ther som* f. *som ther* (*ther* fehlt Jo.; B). — V. 236 *þat be yere* f. *yere by yere*. — V. 237 *on* fehlt. — V. 240 *curtil* f. *curtyn*. — V. 242 *Dann* f. *Dame*. — V. 255 *asshe* f. *asse*. — V. 262 *noble and* fehlt (*noble* fehlt Lt.). — V. 266 *go* f. *to*; vgl. § 24, γ. — V. 269 *Myght men* f. *Men myght*. — V. 276 *of* fehlt. — V. 296 *I* f. *that*, *of* f. *and*. — V. 300 *right* fehlt. — V. 321 *I-wont* f. *wont*. — V. 329 *it* vor *was* eingefügt Pp.; Lt. — V. 332 *a* fehlt Pp.; Lt. — V. 348 *alle councell* f. *the c*. — V. 353 *that morthrer is* f. *mortherer*. — V. 370 *for* fehlt. — V. 371 *his* f. *hir*, *and* f. *or*. — V. 379 *wirker* f. *vycar(ye)*. — V. 383 *yow* vor *pray* eingeschoben. — V. 385 *speke* fehlt. — V. 388 *a-wey* f. *your wey*. — V. 396 *I-formed* f. *formed*. — V. 397 *wyse and* vor *part* hinzugesetzt. — V. 403 *loveth* f. *loue*. — V. 412 *that* vor *may* eingefügt. — V. 420 *my* f. *me*. — V. 437 *on me have* f. *she be myn thurgh hire*. — V. 439 *shall I ne shall* f. *ne shal I*. — V. 445 *al* fehlt. — V. 454 *wolde* f. *shulde*. — V. 462 *the* fehlt. — V. 468 *I* fehlt. — V. 479 *well* nach *dar* eingefügt. — V. 482 *that* desgl. nach *wheþer*. — V. 484 *list* f. *lyf*, *lorn* f. *born*. — V. 504 *so* fehlt. — V. 514 *do* vor *rest(e)* eingeschoben. — V. 522 *it* desgl. nach *hope*; vgl. § 26, α. — V. 523 *vnkynde* f. *vnbynde*. — V. 559 *so* fehlt. — V. 564 *welle*; s. § 30, β. — V. 568 *Lo* fehlt. — V. 572 *To had* f. *Han* (*Haue*). — V. 577 *hym to hir*; s. § 20, α. — V. 579 *axed* fehlt. — V. 588 *do* vor *me take* eingefügt. — V. 590 *allwey men shuld love*; s. § 12 c. — V. 592 *menstrelles* f. *myrtheles*. — V. 594 *it* vor *well* f. *ful*. — V. 595 *in heven* nach *sterres* eingeschoben. —

V. 599 *nyght* f. *light.* — V. 604 *seyde* fehlt. — V. 607 *eueryche* f. *eche.* — V. 609 *ye* vor *not* eingefügt. — V. 611 *as* f. *are.* — V. 615 *of* vor *thy* fehlt. — V. 616 *the whyle* f. *while* (*that*); ebenso V. 642. — V. 618 *her* f. *herd.* — V. 619 *yet* vor *in effecte* gestellt. — V. 638 *hire* (Gg. *tho*) fehlt. — V. 640 *Soth it is* Pp., *Sith it is* Lt.; *Sothe is* die anderen; vgl. § 28, δ. — V. 643 fehlt ganz. — V. 645 *and right* (*& that* Gg.) fehlt. — V. 647 *till* f. *vn-to.* — V. 651 *of me* nach *no more* eingefügt. — V. 664 *shall* f. *so* (*may* Ff.). — V. 666 *is brought* Pp.; *brouȝt was* Jo., Ff.; vgl. § 17, β.

Der Schreiber von Pp. zeigt sich nach Vorstehendem als ein wenig sorgfältiger Kopist, der nicht nur einzelne Wörter und ganze Verse fortläßt, sondern auch öfters Sinn und Metrum gedankenlos verdirbt. — Daher kann auch Pp. nicht die unmittelbare Vorlage einer uns erhaltenen Hs. gewesen sein.

30. Nach Darlegung der Beziehungen zwischen **Se.** einerseits und Gg., Ff., Cx. und Jo. andererseits — während die zu Pp. entfernter erscheinen — haben wir noch folgende Verhältnisse zu betrachten:

α) Übereinstimmungen zwischen Se. und Hh. beschränken sich auf: V. 35 *shall* f. *wyll.* Dazu noch ein paar Fälle, wo einzelne andere Hss. hinzukommen: V. 39 *all thair* (*hir*) *blis(se)* Se., Hh., Ha.; vgl. § 28, ε. — V. 297 *tho* fehlt Se., Hh., Jo. — V. 313 *see tree* Se., Hh., Tr.; *eyr & tree* Gg.; *ayre* Ff.; *tree and see* Cx.; *see and tree* Pp., Ha.; B; *see* Jo.; s. § 13, a.

Noch weniger lassen sich direkte Beziehungen zu **La.** nachweisen.

β) Übereinstimmungen von Se. mit γ. V. 209 *was* f. *wolde* Se., Tr.; vgl. § 8 a. — V. 210 *euer* Se., Tr.; *euery* Ha.; *ay* die anderen. — V. 224 *there stond* Se. f. *that stod*; *stonde* γ. — V. 305 *Wroght* Se., γ f. *I-wrought.* — V. 514 *a wight his* Se., Tr. f. *a wyhtis.* — V. 541 *it* fehlt Se., Tr. — V. 564 *suich* Se., γ; *well* Pp.; *which* die anderen. — V. 591 *reson or wit fynd* Se., Tr. f. *resoun fynde or wit.*

Dazu können wir noch ein paar Fälle citieren, wo einzelne andere Hss. sich der Lesart von Se. und Tr. — denn diese können beim Vergleich allein in Betracht kommen — anschließen: V. 19 *written* Se., γ + Pp.; *I-writte* Hh.; *was writen* d. übr. Hss. — V. 264 *light* f. *lyte* Se., Tr. + Lt. — V. 387 *ordynance* f. *gouernaunce* Se., $\gamma + \beta^1$. — V. 417 *hert will* Se., Tr. + Lt.; s. § 9. — V. 446 *Neyther she* Tr. + B; *Nouthir ... sche* Se.; *She neyther* die übrigen. — V. 460 *me* fehlt Se., Tr. + Jo. — V. 524 *A Iuge* Se. + Lt., Di., *Oon I.* Tr. f. *I Iuge.* — Über V. 553 *eth* in Se., Ha. und Cx.; s. § 41.

Indem wir das Urteil über die Bedeutung dieser Übereinstimmungen noch aussetzen, bemerken wir, daß zwischen B und Se. direkte Beziehungen (allenfalls V. 172 *that* fehlt) nicht vorhanden sind, so auffällig die im letzten Absatz citierten Ähnlichkeiten mit Lt. erscheinen mögen.

(Schluß folgt.)

Gr.-Lichterfelde. John Koch.

Zur Textgeschichte von Defoes Robinson Crusoe.

Seit einer Reihe von Jahren mit einer Geschichte des Robinsonmotivs beschäftigt, von der seit 1898 wenigstens der erste, grundlegende Teil, die umfängliche Bibliographie der Robinsonliteratur, im Buchhandel vorliegt,[1] habe ich daran eine solche Fülle von Arbeit zu tun gefunden, daſs ich schon sehr bald darauf verzichtete, noch nebenher allen möglichen anderen Problemen, z. B. sprachlichen, nachzugehen. So habe ich mich auch begnügen müssen, die ältesten, mir zum gröſsten Teile bekannten Originalausgaben von Defoes *'Robinson'* nur bibliographisch genau zu verzeichnen. Nachdem ich aber, kürzlich in den Besitz von J. Storms *Englischer Philologie* (2. Aufl., 1892 u. 1896) gelangt, gesehen, daſs dort (Bd. II, 920 ff.) der ausgezeichnete Kenner des Englischen bei einer Untersuchung des Sprachgebrauchs Defoes im *'Robinson'* zu schiefen Resultaten gelangt, weil das zu Grunde gelegte Ausgabenmaterial nicht ausreichend ist, vor allem aber, weil er von einer falschen bibliographischen Tatsache ausgeht, scheint mir die Gelegenheit gegeben, auf seine Untersuchung zurückzugehen, um sie auf der richtigen Basis erneut und mit reicherem Material anzustellen.

Zunächst bin ich gezwungen, auf die Art der Veröffentlichung des *'Robinson'* einzugehen, weil eben darin der Irrtum Storms liegt. Nach seiner Ansicht erschien *'Robinson Crusoe'* zuerst in *'The Original London Post, or Heathcot's Intelligence; Being a Collection of the Freshest Advices Foreign and Domestick'*,[2] und zwar vom 7. Oktober 1719 bis 19. Oktober 1720, d. h. in den Nummern 125—289.[3] Diese Behauptung ist aber ein Irrtum des Bibliographen Th. F. Dibdin, der sie, wahrscheinlich nach Auffindung jener Zeitung, in seinem *Library companion* (1824) vorgebracht hatte. Unser Roman wurde vielmehr am 23. April 1719 für William Taylor in *Stationers' Hall* ein-

---

[1] Weimar, Felber, 1898.

[2] Das einzige noch existierende Exemplar befindet sich, aus der Bibliothek Thomas Grenvilles stammend, im Britischen Museum.

[3] W. Wilson, *Memoirs of the life and times of Daniel De Foe* (London, 1830) III, 430.

getragen und erschien zwei Tage später, am 25. April 1719, als Buch. Der Abdruck in der obengenannten Zeitung hat daher nur den Wert eines Nachdrucks, und zwar, wie ich aus der Zählung der Auflagen bei W. Taylor wahrscheinlich gemacht habe,[1] eines unrechtmäſsigen, nebenbei auch noch den Wert einer Kuriosität, insofern, als durch ihn der *'Robinson'* zum ersten Feuilletonroman wurde, also dem ersten, der im Feuilleton einer Zeitung erschien. Die Tatsache, daſs der *'Robinson'* zuerst als Buch erschien, ist allen Biographen Defoes bekannt, von Chalmers (1790) bis Th. Wright (1894). Jene Ausgabe vom 25. April 1719, bei William Taylor erschienen,[2] hat also durchaus als editio princeps zu gelten. Nach der Überlieferung, die so ziemlich von allen Biographen wenigstens als solche wiederholt wird, hätte das Manuskript des Romans die Runde bei sämtlichen Buchhändlern Londons gemacht, ehe es in Taylor einen Abnehmer fand, und man hat das mit einem gewissen Bedauern für Defoe und mit einer deutlichen Geringschätzung gegen seinen Verleger und gegen die Werke, in deren Gesellschaft Defoes Roman geriet, nachgesprochen. Ich erlaube mir, alles das für wenig wahrscheinlich oder für den Tatsachen direkt widersprechend zu halten. Defoe hatte im Jahre 1719, als fast sechzigjähriger Mann, nicht mehr nötig, einen Bittgang durch die Londoner Buchhändlergilde anzutreten, denn damals lagen bereits über ein und ein halbes Hundert Erzeugnisse seiner fruchtbaren Feder vor, darunter so gewichtige oder beliebte wie *Jure Divino, The history of the union, The family instructor,* die ihm, von zahllosen kleineren, aber noch wirkungsvolleren abgesehen, in jedem Falle bei Freund und Feind den Vorteil verschafft hatten, achtungsvoll angehört zu werden, und seit 1703 war durch eine mehrmals aufgelegte, auch nachgedruckte Sammlung seiner bis dahin erschienenen Werke dafür gesorgt, daſs man ein Bild seiner schriftstellerischen Persönlichkeit besaſs. Und die Gattung, die der *'Robinson'* vertrat, war zwar für damals neu, konnte aber die Buchhändler allenfalls zu einer geringeren Entlohnung des Schriftstellers, nicht aber zu gänzlicher Ablehnung seines Manuskriptes bestimmen. Und was den anderen Punkt, die Geringschätzung seines Verlegers und der Bücher, in deren Gesellschaft der *'Robinson'* später erschien, betrifft, so scheint mir das nicht minder ungerechtfertigt. Wenn wir in dem den ersten Ausgaben des *'Robinson'* angehängten Verlagsverzeichnis W. Taylors 87 Werke aufgeführt finden, so ist es dieser Zahl gegenüber v i e l l e i c h t erlaubt, von ihm als einem Anfänger zu sprechen.[3] Sehen wir uns aber die Gegen-

[1] Vgl. meine Bibliographie S. 8.

[2] Nachbildung des Titelblattes bei W. Lee, *Defoe* I, 292.

[3] 'Mr. Taylor died as a young man, only five years after he had published the first volume of Robinson Crusoe.' Lee I, 293.

stände seines Verlages an, so kommen wir zu dem Schlusse, daſs dieser ein höchst respektabler genannt werden muſs. Wir finden hier zunächst eine Reihe der bedeutendsten englischen Autoren vertreten, so Drydens *Poems* in sechs Bänden, Congreves *Plays and poems* in drei Bänden, die *New Atlantis* der Mrs. Manley, Addisons *Cato* in neunter Auflage, Cibbers *Careless husband,* Swifts *Miscellanies in prose and verse,* weiter eine stattliche Anzahl fremder Autoren, antiker wie moderner, in Übersetzungen, so Plutarch, Ovid, Heliodor, Pomponius Mela, Boetius, Thomas a Kempis, Bayle, Fénelon, Hamilton, duc de Grammont, Vertot, weiter eine Anzahl religiöser Werke, darunter das noch neuerdings von Lubbock[1] warm empfohlene Buch des Bishop Taylor: *Holy living and dying,* sodann umfängliche Geschichtswerke, wie Clarendon in sechs Bänden, weiter philosophische und mathematische Handbücher, Schriften über Sport, Gartenkunst, Landmessen, Genealogie, Naturwissenschaftliches, Wörterbücher, ja sogar umfängliche Kupfer- und Kartenwerke über Schottland und Palästina, schlieſslich auch eine Staatsschrift, den Bericht, den Walpole dem Parlament über den Frieden von 1715 erstattete. — Auch die Ausstattung des Romans wird man nur als angemessen, wenn nicht würdig bezeichnen müssen. Das Format ist $19^1/_2 \times 12$ cm, also ein stattliches Oktav, die Typen sind groſs, der Druck scharf. Im ganzen präsentiert sich das Buch stattlicher als beispielsweise die sechs Jahre zuvor erschienene Sammlung der Gedichte Matthew Priors, die dem Earl of Dorset and Middlesex, Lionel, gewidmet ist.

Unsere Ausgabe enthält auſser der Vorrede (1 Bl. unbeziffert) 364 Seiten, am Schlusse der letzten ein Verzeichnis von (20) Errata (bei weitem nicht alle, wie wir sehen werden). Ein Titelkupfer (von Clarke u. Pine herrührend) zeigt den Helden in seiner insularen Ausstaffierung, im Hintergrunde das Meer mit einem Schiffe. Von dieser Ausgabe erschien am 12. Mai 1719 eine zweite Auflage, eine dritte am 6. Juni, eine vierte am 8. August. Sie sind indessen keine bloſsen Neudrucke auf Grund des stehengebliebenen Satzes, sondern sie gleichen sich nur im Format, in der allgemeinen Ausstattung und in der Anzahl der Seiten. Der Inhalt der letzteren[2] ist jedoch in den drei der ersten folgenden Ausgaben anders auf die Zeilen verteilt als in der ersten, offenbar ist der Satz nach jeder Auflage aus Mangel an Typen wieder abgelegt und dem Setzer beim Neusatze nur

---

[1] *Pleasures of life,* chapt IV: List of 100 books.

[2] Hier ist der Ort, zu bemerken, daſs die späteren Ausgaben nicht, wie des Verfassers Feinde behaupteten, textliche Änderungen bringen, die der Verfasser infolge ihrer Ausstellungen bewerkstelligt haben sollte. Vielmehr haben sich die von Defoes Feinden gemachten Ausstellungen als Flüchtigkeiten oder Böswilligkeiten seiner Kritiker erwiesen.

die Pflicht auferlegt worden, die Seitenzahl der früheren Ausgabe einzuhalten. Nur daraus erklären sich gewisse phonetische Schreibweisen, die dann gewählt wurden, wenn der Raum zu mangeln begann. Diese vier ältesten Ausgaben sind es nun, die ich meiner Untersuchung des Textes zu Grunde lege. Die erste, überaus selten geworden,[1] befindet sich (meines Wissens das einzige in Deutschland vorhandene Exemplar) in der Grofsherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe,[2] die zweite in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die dritte in meinem eigenen Besitze, die vierte in der Königlichen und Provinzialbibliothek zu Hannover. Nun hat aber, was Storm unbekannt geblieben ist, ein englischer Verleger, wie von Miltons *Paradise lost*, Bunyans *Pilgrim's progress* und mehreren anderen Werken, so auch vom *'Robinson'* einen Faksimile-Neudruck herausgegeben,[3] der augenscheinlich auf photolithographischem, wahrscheinlicher anastatischem Wege hergestellt ist. Aus Gründen, die sich später ergeben werden, ziehe ich auch diesen zur Vergleichung heran. Aus der Vergleichung dieser vier bezw. fünf Ausgaben soll sich ergeben, ob wir einer von ihnen ausschliefslich folgen dürfen, und welcher, um den Sprachgebrauch des Verfassers kennen zu lernen. Sodann habe ich sieben neuere Ausgaben gewählt, um festzustellen, welchen Text sie bieten. Es sind dies die folgenden: Stockdale (Verleger) 1790; Hazlitt (Herausgeber) 1840; Tauchnitz (Verleger) 1845; Globe Edition 1868; Keltie (Herausgeber) bezw. Nimmo (Verleger) 1869; Lee (Herausgeber) bezw. Warne (Verleger) 1869; Aitken (Herausgeber) bezw. Dent (Verleger) 1895.

Ich habe zum Zwecke meiner Vergleichung drei Partien ausgehoben, den Eingang (a), ein Stück aus der Mitte (b) und den Schlufspassus (c), aufserdem noch eine Reihe einzelner Stellen (d).[4] Ich verzeichne nur die Abweichungen von der ersten Auflage und bediene mich folgender Abkürzungen für die verschiedenen Ausgaben:

A = First edition.	AA = Facsimile reprint.	d = Globe edition.
A¹ = Second edition.	a = Stockdale.	e = Keltie.
A² = Third edition.	b = Hazlitt.	f = Lee.
A³ = Fourth edition.	c = Tauchnitz.	g = Aitken.

[1] Kürzlich wurden die drei Bände der ersten Auflage, aus der Bibliothek Hibbert stammend, bei Sotheby in London für 206 Pfd. Sterl. verkauft.

[2] Das Exemplar stammt, wie das Ex libris zeigt, aus der Bischöflichen Bibliothek zu Speier. Das ist insofern interessant, als Defoes Roman, mindestens später, auf dem Index stand. Siehe de Yriartes Vorrede zu seiner spanischen Übersetzung des Campeschen Robinson.

[3] The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe. Being a Facsimile Reprint of the First Edition published in 1719. With an Introduction by Austin Dobson. London, Elliot Stock, 1883.

[4] Storm hat in Ermangelung des ersten Bandes ein kleines Stück des zweiten Bandes seiner Untersuchung zugrunde gelegt.

Von diesen neueren Ausgaben erheben d und f ausdrücklich den Anspruch, den originalen Text zu bieten, und zwar f den der ersten Auflage, d 'after the original editions', was an Unbestimmtheit von vornherein nichts zu wünschen übrigläßt.

a) First edition p. 1—3.

I Was born in the Year[1] 1632, in the City of York, of a good Family, tho'[2] not of that Country, my Father being a Foreigner of Bremen,[3] who settled first at Hull: He got a good Estate by Merchandise,[4] and leaving off his Trade, lived afterward[5] at York, from whence he had married my Mother, whose Relations were named Robinson, a very good Family in that Country, and from[6] whom I was called[7] Robinson Kreutznaer; but by the usual Corruption of Words in England, we are now called,[8] nay we call our selves,[9] and write our Name Crusoe, and so my Companions always call'd me.

I had two elder Brothers, one of which was Lieutenant Collonel[10] to an English Regiment of Foot in Flanders, formerly commanded by the famous Coll.[11] Lockhart, and was killed at the Battle near Dunkirk inagast[12] the Spaniards:[13] What became of my second[14] Brother I never knew[15] any more than my Father or Mother did know what was become of me.

Being the third Son of the Family, and not bred to any Trade, my Head began to be fill'd very early with rambling Thoughts: My Father, who was very ancient, had given me a competent Share of Learning, as far as House-Education,[16] and a Country Free-School[17] generally goes,[18] and design'd me for the Law; but I would be satisfied with nothing but going to Sea, and my Inclination[19] to this led me so strongly against the Will, nay[20] the Commands of my Father, and against all the Entreaties and Perswasions[21] of my Mother[22] and other Friends, that there seem'd to be something fatal in that Propension of Nature tending directly to[23] the Life of Misery which was to befal[24] me.

My Father, a wise and grave Man, gave me serious and excellent Counsel against what he foresaw was my Design. He call'd[25] me one Morning into his Chamber, where he was confined by the Gout, and expostulated very warmly with me upon this Subject: He ask'd me what Reasons more than a meer[26] wandring[27] Inclination I had for leaving my Father's House and my native Country, where I might be well introduced, and had a Prospect of raising my Fortunes[28] by Application and Industry,

---

[1] Alle modernen Ausgaben außer d und f schreiben die Substantiva mit Minuskel, von den Fällen abgesehen, wo auch der heutige Sprachgebrauch Majuskel fordert. — [2] Alle modernen Ausgaben außer d: though. — [3] a: Breman. — [4] A^1 A^2 A^3 a: Merchandize. — [5] b c e f: afterwards. — [6] d e: after. — [7] A^3 call'd. — [8] A^3 call'd. Was diese Flexionsendung anbetrifft, so bemerke ich hier ein für allemal, daß alle modernen Ausgaben außer d und f sie auflösen. — [9] Alle modernen Ausgaben außer d: ourselves. — [10] Alle modernen Ausgaben außer d: colonel; c e g außerdem lieutenant-colonel. — [11] A^2 f Col. — a: colonel; b c e g: Colonel. — [12] Druckfehler für against, in den Errata nicht gebessert, aber in allen Ausgaben außer A A. — [13] A^3 a b g: Spaniards, — c e: Spaniards. — [14] A^3: Second. — [15] A^1 A^2 A^3 a b c e g: knew, — [16] a b: house education. — [17] A^3: Country free-School; e g: free school. — [18] b c e: go. — [19] Auf dem Kopfe stehendes l, in den Errata nicht bemerkt, aber in allen Ausgaben richtig gestellt außer in A A. — [20] A^2 c g: may, — [21] A^2 a b c e f g: persuasions. — [22] A^2 Mother, and ... — [23] A^2: towards. — [24] c d e f g: befall. — [25] A^1 A^2 A^3 called. — [26] b c e f g: mere. — [27] b c e f g: wandering. — [28] A^1 A^2 A^3 a b c: fortune.

with a Life of Ease and Pleasure. He told me[29] it was for Men of desperate Fortunes on one Hand, or of aspiring, superior Fortunes on the other, who went abroad upon Adventures, to rise by Enterprize,[30] and make themselves famous in Undertakings of a Nature out of the common Road; that these things were all either too far above me, or too[31] far below me; that mine was the middle State, or what might be called the upper Station of Low[32] Life, which he had found by long Experience was the best State in the World, the most suited to human Happiness, not exposed to the Miseries and Hardships, the Labour and Sufferings of the mechanick[33] Part of Mankind, and not embarafs'd[34] with the Pride, Luxury, Ambition and Envy of the upper Part of Mankind. He told me, I might[35] judge of the Happiness of this State, by[36] this one thing, viz. That this was the State of Life which all other People envied,[37] that Kings have frequently lamented the miserable Consequènces of being born to great things, and wish'd[38] they had been placed in the Middle of the two Exremes,[39] between the Mean and the Great; that the wise Man gave his Testimony to this[40] as the just Standard of true Felicity, when he prayed to have neither Poverty or[41] Riches.

b) First edition p. 201—202.

As long as I kept up my daily Tour to the Hill, to look out;[42] so long also I kept up the Vigour of my Design, and my Spirits seem'd to be all the while in a suitable Form,[43] for so outragious[44] an Execution as the killing twenty or thirty naked Savages, for an Offence which I had not at all entred[45] into a Discussion of in my Thoughts, any farther[46] than my Passions were at first fir'd by the Horror I conceiv'd at the unnatural Custom of that People of the Country, who it seems had been suffer'd by Providence in his wise Disposition of the World, to have no other Guide than that of their own abominable and vitiated Passions; and consequently were left, and perhaps had been so[47] for some Ages, to act such horrid Things, and receive such dreadful Customs, as nothing but Nature entirely abandon'd of Heaven, and acted[48] by some hellish[49] Degeneracy, could have run them into: But now, when[50] as I have said, I began to be weary of the fruitless Excursion, which[51] I had made so long, and so far, every Morning in vain,[52] so my Opinion of the Action it self[53] began to alter, and I began with cooler and calmer Thoughts[54] to consider what is was I was going to engage in. What Authority, or Call[55] I had, to pretend to be Judge and Executioner upon these Men as Criminals, whom Heaven had thought fit for so many Ages to suffer unpunish'd, to go on, and to be as it were, the Executioners of his[56] Judg-

---

[29] c verballhornt das Folgende: it was men ... and who went abroad etc. — [30] b c e g: enterprise. — [31] A^2 to. — [32] a b c e g: low. — [33] b c e f g: mechanic. — [34] a d f: embarrafs'd; b c e g: embarrassed. — [35] b e g: He told me I might etc. — [36] b c e g: state by etc. — [37] A^1 A^2 A^3 a b c d e g: envied; — [38] A^1 A^2 a b: wish. — [39] Druckfehler für extremes, in allen Ausgaben außer A A verbessert, aber nicht in den Errata. — [40] c e: this, — [41] c e: nor. — [42] A^1 A^2 A^3 a b c d e g: to the Hill to look out, — [43] a: frame. — [44] A^3 a b c e f g: outrageous. — [45] a b c e f g: entered. — [46] A^2 A^3 a b e: further. — [47] a b: perhaps had been. — [48] a b c: actuated. — [49] A^1 d: Hellish. — [50] A^1 A^2 A^3 d f g: now when, as etc. a b: now, when, as etc. c: but now, as I have said, I began etc. — [51] A^1 A^2 A^3 a b c d g: excursion which. — [52] a: vain; — [53] Alle übrigen Ausgaben außer A A und d: itself. — [54] a b c g: began, with cooler and calmer Thoughts, — [55] Alle anderen Ausgaben außer f: Authority or Call. — [56] g, welche alle Substantiva entsprechend dem heutigen Sprachgebrauch mit Minuskel schreibt, schreibt doch him(self) und his, wenn auf God bezüglich, mit Majuskel.

ments one upon another. How far these People were Offenders against me, and what Right I had to engage in the Quarrel of that Blood, which[57] they shed promiscuously one upon another. I debated this very often with my self thus;[58] How do I know what God himself judges in this particular Case;[59] it is certain these People either[60] do not commit this as a Crime; it is not against their own Consciences[61] reproving, or their Light reproaching them. They do not know it be[62] an Offence, and then commit it in Defiance of Divine Justice,[63] as we do in almost all the Sins we commit. They think it no more a Crime to kill a Captive taken in War, than[64] we do to kill an Ox; nor to eat humane[65] Flesh, than[64] we do to eat Mutton.

When I had consider'd[66] this a little, it follow'd necessarily, that I was certainly in the Wrong in it, that these People were not Murtherers[67] in the Sense that I had before condemn'd them,[68] in my Thoughts;[69] any more than those Christians were Murtherers,[67] wo often put to Death the Prisoners taken in Battle; or more frequently, upon many Occasions, put whole Troops of Men to the Sword, without giving Quarter, though they threw down their Arms and submitted.

c) First edition p. 363—364.

Here I stay'd about 20[70] Days, left them Supplies of all necessary things,[71] and particularly of Arms, Powder, Shot, Cloaths,[72] Tools, and two Workmen, which I brought from England with me, viz. a Carpenter and a Smith.

Besides this, I shar'd the Island into Parts with 'em,[73] reserv'd to my self[74] the Property of the whole, but gave them such Parts respectively[75] as they agreed on; and[76] having settled all things with them, and engaged them not to leave the Place, I left them there.

From thence I touch'd at the Brasils,[77] from whence I sent a Bark, which I bought there, with more People to the Island, and in it besides other Supplies, I sent seven Women, being such as I found proper for Service, or for Wives to such as would take them: As to the English Men,[78] I promis'd them, to send them some Women from England, with a good Cargoe[79] of Necessaries, if they would apply themselves to Planting, which I afterwards perform'd.[80] And[81] the Fellows prov'd very honest and diligent after they were master'd, and had their Properties set apart for them. I sent them also from the Brasils[77] five Cows, three of them being big with Calf, some Sheep, and some Hogs, which, when I came again, were considerably encreas'd.[82] But all these things, with an Acconnt[83] how 300 Caribbees[84] came and invaded them, and ruin'd their

[57] b c e g: blood which — [58] c interpungiert another, ... thus: — [59] a b c e g interpungieren case? — [60] Fehlt in a b c e. — [61] g faſst dieses Wort als Genitiv, schreibt daher consciences' reproving. — [62] A^1 A^2 A^3: to be. — [63] a b c e: divine justice. g: Divine justice. — [64] b ohne Komma vor than. — [65] A^3 und alle modernen Ausgaben auſser d: human. — [66] e: I considered. — [67] A^2 A^3 und alle modernen Ausgaben auſser d: murderers. — [68] a b c e g: kein Komma. — [69] A A: Thoughs (!). — [70] a b c g: twenty. — [71] A^2 A^3: Things. — [72] Alle modernen Ausgaben auſser d: clothes, obgleich hier durch den Zusammenhang (= Kleiderstoffe, Zeuge) doch sicherlich cloths gefordert war. — [73] Alle modernen Ausgaben auſser d: them. — [74] Alle modernen Ausgaben auſser d: myself. — [75] a: Vor und nach respectively ein Komma, c: nach respectively. — [76] a b c: Komma nach and. — [77] b e g: Brazils. — [78] A^2 a b c e g: Englishmen. — [79] A^3 und alle neueren auſser d: cargo. — [80] a b c: could not perform. — [81] Fehlt in a b c. — [82] A^2 und alle modernen Ausgaben auſser d: increased. — [83] Druckfehler, nicht in den Errata; in A A: account (!). — [84] A^3 Caribbes.

Plantations, and how they fought with that whole Number twice, and were at first defeated, and three of them kill'd; but at last a Storm destroying their Enemies[85] Cannoes, they famished or destroy'd almost all the rest, and renew'd and recover'd the Possession of their Plantation, and still liv'd upon the Island.

All these things,[86] with some very surprizing[87] Incidents in some new Adventures of my own, for ten Years[88] more, I may perhaps give a farther[89] Acconnt[90] of hereafter.

d) Einzelne Stellen.

P. 46, 1 (= Tauchnitz 33, 7) Intrest; A¹ A² A³: Interest.

46, 14 (Tauchnitz 33, 16): the . th of being etc. Hier haben wir den erstaunlichen Fall, daſs, wahrscheinlich infolge von Unleserlichkeit des Defoeschen Manuskriptes, der Setzer in der ersten und zweiten Auflage (A¹) das Datum einfach weggelassen hat; erst die dritte Auflage (A²) füllt die Lücke aus mit: the first of September 1659 being etc., die vierte Auflage (A³) mit: the 1st of Sept. 1659, being etc.

46, 18 (Tauchnitz 33, 19) liest nicht nur die erste Ausgabe, sondern auch die drei anderen: Interest.

46, 25 (Tauchnitz 33, 25): Scissars in allen vier Ausgaben.

47, 36 (Tauchnitz 34, 22) haben A A¹ A²: The Caribbe Islands; die vierte Auflage hat dann Carribee Islands drucken wollen, bringt aber mit einem neuen Druckfehler: Caribbec.

47, 26 (Tauchnitz 34, 15): the River Amozones; erst A³ bringt: Amazones.

50, 5 (Tauchnitz 36, 3): could we ha' done; A¹ A² A³: have.

117, 9 (Tauchnitz 83, 8) haben alle Originalausgaben: mixt.

117, 14 (Tauchnitz 83, 11): Mannor; A¹ A² A³: manor.

117, 15 (Tauchnitz 83, 12): Lemmon, aber Zeile 25 und 30: Lemons.

121, 35 (Tauchnitz 86, 16): Bisket in allen vier Ausgaben.

176, 20 (Tauchnitz 124, 19): Scetch; aber A¹ A² A³: Sketch.

222, 36 (Tauchnitz 156, 29): I wou'd have crusht it; A¹ A²: it would have crush'd it; A³: it wou'd have crush'd it.

223, 19 (Tauchnitz 157, 4): Wastcoat in allen vier Ausgaben.

Indem ich daran gehe, die Resultate dieser Vergleichung zusammenzufassen, wäre zuerst der möglicherweise erhobene Einwand zu widerlegen, warum ich bei dieser Textvergleichung nicht die Ausgabe letzter Hand zugezogen habe. Nach meinen Listen erschien der uns hier beschäftigende erste Band bis zu Defoes Tode (1731) noch einmal bei W. Taylor (1722, sogenannte Sixth Edition) und noch einmal bei dessen Geschäftsnachfolgern W. Mears and T. Woodward (1726, sogenannte Seventh Edition). Diese beiden, oder mindestens die letztere, wären tatsächlich noch heranzuziehen gewesen, wenn wir nicht sowohl a priori wie a posteriori beweisen könnten, daſs sich Defoe um seine Geisteskinder, nachdem sie das Licht der Welt erblickt, nicht mehr im Sinne der

[85] So die Originalausgaben; erst die modernen bringen enemie's (a) oder enemies' (b c e f g). — [86] A² A³: Things. — [87] Alle modernen Ausgaben auſser d: surprising. — [88] A¹: years. — [89] e: further. — [90] Druckfehler, nicht unter den Errata; auch in A A.

Verbesserung gekümmert hat. A priori können wir das schliefsen aus der Massenhaftigkeit und zum Teil ganz unbegreiflichen Leichtigkeit seiner Produktion. Defoe hat in den zwölf ihm nach dem ersten Robinsonband noch beschiedenen Lebensjahren noch etwa sechzig Werke veröffentlicht, von denen mindestens fünfundzwanzig einen Umfang von mehreren hundert Seiten haben. Nehmen wir dazu seine nicht aussetzende Tätigkeit an politischen Tagesblättern, die Sorge für seine Familie etc., so werden wir nicht fehlschliefsen, wenn wir a priori annehmen, dafs ihm zur fortwährenden Korrektur seiner Arbeiten bei Gelegenheit von Neuauflagen schlechterdings keine Zeit verblieben sein kann. Und das wird durch eine Prüfung seiner Arbeiten, von denen ich allerdings nur einen verhältnismäfsig kleinen Teil kenne, bestätigt. Zwar stofsen wir bei verschiedenen Neuauflagen auf einen veränderten Titel, vielleicht im Interesse eines besseren Absatzes, aber von einer Veränderung des Inhalts seiner Werke durch ihn selbst ist mir nichts bekannt. Ich durfte mich daher auf jene vier ersten Ausgaben beschränken, in der soeben wahrscheinlich gemachten Annahme, dafs die beiden ferneren zu Lebzeiten des Schriftstellers erschienenen Ausgaben keine vom Verfasser herrührenden Änderungen des Textes enthalten werden. Ob nicht trotzdem ein künftiger Robinson-Herausgeber sie zweckmäfsig zur Gestaltung des Textes mit heranziehen werde, ist eine andere Frage.

Welches Bild gewährt nun zunächst der Text der ersten Auflage und wie verhalten sich dazu die übrigen, wie steht es weiter mit dem Facsimile Reprint? Zunächst wird aus den mitgeteilten Proben, trotz des geringen Umfangs derselben, ersichtlich geworden sein, dafs die erste Ausgabe manche Druckfehler enthält, die in den Errata nicht angezeigt sind. (Anmerkung 12, 19, 34, 39, 83, 90 etc.) Sodann zeigt sie eine grofse Reihe phonetischer Schreibungen, die, wie schon bemerkt, mindestens teilweise auf Rechnung des Setzers kommen und in den folgenden Ausgaben, allerdings auch nur zum Teil, aufgelöst worden sind (so Anmerkung 2, 7. u. ö., 21, 27, 45, 66, 82 etc.), in einer anderen Reihe von Fällen wiederum zeigt sie Schreibungen, die schon in der zweiten Auflage verschwunden sind, so S. 117, 14: Mannor (die folgenden Ausgaben: manor), S. 117, 15: Lemmon, aber schon die folgenden Zeilen, wie die späteren Ausgaben: lemons; S. 176, 20: Scetch, die folgenden Ausgaben: Sketch. Dagegen haben S. 121, 35 die vier ältesten Ausgaben gleichmäfsig Bisket; S. 223, 19 alle vier gleichmäfsig: Wastcoat.

Es ist, glaube ich, schon jetzt deutlich geworden, dafs die erste Ausgabe keinesfalls genügen kann, um sich ein annähernd richtiges Bild der Defoeschen Orthographie zu verschaffen. Nach dem früher Gesagten wird man von den folgenden Ausgaben

nun auch keine fortschreitende Besserung des Textes erwarten dürfen, sondern, wo diese einzelne Fehler der vorhergehenden Ausgabe gebessert haben, bringen sie vielleicht statt dessen nun neue Fehler oder doch Abweichungen. So ändert die dritte Auflage: tending directly to the life of misery in: ... towards the life of misery (Anm. 23); so bringt dieselbe Ausgabe to far below (Anm. 31), wo A, A[1] und A[3] richtig too haben. So bringen (Anm. 84) A, A[1], A[2] das richtige Caribbees, A[3] dagegen hat Caribbes. An einer anderen Stelle (S. 47, 36) haben die drei ersten Ausgaben falsch the Caribbe Islands, die vierte will dies verbessern, bringt aber den neuen Druckfehler Caribbec Islands. Mit anders gearteten Abweichungen haben wir es zu tun, wenn wir in der ersten Ausgabe (Anm. 28) lesen: fortunes (entsprechend unserem 'Glücksgüter'), in den folgenden dagegen: fortune (mehr unserem 'Vermögen' entsprechend), ferner wenn A (Anm. 4) merchandise schreibt, die folgenden Ausgaben dagegen merchandize (man sollte es umgekehrt erwarten), tatsächlich haben alle vier Ausgaben entsprechend der älteren Orthographie enterprize (Anm. 30). Weiter haben die ersten drei Ausgaben outragious, die vierte dagegen outrageous (Anm. 44). In den ersten zwei Ausgaben (Anm. 46) steht any farther, wo die beiden folgenden any further haben. Die zwei ersten Ausgaben schreiben (Anm. 67) murtherers, die beiden späteren murderers. Die erste, zweite und vierte haben (Anm. 82) encreas'd, die dritte increased.

Bei der Prüfung der ersten Ausgabe habe ich schon vielfach die drei anderen mit heranziehen müssen. Es wird sich ergeben haben, dafs für philologische Zwecke von einer ausschliefslichen Benutzung der ersten Auflage schlechterdings keine Rede sein kann, ebensowenig freilich von einer der drei anderen, sondern dafs der einer Untersuchung zugrunde zu legende Text ein eklektischer wird sein müssen, der an Zuverlässigkeit nur gewinnen kann, je mehr von anderen Schriften Defoes zur Vergleichung herangezogen wird. Von gröfstem Nutzen wird sich dann erweisen die fortwährende Vergleichung zweier posthumer Werke Defoes (*The compleat English gentleman* und *The royal educacion*), weil sie die einzigen sind, die wir in philologisch musterhafter Weise herausgegeben besitzen.[1]

Es erhebt sich nun die Frage, ob das Faksimile Reprint im stande ist, die äufserst seltene erste Ausgabe zu ersetzen. Bei der mechanischen Art der Herstellung sollte man dies durchaus erwarten dürfen. Und doch ist dies nur bedingungsweise der Fall. Druckfehler etc. gibt unser Faksimile richtig wieder, so exremes für extremes (Anm. 39), inagast für against (Anm. 12), das auf dem Kopfe stehende l in inclination (Anm. 19). Wie

[1] Von Bülbring (London, 1890, bezügl. 1895).

aber, wenn das Faksimile Dinge bringt, die sich im Original nicht finden? Das ist trotz des geringen Umfanges der mitgeteilten Proben zweimal der Fall. Einmal hat das Original (Anm. 69) Thoughts, wo das Facsimile Thoughs bringt (von dem Abspringen eines Buchstabens kann bei dem anastatischen Verfahren gar keine Rede sein); weiter hat einmal das Original (Anm. 83) den Druckfehler Acconnt, das Faksimile dagegen Account. Ob diese beiden nun die einzigen derartigen Fälle sind oder sich deren Zahl bei Vergleichung des ganzen ersten Bandes im Original und Faksimile noch vermehren wird, jedenfalls schliefse ich daraus zwingend, dafs schon von der ersten Ausgabe verschiedene Fassungen vorhanden sind, eine Tatsache, die sich bei älteren Werken nicht allzu selten wiederholt.

Eine auch nur flüchtige Durchsicht der neueren Ausgaben ergibt, dafs die meisten derselben, und besonders die älteren, auf genaue Wiedergabe des Defoeschen Textes nur einen verhältnismäfsig geringen Wert legen. Nicht nur, dafs sie die Orthographie modernisieren (wenn a z. B., entsprechend dem Original, schreibt meer [Anm. 26] anstatt mere und enterprize [Anm. 30] statt enterprise, so waren das eben am Ausgang des 18. Jahrhunderts noch die üblichen Schreibungen), sondern sie beginnen auch bereits an dem Wortschatz Defoes in einzelnen Fällen zu rühren, wo dieser im Begriff ist, zu veralten oder schon veraltet war (so haben a b c z. B. actuated by some hellish Degeneracy (Anm. 48), wo Defoe noch acted schreibt. Sehr auffällig ist die ganz willkürliche Änderung in a (Anm. 43): frame für form, während Breman (Anm. 3) blofser Druckfehler sein mag. Im Einklang mit den Originalausgaben schreiben (Anm. 24) a und b noch befal, alle anderen, also auch d und f, befall. Wenn alle modernen Ausgaben aufser d persuasions (Anm. 21) bringen, so war darin die dritte Originalausgabe vorangegangen. Sämtliche Originalausgaben sowie a d f g haben (Anm. 18) offenbar falsch: ... as far as House Education, and a Country free School generally goes, wo b und c das offenbar allein richtige go einsetzen. Die Ausgabe c ist zweifellos die unzuverlässigste. Nicht nur, dafs sie gleich ihren Vorgängerinnen die Orthographie modernisiert und neuere Worte einsetzt, sondern sie verschiebt auch, wie dies auch Storm für das von ihm ausgehobene Stück, und nicht nur für Defoe, sondern auch für den Goldsmith- und den Swiftband der Tauchnitz-Kollektion gezeigt hat, durch ganz willkürliche, auf mangelhaftem Verständnis beruhende Änderungen mehrfach den Sinn (siehe hier Anm. 29 und 50). Als sorgfältiger in jedem Betracht präsentiert sich die neueste Ausgabe unter den herangezogenen (g), die aufser einer vorzüglichen Einleitung zu Defoe im allgemeinen und zu Robinson insbesondere, die uns hier nicht beschäftigt, einen nicht nur lesbaren, sondern auch,

soweit das für ein breites, besonders englisches Publikum erträglich ist, treuen Text bietet. Aber auch sie hält sich nicht frei von unnötigen Konjekturen. Wenn (Anm. 85) alle modernen Ausgaben, mit Ausnahme von d, welche hier zu Unrecht konservativ ist, ändern: destroying their enemie's cannoes (so Ausgabe a falsch) oder destroying their enemies' cannoes (alle Ausgaben außer d), so ist dieses Verfahren richtig, weil es sich hier um einen Fehler aller vier Originalausgaben handelt. Wenn aber (Anm. 61) unsere Ausgabe g die Stelle: against their consciences reproving them ändert in: ... their consciences' reproving etc., so ist diese Änderung mindestens überflüssig. Von der Ausgabe e (Keltie) gilt ungefähr das nämliche wie von der Ausgabe g, sie ist in jedem Betracht der Tauchnitz-Edition vorzuziehen.

Ich habe mir die Ausgaben d und f bis jetzt verspart, weil gerade sie den Anspruch erheben, den originalen Text des *'Robinson'* zu reproduzieren. Sie sind Konkurrenzaugaben, zum 150jährigen Jubiläum des *'Robinson'* erschienen, und zwar derart, daß d die Konkurrentin um ein weniges überholte und dieser in Neuauflagen nun Anlaß zu einigen Stachelreden (in der Einleitung) über das eingeschlagene Verfahren gab. Die erste Ausgabe der Globe Edition hatte nämlich, der Leeschen Versicherung zufolge, die Behauptung enthalten, daß ihr Text der der Ausgabe von 1719 sei, aber mit früheren Ausgaben verglichen. Das gab nun der Leeschen Ausgabe ein Recht, jene Versicherung als nonsense zu brandmarken, da frühere Ausgaben als die von 1719 nicht existierten. Neuere Abdrücke der Globe edition haben daraufhin jene Bemerkung weggelassen, neuere Abdrücke der Ausgabe Lee sollten daher auch ihren Vorwurf als gegenstandslos fallen gelassen haben, was aber nicht der Fall ist. Bei der Prüfung dieser beiden Ausgaben sind zunächst zwei Fälle auszuscheiden, die kaum auf Rechnung des Setzers kommen können, sondern sich wohl nur durch die Annahme eines von dem meinigen verschiedenen Exemplars der ersten Auflage erklären lassen. Gleich zu Eingang des Romans (Anm. 6) lesen sowohl d wie e an der Stelle: my mother ... and from whom I was called Robinson Kreutznaer etc. anstatt from: after. Ähnlich wird es an der kurz vorhergehenden Stelle (Anm. 5) stehen, wo es heißt: ... He ... lived afterward at York und wo die Ausgaben b c e f haben: afterwards. Daneben stehen nun aber eine ganze Reihe von Fällen, wo f von der ersten oder auch den nachfolgenden drei weiteren Ausgaben ohne ersichtlichen Grund, als weil der moderne Sprachgebrauch es so fordert, abweicht. So z. B. mere anstatt meer (Anm. 26), outrageous anstatt outragious (Anm. 44), clothes anstatt cloaths (Anm. 72) und zahlreiche andere. In einigen Fällen stützt sich das Verfahren von f wenigstens auf eine der vier ältesten Ausgaben, so wenn sie mit A^3 schreibt human (Anm. 65),

wo A, A¹, A² humane geben, wenn sie mit A² und A³ schreibt murderers (Anm. 67) anstatt murtherers (A, A¹), ferner mit A³ cargo (Anm. 79) anstatt cargoe (A, A¹, A²), ferner increas'd (Anm. 82) auf Grund von A² anstatt encreas'd (A, A¹, A³) und zahlreiche andere Fälle. In allen diesen gibt d die Schreibung der ersten Originalausgabe. Vereinzelt finden sich allerdings auch Stellen, wo f einen offenbaren Fehler entweder des Verfassers oder des Druckers gebessert hat, so Anm. 85: their Enemies' Cannoes anstatt des falschen their Enemies Cannoes. In anderen wieder, wo sie sich zu Unrecht konservativ an die Schreibung der ersten Originalausgabe gehalten, so (Anm. 18) goes beibehalten hat anstatt das richtige go einzusetzen. Wie erklärt es sich nun, daſs eine mit dem Namen Lee gedeckte Ausgabe, die sich ausdrücklich vornimmt, im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die den Text verballhornt haben, diesen in seiner originalen Gestalt wiederzugeben, so bedeutende Abweichungen davon darbietet?

Die Erklärung liegt in den einleitenden Worten des Verlegers von f. Danach hat Lee zwar die Verdorbenheit des Textes der gangbaren Robinsonausgaben und die Notwendigkeit, einen treuen Text zu bieten, erkannt und der Druckerei des Verlegers sein Exemplar der schon damals seltenen ersten Auflage zur Verfügung gestellt, die Druckerei aber mit diesem Text geschaltet, wie es der Gepflogenheit der Offizin und der Rücksicht auf die englischen Durchschnittsleser entsprach.

Es wird ersichtlich geworden sein, daſs Ausgabe d (Globe edition) vom Text des Robinson ein in den meisten Fällen getreues Bild bietet, als die einzige unter allen modernen Ausgaben; es wird aber auch ersichtlich geworden sein, daſs sie die definitive, für philologische Zwecke allein brauchbare Ausgabe noch nicht ist. Eine solche wird vielmehr nur auf Grundlage aller Originalausgaben mit steter Rücksicht auf den Sprachgebrauch Defoes in seinen anderen Schriften hergestellt werden können, der Text, den sie bringt, ein eklektischer sein müssen.

Brandenburg a. d. H. Hermann Ullrich.

Studien zu M. G. Lewis' Roman 'Ambrosio, or The Monk'.

I. Zu den Quellen des 'Monk'.[1]

Die Untersuchung der Quellen des 'Mönchs' knüpft am besten an das 'Advertisement' an, das der Verfasser selbst seinem Roman[2] vorangestellt hat: 'The first idea of this Romance was suggested by the story of the *Santon Barsisa,* related in The guardian.[3] — The *Bleeding Nun* is a tradition still credited in many parts of Germany; and I have been told, that the ruins of the castle of *Lauenstein,*

[1] Ich hatte die folgenden Zusammenstellungen abgeschlossen, als mir die Dissertation von Max Rentsch, *Matthew Gregory Lewis. Mit besonderer Berücksichtigung seines Romans 'Ambrosio, or The monk'* (Leipzig 1902) zu Gesichte kam. Indes schien mir die Quellenfrage von R. nicht so erschöpfend behandelt, daſs ich meine Beiträge ganz hätte unterdrücken sollen. Bei einigen Punkten kann ich mich jetzt allerdings mit einem Verweise auf Rentschs Arbeit begnügen.

[2] Ich benutze den *Monk* in der Londoner Ausgabe von 1798 ('The Fourth edition, with considerable additions and alterations'). Daneben herangezogen habe ich die Londoner Ausgabe von 1822 ('Verbatim from the first edition') und die nach der ersten Ausgabe angefertigte französische Übersetzung von Léon de Wailly (Paris 1840). — Zur Geschichte des Textes sei auf die meist übersehene Angabe von Thomas James Mathias verwiesen (*The pursuits of literature,* 8 1798, p. 241): '*Three* editions of this novel have been circulated through the kingdom, without *any* alteration whatsoever.'

[3] No. 148, Monday, August 31, 1713 (Steele). Vgl. zu dieser Erzählung Dunlops *History of prose fiction,* new edition by H. Wilson, II, 511 und Fürst, *Vorläufer der modernen Novelle,* S. 49; über ihr Verhältnis zu Lewis s. Rentsch a. a. O. 104 ff., 128 ff. Ein Satz aus derselben klingt bei Lewis zweimal nach; im Guardian heiſst es: 'He [i. e. Barsisa] approached the princess, took her into his arms, and in a moment cancelled a virtue of a hundred years' duration', und bei Lewis lesen wir (Chap. II, Vol. I, p. 65, 120): 'Gracious God, should I then resist the temptation? Should I not barter for a single embrace the reward of my sufferings for thirty years?' 'If I yielded to the temptation, I should sacrifice to one moment of guilty pleasure, my reputation in this world, my salvation in the next ... Preserve me from losing the reward of thirty years of sufferings!' — Wenn bei Lewis Ambrosio, der Heilige, seine Schwester schändet und schlieſslich ermordet, so ist dies ein Motiv, das u. a. bereits in einer Erzählung in Paulis *Schimpf und Ernst* begegnet (Ed. 1597, Bl. 181 a; vgl. auch Lessings Werke in Spemanns *Deutscher National-Literatur,* III, 2, 166 f.). Ich brauche nicht hinzuzufügen, daſs es im höchsten Maſse unwahrscheinlich ist, daſs Lewis Pauli gekannt hat.

which she is supposed to haunt, may yet be seen upon the borders of *Thuringia*.[1] — The *Water-King*, from the third to the twelfth stanza, is the fragment of an original Danish ballad,[2] — And *Be-*

---

[1] Ausführlicher spricht sich Lewis hierüber in der Schlufsanmerkung zu seinem IV. Kapitel aus (II, 122): 'The story which was related to me, was merely, that the castle of Lauenstein was haunted by a spectre habited as a nun (but not as a bleeding one); that a young officer by mistake ran away with her, instead of the heiress of Lauenstein; that she used to appear to him every night; that, going to a foreign country, neither he nor the phantom was ever after heard of; and that the words which she used to repeat to him were in the original:

Frizchen (sic!)! Frizchen! Du bist mein!
Frizchen! Frizchen! Ich bin dein!
Ich dein!
Du mein!
Mit leib' und seel.'

Nach dieser Darstellung würde eine gedruckte Quelle für Lewis nicht in Betracht kommen; allein es ist sehr zweifelhaft, ob er wirklich nur eine ihm mündlich überlieferte Tradition benutzt hat. Im *Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Ztg.*, Febr. 1798, S. 291 wird die 'bekannte deutsche Ballade' als Quelle bezeichnet; mit welchem Recht, vermag ich nicht zu sagen, da mir die fragliche 'Ballade' unbekannt ist. Walter Scott macht in seinem *Essay on imitations of the ancient ballad* (*The poetical works* ... Edinb. 1848, IV, 49) Musäus namhaft: 'Another peccadillo of the author of "The Monk" was his having borrowed from Musæus, and from the popular tales of the Germans, the singular and striking adventure of the "Bleeding Nun".' Tatsächlich findet sich bei Musäus (*Volksmährchen der Deutschen*, V: 'Die Entführung') eine Erzählung, die in allen wesentlichen Zügen zu der 'story', Lewis' angeblicher Quelle, stimmt; die Worte der gespenstischen Nonne lauten hier: 'Friedel, Friedel, schick' dich drein, ich bin dein, du bist mein, mit Leib und Seele.' Andererseits berührt sich die Musäussche Erzählung so nahe mit der Darstellung des 'Monk', dafs man bei Lewis die Kenntnis jener ersteren unbedenklich voraussetzen möchte (seine 'Agnes' zeigt [II, 21 ff.] ganz die satirische Laune, wie sie uns bei Musäus entgegentritt). Dazu kommt, dafs Lewis' Vertrautheit mit den 'Volksmährchen der Deutschen' durch eine Reihe weiterer Berührungen wahrscheinlich gemacht wird (s. das Namenverzeichnis am Schlufs). — A. a. O. erwähnt Lewis auch die Ähnlichkeit 'between some parts of the story of "the Bleeding Nun", and that of the Apparition in "Les chevaliers du cygne". I can only account for it by supposing that Madame de Genlis had heard, while in Germany, the same tradition which I have made use of. It is at least certain, that "The monk" was already in the press, when I read for the first time "Les chevaliers du cygne".' Die Ähnlichkeit zwischen dem 'Mönch' und den 'Chevaliers du cygne' (1795) besteht indes einzig darin, dafs in beiden Romanen von einem blutenden Gespenst die Rede ist, das allnächtlich jemanden besucht, zuletzt aber seine qualvollen Besuche einstellt (*The monk*, II, 60 ff.; *Les chevaliers du cygne*, II, 131, III, 220). — Ganz dasselbe Motiv, das die Erzählung von Musäus und die Episode bei Lewis behandeln, liegt übrigens, worauf mich Bolte freundlichst hinweist, dem Körnerschen Gedicht 'Wallhaide' zu Grunde. Wie bei Lewis erscheint das Gespenst in blutigem Kleide; die Worte, die es spricht, lauten: 'Lieb Rudolf! bist mein, lieb Rudolf! bin dein; Nicht Himmel und Hölle scheide Uns beide!'

[2] Wie schon von A. W. Schlegel bemerkt worden ist, hat Lewis die Übertragung der dänischen Ballade [*Kiämpe Viser*, Kopenhagen 1739,

lerma and Durandarte is translated from some stanzas to be found in a collection of old Spanish poetry, which contains also the popular song of *Gayferos and Melesindra,* mentioned in Don Quixote.[1] — I have now made a full avowal of all the plagiarisms of which I am aware myself; but I doubt not, many more may be found, of which I am at present totally unconscious.'

Lewis hat des ferneren bei einzelnen Stellen seine Quellen bezeichnet; so I 43 (Clarissa), II 133 (Anakreon), 151,[2] 235 (*Midnight hymn:* 'Probably these stanzas were suggested by Imogen's prayer in Cymbeline —

"From fairies and from tempters of the night
Guard me, good angels");[3]

S. 709] in Herders *Volksliedern* (II, 155, 1779) benutzt. Er selbst citiert Herder in Bd. III, S. 17. — Lewis' Zeilen V 4 '[He ...] paced the churchyard *three times four'* und VI 4 'The people flocked, both great and small' spiegeln die unrichtigen Übersetzungen Herders wieder: 'Er ging um die Kirch dreimal und vier' (anstatt 'So ging er dreimal verkehrt um die Kirche'); 'sie kamen um ihn, grofs und klein' (anstatt 'da wandten sich um alle Bilder klein' [H. Meyer; Redlich]; s. auch Robert Jamiesons *Popular ballads and songs,* I, 210).

[1] *Don Quixote,* II, 2, 9 (Braunfels, Band III, S. 205; Deppings Romanzensammlung, S. 275); die Ballade von Durandarte erwähnt Cervantes II, 2, 6 (Braunfels, III, 179; cf. Depping, 262). Thomas Rodds *History of Charles the Great and Orlando,* &c. (London 1812), Vol. II, p. 275 entnehme ich die folgende Angabe: '[we] must not omit to mention, that the Ballad of Durandarte, which Mr. Lewis translated, is to be found in a small volume of Romances in the possession of R. Heber, Esq., being the only one relative to the Twelve Peers of France in that book.' — Aus dem 'Don Quichote' hat Lewis wohl auch die Titel der Kap. IV und VII genannten Romane; eher ist es fraglich, ob wir uns auch für den von Lewis erwähnten Amadisritter 'Don Galaor' [de Waillys Übersetzung, II, 40; die Stelle fehlt in der vierten englischen Ausgabe] mit einem Hinweis auf Cervantes begnügen dürfen (welche Bewandtnis hat es mit der 'Damsel (!) plazer di mi vida', auf die Lewis a. a. O. anspielt?). Ferner könnte Lewis den Namen 'Leonella' dem 'Don Quichote' entlehnt haben; dafs ein 'Ambrosio' an der von Lewis angezogenen Stelle auftritt, ist gewifs ohne Belang.

[2] 'Antonia ... vowed so frequently never more to think of Lorenzo, that till sleep closed her eyes she thought of nothing else.' Dazu citiert Lewis die Verse (woher?):

Pour chasser de sa souvenance
L'objet qui plaît,
On se donne bien de souffrance
Pour peu d'effet.

Le souvenir durant la vie
Toujours revient;
En pensant qu'il faut qu'on l'oublie
On s'en souvient.

Er kannte den Gedanken aber zweifellos auch aus der 'Entführung' in den Volksmärchen des Musäus: 'Sie war drey Jahre lang und drüber fleissig mit sich zu Rathe gegangen, ob sie den namenlosen Liebhaber ... vergessen wollte oder nicht, und eben darum hatte sie ihn keinen Augenblick aus den Gedanken verloren.'

[3] Derselben Scene des *Cymbeline* (II, 2), die ihrer schwülen Stimmung wegen einen starken Eindruck auf Lewis machen mufste, ist auch das Motto zum VIII. Kapitel des *Monk* entnommen. Ihr Einflufs ist in die-

III 21,[1] 129 (Collins), 199 (Othello). Endlich hat der Verfasser durch die Mottos, die er den einzelnen Kapiteln vorangestellt, wie durch die Citate, die er hier und da eingestreut hat, manchen nützlichen Fingerzeig gegeben.[2]

Aus Lewis' Korrespondenz erfahren wir, dafs er den unmittelbaren Impuls zur Abfassung seines Romans durch die Lektüre der *Mysteries of Udolpho* von Mrs. Ann Radcliffe empfangen hat. In der Tat reiht sich der *Monk* in dieselbe Gattung des Schreckens- oder Schauerromans ein, der auch die Werke der Mrs. Radcliffe angehören und die vordem ihre Hauptvertreter in Walpoles *Castle of Otranto* und Cl. Reeves *Old English baron* gehabt hatte. Dabei ist zu beachten, dafs Lewis (wohl unter dem Einflusse deutscher Ritter- und Spukromane)[3] wieder mehr in die Bahnen Walpoles einlenkt, sofern er das Übernatürliche, das Grausig-Gespenstische uneingeschränkt zur Geltung kommen läfst, wogegen ja Mrs. Radcliffe alles Spukhaft-Wunderbare nur zur Beunruhigung ihrer Personen (und

---

sem Kapitel, zu dem weiterhin Shaksperes *Rape of Lucrece* verglichen werden mag, unverkennbar. [S. ferner de Waillys Übersetzung, II, 171 f.]. — Ohne Bedenken dürfen wir auch den Namen 'Imogine' in Lewis' berühmter Ballade mit Shaksperes Drama in Verbindung bringen.

[1] 'With respect to the Fire-King and the Cloud-King, they are entirely of my own creation; but if my readers choose to ascribe their birth to the "Comte de Gabalis", they are very welcome.'

[2] So verrät uns das Motto zum ersten Kapitel des *Monk*, dafs Lewis bei seinem Ambrosio auch auf den Angelo in *Measure for measure* hingeblickt hat. Eben darauf weist das Citat Bd. II, S. 206 (cf. *Measure for measure*, II, 2, v. 187). Zwei Citate (III, 11; 199) bezeugen Lewis' Vertrautheit mit dem *Othello*. Ein Citat aus *As you like it* (IV, 1) begegnet III, 226. Seine Neigung, bei Grabesscenen zu verweilen, mag durch Robert Blairs düsteres Gedicht, dem er zwei seiner Mottos entnimmt (II, 238, III, 50), genährt worden sein.

[3] In A. W. Schlegels *Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst*, herausgegeben von Minor, lesen wir (II, 36): 'Daher haben auch in England aus dem Deutschen übersetzte Romane mehr Glück gemacht als in Frankreich, ja einige der beliebtesten anmaafslichen Originale sind aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt [*The monk*].' Hätte er doch einige genauere Angaben gemacht! Auch seine ausführliche Anzeige der Oertelschen Übersetzung des *Monk* in der *Allg. Lit.-Ztg.* enthält nur den Hinweis auf Veit Weber (s. u.), und die von ihm citierte *Critical review* vom Februar 1797 macht im einzelnen nur den 'Geisterseher' (s. u.) namhaft. — Die Frage, welche deutschen Schauerromane Lewis im einzelnen benutzt haben mag, ist deshalb besonders schwer zu beantworten, weil Lewis, soweit ich sehe, über seine deutsche Lektüre nichts hat verlauten lassen, und weil andererseits eine gute Darstellung der in Betracht kommenden deutschen Romanliteratur fehlt; Müller-Fraureuths Buch über die 'Ritter- und Räuberromane' (Halle 1894) kann — ebenso wie die Schrift J. W. Appells (Leipzig 1859) — nur teilweise als Vorarbeit in diesem Sinne gelten. — Mit Chr. H. Spiefs' 'Petermännchen' (1791/92) zeigt der 'Mönch' eine gewisse Verwandtschaft; es bleibe dahingestellt, ob Lewis es gekannt und benutzt hat. — Einflufs der deutschen Ritter- und Schauerromane dürfte in Namen wie 'Lindenberg' (war Lewis J. G. Müllers 'Siegfried von L.' bekannt?), 'Rosenwald',

zur Düpierung des Lesers) benutzt, indem sie es regelmäſsig hinterher rationalistisch auflöst ('I am lately come from a place of wonders; but unluckily, since I left it, I have heard almost all of them explained' heiſst es einmal naiv in den *Mysteries of Udolpho,* Kap. 38). Von der Radcliffe unterscheidet sich Lewis ferner sehr wesentlich durch sein Thema: während bei ihr, wie man treffend gesagt hat, die wahren Helden jene geheimnisvollen Schlösser und Klöster sind, gibt Lewis die Darstellung einer Leidenschaft, die er von ihren ersten Regungen an verfolgt, um sie schlieſslich in ihrer alles niederwerfenden Dämonie zu zeigen. An Stimmung fehlt es bei Lewis so wenig wie bei Mrs. Radcliffe; nur freilich atmet sie bei dem Verfasser des 'Mönchs' einen Grad schwüler Sinnlichkeit, der der braven Mrs. gewiſs mehr als 'shocking' erschienen ist. Endlich ist Lewis von der tränenreichen Sentimentalität der Radcliffe (wie oft ist bei ihr nicht von einer 'pleasing sadness' die Rede!) so frei wie nur möglich; ihr Schwelgen in Naturstimmungen, in Ausmalung von Sonnenuntergängen u. dgl. ist ihm gänzlich fremd.

Es versteht sich von selbst, daſs Lewis eine Reihe einzelner Züge mit den Werken der genannten Gattung gemein hat, daſs er vor allem die herkömmlichen Mittel nicht verschmäht, durch die beim Leser die Empfindung des Gruselns oder Grauens hervorgerufen werden soll (verborgene Falltüren, das Geräusch, das der an Wänden und Türen vorbeistreichende Wind verursacht usw.). Typischen Charakters ist auch die Figur der 'Dame Jacintha' im *Monk;* sie geht in letzter Linie auf die 'Bianca' im *Castle of Otranto* zurück: 'The garrulous, meddling, foolish Bianca whom Walpole painted, the officious, fearful chamber-maid who can never come to the point or say the right thing, was assuredly the parent of her [i. e. Mrs. Radcliffe's] Annette, of Peter, Ludovico, *and the rest of the tribe'* (Julia Kavanagh, *English women of letters,* Chap. XI). Etwas Typisches haftet schlieſslich einigen der von Lewis gebrauchten Namen an; so findet sich der Name 'Matilda' im *Castle of Otranto* und in den *Castles of Athlin and Dunbayne* der Mrs. Radcliffe,[1] der Name 'Theodore' erscheint im *Castle of Otranto* und in der *Romance of the forest,* und ein 'Alfonso' figuriert wiederum bereits in der Walpoleschen Erzählung.

'Cunegonda' (*The monk,* Kap. III f.) zu erblicken sein. — Wenn im 'Mönch' (III, 14) Theodore der Agnes auf dieselbe Weise nachspürt wie einst Blondel dem Richard Löwenherz ('He had read the story of a king of England, whose prison was discovered by a minstrel,' etc.), so darf dazu vielleicht bemerkt werden, daſs dasselbe Motiv in Veit Webers 'Männerschwur und Weibertreue' erscheint (*Sagen der Vorzeit,* Bd. I,[2] 1790, S. 91 ff.).

[1] Cf. auch Mrs. Inchbald, *A simple story.* Der Name ist übrigens auch im deutschen Ritterdrama beliebt (vgl. Brahm QF XL, 165) und begegnet in den Schauerromanen, so in Spieſs' *Petermännchen.*

In ein paar Punkten mag sich Lewis direkt durch das *Castle of Otranto*[1] haben anregen lassen;[2] sehr viel gröſser aber ist die Zahl der Einzelmotive, die er den Romanen der Mrs. Radcliffe unmittelbar abgewonnen hat.[3]

Den Radcliffeschen Schauerapparat hat Lewis namentlich für die Schilderung der unterirdischen Begräbnisstätten und Verlieſse des Klosters der hl. Clara,[4] sowie der dort sich abspielenden Geschehnisse herangezogen. Jenes dumpfe Stöhnen, das aus den Gewölben heraufdringt (*The monk*, Chap. VII, II, 269 ff.[5] und Chap. X, III, 164 ff.) und, wie man schlieſslich entdeckt, von einer dort schmachtenden Person herrührt, die das Opfer grausamer Intrigen geworden ist, spielt schon bei Mrs. Radcliffe eine bedeutende Rolle; so in der *Sicilian romance:* 'As he surveyed the place in silent wonder, a sullen groan arose from beneath the spot where he stood. His blood ran cold at the sound ... He made another effort to force the door, when a groan was repeated, more hollow and more dreadful than the first' (Ballantynes *Novelist's library,* Vol. X, p. 19);[6] 'One night ... the stillness of the place was suddenly interrupted by a low and dismal sound. It returned at intervals in hollow sighings, and seemed to come from some person in deep distress ..

---

[1] In Parenthese sei hier die Möglichkeit angedeutet, daſs Walpole für seinen Roman einen (pseudo-)historischen Anknüpfungspunkt gehabt haben könne: Sollte ihm vielleicht ein Bericht vorgelegen haben von der Art des folgenden, den ich Zedlers *Univ.-Lexikon* entnehme: 'Manfred, ein Tyranne von Sicilien, Kayser Friedrichs II. natürlicher Sohn, ward von seinem Vater zum Fürsten von Otranto gemacht ... Er war ein schöner, gelehrter, tapfferer, aber grausamer und unzüchtiger Printz'?

[2] Das Bild der Madonna, das sich belebt und aus seinem Rahmen heraustritt (*Monk*, Kap. II; de Wailly, I, 66; später gestrichen), erinnert an das Bild von Manfreds Groſsvater, das im *Castle of Otranto* (Ballantynes *Novelist's library,* V, 567) dieselbe Operation vornimmt. Die Entrückung Alfonsos (*Castle of Otranto,* Chap. V) scheint auf die Vision Lorenzos (*Monk,* I⁴ 42 f.) gewirkt zu haben. Die Annäherung von Virginia und Lorenzo nach Antonias gewaltsamem Ende (*Monk*, III, 266) gleicht der von Isabella und Theodore nach Matildas Tode (*Castle of Otranto,* Schluſs).

[3] Die Mehrzahl der von Rentsch a. a. O. 138 ff. zwischen dem *Monk* und den *Mysteries of Udolpho* herausgefundenen Ähnlichkeiten vermag ich nicht als solche anzuerkennen.

[4] Lewis' 'Convent of St. Clare' offenbar nach dem 'Convent of St. Clair' in den *Mysteries of Udolpho* (Chap. VI u. ö.; eine 'abbey of St. Clair' figuriert in der *Romance of the forest,* ein 'Marquis de St Claire' in den *Castles of Athlin and Dunbayne* (Chap. VII).

[5] '[His meditations] were interrupted by a low murmur, which seemed at no great distance from him. He was startled — he listened. Some minutes passed in silence, after which the murmur was repeated. It appeared to be the groaning of one in pain ... The noise ... continued to be heard at intervals ... Yet deeper groans followed,' etc.

[6] Ich citiere die Romane der Mrs. Radcliffe nach der Ausgabe in dieser Sammlung (1824).

As he listened in deep amazement, the sound was repeated in moans more hollow ... coming to a particular spot, the sound suddenly arose more distinctly to his ear,' etc. (ib. 38 f.; cf. *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXVIII und XXXII, p. 384 und 401). Zu den Gewölben führen Treppen aus schwarzem Marmor hinab (*The monk,* II, 193; vgl. *A Sicilian romance,* Chap. III, pag. 19). Die Gewölbe selbst bieten einen schauerlichen Anblick; die gefangene Person ist von verwesenden Leichnamen umgeben (*The monk,* III, 234 ff.; vgl. z. B. *A Sicilian romance,* Chap. XIII: 'a vault strewn with the dead bodies of the murdered'; über ähnliche Scenen im deutschen Ritterdrama s. Brahm a. a. O. 80, 148). Wenn Agnes de Medina im *Monk* (III, 234) nach ihrer Befreiung erzählt: 'As I raised myself ... my hand rested upon something soft: I grasped it, and advanced it towards the light. Almighty God! what was my disgust! ... I perceived a corrupted human head,' etc., so hat dies wohl in der folgenden Stelle aus den *Castles of Athlin and Dunbayne,* Chap. III sein Vorbild: 'They were proceeding ... when the foot of Alleyn stumbled upon something which clattered like broken armour, and endeavouring to throw it from him, he felt the weight resist his effort: he stooped to discover what it was, and found in his grasp the cold hand of a dead person!' — Nicht die Empfindung des Grauens, sondern die der Angst ist es, die Lewis wie Mrs. Radcliffe bei ihren Personen durch die plötzliche Bewegung eines Vorhangs hervorgerufen sein lassen. 'It was only the wind,' beruhigt sich der Mönch bei Lewis (III, 115), 'it is only the wind,' heifst es in den *Mysteries of Udolpho* (Chap. XLIII, p. 465; cf. auch *Romance of the forest,* ib. p. 132). Wenn sich im 'Mönch' dann 'Madona Flora', Antonias Kammermädchen, als harmlose Ursache des Schrecks herausstellt, so ist das eine deutliche Nachahmung der Manier der Radcliffe, die ihre Personen und den Leser in dieser Weise zu foppen liebt (vgl. z. B. *Mysteries of Udolpho,* Chap. XVIII, p. 323; ib. 358 f.; *Romance of the forest,* Chap. V, p. 102 f.). — Das von Mrs. Radcliffe mehrfach verwendete Kunstmittel, die Grauenstimmung durch düstere, im Stil Salvator Rosas gemalte Landschaften zu erhöhen (pp. 40 f., 236, 298, 324 f.), hat sich auch Lewis einmal, gegen den Schlufs seines Romans hin, zu nutze gemacht (III, 304 f.).

Die Wahl von Motiven, die der Klostersphäre angehören, war durch das Thema des 'Monk' gegeben; dennoch scheinen auch hier gelegentlich Anregungen der Mrs. Radcliffe nachzuwirken (Prozessionen: *Sicilian romance,* Chap. XI, p. 51, *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXXVII, p. 442; Ertönen der 'matinbell': *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXXVI, p. 434; Klostergesang: p. 441 f.). Wenn sich bei Lewis (I, 42 f.) die (tatsächlich gespielte) Klostermusik in Lorenzos visionären Traum verwebt, so ist dies im 8. Kapitel der *Mysteries of Udolpho* vorgebildet (p. 261): 'She (i. e. Emily) sunk into a kind of slumber ... she thought she saw her father approaching her with a

benign countenance; then, smiling mournfully, and pointing upwards, his lips moved; but, instead of words, she heard sweet music borne on the distant air, and presently saw his features glow with the mild rapture of a superior being. The strain seemed to swell louder, and she awoke. The vision was gone; but music yet came to her ear in strains such as angels might breathe. She doubted, listened, raised herself in the bed, and again listened. It was music, and not an illusion of her imagination. After a solemn steady harmony, it paused — then rose again, in mournful sweetness — and then died in a cadence that seemed to bear away the listening soul to heaven.'[1] — Übrigens berührt sich Lewis in der antiklösterlichen Grundtendenz seines Buches nicht sowohl mit der Mrs. Radcliffe als mit einer starken Zeitströmung, die u. a. auch in den deutschen Ritterromanen deutlich zu Tage getreten war (vgl. Köster im *Anz. f. d. Alt.* 23, 296).[2]

Endlich trifft der 'Monk' mit den Romanen der Mrs. Radcliffe in einer Reihe einzelner Geschehnisse und Situationen zusammen, für die gewiſs zum Teil an direkte Beeinflussung des jüngeren Schriftstellers durch seine Vorgängerin zu denken ist. Die Geschichte der Agnes im 'Monk' erinnert in mehreren Zügen lebhaft an die *Sicilian romance.* Wie dort Agnes (II, 72, 109), so entschlieſsen sich hier Cornelia (*Novelist's library,* p. 46) und — wiederum ganz ähnlich — Julia (ib. 54), den Schleier zu nehmen; beidemal spielen falsche Nachrichten von Untreue resp. Tod[3] des Geliebten eine entscheidende Rolle. Wenn Agnes von der Priorin Vorwürfe darüber bekommt, daſs sie der Gedanke an ihren Geliebten zu viel beschäftige (II, 105), so macht sich Cornelia diesen Vorwurf selbst (p. 47): 'I had but one crime to deplore, and that was the too tender remembrance of him for whom I mourned,' etc. Auch in der *Sicilian romance* haben wir den Schlaftrunk, die Scheinbeisetzung (*The monk*, III, 145 ff.; cf. 99 ff.; *Novelist's library,* p. 66 [Lewis mag zugleich das groſse Vorbild Shaksperes vor Augen gehabt haben]), das Schmachten der Gefangenen im Kerker, den drohenden Hungertod ('I had been two days without food' Mrs. Radcliffe, p. 67; 'two long, long days, and yet no food' Lewis, p. 178). Die Äbtissin bei Lewis, die das Versteck der unglücklichen Agnes listig zu verbergen weiſs (III, 167 ff., 245), ist bei dem ränkevollen Marquis of Mazzini in die Schule gegangen (p. 73): 'The story which the Marquis formerly

[1] Die Musik rührt, wie uns Mrs. Radcliffe am Schlusse ihres Romans belehrt (p. 522), von einer geistesgestörten Nonne her!

[2] Aus dem Bereich der französischen Literatur seien erwähnt nur die *Intrigues Monastiques, ou l'Amour Encapuchonné* (La Haye, 1739), in denen u. a. erzählt wird (cf. Fürst, *Vorläufer der modernen Novelle,* S. 164), wie ein Beichtvater das von ihm geschändete Mädchen ermordet.

[3] Über derartige Botschaften im deutschen Ritterdrama s. Brahm a. a. O. 157.

related to his son, concerning the southern buildings, it was now evident was fabricated for the purpose of concealing the imprisonment of the Marchioness ... the circumstance related was calculated, by impressing terror, to prevent farther inquiry into the recesses of these buildings. It served, also, to explain, by supernatural evidence, the cause of those sounds,' etc. Lewis' Baronin, die den Liebhaber ihrer Nichte selber glühend liebt (II, 10 ff.), hat etwas von der zweiten Gemahlin des Marquis an sich (*Nov. libr.*, p. 7; 9: 'Her bosom, which before glowed only with love, was now torn by the agitation of other passions more violent and destructive ... She saw, or fancied she saw, an impassioned air in the count, when he addressed himself to Julia, that corroded her heart with jealous fury').[1] Wie Lorenzo der Antonia im 'Monk' (III, 35 f.), so bringt Hippolitus der Julia in der *Sicilian romance* eine Serenade dar (p. 11); Lewis' Schilderung 'she was still in this state of insensibility, when she was disturbed by hearing a strain of soft music breathed beneath her window ... The air which was played was plaintive and melodious ... she listened with pleasure ... it was succeeded by the sound of voices, and Antonia distinguished the following words' klingt zum Teil wörtlich an die entsprechende Stelle der Mrs. Radcliffe an. — Die Schicksale der 'Signora Laurentini' in den *Mysteries of Udolpho* (pp. 484, 521) haben dem Anschein nach für die Figur der Beatrice de las Cisternas (*The monk*, II, 86 ff.) einiges beigesteuert; auch Beatrice empfängt 'contempt and abhorrence from the man for whose sake she had not scrupled to stain her conscience with human blood' (*Mysteries of Udolpho*, 521), ja noch mehr, sie wird von ihm kurzer Hand umgebracht. Dafs Lewis' 'Virginia' Züge der 'Clara La Luc' in der *Romance of the forest* trägt, hat schon Rentsch a. a. O. 141 bemerkt.[2]

Im folgenden trage ich kurz diejenigen Fälle von Entlehnung resp. Nachahmung im 'Mönch' zusammen, auf die bereits von der

---

[1] Doch möchte ich die Scene im 'Mönch' (II, 11 ff.), wo die Baronin, die in grausamem Mifsverständnis sich von Don Raymond geliebt wähnt, diesem ihre Leidenschaft enthüllt, von ihm jedoch über ihren Irrtum aufgeklärt wird und nun auf Rache an ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin sinnt, vielmehr mit Schillers 'Don Karlos', II, 8 ff. in Verbindung bringen. Vgl. übrigens auch Wielands 'Oberon', Gesang XI, Str. 50 ff.

[2] Bloſser Zufall ist es, wenn sich Kap. X der *Romance* (p. 137) mit der Entführung Raymonds (II, 54) flüchtig berührt. Ob die Scene, wo Montoni die Unterschrift Emilys erzwingen will (*Mysteries of Udolpho*, p. 401) beim Schlufskapitel des Mönchs (III, 300) vorgeschwebt habe, lasse ich dahingestellt; Lucifers wiederholtes 'Sign the parchment!' ist hier ebenso durch die Situation gegeben wie dort Montonis mehrmalige Aufforderung 'Sign the papers!' Für die Zeile in der Alonzo-Ballade (III, 67) 'The lights in the chamber burned blue' (scil. als das Gespenst erschien) hat Lewis gewifs nicht erst auf die *Mysteries of Udolpho* (p. 330) hinzublicken brauchen ('Holy St Peter! ma'amselle, cried Annette, look at that lamp, see how blue it burns!').

älteren Kritik aufmerksam gemacht worden ist. Lewis hatte in seinem 'Advertisement' selbst zugestanden, die von ihm dort gegebene Plagiatliste sei nicht vollständig: 'I doubt not, many more may be found, of which I am at present totally unconscious.' Aber auch ohne diesen ausdrücklichen Hinweis konnte es nicht zweifelhaft sein, daſs Lewis verschiedene andere literarische Schulden kontrahiert hatte. Man sah sofort,[1] daſs er den Schluſs seines Romans, das Ende Ambrosios, fast wörtlich Veit Webers 'Teufelsbeschwörung' entnommen hatte;[2] man erkannte, daſs für die 'Waldscene bei Straſsburg' (I, 169 ff.)[3] Smolletts *Adventures of Ferdinand Count Fathom,* Chap. XX sq. (Cooke's Edition, I, 113—119) maſsgebend gewesen waren;[4] man fand, die Verführung Ambrosios durch Matilda (d. h. einen Teufel in lockender Weibsgestalt) sei 'beinahe so reizend geschildert' wie in Cazottes *Diable amoureux,* 'in welchem der Vf. auch das Vorbild einer solchen Ausführung [möge] gefunden haben';[5] für die Er-

---

[1] *The monthly review,* Vol. XXIII, London 1797, p. 451; vgl. auch *Intell.-Blatt der Allg. Lit.-Ztg.,* 24. Febr. 1798, No. 33 und *Allg. Lit.-Ztg.,* May 1798, S. 420 ff. (A. W. Schlegel). — Aus der Anzeige in der *Monthly review* hebe ich die folgende Stelle heraus, die für die Geschichte der literarischen Kritik im 18. Jahrhundert von Interesse ist: 'The great art of writing consi[s]ts in selecting what is most stimulant from the works of our predecessors, and in uniting the gathered beauties in a new whole, more interesting than the tributary models. This is the essential process of the imagination, and excellence is no otherwise attained. *All invention is but new combination.* To invent well is to combine the impressive.' Man halte damit die Ausführungen Wm. Godwins in seinen *Thoughts on man* (Ed. 1831, p. 200) zusammen: 'Poetry is, after all, nothing more than new combinations of old materials,' etc.

[2] *Sagen der Vorzeit,* IV. Band, Berlin 1791, S. 135 ff. Lewis hat in der vierten Auflage die entlehnte Stelle stark verkürzt. Übrigens klingt die von ihm gebrauchte Wendung 'totally unconscious' (s. o.) im Hinblick auf diese dreiste Entlehnung recht wenig glaubhaft. — Ohne Bedeutung ist es, wenn Ambrosio (III, 195) der Antonia erklärt: 'For your sake, fatal beauty ... for your sake have I committed this murder, and sold myself to eternal tortures,' ganz wie Francesco der Enemonde (S. 132) vorgehalten hatte: 'Und auf diese Qualbank ... warf ich mich um deinetwillen ... um deinen Besitz mordete ich einen unschuldigen Knaben, entsagte dem Glücke meiner Seele im Himmel.'

[3] 'Die eine Räubergeschichte, wo Reisende in einer einsamen Waldhütte gastfreundlich Aufnahme finden, wo sie aber mit Mühe der ihnen zugedachten Ermordung entkommen ... ist eine gar zu willkürliche Zugabe und verrät sich eben dadurch als eine von den mancherlei Ausbeuten, welche der Vf. von fremdem Boden auf sein wucherndes Feld übertragen hat' (A. W. Schlegel).

[4] Erst in zweiter Linie kommt Mrs. Radcliffe mit ihren *Mysteries of Udolpho,* Chap. LI in Betracht.

[5] Schlegel a. a. O. — Schon bei Cazotte haben wir das dem Zwecke der Verführung dienende Lautenspiel (*The monk,* I, 133; doch vgl. auch Wielands *Oberon,* XI, 61 und *Don Karlos,* II, 8); ferner die weissagenden Zigeunerinnen (*The monk,* I, 55 ff.). Die eine Fassung des *Diable amoureux* bietet übrigens merkwürdigerweise auch die Schilderung einer solchen 'wilden Fahrt', wie sie Musäus und Lewis in der Geschichte von der ge-

scheinung des ewigen Juden (II, 74 ff.) drängte sich die Analogie des Schillerschen 'Geistersehers' auf: 'the wandering Jew, a mysterious character, which, *though copied as to its more prominent features from Schiller's incomprehensible Armenian,* does nevertheless, display great vigour of fancy' (*Critical review,* February 1797, p. 194).[1] Die Ballade *Alonzo the brave and the fair Imogine* (III, 66) liefs an Bürgers 'Lenardo und Blandine' (*Monthly review* a. a. O.) sowie an die 'Lenore' denken (Ähnlichkeit des Stils; dasselbe Grundmotiv: der Bräutigam als Gespenst); man hätte des weiteren (zu Str. V f.; X)[2] an 'Des Pfarrers Tochter von Taubenhain' erinnern können.[3]

---

spenstischen Nonne geben (das Motiv an sich wurzelt im Volksglauben, s. Berger, Bürgers Gedichte, S. 410; ich erinnere hier noch an Höltys *Leander und Ismene,* I, Str. 12); die Stelle lautet: '[Les mulets] ruent ("kicking and plunging" Lewis, II, 54), s'emportent, prennent le mors aux dents. Bientôt on ne les voit plus courir: ils volent; le postillon ("the postillions" Lewis; "der Kutscher" Musäus), démonté, est jeté dans une ornière; les rênes, retombées en avant, ne peuvent plus être saisies par moi ... Enfin je traverse comme un orage le village de Maravillas, et suis emporté à six lieues au delà, sans que rien mette obstacle à la force invincible qui entraîne ma voiture ... Un trait de lumière m'éclaire. «Les événements m'instruisent, m'écriai-je; je suis obsédé.» ... ma calèche, penchée vers la terre, portoit sur ses brancards,' etc.

[1] *The monk,* II, 82 (vgl. auch p. 273); *Geisterseher* (Leipzig 1789), S. 26 f., 51 ff. — Die Lewissche Schilderung des ewigen Juden (II, 79) kommt in einigen Zügen dem Gedicht Schubarts näher: 'I plunge into the ocean; the waves throw me back with abhorrence upon the shore ... [I oppose myself to the fury of banditti;] their swords become blunted, and break against my breast. The hungry tiger shudders at my approach, and the alligator flies from a monster more horrible than itself.' — Die Beamten der Inquisition, die in einem mit schwarzen Tüchern behangenen Saal in schwarzer Kleidung ihres Amtes walten (III, 271), hat Lewis wohl auch aus dem 'Geisterseher' (Ausg. 1789, S. 10); weiterhin gemahnt uns das gespenstische Auftreten Alonzos (III, 67: 'he moved not, he looked not around, But earnestly gazed on the bride ... His presence all bosoms appeared to dismay') an Schillers rätselhaften Franziskanermönch (a. a. O. 72 ff.), der 'unbeweglich ... stand, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet ... Einen Jeden entsetzte diese Erscheinung.' Dagegen dürfte es ohne Belang sein, dafs auch im 'Geisterseher' ein Paar Lorenzo und Antonia erscheint.

[2] Bürgerschen Einflufs verrät, scheint mir, auch die Art, wie der hintergangene Alonzo (Str. XIII) das Gelübde Imogines wiederholt. (Wenn in V. Webers 'Teufelsbeschwörung' Francesco ebenso Enemondes Schwur wörtlich aufgreift [S. 26; 133], so wird darin eben auch die Einwirkung Bürgers zu sehen sein.) — Das Versmafs der Lewisschen Ballade ist dem der Bürgerschen 'Pfarrerstochter' und, enger noch, dem des Gedichtes 'An die kalten Vernünftler' verwandt.

[3] Bekanntlich ist diese Ballade ihrerseits der englischen Dichtung, wenngleich nicht sehr bedeutend, verpflichtet. Soweit ich sehe, hat man übrigens noch nicht beachtet, dafs Str. XXVI des Bürgerschen Gedichtes recht wohl durch eine Stelle des *Vicar of Wakefield,* Kap. XXIV angeregt sein kann. Dort wagt es der Junker Thornhill, der des Pfarrers Tochter Olivia verführt hat, Primrose aufzusuchen, wird von ihm aber mit Worten flammender Entrüstung abgewiesen: 'Go ... thou art a wretch,

Auf den Einfluſs des Goethischen 'Faust' wies Mézières hin (*Histoire critique de la littérature anglaise,* III, 174),[1] der fernerhin in dem Liede des Verbannten (II, 166) eine 'imitation assez heureux de la manière de Goldsmith' erblickte (p. 190) und behauptete, die Stelle, wo Lorenzo seine Schwester Agnes im unterirdischen Kerker des Klosters wiederfinde (III, 176 f.), böte mehrere Züge 'qui rappellent à la fois la science descriptive et la sensibilité de Sterne, dans son épisode si touchant du *Captif.*'[2]

Ich lasse zum Schlusse noch ein paar Notizen folgen, die ich mir bei der Lektüre des Mönchs mit Bezug auf gewisse Einzelheiten gemacht habe und für die sich im Rahmen der obigen Darlegungen kein Platz geboten hat. Wenn Don Raymond sich in der Verkleidung eines Gärtners Eingang in das Nonnenkloster verschafft (*The monk,* II, 104 sq.), so gemahnt uns dieser Zug an italienische Novellen, zugleich aber auch an Wielands *Oberon,* Gesang X, Str. 52 ff. (die Rolle eines 'Gärtners malgré lui' spielt der Graf von Gleichen in Musäus' Volksmärchen'). Der in seinen letzten Stunden von furchtbaren Gewissensqualen gepeinigte Mönch (Chap. XII) ruft uns unwillkürlich den Marlowschen 'Faust' in die Erinnerung. Die Dämonenerscheinungen im *Monk,* II, 276 f.; III, 292, die ihrerseits auf Shelley gewirkt haben, berühren sich nahe mit Beckfords *Vathek* (Ed. London 1868, p. 118); bei Lewis lesen wir: 'It was a youth seemingly scarce eighteen ... his form shone with dazzling glory ... Ambrosio gazed upon the spirit with delight and wonder: yet, however beautiful the figure, he could not but remark a wildness in the dæmon's eyes, and a mysterious melancholy impressed upon his fea-

---

a poor pitiable wretch, and every way a liar,' etc. Darauf macht Thornhill dem Pfarrer kühl den Vorschlag: 'you may still be happy ... *We can marry her to another in a short time, and what is more, she may keep her lover, beside? for I protest I shall ever continue to have a true regard for her.*' Man vergleiche damit die Bürgerschen Verse (Worte des Junkers von Falkenstein an die von ihm verführte Pfarrerstochter):

'Lieb Närrchen, ich halt' es dir, wie ich's gemeint:
Mein Liebchen sollst immerdar bleiben;
Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
So laſs ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben.'

[1] Etwas übertreibend: 'Mathilde joue auprès d'Ambrosio précisément le même rôle que Méphistophélès auprès de Faust: elle l'entraîne aux mêmes crimes suivis du même dénouement.' — Ambrosio soll das höllische Dokument unterzeichnen (III, 297): '[The fiend] struck the iron pen which he held into a vein of the monk's left hand. It pierced deep, and was instantly filled with blood,' etc. Die Ähnlichkeit mit der 'Paktscene' im 'Faust' ist unverkennbar; nur darf man nicht auf das Goethische 'Fragment' von 1790 verweisen (vgl. vielmehr Marlows *Doctor Faustus,* Sc. V). — Der alten Leonella (Chap. I) könnte Frau Marthe ('Garten'; 1790, S. 118 ff.) einige Züge geliehen haben.

[2] *Sentimental journey,* Vol. II.

tures, betraying the fallen angel ... He frequently darted upon Ambrosio angry glances, and at such times the friar's heart sank within him;' 'Lucifer stood before him ... His blasted limbs still bore marks of the Almighty's thunder ... a voice which sulphurous fogs had damped to hoarseness,' etc. — Beckfords Schilderung des 'Eblis' lautet: 'His person was that of a young man, whose noble and regular features seemed to have been tarnished by malignant vapours. In his large eyes appeared both pride and despair: his flowing hair retained some resemblance to that of an angel of light ... In his hand, which thunder had blasted ... At his presence, the heart of the caliph sunk within him ... Eblis, with a voice ... such as penetrated the soul and filled it with the deepest melancholy, said,' etc. — Von den eingelegten Gedichten verrät sich die *Inscription in an hermitage* (I, 86) schon durch das Metrum als Nachahmung von Robert Burns; seltsamerweise figuriert sie — eine bisher übersehene Tatsache — auch in verschiedenen Ausgaben des schottischen Dichters (in der mir gerade vorliegenden Bohnschen Ausgabe der *Works of Robert Burns* von 1860, wo sie p. 275 unter dem Titel '*The hermit.* Written on a marble sideboard, in the hermitage belonging to the Duke of Athole, in the wood of Aberfeldy' erscheint, wird sie von der folgenden Note des Herausgebers begleitet: 'This beautiful poem first appeared in Hogg and Motherwell's edition of the Poet's works, on the authority of Mr. Peter Buchan, Aberdeen (!). It had previously been published fugitively, and there is no doubt of its authenticity (!). It also appears in Mr. Robert Chambers's Edition.').[1] Bezüglich der Alonzo-Ballade wurde bereits gesagt, dafs ihr die Anregungen der Bürgerschen Balladendichtung zu gute gekommen seien; zu dem Gebaren des gespenstischen Bräutigams hatte ich an den 'Geisterseher' erinnert; der Name 'Imogine' war auf Shakspere zurückgeführt worden. Wenn sich Alonzo an der Hochzeitstafel seiner ungetreuen Braut einfindet, um seine Rechte geltend zu machen, so erkennen wir ein weit verbreitetes Motiv wieder; ein Ableger desselben konnte Lewis in dem Musäusschen Märchen 'Liebestreue' entgegengetreten sein (vgl. die verwandte Sage von Heinrich dem Löwen, die Lewis von ihrer episodischen Verwendung in Musäus' 'Melechsala' her gekannt haben wird; in dem eben genannten 'Geisterseher' klingt das Motiv nur von weitem an). Der Totenkopf, der grauenhaft hinter Alonzos Visier zum Vorschein kommt (Str. XI f.), ist natürlich nichts anderes als das 'gräfsliche Wunder' in der drittletzten Strophe der 'Lenore'; zu den Lewisschen Versen 'The worms they crept in, and the worms they crept out, And sported his eyes and his temples about' dürfte die berühmte Beschreibung des wächsernen Bildes in den *Mysteries of Udolpho,*

[1] Die Angabe des *Centenary Burns,* Vol. IV (1897), p. 76 bedarf einer doppelten Berichtigung.

Chap. LVI heranzuziehen sein: 'there appeared ... a human figure, of ghastly paleness ... the face appeared partly decayed and *disfigured by worms, which were visible on the features* and hands,' etc.[1]

II. Zu der Nachwirkung des 'Monk'.

Eine so eingehende Zergliederung, wie wir sie soeben mit dem Lewisschen Romane vorgenommen, wäre verlorene Mühe, wenn sie nicht durch die Bedeutung des untersuchten Objektes gerechtfertigt würde. Dafs dies beim 'Monk' in hervorragendem Mafse der Fall ist, brauche ich nicht des näheren auszuführen. Schon die leidenschaftlichen Anfeindungen, denen der 'Monk' gleich nach seinem Erscheinen ausgesetzt war, liefsen erkennen, dafs man es mit einem nicht gewöhnlichen Werke zu tun hatte. Voll erwiesen aber wird die literarhistorische Bedeutung des Romans durch die Stärke der Wirkung, die er ausgeübt hat, und deren Spuren sogar in Deutschland und Frankreich zu beobachten sind. Coleridge,[2] Scott,[3] Shelley,[4] Byron[5] — um nur ein paar Namen zu nennen[6] — haben sich dem Einflusse des 'Monk' nicht zu entziehen vermocht. Auf deutschem Boden rief der 'Monk' (von den Übersetzungen abgesehen) einige

---

[1] Ferner ab steht *The castle of Otranto*, Chap. V (Ballantynes *Novelist's library*, V, 596): 'the figure, turning slowly round, discovered to Frederic the fleshless jaws and empty sockets of a skeleton, wrapt in a hermit's cowl.'

[2] S. Brandls *Coleridge*, 176, 215, 225. — Der Name 'Osorio' bei Coleridge nach dem Grafen von 'Ossorio' bei Lewis?

[3] Vgl. Rentsch, *M. G. Lewis*, S. 91 ff., 153 ff.

[4] Bertram Dobell ist im Irrtum, wenn er (in seiner Ausgabe von Shelleys *Wandering Jew*, XXVIII und 97) die Angabe Medwins, 'the vision in the third canto [scil. des 'W. J.'] taken from Lewis's *Monk*' auf eine Stelle im ersten Kapitel des 'Monk' beziehen zu müssen glaubt und auf Grund der freilich minimalen Ähnlichkeit derselben mit Shelleys Vision zu dem Schlusse gelangt: 'What Medwin should have said, is, that the whole idea of the poem was probably derived from *The Monk*. In that curious production ... the Wandering Jew is an important figure,' etc. Die von Medwin zweifellos gemeinte Stelle des 'Monk' befindet sich im 7. Kapitel (*The fourth ed.*, II, 273—277; cf. III, 282, 292), und die in Betracht kommenden Verse Shelleys sind nicht, wie Dobell anzunehmen scheint, die Verse 637 ff., sondern 886—947. Mit den Zeilen 948 ff. ist *The monk*, III, 293 ff., mit 1217 ff. *The monk*, II, 272 f., III, 292 zu vergleichen. Die Schilderung des 'Ewigen Juden' v. 815 ff. klingt deutlich an *The monk*, II, 84 an.

[5] Namentlich der 'Manfred' erinnert uns in einigen Zügen an den 'Monk'. — Die Ähnlichkeit zwischen Lewis' Gedicht *The exile* (II, 166) und Byrons *Adieu, adieu! my native shore* ist in der Verwandtschaft des Gegenstandes begründet.

[6] Weiteres bei Rentsch a. a. O. 145 ff. Einige dramatische Bearbeitungen des 'Monk' verzeichnet der Katalog des Britischen Museums. — Unter den Figuren aus dem neueren englischen und amerikanischen Roman, die dem Mönch Ambrosio verwandt sind, ist Hawthornes Rev. Arthur Dimmesdale *(Scarlet letter)* hervorzuheben; ein paar andere stellt Ebsworth, *The Roxburghe ballads*, VIII, 743 zusammen.

direkte Nachahmungen hervor, unter die z. B. der Roman 'Mathilde von Villaneges oder der weibliche Faust' gehört (1799; mir nur aus dem Citat bei Müller-Fraureuth, S. 65 bekannt; nach der Inhaltsangabe bei Müller-Fraureuth scheint auch Kerndörfers 'Urach der Wilde' [Leipzig 1804 ff.] an den 'Monk' anzuknüpfen). Ungleich wichtiger ist, daſs noch E. T. A. Hoffmann den 'Monk' auf sich hat wirken lassen, wie seine 'Elixiere des Teufels' zeigen; ich verweise auf die Ausführungen in Ellingers Hoffmannbiographie, S. 119 f.[1] — Was die französische Literatur betrifft, so hat Mézières auf die Ähnlichkeit zwischen V. Hugos 'Notre-Dame de Paris' und dem 'Mönch' aufmerksam gemacht (s. auch Rentsch a. a. O. 156). Ich glaube den Einfluſs von Lewis' Roman aber schon vorher bei Chateaubriand zu spüren;[2] oder wäre es Zufall, daſs nicht bloſs dieselbe Fieberatmosphäre, dieselbe 'Mischung des Gespenstischen und der Wollust' bei beiden Schriftstellern[3] sich findet, sondern daſs auch gewisse Motive beiden gemeinsam sind, daſs z. B. das verhängnisvolle Gelübde, welches die Voraussetzung der *Atala*-Geschichte bildet, in ganz ähnlicher Weise schon bei Lewis anzutreffen ist?[4] Auf der anderen Seite hat der 'Mönch' noch zwei Jahrzehnte nach Hugos 'Notre-Dame de Paris' seine Lebenskraft bewährt; die Episode von der blutenden Nonne wurde von Scribe und Germain Delavigne zu einem Libretto verarbeitet, zu dem kein Geringerer als Gounod die Musik geschrieben hat. In seinen *Mémoires d'un artiste* (Paris 1896) äuſsert sich Gounod hierüber folgendermaſsen (p. 194): 'Ma troisième tentative musicale au théâtre fut *la Nonne sanglante*, opéra en cinq actes de Scribe et Germain Delavigne ... *La Nonne sanglante* fut écrite en 1852—53; mise en répétition le 18 octobre 1853, laissée de côté et successivement reprise à l'étude plusieurs fois, elle vit enfin la rampe le 18 octobre 1854, un an juste après sa première répétition. Elle n'eut que onze représentations, après lesquelles Roqueplan fut remplacé à la direction de l'Opéra par M. Crosnier.

---

[1] Cf. auch Scherrs *Geschichte der englischen Literatur*, [2]168.

[2] Chateaubriand spricht von dem 'Monk' in seinem *Essai sur la littérature anglaise*, Ed. 1836, II, 323.

[3] Chateaubriand, *Les Natchez*.

[4] 'Ma triste destinée a commencé presque avant que j'eusse vu la lumière. Ma mère m'avait conçue dans le malheur; je fatiguais son sein, et elle me mit au monde avec de grands déchirements d'entrailles : on désespéra de ma vie. Pour sauver mes jours, ma mère fit un vœu : elle promit à la Reine des anges que je lui consacrerais ma virginité, si j'échappais à la mort ...' (Éd. 1878, p. 77).

'While she was big with Agnes, your mother was seized by a dangerous illness, and given over by her physicians. In this situation Donna Inesilla vowed, that if she recovered from her malady, the child then living in her bosom, if a girl, should be dedicated to St. Clare; if a boy, to St. Benedict. Her prayers were heard: she got rid of her complaint; Agnes entered the world alive, and was immediately destined to the service of St. Clare.' (*The monk*, II, 4.)

Le nouveau directeur ayant déclaré qu'il ne laisserait pas jouer plus longtemps une «pareille ordure», la pièce disparut de l'affiche et n'y a plus reparu depuis ... Je ne sais si *la Nonne sanglante* était susceptible d'un succès durable; je ne le pense pas: non que ce fût une œuvre sans effet (il y en avait quelques-uns de saisissants); mais le sujet était trop uniformément sombre; il avait, en outre, l'inconvénient d'être plus qu'imaginaire, plus qu'invraisemblable: il était en dehors du possible, il reposait sur une situation purement fantastique, sans réalité, et par conséquent sans intérêt dramatique.' Gounod hatte die Vertonung des Librettos erst übernommen, nachdem dasselbe von verschiedenen Komponisten (darunter Berlioz) als untauglich zurückgewiesen worden war (*Rev. d. deux mondes,* XXIV[e] Année, VIII, 606; L. Pagnerre, *Charles Gounod,* Paris 1890, p. 59). Als ein Höhepunkt der Oper wurde die Flucht 'Rodolphe's' mit der blutenden Nonne angesehen; man fand sich an die Lenorenballade erinnert (vgl. auch Clément-Larousse, *Dictionnaire des opéras,* p. 786). Die Oper scheint bald in Vergessenheit geraten zu sein; als im Jahre 1867 eine 'blutende Nonne' von sich reden machte, war es nicht Gounods Tondrama, sondern — eine spanische Schwindlerin, die sich, wenn ich recht berichtet bin, 'Schwester Patrocinio' nannte. Schliefslich sei erwähnt, dafs der 'Monk' auch ins Spanische übersetzt worden ist; ob er irgend welchen Einflufs auf die spanische Literatur geübt hat, ist mir nicht bekannt.

Namenverzeichnis.

Inhaltsübersicht.

Halle a. S. Otto Ritter.

Das französische Volkslied.

Die Volksdichtung ist weit, weit wie das Leben. Sie ist tausendfältig wie das Schicksal des Menschen: heiter und düster, erhebend und bedrückend. Und sie ist alt wie die Menschen und immer wieder jung wie sie, immer wechselnd und doch immer dieselbe.

Und an diesem reichen poetischen Erbe der Menschheit hat Frankreich reichen Anteil. Es steht hinter keinem seiner abendländischen Geschwister zurück.

Die Vorwürfe des Volksliedes scheiden sich in geistliche und weltliche. Wenden wir uns erst dem weniger umfangreichen Gebiete der geistlichen Materien zu.[1]

Kirchliche Feste und häusliche Andacht haben dem Volke fromme Gesänge eingegeben, in welchen indessen nicht selten die Spuren geistlicher Mitarbeiterschaft zu erkennen sind. Bruchstücke des Vaterunser, des Credo etc. hat es mit mancherlei Zutaten geschmückt, die nicht immer den Beifall der orthodoxen Kirche hatten, und so sich gereimte Gebete geschaffen, die es feierlich psalmodierend hersagt. Es hat die Erzählungen der Heiligen Schrift und die Heiligenlegenden in Verse gegossen, in denen Weltfreude und Andacht sich schwesterlich die Hand reichen. Materie und Text eines weltlichen Liedes werden, nach berühmten Mustern, in naiver Weise ins Fromme umgesetzt. So wird aus dem weit verbreiteten *Rossignol messager* ein Lied von Mariä Verkündigung: die Nachtigall wird zum Engel Gabriel, das *château d'amour* zum Hause der Jungfrau Maria:

[1] In den folgenden Fuſsnoten gebe ich keineswegs eine Bibliographie der dieser Übersicht über das französische Volkslied zu Grunde liegenden Fachliteratur; sondern ich beschränke mich grundsätzlich auf die Anführung der Quellen, aus denen ich die im Texte zitierten Proben schöpfe. Weitere Verweise sind nur ganz sporadisch gegeben, um gelegentlich auf Abgelegenes oder Neuestes hinzudeuten.

Rossignol messager.

J'ai un long voyage à faire,
Je ne sais qui le fera.
Ce sera rossignolette
Qui pour moi fera cela.
La violette double-, double-,
La violette doublera.

Rossignol prend sa volée,
Au palais d'Amour s'en va;
Trouva la porte fermée,
Par la fenêtre il entra.
La violette etc.

„Bonjour l'une, bonjour l'autre,
„Bonjour, belle que voilà!
„C'est votre amant qui demande
„Que vous ne l'oubliiez pas.“
La violette etc.

„Fallait qu'il vinsse lui-même
„Me fair' ce compliment là:
„Tout amant qui craint sa peine
„Mérit' d'être campé là.“
La violette etc.

„J'en ai bien oublié d'autres,
„J'oublîrai bien celui-là:
„S'il était venu lui-même
„Il n'eût pas perdu ses pas.“
La violette etc.

L'Annonciation.

J'ai un long voyage à faire,
Je ne sais qui le fera.
Ce sera Gabriel Ange,
Vive Jésus!
Qui pour moi fera cela.
Alleluya!

Gabriel prend sa volée,
Vive Jésus!
Droit à Nazareth s'en va,
Alleluya!

Trouvant les portes fermées,
Vive Jésus!
Par la fenêtre il entra,
Alleluya!

Trouvant la Vierge en prière,
Vive Jésus!
Tout humble la salua,
Alleluya!

„J' vous salu', Vierge très digne,
Vive Jésus!
Mèr' du grand Dieu qui seras.“
Alleluya!

***Ave Maria** pour la Vierge,*
Vive Jésus!
*Pour les Ang's le **Regina**.*
Alleluya! (Normandie.[1])

Die reichste Gattung religiöser Lieder sind die sogenannten *Noëls*, die das Fest der Feste, Weihnachten, hervorgerufen hat. Sie sind von der mannigfaltigsten Art: lyrisch, episch oder kleine Dramen. Schon im frühen Mittelalter sind sie in den lateinischen Gottesdienst eingedrungen. Sie erfüllen das Haus in der heiligen Nacht und ertönen auf der Strafse als Bittlieder um kleine Festgaben: *querre noël* ist schon vor 600 Jahren erwähnt. Ihre Weisen sind weltlichen Liedern entnommen, und oft ist ihr Inhalt in Stoff und Stimmung rein weltlich: kleine Bilder aus dem Leben des Dorfes, das zur Huldigung an der Krippe des Christuskindleins zusammenströmt, voller Lust und Festfreude und von der Derbheit, die der guten Laune des Volkes eignet. Manchmal bildet der Refrain *Noël! Noël!* allein das Band, das diese Lieder an Weihnachten knüpft. Umgekehrt ist auch oft gerade der Refrain das weltliche Element:

Voici la nouvelle
Que Jésus est né,
Que d'une pucelle

[1] E. de Beaurepaire, *Etude sur la poésie pop. en Normandie*, Avranches 1856, p. 3; cf. *Romania*, X, 390; E. Rolland. *Recueil de chans. pop.*, Paris 1883 ff., II, 243—6; Ch. Beauquier, *Chans. pop. recueillies en Franche-Comté*, Paris 1894, p. 63.

Il nous est — tourlourirette!
Il nous est — lonlanderirette!
Il nous est donné![1]

Oder:

Turelutu! patapatapon!
Chantons un Noël
Pour ce beau poupon![2]

Die *Noëls* sind nicht populären, sondern kirchlichen Ursprungs, und, wenn auch unter der Mitarbeiterschaft des Volkes ihrer viele ganz volkstümlichen Charakter angenommen haben, so haben geistliche und weltliche Kunstdichter immer gern den *Noëls* sich zugewandt, und seit dem 16. Jahrhundert bestehen umfangreiche gedruckte Sammlungen.

Die Kirche hat die alten Noëltexte mit ihrer etwas irregulären Religiösität durch korrektere zu ersetzen sich bemüht, und in der Flut gedruckter Noëls, die sie seit Jahrhunderten über das Land ergossen hat und welche durch Kolporteure und durch die *Bibliothèque bleue* in die einsamsten Hütten gedrungen ist, sind die alten lustigen Weihnachtslieder meist untergegangen. Auch in liederreichen Gegenden, wie in der Normandie oder der Gruyère, sind sie verschwunden. In der Franche-Comté leben sie noch kräftig.

Weihnachten ist nach der mittelalterlichen Zeitrechnung auch Jahresanfang gewesen, so daſs das Neujahrsfest damit zusammenfiel, und zur Weihnachtszeit wurde auch der Festtag der heiligen drei Könige gerechnet. Wie dieses Konglomerat christlicher Feste, welches auf die Wintersonnenwende fiel, sich mannigfach mit ursprünglich heidnischen Zeremonien durchsetzte, so zeigen auch die Bitt- und Wunschlieder der abendländischen Völker zum Neujahrs- und Dreikönigstag allerlei Reminiscenzen aus dunkler Vorzeit. Die Rätselhaftigkeit des Textes manches dieser Lieder hat der Zähigkeit, mit der es sich erhalten, keinen Abbruch getan.

In der Nacht des Dreikönigstages durchstreift eine lärmende Schar mit brennenden Fackeln Feld und Wiese und beschwört im Namen des *Noël* und der *Rois* Maulwurf, Feldmäuse und anderes schädliches Getier:

Taupes et mulots,
Sors de mon clos,
Ou je te mets le feu sur le dos![3]

---

[1] J. Tiersot, *Histoire de la chanson pop. en France*, Paris 1889, p. 256.

[2] Max-Buchon, *Noëls et chants pop. de la Franche-Comté*, Salins 1868, p. 49.

[3] W. Scheffler, *Die franz. Volksdichtung u. Sage*, Leipzig 1884—85, I, 285; cf. Coelho in *Revue hispanique*, 1900, p. 405 ff.; Guerlin du Guer, *Bulletin des parlers normands*, 1900, p. 338; 1901, p. 419.

Und das Ungeziefer wird eingeladen, sich nach der reichen Vorratskammer des Herrn Curé zu verziehen.

Heute sind Brauch und Lieder aus den Sitten des Volkes geschwunden und zu einem Zeitvertreib der Kinderwelt geworden.

Jesu, der Jungfrau und der Heiligen Leben werden vom Volke in romantischer Ausschmückung balladenartig besungen (*Complaintes*). Sie begleiten bei festlichen Anlässen das übliche Einsammeln von Gaben, wie z. B. in der Normandie das Osterlied von den drei Marien:

Ce sont les trois Mari's,
Au matin sont levé's:
S'en vont au monument
Pour Jésus-Christ chercher.
Marie Marthe,
Marie Madelaine et Marie Salomé.

Ne l'ayant point trouvé,
Se sont mis's à pleurer.

„Ah, qu'avez-vous, Mari'?
„Qu'avez-vous à pleurer?“

„Nous cherchons Jésus-Christ
„Sans pouvoir le trouver.“

„Allez-vous-en là-haut,
„Au jardin Olivier.

„Là vous y trouverez
„Un homme jardinier.“

Y étant arrivé's,
Se mit à leur parler:

„J'ai planté une vign',
„Je la veux labourer;

„Et de mon propre sang
„Je la veux arroser.“

Alors les trois Mari's
Se mirent tout's à pleurer.

Puis ont baisé les pieds
Du Christ[e] jardinier.[1]

Die Träger der religiösen Balladen waren einst hauptsächlich Pilger und Bettler.

Die Pilgerfahrten mit ihren wunderreichen Stationen nährten und erhielten das fromme Lied. Der fahrende Bettler rührte das Herz der Begüterten durch einen Gesang von Christi Passion:

La passion de Jésus-Christ, s'il vous plaît de l'entendre,
Entendez-la, grands et petits, toutes gens d'ordonnance![2]

oder vom reichen Mann und armen Lazarus (*Du mauvais riche et du bon pauvre*),[3] der in der mannigfachsten Version vom Genfer See bis zum Atlantischen Ozean verbreitet ist.

Der Bettler durchwanderte wohl auch des Nachts schellend und singend das Dorf als der *clocheteur des trépassés* und weckte die Leute aus dem Schlafe zur Erinnerung an Vergänglichkeit und Tod:

Réveillez-vous, gens qui dormez!
Priez Dieu pour les trépassés,
Pour vos parents, pour vos amis
Que Dieu les mette en paradis![4]

---

[1] E. de Beaurepaire, *l. c.* p. 9. [2] *Romania* II, 467.
[3] Die neueste Aufzeichnung bei J. Tiersot, *Chans. pop. recueillies dans les Alpes françaises* (*Savoie et Dauphiné*), Grenoble et Moutiers 1903, p. 92.
[4] *Romania* II, 470.

Und am folgenden Morgen zog er von Haus zu Haus seine Gaben ein. In unserer Zeit aber ist das alles, wie auch die gereimten Totenklagen bei Leichenbegängnissen, fast gänzlich verschwunden.

Wir haben bereits gehört, dafs die robuste Gläubigkeit des Volkes im religiösen Lied oft eine weltliche Munterkeit zuläfst, die unserem geschärften religiösen Empfinden fast verletzend erscheint. Die christliche Kirche hat im Mittelalter der Volksbelustigung bekanntlich viele Konzessionen und, gerade zu Neujahr, am sogenannten Eselsfest, ausgelassenes Treiben gewähren müssen, dessen sie sich im Laufe der Jahrhunderte nur mühsam erwehrte, ein Treiben, das sich geradezu als eine Parodie der kirchlichen Zeremonien darstellt. Die Parodien religiöser Lieder sind denn auch bis heute nicht aus der Volksdichtung geschwunden: keckere und auch harmlosere, nach Art etwa unseres 'Die Pintschgauer wollten wallfahrten gehn'.

Und nun zu den weltlichen Stoffen.

Das Volk begleitet die Ereignisse und Zustände des öffentlichen und privaten Lebens, Staatsaktionen und Privatverhältnisse, mit seinen Liedern, welche preisen oder tadeln, klagen oder spotten.

'Nun bin ich ihr Saitenspiel geworden und mufs ihr Märlein sein,' klagt schon Hiob, und *male chanson n'en doit être chantée*, gelobt Roland, als er zum letzten Kampfe auszieht.

Sogenannte historische Lieder begleiten die Ereignisse der nationalen Geschichte in vielstimmigem Chor. Aber wie sie überall am Wege rasch entstehen, so welken sie auch rasch dahin, wenn der Zug der Ereignisse vorüber ist. Das historische Lied hat kein dauerndes Leben in der mündlichen Überlieferung des Volkes.

Nicht der geschichtliche, der nationale, sondern allein der allgemein menschliche, romantische, poetische Wert eines Ereignisses fesselt dauernd das Interesse des singenden Volkes. Er bestimmt auch die Form der Behandlung im Liede, das die zu Grunde liegende Tatsache frei umgestaltet, mit pittoreskem und anachronistischem Detail schmückt und, vollständig gleichgültig gegen historische Wahrheit, das ursprüngliche Geschehnis bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Das dichtende Volk handelt mit der souveränen Freiheit des grofsen Poeten: es dichtet dem Lenker aller Schicksale die Weltgeschichte auf seine Weise nach.

Soll das historische Lied leben, so mufs es zur Ballade werden; nur als Ballade überdauert es die Jahrhunderte. Bisweilen erinnern noch einige Personen- oder Ortsnamen an den bestimmten geschichtlichen Ursprung dieser Ballade. Aber wie leicht läfst das Volk die Eigennamen fallen oder vertauscht es

unbekannte gegen bekannte, vergessene gegen aktuelle. Ein Beispiel: König Franz I. wurde 1525 in der Schlacht von Pavia von Karl V. besiegt und als Gefangener nach Madrid geführt. Die Ballade vom *Roi prisonnier* wird im Süden wie im Norden Frankreichs gesungen, und zwar so:

Le roi est parti dimanche
Et le lundi a été pris.[1]

'Halt,' schreien die Feinde, 'König von Frankreich, du bist gefangen.' 'Ich bin nicht der König von Frankreich,' antwortet er:

Je suis un pauvre gentilhomme
Qui va de pays en pays;
Qui s'en va demander l'aumône,
Un petit morceau de pain bis.

Doch sehen sie am Zügel des Pferdes seinen Namen, am Degen sein Lilienwappen. Er wird eingekerkert. Vom Fenster des Turmes sieht er einen Boten kommen. 'Was sagen sie in Paris vom König?' fragt er diesen. 'Man weifs nicht,' antwortet der Bote, 'ob er tot oder gefangen ist.' 'Geh' und melde, dafs ich lebe und dafs die Königin an allen vier Ecken von Paris Gold prägen lassen soll, um mich loszukaufen.'

Das historische Ereignis der Gefangenschaft des Königs ist hier, man möchte sagen, mit dem naiven Auge des Kindes geschaut und mit dem Interesse des Kindes erzählt, die historische Wahrheit wandelt sich in rein poetische, allgemein menschliche.

So prägt das Volk aus dem Gold der Geschichte die Münze seines Liedes.

Dabei nennt keine der lebenden Versionen, welche ich vor mir habe, den König noch Franz. Er wird einfach *le roi de France* genannt, oder dann heifst er Louis. Nur zwei erwähnen noch Pavia. Eine nennt auch Madrid nicht mehr. Eine andere, nördliche, macht aus Madrid Maestricht.

Also: der König Ludwig von Frankreich sitzt in Maestricht gefangen. So löst sich die Ballade vom historischen Ereignis.

Ein Geschichtskundiger hat dann nachträglich das Licht seines Wissens auf die Ballade vom *Roi prisonnier* fallen lassen und mit der angeblichen königlichen Rede: *tout est perdu fors l'honneur* auch den Namen Karls V. eingeschwärzt; das wirkliche Volkslied weifs weder von der einen noch vom anderen etwas.

---

[1] *Romania* III, 92; cf. *ib.* XI, 397; *Archiv* LVI, 304; J.-B. Weckerlin, *La chans. pop.*, Paris 1886, p. 29; C. Nigra, *Canti pop. del Piemonte*, Torino 1888, p. 57; *Revue d'hist. littéraire de la France* II, 41; J.-B. Weckerlin, *Chans. pop. du pays de France*, Paris 1903, I, 92.

Weil das Volk in seinen Liedern so leicht die historischen Beziehungen verwechselt, kann es auch leicht ein altes Lied neuen Ereignissen und Personen anpassen. So wird schliefslich zur Zeit der Revolution aus dem Liede vom gefangenen König Franz ein Lied auf den gefangenen und hingerichteten König Ludwig XVI. — nicht in Frankreich freilich, sondern im Piemont, das so viel Balladenstoff aus Frankreich entlehnt hat.

So ist auch der englische Feldherr Malbrough, der vor zweihundert Jahren gegen Frankreich focht, zum Helden der bekannten Chanson geworden, welche Trilby so meisterlich sang:

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine,
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra.[1]

Später ist dieses Lied auch auf andere, z. B. auf Gambetta, umgesetzt worden. Der Rahmen ist gewifs viel älter als Malbrough, die Ausfüllung aber ist einem satirischen politischen Liede des 16. Jahrhunderts (auf das Begräbnis des Herzogs von Guise, 1566) nachgeahmt, und am Schlusse fehlt burleske Zutat nicht, so dafs das Malbrough-Lied nicht nur ein Beispiel für Personalverschiebung, sondern auch für Zusammenschweifsung verschiedener Liederbestandteile ist. Es hat dabei übrigens vom einheitlichen Ton der wirklichen *Chansons populaires* viel eingebüfst.

Das historische Volkslied ist also in steter Umbildung begriffen, und in immer weitere Ferne tritt hinter ihm das geschichtliche Ereignis zurück, um schliefslich unseren Augen völlig zu entschwinden.

Vor einem halben Jahrtausend kämpfte Frankreich mit England einen hundertjährigen Kampf um seine Existenz. Die rätselhafte und fesselnde Figur der Jungfrau von Orléans als der Besiegerin der Engländer erhebt sich 1429 auf der Höhe dieses nationalen Ringens. Gewifs hat das Volkslied diese Heldengestalt gefeiert; aber unter den heutigen mir bekannten Liedern Frankreichs ist nur eines, das vielleicht wie ein fernes Echo ihres Ruhmes gedeutet werden kann.

Es erzählt, wie der König von England vom Spinnrocken eines Hirtenmädchens überwunden worden sei:

Dans le pré dansaient
Quatre-vingts fillettes,

Toutes salua
Hormis la plus belle.

Quand passa par là
Le roi d'Angleterre.

„Tu n' me salu's pas,
„P'tit roi d'Angleterre?

---

[1] Cf. Scheffler, *l. c.* II, 107; weitere Literatur: *Archiv* CIX, 419 n., in Spanien und Portugal, cf. *Romania* XXIX, 481.

„Mets l'épée au poing,
„Moi ma quenouillette.

„Et nous nous battrons
„En duel sur l'herbette."

Pouf! du premier coup,
Ell' le couche à terre.

Un' fille a battu
Le roi d'Angleterre!

Tout est regagné
Par une bergère.

Nous pouvons danser
N'aurons plus de guerre! [1]

In dieser Ballade, die heute den Reigen spielender Kinder begleitet, hallt vielleicht der ferne Donner des hundertjährigen Krieges und verklingt die letzte volkstümliche Erinnerung des ruhm- und schreckenreichen Schicksals des Mädchens von Orléans. Wer weifs es?

Die ergötzliche Schilderung des burlesken Feldzuges des Prinzen von Savoyen (*Le princhе dè Chavouye*), welche eine schweizerische *Ronde* [2] bietet, geht vielleicht auf die Eroberung der Waadt von 1536 zurück. Wer weifs es?

Welcher französische König ist der Held der Ballade *Le roi a fait battre tambour*?

Le roi a fait battre tambour
Pour voir toutes ces dames;
Et la première qu'il a vu'
Lui a ravi son âme.

„Marquis, dis-mois, la connais-tu?
„Qui est cett' joli' dame?"
Et le marquis l'y a répondu:
„Sire roi, c'est ma femme."

„Marquis, tu es plus heureux qu'moi
„D'avoir femme si belle;
„Si tu voulais me l'accorder,
„Je couch'rais avec elle."

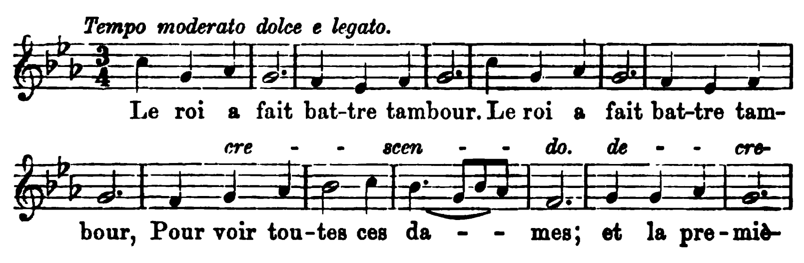
„Sir', si vous n'étiex pas le roi,
„J'en tirerais vengeance;
„Mais puisque vous êtes le roi:
„A votre obéissance."

„Marquis, ne te fâche donc pas,
„T'auras ta récompense:
„Je te ferai dans mes armées
„Beau maréchal de France."

„Habille-toi bien proprement,
„Coiffure à la dentelle;
„Habille-toi bien proprement
„Comme une demoiselle.

„Adieu, ma mi', adieu mon cœur,
„Adieu, mon espérance;
„Puisqu'il te faut servir le roi,
„Séparons-nous d'ensemble."

La reine a fait faire un bouquet
De belles fleurs de lys[e];
Et la senteur de ce bouquet
A fait mourir marquise.



[1] *Archiv* LVI, 302; cf. Beauquier, *l. c.* p. 296.
[2] *Les chants du rond d'Estavayer*, Fribourg 1896, n° IV; cf. J. Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, 1903, p. 43.



Und wie oft mag das Volkslied seinen Helden einen König nennen, von Königinnen und Königskindern singen, während die Helden des wirklichen Vorganges gewöhnliche, ungekrönte Sterbliche waren! Das Volk liebt es, seine Phantasie an Fürstenhöfen spazieren zu führen. Es hat die naive Freude des Kindes an allem, was glänzt.

So ist die historische Deutung der Balladen fast immer zweifelhaft. Das ist sicher, dafs wir in keiner der heute noch in Frankreich lebenden Balladen mit Sicherheit nationalgeschichtliche Tatsachen erkennen können, welche über das Jahr 1500 zurückgingen.

Eines der bekanntesten dieser Lieder ist das von König Ludwigs Töchterlein, ein Lied, dessen romantische Worte und wunderbare Weise schon vor einem halben Jahrhundert den Dichter *Gérard de Nerval* entzückte, den man den literarischen Entdecker der französischen Balladen nennen kann: denn nur fünfzig Jahre ist es her, dafs Frankreich sich seines Reichtums an Volksliedern bewufst zu werden anfing.

König Ludwig sitzt vor seinem Schlosse auf der Brücke; auf seinem Schofse hält er sein Töchterlein. Sie bittet ihn um einen Liebsten, der arm ist. Er schlägt ihr die Bitte ab, und da sie von ihrer Liebe nicht lassen will, läfst er sie in den Turm werfen, wo sie für ihre Treue büfst.

La fille du roi Louis.

Le roi Louis est sur son pont,
Tenant sa fille en son giron.

Ell' lui demande un cavalier
Qui n'a pas vaillant six deniers.

„Oh! oui, mon père, je l'aurai,
„Malgré ma mèr' qui m'a porté'.

„Je l'aim' plus que tous mes parents,
„Et vous, mon pèr', — que j'aime tant!“

„Ma fille, il faut changer d'amour,
„Ou vous entrerez dans la tour.“

„J'aime mieux aller dans la tour,
„Mon pèr' que de changer d'amour.“

„Vite, où sont mes estafiers,
„Aussi bien que mes gens de pied?

„Qu'on mène ma fille à la tour,
„Ell' n'y verra jamais le jour.“

Elle y resta sept ans passés,
Sans que personn' pût la trouver.

Mais, au bout des sept ans passés,
Sont père vint la visiter.

---

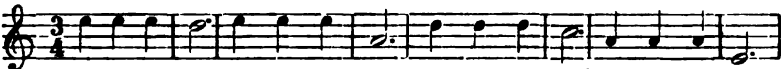
[1] J. Bujeaud, *Chants et chansons pop. des provinces de l'ouest, Poitou Saintonge, Aunis et Angoumois,* Niort 1895, II, 175; cf. *Romania* III, 101 und *Revue des traditions populaires,* 1897, p. 5.

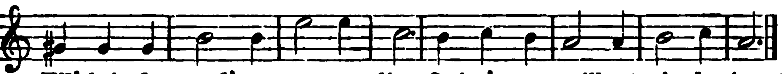
„Bonjour, ma fill', comment vous va?"
„Ma foi, mon pèr', ça va bien mal;

„J'ai les pieds pourris dans la terre
„Et les côtés rongés des vers."

„Ma fille, il faut changer d'amour
„Ou vous resterez dans la tour.",

„J'aime mieux rester dans la tour,
„Mon pèr', que de changer d'amour." [1]





Zu den Vorgängen, welche gleich Staatsaktionen die Aufmerksamkeit des Volkes erregen und fesseln, gehören elementare Ereignisse und Verbrechen. Das Volkslied enthält gewissermaſsen das populäre Protokoll der *crimes célèbres*. Die meisten dieser *Complaintes* sind freilich ganz gewöhnliche Moritatenlieder, trockene, lehrhafte Berichte mit schaler Nutzanwendung. Dauerndes Leben hat auch hier nur das Lied, welches den Vorgang ins Romanhafte erhebt, eine kleine Kriminalnovelle bildet, in deren Erzählung sich Naivität und Grausamkeit die Hand reichen, und welche nicht selten durch die Heranziehung überirdischer Schrecken legendenhaften Charakter annimmt (*Chants de damnés*).

Kinder, die den Mord ihrer Eltern, Eltern, die den Mord ihrer Kinder planen oder ausführen; Männer, die ihre Frauen, Frauen, die ihre Männer töten oder zu töten versuchen, sei es aus eigenem Antriebe oder auf Anstiftung anderer, wobei dann das Eingreifen der Vorsehung oder die Wachsamkeit der Menschen (des Opfers, der Nachbarn, der Verwandten) die Schuld offenbar macht und der Schuldige dem Selbstmorde, der Rache oder dem Gerichte verfällt — das gehört zu den häufigsten, verbreitetsten und wohl auch ältesten Stoffen aller volkstümlichen Balladenpoesie. So fehlt es denn auch in Frankreich nicht an Liedern über die Kindesmörderin, die zum Richtplatz geführt wird mit der stereotypen Wendung:

Le juge par devant, le bourreau par derrière.

Frankreich kennt das Lied vom Sohne, der unbekannt ins Vaterhaus zurückkehrt und an dem die eigenen Eltern einen Raub-

---

[1] *Franz. Volkslieder* zusammengestellt von Moriz Haupt, ed. A. Tobler, Leipzig, Hirzel, 1877, p. 90. Literatur bei Th.-F. Crane, *Chans. pop. de la France*, New-York, 1891, p. 265; Nigra, *l. c.* 278; F. Child, *The English and Scottish pop. ballads*, Boston 1885 ff., IV, 355. Neueste Notierung bei Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, 108.
[2] Nach *Mélusine* II, 377 ff.

mord verüben, wie in Zacharias Werners '24. Februar'. Reich vertreten ist das Thema des Gattenmordes. Auf seinem uralten Grunde, auf welchem wir als naivste Blüte die Sage vom Ritter Blaubart schauen, haben die Jahrhunderte mit ihren immer erneuten Bluttaten immer neue Liedervariationen und Kombinationen geschaffen.

Auf Anstiften der Mutter hat der Sohn sein junges Weib draufsen auf dem Felde erschlagen. Auf dem Heimweg begegnet ihm der Bruder der Ermordeten:

„Ah, d'où viens-tu, frèr', maintenant?
„Tes souliers sont couverts de sang."

„Je reviens de la chasse
„Des lapins, des bécasses;
„J'ai tant tué de lapins blancs
„Qu' mes souliers sont couverts de sang."

„Tu as menti, beau-frère
„Ah tu n'est qu'un faux traître!
„Je vois à tes pâles couleurs
„Que tu viens de tuer ma sœur." [1]

Wer hat nicht Ähnliches in deutschen Liedern gelesen?

Gern läfst das Lied den Verbrecher in der ersten Person reden, und oft genug mag es wirklich von dem Ärmsten herrühren, welcher im Kerker, angesichts von Folter und Rad, seine Reue in kunstlose Verse gofs, deren wahre Erregung und tiefe Aufrichtigkeit dem Hörer ans Herz greift.

Le voleur.

Mon père m'a nourri pour bâton de vieillesse,
Pour bâton de vieillesse — ça n'est pas mon dessein:
L'amour et la débauche m'ont rendu libertin.

J'm'en vas au cabaret pour y boire bouteille,
Les pieds sous la table, asseyé sur un banc,
Au clair de la chandelle dépenser mon argent.

Je me suis mis voleur, voleur dans une église,
J'ai pris le saint ciboire, le très saint sacrement,
Et les saintes hosties et m'en vas par les champs.

Je m'en vas à Paris vendre ma marchandise,
Ma marchandise à vendre au prix accoutumé.
Les bourgeois de la ville m'ont rendu prisonnier.

Si m'ont pris, m'ont mené dans une tour obscure,
Dans une tour obscure, on n'y voit clair ni jour.
Le matin quand je m' lève je sens trembler la tour.

J'ai trois petits enfants, une tant joli' femme,
Une tant joli' femme, que Dieu m'avait donné'.
Oh, qu'elle est malheureuse de m'avoir épousé!

---

[1] Crane, *l. c.* p. 12.

Le plus jeune des trois s'en va dire à sa mère:
„O mèr', ma tendre mère, où est-ce qu'est mon papa?
„Voilà bien six semaines que je ne le vois pas.“

„Ton papa, mon enfant, n'a jamais voulu croire,
„N'a jamais voulu croire ni amis ni parents:
„Un jour, pour récompense, mourra cruellement.“ [1]

Hierher gehören auch die Klagelieder gefangener Deserteure: aber keines derselben erreicht an Schönheit unser 'Zu Strafsburg auf der Schanz'.

Auch das öffentliche Leben der Gemeinde findet seinen Kommentar im Liede, der freilich meist satirisch ist, und überall begegnet man Gedichten, in welchen einzelne Gemeinden und Landesteile sich über ihre Nachbarn lustig machen. Diese Poesie ist kulturgeschichtlich interessant, künstlerisch, aber meist wertlos: ihre Satire ist ungeschlacht, ihre Witze roh, und das Ganze ist zu sehr lokal bedingt, um reicheres Leben zu haben.

Zu den grofsen Ereignissen des dörflichen Lebens gehören die weltlichen Feste, die der Lauf des Jahres regelmäfsig bringt, vor allem die uralte Frühlingsfeier des ersten Mai. Der Festjubel, mit welchem in früheren Jahrhunderten dieser Tag des Renouveau begangen wurde, bedeutete eine förmliche Inszenierung des jugendlichen Liebeslebens und machte ihn zum vornehmsten Herde volkstümlicher Dichtung. Von diesem Festjubel ist heute allerdings nicht mehr viel verblieben.

Noch weiht freilich der Bursche seinem Mädchen Maienstraufs (*planter le mai*) und Ständchen. Noch wird vielerorts eine Maienkönigin (*reine de mai, trimazo, trimousette*) geschmückt. Aber die Aufzüge der Jugend haben fast nur noch den Zweck, Gaben zusammenzubetteln. Die munteren, ausgelassenen Tanzreigen der alten Zeit sind verschwunden. Übriggeblieben sind eine Reihe von Liedern, einerseits Bittlieder, andererseits Lieder der Freude und Liebeslust, die hauptsächlich in den Anfangsworten oder im Refrain dem Erwecker neuen Lebens, dem *joli mois de mai* und seinem blühenden, jubilierenden Hofstaate, huldigen.

Un jour de mai, ça m'y prend une envie
D' planter un mai à la port' de ma mie! [2]

Nach dem Maifest das weltliche Fest der Sommersonnenwende, des Johannistages, *la Saint-Jean*, hübsch gelegen zwischen Heumonat und Ernte, ein Fest, zu dessen Ehren Freudenfeuer flammen und das in grofsen Zusammenkünften

[1] *Romania* IV, 206; cf. J.-F. Bladé, *Poésies pop. en langue franç. recueillies dans l'Armagnac et l'Agenais*, Paris 1879, p. 56; Bujeaud, *l. c.* II, 230.
[2] Bujeaud, *l. c.* I, 282.

(*assemblées*) gefeiert wird, an welchem Burschen und Mädchen sich zur Arbeit verdingen (Verdinglieder) und sich zu allerlei Kurzweil zusammentun.

La Saint-Jean.

Refrain: *Mignonne, allons voir*
Si la lune est levée.

Voici la Saint-Jean,
La grande journée,

Où tous les amants
Vont à l'assemblée.

„Le mien n'y est point
„J'en suis assurée;

„Il est dans les champs
„Là-bas à la rée,

„La figure au vent,
„Chevelure dépeignée.“

„L' mien est à Paris
„Chercher ma livrée.“

„Que t'apport'ra-t-il?
„Mignonn' tant aimée?“

„Il doit m'apporter
„Un' ceintur' dorée,

„Une alliance d'or
„Et sa foi jurée.“[1]

Die Karnevalszeit scheint für die Volkspoesie nicht besonders fruchtbar gewesen zu sein: ihr originellstes Produkt waren die Spottlieder zu den *Charivaris,* den Katzenmusiken, mit denen diejenigen beglückt wurden, die im Laufe des Jahres der Chronique scandaleuse des Ortes verfallen waren.

Betreten wir endlich den Boden des Alltagslebens mit seiner Arbeit und seinen Freuden, seiner Lust und seinem Weh, so finden wir da den allergröfsten Reichtum und die bunteste Mannigfaltigkeit an Chansons.

Das Volkslied besingt Arbeit und Leben der einzelnen Berufsarten und Stände (*Chansons de travail, de metier*). Diese Lieder sind ursprünglich dazu bestimmt, die Arbeit zu begleiten, deren Rhythmus sie folgen.

George Sand schildert in der *Mare au diable* (1846) anschaulich und eindrucksvoll den Gesang (*briolage*), mit welchem der Bauer ihrer Heimat *Berry* den Zug der pflügenden Ochsen begleitet.[2] Aus der *Bresse,* wo diese Gesänge den bezeichnenden Namen der *Chansons à grand vent* tragen, stammt *Le pauvre laboureur.*

Le pauvre laboureur,
Il a bien du malheur.
Du jour de sa naissance,
'L est déjà malheureux.
Qu'il pleuv', qu'il tonn', qu'il vente,
Qu'il fasse mauvais temps,
L'on voit toujours, sans cesse,
Le laboureur aux champs.

Le pauvre laboureur,
Il n'est qu'un partisan;
Il est vêtu de toile,
Comme un moulin à vent.

Il met des arselettes,
C'est l'état d' son métier,
Pour empêcher la terre
D'entrer dans ses souliers.

Le pauvre laboureur,
Il est toujours content;
Quand 'l est à la charrue,
Il est toujours chantant.
Il n'est ni roi, ni prince,
Ni duc[que], ni seigneur,
Qui n' vive de la peine
Du pauvre laboureur.[3]

---

[1] Bujeaud, *l. c.* I, 187. [2] Notierungen bei J. Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 158. [3] Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 155; cf. dess. *Ch. pop. des Alpes* p. 463.



[1]

Aus dem Burgund stammt das Schäferlied, in dessen Refrain *Eho! Eho!* der Ruf (*le huchage*) wiederkehrt, mit dem der Hirt die Tiere mahnt.[2]

Berühmt und eine stehende Nummer der schweizerischen Nationalfeste geworden ist *Le ranz des vaches*, der Kühreihen der Greyerzer Sennen, wo der Hirtenruf *Lyoba! Lyoba!* als Refrain verwendet ist, während im balladenartigen Text ein Zwischenfall der Alpfahrt erzählt wird.[3] Und dieselben Sennen berichten zum Ruhme ihres Standes in einem anderen Liede, wie der Graf von Greyerz einst zu ihnen auf die Alp gekommen, um sich im Schwingen mit ihnen zu messen, und dabei unterlegen sei (*Le conto de Grevîre*).[4]

Die ganze Reihe der ländlichen Arbeiten, welche das Jahr mit sich bringt, das Säen, das Harken der Weinberge, das

---

[1] Tiersot, *Dix mélodies pop. des provinces de France.*
[2] Champfleury, *Chans. pop. des provinces de France*, Paris 1860, p. 45; cf. Fertiault, *Hist. d'un chant pop. bourguignon*[2], Paris 1900.
[3] Cf. *Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie*, 1900, p. 68.
[4] *Romania* IV, 200.

Ernten: Ernten des Getreides, der Oliven, der Maulbeerblätter, des Hanfs, das Dreschen, das Holzfällen und -sägen, das Spinnen und Weben — sie hatten einst ihre Lieder, die an ihnen entstanden waren und ihnen galten und deren Refrain besonders Rhythmus und Klang des Arbeitsgeräusches nachahmt, wie in dem Weberlied aus der Gironde:

Et tipe tape, et tipe tape,
Est-il trop gros? est-il trop fin?
Et couchés tard, levés matin,

Jroun, lan, la,
En roulant la navette,
Le beau temps reviendra.[1]

oder im normandischen Drescherliede:

Ho, batteux, battons la gerbe!
Battons-la joyeusement![2]

So feiert und beklagt das Landvolk seinen Beruf in lyrischen Ergüssen, in kleinen Genrebildchen oder Erzählungen. Und ähnlich die übrigen Stände: der Schuster, der Färber, die Wäscherin etc. Ihre einfachen Arbeitslieder verlaufen bisweilen im einfachen Rahmen einer Zählung: eins, zwei, drei ....

Das Schiffsvolk der Flüsse und des Meeres begleitet seine Arbeit an Bord mit rhythmisch ausgeprägten, aber inhaltlich und melodisch einförmigen Gesängen. Daneben jubelt und klagt auch der Matrose:

Le sort d'un marinier, grand Dieu qu'il est à pleindre,
Grand Dieu qu'il est à plaindre, lorsqu'on est dessus l'eau,
Dangereux de se perdre — adieu, cher matelot![3]

Und melancholisch klingt die Ballade der *Trois matelots de Groix,* welche *Richepin* in seiner Liedersammlung *La mer* (1886) verzeichnet.[4]

Der geistliche Stand erscheint im Volksliede vorzüglich als Ziel des Scherzes und Spottes. Was da von Mönchen und Nonnen oder vom Curé und seiner Haushälterin, seiner Wäscherin, seinem Beichtkind gesungen wird, ist oft derb und nicht selten anstöſsig.

Das Kloster ist der Gegenstand der Verwünschungen sehnsuchtsvoller Mädchen, die es einschlieſst oder denen es droht:

Maudit soit de Dieu qui me fit nonnette.

Zu jeder Zeit haben auch die Soldaten Leiden und Freuden ihres Standes besungen. Wir haben Landsknechtslieder

---

[1] Rolland, *l. c.* I, 309. [2] Champfleury, *l. c.* p. 113; Crane, *l. c.* p. 23. [3] *Romania* IV, 117. [4] Cf. Rolland, *l. c.* IV, 64.

aus dem 15. Jahrhundert. Da nimmt einer Abschied vom Winterquartier in *Salins et Beaune,*

là où les bons vins sont,[1]

denn es ist Frühling geworden, und es gilt, wieder zu marschieren:

Car voici le printemps et aussi la saison
Pour aller à la guerre, donner des horions.

Ein anderer preist den stolzen Anblick bewaffneter Männer. Andere jammern über mangelnden Sold, und auch der Hoffnungsvolle gesteht:

Tel parle de la guerre qui ne sait pas que c'est;
Je vous jure mon âme que c'est un piteux fait,
Et que maint homme d'armes et gentil compagnon
Y ont perdu la vie et robe et chaperon.

Das Berufslied des Soldaten ist das Marschlied. Es wechselt verhältnismäfsig rasch mit den kriegerischen Ereignissen. Mit den Umgestaltungen, welche das Heerwesen in den letzten hundert Jahren durchgemacht hat, hat auch im Liede das Neue das Alte verdrängt. Seit 1793 gibt es sogenannte *Chansons de conscrits,* die bei Anlafs der Rekrutenaushebung gesungen werden. Aber hier wie in den übrigen Soldatenliedern seit der Revolution zeigt sich deutlich der Einflufs der Kunstdichter, und die verbreitetsten, wie die *Marseillaise,* sind geradezu Kunstlieder. Der grofse Krieg von 1870 hat meines Wissens kein echtes Soldatenlied geschaffen. Das Volkslied ist auch in Frankreich unkriegerisch.

Die grofse Angelegenheit des Lebens, wenn wir dem Volksliede glauben, ist nicht Beruf und Arbeit, sondern

die Liebe.

Die Chanson, deren Held der Soldat ist, beschäftigt sich weniger mit seinem Handwerk als mit seiner Stellung zum friedlichen Leben der Heimat, aus dem er, gleich dem Matrosen, geschieden ist, nach dem er sich sehnt, und das ihn auch wieder erwartet. Das Scheiden des jungen Soldaten und Matrosen, sein langes Verweilen in der Ferne mit all ihrer Ungewifsheit, seine endliche Rückkehr mit all ihren Überraschungen — sie sind ein unerschöpfliches Thema.

Soldaten- und Seemanns-Liebe und -Ehe bieten in hohem Mafse jene Romantik, von welcher das Volkslied lebt.

Jeannette hat erfahren, dafs ihr Liebster ausziehen wird

dans le Piémont, servir le roi.[2]

---

[1] G. Paris, *Chansons du XV*[e] *siècle,* Paris 1875, p. 140 ff.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 204.

Darauf er:

„Ceux qui vous ont dit ça, la belle,
„Il vous ont dit la verité:
„Mon cheval est là à la porte,
„Et tout sellé et tout bridé.“

Und sie:

„Quand tu seras dans ces montagnes,
„Tu ne penseras plus à moi;
„Tu verras de ces Piémontaises
„Qui sont bien plus gentes que moi.“

Er:

„Oh, je ferai faire une image
„Tout à la ressemblanç' de toi (sprich *toue*)
„Je la mettrai dans ma chambrette:
„La nuit, le jour l'embrasserai.“

Sie:

„Mais que diront tes camarades,
„Quand te verront biger (= *baiser*) *c' papier?“*

Er:

„J' leur dirai: c'est ma mi' Jeanette
„Cell' que mon cœur a tant aimé.“

Sie senden sich Grüfse mit den eilenden Vögeln, wie in dem reizenden Liedchen

Celui que mon cœur aime tant,
Il est dessus la mer jolie.
Petit oiseau, tu peux lui dire,
Petit oiseau, tu lui diras
Que je suis sa fidèle amie
Et que vers lui je tends le bras.



oder mit den segelnden Wolken gleich Meghadûta:

Je t'écrirai des lettres
Sur les nuages blancs,
Passant dessus les champs.[2]

[1] Bujeaud, *l. c.* I, 272. [2] Bujeaud, *l. c.* I, 190.

oder durch vorüberwandernde unbekannte Menschen. 'Ja, wie sieht sie denn aus,' fragt der Bote, der unbekannterweise Grüſse überbringen soll:

Elle est vêtu' de satin blanc,
Et dans ses mains blanches mitaines;
Et ses cheveux qui flott' au vent,
Ont une odeur de marjolaine.[1]

Sie sagt zu ihrem Boten: 'Mein Schatz —

'l est aisé à connaître
Parmi ces cavaliers
Il porte les bas rouges
Et les souliers cirés.

Sous l'arçon de sa selle
'l y a-t-un miroué (miroir),
Pour y mirer les filles
Qui sont à marier.[2]

Manchmal läſst sie ihn nicht allein ziehen. Mit Vorliebe beschäftigt sich das Volkslied mit dem Mädchen, das unter die Soldaten oder die Matrosen geht und dort neben ihrem Geliebten, unerkannt, dient.

Bleibt sie zu Hause, so weiſs das Lied von verschiedenen Nachrichten zu erzählen. 'Hast du meinen Liebsten nicht gesehen?' fragt das Mädchen einen zurückkehrenden Schiffer:

„As-tu point vu mon ami
Aux îl's des Canaries?“

„Oui, je l'ai vu, et il m'a dit
Que vous étiez sa mie.“
„Oui, je la suis et la serai
Tout le temps de ma vie.“[3]

Andere, weniger glücklich, erhalten Kunde von der Untreue des fernen Geliebten. Die tröstet sich dabei leicht:

Je suis en oubliance
Auprès de mon ami —
Dans le pays de France
Y en a d'autres que lui.[4]

Die geht ins Kloster. Eine dritte zieht ihm nach, um von ihm, und sei es mit dem Degen, Rechenschaft zu fordern. Hört das Mädchen, daſs ihr Verlobter gefangen ist, so sucht sie ihn mit Bitten oder List zu befreien: der gefangene Geliebte ist ein stehendes Thema. Ist er verwundet oder gefallen, so eilt sie wohl, ihm den letzten Dienst zu erweisen.

Manchmal bleiben die Nachrichten so lange aus, daſs sie ihren Kummer ins Kloster trägt oder einen anderen freit; denn auch bei ihr heiſst es bisweilen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Nach Jahren nimmt er Urlaub, um heimzukehren. Da hört er von ferne Glockenläuten, und als er die Dorfstraſse hinaufgeht, begegnet er einem Leichenzug. Sein Mädchen wird eben

[1] Crane, *l. c.* p. 187. [2] Bujeaud I, 203. [3] Beaurepaire, *l. c.* p. 47. [4] Bladé, *l. c.* p. 68.

zu Grabe getragen; noch einmal will er ihr Antlitz sehen, *le blanc visage de ma mie.*[1] Dreimal küfst er es und dann sinkt er tot am Wege nieder.

Mannigfaltig und besonders schön sind bei allen Völkern die Lieder, welche die Rückkehr des Gatten aus dem Kriege oder von langer Seefahrt erzählen, und oft findet Odysseus seine Penelope in Bedrängnis, aber nicht immer findet er sie treu.

Jousseaume, der poitevinische Edelmann, hat seine junge Frau in der Obhut seiner Mutter zurückgelassen. Aber die böse Schwiegermutter behandelt sie als Aschenbrödel, setzt ihren Erstgeborenen aus, verteilt ihren Schmuck unter die eigenen Töchter, und als *Jousseaume* nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er sein junges Weib draufsen als Gänsemagd auf dem Felde, zerfetzt und hungernd. Belohnung erwartet den treuen Diener, der das ausgesetzte Knäblein einst errettet hat, brutale Bestrafung die herzlose Mutter.

L'an premier de nos noces il vint un mandement,
C'est d'aller à la guerre, servir le roi Constant.

„Mais ma femme elle est grosse, je ne puis la quitter.“
„Va, va, mon fils Jousseaume, ta femm' la soignerai.]

„La mèn'rai à la messe avec moi, quand j'irai.
„Sur les fonds du baptême, ton enfant le tiendrai.“

Quand Jousseaum' fut en guerre, en guerre au loin rendu,
Ses promesses, sa mère ell' n' les a pas tenu'.

Lui a-t-ôté les bagues, les bagues, les draps d'or,
Lui a donné la touaille, l'a-t-envoyé aux prots.

La bell' fut sept années sans rire ni chanter,
Au bout des sept années, s'est prise à tant chanter,

De sept lieu's à la ronde, Jousseaum' l'a-t-entendu':
„C'est la voix de ma blonde, beau page, l'entends-tu?“

„Oh da! bonjour, protière, à vous et à vos prots!“
„Bonjour, mes gentilshommes, à vous, à vos chevaux!“

„Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas dîner?“
„Nenni, mon gentilhomme, je n'ai pas déjeuné.“

„Oh, dis-moi donc, protière, voudrais-tu m'en donner?“
„Nenni, mon gentilhomme, n'en sauriez pas manger:

„J' n'ai que du pain d'avoine, pas cuit et pas salé;
„Les chiens de ma bell'-mère n'en veulent pas manger.“

Jousseaume' tâte à sa poche, michette a-t-accroché':
„Tenez, p'tite protière, velà pour déjeuner.“

„Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas veni(r)?“
„Nenni, mon gentilhomme, n'est pas encore nuit.

„Oh, faut bé (= bien) qu'i travaille, avant de m'en aller,
„N'ai pas fini ma qu'nouille et n'ai pas bûcheillé.“

[1] *Romania* VII, 84.

„Oh, dis-moi donc, protière, pourrais-tu m'y loger?"
„A ma bell'-mère traître allez le demander."

„Bonjour, madam' l'hôtesse, pouvez-vous m'y loger?"
„Oui-dà, mon gentilhomme, je vous logerai bé."

Quand Jousseaum' fut à table, à table pour souper,
Demande un' demoiselle, pour avec lui aller.

„Ne donne point mes filles, pour avec vous aller;
„Prenez la p'tit' protière dans le coin du foyer."

Jousseaum' se lève de table, a-t-été l'embrasser.
„Connais-tu pas, la belle, ton époux bien aimé?

„Lavour (= *où*) *sont-i les bagues que je t'avais baillé',*
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis n'allé?"

„Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',
„A ta sœur[e] l'aînée, ell' les a fait porter."

„Lavour sont-i les robes que je t'avais baillé',
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis allé?"

„Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',
„A ta sœur la cadette, ell' les a fait porter."

„Lavour est la portée que je t'avais laissé',
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis n'allé?"

„Ta mère, bonne mère, aux prots ell' l'a jeté';
„Notre bon valet Pierre, il l'a bien ramassé'."

„La porté à l'église, il l'a fait baptiser
— — — — — — — — — — — — —

„Valet, o valet Pierre, quel nom li as-tu donné?"
„C'est le nom de Jousseaume que je li ai donné".

„Valet, o valet Pierre, cherche à t'y marier,
„Ta fortune elle est faite, tu peux t'en assurer.

„Si vous n'étiez ma mère je vous ferais brûler;
„Mais comm' vous êt' ma mère, je vas vous étrangler." [1]

Eine andere Ballade, die an den Küsten des Mittelländischen Meeres entstanden (sie enthält eine Erinnerung an die Raubzüge berberischer Korsaren), und die in Südfrankreich verbreitet, aber kaum nach Nordfrankreich gedrungen, ist das Lied von der jungen *Florence*,[2] welche der Gatte, als er in den Krieg zieht, ebenfalls der Sorge der Mutter empfiehlt:

Mère, voilà ma Florence, me la maltraitez pas!
Ne lui faites rien faire que boire et que manger,
Filer sa coulognette, quand ell' voudra filer,
Et aller à la messe, quand ell' voudra y aller.

---

[1] Bujeaud, *l. c.* II, 220; cf. *Romania* I, 354 und die neueste Aufzeichnung bei Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 100.

[2] *Romania* VII, 64; cf. *ib.* XIV, 231 ff.; XV, 111 ff.; Nigra, *l. c.* p. 213 ff., wozu G. Paris, *Journ. des Savants*, 1890, Separat-Abzug p. 14. Letzte Notierung von Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 97.

Wie er nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er Florence nicht mehr vor:

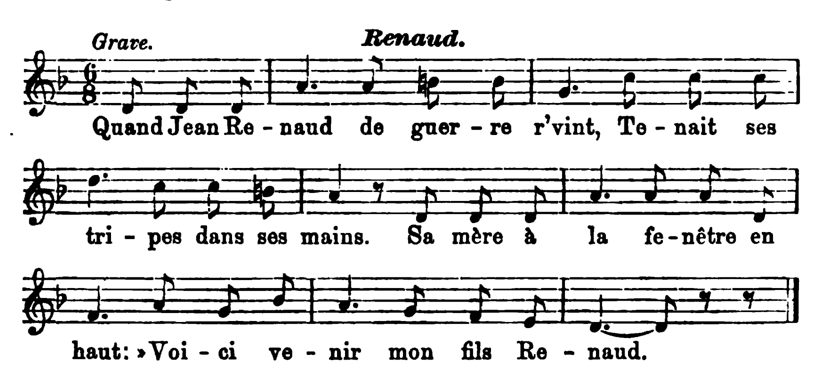
En allant-z-à la messe, les Sarasins l'ont pris'.

Sie zu suchen, schifft er sich ein in einer Barke *tout d'or et d'argent fin.* Nach langer Fahrt findet er:

Trouva trois lavandières qui lavaient des draps fins.
„Oh dites, lavandières, à qui sont ces draps fins?"
„Sont du château des Maures, des Maures Sarasins."

Und er erfährt von ihnen, dafs hier Florence, *la fleur de son pays,* bei den Mauren wohnt. Als Pilger verkleidet, naht er ihr. Er gibt sich zu erkennen und entführt sie glücklich vor den Augen der scheltenden Mauren.

Auf den Tod verwundet, mit aufgerissenem Leibe, kehrt *Renaud* aus dem Kriege heim, um zu sterben, während sein ahnungsloses junges Weib eben von einem Knaben genesen ist — wohl die berühmteste französische Ballade, von der wir heute über sechzig Versionen kennen.



Quand Jean Renaud de guerre r'vint,
Tenait ses tripes dans ses mains.
Sa mère à la fenêtre en haut:
„Voici venir mon fils Renaud."

„Bonjour, Renaud, bonjour, mon fils,
„Ta femme est accouché' d'un p'tit."
— „Ni de ma femme, ni de mon fils
„Je ne saurais me réjoui(r).

„Que l'on me fass' vite un lit blanc
„Pour que je m'y couche dedans."
Et quand ce vint sur le minuit
Le beau Renaud rendit l'esprit.

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends pleurer ici?"
— „C'est un p'tit pag' qu'on a fouetté
„Pour un plat d'or qu'est égaré."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends cogner ici?"
— „Ma fille, ce sont les maçons
„Qui raccommodent la maison."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends sonner ici?"
— „C'est le p'tit Dauphin nouveau-né
„Dont le baptême est retardé."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends chanter ici?"
— „Ma fille, ce sont les processions
„Qui font le tour de la maison."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Quell' robe mettrai-je aujourd'hui?"
„Mettez le blanc, mettez le gris,
„Mettez le noir pour mieux choisi(r)."

— „*Dites-moi, ma mère, ma mi',*
„*Qu'est-c' que ce noir-là signifi'?*"
— „*Tout' femme qui relèv' d'un fils*
„*Du drap de saint Maur doit s' vêti(r).*"

— „*Dites-moi, ma mère, ma mi',*
„*Irai-je à la messe aujourd'hui?*"
— „*Ma fille, attendez à demain,*
„*Et vous irez pour le certain.*"

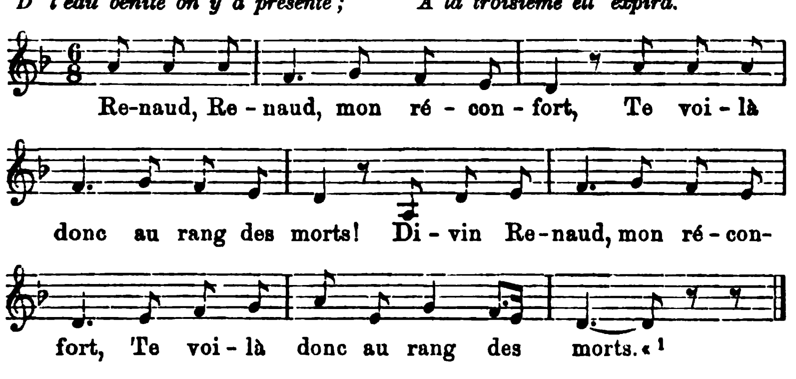
Quand ell' fut dans les champs allé',
Trois p'tits garçons s' sont écriés:
„*Voilà la femm' de ce seigneur*
„*Qu'on enterra hier à trois heur's.*"

Quand ell' fut dans l'église entré',
D' l'eau bénite on y a présenté';
Et puis, levant les yeux en haut,
Elle aperçut le grand tombeau.

— „*Dites-moi, ma mère, ma mi',*
„*Qu'est-c' que c' tombeau-là signifi'?*"
— „*Ma fille, je n' puis vous l' cacher,*
„*C'est vot' mari qui est trépassé.*"

„*Renaud, Renaud, mon réconfort,*
„*Te voilà donc au rang des morts!*
„*Divin Renaud, mon réconfort,*
„*Te voilà donc au rang des morts!*"

Elle se fit dire trois mess',
A la première, ell' se confess',
A la seconde, ell' communia,
A la troisième ell' expira.



In der Ballade *'Germine'*, die *'Jousseaume'* ähnlich ist und mit ihr kombiniert erscheint, stellen die Gatten nach siebenjähriger Trennung sich gegenseitig auf die Probe, die beide glänzend bestehen:

Apprêtez feu et flambe et faites un bon repas!
Car voici mon mari que je n'attendais pas.[2]

In einem Liede kommt der heimkehrende Gatte eben dazu, wie sein Weib mit einem anderen Hochzeit zu feiern sich anschickt. Er setzt sich unbekannt unter die tafelnden Gäste und gewinnt sich das seine zurück.

Der *Brave marin* aber hat es, wie Enoch Arden, endgültig verloren:

Quand le marin revient de guerre,
Tout doux ...
Tout mal chaussé, tout mal vêtu,
„*Pauvre marin, d'où reviens-tu?*"
Tout doux.

„*Madame, je reviens de guerre.*"
Tout doux ...
„*Qu'on apporte ici du vin blanc,*
„*Que le marin boive en passant.*"
Tout doux.

---

[1] Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 14; cf. *Romania* XXIX, 219 ff.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 196; cf. Tiersot. *Ch. pop. des Alpes*, p. 102.

Brave marin se mit à boire,
Tout doux ...
Se mit à boire, à chanter,
Et la belle hôtesse á pleurer.
Tout doux.

„Ah! qu'avez-vous, la belle hôtesse?
Tout doux ...
„Regrettez-vous votre vin blanc
„Que le marin boit en passant?“
Tout doux.

„C'est point mon vin que je regrette,
Tout doux ...
„C'est la perte de mon mari;
„Monsieur, vous ressemblez à lui.“
Tout doux.

„Ah! dites-moi, la belle hôtesse,
Tout doux ...
„Vous aviez de lui trois enfants.
„Vous en avez six à présent.“
Tout doux.

„On m'a écrit de ses nouvelles,
Tout doux ...
„Qu'il était mort et enterré,
„Et je me suis remarié'.“
Tout doux.

Brave marin vida son verre,
Tout doux ...
Sans remercier, tout en pleurant,
S'en retourna-t-au régiment.
Tout doux.



Auch das französische Lied feiert den schönen Soldaten, den hübschen Matrosen als Herzensbezwinger, zu welchem es die Mädchen zieht, nicht immer zu ihrem Glücke. Dem *Joli tambour*[2] fällt das Herz der Königstochter zu, die ihn von ihrem Fenster aus vorüberziehen sieht.

Soldaten und Seeleute sind oft die Helden der Lieder, welche von Entführungen berichten: ein solches fragmentarisches Entführungslied aus dem 15. Jahrhundert ist

La Perronnelle.

Av' ous point vu la Perronnelle
Que les gens d'armes ont emmené'?

Ils l'ont habillée comme un page;
C'est pour passer le Dauphiné.

[1] Bujeaud II, 93; cf. *Revue des traditions populaires*, 1899, p. 152.
[2] Cf. *Revue des trad. pop.*, 1897, p. 645.

Elle avoit troys mignons de frères
Qui la sont allés pourchasser.

Tant l'ont cherchée qu'ils l'ont trouvée
A la fontaine d'un vert pré.

„Et Dieu vous gard', la Perronnelle!
„Vous en voulez point retourner?“

„Et nenny vraiment, mes beaulx frères:
„Jamès en France n'entreray.

„Recommandez-moy à mon père
„Et à ma mère, s'il vous plaist.“ [1]

Das Mädchen aber, das der Gesang des *Beau marinier* auf das Schiff gelockt hat, und das sich nun nach der hohen See entführt sieht, geht in den freiwilligen Tod:

La belle s'est assise,
Vogue, vogue, marinier vogue,
Sur le bord de la mer,
Vogue, beau marinier!

Elle est là qui écoute
Le marinier chanter.

„Chante, marinier, chante!
Apprends moi-z-à chanter.“

„Entrez, bell', dans ma barque,
Et je vous l'apprendrai.“

Quand la belle fut entrée,
Au large il a poussé.

De frayeur, de tristesse,
La bell' s' mit à pleurer.

„Oh, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à pleurer?“

„Hélas, j'entends mon père
M'appeler pour souper.“

„Ne pleurez pas, la belle,
Avec moi vous soup'rez.“

Quand ell' fut dans sa chambre,
Son lacet a noué.

„Prêtez-moi votre dague,
Mon lacet s'est noué.“

La belle a pris l'épée,
Dans l' cœur se l'est plongé'.

„Maudite soit la dague.
„Et ç'lui qui l'a forgé'!

„Sans la maudite épée,
„Je serais marië

„Avec la plus bell' fille
„Qu'il y ait à l'évêché.

„Elle était aussi droite
„Que le jonc dans le pré.

„'L'était aussi vermeille
„Que la ros' du rosier.“ [2]

Neben den Soldaten und Seeleuten erscheinen besonders die Müller als die vom Volkslied besungenen Liebsten. Von den Mädchen der verschiedenen Stände besitzt die Zuneigung des Liedes vor allem die Hirtin, die einsam draufsen auf dem Felde, am Rande des Waldes, ihre Herde weidet, und in deren stillem oder sangreichem Alleinsein Worte und Taten der Liebe reifen. Sehnsucht und Reue, Werbung, Gewährung, Abweisung, freudenreiche und leidvolle Erinnerung finden in dieser Einsamkeit willkommene Heimlichkeit. Dann das Mädchen, das allein im Garten hinterm Haus oder am Meeresufer sitzt oder allein unterwegs ist — und ist sie nicht allein, so sind es ihrer drei, denn das Volkslied liebt die Dreizahl, wie es die Morgenfrühe,

[1] G. Paris, *Ch. du XVe siècle* n° 39; cf. Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 12, und *Ch. pop. des Alpes*, p. 13, 16, 119, 124 etc.; *Revue des trad. pop.*, 1899, p. 428.
[2] Crane, *l. c.* p. 221, 276; cf. *Chants du rond d'Estavayer* n° X.

wie es gewisse Namen liebt. Es hat seine Günstlinge. Es liebt auch, die ländliche Welt mit allerlei Flitter zu schmücken. Golden ist die Sichel, silbern die Peitsche, demanten die Nadel, aus Elfenbein der Schrein, das Kleid aus *drap d'or*, das Haus wird wohl zum *château* — zum Luftschloſs. Goldorangen glühen, und hoch steht der Lorbeer in den Landschaften auch der nördlichen Lieder. Prinzessinnen gehen über das Feld und werben um Hirtenknaben; Königssöhne freien um Bauernmädchen: ein Wunderland der Liebe, neben welchem aber die kräftige Wirklichkeit nicht verschwindet. Unmittelbar neben der Freude an Rang und Glanz kommt die Freude am schlichten, tüchtigen Leben, der Stolz des einfachen Menschen zum glücklichsten Ausdruck.

Der junge Schnitter (*métiveur*) hat sich einen Blumenstrauſs auf den Hut gesteckt. Drei *demoiselles* gehen vorüber:

La première était la reine,
Couronné' tout en diamant.
Porte coiffur' de dentelle,
Petit souliers d' satin blanc.

La seconde est aussi riche,
C'est la fill' du président;
La troisième est si jolie,
Sans fard ni ajustement;

Ell' semble la belle rose,
Qui fleurit au rosier blanc.

Königin und Präsidententochter versagt er seinen Strauſs —

Mais quand passe la troisième,
Ell' rougit en me voyant.
Je me suis approché d'elle:
„Prenez mon bouquet des champs." [1]

Schwer fällt es, hier weitere Proben zu geben. Diese blühenden Liederchen verdorren in der Hand des Lesenden; sie wollen gesungen sein. Das leichtbeschwingte Wort dieser fröhlichen, schalkhaften, spöttischen, wehmütigen Liebesgesänge, um das sich wie eine Girlande der Refrain schlingt, bedarf der Melodie, aus deren Schoſs es geboren, und die es durch Jahrhunderte zu uns getragen hat.

Und doch mögen einzelne hier folgen.

Das etwas derbe Zwiegespräch zwischen der heiratslustigen Tochter und der warnenden Mutter:

Mère et fille.

Refrain: *Ol est pretant temps,*
Pretant temps, ma mère,
Ol est pretant temps
De me marier.

„Ma fille, tu n'as pas de vin."
„Ma mèr', j'avons queques raisins:
„J' les écraserons —
„Mariez-moi donc."

„Ma fille, tu n'as pas de pain."
„Ma mèr', j'avons quequ's boisseaux [d'grain:
„Je les mouderons —
„Mariez-moi donc."

„Ma fille, tu n'as pas de bois."
„Ma mèr', j'avons quequ's échalas:
„Nous les brûlerons —
„Mariez-moi donc."

---

[1] Bujeaud I, 173.

„Ma fille, tu n'as pas de lit.“
„Ma mèr', j'en avons un petit:
„Je l'allongerons —
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de draps.“
„Ma mèr', j'avons queques vieux sacs:
„Je les couperons —
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas d'argent.“
„Ma mèr', j'avons un petit champ:
„Je le venderons —
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas d'amant.“
„Ma mère, il en passe souvent:
„Je leux hucherons —
„Mariez-moi donc.“[1]

Dann ein Werbungslied, und zwar ein normandisches, das nach seinem stark entwickelten Refrain den Namen des Wachtelliedes trägt:

La chanson de la caille.

Refrain:
Entends-tu, hau! Micaut, hau!
J'ai vu la caille
Parmi la paille,
J'ai vu la caille
Dans le blé.

Mon ami est v'nu m'y trouver.
M'a dit: „La bell', veux-tu m'aimer?“
„Nenni, car ma mèr' le saurait.
„Dis-moi donc, bell', qui lui dirait?
„Hormis la pie ou le corbin,
„Qui disent dans leur gai refrain:
„ „Fill's et garçons, aimez-vous bien?“ “
Entends-tu, hau! Micaut, hau!
J'ai vu la caille
Parmi la paille,
J'ai vu la caille
Dans le blé.[2]

Das Bild der Begegnung zweier Liebenden stellt in anmutvoller Weise dar das Lied mit dem Refrain

Ah, Thomas réveille-toi!

Un matin, près d'un jardinet,
Je vis mon ami qui dormait.
Je le pris par le petit doigt.
Tant fis qu'il se leva tout droit,
Et me dit: „Que veux-tu de moi?“
„Fais-moi donc un joli bouquet.“
„Et de quoi veux-tu qu'il soit fait?“
„De thym, de rose et de muguet:
„Ce sont les fleurs d'amour parfait.“
En le faisant sa main tremblait,
Et ne put le faire bien adreit.
Ah, Thomas, réveille, réveille,
Ah, Thomas, réveille-toi.[3]

'Um meinen Liebsten gäbe ich alles in der Welt,' singt anderswo ein Mädchen:

Je donnerais Versailles,
Paris et Saint-Denis ...[4]

Und Einer bekräftigt, daſs er die Liebste nicht hingäbe, und wenn ihm der König Heinrich seine ganze groſse Stadt Paris schenken wollte: es ist das Volksliedchen, das Molière im *Misanthrope* der unwahren Kunstlyrik seiner Zeit entgegenstellt:

Si le roi m'avait donné
Paris, sa grand' ville,
Et qu'il m'eût fallu quitter
L'amour de ma mie,
J'aurais dit au roi Henri:
Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie,
Oh gué!
J'aime mieux ma mie.

---

[1] Bujeaud I, 98; cf. R. Renier in *Miscellanea nuziale Rossi-Teiss*, Bergamo 1897, p. 9. [2] Beaurepaire, *l. c.* p. 41. [3] Haupt-Tobler. *l. c.* p. 156. [4] *Romania* XIII, 430.



In die Phantasiewelt, wo der *vilaine* (dem Bauernmädchen) ein Königsthron winkt, führt uns das muntere Lied: Der Majoranstraufs:



Me promenant dans la plaine,
Tir' ton joli bas de laine,
J'ai trouvé un capitaine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,
Tir' ton joli bas de laine,
Car on le verra.

J'ai trouvé un capitaine,
Tir' ton joli bas de laine,

Il m'a appelé vilaine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,
Tir' ton joli bas de laine,
Car on le verra.

Je ne suis point si vilaine.

Le plus jeun' fils du roi m'aime.

Il m'a donné pour étrenne:

[1] Champfleury, *l. c.* p. 200.

Une bourse d'écus pleine.
Un bouquet de marjolaine.
Je l'ai planté dans la plaine,
Je l'ai planté dans la plaine,
Tir' ton joli bas de laine,
S'il fleurit, je serai reine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas, etc. [1]

Die Strophe besteht hier, wie bei mehreren der vorangehenden Lieder, nur je aus einem neuen Verse. Im ganzen umfaſst der Text nur zehn Verse. Mit dem Refrain schwellen diese zehn auf sechsundfünfzig Verszeilen an: jede Refrainwelle hebt jeweilen einen neuen Textvers in die Höhe. Sie schiebt den Vers der vorangehenden Strophe vor sich her und begräbt dann beide in dem sprudelnden Gischt ihrer glitzernden Worte.

Das treulos verlassene Mädchen, das, von der Hochzeit einer anderen zurückkehrend, klagend am Wege sich niederläſst, zeigt uns das wehmütige Lied

La claire fontaine.

En revenant de noces j'étais bien fatigué'.
Au bord d'une fontaine je me suis reposé'.
Et l'eau était si claire que je m'y suis baigné'.
A la feuille d'un chêne je me suis essuyé'.
Sur la plus haute branche rossignol a chanté.
Chante, rossignol, chante, toi qui as le cœur gai.
Le mien n'est pas de même, mon amant m'a laissé',
Pour un bouton de rose que je lui refusai.
Je voudrais que la rose fût encore au rosier,
Et que mon ami Pierre fût encor à m'aimer. [2]

Es ist ein weitverbreiteter Gesang, der in Kanada sozusagen zum Nationallied der Franzosen geworden ist. [3]

Die Standhaftigkeit der Liebe besingt die Ballade von *Pernette,* das Seitenstück zu 'König Ludwigs Töchterlein':

La Pernette se lève trois heures davant jour.
Ell' prend sa quenouillette avec son petit tour.
A chaque tour qui vire fait un soupir d'amour.
Sa mère lui vient dire: „Pernette, qu'avez-vous?"
„Av' ous le mal de tête, ou bien le mal d'amour?"
„N'ai pas le mal de tête, mais bien le mal d'amour."
— „Ne pleure pas Pernette, nous te mariderons.

---

[1] Bujeaud I, 87; Literatur bei Crane, *l. c.* p. 270; cf. J.-B. Weckerlin, *L'ancienne chanson pop. en France* (16e et 17e siècles), Paris 1887, p. 113.

[2] *Romania* XII, 310 ff.; cf. *Revue des traditions pop.*, 1899, p. 275; Tiersot, *Ch. pop. des Alpes* p. 278.

[3] Cf. E. Gagnon, *Chansons pop. du Canada*[4], Quebec 1900, p. 1.

„Te donnerons un prince ou le fils d'un baron."
„Je ne veux pas un prince ni le fils d'un baron,
„Je veux mon ami Pierre qu'est dedans la prison."
„Tu n'auras pas ton Pierre, nous le pendolerons."
„Si vous pendolez Pierre, pendolez-moi itout.
„Au chemin de Saint-Jacques enterrez-nous tous deux.
„Couvrez Pierre de roses et moi de mille-fleurs.
„Les pèlerins qui passent en prendront quelque brout.
„Diront: Dieu aie l'âme des pauvres amoureux!
„L'un pour l'amour de l'autre ils sont morts tous les deux."[1]

Nach dem Brautstand die Hochzeit.

Die ländlichen Hochzeitsgebräuche haben mit ihrem Zeremoniell eine große Zahl Lieder geschaffen. Die Abholung der Braut, der Gang zur Kirche, die Heimkehr von der Einsegnung, die Überreichung der Symbole und Geschenke, der Abschied der Brautleute von der Jugend des Dorfes, von den Gästen — das alles vollzieht sich unter Gesängen, von welchen auch die Improvisation nicht ausgeschlossen ist. Sittengeschichtlich sind diese Lieder wertvoller als dichterisch. So bieten z. B. die Geschenklieder (*Chansons de livrées*) einen förmlichen Katalog der Hochzeitsgaben. Durch die meisten der Hochzeitslieder zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke: Aus ist es nun, o Mädchen, mit der Freiheit:

Vous n'irez plus au bal,
Madam' la mariée.
Vous gard'rez la maison
A bercer le poupon.

Adieu châteaux brillants,
La liberté des filles!
Adieu la liberté!
Il n'en faut plus parler ...[2]

Du mußt statt dessen ... und nun folgt die lehrhafte Aufführung der wartenden Pflichten.

In der Normandie gehört zu den Hochzeitsgesängen auch das Lied von der Schmetterlingshochzeit (*les noces du papillon*). Das Thema der Tierhochzeit ist ein universelles: das Volk liebt es, die Sitten der Menschen im Spiegel der Tierwelt zu zeigen. Die Tierlieder dienen der Satire, oder sie sind harmlose Kinderlieder geworden.

Andere Gedichte, z. B. solche aus der Waadt und Freiburg, parodieren das Hochzeitszeremoniell, indem sie die Braut rücklings auf einem Esel sitzend zur Kirche reiten, die Augen sich mit einem Taschentuch aus Schweinsdarm trocknen lassen u. s. f.

---

[1] *Romania* XX, 94; cf. *Revue des trad. pop.*, 1899, p. 424; Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 88, 110 ff.; *Chants du rond d'Estavayer*, n° VI.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 157.

Wer heiratet, sagt das Lied,

il lui faut prendre
Un bouquet de souci.[1]

Danach sieht es denn auch in den Eheliedern aus.

Von den guten Ehen gilt, was von den guten Frauen: man spricht wenig von ihnen. Die französischen Ehelieder, wie die Ehelieder der übrigen Völker, auch die unserigen, handeln von der unglücklichen Ehe und insbesondere vom Unglück der Frau. Diese Lieder sind, wie die Liebeslieder, wesentlich Frauenlieder (*Chansons de femmes*).

Mit keiner Figur beschäftigt sich das Volkslied so häufig wie mit der *Malmariée*: wir kennen viele Hunderte von *Malmariée*-Liedern.

Nur eine kleine Zahl ist ernst und traurig: solche etwa, die vom Unglück singen, welches Armut und Trunksucht mit sich bringen:

Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que la vie!
Au bout d'un an un p'tit enfant,
C'est la joyeuserie!
Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que le tourment!

Au bout de deux ans, deux enfants,
C'est la mélancolie!
Au bout de trois ans trois enfants,
C'est la grand' diablerie!
Dans le ménage etc.

Celui-ci demande du pain,
L'autre de la bouillie;
Le pauv' petit demand' le sein
Et la source est tarie.
Dans le ménage etc.

Le père, il est au cabaret,
Qui mène Dieu sait quelle vie.
La femme est là devant les ch'nets,
Qui pleure et se soucie.
Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que le tourment.[2]

Den härtesten und tiefsten Ausdruck gibt dieser Stimmung das umstrittene

La femme du roulier:

La pauvre femme,
C'est la femme du roulier.
S'en va dans tout le pays
Et d'auberge en auberge
Pour chercher son mari, tireli,
Avecque une lanterne.

„Madam' l'hôtesse,
Mon mari est-il ici?"
„Oui, madame, il est là-haut,
Là, dans la chambre haute,
Et qui prend ses ébats, tirela,
Avecque la servante."

„Allons, ivrogne,
Retourn' voir à ton logis,
Retourn' voir à ton logis
Tes enfants sur la paille!
Tu manges tout ton bien, tirelin,
Avecque des canailles."

„Madam' l'hôtesse,
Qu'on m'apporte du bon vin,
Qu'on m'apporte du bon vin,
Là sur la table ronde,
Pour boir' jusqu'au matin, tirelin,
Puisque ma femme gronde."

La pauvre femme
Retourne à son logis
Et dit à ses enfants:
„Vous n'avez plus de père,
Je l'ai trouvé couché, tirelé,
Avecque une autre mère."

„Eh bien, ma mère!
Mon père est un libertin,
Mon père est un libertin,
Il se nomme Sans-Gêne;
Nous sommes ses enfants, tirelan,
Nous ferons tous de même![3]

---

[1] Bujeaud I, 69; cf. Champfleury, *l. c.* p. 108. [2] *Archiv* LVI, 201.
[3] Haupt-Tobler p. 82; cf. *Revue des trad. pop.*, 1898, p. 369.

Die meisten *Malmariée*-Lieder diesseit und jenseit des Rheins sind heiter. Das Unglück wird von seiner komischen Seite dargestellt, und das Recht auf anderweitige Entschädigung wird lustig gepriesen. Spott wird auf das Haupt des eifersüchtigen, des geizigen, des brutalen Gatten gehäuft. Verspottet wird auch der körperlich schlecht assortierte, besonders der kleine Gatte (*le petit mari*), der leicht verloren gehen oder von der Katze gefressen werden kann.

Die besondere Zielscheibe dieses Spottes aber ist der Alte, der sich mit seinem Geldsack ein junges Weib gefreit, denn, meint ein Refrain:

Jugend mit dem Alter,
Das schafft Leid und Gram;
Jugend mit der Jugend —
Das ist wohlgetan.[1]

Mit derber Offenheit spricht sich der Wunsch nach dem Tode des alten Gatten aus:

Refrain: *Tra la la la la la la la la la*
Tra la la la la pour rire.

Mon pèr' m'a donné à choisir
D'un vieux ou d'un jeune mari.
Devinez lequel[e] j'ai pris!
Le jeun' laissai, le vieux j'ai pris.
Je voudrais qu'il vienne un édit
D'écorcher tous les vieux maris.
J'écorcherais le mien aussi,
J'irais vend' sa peau à Paris,
Pour retourner dans mon pays,
Où je prendrais jeune et joli.[2]

In den *Chansons de veuves* herrscht über seinen Hinschied eitel Freude. Witwenlieder des französischen Westens haben den Refrain

Je l'aimais tant, tant, tant,
Je l'aimais tant, mon mari —
Je l'aime mieux, mieux, mieux,
Je l'aime mieux mort qu'en vi'.[3]

Selten sind die Lieder, welche die Partei des unglücklichen Gatten ergreifen, und die bleiben dann freilich den *Chansons de femmes* nichts schuldig. Die Ehelieder stehen fast alle auf seiten der Frau, auch der leichtfertigen, und wenn sie diese nicht geradezu loben, so erzählen sie doch deren Streiche und Listen mit sichtlichem Gefallen.

Man würde irren, wollte man in diesen *Malmariée*-Liedern Beweise besonderer gallischer Ehefeindlichkeit sehen, etwa gar mit einem Hinweis auf die modernen Pariser Romane.

Das *Malmariée*-Lied ist uralt und universell. Die Frau des Beduinen singt es wie die des Europäers. Es ist das Lied, in welchem die in schwerem Frondienst arbeitende Frau des Volkes

[1] Haupt-Tobler, *l. c.* p. 113 (übersetzt von K. Bartsch); cf. J.-B. Weckerlin, *L'ancienne chanson*, p. 324.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 160. [3] Bujeaud II, 67.

der guten alten Zeit eine ideelle Revanche nahm für Zwang und Not ihres Alltagslebens, ähnlich wie etwa unsere Studenten für saure Wochen sich beim Kommers dadurch entschädigen, dafs sie vom Bummeln und Trinken mit einer Überzeugung singen, als kennten sie nur das. Aber deswegen können sie doch fleifsig und jene Frauen doch ehrbar und tüchtig sein.

Die *Malmariée*-Lieder, in welchen die Not des Lebens von der heiteren Seite aufgefafst und auf Kosten von Krankheit, Leid und Tod ungebundene Lebenslust gepriesen wird, sind Lieder der Feststimmung, wie sie die alten Maifeste schufen, Lieder derber Lustigkeit, derber Prahlerei. —

Mit der Ehe die Kinder. Auch in Frankreich werden sie mit Wiegenliedchen in den Schlaf gesungen; auch dort üben sie ihre Zünglein an munteren Sprechspielversen, die unserem 'Joggeli wott ga Birli schüttle' ähnlich sind, und trällern sie bei ihren Spielen mehr oder weniger sinnvolle Verse.

Was heute der Winzer der Gascogne bei seiner Arbeit singt, das ist schon im Poitou ein Lied des kindlichen Ringelreihens geworden.[1]

Im Mittelalter kannten die Erwachsenen keinen anderen Tanz als den Reigen, den man zum Rhythmus von Liedern tanzte. Dieses *danser aux chansons* ist heute aus den Sitten des Volkes geschwunden und zum blofsen Spiel der Kinder herabgesunken. Damit ist auch so manches Lied, in das vor Jahrhunderten erwachsene Menschen ihre Freude und ihr Leid gegossen, zum Kinderreim geworden und hat in Kindermund ein letztes Asyl gefunden.

So blüht auch da neues Leben aus Ruinen. —

Bei diesem eiligen Gange durch die Vorwürfe des französischen Volksliedes habe ich neben den meist typischen Thematen so manches spezielle und auch besonders interessante übergehen müssen. Da ist so manche merkwürdige Ballade, deren Stoff Frankreich mit germanischen Ländern gemein hat, in deren formeller Ausgestaltung es aber seine eigenen Wege geht. So die Ballade vom Taucher, die in vielen Variationen über das ganze Land verbreitet ist und zum Teil mit anderen Liedern verbunden erscheint. Da ist besonders ein Werbungslied, das den Namen *La chanson des transformations* trägt: das Gespräch eines Liebespaares. Das Mädchen weicht den Anträgen des Burschen dadurch aus, dafs es scherzend sich zur Blume, zum Vogel, zum Stern zu wandeln droht, um ihm zu entgehen, worauf er als Gärtner die Blume pflegen, als Jäger den Vogel jagen, als Wolke den Stern umfangen zu wollen sich rühmt: ein anmutiges Spiel der Rede und Gegenrede, das lange fortgesetzt werden mag. Das

[1] Cf. Bladé, *Poésies pop. de la Gascogne*, Paris 1881 f., II, p. 225, mit Bujeaud I, 48.

Thema ist über ganz Europa verbreitet und hat durch Mistral im Magalí-Lied seiner *Mirèio* die kunstvollste Gestalt erhalten.

Nach all dem, was das französische Volkslied besingt, mag auch hervorgehoben werden, was es nicht besingt. Es gibt keine aus dem Volke hervorgegangenen Kriegslieder; es gibt auch keine Trinklieder. Der Wein wird etwa beiläufig, besonders im Refrain, als Freudenspender gepriesen oder dann in Klageliedern als Quelle des Unglücks genannt — aber Trinklieder gibt es nicht. Das Trinklied ist keine *Chanson populaire* im engeren Sinne, sondern eine *Chanson de ville*.

Das französische Volkslied singt auch nicht von Feen, Zwergen, Zauberern — es fehlt der Hofstaat des Märchens. Das Märchen wird erzählt, aber nicht gesungen. Seine geheimnisvolle Welt scheint die Publizität des Liedes nicht zu vertragen. —

Nicht bald zum Ende kommen würde ich, wenn ich nun, nachdem ich die Materie des französischen Volksliedes umschrieben, auch die Probleme erörtern wollte, welche sich an seine sprachliche, metrische, musikalische Form, an seine Entstehung und seine Geschichte knüpfen.

Da mögen einige Bemerkungen genügen.

Es mag vielleicht befremden, daſs die Volkslieder, von denen hier die Rede ist, französisch und nicht *patois* sind. Es gibt auch mundartliche Volkslieder in allen Teilen Frankreichs; aber die schönsten, reichsten Blüten der französischen Volkspoesie sind nicht mundartlich, sondern hochfranzösisch. Es ist nicht geradezu das Französische der *Académie Française,* sondern das eines ungebildeten Menschen, der die Schriftsprache sprechen will und dem unwillkürlich Laute, Wörter, Wendungen seines Dialektes entschlüpfen.

Nicht nur in Frankreich, auch bei uns beobachten wir die selbe Erscheinung: wenn das Volk dichtet, so liebt es gleichsam, das sprachliche Sonntagskleid anzuziehen.

Dialektlieder stammen sehr häufig von gebildeten Verfassern her, die meinen, zum Volke hinabsteigen zu müssen: so sind die *Noëls* geistlicher Verfasser sehr häufig dialektisch.

Die Versform der Lieder ist einfach.

Der Reim ist kunstlos, und das Lied begnügt sich oft mit dem bloſsen Gleichklang des Tonvokals, mit der Assonanz.

Nicht selten ist auch diese zerstört, weil die Aussprache einzelner Reimwörter im Laufe der Zeit anders geworden und dadurch der Gleichklang aufgehoben worden ist.

Die Lieder zerfallen in zwei groſse Klassen:

1) Reigenlieder, die zum Tanze gesungen werden (Tanzlieder), und 2) *Chansons simplement chantées*: einfache Singlieder, die zur Arbeit oder bei gesellschaftlichen Vereinigungen zum Vortrag kommen.

Doch ist die Scheidung keine strenge: mit Leichtigkeit wan-

delt das Volk den Takt eines ernsten Liedes zum heiteren Tanzrhythmus. Jede Ballade kann in dubio auch als Tanzlied betrachtet werden. Ein Fortsetzer Rabelais' bezeichnet *La Perronelle* als Tanzlied.[1]

Das Volk ist ein unermüdlicher Sänger; es liebt Wiederholungen. So werden denn die kurzen, oft ja nur einzeiligen Strophen der Lieder so gesungen, daſs zur Einleitung einer Strophe immer erst die vorangehende ganz oder teilweise wiederholt wird. Wie bei einer Kette legt sich ein Glied ins andere.

Alle Tanzlieder haben Refrain. Der Führer des Reigens singt den Text der Strophe mit Kehrreim vor, und die Mittanzenden wiederholen diesen Kehrreim oder auch Teile des Textes.

Auch bei den Singliedern herrschen diese Wiederholungen, die dem Hörer ermüdend scheinen. Das Volkslied ist eben nicht auf Hörer eingerichtet, sondern auf ein Publikum, bei welchem alle mitsingen: es will nicht gehört, es will gesungen sein.

Auch die bloſsen Singlieder werden fast alle mit Refrain vorgetragen. So muſs man sich denn z. B. das Lied *Le voleur* mit einem Kehrreim, wie *hélas!* oder *la violette!* (die dunkle Blume der Trauer), gesungen denken.

Der Refrain ist ein sehr wandelbares Element, wird häufig von einem Liede zum anderen versetzt und bildet nicht selten einen förmlichen Kontrast zum Inhalt des Liedes.

Durch den Refrain werden Lieder mit bestimmten Anlässen verbunden, denen sie ursprünglich ganz fremd waren. So wird durch Heranziehen des Refrains *oh, le joli mois de mai* irgend ein Lied zu einem Maifestgesang: es herrscht Freizügigkeit auf dem Gebiete des Volksliedes.

Ursprünglich trägt jedes Lied den Stempel der Gelegenheit, bei der es entstanden ist. Dieser Stempel verwischt sich mit der Zeit. Der ursprüngliche Anlaſs verschwindet; aber das Lied bleibt bestehen und schlieſst sich einem anderen Singzentrum an.

So werden Liebeslieder, die beim Maientanz entstanden, zu Liedern, welche bei der Arbeit gesungen werden: zu Arbeitsliedern.

Es gibt förmliche Verschiebungszentren, welche die Lieder an sich ziehen, gleichsam Liederasyle. So in der Normandie die Zeit der Hanfernte. Das ist die Singperiode des Jahres, und die Lieder heiſsen danach *Chansons de filasse.* —

Für das Volkslied ist charakteristisch: die untrennbare Verbindung von Wort und Melodie. Es ist eine Zwillingsschöpfung, die Schöpfung einer Zeit, welche Musik und Poesie noch nicht geschieden hat, also das Produkt älterer Kulturstufen.

Der Verfasser des Volksliedes ist irgend ein begabtes Kind des Volkes, Mann oder Weib, mit poetischem Sinn und musikalischem Ohr.

[1] *Pantagruel,* Livre V, chap. XXXIII bis (ed. Moland p. 555).

Seine Schöpfung ist eine musikalisch-poetische Improvisation.

Dieser Dichter-Komponist erhebt sich durch seine Begabung, seine künstlerische Organisation über die grofse Menge, nicht aber etwa durch besondere Bildung. Er ist vielmehr *peuple,* befangen im Ideen- und Interessenkreise des Volkes, aus dem er nicht heraustritt. Seine Gedanken, seine Aspirationen, seine Lust und sein Leid sind die der Allgemeinheit. Er ist keine Persönlichkeit. Weder erhebt er diesen Anspruch, noch empfinden ihn die anderen. Daher er aus Anlafs seiner Liederschöpfung gar nicht hervortritt, kein Eigentumsrecht geltend macht und keines zugesprochen erhält. Im Augenblick, da sein improvisiertes Lied entsteht, singen die anderen es ihm nach. Es ist im Augenblick der Geburt auch schon Gemeingut. Es besteht überhaupt nur dadurch, dafs es gleich von den anderen aufgenommen wird.

So verschwindet der Verfasser hinter seiner Schöpfung, man möchte sagen: von Stund an.

Es ist wahrlich ein uneigennütziges Schaffen, das den Lohn in sich selbst trägt, wie alle künstlerische Arbeit. Der Volksliederdichter singt, weil er singen mufs, wie der Vogel auf dem Zweige, weil die Natur ihm diesen künstlerischen Trieb verliehen hat, der ihm den Mund öffnet und ihn zur Stimme des Volkes macht.

Aber nicht alle, die diesen Trieb spüren, sind in gleicher Weise begabt. Es gibt mittelmäfsige Volksdichter, wie es mittelmäfsige Kunstdichter gibt, und wie diese, so sind auch jene in der Mehrzahl. Hunderte, Tausende von minderwertigen Liedern entstehen, ehe eines gerät, welches das Leben einer Generation überdauert und die Gemarkung eines Dorfes überschreitet.

Das Lied ist in der Denk- und Empfindungsweise des Volkes befangen. Es enthält nur, was das Volk interessieren kann, und gibt es in einer Form, die ihm zusagt; daher die Volkslieder inhaltlich und in der Form etwas Stereotypes haben. Es kehren dieselben Stimmungen und Situationen wieder, die mit den nämlichen Darstellungsmitteln ausgedrückt werden. Es bilden sich eigentliche Formeln aus, welche ein Lied dem anderen entlehnt. Es bilden sich beliebte Rahmen, insbesondere beliebte Eingänge, die den verschiedensten Erfindungen als Einführung dienen.

Die Elemente der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung liegen im Volksliede ungeschieden beisammen: auch ihre Scheidung gehört einer späteren Kulturstufe an.

Im Ausdruck der Gefühle wie in der Darstellung von Vorgängen zeigt sich etwas von der Art des Kindes. Das Volkslied spricht nicht gleichmäfsig, ich möchte sagen: nicht überlegt, sondern impulsiv, vom Affekt bewegt. Es spricht abrupt, ohne Übergänge, hier mit Gefallen bei geringfügigem Detail verweilend, dort weite Lücken lassend. Der Dichter bringt ja nicht eigentlich Neues, sondern er ruft nur in Erinnerung. Er ruft Gefühle

und Bilder, die in allen schlummern, diesen allen ins Bewuſst-sein. Er tönt nur an — und Empfindungen und Bilder anderer schwingen und klingen mit. Der Volksdichter hat nicht den anderen etwas Eigenes zu sagen, sondern er hat für das, was aller Inneres erfüllt, Worte und Töne zu finden: *tout le monde est dans son secret.*

Das Volkslied ist ungeschrieben. Melodie und Text leben ausschlieſslich in mündlicher Überlieferung. Was aber von Mund zu Mund geht, das wandelt sich. Und so erleiden denn im Laufe der Zeit Melodie und Text fortwährend Umgestaltungen, meist unabsichtliche, die aus Gedächtnisfehlern erwachsen und auf Improvisation beruhen, aber auch absichtliche, welche durch den Wechsel der Zeiten und Interessen eingegeben sind. Aber während das eine Lied bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet wird, erhält sich ein anderes verhältnismäſsig rein, ohne daſs wir die Gründe dieser Immunität kennten.

Das Volkslied ist immer im Fluſs und gleichsam immer in Arbeit. Die Allgemeinheit ist die unablässige, posthume Mitarbeiterin des verschollenen Verfassers, und da unter den Menschen die Mittelmäſsigkeit dominiert, so wird diese Umarbeitung mittelmäſsig, d. h. meist eine Verschlechterung sein und einen Verfall bedeuten.

Dazu gesellt sich ein siegreicher Gegner des Volksliedes, der ergänzende Neuschöpfung erschwert: das ist die fortschreitende Kultur. Die Kultur entzieht dem Volkslied den Nährboden. Sie bringt dem Volke die Kunstdichtung, lehrt es in der Schule, Kunstlieder singen, und von den Städten aus ergieſst sich der trübe Strom des Tingeltangelliedes über das Land.

Unsere Aufgabe ist es, in liebevoll angelegten Sammlungen dem Volkslied eine Arche zu bauen, die es über die Wellen dieser Sündflut zu den späteren Geschlechtern tragen wird.

Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich zum Schlusse das *Pays de France* ein liederreiches Land nenne. Heitere und ausgelassene, ernste und schwermütige Worte und Weisen schallen in vollen Accorden uns entgegen. Es ist der vielstimmige Chor eines Friedensfestes.

Den Reigen führt Amor.

Und das Liebeslied, das er singt, ist nicht ein frivoles, es ist wesentlich ein Lied der Treue, der Sehnsucht mit dem ewigen Kehrreim[1]

Ah, soleil, fonds ces rochers!
Ah, lune, bois ces rivières!
Que je puiss' regarder
Mon amant qu'est derrière.

H. Morf.

[1] Bujeaud I, 172.

Eine französische Novelle des 15. Jahrhunderts und ein indisches Märchen.

Karl Voſsler hat in einem Aufsatze 'Zu den Anfängen der französischen Novelle'[1] eine anonyme handschriftliche französische Novellensammlung im Vatikan (Fonds der Königin Christine Nr. 1716) zum Gegenstand einer anziehenden Betrachtung gemacht und die 43 Nummern der Sammlung, insbesondere in Bezug auf ihre Quellen, untersucht. Nicht bei allen Erzählungen führten indes seine Nachforschungen zu sicheren Ergebnissen. Bei der 17. z. B. **'De Messire Galehault de Sempy sauvé de mort par sa femme'** erklärt er, daſs er 'eine Quelle zu dieser Erzählung nicht ermitteln konnte'. Die nachstehenden Zeilen wollen ergänzend eingreifen und einige Bemerkungen zur Geschichte der erwähnten Novelle beibringen. Gerade ihr Quellenverhältnis ist im hohen Grade interessant, denn sie gehört zu jenen Erzählungen, die vom fernen Osten nach dem Abendlande gewandert sind.

Voſsler gibt[2] den Inhalt folgendermaſsen an: 'Der leichtfertige Galehaut lebt in Ehebruch mit Frau Gille d'Andreville. Beide werden eines Morgens vom Herrn von Andreville überrascht und sollen das Schlafgemach nicht mehr lebendig verlassen. Nur so viel Gnadenfrist bleibt ihnen, um die letzte Beichte abzulegen. Indes man nach dem Priester schickt, hat Frau Marie, die Gattin Galehauts, von der schlimmen Lage ihres Mannes Wind bekommen. Sie stürzt zum Priester, läſst sich dessen Kleider geben und führt sich als Beichtiger in das bewachte Schlafgemach ein, überläſst ihrem Manne die Priesterkleider und schafft ihm damit die Möglichkeit, zu entweichen, während sie selbst mit Frau Gille zurückbleibt. Als d'Andreville zur Vollstreckung seiner Rache schreitet, findet er anstatt des Mannes die Frau, die er nur höflich entlassen kann: 'Et par ce fait messire de Galehault, son mary bien l'ayma et se gouverna sagement.'

---

[1] Studien zur vgl. Litg. II, S. 3—36.
[2] Daselbst S. 16 ff.

Wir begegnen der Erzählung, in ein paar Nebenumständen geändert, in der Märchensammlung des Somadeva *Kathá Sarít Ságara,* im II. Buch, XIII. Kapitel, in der Übersetzung von H. Brockhaus Bd. I, S. 146 ff., in der englischen Übersetzung von Tawney Bd. I, Kalkutta, 1880, S. 91 ff. (*Bibliotheca Indica* Bd. 84), frei nacherzählt in Wilsons *Essays* Bd. I, S. 224 ff. (*Works* vol. III, London 1864).

In der Übersetzung von Brockhaus hat die indische Erzählung folgenden Wortlaut:

'In unserem Lande hier in der Stadt war ehemals ein mächtiger Mahayaksha, unter dem Namen Manibhadra berühmt, dessen Tempel unsere Vorfahren mit reichen Gaben beschenkten. Die Einwohner, um irgend einen Wunsch erfüllt zu sehen, gingen zu ihm hin und brachten ihm Opfer und Gelübde dar. Es galt damals das Gesetz: "Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines anderen angetroffen wird, der soll zugleich mit ihr in den Tempel des Yaksha gebracht, und am anderen Morgen sollen beide in die königliche Ratsversammlung geführt und, nachdem ihr Verbrechen bekannt gemacht worden, hingerichtet werden."

Einst nun wurde in der Nacht der Kaufmann Samudradatta von den Stadtwächtern mit der Frau eines anderen angetroffen; sie führten ihn und die Frau zu dem Tempel des Yaksha, stiessen beide hinein und verschlossen ihn dann mit einem festen Riegel.

In kurzer Zeit erfuhr die Gemahlin des Kaufmanns, Namens Saktimati, eine Frau von groſser Klugheit und ihrem Gatten treu ergeben, was sich zugetragen hatte; sie faſste rasch einen Entschluſs, verkleidete sich und ging dann in der Nacht, von einer Freundin begleitet und eine Opfergabe tragend, zu dem Tempel des Yaksha hin; der Priester, durch die Aussicht auf ein reiches Ehrengeschenk verlockt, erlaubte ihr den Eintritt und öffnete ihr das Tor, dann ging er zu dem Stadtaufseher, um das Vorgefallene zu melden.

Saktimati trat nun herein und fand ihren Gatten und die andere Frau in tiefster Beschämung, sie gab der Fremden ihre Kleider und sagte ihr: "Geh nun rasch aus dem Tempel heraus!" So unter der Verkleidung der Saktimati ging sie in der Finsternis ungehindert hinaus, während Saktimati bei ihrem Gemahle zurückblieb.

Am anderen Morgen kamen die Diener des Königs, um nachzusehen, und fanden zu ihrem Erstaunen den Kaufmann mit seiner eigenen Gattin eingeschlossen. Als der König dies erfuhr, befahl er, den Kaufmann aus dem Tempel des Yaksha frei herausgehen zu lassen, und bestrafte dagegen den Stadtaufseher.'

Die indische und die französische Erzählung sind, wie man sieht, in der Hauptsache gleich. Ein Ehebrecherpaar wird überrascht und festgenommen und soll den Tod erleiden. Die Gattin

des Ehebrechers, die ihm trotz seiner Untreue in Liebe zugetan ist, erfährt die Gefahr, in der er schwebt, und beschliefst, ihn zu retten. Sie weifs sich verkleidet in schlauer Weise bei den Gefangenen einzuschleichen. Durch Kleidertausch mit einem der beiden Ehebrecher verschafft sie zunächst diesem die Freiheit und beseitigt sodann, da ihre Anwesenheit der Sache das harmloseste Aussehen gibt, auch den letzten Anschein einer Schuld.

Freilich bestehen zwischen den beiden Erzählungen auch mehrere nicht unerhebliche Verschiedenheiten: In der französischen Novelle ist es der Mann der Ehebrecherin, der die beiden Schuldigen festnimmt, und durch ihn sollen sie die Todesstrafe erleiden; in der indischen Erzählung werden sie von Wächtern verhaftet, und ihre Verurteilung ist dem Könige vorbehalten. Dadurch ergibt sich ganz von selbst eine Zwischenpause, die es der nachsichtigen Frau ermöglicht, die Rettung des Paares zu bewerkstelligen. Bei dem Franzosen dagegen wird ein Aufschub des Todes nur dadurch erreicht, dafs der beleidigte Ehemann den Sündern noch die Wohltat der Beichte zu teil werden lassen will. Endlich tauscht in der französischen Novelle die edelmütige Frau die Kleider mit ihrem Gatten, während sie bei dem Indier ihre Kleider der Ehebrecherin überläfst. Natürlich fiel in der französischen Erzählung mit den Wächtern ihre den Schlufs der indischen Darstellung bildende Bestrafung fort.

Trotz dieser Abweichungen ist die Übereinstimmung der beiden Versionen so grofs und die Erzählung an und für sich so charakteristisch, dafs wir ihr Auftauchen einerseits in Indien, andererseits in Frankreich unmöglich für eine Zufälligkeit halten können. Der Verfasser des *Kathá Sarít Ságara* lebte zu Anfang des 12. Jahrhunderts, der französische Novellist im 15.; kein Zweifel daher, dafs wir irgend einen, wenn auch weit her vermittelten Zusammenhang zwischen der abendländischen und der indischen Erzählung anzunehmen haben, und dafs Indien die Heimat beider ist.

Zunächst läfst sich zeigen, dafs die Erzählung des *Kathá Sarít Ságara* nicht die älteste Version der Novelle ist; dafs es eine noch ältere, aber wiederum indische gibt. Somadeva selber fufst offenbar auf einer Erzählung des Märchenbuches *Çucasaptati*, das auf ein noch höheres Alter Anspruch erheben kann als 'Das Meer der Erzählungsströme'.

Im Textus ornatior der *Çucasaptati* — das Märchenbuch ist in zwei verschiedenen Fassungen, in einer längeren (nicht vollständigen) und in einer kürzeren, erhalten — hat die Erzählung nach Richard Schmidts Übersetzung[1] folgenden Wortlaut:

[1] Die Sukasaptati (Textus ornatior). A. d. Sansk. übers. Stuttg., 1899. S. 83 ff.

'In der weit ausgedehnten Stadt Karabha lebte ein hochangesehener Kaufmann ...; dessen Lebensgefährtin war Sāntikādēvi ... Einstmals, als er nachts ausging, um in dem Gotteshause der Yakṣiṇī seine Andacht zu verrichten, ging auch ein freches Frauenzimmer ihm auf dem Fuſse nach. Da trafen nun beide dort zusammen, und da er sie gar eindringlich bat, ihm den Liebesgenuſs zu gewähren, verweilten sie beide in dem Tempel drinnen.

Inzwischen kamen Wächter ... Da stellte der Wachthauptmann ... rings um den Tempel Wächter auf ... indem er gedachte, jene beiden am nächsten Morgen dem Fürsten vor Augen führen zu wollen. Darauf bekam auch Sāntikādēvi Kunde hiervon.

Als jene ... erfuhr, daſs ihr eigener Gatte in dem Gotteshause von den Soldaten des Königs inmitten des Tempels gefangen gehalten werde, bereitete sie ein schmackhaftes Mahl ... und gelangte, mit sehr vielen gekochten Speisen ausgerüstet ... an den Tempel der Yakṣiṇī. (Die bestochenen Soldaten gewähren ihr Eintritt) ... Als sie dorthin gekommen war, gab sie der unzüchtigen Frau ihre Kleider, Schmucksachen usw. und lieſs sie in dieser Verkleidung hinausgehen; sie selbst aber blieb dort.

Am anderen Morgen aber meldeten die Wächter diese Geschichte dem Erdherrscher ... Da sandte der König auf deren Wort seine Leute ab und lieſs nachsehen. Diese Leute kamen nach dem Tempel und erblickten Dhanabhuti, vereint mit seiner Frau. Als der König deren Bericht vernommen hatte ... zürnte er den Wächtern sehr, lieſs sie in Fesseln legen und entlieſs Dhanabhuti zusammen mit seiner Gattin.'

Von dieser Erzählung des Textus ornatior — seiner 28. — weicht die entsprechende des Textus simplicior[1] — die 19. — mehrfach ab. Die Namen sind andere: Der Kaufmann heiſst Sōdhāka, seine Frau Santikā, das schlechte Weib Svacchandā. Letzteres verführt den Kaufmann, als er eines Tages einen Yakṣa anzubeten ging, 'durch verliebte Lockungen usw.' Von der Herrichtung einer Mahlzeit durch die treue Gattin ist keine Rede; sie besticht die Wächter durch Geld. Die Anzeige beim Fürsten sowie die Bestrafung der Wächter fehlt. Die Erzählung, offenbar nur ein kurzer Auszug aus dem längeren Texte, schlieſst mit den Worten: 'Als nun die Wächter frühmorgens ihn mit seinem Weib zusammensahen, schämten sie sich.'

Mit der Darstellung des Textus simplicior stimmt die 19. Erzählung der Maratti-Übersetzung der *Çucasaptati*[2] so ziemlich

[1] Die Çukasaptati (Textus simplicior). Aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt. Kiel, C. F. Haeseler, 1894. S. 34.

[2] Übersetzt von dem unermüdlichen R. Schmidt in den *Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes* X. Bd. 4. Leipzig, 1897. Die Erzählung steht S. 109.

überein. Die Abweichungen betreffen nur Kleinigkeiten. So heifst z. B. der Kaufmann hier Kāmāvista statt Sōdhāka.

Vergleichen wir die Darstellung des Somadeva mit den beiden Versionen der *Çucasaptati*, so charakterisiert sich jene sofort als Nachahmung beider oder, wenn man will, als Nachahmung einer Redaktion, welche die Hauptzüge beider Versionen umfafst. Bei Somadeva werden die Ehebrecher nicht im Tempel des Yaksha ertappt, sondern nach der Tat hineingesteckt, um dort ihrer Strafe entgegenzusehen. Somadeva und der Textus simplicior sprechen vom Tempel eines Yaksha, der Textus ornatior von dem einer Yakṣiṇī. Jene beiden geben den Namen des Yaksha an (Manibhadra bezw. Manōratha), der Textus ornatior nicht. Dagegen weisen Somadeva und der Textus ornatior dem König eine Rolle in der Erzählung zu: Ihm wird die Sache von den Wächtern gemeldet, seine Diener kommen, um die Gefangenen zu besichtigen, und als sie das Ehepaar erblicken und darüber dem Könige berichten, werden dle Wächter bestraft. Das alles fehlt im Textus simplicior. Hinzugefügt hat Somadeva das Gesetz: 'Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines anderen angetroffen wird, der soll zugleich mit ihr in den Tempel des Yaksha gebracht werden etc.'

Die Erzählung der *Çucasaptati* diente aber nicht nur Somadeva zur Quelle, sie ist auch zu anderen orientalischen Völkern gewandert. Wir treffen sie in der mongolischen Nachbildung des indischen Märchenbuches *Sinhâsanadvatrinçati* ('Die 32 Erzählungen vom Throne des Vikramâditja'), während sie in letzterem selber fehlt. Diese Nachbildung, 'Die Geschichte des *Ardschi-Bordschi Chan*'[1] vereinigt in ihrer Schlufserzählung mehrere Märchen der *Çucasaptati*, darunter auch unseres. Das Verhältnis zwischen Original und Nachahmung ist indes ein sehr freies: Nicht mehr die Frau eines anderen, sondern eine unvermählte Königstochter ist es, die mit einem verheirateten Manne, und zwar mit einem Minister, in flagranti betroffen wird. Die Verführung geht auch hier von der weiblichen Seite aus. Seltsamer-

---

[1] Übersetzt in '*Mongolische Märchen*, Die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Eine Fortsetzung zu den Kalmückischen Märchen'. Aus dem Mongolischen übersetzt von Professor Dr. Bernhard Jülg. Innsbruck, Wagner, 1868. S. 111 bis 119. — Die Erzählung hatte Jülg bereits ein Jahr vorher (1867) im gleichen Verlag mongolisch und deutsch separat herausgegeben. Über die Erzählung und die 19. in der Çucasaptati vgl. auch Benfey, *Pantschatantra* I, 457, wo auch auf *Bahar Danush* hingewiesen wird. Vgl. ferner Wilsons *Essays* I, 224 und Tawney zu seiner oben erwähnten Übersetzung des *Kathá Sarít Ságara* I. Bd. S. 94 Anm. und II. Bd. S. 628. Die mongolische Version in der mir unerreichbar gebliebenen Sammlung *Sagas from the East* (1872) S. 320, auf die Tawney verweist, ist wohl identisch mit der von Jülg übersetzten des Ardschi-Bordschi.

weise unterstützt aber die Frau des Verführten von vornherein die Liebesintrige. Sie ist es, die ihren Mann erst über die in rätselhafter Art gegebene Einladung der Königstochter aufklärt und ihn ermuntert, von seinen 'bonnes fortunes' Gebrauch zu machen. Nicht im Tempel, sondern im Garten werden die beiden ertappt, und der Gartenaufseher, in dessen Hände sie fallen, führt sie nicht, wie in einer der indischen Versionen, in den Tempel, sondern ins Gefängnis. Ein neuer Zug ist es, dafs die Königstochter herausbekommt, dafs die Frau des Ministers die Liebessache unterstützt, und dafs jene daher auf den Gedanken verfällt, diese von der ihrem Manne drohenden Gefahr zu unterrichten, und zwar in rätselhafter, aber von der klugen Ministersfrau wiederum richtig gedeuteter Weise. Die Rettung erfolgt dann ähnlich wie in der indischen Erzählung. Die mongolische Erzählung hat noch einen Schlufs, der zwar ebenfalls auf das *Çucasaptati* zurückgeht, aber nicht mehr hierher gehört.

In der Mitte zwischen den indischen Versionen und der mongolischen steht die in dem persischen Märchenbuch *Bahar Danush* des Inajatullah. Es ist die vierte Geschichte (erzählt im IX. Kapitel). Sie ist romanartig ausgesponnen und umfafst in der mir vorliegenden englischen Übersetzung von Jonathan Scott[1] 30 Seiten (Bd. I S. 154—183). Der schwülstige, bilderüberladene Stil des Persers unterscheidet sich sehr unvorteilhaft von der schlichten Weise der Indier. Mit Weglassung der Nebenmomente und Ausschmückungen läuft die persische Erzählung auf folgendes hinaus:

Die Frau des Veziers des Königs von Serendib verliebt sich während der Abwesenheit ihres Gemahls in einen Goldschmied, von dessen aufserordentlicher Schönheit ihre Dienerin ihr erzählt hat. Sie sucht ihn auf, zeigt ihm kokett ihr Gesicht und spricht in rätselhafter Weise zu ihm. Der Goldschmied ist Knall und Fall in die schöne Frau verliebt, er erzählt aber, naiv, wie er ist, die ganze Begegnung seinem Weibe. Dieses deutet die rätselhaften Worte der Veziersfrau richtig und weist ihren einfältigen Mann an, wie er sich zu verhalten habe, kurz, sie unterstützt, wie in der mongolischen Erzählung, das sträfliche Liebesverhältnis. Wie nach vielen Mifsverständnissen das Pärchen endlich zusammen ist, erscheint der Befehlshaber der Nachtwache plötzlich vor dem Palaste des Veziers, sieht die Wächter überall schlafend und das Tor weit offen. — Doch erteilen wir jetzt dem Perser selbst das Wort, um eine Probe seines Stils zu geben:

---

[1] Bahar Danush or the Garden of Knowledge etc. In three volumes. Shrewsbury, 1799. 3 Bde. 8°.

'Astonishment filled his mind, and he for an instant mused on what might be the reason, that at such an hour, when night had hung the curtain of darkness on the face of the world, the gate of the vizier's palace should be unclosed, and why the guards should be so negligent? Feeling it his duty to explore the cause and unravel the knot of mytery, he advanced, and found all the seven portals, like the hand of the benevolent, midely expanded. He guessed that vice certainly was wakeful in this contention, and therefore entered the haram. At a distance he perceived that the goldsmith, having extended the hand of plunder, was stealing the gems of the vizier's honour, and, from his poverty, esteemed as precious the possession of such a treasure. At sight of this circumstance, the flames of wrath blazed in his mind, and rushing in without delay, he loudly exclaimed "O heedless wretches, unmindful of God! what flame of evil is this, which you have kindled in the storehouse of your existence!" ... The lady made a signal to an attendant, that she should present a large sum of money to the officer, and entreat him, that departing not aside from the path of sympathy, he would observe the customs of indulgence to venial faults. The officer did not in the least attend to the gold, and would not usher the request into the place of acceptance. He then dragged forth the two desponding wretches in the most disgraceful manner ... and ... confined them in the prison.'

Die Veziersfrau hat indes Geistesgegenwart genug, sich an das zu erinnern, was 'her idiot gallant' ihr von seinem Weibe erzählt hat. Sie sendet, bevor sie geht, ihre 'handmaid' zur Goldschmiedsfrau mit einem Zeichen, das die kluge Frau sogleich versteht. Sobald sie die Gefahr ihres Mannes erfährt, beschliefst sie, ihn zu retten. Sie begibt sich, mit Speisen und Geld ausgerüstet, ins Gefängnis und erhält Zulafs, da sie vorgibt, das Gelübde getan zu haben, 'to give a treat of confectionary to the imprisoned', und da sie ihr Ansuchen durch ein Geldgeschenk unterstützt. Schnell nimmt sie die Stelle der Veziersfrau ein, die sich statt ihrer entfernt und, ohne Verdacht zu erregen, in ihren Palast zurückkehren kann. Der Offizier geht am anderen Morgen zum zweiten Vezier und klagt die Frau des ersten an. Als die beiden Gefangenen aber gebracht werden, stellt sich heraus, dafs der Goldschmied mit seiner eigenen Frau zusammen war. Der erzürnte Vezier 'committed the chief of the police ... with many reproaches and humiliations to prison.'

Die Übereinstimmung dieser Novelle in vielen Punkten mit der mongolischen ist eine auffallende: Hier wie dort bekundet die Verführerin ihre verliebte Absicht durch ein Rätsel. Hier wie dort unterrichtet der Ehemann von der Sache seine Frau, die das Rätsel löst und — seltsam genug — die Intrige unterstützt. Hier wie dort wird das Ehebrecherpaar nicht in einem Tempel, sondern im Gefängnis untergebracht. Bei beiden Erzählern geht der Gedanke der Rettung von der Ehebrecherin aus, die, von ihrem Liebhaber über die eigentümliche Rolle seines Weibes bei der Liebessache unterrichtet, auf die Findigkeit der Allzunachsichtigen baut und sie durch ein Rätsel von der Gefahr, die ihrem Manne droht, in Kenntnis setzt. Zufall ist es

wohl auch nicht, daſs hier wie dort ein Vezier mit in die Erzählung verflochten ist, wenn die ihm zugewiesenen Rollen in beiden Versionen auch verschieden sind.

Andererseits steht die persische Erzählung in ein paar Punkten der indischen nahe, einmal insofern, als nicht ein Mädchen, sondern eine Frau die Verführerin ist, dann, daſs letztere dem Galan nachläuft, daſs das Weib des Ehebrechers die Gefängniswärter mit Geld besticht, und daſs endlich der Polizeihauptmann nur mit Kerker, nicht mit dem Tode bestraft wird.

Das sind freilich nur Kleinigkeiten. Weitaus gröſser ist die Ähnlichkeit zwischen der persischen und mongolischen Darstellung. Gleichwohl ist eine Entlehnung der einen Erzählung aus der anderen aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen. Beide kamen auf getrennten Wegen aus Indien, beide weisen in letzter Linie auf die Çucasaptati, aber offenbar durch eine bereits umgebildete Mittelquelle zurück.

Wann und wie gelangte aber der Stoff ins Abendland? Hierüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Sicher scheint mir nur das eine, daſs der französische Novellist vom Ende des 15. Jahrhunderts nicht der erste war, der die Geschichte in Europa erzählte. Ich kann zwar für den Augenblick keine ältere Version nachweisen, die ihm als direkte Vorlage gedient haben könnte — obwohl ich glaube, vor vielen Jahren eine solche gelesen zu haben —, aber es sind Anhaltspunkte genug vorhanden, die die Existenz einer solchen ziemlich sicher machen.

In dem 1476 gedruckten, aber gewiſs schon ein Jahrzehnt früher entstandenen *Novellino* des Salernitaners Masuccio befindet sich eine Novelle, die XXXII., welche mit unserer Erzählung nahe verwandt ist. Das ihr vorangestellte 'Argomento' faſst den Inhalt folgendermaſsen kurz zusammen:[1]

'Una veneziana tra la molta brigata è amata da un fiorentino: mandale la sua serva e da parte de la Badessa de Santa Chiara la invita; il marito e lei il credono, e sotto sottilissimo inganno è condutta in casa del fiorentino, ne la quale la notte se abbate il foco. Lo Signore de Notte va per reparare, trova la donna che lui anco amava, fa la incarcerare: la serva del fiorentino con bello tratto la libera, e lei resta prigione: la mattina la vecchia per scambio della giovene denanzi la Signoria è menata, il Signore de Notte resta schernito, e la donna a lo marito senza infamia se torna.'

In der Einkleidung steht diese Novelle den orientalischen Versionen sowie der französischen ganz ferne. Sie weicht auch noch dadurch nicht unwesentlich von ihnen ab, daſs die Verführung nicht von der Frau, sondern von dem Galan ausgeht, daſs nur erstere verhaftet wird und insbesondere, daſs die Rolle

[1] Ich benutzte die Ausgabe des *Novellino* von Luigi Settembrini (Napoli, Ant. Morano, 1874). Die Erzählung steht darin auf S. 348—357.

der nachsichtigen Ehefrau darin fehlt und durch eine Dienerin des Galans ersetzt wird. Ein neuer und zwar sehr guter Zug ist es ferner, dafs der verhaftende Beamte — der, wie in der persischen Erzählung, der Befehlshaber der Nachtwache ist — selbst in die schuldige Frau verliebt ist und aus Rache sie festnimmt. Im übrigen entspricht aber die italienische Erzählung den anderen Versionen, namentlich in der Art und Weise, wie sich die 'vecchia' in den Kerker einschleicht und die Kleider mit der Gefangenen tauscht. Man höre:

... (la vecchia) pieno un cesto con caponi, e pane, e due zucche de bon vino ... e trovati i pregionieri li pregò caramente per Dio le concedessero il dare da mangiare a quella poveretta fantesca di suo missere che a torto e a peccato era dal Signore de Notte stata presa ... e per farli benevoli e grati a la sua domanda loro donò la maggior parte de la cena che seco perciò aveva portato, i quali come golosi e de poche sorte, vennero pietosi e le dissero che entrasse dentro a suo piacere. La vecchia entrata, e spacciatamente dato il suo mantello a la giovane, le disse che presto se n'uscisse, e montasse in barca etc.[1]

Ich denke natürlich keinen Augenblick daran, dafs der französische Novellist die Darstellung Masuccios gekannt hat, obwohl dies der Zeit nach recht wohl möglich wäre. Aber der Umstand, dafs in der jüngeren (französischen) Version die Fabel in einer den orientalischen Fassungen weitaus näher kommenden Weise behandelt ist als in der älteren (italienischen) Novelle, zwingt uns zu der Annahme, dafs es eine ältere abendländische Form der Erzählung gab, die der Franzose getreu, der Italiener sehr frei nachahmte. Masuccio ist, was uns bei seiner derben, cynischen Weise gar nicht wundern braucht, sehr roh mit der alten Fabel umgesprungen. Er hat keinen idealen Zug darin gelassen. Dafs eine Frau so edelmütig und nachsichtsvoll handelte wie die Heldin der indischen Erzählung, dünkte ihm unglaublich, und dafs der Galan durch eine so geringfügige Sache, wie damals ein Ehebruch war, in Lebensgefahr geraten sein

---

[1] Gaetano Amalfi in seinem Aufsatze 'Quellen und Parallelen zum Novellino des Salernitaners Masuccio' (*Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde* Bd. IX S. 33 ff., 136 ff.) hat (S. 144 ff.) auch unsere Erzählung mit der mongolischen verglichen und aufserdem betreffs Varianten auf seinen Artikel *Il Spergiuro* in der Zeitschrift *Helios* (Castelvetrano) II Nr. 24 verwiesen. Was er aber an letzterer Stelle vorbringt, hat mit Masuccios Novelle und unserem Stoffe nichts zu tun. Es sind Parallelen zum letzten Teile des mongolischen Märchens, zum Thema vom Reinigungseid (Gottesurteil). Höchstens könnte man noch die Erzählung aus *1001 Nacht*, 'Geschichte der Haiut Alnufus mit Ardschir' (367.—389. Nacht, Weils Übersetzung II. Bd. [1838], S. 381—463) heranziehen, wo indes die Ähnlichkeit sich darauf beschränkt, dafs ein Prinz bei einer Prinzessin von einem Diener betroffen und dem Könige denunziert wird. Von Ehebruch und von der Rettung durch das Eingreifen einer treuen, klugen Frau ist hier nicht die Rede. Ich habe daher die mir wohlbekannte Geschichte oben von vornherein ausgeschlossen.

sollte, das dünkte ihm, dem verdorbenen Sohn einer sittenlosen Zeit, noch unglaublicher. Änderungen im ähnlichen Umfang wie bei dieser Novelle gestattete sich Masuccio ja öfters. Verschiedene Änderungen ergaben sich übrigens dadurch, daſs der Erzähler nach einem bei ihm beliebten Verfahren mehrere Motive in seiner Novelle verschmolz.

Daſs wirklich eine ältere, dem Franzosen nahekommende Vorlage existierte, wird durch einen zweiten italienischen Novellisten, durch Matteo Bandello, bestätigt. In der 'Quarta parte seiner *Novelle* (gedr. 1573 'In Lione') findet sich eine Erzählung, die in charakteristischen Einzelheiten auffallende Ähnlichkeit mit der französischen Version zeigt. Es ist die VII. und hat nachstehende Aufschrift:

Accorto auedimento di vna fantesca a liberare la padrona e l'innamorato di quella da la morte.[1]

Bandello hat die Geschichte in Antwerpen lokalisiert. In dieser Stadt lebte oder lebt noch, erzählt er, ein ehemaliger Soldat, der sich auf die Handelschaft verlegt und geheiratet hatte. In seine Frau, die jung und sehr schön war, verliebte sich ein florentinischer Kaufmann und machte ihr eifrig den Hof. Anfangs zurückgewiesen, gewann der Welsche die Dienerin der Dame (A la fine hebbe modo cõ San Giovanni bocca d'oro di corrompere la fante de la donna), und diese wuſste ihre Herrin für ihn einzunehmen. Der 'Fiam̃engo' hatte die Gewohnheit, alle Samstage zum Besuch seines Faktors nach Brüssel zu reisen und erst am Sonntag zurückzukehren. Diesen Umstand benutzt die junge Frau. An einem Samstagabend empfängt sie den Florentiner und die Dienerin 'hauendo laſciata la padrone bene accõpagnata ... andó per iſcontro la caſa paſſata la strada, à giacerſi cõ vno ſuo amico'. Vorher stellt sie jedoch einen Diener, der von der Liebesintrige wuſste, als Wächter auf. Der Kaufmann, der seine Geschäfte in Brüssel schneller, als er erwartet, erledigt hatte, kehrte früher als sonst zurück und klopfte an die Tür. Der als Wächter aufgestellte Diener, welcher nicht wuſste, was er tun sollte, öffnete die Tür. Für die weitere Erzählung lasse ich Bandello selbst das Wort:

[1] **La | Qvarta | Parte de le | Nouelle del Bandel | lo nuouamente | compoſte:** Ne per l'adietro date in luce. (Buchhändlerzeichen.) **In Lione** | Appreſſo Aleſſandro Marſilij | MDLXXIII | Con priuilegio del Christianißimo Re di Francia. — Die Novelle steht darin S. 60b—62a. — Diese Quarta Parte ist, wie ich in einem Aufsatze im *Archiv f. d. St. der neueren Sprachen* Bd. 105, S. 89 ff. gezeigt habe, von einem unbekannten Übersetzer ins Französische übersetzt und auch von Marſilij verlegt (gedruckt 1574 und 1578). Unsere Novelle gelangte mit anderen dieser Quarta parte in die *Histoires tragiques* des Belleforest, der sich gegen die Unterschiebung verwahrte. Vgl. meinen erwähnten Aufsatz.

'Ando il padrone à la camera, oue ardeua vno piccolo lume, e trouata la moglie col amante à lato, prefe la fpada per vcciderli. Mà pēsando che fariano ftati dannati ne l'inferno fi riteñe, e fcefo à baffo cōmife al famiglio che andafsi à dimādare il Guardiano di Sā Frāncesco, che fubito veniffe per cofe di grādifsima importāza. Nō era à pena vfcito il Seruitore, che la fante riuenne: la quale intefa la cofa volle ella andare. E fatto chiamare il Guardiano che era mattutino, li narró il fatto, e da lui ottēne effere veftita da Frate. E cofi di cōpagnia vēnero à la cafa doue il mercāte diffe al Guardiano ciò che da lui voleua. Andó fufo il Guardiano, e la fante in quello habito rifuegliò gli innamorati che lafsi da la fatica durata dormiuano, e defti restavano fmarriti, vdendo come il fatto ftaua. E nō ci essendo tēpo da perdere il Fiorētino fubito fi vefti, e fopra i fuoi panni fi mife l'habito che la fante recato hauea, e quella fi coricó con la madoña. Difcefe il Guardiano à baffo col cōpagno ... e trouato il mercatante, di cui era dimestico, li diffe: 'Voi me ne hauete fatta vna. Mi fate venire à quefta hora ftraordinaria, e mi date à intēdere vna favola dishonefta nō sô perche, e io nō hô trouato in letto fe nō la voltra moglie con la fanticella à lato ... Andó difopra il buono huomo e trouó la fante à lato de la moglie, la quale veduto il marito, di lui grauemēte fi lamenta, e li minaccia come fia venuto il giorno volerfene andare à trouar il padre, la madre, e fratelli, e far loro intēdere i belli diportamenti fuoi ... A la fine il pouero Fiādrefe fi credette hauere ftrauifto, e dimandó perdono à la moglie, di modo che fi rapacificarono tutti infieme etc.'

Schon bei flüchtigem Vergleich zwischen Bandello und dem französischen Novellisten erkennen wir, dafs die Ähnlichkeit zwischen beiden eine auffallende ist. Sie unterscheiden sich eigentlich nur darin, dafs die Rolle der Frau bei diesem, durch die Dienerin bei jenem ersetzt und dafs dadurch der versöhnende Ausgang der Novelle weggefallen ist. Sonst sind sie identisch, insbesondere stimmen sie in den charakteristischen Punkten überein, dafs die Ehebrecher nicht in einem Gefängnis, sondern in der Behausung des beleidigten Gatten, nicht von Wächtern, sondern von jenem festgehalten werden, dafs der Aufschub ihres Todes und dadurch ihre Rettung nur durch die edle Rücksicht des Beleidigten, die Schuldigen nicht ohne vorherige Beichte zu töten, erfolgt, dafs die Retterin sich in der Verkleidung des Beichtigers bei den Gefangenen einführt und dafs endlich der Galan und nicht die Ehebrecherin in der Verkleidung entkommt. In allen diesen Einzelheiten weichen Bandello und der Franzose von den übrigen Versionen ab und stellen eine Umbildung der Fabel im christlichen Sinne dar.

Andererseits nähert sich der Franzose den orientalischen Versionen insofern, als er die Rolle des edelmütigen Weibes beibehielt, und Bandello kommt seinem Landsmann Masuccio nahe, indem er diese Rolle einer Dienerin übertrug, die schuldige Frau erst als keusch und schwer zu verführen darstellt und dergleichen mehr. Bandello kannte jedenfalls Masuccio, dem er auch sonst manches entnahm und den er in Äufserlichkeiten nachahmte, so z. B. darin, dafs er jede einzelne Novelle einer anderen Persönlichkeit widmete.

Wie haben wir uns aber die nahe Verwandtschaft seiner Novelle mit der des Franzosen zu erklären? Bandello berichtet in dem seiner Erzählung vorangestellten Widmungsschreiben an M. Givliano Calestano Sal(ernitano?), daſs er sie von einem 'Maestro Arnaldo da Bruggia in Fiandra Pittore (à miſchiare diuerſi colori iniſieme per farne vno a ſuo modo molto induſtrioſo è ſingolare') in einer Gesellschaft habe erzählen hören. Ob diese Angabe Bandellos Wahrheit oder Dichtung ist, läſst sich schwer sagen. Einen Maler Arnold von Brügge habe ich nicht ermitteln können, es gibt nur einen Musiker dieses Namens (1480 bis 1536). Oder sollte Bandello den Glasmaler Arnold von Flandern gemeint haben, der im 16. Jahrhundert lebte und dessen Geburtsort unbekannt ist? Doch wie dem auch sei, ob Bandello seine Novelle einem Maler Arnold oder sonst einem Erzähler verdankt — ich halte das letztere für wahrscheinlicher —, so scheint mir doch das eine sicher, daſs weder Bandello noch Arnold die ungedruckte und kaum bekannte Novelle des Franzosen zur Vorlage hatten, man wird vielmehr eine gemeinsame Quelle für den letzteren und Bandello (bezw. seinen Gewährsmann) annehmen müssen. Ob diese eine italienische oder französische gewesen, muſs ich dahingestellt sein lassen. Der Name Galehault kommt im französischen Prosaroman von Tristan (I. Teil, Ausgabe von A. Verard, Paris, s. d. fol. 53b ff.) vor, allein aus diesem Namen lassen sich keine Schlüsse auf die Heimat der mutmaſslichen Vorlage ziehen, denn er konnte auch zuerst von dem unbekannten Nacherzähler eingeführt worden sein. Und so will ich es anderen, die über mehr Zeit als ich verfügen, überlassen, die Geschichte des Stoffes zu vervollständigen und die noch unbekannte gemeinsame Vorlage des Franzosen und Bandellos ausfindig zu machen. Mir genügt es hier, wieder einmal ein Beispiel der Abhängigkeit des Abendlandes im Mittelalter von Indien auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur beigebracht zu haben.

München. A. L. Stiefel.

Kleine Mitteilungen.

Gessner und Thomson.

In der Dissertation Knut Gjersets *Der Einflufs von James Thomsons 'Jahreszeiten' auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts* (Heidelberg, 1898) ist nirgends davon die Rede, dafs auch Salomon Gessner zu den Schülern Thomsons gehöre. Und doch scheint mir eine Einwirkung des älteren Dichters auf den jüngeren zweifellos vorhanden; sie tritt nicht blofs in der runden Sinnlichkeit des Ausdrucks zu Tage, für die Gessner gewifs von Thomson gelernt hat, sondern sie äufsert sich auch in einigen direkten Einzelbeeinflussungen. Man halte etwa den Gessnerschen 'Daphnis' gegen die Palemon-Lavinia-Episode des 'Autumn'; oder man vergleiche diese Stelle aus dem 5. Gesange des 'Tod Abels': 'So wie, wenn drei liebenswürdige Gespielen ... Hand in Hand am schönen Sommerabend aufs weifse Ährenfeld gehen und ein plötzlicher Donner vor ihre Füfse sich hinschleudert, betäubt stürzen sie aufs Feld hin; wenn dann zwo von ihnen aus der Betäubung bebend erwachen und den Aschenhaufen ihrer Freundin vor sich sehn' usw. — mit den folgenden Versen aus dem 'Summer':

'till, in evil hour,
The tempest caught them (scil. Celadon und Amelia) on the tender walk,
Heedless how far and where its mazes strayed ...
From his void embrace
(Mysterious Heaven!) that moment *in a heap*
Of pallid ashes fell the beauteous maid.'

Halle a. S. Otto Ritter.

Zu Goethes 'Mädchen von Oberkirch'.

Für die Frage nach den historischen Grundlagen des Goethischen Fragmentes dürfte die folgende Notiz von Interesse sein, die ich dem Reichardtschen *Revolutions-Almanach von 1795* (Göttingen bey Johann Christian Dieterich, S. 329) entnehme: 'Der alte Münster zu Strafsburg, Erwin's grosses Denkmal, musste im November 1793 eben diese Farce (scil. des Vernunftkults) mit sich vornehmen lassen. Ein Jude bestieg die Kanzel, und redete zu der Menge — revolutionären Unsinn: einem Zeitungsgerüchte nach wurde ein schönes Bauernmädchen, das so viele Deutsche Vernunft hatte, sich zu weigern die Französische vor-

zustellen, auf Befehl der Nationalcommissarien (des nachher guillotinirten St. Just und des sich nachher selbst entleibenden Le Bas) guillotinirt.' Hiernach scheinen die Angaben Roethes in den *Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften*, Göttingen 1895, S. 507, einer leisen Modifikation zu bedürfen. —

Auch das ist wohl noch nicht beachtet worden, dafs sich die Exposition des 'Mädchens von Oberkirch' in einigen Punkten merkwürdig mit Immermanns Erzählung 'Der neue Pygmalion' berührt. Die Hauptpersonen sind dieselben: ein junger Baron, dessen Tante und ein schönes junges Mädchen aus niederem Stande, das, von jener erzogen, die Stellung einer Gesellschafterin bei ihr einnimmt. Beidemal handelt es sich um die leidenschaftliche Neigung des Barons zu diesem Mädchen; dieselbe bleibt (bei Immermann wenigstens fürs erste) unerwidert und erfährt deshalb eine Abweisung. Hier wie dort sehen wir den Baron seiner Tante gegenüber mit seinen Empfindungen verlegen zurückhalten;[1] sie ahnt nicht das mindeste von seiner Neigung und würde, wie er sich wohl bewufst ist, den Gedanken einer Verbindung zwischen ihm und Marie-Emilie auf höchste perhorreszieren. Beidemal endlich erscheinen als politischer Hintergrund die revolutionären Wirren der Jahre 1792/93. Zu den zahlreichen, längst erkannten Berührungen zwischen Immermann und Goethe würde sich dieses — doch höchst wahrscheinlich rein zufällige — Zusammentreffen gesellen.

Halle a. S. Otto Ritter.

Die Quelle von Bürgers Gedicht 'Penelope'

(Bergers Ausgabe Nr. 25) ist De Saint-Lambert's Epigramm 'La nouvelle Pénélope', das ich nach dem *Choix d'Anecdotes, de Contes* etc., Paris 1827, tome II, p. 157, citiere:[2]

La jeune Églé, quoique très-peu cruelle,
D'honnêteté veut avoir le renom;
Prudes, pédans vont travailler chez elle
A réparer sa réputation.
Là, tous les jours le cercle misanthrope
Avec Églé médit, fronde l'amour.
Hélas! Églé, semblable à Pénélope,
Défait la nuit tout l'ouvrage du jour.

Halle a. S. Otto Ritter.

Zu Beowulf v. 1225 und 2222.

Von Kompositen alliteriert im Bw. entweder nur das erste Glied oder beide, nie das zweite allein. Zwei scheinbare Ausnahmen beruhen auf irrtümlichen Konjekturen. V. 1225a ist der Text der Hs.,

[1] Goethe sowohl wie Immermann zeigen uns die beiden zu Anfang im Gespräch miteinander.

[2] Eine geringfügig abweichende Wiedergabe bei Poitevin, *Petits poètes français*, Paris 1838, I, 398.

wind geard weallas, von den Herausgebern ohne Not und ohne Angabe der Gründe verändert worden, meist in *windge eard-weallas.* Liest man *wind-geard weallas,* so ist der Halbvers metrisch korrekt und sein Sinn klar. *Wind-geard* als Umschreibung des Meeres ist zwar sonst nicht belegt; aber die Komposita sind meist *ἅπ. λεγ.*, und verwandte Vorstellungen begegnen öfter; z. B. *wind-gereste* (für Trinkhaus) Bw. 2457, *wind-sele* (für Hölle) Sal. 386; *geard* ist als zweites Glied häufig, vgl. bes. *wyrm-geard* (für Hölle) Sal. 69. — In dem stark verderbten v. 2222a sind nur die Worte *folc* und *biorn* zu lesen. Diese werden von allen Herausgebern aufser Thorkelin zu *folc-biorn* (Heyne-Socin zu *folc-biorna*) verbunden. Das ist aus obigem Grunde nicht zulässig, da *b* in dem Verse alliteriert. Wahrscheinlich ist *folc* zweites Glied eines Kompositums, dessen erstes mit *b* beginnt.

Charlottenburg. Otto Krackow.

Zum Willie o Winsbury.

Gelegentlich einer genauen Durchsicht der Musikmanuskripte in der Advocates' Library, Edinburgh, fand ich in dem Ms. 5, 2, 14 eine von Dr. John Leyden aufgezeichnete Fassung der Ballade *Willie o Winsbury,* die das von Child mitgeteilte Material[1] recht erfreulich ergänzt. Sie führte ein etwas verborgenes Dasein, so dafs es nicht unverständlich ist, wie sie den scharfen Augen Childs und seiner vortrefflichen schottischen Mitarbeiter entgehen konnte.

Das Manuskript selbst ist in verschiedener Hinsicht interessant. William Chappell hat es, ohne der Ballade Erwähnung zu tun, in seiner *Popular Music of the Olden Time,* 1859, Bd. I, S. 204—5, ziemlich genau folgendermafsen beschrieben: ... a Qto. MS.,[2] which has successively passed through the hands of Mr. Cranston, D^r. John Leyden, and Mr. Heber, and is now in the Advocates' Library, Edinburgh. It contains about thirty-four songs with words[3] and sixteen song and dance tunes without. The latter part of the manuscript, which bears the name of a former proprietor, William Stirling, and the date of May, 1639, consists of Psalm Tunes, evidently in the same handwriting, and written about the same time as the earlier portion .... Zur Geschichte des Manuskripts bemerkt Dr. Leyden auf einem der vorgebundenen freien Blätter: This MS. before it came into my

---

[1] *English and Scottish Ballads* II Nr. 100, S. 398—406, 514—15; IV, 491.

[2] Kleines Format, länglich; 42 beschriebene Blätter.

[3] Z. B.: *It was a lover and his lass* (vgl. Furness, *Variorum Shakespeare, As you like it,* S. 262), George Wither's *Shall I, wasting in despair,* das in *Twelfth Night* citierte *Farewell, dear love,* Fassungen von *O lusty May with Flora queen* und *Wo worth the time and eke the place,* die später in Forbes' *Aberdeen Cantus* wiederkehren, aber nichts Volkstümliches. — S. auch Dauney's *Ancient Scotish Melodies* S. 29 und 137 A.

possession belonged to the Rev[d] Mr. Cranston, Min*ist*er of Ancrum in the Presb*ytery* of Jedburgh. Having purchased a considerable number of books at the sale of his library in 1788,[1] in packing them, I drew it from a heap of loose papers in the room where they were deposited, and seeming to value it as a curiosity received it as a present from one of the executors, who told me he supposed it had belonged formerly to some schoolmaster in the Border. It is still very common for Parochial schoolmasters and teichers (!) of music to write out such collections for their own use. In February 1795 I lent it to Mr. Alex*ande*r Campbell,[2] then employed on his Introduction to Scotish Poetry, and received it from him Dec*embe*r 1799 to show Mr. Heber,[3] to whom I now consign it.

Edin[r] March 5. 1800. John Leyden.

Den Text der Ballade hat Leyden auf freie Seiten zwischen den von Chappell charakterisierten ersten und zweiten Teil des Heftes eingetragen (fol. 29[a]—30[a]):

Thomas o' Winesberry.

The following Song is so much corrupted, that in the common recital it does not make sense. I have altered some passages a little, but in many I could not understand the meaning of the recited verses. It is well known in Teviotdale *and* Liddisdale.

John Leyden.

1. Lang sevin year[4] the king staed away,
The eight year he came hame,
And a' the knighties round about
Came to welcome the king hame.

2. „How now, how now, Janet[5] my dochtor,
Ye look sae pale and wan?
Ye've surely had some sair sickness
Or else ye've lo'ed some man."

3. „I hae nae had nae sair sickness,
I hae nae lo'ed nae man,
But it is for you, father dear:
Ye've stayed sae lang in Spain."

---

[1] J. Leyden war demnach erst dreizehn Jahre alt, aber bereits ein fanatischer Bücherjäger. Eine oft wiederholte Anekdote erzählt, wie er einem Hufschmied ein Exemplar von Tausend und eine Nacht abzuringen wufste (*Poetical Works* ed. Th. Brown 1875, S. XIII).

[2] Organist und Musiklehrer. Walter Scott war sein Schüler. Seine *Introduction to the History of Poetry in Scotland*, ein wertvolles Werk, das nur in 90 Exemplaren gedruckt wurde, erschien 1798.

[3] Leyden machte die Bekanntschaft Richard Hebers durch Archibald Constable 1799. Dieser wiederum führte ihn Walter Scott zu.

[4] *Ursprünglich* years. seven CFG, five months and more HI.

[5] *So* AGH, Dysmill BC, Jane D, Jean FI, *ohne Namen* J.

4. „Cast off, cast off your berry-brown gown
And lay it on the stane,
And I'll tell you by your middle-jimp,
Gin ye've lo'ed man or nane!"

5. She has cast off her berry-brown goun
And lay'd it on the stane,
And a' them that stood round about
Said she was twa part gane.

6. „Is't to a man o' might, Janet,
Or is't to a man that's mean,
Or is't to ane o' my rankers,[1]
That I sent out o' Spain?"

7. „It's no to a man o' might, father,
It's no to a man that's mean,
It's to true Thomas[2] o' Winesberry,
Nae langer I maun lane!"[3]

8. He's ca'd on his merrie men a'
By threty and by three:
„Gae seek to me that strang traitor,
I'll see him hanged hie!"

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

„Before the boots gae off my legs
I'll see him hanged hie!"

9. True Thomas he came up the gate
[Clad a'[4]] in robes of silk,
His hair shane like the beaten gold,
His face was like the milk.

10. „Nae ferlie, nae ferlie, the king cansay,
My dochter loved thee,
Had I been a woman as I'm a man,
My crown I wad gie thee.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Had I been a woman as I'm a man,
I'd died for the love o' thee.

11. But if ye'll marry Janet my dochter
By the truth o' my right hand.
Ye's be a knight into my court
And lord o'er a' my land."

12. „I will not marry Janet your dochter
By the truth o' your right hand,
To be a knight into your court,
Or lord o'er a' your land.

13. But let your dochter Janet busk her white
And gae to the kirk with me,

[1] I know not what is meant by rankers [Leyden]. [2] *So* CGHI, William A, Willie BF, Johnny Barbary D, Johnnie Barbour E, John Barborough J. [3] lane: hide it, or conceal it [L.] *s.* N. E. D. *s. v. und* Childs *Glossary. Vgl. auch:* That cannot longer len G 8. [4] The word left out is sailering. I know not what is meant by it [L.].

And I'll seise Janet your dochter
O' threty mills and three."

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

And I'll seise Janet your dochter
To be lady o' Winesberry."

I know not whether there is any more or not. June 13. 1791.

Dafs wir gerade Leyden eine Aufzeichnung dieser Ballade verdanken, ist besonders günstig. Sie mufs ihm, der seine ganze Jugend im Teviottale zugebracht und der es in seinen *Scenes of Infancy* (ursprünglich *The Vale of Teviot*) schön besungen hat, frühzeitig vertraut gewesen sein. Seine Fassung (im folgenden A[1]) steht denn auch Childs bester Version am nächsten. Die Verwandtschaft erklärt sich leicht aus der gemeinschaftlichen Heimat der Fassungen: A stammt aus den Campbell-Manuskripten, deren Inhalt in Berwick, Roxburgh, Selkirk und Peeblis um 1830 gesammelt wurde (Child V, S. 398). Der Vergleich berechtigt zu dem Schlusse, dafs die Abänderungen, von denen Leyden spricht, nicht einschneidender Natur gewesen sein können. In den einzelnen Zeilenpaaren, die Leyden nach den Strophen 8, 10 und 13 einfügt, sehe ich Varianten zu den zweiten Hälften der betreffenden Strophen. Leyden, der die Ballade aus dem Gedächtnis aufzeichnete, hatte wohl gelegentlich beide Strophenausgänge gehört. Der Zusatz zu Str. 13, der freilich in keiner der anderen Versionen eine Entsprechung hat, schliefst die Ballade vortrefflich ab.

Str. 1, Z. 3 und 4 können mit Sicherheit, schon auf Grund des Gleichreimes *hame* : *hame,* ausgeschieden werden. Ebenso unbeholfen ist der Wortlaut selbst (s. *knighties*). Die Rekonstruktion ist sehr einfach. Das ältere Reimwort lautete *Spain* (vgl. Str. 3, Z. 4), und die Halbstrophe besagte, dafs der König die sieben Jahre seiner Abwesenheit (als Gefangener, auf Kriegszügen, auf der Jagd?) in Spanien zugebracht habe (vgl. A 1 C 1 F 1). — Str. 1, Z. 3 *And a' the knighties round about* klingt an das gleichfalls zu beanstandende *And a' them that stood round about* in Str. 5, Z. 3 an. Die Intimität der Scene, voller Stimmungsgehalt und tragischem Pathos, verbietet die Anwesenheit von Zuschauern. Sehr sinngemäfs mufs nach dem Geständnis der Tochter der König seine Gefolgsleute erst herbeirufen (Str. 8). — Str. 10, Z. 4 *My crown I wad gie thee* findet sich nur in A[1] und ist wohl Leyden zuzuschreiben. B 9 dürfte mit *My bedfellow ye sould be* die ursprünglichere Wendung bewahren. — In den Schlufsstrophen gehen die Fassungen stark auseinander, doch bereitet die Divergenz wenig kritische Schwierigkeiten. In C und F sind Wendungen aus der Ballade *The Knight and the Shepherd's Daughter* (Child II, Nr. 110) eingedrungen, die auch

sonst, kraft einer gewissen Ähnlichkeit der Motive, zersetzend gewirkt hat. A und A[1] bieten wohl auch hier, dem ganzen Zusammenhange nach, das Richtige: des Königs Anerbieten an Gut und Ehren wird abgelehnt unter Hinweis auf eigenen Wohlstand. Dafs der Reichtum des Herrn von Winsbury vornehmlich in Mühlen bestanden habe, besagen A, A[1] und G. Die Lokalisierung an den Dee (G 15) ist belanglos. Abgesehen von der Bequemlichkeit des Reimes mag noch eine Erinnerung an das weitverbreitete Lied *The Miller of Dee* (Herd 1776, II, S. 185) mitgewirkt haben.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Rekonstruktion der 'Urfassung' des *Willie o Winsbury* im Sinne Brandls[1] vorzunehmen. Indessen möchte ich darauf hinweisen, dafs gerade diese Ballade für solche Versuche ein gefüges Objekt abgäbe. Von dem rein auskristallisierten Kern der Dichtung fallen die Fremdkörper bei der leisesten Berührung ab, und die Frage nach 'gut' und 'schlecht' — immer ein sehr bedenkliches Moment bei der Balladenkritik — dürfte selten weniger Kopfzerbrechen und Zweifel veranlassen.

Laboe-Kiel. Hans Hecht.

Aus einem Handschriftenkatalog.

'Bibliotheca Philippica, catalogue of a further portion of the ... mss. of Sir Tho. Phillipps of Middle Hilland Cheltenham ..., which will be sold by ... Sotheby, Wilkinson & Hodge, 27. April 1903,' verzeichnet u. a.:

23. 'The Lord's prayer in 49 languages, autograph of Hu. Wanley, given to me 1697' Will. Elstob.
24. Collections of Wil. and Eliz. Elstob ... with copies of charters etc. in [Anglo-]Saxon characters 1710 f.
251. Mag. Alaini Chartier super planctu captivitatis Francie; Tractatus de regno Ricardi: 'Afin que le grant fait d'armes ... je messire Jehan le Beau, jadis chanoine de ... Liege.' 15. Jh.
260. Chron. of England, 679 — Henry V, in Old English, 15. Jh.
261. Chron. of England, 800 — Henry VI, roll on vellum, 1422.
263. Le livre des estoires dou commencement dou monde, 14. Jh.
545. Chron. of England to 1417, in old English, beg. 15. Jh.
550. Here beggynnyth ye new croniclis of Ingelond from Brute to ye 14. yere of Harry VI, beg. 15. Jh. 'Liber cron. Richardus Rede.'
624. Songs, verses etc. c. 1604; hand like Ben Jonson.
746. The siege of Troye by Lydgate, 15. Jh., beginnt 'And of malice and conspiracioun', gehörte G. P. Turner.

---

[1] Forschungen zur neueren Literaturgeschichte (Festgabe für Richard Heinzel) S. 53 ff.

760. Medical recipes; treatis sente by the masters Salvine to Phillype quene of Ingland 1320 (so); 15. Jh. Seit 15. Jh. in Holland.
803. Ye mirroure of the blessed lif of oure lorde Jhesu Cryst. 15. Jh.
843. Chroniques des ducs de Normandie et rois d'Angleterre. 14. Jh.
960. Here begynneth the lyfe of Roberte the Devyll, 16/17. Jh., Abschrift des Druckes vom Ende 15. Jhs.
1015. Collection of poems and songs of the Shakespearian period. Anf. 17. Jhs. Für Näheres s. Katalog.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Fairfax-Liederbuch.

Im *Archiv* CVI, 48 (1901) sagt B. Fehr (Die Lieder des Fairfax-Ms.): 'Das papierne Titelblatt trägt oben ... die unerklärbaren Worte: "Faueur d'un Roy aut (?) roealle n'est pas Eeritage (?)."'

Mit diesem Motto konnte schon Fuller Maitland nichts anfangen, der es DNB XVIII, 138 (1889) mit den gleichen Fragezeichen (nur abweichend 'roialle' statt 'roealle') abdruckte.

Unerklärbar sind die Worte nicht. 'Faueur d'un Roy n'est pas Eeritage' bedeutet: 'auf die Gunst eines Königs kann man nicht bauen, Königsgunst schwankt.' Dieser Gedanke begegnet in der französischen Literatur in verschiedener Gestalt. Ältere Beispiele, aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, bietet Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes français'[2] 1859:

De seigneur amour héritage
N'est pas bien, convient autre gage. (II, 98)

Ebenda: Amour de seigneur n'est pas héritage. Heute ist noch sprichwörtlich: promesse de grand n'est pas héritage (Sachs; mancherlei Phrasen mit 'n'est pas héritage' siehe bei Littré).

Etwas anders ist der Gedanke gewendet in: Service de Seigneur n'est pas héritaige (Le Roux de Lincy a. O. 100). Vgl. das heutige Sprichwort: service de grand usw. Dem entspricht der Refrain eines Liedes der englischen Hs. Sloane 2593 (Fehr, *Archiv* CIX, 47 f.):

for seruyse is *non* erytage.

Der Earl of Strafford sprach die Überzeugung unserer Devise in dem berühmten Satz aus: Put not your trust in Princes. —

Die Worte 'aut roealle' können nur heifsen: 'oder königliche' (scil. Gunst). Sie geben eine dem Schreiber geläufige Variante des Wahlspruchs. Dafs er sie nicht einklammerte, konnte das Verständnis des Ganzen allerdings erschweren.

Berlin. Rudolf Imelmann.

Zu Lylys 'Alexander and Campaspe'.

In seinen Anmerkungen zu dieser Komödie Lylys hat es Bond unterlassen darauf hinzuweisen, dafs das von den Dienern Granichus,

Manes und Psyllus vorgetragene vierstrophige Trinklied: *O for a Bowle of fatt Canary* (Akt I, Sc. 2; bei Bond vol. II, p. 322) mit wenigen Textvarianten auch am Schluſs des von Thomas Middleton verfaſsten Schauspiels 'A Mad World, my Masters' von Sir Bounteous Progress gesungen wird, und zwar erst in der zweiten Ausgabe dieses Dramas von 1640, noch nicht in der ersten von 1608.

Bullen meint: *Perhaps neither Middleton nor Lyly wrote* [*this catch*] (vgl. seine Middleton-Ausgabe vol. III, p. 358). An Middleton ist als Autor wohl gar nicht zu denken, er wird sich den Blountschen Text ebenso zwanglos angeeignet haben, wie Ford und Dekker das Lied des Trico in derselben Komödie für ihre Zwecke verwandten (vgl. *Archiv* CX, p. 453). Gegen Lylys Autorschaft kann der Umstand sprechen, daſs der Text des Liedes erst in Blounts 'Six Court Comedies' vom Jahre 1632 zu lesen ist. Dasselbe Argument müssen wir dann aber auch gegen die Echtheit sämtlicher uns in den sechs Prosakomödien Lylys überlieferten Lieder geltend machen: alle einundzwanzig Lieder erscheinen erst in der Blountschen Ausgabe. Kürzlich ist die Echtheit der schönsten dieser lyrischen Zugaben, des berühmten Liedchens des Apelles: *Cupid and my Campaspe playd* (A. and C., Akt III, Sc. 5), in Zweifel gezogen worden, aber ohne neue Gründe, lediglich nach subjektivem, dem Euphuisten als Dichter nicht günstigem Empfinden (vgl. Littledale, Athenæum Nr. 3931).

Straſsburg i. E. E. Koeppel.

Quevedos Orpheus-Gedichte in England.

P. Albrecht (*Leszings Plagiate,* S. 414 ff.) verzeichnet eine Reihe von Bearbeitungen, die die beiden humoristischen Orpheus-Gedichte Quevedos in Deutschland und Frankreich erfahren haben.[1] Dieselben sind auch in England nicht unbekannt geblieben, wie die folgenden Proben dartun mögen:

Upon a time, as Poets tell,
Their Orpheus went down to Hell.
To fetch his Wife, nor cou'd he guess
To find her in a likelier Place.

---

[1] Die Griessche Übersetzung steht auch in Scherrs *Bildersaal der Weltliteratur,* 1848, S. 315. — Einen Hinweis auf unser Motiv hat schon Zedler in seinem Universal-Lexikon s. v. 'Ehestand' (8, 374): 'Ein Spanischer Poet hat bey der bekannten Fabel von dem Orpheus und seinem Weibe, als er sie aus der Hölle zurück führen wollen, nachfolgende Gedancken gehabt. Der Pluto hätte es übel empfunden, daſs sich Orpheus mit seiner Music dahin gewagt, und dadurch die Quaal derer Verdamten gelindert hätte, daſs er sich vorgenommen, ihn mit der gröſten Straffe zubelegen, da ihm denn diese am wichtigsten geschienen, wenn er ihm sein Weib wieder zustellte. Weil ihm aber die Music des Orphei so wohl gefallen, habe er ihm zur Belohnung diese Straffe wieder in so weit gemindert, daſs er ihm das Weib unter der Bedingung wiedergegeben, daſs er ihrer bald loss werden könne' usw. Übrigens liegt die Verwandtschaft mit dem Motiv von Hiobs Frau (dazu *Archiv* 106, 140) deutlich zu Tage.

Down he went singing, as they say,
And troling Ballads all the way;
No wonder that, the Reason's clear,
For then he was a Widower, etc.

([Mary Monck,] 'Marinda. Poems and Translations upon several occasions', London 1716, p. 135;)

Fond Orpheus went, as poets tell,
To bring Eurydice from hell;
There he might hope to find a wife,
The pest and bane of human life ....

Pluto, enrag'd that any he
Should enter his dominion free,
And to inflict the sharpest pain,
Made him a husband once again.

But yet, in justice to his voice,
He left it still within his choice;
If, as a curse, he'd not refuse her,
And taught him by a look to lose her.

('The Hive. A Collection of the most celebrated Songs', Ed. 1726, I[3] p. 70;)

When Orpheus went down to the regions below, etc.

('Imitated from the Spanish.' By the Rev. Dr. Lisle. Set to Music by Dr. Hayes. — In vielen Lieder- und Gedichtsammlungen des 18. Jahrhunderts; auch bei Dodsley.)

Halle a. S. Otto Ritter.

Zur Aussprache von engl. *neither*.

Über die Verteilung der verschiedenen Aussprachsweisen des Wortes 'neither' zu Ende des 18. Jahrhunderts findet sich bei Küttner, *Beyträge zur Kenntnifs vorzüglich des Innern von England* etc., VIII. Stück (1794), S. 104, die folgende interessante Angabe: 'Das Wort neither ... wird auf dem Theater und von Modeleuten nihther ausgesprochen; der gemeine Mann und Leute ohne Erziehung in der Provinz sagen nehther; die mehresten von denen hingegen, welche gut sprechen, ohne zu affektiren, sagen neither.'

Halle a. S. Otto Ritter.

Shelleyana.

1. Zu *The Question*.

Der Schlufs des Shelleyschen Gedichtes *The Question* (1820; Rossettis Ausg. III, 67):

Methought that of these visionary flowers
  I made a nosegay ... and then, elate and gay,
I hastened to the spot whence I had come,
That I might there present it — oh to whom?

erinnert lebhaft an die (auch von Heine nachgeahmten) Verse des Goethischen Gedichtes 'Schäfers Klagelied' (erster Druck 1804):

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

2. Zu *Good-Night.*

'Good-night?' — No, love! the night is ill
Which severs those it should unite;
Let us remain together still, —
Then it will be *good* night, etc.

Shelley kann die erste Anregung zu diesem Gedicht von Nr. XIV des *Passionate Pilgrim* empfangen haben:

Good night, good rest. Ah! neither be my share:
She bade good night, that kept my rest away, etc.

Eine moderne Paraphrase gab (ohne ihre Quelle zu nennen) J. Frapan (Gedichte, 1891, S. 77: 'Hohnwort des Abschieds — Lebewohl!').

3. Zur Vorrede des *Adonais.*

In seinem Vorwort zum *Adonais* macht Shelley verschiedene Bücher namhaft, denen seitens der englischen Kritik unverdientes Lob zu teil geworden sei, während eben diese Kritik über Keats' *Endymion* mit schonungsloser Härte abgesprochen habe: 'As to *Endymion,* was it a poem, whatever might be its defects, to be treated contemptuously by those who had celebrated with various degrees of complacency and panegyric *Paris,* and *Woman,* and *A Syrian Tale,* and Mrs. Lefanu, and Mr. Barret, and Mr. Howard Payne, and a long list of the illustrious obscure?' W. M. Rossetti gibt in seinem ausführlichen Kommentar über die hier genannten Namen und Titel Aufschlufs, bemerkt aber zu der 'Syrian Tale', es sei ihm nicht möglich gewesen, über sie Genaueres im Britischen Museum zu ermitteln. Meines Erachtens kann es nicht zweifelhaft sein, dafs Shelley die Dichtung Henry Gally Knight's *Ilderim, a Syrian Tale* (1816) gemeint hat, die in der *Monthly Review; or Literary Journal,* Lond. 1817, LXXX. 370 ff., sowie in der *Quarterly Review,* July 1819, p. 149 ff. eine anerkennende Besprechung gefunden hatte. Byron hat den 'Ilderim' bekanntlich in seinen Briefen wiederholt zitiert.

4. Zum *Epipsychidion.*

(v. 279 ff.) As is the Moon ...
That wandering shrine of soft yet icy flame
Which ... *warms not but illumines,* etc.

Der nicht ganz seltene Vergleich erscheint beispielsweise auch in Byrons Gedicht *Sun of the Sleepless* (*Hebrew Melodies,* 1815):

Sun of the sleepless! melancholy star! ...
So gleams the past, the light of other days,
Which *shines, but warms not* with its powerless rays, etc.

Bei v. 331 'By the small, still, sweet spirit of that sound' hat natürlich 1. Kings XIX. 12 vorgeschwebt: 'And after the earthquake a fire; but the Lord was not in the fire: and after the fire *a still small voice.*'

(v. 450 ff.) And from the moss violets and jonquils peep,
And dart their arrowy odour through the brain
'Till you might faint with that delicious pain.

Die Zeilen, die inhaltlich wohl (mit Dowden) auf eine Reminiszenz aus dem Leben des Dichters zurückzuführen sind, scheinen in formeller Beziehung durch eine, auch von Pope nachgebildete Stelle aus der *Ode to the Spleen* von Lady Winchilsea beeinflufst:

... whilst Man his paradise possessed,
His fertile garden in the fragrant East,[1]
And all united odours felt ...
But now a jonquil daunts the feeble brain,
We faint beneath the aromatic pain.

Auch die *Nocturnal Reverie* derselben Dichterin glaube ich an verschiedenen Stellen des *Epipsychidion* anklingen zu hören.

(v. 573 f.) We shall become the same, we shall be one
Spirit within two frames, etc.

Vgl. dazu Guarinis *Pastor fido,* I, 5:

ed in due petti
Stringer un core, e'n due voleri un alma.

(Studien zu Epipsych., v. 126 ff.[2]). Alas! what are we? Clouds
Driven by the wind in warring multitudes, etc.

In anderer Weise vergleicht Shelley die Menschen mit den Wolken in dem Gedicht *Mutability* (1816):

We are as clouds that veil the midnight moon;
How restlessly they speed, an gleam, and quiver, etc.

Zweifellos kannte er Euripides' Ἱκέτιδες 970 ff.[3]

πλαγκτὰ δ' ὡσεί τις νεφέλα,
πνευμάτων ὑπο δυσχειμων ἀΐσσω.

Halle a. S. Otto Ritter.

'Lou Roucas de Sisife' von Frederi Mistral.

Die Stellung, die Frederi Mistral zu den Ereignissen des Krieges von 1870/71 eingenommen hat, unterscheidet sich auf das wohltuendste von dem Gebaren so vieler seiner französischen Landsleute.

[1] Cf. Epipsych. 417: '... a far Eden of the purple East'.
[2] Ich zitiere nach der Ausgabe von R. Ackermann (Englische Textbibliothek V).
[3] Dem Euripideischen Hippolytus (v. 1143) ist ja das Motto des Gedichtes *To Coleridge* (Rossettis Ausg. III, 1) entnommen.

Er ist, bei aller Glut seiner Vaterlandsliebe, nach wie vor ein aufrichtiger Bewunderer deutscher Bildung und Wissenschaft geblieben; er hat die von der Hauptstadt aus so lange Zeit künstlich genährte Entfremdung stets lebhaft bedauert und ist seinerseits den Landsleuten Goethes, denen es vergönnt gewesen, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, allezeit mit besonderer Wärme begegnet.

Die Schuld am Ausbruche des Krieges hat Mistral da gesucht, wo sie war. Zum Beweise genügt es, seinen herrlichen 'Saume de la Penitènci' zu nennen. Das Gedicht ist mehrfach übersetzt worden. In dem sich daranschliefsenden 'Roucas de Sisife', dessen bis jetzt ungedruckte Verdeutschung unten folgt, geht der Patriot vom elegischen Ton in den strafenden über und erneuert zugleich die durch seine sämtlichen Dichtungen sich ziehende Klage über den Verlust der Selbständigkeit seiner provençalischen Heimat.

Der Dichter der 'Mirèio' ist, so sehr ihn die Anerkennung der Gebildeten aller Länder erfreute, sich auch darin treu geblieben, dafs er nie vergessen wollte, er singe in erster Reihe 'pèr li pastre e gènt di mas'. Und da er diese viel zu genau kennt, um bei ihnen die Bekanntschaft mit Homer und Hesiod vorauszusetzen, begnügt er sich nicht damit, durch die blofse Nennung des Sisyphos die Vorstellung der ganzen Sage zu erwecken, sondern er schickt sie in anschaulicher Erzählung dem eigentlichen Kern seines Gedichtes voraus, in einer Weise und Sprache, die auch vom mythologisch bewanderten Leser nicht als Länge empfunden wird.

Der 'Roucas de Sisife' erklärt sich selbst. Einer Erläuterung bedarf allenfalls nur der Ausdruck 'Mütze der Konsuln'. Den Titel 'Conse' führten vom frühen Mittelalter an bis zur französischen Revolution die Schultheifsen und Ratsmitglieder der provençalischen Stadt- und Landgemeinden. Zu ihrer Amtstracht gehörte eine rotwollene, mit einer Feder geschmückte Mütze. Der 'Capeiroun de lano roujo' ist erwähnt im Beginne des IV. Gesanges von 'Calendau'. Wenige Verse weiter offenbart Mistral seine eigenste Gesinnung in der prächtigen Lehre des Vaters an den Sohn: 'Siegues umble emé l'umble e mai fièr que lou fièr'. Sie verdiente in allen Sprachen auf die Wände der Schulstuben aller Länder geschrieben zu werden. Es könnte dann wohl mit der Zeit ein Geschlecht heranwachsen, das diese Lebensregel seltener umkehren würde als das heutige.

Die Anordnung der provençalischen Form Ais für den Namen der Hauptstadt der Provence, anstatt der uns geläufigeren französischen, Aix, ist auf den von Mistral selbst ausdrücklich gebilligten Grundsatz zurückzuführen, dafs in einer Übertragung aus dem Provençalischen ins Deutsche die französische Form nichts zu suchen hat und nicht berechtigt ist, die Schreibart des Originals zu verdrängen.

Der 'Roucas' ist in Alexandrinern gedichtet, der einzigen Versform, für die dem deutschen Übersetzer zu raten ist, von der sonst

trefflichen Übung des Übertragens im Versmaße des Urtextes abzugehen. Der Gegenstand legte die Wahl des Hexameters nahe, und in der Tat gestattet dieser, ebensowohl den Inhalt des alexandrinischen Verses voll auszuschöpfen, als nichtssagende Füllwörter zu vermeiden.

Das Gedicht, im Jahre der Kommune verfaßt, lautet in deutscher Wiedergabe:

Der Felsblock des Sisyphos.

Sisyphos nennt, in des Hades Reich, sich ein ewig Verdammter.
All sein Geheul ist umsonst, vergebens sein Toben und Wüten;
Unentrinnbar bannt ihn der Fluch der beleidigten Gottheit.
Höret denn, wie seine Schuld der rächende Richter bestraft hat:

Auf zum obersten First eines weithin ragenden Berges
Muſs einen mächtigen Fels über steile Halden er wälzen.
Sisyphos also ergreift den Block mit wuchtigen Fäusten,
Klammert sich, triefend vor Schweiſs, daran und stöſst ihn und schiebt ihn.
Groſs und schwer ist der Stein. Was tut's! Dort oben vom Gipfel
Winken ihm Frieden und Rast, dort endet die schreckliche Mühsal.
Also rüttelt und schiebt er. Der Fels, mit Ächzen gehoben,
Setzt sich, Ruck um Ruck, die Höhe hinan in Bewegung.
Fort von sehnigem Arm gestoſsen, rumpelt der Steinblock
Über die Hügel und Täler dahin mit Schwanken und Rollen.
Immer voran denn! Schritt für Schritt und ohne Ermüden
Klimmt der Verdammte bergan. Aus der Haut, aus den nervigen Gliedern
Quellen die Muskeln hervor; vom gesenkten, glühenden Haupte
Über den struppigen Bart rinnt perlender Schweiſs ihm hernieder.

Auf denn, immer voran! Er zermalmt mit Krachen die Büsche,
Überschreitet Gehänge voll Schutt und zertrümmerter Felsen,
Schluchten und schroffes Geländ und Rampen voll spitzen Gerölles;
Dort schon müht er sich ab, wo am steilsten der mächtige Berg ist,
Aber indessen er steigt, wird schwerer und schwerer der Felsblock;
Seine Nägel zerspleiſst er in unablässiger Arbeit,
Und wo des Felsens Gewicht den Pfad ihm gebahnt im Gestrüppe,
Sind auch die Dornen gefärbt vom Blute der schmerzenden Zehen.
Tut nichts! Zornvoll keucht er vor Mühe, vor brennendem Durste;
Jetzt ein Schulterstoſs noch, ja! nur noch ein letztes Bemühen,
Und das Geschick ist besiegt. Zum winkenden obersten Gipfel
Wird er ihn zwingen, den Fels, der unbezwungne Verdammte ...
O des Unglücks! Eben, da er den Kulm schon erreicht wähnt,
Überschlägt sich der Block! Hinunter zum gähnenden Abgrund
Schieſst er und talwärts rollt und springt er in mächtigen Sätzen,
Und wie ein Donner verliert er sich fernhin von Absturz zu Absturz.

Aber die Töchter des Himmels, die leuchtenden weiſsen Gestalten,
Welche die Gipfel umschweben, die nie von Menschen erstiegnen,
Nahen dem Sisyphos mild und sprechen mit goldenen Stimmen:
'Unglückseliger! siehe, dein Schmerz ergreift uns; zur Seite
Wirf den verderblichen Stolz, du Ärmster, und weine bereuend:
Denn das Geschick ist versöhnlich und hilft den Guten und Sanften.'
Sisyphos aber erhebt sein verzerrtes, verwildertes Antlitz,
Stumm und verächtlich miſst er von Haupt bis zu Füſsen die Holden,
Schaut gen Himmel voll Zorn, wie zu tun die Verdammten gewohnt sind,
Und an sein qualvolles Werk begibt er sich trotzig von neuem.

Wiederum klammert er grimmig sich an, an den schrecklichen Felsen,
Knirschend und lästernd; und stets, sobald er am Gipfel zu sein glaubt,
Äfft ihn der Block; und aufs neu muſs wieder und wieder er keuchen.

Wohl denn! Ewig, bis einst sie zurück sich zerstäubt in das Urnichts,
Wird auch unsere Welt ganz ähnliche Arbeit verrichten.

Ehmals waren wir selber ein Volk. Unser eigener König
Thronte zu Ais in der Burg. Wir gaben uns selbst die Gesetze.
Wie die Natur sie dem Volk auf die Lippen gelegt, so bewahrten
Unsere Sprache wir treu; und unter den Augen der Frauen
Reihten wir Sonntags, nach Vesper, uns an, und mit zierlichen Schuhen
Tanzten wir, jauchzend, beim Schall des Tamburins, Farandole.
Dann, eines Tages, von so viel Glück und Behagen gelangweilt,
Wandelt die Lust uns an, mit Frankreich uns zu verschmelzen.
Vorwärts! Blitzschnell sind wir die prächtigsten kleinen Französchen;
Einen Haufen schichten wir uns aus den alten Gebräuchen
Und verbrennen ihn flugs. Fahrt hin denn, Gedächtnis der Väter,
Stolz auf die Troubadourzeit und fröhlicher Wissenschaft Pflege!
Mütze der Konsuln, Sinnbild der Freiheit blühender Städte,
Fahret dahin samt Treu und Glauben im Handel und Wandel!
Tugend und einstiges Glück, nur Märchen seid ihr gewesen:
Unsere Grafen ersetzt zu Ais ein Unterpräfektlein.
Kurze Hosen trugen wir einst und tanzten und sprangen;
Jetzt trägt jeder sie lang, aber schinden muſs er sich weidlich.
Ehmals, zur Weihnacht, verbrannten wir unser gesegnetes Holzscheit
Auf dem Herde der Väter. Jetzt, ach! wohnt man zur Miete.
Sei's drum! Aber als Volk — Heil uns! — sind wir groſs und gebietend.
Frankreich, einig und stark und edelsten Ehrgeizes durstig,
Leuchtet den übrigen Völkern voran und erobert und blendet,
Gleichermaſsen berühmt und glänzend im Krieg wie im Frieden.
Nur noch ein letztes Bemühen ... und hoch zum obersten Gipfel
Schwingst du dich, Königin, auf ... ach, nein! das wäre zu schön ja!
Dort, im Gassengewirr, an den Ecken, stehn auf dem Prellstein
Stolz die Modepropheten und rufen's in alle vier Winde:
'Nein! Kein Vaterland mehr! Und nieder die Grenzen, ihr Völker!
Vaterländischer Ruhm ist, glaubt uns, nichts als ein Greuel!
Reinen Tisch denn gemacht! Zermalmen wir, was da gewesen!
Weiſs man doch heute genau, daſs der Mensch der einzige Gott ist!'

Richtig! Da haben wir's ja! Franzosen, es lebe die Menschheit!
Unser Erbteil, das uns die Väter gespart und gehütet,
Schlagen wir aus entweder, oder vergeuden es schmählich.
Christi altes Gebot, ein Hort und ein Stab uns im Leben,
Und in der Stunde des Todes ein Führer zum strahlenden Jenseits,
Undankbar lehnen wir's ab, gleich einer uns lästigen Sache ...
Was sind Johanna von Arc, Turenne, der heilige Ludwig!
Altes, verrostetes Zeug und abgegriffen wie Heller ...
Fort mit den Namen, den stets und ewig wiedergekäuten,
Bouvines und Denain, Arcole und Lodi, Austerlitz, Jena!
Euer schlachtenlenkender Gott, mit Blut und mit Hirnen
Vollgestopft, hat gelebt! Platz, Platz für die neuen Gedanken!

Während wir schwatzen und schwelgen, erdröhnen plötzlich die Trommeln,
Und die man Brüder genannt, die Völker, stürzen sich auf uns;
Zwischen den Zähnen zerbricht uns der Becher der Freude ... Kaiser,
Sei verflucht, verflucht, verflucht! Du hast uns verschachert ...

Und aus dem Schlummer geweckt, bestürzt und aufser uns, rennen
Wir zum Vendôme-Platz, zertrümmern wütend die Säule,
Stürzen die Kuppeln herab von unsern Palästen und Kirchen,
Wir verbrennen Paris, ermorden die Priester; und endlich
Greifen wir wieder, tödlich erschöpft, zum Felsblock des Fortschritts.

Frankfurt a. M. A. Bertuch.

Die Gründung einer Société des Etudes Rabelaisiennes.

Zu den illustren Schriftstellern, für deren Studium sich besondere Gesellschaften gebildet haben, gehört längst auch Rabelais. Doch ist der englische Rabelais-Club und die französische Société des Amis et Admirateurs de Rabelais heute nicht mehr tätig, und ihre Publikationen sind fast verschollen. Dafs ihre Arbeit wieder aufgenommen und im Geiste streng historischer Forschung weitergeführt werden sollte, hat Abel Lefranc erkannt, als er 1901/02 im Renaissance-Seminar der Ecole des Hautes Etudes zu Paris das vierte Buch des *Pantagruel* behandelte, in Übungen, über welche das *Annuaire* der Ecole interessante Aufschlüsse gibt. Um Lefranc und seine Zuhörer scharte sich rasch ein Anzahl von Freunden Rabelais', so dafs im Februar dieses Jahres der Aufruf zur Gründung einer Rabelais-Gesellschaft einige fünfzig Namen vereinigte. Der Aufruf weist nachdrücklich auf die grofsen Lücken hin, die in unser aller Rabelaiskenntnis klaffen. Es heifst da unter anderem:

'Nous ne savons ni l'année de sa naissance, ni celle de sa mort. (La date acceptée jusqu'à présent pour cette dernière est tout à fait inexacte.)

A peine ses origines familiales commencent-elles à se dessiner, grâce aux patientes investigations d'érudits locaux, dont les travaux restent d'ailleurs presque entièrement ignorés, faute de dépouillements bibliographiques. L'enquête poursuivie en 1091—02 à l'Ecole des Hautes-Etudes a permis de constater que la biographie de l'écrivain aussi bien que l'histoire de ses idées sont susceptibles d'être en grande partie renouvelées. Des sources abondantes s'offrent pour chaque moment important de sa vie, qui attendent d'être exploitées.

En ce qui concerne le texte, des problèmes essentiels restent à résoudre. Nous connaissons très mal les circonstances au milieu desquelles chacun des livres du *Gargantua* et du *Pantagruel* fut composé et mis au jour. De même, l'explication des variantes, additions et changements apportés à l'œuvre, entre 1532 et 1553, par l'auteur et par ses éditeurs, reste fort obscure. Il n'est pas douteux que la critique historique et littéraire du roman tienne encore en réserve d'étonnantes surprises. Enfin, la question du Ve livre subsiste, toujours pendante, jetant dans toutes les études du domaine rabelaisien des éléments de doute et d'incertitude singulièrement embarrassants. Pour ne choisir qu'un seul exemple, les travaux consacrés à la langue

de Rabelais ne peuvent logiquement aboutir à des résultats définitifs, tant que cette énigme subsistera.

D'autre part, la bibliographie des éditions demande à être refaite ... Pareillement, la bibliographie des ouvrages consacrés à Rabelais depuis le milieu du XVI[e] siècle est à constituer d'un bout à l'autre. Il est inutile d'ajouter que l'histoire de la réputation et de l'influence de notre écrivain est encore à écrire ...

Au point de vue du commentaire, il est avéré — et cette affirmation ne nous empêche pas de rendre hommage aux efforts méritoires de certains éditeurs récents — qu'il a peu progressé depuis Le Duchat (1741) ...'

Dem Aufruf ist die Gründung der Gesellschaft unter dem Vorsitze Lefrancs gefolgt, und damit ist das willkommene Zentrum für die Erforschung Rabelais' geschaffen, deren Ziel eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke sein mufs.

Die Gesellschaft, deren Jahresbeitrag zehn Franken beträgt, will vierteljährlich eine *Revue des Etudes rabelaisiennes* (vgl. unsere Bibliographie) veröffentlichen, die jeweilen 1) Aufsätze; 2) Beiträge zur Texterklärung; 3) Miszellen; 4) eine Bibliographie, die sowohl retrospektiv sein als auch über die neuesten Erscheinungen orientieren soll; 5) einen Gesellschaftsbericht; 6) einen Fragekasten und, wenn möglich, 7) Neudrucke (mit besonderer Paginierung) bringen wird und deren Text man mit Illustrationen schmücken und erläutern zu können hofft.

'Jamais,' sagt Lefranc, 'jamais peut-être, Rabelais n'a été autant d'actualité. Il y a dans l'air d'actives sympathies à l'égard de son œuvre et de ses idées, non seulement en France, mais aussi en Angleterre, en Allemagne, aux États-Unis, en Suisse, en Italie, en Belgique, dans les Pays-Bas, en Scandinavie et jusque dans l'Amérique du Sud. La curiosité est partout éveillée. Nous avons la confiance que bien des voix répondront à notre appel dans le monde entier.'

Möge zu diesen Stimmen sich auch ein ganzer Chor aus dem Vaterland Fischarts gesellen. H. M.

Am 28. Juni dieses Jahres hat sich zu Paris eine

Société amicale Gaston Paris

unter dem Vorsitze von Antoine Thomas konstituiert, zu deren Gründung ein von A. Morel-Fatio, A. Thomas und A.-G. van H[illegible] 1. Juni erlassenes Zirkular eingeladen hatte. Die[illegible] Versammlung hat vorläufig folgende Statuten g[illegible] terer Ausbau einer späteren Sitzung vorbeh[illegible]

Art. 1. **La Société amicale Gaston** [illegible] ceux qui ont été les amis ou les élèves [illegible] voudront s'unir à eux en les associant [illegible] d'honorer et de perpétuer sa mémoire, [illegible]

thode, *de maintenir les bons rapports qu'il avait établis entre les savants français et les savants étrangers.* Elle se donne pour première tâche de pourvoir à l'entretien de la bibliothèque du Maître, offerte à la section des Sciences historiques et philologiques de l'Ecole pratique des Hautes Etudes par Mme la Marquise Arconati-Visconti, et au classement et à la publication éventuelle des papiers scientifiques que Mme Gaston Paris y a joints, de façon que ce précieux dépôt rende le plus de services possible à la science.

Art. 2. Le siège de la Société est à Paris.

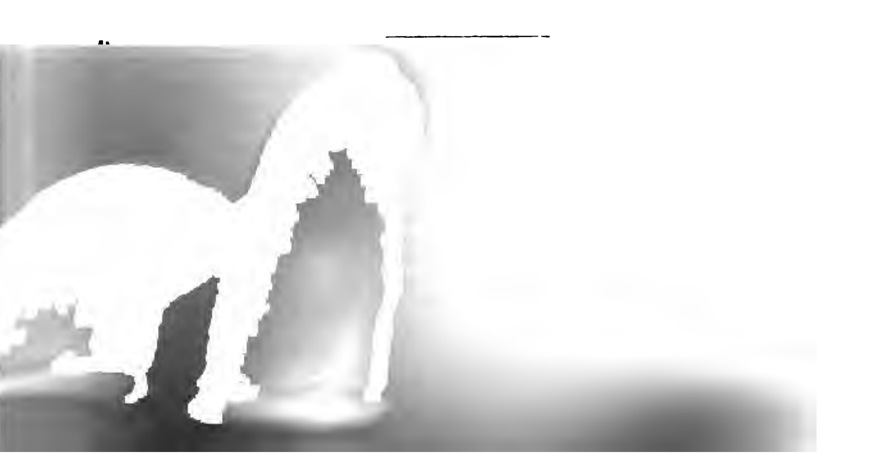
Art. 3. Deviendra membre de la Société toute personne qui déclarera adhérer aux présents statuts et dont la demande d'admission sera agréée par le Bureau.

Art. 4. Tout membre de la Société paie une cotisation annuelle de **dix francs**, rachetable moyennant un versement immédiat de **deux cents francs**. Il s'engage en outre à offrir à la Bibliothèque Gaston Paris un exemplaire de toutes les publications qu'il fera dans le domaine de la philologie romane.

Die reiche Bibliothek G. Paris' ist bereits in den Räumen der Ecole des Hautes Etudes, die so manchem Leser des *Archivs* vertraut sind, untergebracht, und sobald der Katalog abgeschlossen ist, wird Benutzung und Ausleihedienst — auch nach auswärts — beginnen.

Bis zum 22. Juli haben sich der **Société amicale** bereits über zweihundert Mitglieder angeschlossen. Etwa neunzig davon gehören dem Ausland an (Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Holland, Italien, Österreich, Portugal, Rumänien, Rufsland, Schweden, Schweiz, Spanien), und die Universitäten deutscher Zunge sind — mit Lehrern und Schülern — dabei mit mehr als einem Drittel beteiligt, obschon noch mancher klangvolle Name fehlt.

Gewifs ist dadurch, dafs seine Bibliothek der Stätte seines Wirkens erhalten bleibt, ein Wunsch G. Paris' erfüllt worden, und diejenigen, welche mithelfen wollen, die hochherzige Schenkung auch für künftige Jahre zu sichern und zu vermehren, dürfen überzeugt sein, durch diese freilich bescheidene Ehrung im Sinne des anspruchslosen Mannes zu handeln, der uns allen teuer war. H. M.



Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Kuno Francke, A history of German literature as determined by social forces. Being the fourth edition (enlarged) of the author's social forces in German literature. New York, Henry Holt and Company, 1901. XIII, 595 S.

Kuno Francke, Professor der deutschen Literatur an der Harvard-Universität zu Cambridge, steht auf einem wichtigen Posten für die Vermittelung deutscher Geistesarbeit nach dem neuen Kulturlande Nordamerika. Sein jüngster Aufenthalt in Deutschland, dem Lande seiner Geburt, sowie seine erfolgreichen Bemühungen um Gründung und Ausgestaltung des 'Germanischen Museums' haben allen daran Beteiligten gezeigt, wie er seiner ihm durch Fügung und eigene Kraft erwachsenen Aufgabe gerecht zu werden weiſs. Genötigt immer, die groſsen Interessen zweier Kulturnationen zugleich im Auge zu halten, hat er sich den Blick für das Wesentliche geschärft, er sieht auf die bewegenden Kräfte im geschichtlichen Leben des deutschen Volkes und sucht ihre Kulturwirkung auf dem Gebiete der Literatur zu verfolgen. Diese grundsätzliche Auffassung der Geschichte kennzeichnet Franckes Buch über die deutsche Literatur, von dem jetzt die vierte Auflage erschienen ist.

Francke geht bei seiner Arbeit nicht von linguistischen, kritischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus, sondern unmittelbar von den Dingen selbst, als von Kulturerscheinungen, deren Inhalt, Folge und Zusammenhang mit dem groſsen Zuge der Allgemeingeschichte er darzustellen habe. Er betrachtet die deutsche Literatur eben als Wirkung der im Volke ruhenden Kräfte. Die Literatur studieren, bedeutet ihm, die Kräfte des Volkes von dieser Seite her, also das Volk selbst, kennen lernen. Darum hatte Francke sein Werk in den ersten Auflagen geradezu *Social forces in German literature* genannt. Ihm gilt die Literaturgeschichte nicht als eine Disziplin, die für sich allein bestehen könnte, sondern als historische Hilfswissenschaft, die an ihrem Teile zum Aufbau der Gesamtgeschichte eines Volkes, der Menschheit, beizutragen habe.

In neun Kapiteln bewältigt Francke den ungeheuren Stoff, vom Unbedeutenden absehend, nichts Wichtiges übergehend: zu Anfang jedes Kapitels ein mit groſsen Strichen hingestelltes Zeitbild, dann der Eintritt in das einzelne und das ruhige Verweilen bei den Haupterscheinungen der deutschen Literatur. So geht's von der Periode der Völkerwanderung vorwärts bis zum Zeitalter Goethes und Schillers, positiv die Dinge gebend, das bloſse Räsonnement über die Dinge nach der Möglichkeit vermeidend. Goethes Ausgang schlieſst auch noch die Zeit der Romantik in sich ein. Neu hinzugekommen ist in der vierten Auflage eine Übersicht über das zeitgenössische deutsche Drama, durch die Francke seine Geschichte der Literatur noch über Goethes Tod hinaus und bis in unsere Gegenwart weiterführt. Das Buch insgesamt beruht zuvörderst auf der eigenen Belesenheit und eigenen Studien des Verfassers, sodann auf den besten deutschen Arbeiten über die Schriften und Schriftsteller, die gerade zu be-

handeln sind: in die Vielheit und Verschiedenartigkeit dieser Auffassungen aber bringt Franckes produktives Urteil die durch das Ziel seines Buches geforderte Ruhe und Einheitlichkeit.

Das Buch ist englisch geschrieben: denn es soll allen amerikanischen Studenten und Gebildeten, nicht bloſs deutscher, sondern germanischer Rasse, welche danach verlangen, die Kenntnis der deutschen Literatur vermitteln. Die, seit 1895, jetzt nötig gewordene vierte Auflage bewährt, daſs es seine Aufgabe erfüllt. Wir dürfen uns Glück wünschen, daſs ein solches aus deutscher Gesinnung heraus geschriebenes Werk in Nordamerika existiert und seine Wirkung tut.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Der Heliand und die alts. Genesis von Otto Behaghel. Gieſsen, Ricker, 1902. 48 S.

In dieser Hermann Paul gewidmeten Schrift wird die alte Streitfrage, ob Heliand und Genesis von einem und demselben oder von verschiedenen Verfassern herrühren, noch einmal aufgenommen und zu der Entscheidung gebracht, zu der die groſse Mehrzahl der Forscher bereits gelangt war: daſs es sich um zwei Dichter handele. Aber die Sicherheit ist nun gröſser, nachdem Behaghel vielseitiger und eindringender, als es bisher geschehen, geprüft hat, wie sich Wortschatz und Wortverwendung, Syntax, einige stilistische Erscheinungen und die Variation in beiden Gedichten zueinander verhalten. Dabei ist die Erkenntnis des Wesens der Variation durch die Frage nach der Stellung der variierenden Glieder gefördert worden. Prozentualen Berechnungen gegenüber hat Behaghel im allgemeinen die nötige Vorsicht gewahrt, und dazu mahnt auch ein so überraschender Fall wie der, daſs in dem einen der beiden ausgewählten Stücke des Heliands 16,9 Prozent, im anderen dagegen nur 8,3 Prozent der unpaarigen Satzglieder den paarigen (variierten) vorausgehen. Behaghel erörtert diesen Unterschied, der beinahe so groſs ist wie der zwischen Gen. und Hel. I (25,6 — 16,9), nicht und verwischt ihn nachher durch eine Addition, indem er Vorstellung und Mittelstellung der unpaarigen Satzglieder zusammenfaſst. Aber auch die Mittelstellung besitzt für sich keine Beweiskraft: die Zahlen betragen für die Gen. 36, für Hel. I 32,5, für Hel. II 36,9 Prozent. Ein überzeugender Unterschied zwischen Gen. und Hel. liegt nur bei der Nachstellung vor: Gen. 38,4, Hel. I 50,6, Hel. II 54,8 Prozent. Änderungen dieser Prozentverhältnisse sind freilich nicht ausgeschlossen. So fasse ich Gen. 16 ff. anders als Behaghel und Braune auf (S. 8):

gisuuerek upp dribit,
kumit haglas skion himile bitengi,
ferid ford an gimang.

Ich sehe hier keinen Stillstand, sondern fortschreitende Schilderung: zuerst treibt, herangeführt vom Winde (15 f.), dunkles Gewölk herauf (*upp dribit* ist vielleicht intransitiv), es erweist sich als Hagelwolke — *skion* halte ich mit Braune für den Nom. Sing. —, dann zieht es ab. Höchstens gehören also die beiden ersten Halbzeilen als Variation zusammen. Durchaus ablehnen muſs ich die Variation bei zwei auf S. 25 besprochenen Stellen, die Pachaly nicht beachtet haben soll. Allein *firinuuerk fremmian* wird dadurch noch nicht zur Variation von *karm* 'Geschrei', *burugi brinnan* nicht zur Variation von (*thero thiodo*) *qualm* 'Mord', weil sie alle in auffallender Weise von *gihordun* abhängen: dazu wäre noch Ähnlichkeit der Begriffe erforderlich. Und in 151 f.:

Thuo habdun im eft so suuido Sodomoliudi,
uueros so faruuerkot

variiert *so* nicht *so suuido*, sondern nimmt es einfach wieder auf.

So bin ich noch an einer Reihe anderer Stellen Behaghels Auffassung zu widersprechen genötigt.

S. 15: *botean* heifst 'besser machen'. V. 102 *iro hugi buotta* 'er gab ihnen bessere, freudigere Gedanken, verbesserte ihre Stimmung' hält sich, dächte ich, ganz in dem Bereich, in dem der Hel. das Verbum anwendet.

S. 18: *an uueroldstundu* V. 57 hat Koegel gar nicht übel durch 'so lange die Welt steht' verdeutscht. Es bedeutet dasselbe wie *an uueroldrikea* 53. Hinter *uuiht* setze ich Komma und lasse von *uuiht* sowohl das unbestimmte *is*, wie das es erläuternde *dadeo* abhängen. *bidernian* ist hier mit doppeltem Akk. konstruiert, wie ahd. mhd. *helan*, *verswîgen*, Gram. 4, 621 f. Mit Dat. der Person und Akk. der Sache haben wir *bihelan* und *bidernian* V. 41 f. Inhaltlich kann ich keinen Anstofs an der Stelle nehmen.

S. 19, V. 140 f. liegt die Sache ebenso wie bei *is* und *dadeo*.

thann hier ok thie ledo kumit,
that hier Antikrist ...

Antikrist erklärt das unbestimmte *thie ledo*. Mithin ist der Nebensatz kein Folgesatz, sondern ein explikativer, woher denn auch die Wiederholung von *hier*. *That* liefse sich übersetzen: 'in dem Sinne dafs, ich meine dafs'. 'Ungeschickt' möchte ich dies Nachholen des 'eigentlichen Subjektes' nicht nennen: es erregt Spannung und entspricht dem Stile der alliterierenden Poesie. Ebensowenig weifs ich, was

S. 20, V. 189 f. an der Wendung

habda im ellian guod,
uuisa uuordquidi

'er besafs tapferen Mut und die Gabe weiser Rede' sonderbar sein soll. Sie kommt im Hel. nicht vor — aber hat er kanonische Geltung? Nach S. 41 soll *ellian guod* zum hohen Alter des Abraham nicht passen. Allein es drückt doch vortrefflich den mutigen Eifer (vgl. got. *aljan*, *aljanon*) aus, mit dem er sogar gegen Gott Einwände zu machen wagt.

V. 294 dürfen wir *fiundos* schwerlich mit 'böse Menschen' übersetzen. Entweder bezeichnet es die sündigen Sodomiter, die dem Loth als frommem Mann feindlich gesinnt sind — den speziellen Grund der Feindschaft übergeht der ungeschickt kürzende Dichter —, oder es handelt sich um die *fiundos* aus V. 256, die *uureda uuihti*, die Teufel, die die Leute zu ihren Übeltaten verführt hatten. Auch an dieser Stelle nimmt Behaghel S. 43 Anstofs. 'Es waren die Teufel da — das würde man zur Not begreifen, wenn fortgefahren würde: die sie verleiteten. Aber was die Teufel da tun, die sie verleitet h a t t e n, ist gänzlich unklar.' Nicht doch! Sie schauen zu und freuen sich des Erfolges ihrer Anstachelungen. Das braucht der Dichter wahrhaftig nicht ausdrücklich zu sagen! Behaghel geht eben überscharf mit ihm ins Gericht — das lehren von neuem die tadelnden Bemerkungen S. 36 ff.

Den Vorwurf gegen V. 2 ff. mufs ich ganz hersetzen.

'nu maht thu sean thia suarton hell
ginon grádaga, nu thu sia grimman maht
hinana gihórean.

Dafs man die Hölle gähnen sehe, weil man sie lärmen höre, ist eine Logik, deren der Helianddichter nicht fähig ist. Der Dichter der Gen. fährt dann fort:

nis hebanriki
gelihc sulicaro lognun.

Es wird also das Höllenfeuer, seine Ausdehnung, seine Stärke, mit dem Himmelreich verglichen, eine Geschmacklosigkeit, die sich in den Bildern

des Heliand nicht findet. Augenscheinlich liegt hier eine verunglückte Nachahmung von Hel. 2625 vor:

that oft luttiles huat liohtora uurdi,
so hoho afhuobi, so duot himilriki.'

Die beiden mit *nu* beginnenden Sätze bilden nicht ein Gefüge, sondern sind jeder selbständig. Die Verschiebung von *maht* im zweiten hängt mit der Alliteration zusammen. Die Geschmacklosigkeit des Vergleiches von Himmelreich und lohender Hölle empfinde ich ebensowenig, wie meine blöden Augen die 'augenscheinliche' Nachahmung erkennen. Das sind freilich nur Geständnisse und kein Gegenbeweis; aber vielleicht finden sie hier und da Zustimmung.

192 f. bedeuten nicht: 'Du hast die Welt geschaffen', sondern, wenn ich

all bi thinun dadiun stêd
thius uuerold, an thinum uuillean

mit Benutzung der richtigen Winke Behaghels wörtlich übersetze: 'Gänzlich (Adv.!) gemäfs deinen Taten besteht, verhält sich diese Welt, nach deinem Willen.' Weil Gott ein so guter Richter ist (191 f.; vgl. 198 und in der biblischen Genesis 18, 25), weil seine Handlungen und sein Wille mafsgebend sind und er Gewalt hat über die Menschen auf Erden, soll er nicht die Gerechten mit den Ungerechten verderben — ein Gedanke und Zusammenhang, der mir durchaus nicht unlogisch vorkommt.

V. 217 antwortet *the guoda god* dem bittenden Abraham *sniumo*. 'Für die Beschleunigung der Antwort fehlt es an jedem Anlafs; *sniumo* ist leere Formel, die lediglich dem Bedürfnisse der Alliteration ihr Dasein verdankt.' Gewifs hat die Alliteration eingewirkt; aber die schnelle, unverzügliche Antwort steht dem gütigen Gott sehr wohl an.

Arg mifshandelt werden V. 270 ff. Loth sieht zwei Engel *gangan an thea gardos*. 'Aber *an gardos*', sagt Behaghel, 'kann nur heifsen: in das Haus; da aber Loth steht *fore thes burges dore* (269), ehe er den Engeln entgegengeht, ist die Formel *gangan an gardos* hier ganz sinnlos.' Sie soll unbedacht dem Heliand entnommen sein. Nun stimmt aber Hel. 4020 ff. genau zu unserer Stelle. Christus *gieng an thia gardos*, und es wird dort gemeldet, dafs er *bi thero burg utan* sei. Mithin kann *an thia gardos* nur heifsen 'auf das Haus — genauer: das umzäunte Gehöft — zu.' Es liegt innerhalb der *burg*, der Stadt, und Christus betrat noch nicht einmal diese, geschweige denn das Haus. Genau so gehen die Engel auf die in der Stadt befindlichen Gehöfte — beide Dichter haben die Bauweise ihrer Heimat vor Augen — zu, treffen am Stadttor auf Loth, werden von ihm in seine Wohnung geladen und gehen in sein Gastgemach (275 bis 280). Das entspricht völlig der biblischen Schilderung Gen. 19, 1. 3.

In V. 277

quat that he im selbas duom
gaui sulikas guodas

hat in der Tat *selbas duom* die von Behaghel geforderte, aber vermifste Bedeutung 'eigene Verfügung'. Denn *selbas* steht, als erstarrte Form oder indem die Mehrheit der Engel sich in den Gedanken des Redenden in ihre einzelnen Bestandteile auflöst, für das grammatisch korrektere *selbaro*. Es ist ein ähnlicher Fall der Inkongruenz wie bei Otfr. 2, 17, 20 und Hartm. 152 *iues selbes dato*, nur dafs er noch einen Schritt weiter geht und *iues* statt *iuer* schreibt, oder wie in Werners Marienliedern 210, 4 *die mit ir selbes bluote ... erwurben*. Vgl. Gram. 4, 356 ff. Der Sinn ist der gleiche, wie wenn ein Kompositum *selfduom* gebraucht wäre oder dastände *iro selbas duom*.

Die 'merkwürdige' Angabe in V. 303 und 311, 'dafs das Getöse kracht und birst', läfst sich sehr einfach beseitigen. Man interpungiere

hietun, that siæ io ni gehordin sulik gehlunn mikil,
brakon an them burugium

und fasse *brakon* als substantivierten Infinitiv, und in den Versen

thuo uuard thar gihlunn mikil himile bitengi,
brast endi bracoda

gebe man den beiden letzten Präteritis das unbestimmte Subjekt 'es' und fasse sie unpersönlich.

V. 332 f. Die Einschränkung, dafs die zu Stein Gewordene — nicht zur Salzsäule; also wie Zwerge, die die Sonne trifft — *Lohthas brud* war,

than lang the siu an them landa libbian muosta,

ist albern, und es wäre besser gewesen, der Dichter hätte nicht seinen Vers 305 benutzt, um hier gröfsere Fülle zu erreichen. Aber **hierin** liegt das Mangelhafte der Stelle, weit weniger darin, dafs er Loths Frau, die Mutter erwachsener Kinder, *brud* 'junge Frau' nennt. Denn solche liebenswürdigen Schmeicheleien gestatten sich auch andere: um von den zum Kaufe lockenden Marktweibern zu schweigen, Eurykleia, die Od. 4, 743 Penelope *νύμφα φίλη* anredet. Ich halte mich zu Goethe in der Klassischen Walpurgisnacht:

Ich seh', die Philologen,
Sie haben dich so wie sich selbst betrogen.
Ganz eigen ist's mit mythologischer Frau;
Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau:
Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Der unserige ist kein grofser, aber von einer Anzahl ihm vorgeworfener 'Ungereimtheiten' hoffe ich ihn wenigstens befreit zu haben. Sein Hauptfehler ist die Redseligkeit, und sie allein hätte schon Zweifel an der Identität mit dem Helianddichter wecken sollen. Mit ihr hängen auch die unschönen Wiederholungen von Sätzen in kurzen Zwischenräumen zusammen (Behaghel S. 32 f.), zu denen der Dichter greift, weil er volltönend reden möchte und wahre Beredsamkeit ihm mangelt. Man vergleiche noch 60 und 67, 254 und 256, 303 f. und 311 f. Durch irgend eine Hintertür die Gleichheit der Verfasser wieder einzuschmuggeln, wird nach den Erörterungen Behaghels am Schlusse seiner Schrift nicht mehr glücken, und auch darin wird er recht haben, dafs der Bearbeiter der Genesis ein Nachahmer des Helianddichters war. Meine Ausstellungen sollen Behaghels Verdiensten nicht zu nahe treten.

Berlin. **Max Roediger.**

Die Jakobsbrüder von Kunz Kistener, hrsg. von Karl Euling.

(Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. XVI. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1899. VIII u. 130 S. 8°. 5 Mk.

Über die Vorzüge der Arbeit Eulings ist schon eine Weile kein Zweifel mehr. Wir wissen, dafs er in ihr Kunz Kistener in eine mit bestimmten Linien umrissene elsässische literarische Überlieferung fest ein-

gereiht hat, mit Egenolfs Staufenberger und dem Rappoltsteiner Parzival als Vorgängern, Hans dem Büheler als Nachfolger, daſs Goedekes Vermutungen über eine dem 13. Jahrhundert angehörige Vorlage der Gengenbachischen Bearbeitung damit beseitigt, Zeit und Ort der Abfassung endgültig bestimmt sind, daſs die von anderen bereits aufgedeckte, auf Konrad von Würzburg zurückgehende Stiltradition von ihm auf Kistener hin erstreckt worden ist, daſs er endlich in anziehender Art die Individualität des kleinen Gedichtes selbst entwickelt hat.

Wenn ich dennoch so spät noch den vorhandenen Besprechungen die meinige hinzufüge, so geschieht es, um einige Bemerkungen an die kritische Herstellung, die Euling geübt hat, zu knüpfen. Sie hat bereits mehreren (hauptsächlich Leitzmann, *Zs. f. deutsche Phil.* 32; Helm, *Beitr.* 26; Ehrismann, *Anz. f. d. Alt.* 27) Anlaſs zu ziemlich zahlreichen Besserungen gegeben, deren Hauptmasse darauf zurückgeht, daſs Euling das Verhältnis der Handschriften nicht scharf genug aufgefaſst, ein eklektisches Verfahren eingeschlagen und die Freiheit der Konjektur auch in Fällen sich angeeignet hat, wo der Überlieferung methodisch ihr Recht zu wahren war. Helm hat richtig hervorgehoben, daſs A (die Wolfenbütteler Hs.) und C (Gengenbachs Bearbeitung) eine Gruppe bilden, der B (das Frankfurter Bruchstück) gegenübersteht; wo also B mitzeugt, erweist die Übereinstimmung mit A oder mit C die Lesart ihres gemeinsamen Archetyps; wo A und C allein zeugen, ist methodisch A vor der Umarbeitung C zu bevorzugen. Diese Grundsätze, die auf der A und C gemeinsamen Auslassung 867—876 beruhen, reichen völlig aus, um sämtliche Erscheinungen der Überlieferung zu erklären. B ist nirgends durch erheblichere fehlerhafte Übereinstimmungen mit einer der zwei anderen Quellen verbunden; auch das Fehlen des *aber* 905 in A und B, das noch Halm für eine solche hielt, widerspricht keineswegs dem angenommenen Schema der Überlieferung: der Gedanke des Verses steht allerdings in einem starken Gegensatz zum Vorhergehenden (eben deswegen hat das frei bearbeitende C die Partikel eingefügt!), aber man tut doch den Ausdrucksmöglichkeiten, die insbesondere einem zuweilen lebhafter deklamierenden Poeten zu Gebote stehen, Eintrag, wenn man dem Satzaccent gar nichts überläſst; und der reicht, wenn *ich* 905 stark betont wird, völlig aus, um den Gegensatz eindringlich zur Geltung zu bringen, überdies da hierdurch das Pronomen in beschwerte Hebung kommt. Wem das noch nicht genügt, der lese in der folgenden Zeile statt der matten (wenn auch sonst nicht durchaus gemiedenen) Wiederholung der identischen Wortgruppe (Pron. + Verb) *jâ bitte mich* (das auch 451 *jâ gib ich dir* — denn so ist dort herzustellen — vorkommt). Auch in allen übrigen Fällen, in denen B mit A oder C stimmt, bewährt sich das Schema: nirgends ist ein Hindernis der Lesart A B, bezw. B C zu folgen; nur in 951 haben B und C unabhängig voneinander das in seltenerer Fügung gebrauchte und ihnen befremdliche *er brach* (... *sich*) in ein naheliegendes *er sprach* B, *sprach er* C verballhornt. (V. 925 ist aus der Gruppe dieser Lesarten überhaupt auszuscheiden, weil nicht bloſs B und C, wie Euling notiert, *da heyme bleip* lesen, sondern auch A — wenigstens gibt Goedeke das an, und Euling, der sonst mehrmals auch geringfügige Verlesungen seines Vorgängers verzeichnet, berichtigt ihn hier nicht — die Lesart gehört also schon in den Archetyp.)

Wo A und C allein vorliegen, war überall, wo nicht Fehler von A oder der gemeinsamen Vorlage *A C nachweisbar ist, am Texte A methodisch festzuhalten. Das hat Euling zwar im ganzen getan, aber ohne Konsequenz. In einzelnen Fällen griff er zu C oder konjizierte ohne Not, glättete den Vers zur Ausfüllung fehlender Senkungen durch Füllwörter und beruft sich bei solchen *so, do, und, gar, wol, ie* gelegentlich auf Parallelen aus den Stilmustern Kisteners oder aus seinem Nachahmer, dem

Büheler. Was soll aber bewiesen sein, wenn Euling z. B. die Konjektur 471 *und des nahtes an der rast, do nam er den toten gast* (> *des nahtes an der rast, so nam er den toten gast*) durch Berufung auf Königstochter 3276 *und da ich schlaffen solt des nachtes, da kam ein kamerer on vil brachtes* rechtfertigt? Ich wiederhole nicht, was Schroeder in seiner Anzeige (GGA 1901) über solche Parallelen sagte.

Bei alle dem, was schon andere zur Wahrung des Textes A bereits angemerkt haben, bleibt noch immer eine Nachlese übrig: 89 *ie* Eul.] *so* A. Vers 197 ist wie er in A steht zu belassen, 198 fehlte schon in der Vorlage *AC, der Wortlaut beider Zeilen in C ist in willkürlicher Ausfüllung dieser Lücke durch Zerdehnung von 197 entstanden. 213 Wortfolge von A! 229 ist *gar*, gegen A, ebensowenig einzufügen als etwa 228, wo C es bot, Euling aber A unangetastet liefs. Allerdings halte ich die Reimwörter des Reimpaares 229 f. mit Helm, *Beitr.* 26, 162 f. für verderbt. 304 ist *guot* ohne Not aus C herübergenommen. 328 *got* Eul.] *ach got* A. 355 hat A *ein getruwe man*, wie 392 *AC *ein getruwe herze*: beide Male gibt Euling dem Adj. flektierte Form. 374 ff. folgt er der breiten und stilistisch verdächtigen Erweiterung C; es ist mir (wie Leitzmann, *Zs. f. d. Phil.* 32, 428) zweifellos, dafs die drei Zeilen von A dem Ursprünglichen ganz nahe stehen, und zuversichtlicher als Leitzmann beseitige ich den einzigen Anstofs — in der Zeile A *war ich sol oder keren mich* durch Ergänzung von *gan* nach *sol:* der Pilger meint: ich weifs nicht aus noch ein, soll ich vorwärts gehen oder kehrt machen? 420 *lieber herre* C und Eul.] *junger herre* mit A. 463, 464 fehlen in A, Euling nimmt sie aus C auf; aber der Gedanke, den sie ausdrücken, ist in den folgenden Einzelheiten enthalten. 520 *deheinen* Eul.] *kein menschen*, nach A. 818 ist die Lesart A *zuo der porten trat er aber in* (l. *hin?*) dem ganzen Zusammenhang nach besser als die von Euling aus C aufgenommene *zuo der porten drang er in:* weil der Aussätzige auch 799 *zuo dem burgtor trat,* weil er 816 weggehen wollte sich zu ertränken, Gott aber 817 seinen Sinn wandte und er nun 'wieder zur Pforte trat'. Hingegen ist mir 270 *wartent,* nach C, wahrscheinlicher als Eulings *vartent,* nach A *fortent,* wegen 353 (wo *warten* nicht blofs auf 352 sich bezieht, sondern auch auf 347 ff. und 'gewärtig sein', 'sich richten nach' bedeutet).

Auch dem übereinstimmenden Zeugnis von A und C gegenüber wünschte man ihn öfters konservativer: 837 warum *abe* statt *gegen im* AC? 942 ist Einfügung von *den* unnötig. 726 ist *die* nicht in *wie* zu ändern; aber auch die blanke Aufnahme der Lesart A (*E vatter, din frumkeit ist vergessen, die man seit*), die Leitzmann vorschlägt, ist unzulänglich, weil C (... *die man vor von dir seit*) auf *die man vor* (= einst) *dir* (Dativ, wie 266) *seit* hinweist; dann mufs man aber wohl das Ganze zu einem Fragesatz der Verwunderung machen: *E vater, ist din vrümekeit vergessen, die man vor dir seit?*

Ob die Verse 607—14, die die Klage des Schwaben über seine Vernachlässigung beim Empfang enthalten, nicht unmittelbar nach 600 (Anlafs zur Verstimmung: *sin bruoder stuont alleine do*) und vor die Stelle 601—606, die den Unmut des jungen Grafen über die Ignorierung des Gefährten ausdrückt, gehören? Denn 607 *daz nam der bruoder in den sin* (kehrte sich ab, weinte und klagte) pafst doch nur zu 600, nicht zum Inhalt der Rede des Grafensohnes. — Nach 757 ist vielleicht etwas ausgefallen. Denn 'ich weifs es leider nicht' als Antwort des Schwaben auf die Frage des Einsiedlers 'woher kommst du?', ist sinnlos. Wenn hier ein Bericht des Aussätzigen über seine Schicksale stand, so begreift man besser 761, 762, und die Zeile 763 ist vollkommen genügend durch die Kenntnis derjenigen Dinge motiviert, die der Waldbruder im folgenden mitteilt.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Johann Christoph Rost. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert von Gustav Wahl. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1902. 180 S. Mk. 3,30.

Angeregt durch Max v. Waldberg, der in der *Allgemeinen deutschen Biographie* über Rost gehandelt hat, tritt Wahl mit einer ersten geschlossenen Monographie über diesen mit dem allzu einseitig typischen Beiwort 'berüchtigt' bedachten Dichter hervor. Man kennt eben die schlüpfrige Schäfererzählung, die ja keineswegs von Rost aufgebracht und keineswegs von ihm am schlüpfrigsten behandelt worden, sondern für eine ganze Zeit und Literaturperiode bezeichnend ist, zumeist durch ihn, weil er das relativ Beste darin geleistet hat, und macht ihn so leicht für die Sünden seiner weniger begabten und weniger gelesenen Zeit- und Dichtgenossen mit verantwortlich. Schreibt doch ein Literarhistoriker vom Range Hermann Huttners in seiner *Gesch. d. deutschen Lit. im 18. Jahrh.* (Teil 3, Bd. 2, S. 479): 'von Rosts gemeinen Zotengeschichten kann in wissenschaftlicher Literaturbetrachtung nicht füglich die Rede sein'. Die vorliegende neue Darstellung ist denn auch eine mit Mafs unternommene 'Rettung', um mit Rosts Jahrhundert zu sprechen. Da sie unbefangen und gerecht vorgeht, kann man sie sich im wesentlichen wohl gefallen lassen. Abgesehen von dieser ethisch-ästhetischen Tendenz kommt man auch bei dem Philologen Wahl auf seine Kosten. Mit einer sicheren Methode literarhistorischer Realkritik ist er an seine Arbeit herangetreten, die, auf fleifsiger, auch ungedrucktes Material verwertenden Forschung beruhend, umsichtig und gewissenhaft vorgeht. Wahls Belesenheit und philologische Exaktheit vermag in Einzelheiten Gödeke zu bereichern, Wanieks Biographien Gottscheds und Pyras zu berichtigen. Als spezifisch historische Leistung befriedigt die Arbeit weniger, indem sie Rost nicht genügend in die Geschichte der sächsischen und weiterhin der allgemeinen deutschen Literatur einordnet. Sein Verhältnis zu den französischen Vorbildern wird besser aufgedeckt als das zu den deutschen. Auch scheint mir Wahl zu wenig vergleichende Umschau zu halten, wie denn der Name Rabeners nur ganz vereinzelt begegnet. Dagegen sind wiederum die Fäden, die von Rost aus nach vorwärts führen, in der Hauptsache gut entwickelt worden. — Jacob Minor hat dem Buche in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* eine seiner Musterarbeiten produktiver Kritik gewidmet, an der man in Zukunft nicht vorübergehen darf.

Leipzig. Harry Maync.

Uhde-Bernays, Hermann, Der Mannheimer Shakespeare. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzungen (Lit.-hist. Forschungen, hrsg. von Schick und v. Waldberg, XXV). Berlin, Felber, 1902. X, 90 S. Mk. 2, Subskript. Mk. 1,70.

Eine interessante Kontroverse knüpft sich an die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung. Hie Revisionist, hie Antirevisionist, tönte es uns in jüngster Zeit gar oft entgegen, berühmte Dichter haben das Wort ergriffen, aber noch immer ist der Streit nicht ganz geschlichtet. Unbestritten aber ist, dafs in einem von der Gottheit besonders begünstigten Augenblicke durch Schlegel-Tieck 'der gewaltigste aller Poeten, die in den Jahrhunderten zwischen Dante und Goethe die europäische Welt erstehen sah, in den Kreis unserer nationalen Bildung aufgenommen worden ist, um, unseren einheimischen Meistern verbrüdert, mit ihnen fortan die Herrschaft über unsere Dichtung zu teilen'. (Michael Bernays: *Entstehung des Schleg. Shak.* Leipzig, 1872, S. 172.) Und wenn je, so ist an dem uns Deutschen so lieb und vertraut gewordenen Shakespeare der Schlegel-Tieck das Revidieren eine gefährliche Sache. Der alte Bernays hat mit

seiner *Entstehungsgeschichte* noch wesentlich dazu beigetragen, unsere Pietät vor Schlegels klassischer Übersetzung zu erhöhen und dieselbe in gewissem Sinne als unantastbar erscheinen zu lassen. Und ein Träger desselben Namens, Uhde-Bernays, liefert in dem vorliegenden *Mannheimer Shakespeare,* in dem er von Schlegels genialem Wurf rückwärts schaut und den Streit um den besten deutschen Shakespeare bei Schlegels Vorläufern verfolgt, einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des gewaltigen britischen Poeten in Deutschlands klassischem Literaturzeitalter.

Wielands Übersetzung und die des Professors Johann Joachim Eschenburg am Collegio Carolino in Braunschweig (1775—77, 1782) werden von Uhde-Bernays analysiert und 'dichterische Freiheit und poetisches Gefühl' (S. 6) als Hauptvorzug Wielands gepriesen, 'peinliche Übersetzersorgfalt, ohne jede Spur von dichterischer Verwandtschaft mit dem übersetzten Autor' (S. 7) wird bei Eschenburg konstatiert. 'Eschenburg ist ein elender Kerl' (S. 6, Note 3) tönte es aus Goethes Munde zu dem gelehrten Professor nach Braunschweig hinüber, ein hartes, nicht ganz unverdientes Urteil. Heine gibt einmal (*Shakesp. Mädchen und Frauen*) der Eschenburgschen Prosaübersetzung, 'welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Keuschheit gewisser Stellen leichter produziert', den Vorzug vor der metrischen Schlegels; man darf aber nicht vergessen, daſs derselbe Heine kurz vorher (*Romant. Schule*) Schlegels Übersetzung 'meisterhaft und unübertreffbar' genannt hatte.

Überleitend zu seinem Hauptthema: Abhängigkeits- und Wertverhältnis zwischen Eschenburg und Eckert, dem Autor des Mannheimer Nachdrucks der Übersetzung Eschenburgs, verbreitet sich der Verfasser zuerst ziemlich eingehend über die Raubdrucke jener Zeit. Mir fällt dabei immer der alte Müller von Itzehoe ein, der sein ganzes Leben lang gegen das 'ehrlose Diebesgewerbe' (Siegfried von Lindenberg) des Nachdrucks kämpfte. (Vgl. auch das 61. Kapitel des *Emmerich* und seine Broschüre *Über den Verlagsraub oder Bemerkungen über D. Reimarus' Verteidigung des Nachdrucks* im April des *Deutschen Magazins* 1791.) Er hat für sich nichts mehr erreicht. — Eschenburgs Verleger, heiſst es S. 13, lieſs, um sich vor der Gefahr des Nachdrucks einigermaſsen zu schützen, die Ausgabe auf Vorschuſs drucken. Worin da der Schutz bestand, ist nicht recht ersichtlich. Einen wirklichen Schutz gewährte ja nur ein Staatsprivilegium. Noch 1825 muſste selbst Goethe für die Gesamtausgabe seiner Werke um diese Vergünstigung bitten, die ihm allerdings bereitwilligst und mit mancher hochoffiziellen Anerkennung seiner Leistungen gewährt wurde. Vgl. die Korrespondenz, die groſsenteils erst jetzt zum erstenmal bekannt geworden ist, im 17. Band der Schriften der Goethegesellschaft unter dem Titel *Goethe und Österreich.* Goethe sieht in der Privilegierung einen 'Fall von der gröſsten Bedeutung' (S. 179) und entschuldigt sein Ansuchen mit Familienrücksichten: 'In hohen Jahren versuche ich zum Besten der Meinigen, was ich für mich zu unternehmen angestanden hätte' (S. 203).

Gabriel Eckert, 'der kurfürstlichen Edelknaben zu Mannheim Professor', veröffentlichte seit 1778 zuerst in Straſsburg, dann in Mannheim und Frankenthal einen 'Nachdruck' der Eschenburgschen Übersetzung. Die ersten drei Bände trugen noch den Übersetzernamen Eschenburg, bei den folgenden Bänden fehlt er. Eine bloſs äuſserliche und oberflächliche Prüfung muſste Eckerts Werk als literarische Konterbande erscheinen lassen. Diesem unter so wenig ehrenhaften Auspizien erfolgten 'Nachdruck' Eckerts die richtige, selbständige Stellung in der Reihe der deutschen Shakespeare-Übersetzungen angewiesen zu haben, ist Uhde-Bernays' Verdienst. Nur Eckerts literarische Freibeuterei rettete Herrn Professor Eschenburg vor völliger Vergessenheit. Eckerts 'Nachdruck' war eben kein bloſser Nachdruck, der gemeiniglich noch recht viele Verschlechterungen zu zeigen pflegt, er war das Werk eines selbständigen, kritischen

Mannes, der 'mit feinem Instinkt für die oft unergründlich tiefen Absichten des geliebten Dichters, verbunden mit einer unverkennbaren Sicherheit in der Wahl eines gleichwertigen deutschen Wortes' (S. 18), an seine Arbeit ging. Uhde-Bernays vermerkt nicht weniger als 465 Änderungen bei Eckert, darunter 405 Verbesserungen und nur 43 Verschlechterungen (10 : 1). Und was das Merkwürdigste ist, 270 Verbesserungen Eckerts hat Eschenburg ohne jedes Bedenken sogar ohne Namensnennung des Verbesserers in seine zweite Auflage übernommen, ein Vorgehen, welches den ja gewiſs nicht zu rechtfertigenden 'Raub' Eckerts einigermaſsen kompensieren mag. Die von Uhde-Bernays zum Beweis angeführten verbesserten und verschlechterten Stellen sind durchweg geschickt gewählt und die erbitterte Fehde der beiden Gelehrten in ihren Hauptzügen klar dargestellt. Der Verfasser untersucht auch kurz die Frage nach dem Einfluſs der Eckertschen Übersetzung auf Schlegel, und, merkwürdig aber sehr erklärlich, für Schlegel kommt bloſs Eschenburg in Betracht. In einem Briefe an Eschenburg (abgedr. bei Bernays: *Entstehungsgeschichte* S. 255—256) nennt er dessen Übersetzung ein Werk 'von so geprüftem und anerkanntem Wert'. Eckerts Leistung für die Vervollkommnung des deutschen Shakespeare existiert für die Folgezeit fast gar nicht, selbst sein Name bleibt verschollen, und mit Recht bezeichnet Uhde-Bernays seine Übersetzung nach dem Hauptverlagsort als Mannheimer Shakespeare. Schiller freilich benutzte Eckert für seinen Macbeth.

Formell wäre wohl zu wünschen gewesen, daſs das Ganze besser in Unterabteilungen gegliedert worden wäre; an sinnstörenden Druckfehlern ist vor allem S. 55 zu vermerken, wo 'Eilet' statt 'Eilet nicht' zu lesen ist.

München. M. Oeftering.

Albert Fries, Goethes Achilleis. Diss. Berlin 1902. Nebst einem Anhang.

Von so bewährten Forschern, wie M. Morris und R. M. Meyer, ist dem Verfasser schon öffentlich bezeugt worden, daſs ihm auf seinen beiden Gebieten, der deutschen und der klassischen Philologie, eine Fülle von Kenntnissen zu Gebote steht, daſs seine durch Fleiſs und Scharfsinn gewonnenen Quellennachweise unser Verständnis der Achilleis wesentlich gefördert haben. Mir sei daher verstattet, mehr auf das ideale als auf das reale Ergebnis der viel schon bietenden und viel verheiſsenden Erstlingsarbeit hinzudeuten.

Der Doktorand, den 'ein unwiderstehlicher Trieb nach klassischer Geistesbildung' aus einem anderen Berufskreise zum akademischen Studium hingezogen hat, legt in dem beigegebenen Lebenslauf das seltene schöne Bekenntnis ab: 'Mein Streben ist, wie gering auch die produktiven Kräfte sein mögen, ein hohes; es richtet sich auf eine harmonisch ausgeglichene Bildung des Geistes und des Geschmackes, auf Totalität im Schillerschen Sinne des Wortes.' Und daſs dies Sehnen und heiſse Bemühen nicht vergeblich sein werde, dafür nun scheinen mir eine ganz besondere und kräftige Gewähr zu leisten: die allgemeineren Betrachtungen, welche die Diss. einleiten, und manche Zwischenbemerkungen, auch Fuſsnoten, im beweisführenden Teile. Denn da verrät sich, was allein das Vorhandensein einer im höchsten Sinne bildungsfähigen Persönlichkeit bekundet, was, wenn es mangelte, keine Gelehrsamkeit je ersetzen könnte, da verrät sich überall Urteil. Und schon erhält dies Urteil zuweilen ebenso sicheren wie anschaulichen Ausdruck. Nur wenige kurze Beispiele! Bei Goethes epischen Vorgängern vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert wird das antike Gewand um neue religiöse oder politische Ideale drapiert. Anders bei Goethe. 'Das Kleid deckt wieder ohne künstlich gespreizten Faltenwurf den Körper, aber es liegt ihm zu eng an.' Oder: 'Goethe hat zu lang in die homerische Sonne geblickt und in freiwilliger Dienstbar-

keit der Liebe zeitweilig der eigenen Kraft entsagt.' Oder: 'Goethe verfällt in den Fehler, den Klopstock in den letzten Gesängen des Messias beging, er läſst den Helden durch Reden loben, statt ihn durch Taten lobenswürdig zu zeigen.' Oder über den lässigen Vers, der zwar vorzüglich paſst zu der einfachen Welt des Hermann, hier aber in der Übersetzung des Apollo-Hymnus doch störend wirkt: 'nicht um der Korrektheit willen, wie etwa Voſs auf Goethes Hexameter, Pope auf Shakespeares Jamben schulmeisterlich herabblickte; allein der Gegenstand, die kriegerische Atmosphäre des Ganzen erheischte doch mehr Nerv und gedrängte Kraft.' Endlich noch eine hier wohl einzufügende Stelle aus des Verfassers Aufsatz über 'Goethes Schema zur Ilias' (*Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Zeitung*, 1902, No. 126), wo die Achilleis, in der wir nicht den Hauch des Erlebten fühlen, verglichen wird mit jenen anderen aus dem Studium der Antike und des Orients hervorgegangenen Schöpfungen, den römischen Elegien und dem Diwan: '... in sie gieſst der Dicher so viel eigenen Lebens- und Empfindungsgehalt, so viel von seinem Selbst, daſs er überall Herrscher, Schöpfer bleibt, ein König gleichsam, der zwar des Orients Gebräuche annimmt, aber darum doch immer — Alexander bleibt.'

In längeren Anführungen wäre solche Urteils- und Ausdrucksfähigkeit noch überzeugender darzutun. Man dürfte nur eine oder die andere der ersten zehn Seiten ausschreiben, etwa die dritte mit ihrer feinen Abgrenzung und knappen Charakteristik der drei Perioden, die sich in Goethes Nachahmung der Antike — in seinem Verhältnis zu Homer erkennen lassen. Dagegen würden freilich irgend welche Proben aus dem Hauptteile der Schrift, den Einzeluntersuchungen auf Grund der Schemata, den guten Eindruck mindern und beweisen, wie sehr dem Anfänger noch die technische und stilistische Schulung mangelt. Seine Absicht, 'ein möglichst vollständiges Material anzuhäufen', hat er wahrlich erreicht und den Ertrag seiner Mühen derart vor dem Leser aufgeschüttet, daſs der entschuldigende Hinweis des Vorworts 'auf den zu eng bemessenen Raum' nur als löbliches Zeichen der Selbsterkenntnis dienen, nicht entlasten kann. Aber mit vielem hält man Haus, lernt man bald genug wirtschaften, und so ist zu fordern und zu erwarten, daſs schon die nächste Ernte nicht wie Streu eingebracht werde, sondern reinlich in Garben gebunden.

Freiburg i. B. R. Woerner.

A. Koch, Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter. (Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin Ostern 1902.)

Wir erhalten hier eine sorgfältige Untersuchung der metrischen Form beider Dramen nach den Grundsätzen, die der Verfasser schon 1900 a. a. O. aufgestellt und an der Iphigenie erprobt hat. Wiederum werden Verslänge, Versausgang und Verseinschnitt, Wortverkürzung und Hiatus, Wort- und Satzbetonung und Brechung des Satzes durch den Rhythmus mit statistischer Genauigkeit, aber auch mit erwägendem Urteil abgehandelt und zum Schlusse alle Beobachtungen in einer kurzen Vergleichung des Versbaues der drei Stücke zusammengefaſst. Da ergibt sich denn im ganzen natürlich nichts Neues — nämlich eine stete Weiterbildung des Verses zu gröſserer Regelmäſsigkeit und Glätte, nicht ohne Einbuſse an dramatischer Beweglichkeit und Kraft. Aber der Verfasser zeigt auch schon durch das für die Iphigenie gewählte Motto (Wenn die Könige bauen), daſs er seine Arbeit nicht überschätzt und sich wohl bewuſst ist, durch Untersuchung allein der äuſseren Form nicht mehr bieten zu können, als eben eine dankenswerte Hilfsarbeit für diejenigen, die äuſsere und innere Form in ihrem Wechselverhältnis betrachten und beurteilen wollen.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Camillo v. Klenze, The treatment of nature in the works of Nikolaus Lenau. — Decennial publications of the University of Chicago. 1902. Chicago Press.

Der Hauptwert dieser fleifsigen und eindringenden Studie liegt in der genauen Aufzählung und Besprechung aller Stellen, die für Lenaus Verhältnis zur Natur bezeichnend sind. Sorgfältig wird über seine Naturbeobachtung (S. 12 f.), Naturbeseelung (S. 15), seine Auswahl von Naturerscheinungen, Tieren, Blumen, Jahres- und Tageszeiten (S. 19 f., 44, 52, 59, 71) usw. berichtet und das Ergebnis durch Vergleich mit Goethe, Rückert, Heine, Shelley, Wordsworth u. a. beleuchtet. Als Gesamtresultat ergibt sich wieder, dafs Lenau in seiner ziemlich engen Auswahl (besonders auch der Blumen) nicht sowohl durch Erfahrung und ästhetische Rücksichten, als vielmehr durch psychologische Einfühlungen bestimmt wurde. (Die Korrektur, die K. hierbei S. 28 Anm. an meiner Literaturgeschichte übt, kommt lediglich dadurch zu stande, dafs der in seinem Sprachgefühl doch ein wenig unsicher gewordene Deutsch-Amerikaner das neutrale Adjektiv 'gemütlich' in die positive Bedeutung des Substantivs 'Gemütlichkeit' hineindeutet; sonst ist er ganz meiner Meinung; vgl. S. 43 u., auch S. 82.) Sehr hübsch sind namentlich die Ausführungen über die charakteristische Auffassung des Herbstes (S. 63 f.).

Berlin. Richard M. Meyer.

Kraeger, Heinrich: C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. Berlin, Mayer und Müller, 1901. XXX, 367 S. 8°. (In: Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen u. englischen Philologie, herausgeg. von A. Brandl und E. Schmidt. XVI.) Mk. 10.

Gottfried Keller, der grofse Landsmann und Freund des Dichters, dem die vorliegende Studie gilt, stellt einmal C. F. Meyers Lyrik über seine erzählenden Dichtungen, die bekanntlich am lautesten sein Lob in deutschen Landen verkündeten. Die Kritik war freilich nicht immer derselben Meinung; aber einig war und ist sie in der Anerkennung der hehren Einfalt und stillen Gröfse, der Wucht und Schönheit der Sprache, der Kraft der dramatischen Gestaltung der lyrischen Muse C. F. Meyers. In die Allgemeinheit, in die grofse Masse des Volkes wird freilich C. F. Meyer, der Aristokrat unter den Dichtern, nie dringen. Das Was und das Wie seiner Dichtungen steht dem im Wege. Aber die anfänglich kleine Gemeinde von Verehrern des Dichters unter den Besten des Volkes ist doch gewaltig gewachsen, und sie alle werden dem Verfasser der 'Quellen und Wandlungen', wie auch den Herausgebern der Palaestra Dank wissen für dieses Buch, das sie mühelos zu den reich fliefsenden Schönheitsquellen der Meyerschen Muse geleitet.

Fast in allen seinen Balladen und Romanzen hat des Dichters ausgeprägter Sinn für die Historie, für die Helden und Grofstaten der Geschichte seine poetische Imagination angeregt; der Gegenwart ist er ängstlich ausgewichen. Gewaltige, über das menschliche Mafs hinausreichende Gestalten, die kräftigen, rücksichtslosen Menschen der Renaissance hat er aus der Nüchternheit der Historie oder auch aus dem Halbdunkel der Überlieferung herausgelöst und in den verklärenden Lichtkreis der Poesie gerückt. Kein Zweifel, 'ein wirkliches Gedicht, das ein selbständiges Leben führt, darf nun und nimmer an seinem reifen, ausgewachsenen Leibe noch eine Nabelschnur tragen. Es ist für sich verständlich, ohne dafs man die Bücher nachschlägt, denen ein Stoff entstammt' (S. 353). Kraegers literarischer Wegweiser ist aber keine lästige Schmarotzerpflanze, die sich an C. F. Meyers Gedichte klammert, sondern eine unbedingte Notwendigkeit. Gerade wie das junge Volk bei den Märchen immer fragt: Ist denn das

auch wahr? so drängen C. F. Meyers Balladen und Romanzen, in denen Wahrheit und Dichtung den innigsten Bund geschlossen, zu Parallelen zwischen der Historie und ihrer poetischen Verarbeitung und Gestaltung, und das ist ein Teil der mühevollen Aufgabe, die sich Kraeger gestellt hat. Dabei ist er glücklich der Gefahr entronnen, den Wert seiner Quellengeschichte zu überschätzen, entsprechend Goethes Warnung: 'Die Frage, woher hat's der Dichter? geht auch nur auf das Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas' (S. XXII). Das Verhältnis C. F. Meyers zur Geschichte illustriert wieder einmal so recht die Wahrheit eines anderen Wortes Goethes: 'Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Inhalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten'. Ganz offen zu Tage liegen die Quellen zu C. F. Meyers Gedichten nicht immer, aber in diskretester Form hat sie der Verfasser bloſsgelegt, nicht nur um unsere Neugierde zu befriedigen, sondern um die gewaltige Strecke Weges um so sinnfälliger zu machen, die der Poet von dem nüchternen historischen Bericht bis zu seinem weihevollen Gedichte zu durchmessen hatte. Nur in zwei Fällen gelingt ihm der direkte Quellennachweis nicht, einmal für das Gedicht 'Der Hugenot' — 'Die Füſse im Feuer' (S. 135—145) und dann für 'Das Heimchen' — 'Conquistadores' (S. 340—349). Für das herrliche Hugenottengedicht hat auch der Referent die bekannten Werke von Bèze (*Hist. ecclés. des églises réf. au royaume de France* 1841, Art. VI und VIII), und Putaux (*Hist. de la Réf. franç.* Paris 1859, 4 vols.) durchblättert, aber keine darauf bezüglichen Angaben gefunden; möglich, daſs Chamissos 'Mateo Falcone' und 'Korsische Gastfreiheit' die Quelle bilden.

Den breitesten Raum in Kraegers Buch nehmen die 'Wandlungen' ein, und wie immer bei bedeutenden Männern, ist es ein Genuſs, bei den verschiedenen Fassungen einiger Gedichte den Dichter in seiner Werkstatt aufzusuchen, wie er unablässig feilend den Gesetzen der poetischen Konzentration gerecht zu werden sucht. G. Keller definiert merkwürdigerweise das Schöne als 'die mit Fülle vorgetragene Wahrheit; deshalb nennt er die Kürze gern Schroffheit und das Schlanke dünn und mager' (*Deutsche Dichtung*, 1891, S. 23). Wenn dem so wäre, dann wäre C. F. Meyer nicht der erhabene Hohepriester der heiligen Flamme der Schönheit, der Dichtkunst, die er getreulich hüten will. ('Eine Flamme zittert mir im Busen — Lodert warm zu jeder Zeit und Frist …'). Denn Meyers Wesenszug ist das Dramatisch-Drängende und Schlagende, das auf epigrammatische Kürze hindrängt, das oft sogar zur Unverständlichkeit zu werden droht. Hauptsächlich nach dieser Richtung haben seine *Balladen* (1864), *Romanzen und Bilder* (1870) eine so durchgreifende Umarbeitung erfahren, daſs sie in den *Gedichten* 1882 oft nicht wiederzuerkennen sind. Nicht etwa jählings, mit Sturm und Hagelwettern ist der Dichter dem deutschen Volke erschienen, sein Leben war ein 'langsames Sichentwickeln, ein schlieſsliches Sichfinden' (Trog, *Beil. der Allg. Ztg.*, 1898, Nr. 283), immer aber ein Sichselbstverzehren an der Arbeit, das die Sorgsamkeit bis zur Selbstqual trieb. Was er von U. Hutten bekennt, daſs er 'bei kühlerem Blut und fortgesetzten geschichtlichen Studien noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters fügte, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben' (*D. Dichtung*, 1891, S. 172—174), dazu hat ihn sein poetisches Gewissen auch sonst noch gar oft veranlaſst. Kraeger verfolgt liebevoll diesen Entwickelungsprozeſs und findet fast immer, daſs die spätere Form der Gedichte einen Fortschritt gegen den ersten Wurf bedeutet. Es kam ihm darauf an, 'die Gründe aufzudecken, nach denen der Dichter geändert und gebessert hat, und ferner an der Hand der verschiedenen Fassungen das Reifen seiner poetischen Kraft nachzuweisen' (S. XXV), und das ist ihm durchweg gelungen. Kraegers ästhetische Kritik tritt mit Recht fast überall für die spätere Gestaltung der Gedichte ein; gelegentlich rügt er

auch den Mangel allzu grofser Knappheit — 'zwischen den cyklopisch gehäuften Steinen fehlt oft der Mörtel', sagt er von der endgültigen Form des 'Hugenotten' (S. 139), — doch hätte er der erhabenen Gröfse des Dichters keinen Abbruch getan, wenn er Mauerhofs Urteil über die 'Richterin' (*C. F. Meyer oder die Kunstform des Romans*. Zürich und Leipzig, 1897, S. 33): 'Überblickt man das ganze Werk, so möchte es fast scheinen, als ob es ihm an Fülle gebräche', auch bei den *Gedichten* noch öfters zu dem seinigen gemacht hätte. Nicht leicht kann man eben mit gröfserem Rechte von einem Dichter sagen: 'Es steht kein unnützes Wort in seinen Werken' (Stickelberger: *Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen*). Wohl aber kann man sagen, dafs oft ein Wort oder auch mehrere bitter not täten, um die 'zerhackte Form', über die Kraeger klagt (S. 141), zu vermeiden. 'Meyers Sprache ist Brokat', sagte G. Keller einmal (*D. Dichtung*, 1899, S. 237—248), und mit diesem kostbaren Seidenstoff hat Meyer nur allzusehr gespart. Wie schwer liest sich z. B. in 'Der tote Achill' (S. 265) die (von Kraeger nicht beanstandete) Periode: Es bedarf — Der mut'gen Rosse Paar, das, Haupt an kühnem Haupt, — Die weite Flut durchrudert mit dem Schlag des Hufs, — Des Zügels nicht. Das 'tote Kind' (S. 163 bis 165) ist in der endgültigen Fassung entschieden auch eine Verschlechterung. Abgesehen von dem harten Vers: 'Dann welkten es und er im Herbste sacht', der auch den Beifall Kraegers nicht findet, klingt doch beispielsweise die Frage: 'Wo steckst du?' unvergleichlich nüchterner als das frühere innige 'Herzliebchen, wo verbirgst du dich?' Ähnliches gilt von dem Gedicht 'Der Pfad', später 'Die Felswand' genannt (S. 201/202). Nicht viel Zustimmung wird Kraeger auch finden, wenn er in 'Erntewagen' — 'Auf Goldgrund' für das 'gespreizte, einheimische Bildersaal' in dem Fremdwort 'Museum' einen besseren poetischen Ersatz entdeckt. — Dafs in 'Die Söhne Haruns' (S. 303) der schauerliche Vers: Harun lächelt. Zu dem jüngsten, seinem Liebling, sagt er: 'Ruhst du? — Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was tust du?' eher oder ebenso verbesserungsbedürftig gewesen wäre als der Reim 'Polizeiminister — Geflüster' wird man auch ohne allzu vieles Bedenken zugeben. Als Muster einer ästhetischen Beurteilung möchte Ref. Kraegers Parallele zwischen 'Kaiser Ottos Weihnachten' (ältere Fassung) und 'Der gleitende Purpur' (jüngere Fassung) bezeichnen. Ein Vergleich mit Gg. Raucheneckers Kantate 'Kaiser Otto I.' hätte die Wirkung noch gesteigert.

Bei der Lektüre des Kraegerschen Buches, das uns noch einmal all die zahllosen Vorzüge der lyrischen Muse des Schweizer Dichters vor die Seele führt, empfindet man so recht wieder den unendlichen Verlust, den die deutsche Literatur durch seinen Tod erlitten hat. 'In der Schweiz haften seine Wurzeln' — Ein Werk, das nicht die trauten Züge — Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge (Engelberg, 3. Aufl. S. 94) — 'aber seine Krone schaut weit darüber hinaus' (Maync im *Deutschen Wochenblatt*, 1898, Nr. 49). Denn jedes Deutschen Herz schlägt höher bei den wuchtigen Versen vom 'Deutschen Schmied', die also anheben:

Ein riesenhafter Schmied am Ambos stand
Und hob den Hammer mit berufster Hand.

(37. Gesang des 'Hutten'.)

C. F. Meyer ist ein im besten Sinne nationaler deutscher Dichter, als Balladendichter — das hat uns Kraeger wieder einmal gezeigt — ein würdiger Nachfolger Uhlands, würdiger noch als Th. Fontane, bei dessen Tod Felix Dahn schrieb:

Held Uhland war der König der Ballade;
Thronfolger wurdest du, Fontane, auf diesem Pfade.

(Tägl. Rundschau, 22, I, 1901.)

München. M. Oeftering.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903. No. 1—4, je Mk. 0,50.

Es hat lange genug gewährt, ehe sich die deutsche Schule entschloſs, die Uhr wieder aufzuziehen, die lange nachgegangen und schlieſslich ganz stehen geblieben war! Endlich beginnt man den Abstand zu verringern, der sich, so äuſserst unantikisch, zwischen der nationalen Jugend und der lebendigen Literatur befestigt hatte. Als zwei bedeutsame Symptome dieser neuen Tendenz sind zwei neue Erscheinungen des Teubnerschen Verlags zu begrüſsen: das Seminarlesebuch von Heydemann und Clausnitzer und Lyons Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Beide suchen mit Glück und Eifer gerade auch die neuere Literatur den Lernbegierigen näher zu bringen — freilich eben mit Recht nur so weit, als sie wirklich lebendig und lebenspendend scheint!

Der Sammlung des um das Eindringen unserer Literatur in das Volk längst so verdienten Dresdener Schulmannes kommt aber dabei doch noch die weitere Bedeutung zu. Das Lesebuch ist für bestimmte Kreise berechnet — die hübschen kleinen grünen Heftchen wenden sich ganz allgemein an Schule und Haus. Auf das Haus möchte ich dabei das Hauptgewicht legen. Darauf kommt es an, den der Schule entwachsenen Deutschen wieder an ernsthaftes und verständnisvolles Lesen zu gewöhnen; man glaubt es ja gar nicht, wie völlig er es verlernt hat! Was vor allem der unvergeſsliche Rudolf Hildebrand — auch Lyons einfluſsreichster Lehrer —, was weiter Otto Schroeder und andere hochverdiente Pädagogen gelehrt und gefordert haben, das gilt es nun systematisch durchzuführen. Die Aufmerksamkeit soll geschärft werden, das Publikum muſs lernen, auf Stil, Technik, Tendenz selbst zu achten, wie es überall die Lesewelt getan hat, wo eine groſse literarische Tradition bestand, in Griechenland so gut wie in Frankreich. Wir müssen die Leser zur Kritik und die Kritiker zum Lesen erziehen.

Dies Programm schlieſst gewisse Bedingungen in sich. Die Erläuterungen müssen gemeinverständlich sein, nicht mit unnützem literarhistorischem oder spekulativem Ballast beladen; jede für sich abgeschlossen; vor allem auch: kurz! Man kann den bisher erschienenen Heften bezeugen, daſs sie diese Forderungen sämtlich erfüllen. Im übrigen bleibt Spielraum genug, und in der Tat hat jeder Bearbeiter die Aufgabe anders angefaſst. — P. Vogel hat den Hauptaccent auf die Analyse und somit auf die Komposition von Reuters 'Stromtid' gelegt; unter den stilistischen Einzelheiten hebt er fast nur die Gleichnisse (und in nicht sehr glücklicher Behandlung) heraus. — R. Petsch sucht in Otto Ludwigs 'Makkabäern' vor allem die Grundidee herauszustellen. Freilich möchte ich der eingehend liebevollen Darstellung das Hauptergebnis nicht zugeben: allzusehr scheint mir P. die theologische Tendenz zu betonen, was damit zusammenhängt, daſs er über der einen Hauptfigur, Lea, der anderen, Judah, nicht gerecht wird. In jener auch von P. angezogenen Stelle, an der Ludwig das mangelnde Selbstgefühl des eigenen Volkes durch Judahs Mund beklagen läſst, ist doch die Beziehung auf die Deutschen zu klar, als daſs man die Lehre: 'Unterdrücke deinen eigenen Willen' zur Grundidee des Stückes machen dürfte! — G. Bötticher beleuchtet an Sudermanns 'Frau Sorge' fast ausschlieſslich die psychologische Entwickelung, geht jedoch am Schluſs auch auf die literarhistorische Stellung von Sudermanns bestem Werke ein, wobei 'Jörn Uhl', schwerlich gerecht, beinahe nur als schwächere Nachahmung aufgefaſst wird. Seine Darstellung ist im übrigen die objektivste: Bedenken gegen die Zeichnung der Hauptfigur werden nicht verschwiegen, während in den anderen Kommentaren zuweilen eine zu stark apologetische Tendenz hervortritt. — O. Laden-

dorf endlich zieht in seiner Erläuterung von Storms 'Immensee' und 'Grünem Blatt' auch ältere Fassungen heran, um die technischen Hilfsmittel des Dichters klar zu machen. Für den geschulteren Leser bietet dies Heft vielleicht das meiste Neue; für den 'Leser schlechtweg', auf den doch eigentlich die Sammlung gemünzt ist, bietet jede von den Bearbeitern gewählte Auffassung der Aufgabe ihre Vorteile. Im ganzen möchten wir freilich raten, vor allem das Technische zu betonen und das rein Sprachliche noch mehr, als in den vier Bänden geschehen, dem Interesse des Publikums zu empfehlen. Gerade hier hat die Schule der Erwachsenen noch eine bedeutsame Mission zu erfüllen, an der wir Lyons Heften von Herzen einen guten Anteil wünschen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Zur Lautlehre der altenglischen Ortsnamen im Domesday Book. Von Max Stolze. Berlin, Mayer & Müller, 1902.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, das 'Domesday Book' für die englische Sprachwissenschaft in ähnlicher Weise nutzbar zu machen, wie es schon vorher für die romanische Sprachwissenschaft getan worden war. Er prüft zu diesem Zwecke die darin überlieferten ae. Ortsnamen einer Anzahl von Grafschaften auf ihre Lautgestalt, um zu bestimmen, was von den Lauten um 1086, dem Jahre der Niederschrift des Textes, noch ae. Bestand, was bereits fortschrittlich entwickelt war. Die Auswahl der Grafschaften: Kent, Sussex, Devonshire, Somerset, Gloucester, Warwick, Lincoln, York (aus Great Domesday) und Essex (aus Little Domesday) ist so getroffen, daſs bei der Untersuchung ein Eingehen auf Dialektfragen möglich gemacht wurde (S. 4). Vorbedingung für die Auswahl der Namen aber war, daſs ihre etymologische Deutung entweder klar zu Tage lag oder mit hinreichender Sicherheit ermittelt werden konnte. Diese suchte der Verfasser zu gewinnen, einmal durch Vergleichung der Domesday-Namen miteinander, bald nach ihrem Hauptthema, bald nach dem Suffixthema geordnet; dann durch Vergleichung der Namen in Domesday mit den in ae. Urkunden aufgezeichneten einerseits und mit den ne. andererseits, sofern eine Identifikation möglich war (S. 5).

Das war nun aber mit groſsen Schwierigkeiten verknüpft. Die Namen erscheinen nämlich in Domesday nur ganz selten in der hergebrachten ae. Form, sondern in normannischer Schreibung: die königlichen Einschätzungskommissare normannischer Herkunft zeichneten sie auf, so wie sie sie hörten, und mit den ihnen geläufigen Mitteln der Darstellung. Es handelt sich also zunächst darum, den genauen Lautwert der verwendeten Zeichen zu bestimmen. Dabei dürfen wir uns auf die Ergebnisse der romanischen Sprachforschung stützen. Wenn aber beispielsweise *ue* zur Zeit noch diphthongischen Lautwert gehabt haben soll (*úe* oder *üe*, S. 9; nach Suchier in Gröbers Grundr. I, 573 f. *oé* oder *üē*), so ist seine sporadische Verwendung für den — sicher schon monophthongischen — Laut des ae. *ēo* schwer zu erklären. Es muſs also *ue* in England doch wohl schon den Laut *ē* bedeutet haben (wie auch der Verfasser § 22 mit Berufung auf Morsbach annimmt, während ihm S. 9 diese Schreibung noch unklar war), oder aber einen Zwischenlaut, der sich im Südwesten, wo in me. Zeit neben *ue* häufig *u* geschrieben wird, dem *ü* genähert haben dürfte (Sweet, HES., p. 176): daher die Schreibung *Flutes* neben *Flueta*, De., zu ae. *flēot* (S. 29). Für gewisse englische Laute hatten die Schreiber überhaupt kein entsprechendes Zeichen in ihrem Schriftsystem und muſsten sich daher auf verschiedene Weise zu behelfen suchen. Dazu kommt noch, daſs die Laute in vielen Fällen offenbar nicht richtig erfaſst wurden. Man stelle sich einmal vor, ein phonetisch ungeschulter Norddeutscher

sollte mit Hilfe der nhd. Schrift etwa bayerisch-österreichische Ortsnamen aufzeichnen, wie sie ihm von den Eingeborenen vorgesprochen werden! Ich glaube, die normannischen Einschätzungskommissare waren damals in keiner besseren Lage. Daſs ihnen, wie Stolze S. 5 behauptet, zwanzig Jahre nach der Eroberung Sprache und Schrift der Besiegten geläufig waren, möchte ich in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen: aus der gelegentlichen Verwendung eines traditionellen ae. Zeichens scheint es mir wenigstens noch nicht gefolgert werden zu dürfen. Warum schrieben sie denn nicht englisch, wenn sie es konnten, wo ihre eigene Schrift zur Darstellung eines gehörten Lautes nicht ausreichte? Und was die Kenntnis der Sprache betrifft, so wird sie sich im höchsten Falle auf einige Vertrautheit mit der gemeinen Literatursprache erstreckt haben. Stolze weist denn auch gelegentlich darauf hin, daſs gewisse Schreibungen sich nur durch die Annahme einer ws. Zwischenstufe erklären lassen: 'der normannische Schreiber substituierte gelegentlich in Wörtern, die ihm bekannt waren, den Laut des fremden Dialektes durch den ihm geläufigen' (westsächsischen). Das scheint unter anderem auch bei der Wiedergabe des kt. *ēa* (oder *jea*) durch *e* der Fall gewesen zu sein: *Estwelle*, *Estbrige*, *Erhede* etc. (S. 27), wogegen man die kt. Formen des Me. halten möge. Dann versteht man aber wieder nicht recht, warum z. B. ein so charakteristischer Laut wie *ü*, der auch dem Normannen geläufig war, in den Namen aus dem westsächsischen Gebiet nicht konsequent durch *u*, sondern ebenso häufig durch *i* oder *e* wiedergegeben wird, selbst in solchen Fällen, in denen er nach Ausweis des Me. in jenen Gegenden noch lange fortlebte.

Man sieht also, wie groſs die Schwierigkeit ist, durch die verwendete Schreibweise zum gesprochenen Laut vorzudringen, noch dazu, wenn man es mit etymologisch nicht immer ganz durchsichtigen Namen zu tun hat. Stolze hat sich ernstlich bemüht, den englischen Kern aus der fremden Schale auszuscheiden. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist freilich nicht allzu bedeutend: daſs um 1086 die ae. einfachen Vokale und ihre Längen in der Tonsilbe im allgemeinen erhalten sind (Spuren der Verdumpfung von *ā* in der Gruppe *āld*?); daſs die Qualität der Bildungssilben unter dem Nebenton schwankend geworden und das *a* der Flexionssilben zu *e* geschwächt ist; daſs die alten Diphthonge durchgehend monophthongiert sind und neue Diphthonge aus hellem Vokal + palataler Spirans sich gebildet haben; daſs *f* und *đ* inlautend stimmhaft sind, *d* im Auslaut gelegentlich *t*, *ng* im Auslaut und vor stimmlosen Konsonanten auch *nc* geschrieben, das *n* der Flexionssilben meist geschwunden, auslautendes *m* öfters zu *n* geworden, *p* zwischen *m* und *t* eingeschoben ist: Tatsachen, die zumeist bekannt und nicht anders zu erwarten waren. Mundartliche Formen schimmern zwar hier und da (ich möchte nicht sagen: 'überall deutlich') durch die normannische Schreibung durch, aber etwas besonders Bemerkenswertes ist für die Kenntnis der Dialekte nicht herausgekommen, manche dialektische Eigentümlichkeiten erscheinen sogar völlig verwischt. Es möge mir nun gestattet sein, ein paar Einzelheiten der Arbeit zu besprechen.

S. 13. *Talebrige* gehört schwerlich zu ae. *æ*. Im entsprechenden ae. *þælbrycg* dürfte das *æ* möglicherweise nur eine weite Aussprache des wg. *e* bezeichnen, die nach Bülbrings *Ae. Elementarb.* § 92, Anm. 1, mundartlich bestanden zu haben scheint — wenn *æ* nicht etwa bloſs ungenaue Schreibung für *e* ist. Die richtige Namensform ist doch wohl *þelbrycg* (zu *þel*, Diele); vgl. Middendorff, *Ae. Flurnamenbuch* S. 138.

S. 16. Das häufige *-dana* in Ess., das Stolze nicht zu erklären weiſs, wird normannische Schreibung für *-dæna* sein; *æ*, als *i*-Umlaut von wg. *a* vor Nasal, erhält sich am längsten im östlichen Süden, an der kentischen Grenze (Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 171) und erscheint dann im Me. als

a in Formen wie *dane, campan, panig* (mkt. Evang.), plur. *pans, dane danes* (Ayenb.); vgl. Morsbach, *Me. Gramm.* § 108.

S. 26 wird bemerkt, dafs das *ā* der Lautgruppe *āld* in einigen Fällen bereits verdumpft erscheine. Als Beispiele werden angeführt: *Oldeham* (mit ne. *Wouldham* identifiziert) und *Colret* (ne. *Coldred*) in K., *Coldrid* in Yo.; ferner *Hamolde* (ne. *Hamwolde*) in K., *Bricstvoldes* (*Brictvoldesberg*, S. 28) in Gl., dazu noch (S. 33) *Siwoldestone* in Som. und *Tedboldestun* in Gl. — Beweisend für die Annahme eines solchen Lautüberganges wären hier nur *Oldeham* und *Colret* (*Coldrid*). Aber ein kentisches *Oldeham*, wenn hier *Old-* wirklich zu *weald-* gehören soll, ist doch zum mindesten sehr auffällig; denn eine Lautentwickelung *old* aus kt. *eald* in betonter Silbe, auch nach *w*, widerspricht völlig den sonst bekannten Tatsachen. Was aber *col-* in *Colret* anbelangt, so zweifle ich, ob es mit *ceald* zusammenzustellen sei, trotz ne. *Coldred* (*Coldrid*, Yo.). *col-* findet sich gar nicht selten in Verbindung mit Wassernamen; vgl. Middendorff, *Flurnamenb.*, S. 29; auch Förstemann verzeichnet solche Namen, darunter *Colrid.*

Die übrigen Beispiele sind anders zu beurteilen: *-old* (aus *-ald*) im zweiten Glied der Zusammensetzung.

S. 29, 31. Dafs der Diphthong *ie* um 1086 nicht mehr geschrieben und darum auch nicht mehr gesprochen wurde, ist doch selbstverständlich: altwestsächsischen Lautstand wird man für die Zeit doch nicht mehr erwarten!

Die Bemerkung, dafs im späteren Ws. nicht umgelautete Formen von *ēo* häufig seien, ist ungenau: sie treten nur in bestimmten Wörtern auf; vgl. Sievers, *Ags. Gram.* § 100, 2, *Zum ags. Vokalismus*, S. 44; Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 189. *Newe-* in den Namen aus dem sächsischen Gebiet dürfte eine Patoisform sein (Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 189, Anm. 1; Sievers, *Ags. Gramm.* § 100, Anm. 2), wenn *e* (neben *i* in denselben Namen) nicht etwa nach dem zu beurteilen ist, was von Stolze in § 8 darüber gesagt wurde. Für die Schreibung *Niwe-* in Namen aus Yo. westsächsische Vermittelung anzunehmen, ist wohl nicht nötig; vgl. Sievers, *Ags. Gramm.* § 156; Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 110, 2.

S. 35. Die Laute *tš* und *dž* sollte man doch nicht als palatale 'Tenuis', bezw. 'Media' bezeichnen!

S. 44. In den Namen auf *-castre* in nördlichen Landesteilen kann allerdings der palatale Verschlufslaut *ċ* (natürlich nicht der *tš*-Laut!) gesprochen worden sein, falls das *a* in normannischer Schreibung den *æ*-Laut ausdrücken soll. Ich finde aber in den betreffenden Wörtern S. 26 keine Nebenformen mit *e*, darum scheint es mir nicht ausgeschlossen, dafs das ursprüngliche *æ* hier schon zu *a* geworden ist, und das anlautende *c* die gutturale Tenuis bezeichnet. M. Konrath.

Sir Walter Scott's Minstrelsy of the Scottish border edited by T. F. Henderson. 4 Bde. Edinburgh and London, William Blackwood and sons; New York, Charles Scribner's sons, 1902. 42 sh.

Im Jahre 1802 erschienen die beiden ersten Bände der *Border Minstrelsy*, und es ist erfreulich, dafs eine Neuausgabe des Werkes, deren wir bedurften, in so schöner Weise das erste Jahrhundert seines Bestehens beschliefst. — Die Zeitgenossen begrüfsten die *Border Minstrelsy* als ein literarisches Ereignis ersten Ranges. Zum erstenmal fielen die Strahlen des Ruhmes auf den Dichter, der unendliche Liebe und Begeisterung der Sammlung und Bearbeitung seiner Texte zugewendet hatte. Allenthalben von Scotts Wegen ermöglicht sich leicht ein Rückblick auf dieses Werk, das die Brücke zu dem Grunde bildet, in dem Scotts beste Dichterkraft wurzelt. Ein stark individuelles Element erhält es lebendig und anziehend. Childs grofses Balladenwerk macht ihm den Boden nicht streitig, indem

es die Willkür enthüllt, mit der Scott seinen Texten Gestaltung gab: das Interesse geht auf die Gestaltungsweise selbst über, und der Dichter gewinnt, was der Gelehrte vielleicht verliert. Merkwürdig genug, daſs sich die Arbeit des letzten Herausgebers der *Border Minstrelsy* im wesentlichen auf Zusätze beschränken lieſs.

Den Gewinn neuerer Forschung in das Gebäude Scotts einzufügen, wäre niemand berufener gewesen als T. F. Henderson, dessen genaue Kenntnis des einschlägigen Materials sich im *Centenary Burns* so schön bewährt hat. Seinen wertvollen Arbeiten zur volkstümlichen Dichtung Schottlands reiht sich diese neue würdig an. Wir verdanken Henderson ein allgemeines Vorwort (Bd. I, S. IX—XXXV), Zusätze, Erklärungen und Berichtigungen zu Scotts Abhandlungen und Einleitungen, Fuſsnoten zu den Texten, die 1) Scotts Verhalten seinen Originalen gegenüber veranschaulichen und 2) Übertragungen der schwerer verständlichen dialektischen oder veralteten Worte enthalten, schlieſslich einen, soweit ich feststellen konnte, sehr zuverlässigen Index.

Im Vorwort gibt Henderson, wie zu erwarten, die nötigen Daten zur Entstehungsgeschichte der *Border Minstrelsy*, kritisiert Scotts Methode sehr treffend — die Bemerkung, daſs Scott als Wiederhersteller alter Texte doch nicht über die Intuition und das stilistische Genie Burns' verfügte (S. XIX), verdient Beachtung — und verbreitet sich dann, leider, über die schwierige Frage nach dem Ursprung der Balladen (S. XXIII—XXXI). Wir sehen Henderson auf der Seite derer, die den kommunalen Ursprung der Ballade verneinen und das individuell-schöpferische Element nachdrücklich betonen. Indessen ist seine Beweisführung nicht überzeugend und die Behandlung, die er seinen Gegnern angedeihen läſst, bisweilen ungerecht. Das Citat aus Gummeres *Beginnings of Poetry* (S. XXIV) wirkt, seines eigentlichen Zusammenhanges beraubt, irreführend; den Folkloristen werden Gedanken unterschoben, die sie nicht oder nicht mehr vertreten; die Bemerkung über die Individualpoesie der 'Naturvölker' (S. XXIV) hätte gerade im Hinblick auf das erste Kapitel in Gummeres ebengenanntem Buche wegfallen müssen, und Gemeinplätze, wie der über den Wurzelzusammenhang der dichterischen Stoffe aller Länder, tragen üble Früchte, wie z. B. einen anonymen, seichten Aufsatz in *Blackwood's Magazine* für November 1902.[1] Bücher, Gummere und Andrew Lang aber sind mit so leichtem Geschoſs nicht verwundbar.[2] Überhaupt macht sich eine Neigung Hendersons zu weitläufigen polemischen Erörterungen gelegentlich geltend (z. B. III, 177 ff.). Das Ergebnis ist, daſs um seine Supplemente mitunter Dunst aus der Studierstube schwebt, der sich mit der frohen Ritterherrlichkeit und der blühenden Romantik in Scotts Einleitungen nur schlecht paart. Und fraglich bleibt trotz aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit Hendersons noch vieles. Doch sollen diese Einwände die Anerkennung, die seiner Arbeit gebührt, nicht schmälern. Er hat mit Umsicht und Sorgfalt seines Amtes gewaltet und eine Ausgabe zu stande gebracht, die vorläufig abschlieſsend sein wird. —

Ich möchte hier ein paar Kleinigkeiten einfügen, die im Zusammensammenhange mit der *Border Minstrelsy* vielleicht nicht ohne Interesse sind und Henderson in einigen Punkten berichtigen und ergänzen sollen. Sie gruppieren sich um David Herd, der in aller Stille und nach bestem

---

[1] The Border Minstrelsy, S. 651—60 (erschien gleichzeitig mit Hendersons Ausgabe).

[2] Inzwischen haben sowohl Gummere als Lang ihren Standpunkt gegen Henderson verteidigt; s. Lang, *Notes on Ballad Origins* in *Folk-Lore*, Bd. XIV, S. 147—161, und Gummere, *Primitive Poetry and the Ballad*, I, in *Modern Philology* Bd. I, S. 193—202.

Vermögen Walter Scott unterstützt und mit wertvollem Material versehen hat. Der Name dieses schlichten und allem literarischen Ehrgeize fernen Mannes kehrt auf den Seiten der neuen Ausgabe häufig wieder, und stets ist er der Bringer ausgezeichneter Gaben, der Zuverlässigste von allen, die sich um volkstümliche Texte, Balladen und Lieder verdient gemacht haben. Schon Child mufste ihm einen Ehrenplatz einräumen, und Henderson bestätigt ihn.[1] Herd hätte es wohl verdient, dafs Lockhardts nicht ganz zutreffende Notiz über seinen Geburtsort (I, 42) richtig gestellt worden wäre: Marykirk, nicht St. Cyrus in Kincardineshire (s. DNB.). Lawrie und Symingtons nicht autorisierter Neudruck von Herds *Ballads and Songs* sollte ein für allemal mit der Jahreszahl 1791 bezeichnet bleiben. Statt dessen steht 1792 Bd. III S. 253 und 326. Mackenzies Balladennachahmungen *Duncan* und *Kenneth* fanden sich bereits in der zweiten Ausgabe von Herds Sammlung (1776) Bd. I, S. 131 und 136 (zu *Minstrelsy* I S. 43). Die Notiz im *Scots Magazine* für März (nicht Juni!) 1802, S. 216, die Scott in seinen Anmerkungen zu *Glenfinlas* berücksichtigt (IV, S. 156), ist D. H. gezeichnet und wohl einer der wenigen Beiträge David Herds zu der Zeitschrift, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit identifizieren lassen. Er hatte sich, gleichfalls unter der Chiffre D. H., bereits in der Januarnummer desselben Jahrganges kritisch zu der gerade erschienenen Neuausgabe des *Complaynt of Scotland* durch John Leyden geäufsert.

Von den Stücken, die Scott der ihm von Herd geliehenen Handschrift entnommen hat, geben zwei zu weiteren Bemerkungen Anlafs:

1. *The Laird of Muirhead* (III, 412—13). Diese stilistisch wohlgelungene Balladennachahmung trägt bei Herd die Überschrift: Fragment of the *Ballad of Flowdenfield* (fought 9th Sept. 1513) und steht in seiner Hs I (Add. 22311) fol. 68b und in Hs. II (Add. 22312), die Scott nicht vorlag, fol. II 15b. Dafs sie von Scott wortgetreu wiedergegeben wurde, ist an sich schon erwähnenswert. Herds Einleitung wurde von Scott einfach kopiert. Sie lautet in den Handschriften: This fragment was sent from J. Grosett[2] at Breadishome near Glasgow, who informs that the whole song (wherein 20 or 30 different gentlemen were mentioned) from which he took this passage relating to his own family, was in a large collection in the hands of Mr. Alex*ander* Monro, merch*ant* in Lisbon, but is now supposed to be lost.

Am Ende des Fragmentes notiert Herd: The reality of the fact related in this fragment may be seen in Nisbet's Appendix folio 264.[3] An der Existenz der genannten Sammlung kann man füglich zweifeln. Das Fragment ist wohl aus einer Stelle bei Nisbet II, 264 erwachsen, auf die Herd, den Angaben seines Korrespondenten folgend, Bezug nimmt:

John Muirhead of Lachop and Bullis ... was Tacksman and kindly Rentaller, or rather Feuar of many of the Crown Lands of Galloway which he possessed till his Death, that he was slain fighting by the Side of his Royal Master King James IV. in campo belli de Northumberland, sub vexillo Domini Regis, as 'tis generally called in many Records, and

---

[1] Seit dem Erscheinen von Childs Sammlung ist man meines Erachtens nicht mehr berechtigt, von Herds *MSS.* zu sprechen. Die betreffenden Balladen wären zweckmäfsiger mit der Bezeichnung versehen worden, die sie bei Child tragen.

[2] Grosiert nach Nisbet. Die Grosierts von Logie waren mit den Muirheads verschwägert.

[3] *A System of Heraldry* etc. by Alexander Nisbet, Gent. 2 Bde. Edinburgh 1722—1742. — Dafs ein Grosiert tatsächlich in Lissabon lebte, bestätigt Nisbet II, 268: James Grosiert Esq., dritter Sohn von Archibald Grosiert, war Kaufmann in Lissabon, 'a Gentleman of Reputation, and a rising young Man that Way'.

which is well known was the Battle of Flowden, which was fought the 9th of September 1513.

In Str. 1 des Fragmentes heifst es, der Herr von Muirhead habe vor dem Könige gestanden:

Wi' that sam twa-hand muckle sword
That Bartram felled stark deid:

eine Anspielung auf eine Familienlegende der Muirheads, die gleichfalls in Nisbets *Heraldry* enthalten ist.[1] Nisbet selbst nennt William Hamilton von Wishaw als seinen Gewährsmann.[2] Zur Zeit König Roberts II. hauste ein riesenhafter Räuber bei Shotts in Lanarkshire und wurde zu einer wahren Landplage und zum Schrecken aller derer, die durch jene Gegend reisen mufsten, so dafs schliefslich die Regierung jedem, der ihn finge, töte oder den Gerichten überliefere, zum Lohn gewisse Besitztümer als Lehen versprach. Der Name des Räubers war Bartram de Shotts. Der Herr von Muirhead, ein kühner, unternehmender und unverzagter Mann, griff ihn mit einigen Getreuen bei der Kirche von Shotts an, überwältigte ihn, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn ohne Verzug vor den König, der Muirhead alsbald mit der Landschaft belieh, die damals oder kurz darauf den Namen Lachop (Lauchop) erhielt.[3]

2. *O gin my love were yon red rose* (III, 382—83). Henderson citiert eine nach seiner Ansicht bessere Fassung des Liedes aus Herds Handschriften (Z. 1—4 in Hs. I, 18b, die ganze Strophe in Hs. II, 54b). Es war unnötig, auf die Handschrift zu verweisen, denn die Strophe steht, und zwar genauer als bei Henderson, in Herds *Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads* etc. (1776) II, 4. In diesem Falle hat Scott seine Vorlage bearbeitet, und die abweichenden Lesarten in Herds Handschrift (I, 137b) wären, übereinstimmend mit Hendersons sonst durchgeführter Methode, in Fufsnoten zu verzeichnen gewesen. Der Vergleich ergibt: a) es hat eine Strophenumstellung stattgefunden: Scotts Str. 2 entspricht Herds Str. 1; b) Herds Handschrift enthält als Chorus nur die beiden Zeilen:

O my love's bonny, bonny, bonny,
My love's bonny and fair to see;

c) Herds Text lautet Str. 1, 1 (nach Scotts Anordnung): — *was a bonny* red rose; 1, 2: *And growing* upon *some barren* wa'; 1, 4: *in* that red rose; Str. 2, 1: *was* a pickle etc.; 2, 2: *lily-white* lee; 2, 3: bonny *sweet* bird; 2, 4: o' wheat fehlt; Str. 3, 1: *was* a coffer etc.; 3, 3: *Then* I would open *it* when I list; 3, 4: *into* that coffer; statt gin in Z. 1 sämtlicher Strophen if. —

Es wäre unrecht, zu verschweigen, dafs der Verlag die neue Ausgabe in jeder Hinsicht musterhaft ausgestattet hat. Die vier stattlichen Bände werden auch äufserlich jedem Freude machen. Der Kaufkraft des deutschen Philologen wird freilich etwas viel zugemutet. — Ein prächtiges, bisher unveröffentlichtes Porträt Sir Walter Scotts aus dem Besitze der Mrs. Blackwood Porter, ein Werk Sir William Allans, ziert das Titelblatt des ersten Bandes: der Dichter steht, leicht auf seinen Stock gelehnt, auf felsiger Hochfläche; seine Hunde umspielen ihn, aber er achtet ihrer nicht:

---

[1] a. a. O. S. 259.

[2] Hamilton erwähnt die Legende in seinem Werke *Descriptions of the Sheriffdoms of Lanark and Renfrew* nicht (Ausg. für den Maitland Club 1831).

[3] s. auch F. H. Groome, *Ordnance Gazetteer of Scotland*, s. n. Shotts, der noch eine andere Version der Geschichte überliefert, wonach Muirhead den Räuber allein angefallen habe, freilich auf wenig tapfere Weise.

sein Auge blickt, innerer Gesichte voll, scharf und freudig in den klaren Abend hinaus.

Wir wünschen, daſs sich über dem klassischen Werke in seiner schönen neuen Gestalt die begeisterten Worte Motherwells[1] erfüllen mögen: 'Long will it live a noble and interesting monument of unwearied research, curious and minute learning, genius and taste of its illustrious Editor.'

Laboe-Kiel. Hans Hecht.

Frederic Ives Carpenter, The life and repentaunce of Marie Magdalene by Lewis Wager, a morality play reprinted from the original edition of 1566—67, edited with introduction notes and glossarial index. [The decennial publications of the university of Chicago.] Chicago, The university of Chicago press, 1902. XXXV, 91 S.

Der vorliegende Band eröffnet die zweite Reihe der von der Chicagoer Universität anläſslich ihrer Dezenniumsfeier herausgegebenen Schriften, 'dedicated to the men and women of our time and country who by wise and generous giving have encouraged the search after truth in all departments of knowledge.' Ein Gegenstand, der Kunst und Wissenschaft so vielfach beschäftigt hat wie die Geschichte der Maria von Magdala — vor Jahresfrist lernten wir durch eine Chicagoer Doktorschrift eine mittelniederdeutsche Version der Legende kennen, und Heyses magna peccatrix bewegte unlängst die Gemüter —, ein solcher Stoff darf wohl allgemeines Interesse erwarten. Dem Anglisten ist die Gabe als eine Ergänzung seiner Kenntnis des vorshakespearischen Dramas willkommen.

Der Herausgeber bietet zunächst in einer reichhaltigen Einleitung (XI—XXXV) Aufschlüsse bibliographischer Art, ferner über Verfasser, Entstehungszeit und Charakter, Sprache, Metrik und Quellen unseres Stückes, sowie eine Skizze der Stoffgeschichte, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verfolgt wird.

Cs Neudruck gründet sich auf den alten Druck von 1567; ein Exemplar der von Hazlitt beschriebenen Ausgabe von 1566 hat er nicht auftreiben können. Ich möchte bemerken, daſs auch die hiesige Königliche wie die Pariser Nationalbibliothek nicht im Besitz eines solchen sind. Allem Anscheine nach decken sich ja die beiden Editionen; doch beachte godly für godlie, Anno. für Anno in Hazlitts Beschreibung des Titelblattes von 1566.

Carpenter, wie vor ihm schon Collier, hält für wahrscheinlich, daſs Lewis Wager — von dem wir nur sehr wenig wissen — mit dem Verfasser des Interludiums 'The longer thou livest, the more foole thou art', W. Wager, verwandt war. Er hätte auf die Übereinstimmungen hinweisen können, die sich in den beiden Dramen finden und die um so bemerkenswerter sind, als W. Wager sein Stück schrieb, bevor die Marie Magdalene gedruckt war (ca. 1560). Einige Beispiele: beide Prologe beginnen mit einem Citat aus Valerius. Mit V. 80 ff. des Magdalena-Prologs:

We desire no man in this poynt to be offended,
In that vertues with vice we shall here introduce,
For in men and women they haue depended[2] &ct.

vergleiche man The longer th. l. 1896 ff.:

We desire no man here to be offended,
In that we use this terme Pietie,
Which is despised and vily pended &ct.

---

[1] *Minstrelsy* S. LXXIX.

[2] Cs Deutung dieses Wortes (= been interdependent, S. 90) befriedigt nicht recht; ich schlage vor: they haue depended = they haue hung in balance.

Ihre Überzeugung von dem Fluche schwächlicher Erziehung drücken beide Dichter durch das nämliche Citat aus: [Puellae pestis] indulgentia parentum (Magd. 174, The longer th. l. 1012). — Infidelitie und Moros sind verwandte Typen, beide stammen von Bales Infidelitas, wie überhaupt die beiden Wager zur Bale-Schule gehören. — Überdies ergibt sich für sie aus ihrem Drama, daſs sie eifrige Reformatoren und begeisterte Freunde des klassischen Altertums waren. Sie verraten eine so übereinstimmende Bildung, wie wir sie am ehesten für zwei Brüder oder für Vater und Sohn annehmen dürfen. — Vermutungsweise möchte ich das nur fragmentarisch erhaltene, 1565—1566 registrierte Stück 'The cruell Debtter' Lewis Wager zusprechen; Magd. 1754—1774 wird von den zwei Schuldnern aus Luc. VII, 41—43 gehandelt; der bibelfeste Autor mag später darauf gekommen sein, die andere Geschichte, von dem grausamen Schuldner (Matth. XVIII, 23—35), dramatisch zu behandeln.

Zur Datierung unseres Stückes benutzt Herausgeber die Prologverse, die die Schauspielkunst rühmen:

> Doth it not teache God to be praised aboue all things?[1]
> What facultie doth vice more earnestly subdue?
> Doth it not teache true obedience to the kynge?

Vom Königsgehorsam könne kein Dichter der Elisabeth- (natürlich auch der Maria-) Zeit sprechen. Für entscheidend halte ich diese Verse nicht. Es ist doch möglich, daſs ganz allgemein vom König gesprochen wäre. Ferner reimt Wager stets king(s) auf thing(s) und kennt keines dieser Worte sonst im Reim. Wenn auſserdem ein Schriftsteller der Königinnenzeit nicht vom König reden durfte, warum führte man dann nicht wenigstens im Druck queen für kynge ein, wie anderwärts geschehen ist? — Freilich stimmt Cs Argument zu den übrigen Kriterien, die das Stück der Zeit Eduards VI. zuweisen.

Der Text gibt, von der Interpunktion abgesehen, die Vorlage diplomatisch genau wieder; ein Miſsstand ist dabei, daſs selbst evidente Druckfehler stehen bleiben muſsten. Einige davon sind in den Anmerkungen verzeichnet, andere scheinen dem Herausgeber entgangen zu sein, wie Infidelities 255, felictie 511. Inkonsequent ist die Ergänzung eines Buchstabens in einem verstümmelten oder leicht falsch gedeuteten Wort: sen[s]es 1337, A[h] 456. Ob das Original zwischen den von derselben Person gesprochenen Vierzeilern Absätze macht, sagt Herausgeber nicht. Mehrfach sieht er die originale Reimordnung durch Versausfall oder Reimmangel gestört. V. 1487, wo C. den Reim auf make 1489 vermiſst, ist derselbe durch eine einfache Umstellung zu gewinnen:

> With me at my house some repast to take?

Da in 1486 to take dem Reimwort vorangeht, so mag to take 1487 sich danach gerichtet haben.

Ebenso V. 1748 (Reim auf now 1746):

> what meane you, wherabout looke you?

statt do you looke.

Daſs nach V. 676 nicht nur eine, wie Carpenter vermutet, sondern siebzehn Zeilen ausgefallen sind, und zwar durch ein Versehen des Herausgebers selbst, hat Brandls Besprechung im *Shakespeare-Jahrbuch* XXXIX gezeigt und C. selbst in einem Nachtrag berichtigt.

---

[1] Des Reimes wegen ist natürlich thing zu lesen; 35 endigt auf brynge. Siehe auch V. 1302: of all thing.

C. hält übrigens für möglich, dafs laugh in seinem V. 677 aus einer Bühnenanweisung in den Text geraten sei. Doch sein Hinweis auf V. 910:

Ha, ha, ha, laugh, quod he? laugh I must in dede

spricht gegen eine solche Annahme.

Die Anmerkungen, aus denen im vorstehenden hin und wieder citiert wurde, geben Druckfehlerberichtigungen, Quellennachweise, einzelne Worterklärungen.

Der 'glossarial index' wäre etwas systematischer zu wünschen gewesen. Warum wird z. B. ebrietie mit 'drunkenness' erläutert, über quod she 423 nichts gesagt? Über recorders, regals, virginals gibt Wager selbst mehr Auskunft als das Glossar.

Der Druck des Buches ist musterhaft, die Ausstattung macht seine Lektüre zum Genufs.

Berlin. Rudolf Imelmann.

The influence of Beaumont and Fletcher on Shakespeare by Ashley H. Thorndike. Worcester (Massachusetts), Press of Oliver B. Wood, 1901. VIII, 176.

Der Verfasser will erweisen, dafs die 'Romanze' als dramatische Gattung von Beaumont und Fletcher geschaffen worden sei und dafs Shakespeare in Cymbeline diese neue Gattung bewufst nachahmt, in Winters tale und Tempest meisterlich ausbildet.

Um die Basis für diese Beweisführung zu gewinnen, mufste der Verfasser vor allem die Chronologie der einschlägigen Stücke sichern. Das war ein hartes Stück Arbeit, die auch mehr als die Hälfte des Buches ausfüllt. Für die drei Romanzen Shakespeares festigt er die bisherigen Annahmen: Cymbeline 1610, Winters tale und Tempest 1610/11. Demnach werden ihm von den Stücken Beaumont und Fletchers direkt nur jene wichtig, die vor 1612 liegen. Hierher gehören sicher vier, wahrscheinlich sechs Romanzen, darunter ziemlich früh 'Philaster'. So ist denn die Möglichkeit einer Beeinflussung Shakespeares durch Beaumont und Fletcher vom chronologischen Standpunkt aus erwiesen.

Die Voruntersuchung zeichnet sich durch Fleifs und Geist aus. Die Kriterien sind biographisch, bibliographisch, textkritisch; hauptsächlich werden sie der verwickelten Londoner Theatergeschichte entnommen, dabei bekundet sich der Verfasser als vorsichtiger Kritiker gegenüber dem raschschlüssigen Fleay und verbessert so unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht unerheblich.

Nun setzt das Hauptthema ein mit einer allgemeinen Rundschau über das Drama von 1601 bis 1611, welche zeigt, dafs erst gegen Ende dieser Periode die Romanzen als Neuerungen aufkommen. Die gruppenmäfsige Sonderung des Riesenstoffes — es handelt sich ja um die bedeutendste Dekade in der Entwickelung des elisabethinischen Dramas — macht dem Verfasser selbstverständlich manche Schwierigkeit und bleibt nicht einwandsfrei, doch im Prinzip ist sie gelungen, weil sie nicht literarisch, sondern theatermäfsig entworfen ist in Hinblick auf die lebende Bühne und auf den Geschmack des grofsen Publikums. Das ernste Drama scheidet der Verfasser ziemlich reinlich in 'plays of adventure', 'chronicle-history plays', 'spectacular entertainments' und 'tragedies'. Die letzteren zerfallen wiederum in 'domestic tr.', 'tr. of blood', 'tr. with subjects from classical history', gleichen sich aber bei aller Verschiedenheit nach Stoff und Motiv in ihrer Struktur, die einen Titelhelden aufweist, dessen Schicksal die Haupthandlung ausmacht. Schwieriger ist die Gruppierung des heiteren Dramas. Für die Komödie drängt sich als gemeinsamer Grundzug ein negatives Moment auf: sie ist nicht romantisch. Vielmehr ist sie realistisch

und bietet als solche ein mehr oder minder getreues Bild vom zeitgenössischen London — mit oder ohne satirische Absichten. Zwischen diesen beiden Hauptgruppen des Dramas ist die romantische Tragikomödie nur ganz selten und unbedeutend vertreten — bis zu dem Moment, da am Ende der Periode als Neuform die Romanze auftaucht.

Hierauf gibt der Verfasser eine allgemeine Charakteristik von der älteren Romanze Beaumont und Fletchers vor 1612. Er bestimmt deren Eigenart an ihren wesentlichen Qualitäten, nämlich an 'plot', 'characters', 'style' und 'stage-effect'.

Die Handlung ist im Material (Figuren und Situationen) heroisch, aber nicht historisch; im Wesen unwahrscheinlich und aufregend; in den Motiven eine Mischung von krassen Leidenschaften und sentimentaler Liebe; überdies wird sie durch idyllische Szenen bereichert. So strebt sie nach stärkster Abwechselung und gipfelt in Rühreffekten.

Die Charaktere entsprechen der Handlung: sie bleiben im Typischen stecken, weil die bunte Fabel, die ohnedies fast alles Interesse für sich allein in Anspruch nimmt, eine feinere Charakterentwickelung ausschliefst. Undramatisch ist die Art der Charakterzeichnung durch äufserliches Beschreiben. Diese einfachen Typen sind auch nach der ethischen Seite hin primitiv: nur die Extreme von gut und schlecht finden sich. So schmilzt der Figurenbestand der Romanze auf eine kleine, in jedem Stück wiederkehrende Typengruppe zusammen.

Der Stil pafst sich der neuen Gattung völlig an. Besonders Fletcher bildet ihn scharf aus. Metrische Lizenzen und freie, ziemlich kurzatmige Syntax, Färbung des Ausdrucks nach der Alltagssprache hin bewirken eine frische und ziemlich realistische Diktion. Sie kehrt sich von der dramatischen Deklamation ab und strebt dem prosaischen Konversationston zu. Beaumont freilich geht als Stilist nicht so weit als Fletcher, aber zeigt immerhin dieselbe Neigung bei schwächer ausgeprägten Mitteln.

Endlich streben die Romanzen nach äufserlichen Bühneneffekten mit seltsamen Nebenfiguren, eigenartigen Szenen, Gesangs- und Tanzeinlagen. Die Ausstattung der Bühne entlehnen sie den modischen Hofmasken.

Alles in allem genommen spielen die Romanzen im damaligen Londoner Gesamtrepertoire die Rolle des heutigen theatralischen Melodramas.

Die folgende Analyse der Romanzen Shakespeares liefert in der Hauptsache dasselbe Ergebnis. Der Verfasser betont dabei die starken Unterschiede der Gattung zu des Dichters unmittelbar voraufgehenden Tragödien: mithin für die Handlung das romantische Element gegenüber dem historischen, die Vielheit der verschlungenen Elemente gegenüber der konzentrischen Einheit, den glücklichen Ausgang in der raffiniert vorbereiteten Erkennungsszene gegenüber dem organischen Zusammenbruch in der Katastrophe; für die Charaktere die geistig und ethisch verarmende Typisierung gegenüber der feinen Individualisierung; im Stil die Lockerung der dramatischen Deklamation; auf der Bühne die theatralischen Effekte. Nach all dem ist also die Romanze für Shakespeare eine neue dramatische Form, und ihre Ähnlichkeit mit der Romanze von Beaumont und Fletcher liegt auf der Hand.

Dafs nun Shakespeare der Nachahmer war, erweist der Verfasser an einer eingehenden Vergleichung der beiden frühen Stücke Philaster und Cymbeline in geistvoller Art. Feinfühlig findet er an Shakespeares Drama das Mühevolle und erst halb Gelungene der bewufsten Kopierung heraus. Ebenso klar zeigt er im folgenden an Winters tale und besonders an Tempest, wie sich der geniale Dichter rasch in die neue Form gefunden, wie er sie individuell umbildet, künstlerisch bereichert.

Hiermit hat der Verfasser sein angeschlagenes Thema durchaus und glücklich gelöst. Er hat sich als Sammler für das Material und als Forscher für das Problem bewährt. Aber der Wert seines Buches ist damit

noch nicht erschöpft. Dieses darf den Anspruch erheben, neue Einblicke in die Schaffensart Shakespeares eröffnet zu haben. Und das erscheint mir als das Hauptverdienst. Denn es ist doch nicht die Aufgabe der Literaturforschung, literarische Erscheinungen zu bewerten, weil dies immer nur individuell vom Geniefsenden lebendig vollzogen werden kann. Hingegen soll die Forschung die Empfänglichkeit vorbereiten. Sie kann das nur, indem sie den Schöpfungsakt der literarischen Werke erklärt. Den wichtigsten Faktor spielt hier die Eigenart des Dichters. Der Verfasser hat nun Shakespeare nicht nur als freien Künstler, sondern auch als mannigfach beengten Theatermann zu schauen versucht. Er hat auch die reale Seite seines Themas nicht übersehen und so alle Momente der Produktion ins Auge gefafst. Darum ist es ihm auch gelungen, überzeugend zu wirken, weil er lebendig schildert. Die literar-geschichtliche Methodik hat er uns Europäern glücklich abgelernt, den realistischen Zug seiner Forschung dankt der Amerikaner wohl seinem Heimatsgeist. Es ist eine segensreiche Verbindung. Sie hat den Inhalt seines Buches befruchtet, sie hat aber auch dessen Form erleichtert. Der Verfasser schreibt frisch und klar, anschaulich und warm, weil er seinen Stil nicht in Systematik erfrieren läfst.

Innsbruck. R. Fischer.

The gentle craft. By Thomas Deloney. Edited with notes and introduction by Alexis F. Lange. (Palæstra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. XVIII.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. XLIV u. 128 S. Preis 8 M.

Der dichtende Seidenweber Thomas Deloney, der Zeitgenosse Shakespeares und Spensers, ist eine so oft genannte und eigenartige Persönlichkeit, dafs wir diesen Neudruck eines seiner beliebtesten Prosawerke mit Freude begrüfsen.

Die Sammlung von Erzählungen, welcher Deloney den Titel 'The Gentle Craft' gegeben hat, dient einem bestimmten Zweck, sie soll das ehrsame Schusterhandwerk und seine Vertreter um jeden Preis, bis über den Schellenkönig loben — ganz wie Deloney in seiner vermutlich etwas älteren Schrift 'Thomas of Reading, or the Sixe Worthie Yeomen of the West' die Tuchmacherinnung verherrlicht hatte.

Die Komposition des 'Thomas of Reading' war eine etwas kunstvollere gewesen, die biographischen Skizzen der berühmten Tuchmacher wurden durch die eingeflochtene romantische Liebesgeschichte von Fair Margaret und dem Königssohn Duke Robert zusammen gehalten; der aus zwei Teilen bestehende Schustercyklus hingegen zerfällt in einzelne, voneinander unabhängige Geschichten. Dafür ist Deloney bei diesem Panegyrikus systematischer verfahren: er erzählt zuerst die tragische Geschichte von dem Schutzheiligen der Schuster, von Sir Hugh, der sich in hoffnungsloser Liebe für die schöne Prinzessin Winifred verzehrt und schliefslich gemeinschaftlich mit dem frommen Mädchen den Märtyrertod erleidet. Seine Gebeine vermachte St. Hugh, der, obwohl ein Fürstensohn, von der Not des Lebens doch gezwungen worden war, das Schusterhandwerk zu lernen, seinen Innungsgenossen, die sie zur Herstellung von Werkzeugen verwandten. Deshalb sage man heute noch, wenn man einen wandernden Schustergesellen mit seinem Felleisen sehe: *There goes Saint Hugh's bones.* St. Hugh war es auch, der den Schustern, die ihn während seiner Gefangenschaft unterstützt und getröstet hatten, den Ehrentitel *Gentlemen of the Gentle Craft* verlieh.

Auf diese fromme Geschichte, deren Legendenkolorit durch die protestantische Gesinnung des Erzählers einigermafsen geschädigt wurde, folgt eine nicht minder romantische weltliche Geschichte von den zwei Prinzen

Crispine und Crispianus, die, von einem den Thron ihres Vaters stürzenden Usurpator bedroht, Zuflucht im Hause eines Schusters finden und seine Lehrlinge werden und viele Jahre bleiben. Später gewinnt der eine Prinz im Krieg hohen Ruhm und der andere im Frieden eine hochgeborene Braut, indem sich die Prinzessin Ursula, die Tochter des Usurpators, beim Schuhanmessen in den hübschen Lehrling verliebt und sich schleunigst heimlich mit ihm vermählt. Außerdem erfahren wir, daſs der groſse Feldherr der Perser, Iphicratis, ein Schusterssohn ist, und daſs die Prinzessin ihrem Gatten, während er noch in der Schusterwerkstätte haust, einen Sohn schenkt — kurz, die Geschichte bekräftigt nachdrücklichst den Grundsatz, der uns durch den redseligen Schuhmacher Simon Eyre Dekkers eingeprägt wird: *A shoomaker's son is a prince born.*

Aus der romantischen, mangelhaft mittelalterlich ausstaffierten Welt dieser beiden einleitenden Geschichten treten wir in Deloneys Wirklichkeit, in die Londoner Welt. Der erste Teil schlieſst mit der durch Dekkers Drama 'The shoemaker's holiday' weiteren Kreisen bekannten Biographie des Londoner Schuhmachermeisters Simon Eyre, der es in der Zeit Heinrichs VI. bis zum Lordmayor von London brachte, und der zweite Teil bietet Lebensskizzen verschiedener berühmter Schuster aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf dem heimatlichen Boden bewegt sich Deloney freier als in dem seinem Verständnis entrückten Mittelalter; diese Londoner Geschichten enthalten viele humoristische Elemente und sind für den Leser, der in technischer Hinsicht keine zu groſsen Ansprüche erhebt, heute noch eine ganz ergötzliche Lektüre.

Dem Druck des Textes hat Lange eine hübsche, lesenswerte Einleitung vorausgeschickt, in der er sich mit dem Leben Deloneys, mit der Quellenfrage und mit den in seinen Novellen erkennbaren literarischen Einflüssen beschäftigt.

Sehr interessant ist die Stilmischung in Deloneys Erzählungen. Drei Strömungen lassen sich deutlich unterscheiden: die euphuistische, die arcadische und die volkstümliche Strömung. Bei der Verwendung der Euphuismen beobachtet Deloney in den Schustergeschichten dasselbe Verfahren, das ich für das Tuchmacherbüchlein im *Archiv* CX, S. 451 bereits beleuchtet habe: die Reden, namentlich die Monologe, seiner feinen, romantischen Gestalten sind mit Stabreimen, mit kurzen Vergleichen, seltener mit Ketten von Frage- und Antwortsätzen geschmückt, während das frisch von der Leber redende Volk weder den euphuistischen noch auch den mit ihm verschmolzenen arcadischen Zierat kennt. Daſs Deloney selbst den künstlichen, alliterierenden Stil nicht ohne Mühe schrieb, wird uns dadurch bewiesen, daſs sich innerhalb der Erzählungen, an denen er offenbar am meisten gefeilt hat, in den mittelalterlichen Geschichten, eine wesentliche Abnahme der Euphuismen bemerken läſst. Die ersten Reden im St. Hugh strotzen von Stabreimen, späterhin hat sich der beeilte Erzähler diese Mühe nur noch bei besonderen Anlässen gegeben.

Der der 'Arcadia' Sidneys abgesehene Stil blüht auch in den Reden der feinen Leute und in der Schilderung pathetischer Zustände und Ereignisse. Manchmal werden wir unmittelbar an den Wortlaut der 'Arcadia' erinnert. Der junge Harry Nevell, der die schöne Witwe Mrs. Farmer, natürlich auch eine Schuhmacherswitwe, bestimmen will, ihm ihre Gunst zu schenken, hält ihr vor: *Now in the April of your yeares and the sweet summer of your dayes, banish not the pleasures incident to bright beauty ...* (II, p. 82), wie Cecropia zu Pamela, die sie zur Ehe zu überreden sucht, gesagt hatte: *Do you see how the spring-time is full of flowers decking itself with them ...? what lesson is that unto you, but that in the April of your age, you should be like April?* (citiert nach Krauſs, *Shakesp.-Jahrb.* XVI, p. 148). Oft stoſsen wir auf Sätze, die uns wie Auflösungen bekannter Dichterstellen ans Ohr klingen, wie z. B. ein von Deloney für die unwiderstehliche Gewalt der Liebe zweimal gebrauchtes Bild: *As a streame*

of water, being stopt, overfloweth the bank, so smothered desire etc. (I, p. 5); *Love is like an unruly streame that will overflow the banks if the course be be once stopt* (II, p. 20) — vgl. die bei W. Heise, *Die Gleichnisse in Spensers Faerie Queene* etc. unter Nr. 211, p. 48, 131 citierten Verse aus Spenser und Shakespeare.

Gerade zu Shakespeare wandern unsere Gedanken beim Lesen der Deloneyschen Prosa des öfteren, die ganze Literatur der Zeit gleicht ja einer Spiegelgalerie, aus der uns das Bild des Meisters allseitig entgegenblickt. Lange selbst hat bemerkt, dafs die Trostrede der von dem fleifsigen Schuster Richard Casteler verschmähten Long Meg of Westminster über das Thema: *Wherefor is griefe good?* (II, p. 36), welche in einem Frage- und Antwortspiel die völlige Zwecklosigkeit des Sichabhärmens dartut, eine offenbare Nachahmung der Falstaffschen Beweisführung für die praktische Nutzlosigkeit des Ehrbegriffes ist (vgl. H 4 A V, 1). Aufserdem finden wir in Deloneys Prosa öfters Bilder und Metaphern, die der Dichtersprache der Zeit angehören und auch von Shakespeare an bekannten Stellen verwendet worden waren. Richards III. erste Worte lauten:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York —

dieselben Metaphern, der Winter und die Sonne, schmücken eine Liebesklage des Sir Hugh: *Long and tedious hath the winter of my woes beene, which with nipping care hath blasted the beauty of my youthfull delight; which is like never again to flourish, except the bright sunshine of thy farour doe renew the same* (I, p. 9); das Gleichnis, welches Tom Drum für das trügerische Wesen der Frauen gebraucht: *It is well known, though lillies be faire in shew they be foule in smell; and women, as they are beautifull so are they deceitfull* (II, p. 75) erinnert stark an Shakespeares auch den Frauen geltendes Liliengleichnis:

For sweetest things turn sourest by their deeds;
Lilies that fester smell far worse than weeds (Son. 94).

Bei diesen Parallelstellen läfst sich jedoch nicht mit Sicherheit behaupten, dafs Deloney gerade die Shakespeare-Verse im Gedächtnis hatte. Ganz deutlich aber wird uns die Wirkung der Dichtung Shakespeares, die eine überaus grofse Zahl von zum Teil parodistischen Nachahmungen hervorgerufen hat, des erotischen Epos von Venus und Adonis. Wie sehr auch Deloneys Augen von der Farbenpracht dieser Dichtung gefesselt worden waren, können uns folgende drei Stellen beweisen:

I, p. 24: Die holde Prinzessin Winifred erblafst im Tode: *The young princesse fell down dead; at what time a pale colour overspread her faire face in such comely sort, as if a heap of roses had been shadowed with a sheet of pure lawn* — eine Wiederholung des Bildes, dessen sich Shakespeare bedient hatte für das Erbleichen der Venus bei der Kunde, dafs Adonis den Eber jagen wolle:

'The boar!' quoth she; whereat a sudden pale,
Like lawn being spread upon the blushing rose,
Usurps her cheeks ... (V. 589 ff.);

I, p. 38 ist von der Prinzessin Ursula gesagt: *She arose up from out of her bed and, as a bright starre shooting in the element, she swiftly got her forth to meet the shoomaker* — Adonis entreifst sich den Armen der Göttin:

Look, how a bright star shooteth from the sky,
So glides he in the night from Venus' eye (V. 815 ff.);

II, p. 82: Der die Witwe Farmer mit Liebesanträgen verfolgende Nevell erinnert sie warnend an die Vergänglichkeit ihrer Reize: *We see by daily*

experience that *flowers not gathered in time rot and consume themselves*, wobei er sich in wörtlicher Anlehnung eines Vergleiches der um Gegenliebe flehenden Venus bedient hat:

> **Beauty within itself should not be wasted:**
> **Fair flowers that are not gather'd in their prime**
> **Rot and consume themselves in little time** (V. 130 ff.).

Auf Grund der von Falstaff beeinflufsten Stelle und dieser Wort- und Gedankenechos aus 'Venus and Adonis' hätte Deloney vollen Anspruch auf einen Platz in den 'Shakespeare-allusion-books' der New Shakespeare Society gehabt.

Die Gespräche der Leute aus dem Volke, der Schustergesellen und Dienstmädchen, sind reich an frischen, originellen Wendungen und Ausdrücken. Deloney selbst verfolgt innerhalb seiner Geschichten wiederholt den Zweck, auffällige Redensarten der Umgangssprache zu erklären: eine längere Episode der Geschichte von 'Master Peachey and his men' beschäftigt sich mit dem grofssprecherischen Gesellen Tom Drum und der derben Abweisung, die ihm zu teil wurde, wie er in das Haus der schönen Frau Farmer eindringen wollte: *It is to this day a proverb amongst us that, where it is supposed a man shall not be welcomed, they will say he is like to have Tom Drum's entertainement* (II, p. 79). Neu war mir unter den volkstümlichen Redensarten die Anspielung auf einen stadtbekannten Hahnrei in einer Rede der erzürnten Long Meg: *I wish it from my heart, if thou marriest any but me, that thy wife may make thee as errant a cuckold as Jack Coomes* (II, p. 35) — und ein von der ebenfalls gereizten Magd Florence gebrauchter Vergleich: *Go too, go too ... you are like to Penelope's puppy, that doth both bite and whine* (I, p. 89).

Überliefert ist uns 'The gentle craft' erst in recht späten Drucken der Jahre 1648 (Part I) und 1639 (Part II). Den Text des bei den Lesern, weil romantischer, viel beliebteren ersten Teiles hat Lange aufserdem mit den Drucken von 1675? und 1678 verglichen, und gelegentlich hat er auch noch andere, spätere Drucke zu Rate gezogen. Er bietet für beide Teile einen durchaus verständlichen Text, der mir bis jetzt nur an zwei Stellen besserungsbedürftig erscheint. Bei der einen Stelle handelt es sich um einen offenbaren Druckfehler, um die in alten Drucken so häufig zu bemerkende Auslassung eines kurzen Wörtchens: *Roses flourish in June and gillyflowers in August, and never of them both doth so in the cold winter* (I, p. 14) — nach *never* wird *one* zu ergänzen sein. Ein Druckfehler, und zwar ein recht begreiflicher, steckt wohl auch in den Worten, die Griffith an seinen hoffnungslos verliebten, melancholischen Bruder richtet: *Why, how now brother? Hath Winifred's faire beauty so greatly wounded you as you cannot speak a merry word to your freind, but sit in a corner as if you were tonguelesse like a stock?* (I, p. 8). Ein Stumpf oder Stamm oder Stock ist allerdings stumm, wir bedienen uns ja heute noch der Stabreimformel: stumm wie ein Stock; auf eine Zunge aber kann ein Stock nie Anspruch erheben, die besondere Betonung dieses Umstandes ist daher einigermafsen auffällig. Wenn wir aufserdem erwägen, dafs der Stil der beiden ersten mittelalterlichen Geschichten stark euphuistisch gefärbt ist, dafs z. B. in 'St. Hugh' in echt euphuistischer Weise von der zähmenden Wirkung des Feigenbaumes auf wilde Stiere und von einem fabelhaften Stein Carchaedonis die Rede ist, der wie Feuer funkelt und doch schmilzt, wenn ihn das weiche Wachs berührt (*The wildest bull ... is tamed being tied to a fig-tree; and the coyest dame, in time, may yeeld like the stone carchaedonis, which sparkles like fire and yet melts at the touch of soft wax* I, p. 19) und in 'Crispine and Crispianus' von dem Fische Musculus, der so in den Walfisch verliebt ist, dafs er ihn vor allen Klippen warnt (*The like affection the fish musculus beareth unto the huge whale, insomuch that he leadeth him from all*

danger of stony rocks I, p. 38, 40), und von allerlei merkwürdigen Vögel- und Pflanzenliebschaften, so werden wir auch an unserer Stelle ein einer märchenhaften Naturgeschichte entlehntes Gleichnis erkennen und lesen: *as if you were tonguelesse like a stork,* wie die auch zu Euphuismen geneigte Grafentochter Fair Margaret in 'Thomas of Reading' gesagt hatte: *Good sir William, I would I had beene like the Storke tonguelesse, then should I never have caused your disquiet* (cf. Thoms, *Early English prose romances*, 2nd ed., London 1858, vol. I, p. 140). Stofflich ist Deloney übrigens in allen diesen Gleichnissen unabhängig von Lyly, bei dem weder im Euphues selbst noch auch in den Komödien von jener Wirkung des Feigenbaumes und dem Stein Carchaedonis oder von dem Fische Musculus oder dem zungenlosen Storch gesprochen wird.[1]

Hingegen könnte man meinen, daſs die Schilderung des Kampfes zwischen einem Elefanten und einem Drachen, dem Sir Hugh von einem Baume aus zuschaut, aus einer Stelle von 'Euphues and his England' herausgewachsen sei. Die beleidigte Camilla schreibt an Philautus: *Thou being clipped of thy libertie, goest about to bereave me of mine, not farre differing from the natures of Dragons, who sucking bloud out of the Elephant, kill him, and with the same, poyson themselves* (vgl. die Bondsche Lyly-Ausgabe, vol. II, p. 138). In derselben Weise tötet Deloneys Drache seinen Elefanten: *The furious dragon never left till he had thrust his slender head into the elephant's long, hooked nose, out of which he never once drew it untill, by sucking the elephant's blood, he made him so feeble and so weak that he could stand no longer upon his feet; at which time the fainting elephant, with a greivous cry, fel down dead upon the dragon* ... (I, p. 17). Der Drache selbst wird von der Last des toten Elephanten erdrückt. Lange (Intr., p. XXXV) nimmt an, Deloneys Vorbild für diese Schilderung sei der Kampf eines Löwen mit einem Drachen gewesen, der in der Sage von Guy of Warwick erzählt ist; Lange hat dabei besonders an die um die Mitte des 16. Jahrhunderts von William Copland veröffentlichte Prosaversion des berühmten Romans gedacht. Aber bei Deloney ist der Gegner des Drachen eben kein Löwe, sondern ein Elefant wie in Lylys aus Plinius geschöpftem Gleichnis,[2] und die beiden Elefanten

---

[1] Ich habe diese drei Naturwunder bei Plinius erwähnt gefunden, der somit Deloneys Gewährsmann sein könnte: *Sunt qui ciconiis non inesse linguas confirment* (*Natur. histor.* lib. X, cap. 23, citiert nach einer fünfbändigen Pariser Ausgabe vom Jahre 1585, vol. II, p. 412, wo in der Anmerkung auf Solins Mitteilung verwiesen ist: *Aves istas ferunt linguam non habere*); *Amicitiae exempla sunt ... balaena et musculus: quando praegravi superciliorum pondere obrutis ejus oculis, infestantia magnitudinem vada praenatans demonstrat, oculorumque vice fungitur* (ib. lib. IX, cap. 62; vol. II, p. 364 f. — eine Anmerkung vergleicht Plutarch, Oppianus, Ovids 'Halieutica', Aelianus und Claudianus); [*Carchedonios*] *umbrante tecto purpureos videri, sub caelo flammeos, contra radios Solis et scintillare: ceras signantibus his liquescere, quamvis in opaco* (ib. lib. XXXVII, cap. 7; vol. V, p. 388). Wenn Deloney unmittelbar aus Plinius schöpfte, hat er diese letztere Stelle miſsverstanden.

[2] Schon Bond (vol. II, p. 519) hat zu der Euphues-Stelle auf Plinius, *Natur. histor.* lib. VIII, cap. 11 f. verwiesen. In der Schilderung des Plinius, der von zwei verschiedenen Angriffsweisen der Drachen zu berichten weiſs, sind folgende Stellen für Deloney beachtenswert: [*Elephantos*] *maximos* [*fert*] *India, bellantesque cum iis perpetua discordia dracones, tantaeque magnitudinis et ipsos, ut circumplexu facili ambiant, nexuque nodi praestringant. Commoritur ea dimicatio: victusque corruens complexum elidit pondere ... At hi in ipsas nares caput condunt ... Elephantis frigidissimum esse sanguinem: ob id aestu torrente praecipue a draconibus expeti ... Dracones esse tantos, ut totum sanguinem capiant. Itaque elephantos ab iis ebibi, siccatosque concidere: et dracones inebriatos opprimi, commorique* (vgl. in dem Pariser

werden von dem blutsaugenden Drachen getötet, während der Löwe von Guy gerettet wird. Auch die anderen von Lange betonten Ähnlichkeiten scheinen mir für die Begründung eines Quellenverhältnisses zwischen der Guy-Prosa und Deloneys Erzählung nicht zu genügen. Merkwürdigerweise sind in 'The gentle craft' die sonst so beliebten, populären Romanzenhelden des Mittelalters nicht erwähnt.

In den sehr knappen, sich leider nicht auf Parallelstellen aus den anderen Werken Deloneys erstreckenden Anmerkungen, die Lange seinem Text angefügt hat, sind neben den Lesarten der verschiedenen Drucke besonders die Beziehungen der Geschichten von Crispin und Crispianus und von Simon Eyre zu Dekkers lebensvoller Komödie berücksichtigt. Erschöpfend soll dieses Thema behandelt werden in einer für Macmillans *Representative English comedies* geplanten Neuausgabe dieses Dramas (vgl. Intr., p. XLIII).

Ein Appendix, der u. a. eine genaue Bibliographie von 'The Gentle Craft' und interessante Mitteilungen über die auch in den Dramen jener Zeit so überaus häufig genannte Amazone Long Meg of Westminster bringt, und ein reichhaltiger Index beschliefsen die dankenswerte Publikation. Hoffentlich wird nun bald auch noch das dritte Prosawerk unseres Fabulisten, 'The history of John Winchcomb, in his younger yeares called Jack of Newbery' durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Dafs sich Deloneys Prosaerzählungen manche beachtenswerte Illustration für die Werke der grofsen Dichter seiner Zeit abgewinnen lassen wird, soll schliefslich noch an einem Beispiel aus Spensers 'Faerie Queene' gezeigt werden, an einem der vielen Abenteuer der streitbaren Keuschheitsheldin Britomart. Auf ihren Irrfahrten wird Britomart eines Abends von einem ihr unbekannten Manne eingeladen, in seinem Hause zu übernachten. Über die Vergangenheit dieses Mannes erfahren wir von dem Dichter:

> The goodman of this house was Dolon hight,
> A man of subtill wit and wicked minde,
> That whilome in his youth had bene a Knight,
> And armes had borne, but little good could finde,
> And much lesse honour by that warlike kinde
> Of life: for he was nothing valorous,
> But with slie shiftes and wiles did underminde
> All noble Knights, which were adventurous,
> And many brought to shame by treason treacherous (B. V c. VI, 32).

Artegall hatte einen der schlechten Söhne dieses schlimmen Mannes erschlagen; Dolon, der die in männlicher Rüstung einherreitende Britomart für Artegall hält, will nun diese Gelegenheit zur blutigen Rache benutzen. Britomart wird von ihm gastlich bewirtet und in ein Schlafgemach geleitet, aber sie kann aus Kummer über die Gefangenschaft des Geliebten nicht schlafen; in voller Rüstung harrt sie auf den Morgen. Dadurch entgeht sie einer schweren Gefahr, denn:

Druck vol. II, p. 151 f., wo in den Anmerkungen auf Aelians Bericht über diese Drachen- und Elefantenkämpfe verwiesen ist). Lylys knappem Vergleich gegenüber ergeben sich uns zwischen Deloney und Plinius wichtige Übereinstimmungen: auch Deloney erzählt, dafs der Drache seinen Kopf in den Rüssel des Elefanten hineinbohrte, wovon Lyly nichts sagt — auch Deloney meldet, dafs der blutsaugende Drache von dem umstürzenden Elefanten erdrückt wird, während Lylys Drachen durch das Blut vergiftet werden. Der Seidenweber mufs also jedenfalls entweder den Bericht des Plinius selbst oder eine diesem sehr nahestehende Beschreibung gekannt haben.

What time the native Belman of the night,
The bird that warned Peter of his fall,
First rings his silver Bell t' each sleepy wight,
That should their mindes up to devotion call,
She heard a wondrous noise below the hall.
All sodainely the bed, where she should lie,
By a false trap was let adowne to fall
Into a lower roome, and by and by
The loft was raysd againe, that no man could it spie (ib. 27).[1]

Deloneys Tuchmacher-Cyklus läfst uns erkennen, dafs Spenser für diese Episode aus volkstümlicher, wahrscheinlich von Tatsachen ausgehender Tradition schöpfte: ausführlich ist da im elften Kapitel erzählt, wie der berühmte Tuchmacher Thomas Cole of Reading in einem Wirtshause auf diese Weise schmählich ermordet wurde: *That part of the chamber whereupon this bed and bedstead stood, was made in such sort, that by the pulling out of two yron pinnes below in the kitchen, it was to be let downe and taken up by a draw-bridge, or in manner of a trapdoore: moreover in the kitchin, directly under the place where this should fall, was a mighty great caldron, wherein they used to seethe their liquor when they went to brewing* etc. (cf. Thomas of Reading l. c. p. 145).

Diese Mordgeschichte war jedenfalls weit verbreitet, auch in einer deutschen Erzählung habe ich von einem solchen *mordorbed* gelesen, das, wenn ich mich recht erinnere, in einer Pariser Spielhölle stand. Ob eine ähnliche Geschichte in England schon vor dem Abenteuer der Britomart schriftlich aufgezeichnet wurde, ist mir nicht bekannt, aber sehr wahrscheinlich. Flugblätter und Balladen über Mordtaten erfreuten sich ja im 16. Jahrhundert einer grofsen Beliebtheit.

Strafsburg i. E. Emil Koeppel.

Ludwig Fuhrmann, Die Belesenheit des jungen Byron. Berliner Dissertation. 1903. 119 S.

Byron war, wie wir wissen, in seiner Jugend unermüdlich im Lesen. Davon zeugt das Verzeichnis der Bücher, das im ersten Bande von Moores Biographie abgedruckt ist. Dies reicht freilich nur bis zum Jahre 1807, während die vorliegende Schrift mit dem Jahre 1816 abschliefst, das ja den Wendepunkt im Leben des Dichters bezeichnet. Es ist jedenfalls dankenswert, dafs uns jetzt, wo das Material dazu in der grofsen Ausgabe von Murray vorliegt, ein übersichtliches, systematisch geordnetes Inventar über die geistige Habe Byrons geboten wird, wenn auch der Natur der Sache nach viel Neues nicht zu Tage gefördert wird. So weit meine Stichproben reichen, habe ich die Angaben des Verfassers zuverlässig gefunden. Im einzelnen läfst sich ja bei einer Arbeit dieser Art mancherlei nachtragen. So hätte der Verfasser S. 28 den Einflufs Wordsworths auf Byron kurz berühren sollen, zumal da er gleich danach Scotts Einwirkung ziemlich ausführlich behandelt. Das hierher gehörige Buch von Pughe (1902) ist ihm wohl noch nicht zugänglich gewesen. — Das Gedicht Campbells (S. 35) über einen Vorgang in Bayern, welches Lett. & journ. III, 128 erwähnt wird, ist natürlich 'Hohenlinden'. — Bei dem Abschnitt über Jsaac Disraeli (S. 79) hätte dessen Briefwechsel mit dem Dichter (L. & J. VI, 83 ff.) erwähnt werden können. — Der Bericht über Gustav Wasa (S. 95) mufs nicht notwendig von de la Harpe

[1] Das Versenkungsabenteuer, welches Upton in einer Anmerkung zu dieser Strophe aus dem Roman des Sonnenritters anführt, scheint dem von Spenser geschilderten Vorgang nicht zu entsprechen; Upton sagt nichts von einem Bett.

gewesen sein: man könnte z. B. auch an den Roman der Madame de la Force (1694) denken, der später ins Englische übersetzt wurde. — Woher weiſs der Verfasser, daſs Byron Schillers 'Räuber' gerade in der Übersetzung von Benjamin Thompson gelesen haben muſs (S. 103)? Es gab ja noch drei andere Übertragungen: von A. F. Tytler (bis 1800 vier Auflagen), von Render und von der Markgräfin von Ansbach.

Berlin. Georg Herzfeld.

Christoph Fr. Griebs englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Zehnte Auflage, mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet von Dr. Arnold Schröer. Stuttgart, Paul Neff. XXXII u. 1356 S. und XXII u. 1192 S.

Das ganze Werk liegt jetzt in 42 Lieferungen vollständig vor. Der erste Teil ist bereits von so vielen Seiten besprochen worden, daſs ich, zumal da vier Jahre seit seiner Fertigstellung verflossen sind, auf eine Kritik meinerseits verzichten darf. Der 14 Lieferungen umfassende deutsch-englische Teil, Furnivall und Murray gewidmet, ist unter der Leitung des Herausgebers von Frl. E. Bonn und Frl. J. Behaghel (beide aus Freiburg, B.) für den Druck vorbereitet worden. Bei der Ausarbeitung wurden benutzt die Wörterbücher von F. Flügel, Flügel-Schmidt-Tanger, Muret-Sanders und das Wörterbuch der deutschen Sprache von Daniel Sanders nebst Ergänzungswörterbuch. Für den wissenschaftlichen Teil des Bandes sind zu Rate gezogen das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von F. Kluge, das deutsche Wörterbuch von H. Paul und das deutsche Wörterbuch von Moritz Heyne. Die vorliegende Ausgabe des deutsch-englischen Teiles unterscheidet sich nämlich nach dem Postskript dadurch von den übrigen deutsch-englischen Wörterbüchern, daſs die Wortbedeutungen, soweit möglich, auf etymologischer Basis nach Maſsgabe der historischen Entwickelung geordnet sind, daſs ein richtiges Verhältnis zwischen seltenen und veralteten Ausdrücken und der Alltagssprache sowie der Sprache der Poesie, der Wissenschaft, des Handels und der Technik hergestellt ist und daſs die deutsche Aussprache bei den einzelnen Worten angegeben wird. Betreffs des letzteren Punktes war der Herausgeber in einiger Verlegenheit, da es für viele deutsche Worte eine einheitliche Aussprache nicht gibt. Er begnügt sich deshalb in der Regel damit, die Quantität und den Hochton anzugeben, hat aber in der Preface eine Übersicht über die deutschen Laute in ihrer Entsprechung zu den englischen gegeben, die vollständig ausreicht, um den Engländer über das Wissenswerteste betreffs der Aussprache des Deutschen zu belehren. Hier behandelt er auch die Prinzipien der Einrichtung des Buches. Bei dieser Gelegenheit erhält der Engländer auſserdem eine ganze Reihe von praktischen Winken über Wortbildung, deutsche Wortstellung und sonst Interessantes aus der Grammatik. Die Stellungnahme des Verfassers zur Etymologie (Preface XIII) kann ich indessen nicht teilen. Für den, der eine Sprache nur praktisch erlernen will, kann die Etymologie in einzelnen Fällen Wert haben, aber sie ist nicht von groſser Wichtigkeit für ihn überhaupt, wie der Herausgeber meint. Und da er diese Ansicht vertritt, hat er jedem Wort das Etymon beigefügt. So wird uns nicht nur bei Worten aus fremden Sprachen die Quelle gegeben, was ja im allgemeinen erwünscht ist, sondern auch den echt germanischen Worten werden die mittelhochdeutschen (und althochdeutschen) Entsprechungen in Klammer beigesetzt. Tragen diese zur Erklärung der Verwandtschaft, der Bedeutung und Gebrauchssphäre des Wortes nichts bei, so kann ich ihren Nutzen nicht einsehen. Ob erneuern im Mhd. erniuwen und erleuchten früher erliuhten hieſs, kann dem Benutzer eines deutsch-englischen Wörterbuches gleichgültig sein. Hier hätte viele Arbeit gespart werden können. Dasselbe gilt von der peinlich durchgeführten Zerlegung der

Worte in ihre Elemente. Wer dehnbar, derzeit, Dichtheit in ihrer Zusammensetzung nicht erkennt, dem ist schwer zu helfen. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daſs wirklich nötige Winke in dieser Richtung nicht gegeben werden sollen. Man hat hier offenbar ein Prinzip zu konsequent durchgeführt, anstatt die praktische Notwendigkeit im Einzelfalle entscheiden zu lassen.

Über der Etymologie und grammatischen Wortanalyse steht die Bestimmung des Wortes in seiner jeweiligen Bedeutung und Gebrauchssphäre durch die fremdsprachlichen Equivalente. Der Begriffskern des Stichwortes muſs in der englischen Entsprechung mit Schärfe und Sicherheit getroffen werden. Dies erfordert seitens des Bearbeiters eine umfassende, tiefgehende Kenntnis der fremden Sprache und auſserdem einen feinen sprachlichen Instinkt. Ist ein Begriff richtig übersetzt, so muſs bei der Rückübersetzung das deutsche Wort leicht wieder getroffen werden können. Dies ist der Prüfstein für solide Arbeit. Synonyma sollten deshalb nach Möglichkeit in ihrer jeweiligen Gebrauchsweise bestimmt werden. Grieb-Schröer bietet mitunter einen Reichtum in der Glossierung eines Begriffes, der angetan ist, den Ratsuchenden in Verlegenheit zu setzen. Widerspenstig z. B. wird durch folgende Adjektive wiedergegeben: refractory, restive, stubborn, obstinate, unruly, perverse, sullen, unmanageable, indocile, obstreperous, ungovernable, intractable, wrongheaded; rebellious, contumacious; recalcitrant. Ein Versuch der Differenzierung ist (auſser allenfalls durch die Interpunktion) nicht gemacht, und doch wie auſserordentlich verschieden in Bedeutung und Gebrauch sind die meisten der genannten Worte! Restive gilt m. W. nur von Pferden, und es steht ohne besondere Kennzeichnung an zweiter Stelle. Hier fehlt Arbeit, die unbedingt hätte geleistet werden müssen. Man würde dafür gern die Erwähnung einer veralteten Bedeutung vermissen, wie sie sich z. B. bei wenig findet. Zur Erklärung der Herkunft steht hier in Klammer: Mhd. weinec, wēnec = lamentable; cf. weinen. Dann folgt: 1. * destitate, miserable, poor, weak. Erst an zweiter Stelle erfahren wir die heutige Bedeutung: 2. little (comp. less, superl. least), few. Da die Klammer ausreichend über die ursprüngliche Bedeutung orientiert, scheint es mir mehr als überflüssig, dieselbe besonders noch einmal in das Englische zu übersetzen. Wer sucht wohl derartige Information in einem deutsch-englischen Wörterbuch? Jedenfalls wenige. Strolch ist glossiert mit stroller, vagabond, vagrant; loafer, tramp; larrikin, hooligan. Das treffendste englische Wort: tramp, steht an fünfter Stelle, während der Begriff des an erster Stelle stehenden Substantivs viel zu weit ist. Stroller heiſst ganz allgemein 'eine Person, die umherwandert', sie kann ein Strolch sein, braucht es aber keineswegs zu sein. Das Wort wäre am besten gar nicht genannt worden. Larrikin wird nach Muret als Substantiv in Australien für 'roher, wilder Bursche' gebraucht, und hooligan muſs noch weniger allgemein gebraucht sein, da das New English Dictionary und Muret es nicht kennen. Peinlich genaue Begriffs- und Gebrauchsbestimmung des zur Glossierung verwandten Wortmaterials wird niemand erwarten, doch sollten ganz veraltete Worte nicht zu diesem Zwecke verwandt werden. Unter Sproſs (eines Baumes usw.) spring, shoot, sprout; germ; stolon steht an erster Stelle ein vollständig veraltetes Wort, an letzter Stelle ein technisches Wort, beide hätten näher charakterisiert sein müssen; germ würde ich ausscheiden und dafür sprig nennen.

Zuweilen vermiſst man naheliegende Entsprechungen der deutschen Stichwörter. Widerhaarig in figürlichem Sinne ist durch untoward, perverse wiedergegeben. Stubborn, refractory, obstinate sind weit gebräuchlicher und liegen auch begrifflich näher. Strichelchen findet sich durch little streak, stroke or stripe übersetzt, aber dash fehlt. Unter Stich fehlt bei der Übersetzung einen im Stiche lassen vor allen Dingen das vornehme abandon. Wenn vier verschiedene Ausdrücke zu

seiner Übertragung gegeben werden, so mufste es unbedingt genannt werden. Unter diesen finde ich to leave one to the wide world entbehrlich. To give one the slip hätte ich nicht genannt, weil es zunächst heifst: jemand (heimlich) durchgehen, ausreifsen. Die Bedeutung jemand im Stich lassen kann der Ausdruck unter Umständen natürlich haben. Ebensowenig hätte ich to turn one's back on one erwähnt, weil es in sehr vielen Fällen nicht zutreffend ist. Der deutsche Ausdruck wäre durch abandon, forsake, to leave one in the lurch ausreichend gedeckt gewesen. Alles im Stiche lassen wird unmittelbar nachher durch to leave everything (at sixes and sevens or) to take care of itself übertragen. Die beiden Ausdrücke sind durchaus nicht gleichwertig, die in Klammer stehende Redewendung heifst: Alles in Unordnung (Verwirrung) zurücklassen. Die Auswahl und das Urteil machen den Wert eines deutsch-englischen Wörterbuches aus, nicht die Fülle. Ganz selbstverständliche Dinge sollten nicht besonders erwähnt werden. Unter Wetter findet sich folgendes: Schönes ~, fine, beautiful or fair weather; schlechtes ~, bad weather; warmes, kaltes, trockenes ~, warm, cold, dry weather; stürmisches, nebeliges ~, tempestuous (or stormy), hazy weather (letzteres recht aufsergewöhnlich übersetzt). Der so verbrauchte Raum hätte nützlichere Verwendung finden können.

Durch diese Ausstellungen möchte ich im entferntesten nicht den Eindruck erwecken, als ob der Herausgeber nicht im stande wäre, im Einzelfalle weit Besseres zu leisten. Gegen die ältere Ausgabe von Grieb hat die jetzige Ausgabe jedenfalls wesentlich gewonnen, aber es war eben sehr viel zu bessern, und die Hilfskräfte, mit denen Schröer arbeitete, waren bei aller Anerkennung des tatsächlich Geleisteten der sehr schweren und aufreibenden Arbeit doch nicht ganz gewachsen. Die Zeiten sind eben vorüber, da man in verhältnismäfsig kurzer Zeit ein veraltetes Werk derart umarbeiten kann, dafs es den vielseitigen Ansprüchen der Neuzeit genügt. Hierzu gehört eine nicht zu kleine Mehrheit von gut durchgebildeten und erfahrenen Fachleuten, von denen jeder einzelne im stande ist, selbständig zu urteilen und darzustellen. Deutsche und Engländer müssen in solchem Falle unter einer einheitlichen Oberleitung zusammen arbeiten und ihr Wissen und Gefühlsurteil gegenseitig ergänzen und berichtigen. Das Werk von Muret, für das ja auch der Herausgeber eine hohe Wertschätzung hat, ist unter weit günstigeren Vorbedingungen ins Leben getreten, und deshalb kann es auch mehr leisten. Den Anforderungen, die man an ein deutsch-englisches Wörterbuch billigerweise stellen kann, entspricht es in geradezu glanzvoller Weise. An Schärfe der Beobachtung, Zuverlässigkeit der Angaben, Feinheit und Entschiedenheit des Urteils, an Geschick und Takt in der Verarbeitung eines ungeheuren Materials, an Gediegenheit des Inhalts überhaupt wird es von keinem in Deutschland erschienenen Wörterbuch übertroffen. Und dasselbe gilt von dem englisch-deutschen Teile desselben Verfassers. Mag auch die Aussprachebezeichnung altmodisch sein — sie ist eben für die grofse Masse bestimmt, die der phonetischen Umschrift abhold ist —, die übrigen Vorteile, die es bietet, wiegen diese Schwäche reichlich auf.

Tübingen. W. Franz.

Erich Krüger, Voltaires Temple du Goût. Inaugural-Dissertation. Berlin, Druck von J. Driesner, 1902. 68 S. 8.

Als eine der wichtigeren unter den kleinen Schriften Voltaires verdiente der 'Temple du Goût' eine eigene Untersuchung. Die vorliegende Dissertation ist uns daher willkommen. Sie zeugt von sorgfältiger und eindringender Beschäftigung mit dem grofsen Spötter und seiner Zeit und verwertet die erworbenen Kenntnisse verständig und umsichtig zur Erklärung des Werkchens. Gegen diese Vorzüge fallen die Mängel wenig

ins Gewicht: die Darstellung ist noch ziemlich ungeschickt, und die Anordnung läſst zu wünschen übrig.

E. Krüger bespricht zunächst Voltaires frühere Versuche auf dem Gebiete literarischer Kritik, namentlich seine Auseinandersetzungen mit Houdar de la Motte[1] über die Bedeutung Homers (*Essai sur la poésie épique*, II) und über die drei Einheiten und die Brauchbarkeit des Verses für die Tragödie (Vorrede zur Œdipe-Ausgabe von 1730). Das Kapitel beleuchtet als Einleitung und für einen solchen Zweck ausreichend die ästhetischen Anschauungen des Dichters und die damals noch sehr maſsvolle Haltung seiner Polemik,[2] doch scheint mir der Widerstand gegen die paradoxe Forderung der Verbannung des Verses nicht genug gewürdigt. Wenigstens würde ich Bedenken tragen, sein Verdienst mit den Worten abzutun: 'Im Grunde genommen steht Voltaire auch in diesem Streite um die Verse auf dem Kunstprinzip der überwundenen Schwierigkeit.' (S. 6.)[3] Gewiſs hat er es hier wie an anderen Orten[4] gegen Neuerer vorgeschoben, die in einer poesiearmen Zeit[5] das literarische Schaffen erleichtern und — verflachen wollten, und er hat seine mitunter schwachen Argumente durch äuſserliche Betrachtungen gestützt über die Möglichkeit eines Zusammenfallens von Dichtung und Prosa, die unausbleibliche Förderung des Stümpertums u. a.; aber bestimmt und geleitet hat ihn nicht theoretisches Erwägen, sondern das von der eigenen Erfahrung bestätigte Gefühl, zum Wesen des Epos und des Dramas gehöre nun einmal die gebundene Rede, und die durch umfassende Studien befestigte Achtung vor den groſsen Überlieferungen des Altertums und der Neuzeit. Bevor man sich über seine unleugbare Oberflächlichkeit entrüstet, mit der er doch eine gute Sache verteidigt, hat man ferner zu bedenken, daſs er von der Frage nach der Notwendigkeit des Verses nicht die sekundäre Frage nach der des Reimes zu trennen vermochte,[6] und daſs dadurch die

[1] Diese Schreibung des viel miſshandelten Namens ist wohl vorzuziehen, obschon nicht unbedingt sicher (A. Jal, *Dict. crit. de biogr. et d'hist.*, Paris 1867, p. 687 ff.)

[2] Über Voltaires Stellung zu La Motte, der auch im 'Temple du Goût' verspottet, aber vorher, wenn man von dem 'Bourbier' als einem ganz unreifen Werkchen absieht, mit Achtung behandelt wird (doch nicht wegen seiner Beziehungen zu Fénelon, wie es S. 7 heiſst, da dieser lange tot war), hat Paul Dupont in seinem lesenswerten Buche *Un Poète-philosophe au commencement du XVIIIe siècle* (Paris 1898) ausführlich gehandelt (p. 163 ff. und 286 ff.). Es ist Herrn Krüger leider unbekannt geblieben.

[3] Hierzu ein mir unverständlicher Zusatz: 'wenn er es auch La Motte gegenüber bekämpft.' Wie sollte Voltaire dazu kommen? Sein Gegner hatte sich ja selbst über das Prinzip lustig gemacht, von dem er die Anhänger des Hergebrachten geleitet glaubte. *Qu'est-ce que ce prétendu mérite que nous mettons à si haut prix? le vain mérite de la difficulté*, sagt er in der Comparaison de la Ire scène de Mithridate etc. (*Les Œuvres de théâtre de M. de La Motte*, Paris 1730, I, 222).

[4] Man denkt sogleich an den fast berüchtigten Ausspruch über die *vers blancs*, die jeder machen könne: *Dès que vous ôtez la difficulté, vous ôtez le mérite* (Avertissement zur Übersetzung des Julius Cäsar); s. auch Tobler, Versbau³, S. 22.

[5] Indessen geht Krüger offenbar zu weit mit der Behauptung: 'Alles, was wir an wirklich Wertvollem aus dieser Zeit haben (nämlich dem "Anfange des achtzehnten Jahrhunderts"), ist in Prosa geschrieben; so die Romane eines Lesage und Prévost, sowie die Schriften eines Montesquieu und Fénelon.' (S. 4). Sind denn Regnards spätere Lustspiele, wie die 'Folies amoureuses' oder der 'Légataire universel' uns Heutigen schon wertlos? Ist nicht der ältere Crébillon, dessen 'Rhadamiste et Zénobie' z. B. wir nur mit einer gewissen Überwindung lesen mögen, doch für die Geschichte der Tragödie unbedingt zu berücksichtigen, hat also sein Lebenswerk nicht einen historischen Wert?

[6] *Qui dit* vers, *en français, dit nécessairement des vers rimés* (*Disc. sur la Tragédie;* Ausg. Beuchot, II, 352).

Erörterung von vornherein einigermaſsen verwirrt und auf ein niedrigeres Niveau herabgezogen wurde. Über diesen zweiten Punkt aber konnte er trotz manchen feinen Bemerkungen nichts wirklich Befriedigendes sagen, weil ihm und dem ganzen achtzehnten Jahrhundert die klare Erkenntnis der sprachlichen und geschichtlichen Grundlagen der französischen Metrik fehlte.

Sodann behandelt der Verfasser die Veranlassung zu dem Gedicht, den Plan einer kritischen Musterung der zeitgenössischen Literatur nach Boileaus Vorgang, die von Voltaire auch sonst beliebte Form des Tempels (hier hätte die Bedeutung von Popes 'Temple of Fame', dem mit Recht berühmten und gern nachgeahmten Lehrgedicht, stärker betont werden sollen), die Mischung von Prosa und Versen. Nach dieser Zergliederung der Hauptbestandteile des Werkchens erfahren wir Näheres über das ziemlich kühle Verhältnis zu dem Kardinal de Polignac, den Voltaire wegen seiner Beziehungen zu der Herzogin von Maine und ihrem Hofe von Sceaux, wie auch wegen seiner gelehrten und künstlerischen Neigungen klug berechnend sich zum Führer im Reiche des Geschmacks wählt, um an ihm einen Beschützer gegen die zu erwartenden Widerwärtigkeiten aller Art zu gewinnen.

Am besten gelungen ist der lange Abschnitt über die verschiedenen Ausgaben des 'Temple du Goût' (S. 24—50); doch lieſse sich wohl mit Hilfe der hierfür aufschluſsreichen, sonst übrigens von Krüger eifrig und gut benutzten Korrespondenz ein lebendigeres Bild von den Mühen der Umgestaltung des Büchleins geben (S. 29 ff.). Sie ist für die Arbeitsweise des Dichters bezeichnend. Es war schon längere Zeit vorbereitet und den Eingeweihten bekannt (S. 11), als der erste Druck etwa zu Neujahr 1733[1] ohne Erlaubnis der Censur erschien und peinliches Aufsehen erregte. Eine zweite Auflage scheint bald gefolgt zu sein.[2] Um nun dem 'Temple' eine gröſsere Verbreitung, aber auch eine würdigere Gestalt zu verleihen, unternahm er sodann eine Bearbeitung, die vor dem Argwohn der Behörde und vor den Angriffen der Gegner bestehen könnte. Schon am 24. Februar schreibt er an Thieriot:[3] *Je viens de finir le* Temple du Goût, *ouvrage assez long et encore plus difficile*, und einen Tag darauf an Cideville:[4] *Je crois que vous trouverez cet ouvrage plus limé et plus fini que tout ce que j'ai fait jusqu'à présent.* Nachdem er diesem am 17. März zwei Exemplare der veränderten Form nach Rouen geschickt hatte,[5] beschwört er ihn plötzlich am 25. desselben Monats, unter allen Umständen eine vorzeitige Veröffentlichung zu verhüten und die Ungeduld des dort wohnenden Verlegers Jore zu beschwichtigen. Er arbeite Tag und Nacht; denn: *On clabaude ici; on crie, on critique. Il faut apaiser les plaintes, il faut imposer silence à la censure … Il est essentiel pour moi qu'une seconde édition paraisse, purgée des fautes de la première, et pleine de beautés nouvelles.*[6] Nach solcher fieberhaften Tätigkeit, die neben wichtigeren Arbeiten hergeht, kann er am 2. April stolz vermelden: *in triduo illud reaedificavi.*[7] Dabei ist er so schonungslos zu Werke gegangen, daſs an-

[1] S. Voltaires Brief an Moncrif (*Œuvres* ed. Moland, XXXIII, 321, Nr. 307); leider ist er nicht datiert, so daſs auch für den 'Temple' nicht genau die Zeit des Erscheinens festzustellen ist.

[2] Über das Verhältnis dieser beiden spricht sich Krüger dahin aus, daſs ihr Text kaum voneinander abweicht (S. 24); doch werden wir später eine Ausnahme sehen (vgl. Bengesco, *Voltaire. Bibliographie de ses œuvres*, I, 162).

[3] *Œuvres* ed. Moland, XXXIII, 325, Nr. 313.

[4] Ibid. p. 328, Nr. 314. [5] S. 329, Nr. 315. [6] S. 329, Nr. 316.

[7] S. 330, Nr. 318, ebenfalls an Cideville; vgl. dazu den Brief an Thieriot vom 1. Mai, S. 337, Nr. 328, wo er denselben Bibelspruch (Matth. 26, 61 und 27, 40; Ev. Joh. 2, 19) mit derselben Genugtuung parodiert.

geblich von dem alten Gebäude nur spärliche Reste stehen geblieben sind.[1] Der Plan des Ganzen hat sich ihm ständig erweitert, der Ton veredelt: *Cette petite chapelle* du Goût, *que je vous ai envoyée bâtie de boue et de crachat*, sagt er zu Cideville, *est devenue petit à petit un* Temple *immense*.[2] Aus einer Satire mit zeitlich beschränkter Wirkung ist fast ein literarisches Glaubensbekenntnis geworden. Die zahlreichen und wichtigen Abweichungen, die sich teils aus dieser Umwandlung ergaben, teils auch durch Rücksichten äußerer Natur bedingt waren, zeigt Krüger eingehend und sachkundig auf, indem er die beiden vorangehenden Ausgaben mit jener dritten vergleicht, die trotz langen Verhandlungen in betreff der Druckerlaubnis nicht in Frankreich, sondern in Holland erschien (Amsterdam, Anfang Juli 1733[3]), nachdem Voltaire seinem *féal ami* Jore den Verlag ziemlich formlos entzogen hatte;[4] und ebenso stellt er die weniger eingreifenden Veränderungen der folgenden Ausgaben fest, namentlich die der Amsterdamer Gesamtausgabe von 1738/39, die im wesentlichen die Grundlage unseres Textes geblieben ist.

Im allgemeinen stimme ich seinen Ausführungen durchaus zu;[5] doch scheint mir das Verhalten des Dichters gegen Jean-Baptiste Rousseau noch nicht völlig aufgeklärt, wenn auch unser Gewährsmann schon viel Licht über die interessante Frage verbreitet hat. Zunächst besteht zwischen den ersten beiden Drucken hier ein Unterschied, dessen Wichtigkeit gar nicht zu verkennen ist, von dem er aber S. 38 nicht einmal Notiz nimmt. In der Fassung, welche ich für die ursprüngliche halte,[6] wird der alternde Lyriker persönlich schroff angegriffen, als ob nach einem verhältnismäßsig langen Waffenstillstand der wieder angesammelte Zorn sich Luft machen müßste. Es wird an die Verse gegen den einflußreichen Abbé Bignon,[7] sein taktloses Benehmen gegen den Herzog von Noailles[8] und seine Respektlosigkeit gegen das Parlament erinnert. Seine Verbannung gilt Voltaire, dem selbst so viel verfolgten und bedrohten Schriftsteller, als gerecht und verdient, und sein Aufenthalt im Auslande wird hämisch als der Grund des Niederganges seines Schaffens betrachtet. In der zweiten Auflage[9] sind diese Anspielungen, vielleicht unter dem Druck des allgemeinen Unwillens, ausgemerzt worden, sei es nun von dem Autor selbst oder von dem Verleger, jedenfalls aber so gründlich, daſs der Zusammenhang des übrigen leidet, und nur die im Vergleich zu ihnen fast zahme literarische Satire ist stehen geblieben, die Rousseau nicht erheblich

---

[1] An Cideville, 12. April; S. 332, Nr. 322.

[2] In dem oben angeführten Briefe Nr. 314; vgl. einen anderen vom 25. März an denselben, S. 330, Nr. 317.

[3] S. den bekannten Brief an Bainast vom 9. Juli; S. 359, Nr. 347. Mahrenholtz, *Voltaires Leben und Werke*, I, 106 spricht noch von einer gleichzeitig erschienenen Londoner, über die sonst keine Auskunft erteilt wird.

[4] Brief an Cideville vom 21. April; S. 335, Nr. 327.

[5] Über den Schauspieler Dufresne (mit vollem Namen Quinault-Dufresne) und seine Kollegin Gaussin (s. S. 45) vgl. J.-J. Olivier, *Voltaire et les comédiens interprètes de son théâtre*, Paris 1900, S. 12 ff., 43 ff., 47 ff.

[6] Beuchot XII, 363—365. Die Wiedergabe der Varianten läſst hier bei ihm wie bei Moland so viel zu wünschen übrig, daſs man sich nur mühsam durch das Labyrinth durchfindet.

[7] Bignon war Bibliothekar des Königs und Mitredakteur des 'Journal des Savants'.

[8] Nach den Untersuchungen von Paul Bonnefon, die der Verfasser noch nicht kennen konnte, hatte Voltaire schon einmal den Herzog von Noailles in höchst überflüssiger und unehrlicher Weise gegen Rousseau aufgehetzt (*Rev. d'Hist. littéraire de la France*, IX, 560).

[9] Beuchot XII, 362—363.

schlimmer mitnahm als seinen grimmigen Feind La Motte. Wenn dann in der Amsterdamer Fassung[1] von 1733 die Ausfälle von neuem scharf und bissig werden, so ist dies zweifellos Voltaires Rache für die von dem Gegner inzwischen an der 'Zaïre' geübte Kritik,[2] die ihn an der empfindlichsten Stelle verwundet hatte. Krüger, der natürlich auch von ihr wufste (S. 10), hat ihre Wirkung nur darum nicht erkannt, weil er die Chronologie nicht genügend beachtet hat.

Der 'Temple du Goût' ist aber nicht blofs eine Satire auf zeitgenössische Berühmtheiten, das erste Massenopfer, das der Dichter auf dem Altar der Eitelkeit darbrachte; er enthält auch genug schmeichelnde und aufmunternde Worte für Gönner und Freunde, die freilich zum Teil wieder aus den späteren Ausgaben verschwanden, als sie ihre Schuldigkeit getan hatten. Und wie er unter den Lebenden keck und sicher die Leute, die Geschmack haben, von der grofsen Menge jener scheidet, denen die undefinierbare und unschätzbare Gabe versagt ist,[3] so will er auch unter den Toten die Grofsen und die Kleinen sondern, jene in das Heiligtum einlassen, diese ausschliefsen. Wir erhalten also zweierlei: eine zwar unvollständige und gänzlich subjektive, aber lehrreiche und fesselnde Kritik der Literatur der Zeit und eine viel sachlichere, aber auch viel nüchternere Charakteristik der Leistungen des 17. Jahrhunderts. Über die Einzelheiten unterrichtet uns Krüger völlig ausreichend; auch hält er mit seiner eigenen Meinung meist nicht zurück, wo er auf kleinliche, schiefe, mit ihrer Preziosität fast alberne[4] Urteile stöfst, und deren finden sich genug.

Dagegen unterläfst er es, über die Wirkung des 'Temple' etwas Genaueres zu sagen. Vielleicht hat das Material nicht ausgereicht, das ihm zur Verfügung stand; vielleicht hat er auch nicht ungestraft sich so lange mit einem Werke beschäftigt, das dem Schriftsteller immer wieder empfiehlt, zu streichen und zu kürzen. So erfahren wir kaum (S. 1) von der Haltung der angegriffenen Literaten und ihres Anhanges und der durch halbes Lob oder völliges Übergehen nicht minder gekränkten übrigen.[5] Die Gegenschriften, die Beuchot zusammengestellt hat (XII, 317 A.), die dramatischen Parodien, von denen Desnoiresterres berichtet (l. c. II², p. 15 ff.), sind wohl nicht ohne Interesse. Voltaire fühlte sich durch den Sturm, der sich nach der ersten Ausgabe erhob und nach der holländischen

[1] Ibid., p. 365—367.

[2] Rousseaus Besprechung erschien nach Desnoiresterres (*Volt. et la société au XVIIIe siècle*, I², S. 463 A.) in der Haager Zeitschrift 'Le Glaneur historique' etc. am 6. April 1733, also zu einer Zeit, wo die Umarbeitung zwar im wesentlichen abgeschlossen gedacht werden mufs, aber Änderungen im einzelnen noch vorgenommen wurden (vgl. den Brief an Cideville von Mitte April, S. 334, Nr. 324). Dafs Voltaire gerade damals den Abschnitt über Rousseau umschrieb, zeigt schlagend eine Stelle aus seinem Briefe an Cideville vom 12. April (S. 333, Nr. 322). Hier führt er dieselben Verse aus einer Ode seines Widersachers an, über die er im 'Temple du Goût' spottet. (Voici le temps *Où les zéphyrs de leurs chaudes haleines Ont fondu l'écorce des eaux;* bei Rousseau, Ode VII des III. Buches steht: *Et les jeunes zéphyrs* etc., im 'Temple' *Car les jeunes zéphyrs* etc.). Dieses Zusammentreffen ist natürlich nicht zufällig.

[3] Vgl. darüber Crouslé, *La vie et les œuvres de Voltaire*, Paris 1899, I, 100.

[4] Faguet, *Dix-huitième Siècle*, p. 242, sagt mit Bezug auf seine Äufserung über die familiären Ausdrücke in Bossuets Leichenreden u. a.: *Voltaire n'a pas cessé d'avoir de ces singulières délicatesses et de ces étranges dégoûts. En littérature aussi c'est un gentilhomme, certes, mais trop récemment anobli, et il est plus intraitable qu'un autre sur la noblesse.*

[5] *Ce* Temple du Goût *a soulevé tous ceux que je n'ai pas assez loués à leur gré, et encore plus ceux que je n'ai point loués du tout; on m'a critiqué, on s'est déchainé contre moi, on a tout envenimé.* Brief an Thieriot, 1. Mai 1733; S. 337, Nr. 328.

wiederholte, so verletzt und bedroht, dafs er für ein freundliches Urteil wie das des Abbé Prévost (*le tendre et passionné auteur de* Manon Lescaut[1]) doppelt dankbar war. Da der allgemeine Eindruck ungünstig gewesen zu sein scheint, so wird man auch nicht viele Nachahmungen finden. Ich weifs nicht, ob schon jemand auf eine hübsche Epistel[2] von Johann Peter Uz hingewiesen hat, 'An Herrn Hofrat C* [Christ]', wo auch das Heiligtum, in das der Dichter eintritt, zum Schauplatz von Kämpfen wird, die Kritik (als solche nicht geradezu bezeichnet, aber kenntlich) und 'der Gott des guten Geschmacks auf einer leuchtenden Wolke und so, wie ihn Voltaire gesehen',[3] ihre Entscheidungen treffen, ein paar Einzelheiten geradezu übereinstimmen.

Heute werden der Wert und die Wichtigkeit des 'Temple du Goût' eher übertrieben als unterschätzt. Es ist das Recht und der Reiz einer solchen Schrift aus einer solchen Feder, Literatur und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft zu besprechen oder zu streifen, Altes und Neues, Bleibendes und Nichtiges bunt zu mischen; aber es ist nicht zu leugnen, dafs die leitenden Gedanken, die bei dieser Mannigfaltigkeit eine innere Einheit herstellen müfsten, nicht klar genug hervortreten. Die Lebendigkeit der Erzählung und der sprühende Witz werden stets erfreuen, und doch darf man keinen Vergleich mit dem 'Pauvre Diable' ziehen, dessen Satire viel freier, sicherer, vernichtender ist. Die Urteile über die Gegenwart sind nicht immer von der Überzeugung, sondern auch von Schmeichelei und Brotneid eingegeben; die Urteile über die Vergangenheit sind nur zum Teil bedeutsam oder prägnant, freilich in ihrer Gesamtheit unentbehrlich für die Entwickelung der Auffassung, die im Siècle de Louis XIV ihren vollendetsten Ausdruck erhalten sollte.

Breslau. Alfred Pillet.

Dr. Milosch Triwunatz, Guillaume Budé's De l'institution du prince, ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancebewegung in Frankreich. Erlangen 1903. pp. XV, 108.

Questa memoria, scritta con molto garbo, esamina la principale opera francese del sommo Ellenista e racconta, per sommi capi, la vita di lui. Potrà parere a taluno che codesta biografia di oltre 30 pag. sia, in qualche modo, dannosa all'economia di un lavoro, di modeste proporzioni, ma l'opera del B. si ricollega troppo intimamente alla vita sua, perchè sia possibile il discorrere dell'una senza tenere parola dell'altra. D'altra parte, il Dr. Triwunatz non si limita a riferire quanto altri asserì; egli, con nuove ricerche e con argute osservazioni, rischiara vari punti oscuri o controversi, a cominciare dal giorno della nascita dell'umanista, ch'egli poi segue nelle lotte feconde pel rinnovamento intellettuale della patria sua. Il carattere morale del Budé è tratteggiato con mano sicura. Infatti, oltre alle *Annotationes in Pandectas,* oltre allo studio *De asse,* al *De contemptu rerum fortuitarum,* al trattato *De philologia* e via dicendo, il B. attese, con particolare amore e con dottrina davvero straordinaria pel tempo in cui visse, all'incremento della coltura classica, giovandosi di tutta l'influenza ch'egli, vecchio cortigiano, poteva avere sull'animo del giovine re. Il *Collège de France* — così asseriscono concordemente il Lefranc nella sua *Histoire du Collège de France* ed il Boissier, in un articolo del *Journal des Savants* (Marzo, 1893, p. 173) — è in grandissima parte opera del Budé e la più grande biblioteca di Parigi sorse pure, in parte, per impulso suo.

[1] An Thieriot, 28. Juli; S. 368, Nr. 355.

[2] Gedruckt in: *Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz,* hrsg. von A. Sauer, Stuttgart 1890, S. 362 ff. (*Deutsche Literaturdenkm. d. 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken,* hrsg. von B. Seuffert, 33/38).

[3] S. 370 = Beuchot XII, 341.

Nè a questo il B. limitava la propria attività. Egli protesse vari eruditi, incoraggiò dotte ricerche e servì il suo principe anche in delicati uffici, come quando nel 1515, col grado di ambasciatore, visitò l'Italia e Leone X. Ed è a questo proposito che il Guicciardini ebbe a dire di lui: 'huomo nelle lettere humane così Greche, come Latine, di somma e forse unica eruditione tra tutti gli huomini de' tempi nostri.'

Fu un vero sforzo per il B. quello di scrivere *l'Institution du prince* in francese, ma malgrado i molti elogi da lui prodigati alla coltura di Francesco I°, egli capiva bene esser quello il modo più spiccio per farsi capire da lui. Il padre delle lettere francesi aveva molta riverenza per la lingua di Cicerone, ma non intendeva veramente bene che il francese[1] Forse il Dr. Triwunatz avrebbe potuto esaminare le relazioni d'antecedenza e di discendenza che l'opera del B. potrebbe avere avuto con scritti italiani o francesi del genere. Egli ha creduto invece di fissare la sua attenzione soltanto sulla *Institutio principis Christiani* di Erasmo e sul *Principe* del Machiavelli.[2] Con quest'ultima opera, *l'Institution* del Budé non ha, a mio credere, alcuna intima relazione nè parmi si possa asserire col Triwunatz che lo scrittore francese avesse il senno pratico del segretario fiorentino (pag. 67). Il B. era grande erudito, molto più erudito del Machiavelli, ma a lui facevano difetto le doti dello statista italiano, che col principe o con la repubblica, col popolo o con la tirannide, mirava a comporre ad unità le sparse membra della patria.

Pur tenendo conto della diversità degli intenti, *l'Institution* non esce dalla solita categoria di una raccolta di esempi, per ammaestramento di principi, raccolta alquanto disordinata, con frequenti ripetizioni e di cui la sagezza e la dottrina appartengono ad altri tempi e ad altri uomini. L'utile diretto che Francesco I° poteva trarre da codesto libro è per lo meno assai discutibile, nè credo certamente che la lettura sua gli procurasse grande diletto.

Il B. parte dal concetto di Platone che la filosofia debba essere inseparabile dall'uomo di stato, quindi il principe modello sarà filosofo o consigliato da filosofi. In altri termini, Alessandro non potrà essere Alessandro senza il consiglio di Aristotile. Il sovrano sarà pertanto versato negli studi classici e conoscerà il greco ed il latino, indispensabili a chi governa i popoli (p. 30).[3] Solo dagli antichi s'impara la scienza della vita e per questo saranno familiari al giovine monarca di 'heureux et nouveau nom', le lettere sacre, Omero, Aristotile, Plutarco, Orazio, Cicerone, Sallustio, Quintiliano ed in particolare modo Tito Livio. Dell'educazione fisica e dell'arte della guerra non è tenuto parola. Dell'autorità del sovrano ha il B. un concetto assoluto. Se questi è buono ed accorto, tanto meglio per i sudditi; se malvagio od inetto è segno che Dio ha voluto punire i popoli, i quali non possono far altro che curvare la fronte al suo volere. 'Il n'appartient qu'à Dieu d'en faire le jugement (del principe), par ce qu'ilz ne recongnoissent aulcun superieur que luy' (p. 22). Quale differenza

[1] Francesco I° non mancava però di una certa coltura. Benvenuto Cellini, nella sua *Vita*, riferisce per es. (ed. Le Monnier, 1886. L. 11, p. 301) che il Re parlava italiano, con molta disinvoltura, ma non correttamente. D'altra parte alla corte francese vissero troppi uomini dotti, in principal modo italiani, perchè dal loro conversare il giovine principe non dovesse trarre qualche profitto. L'esempio stesso della sorella, Margherita di Navarra, doveva incitarlo all'amore delle lettere e dei letterati. A questi ultimi, tutti sanno, quanto egli siasi mostrato generosamente favorevole.

[2] Il Dr. Triwunatz ricorda, è vero, i trattati di Enea Silvio Piccolomini, del Filelfo e di Francesco Patrizii, ma forse un esame comparativo dei vari sistemi sarebbe stato opportuno e ad ogni modo il nominarli soltanto è troppo poca cosa.

[3] Seguo, nelle citazioni, l'edizione L'Arrivour, Parigi, 1547.

con le teorie liberali di tanti scrittori francesi del XVI° sec.! Il Bossuet ripeterà gli stessi concetti a Luigi XIV° e farà sue le minaccie del B. ai principi malvagi su cui veglia Iddio e di cui sarà fatta giustizia 'ce dernier jour si espouvantable, auquel se manifesteront publicquement et seront declairées les perverses sentences et opinions, tant des grands Prelats que des Princes, qui auront abusé de leur authorité' (pag. 18). Di questa espiazione lontana, il segretario fiorentino, che di diavoli non conosceva che Belfagor, avrebbe riso proprio di cuore! A me pare che il Dr. Triwunatz dovesse tenere conto dei contrasti fra le varie teorie del tempo intorno alle relazioni fra popolo e sovrano, per constatare che col B. si faceva un passo indietro e per mettere anche, in maggiore evidenza, le ragioni segrete, buone od interessate, che trassero il B. a comporre la sua *Institution*. Certo il grande Ellenista mirava, con questo scritto, ad indurre Francesco I° a mostrarsi sempre più propizio agli studi: 'Quand il vous plaira y remedier, vous fairez retourner en France l'honneur des bonnes et elegantes lettres' dice egli al suo principe, dandogli ampia lode di avere 'introduict la langue grecque' nel palazzo da lui eretto alla sapienza. Tuttavia nel concetto ch'egli ripete sovente 'l'esperance de touts les sçavants est remise sur vostre infinie Liberalité' (p. 34) si può, senza troppa malizia, intravvedere minor disinteresse di quello che i lettori, di buona fede, potrebbero supporre di primo acchito. Gli elogi del Re — e il Dr. Triwunatz l'ha osservato in nota — sono davvero eccessivi e ricordano talune dediche dell'Aretino. Francesco I° fu certamente bello, ma non per questo appare conveniente che il B. esalti, ad ogni istante '(sa) belle taille, stature, grandeur de corps, habitude de beaulté, de forme et traicts du visaige', l'eleganza delle sue mosse e quell'ingegno di cui dà prova anche 'quand (il est) a son (disné) ou souppé.' Insomma Dio dandogli tanta avvenenza 'dexterité et agilité' e 'la taille heroicque' nonchè profondo ingegno, mirabile facondia e virtù straordinarie, s'è mostrato 'chiche ... envers les aultres hommes et envers (lui) presque prodigue', tanto che il B. non dubita di concludere 'et pense, qu'en toutes ces choses, vous surmontés touts les Princes et Roys de l'Europe' (p. 40).

Ma ahimè! a tanto nobile entusiasmo pel suo signore il B. fa seguire talune considerazioni e mal larvate richieste, che ne guastano un tantino la spontaneità. Egli ricorda i propri studi ed i servigi mal ricompensati e per quanto sia 'maistre des Resquestes, Conseiller du Roi, secretaire et maistre de sa librairie', lagnasi apertamente della sua condizione, la quale, Dio sa da quanti era allora invidiata! 'Mais me suis advisé de ce faire, pour me donner plus à congnoistre à vostre sacrée Majesté, qui suis l'un de vos treshumbles et tresobeïssants subjects et serviteurs domesticques *petitement qualifié*, et *legierement chargé de tiltres*: et neantmoins, prest et appareillé de vous faire entier service ...' Mi pare che non si potrebbe parlar più chiaro, e la richiesta produce uno strano effetto, dopo gli elogi dal B. prodigati al sublime disinteresse degli antichi ed al loro disprezzo per gli agi, le ricchezze e gli onori.

Del resto, nell'ipotesi che il Re sia un po' duro d'orecchio, l'abile cortigiano cerca tutti i modi per farsi ben capire. Isocrate vendette una orazione per venti talenti di Atene 'qui sont en vostre monoye, douze mil escuts à la coronne. Car chascun Talent atticque, valoit autant que six cents escuts.' Ma oggi, se non ci fosse Francesco I°, le arti e i loro maestri potrebbero morir di fame (p. 48). 'L'on trouve un escript autentic, que Virgile avoit en vaillant cent fois de sesterces, qui est à dire, à la maniere de compter pour lors, cent fois cent mil petits sesterces. Laquelle somme reduicte à vostre monnoye, vault deux cents, cinquante mil escuts coronne' (p. 51). Ed ora, in questi tempi ingrati ecc. ecc.! Ottavia sorella di Augusto 'commanda que pour chascun metre et line desdicts vers (de Virgile) ..., on luy donnast dix mil petits sesterces, qui vauldroient aujourdhuy, deux cents cinquante escuts coronne' e perchè il prin-

cipe non si confonda a tirar la somma, il B. aggiunge: 'Or y avoit-il vingt deux vers et lines: parquoy, la somme estoit grosse, et au dessus de cinq mil escuts' (p. 53). Alessandro fece dare a Perillo dieci talenti 'comme si l'on disoit aujourdhuy de six mil escuts' (p. 97); Archelao di Tracia regalò ad Euripide 'une couppe d'or de grand prix et valeur' (p. 111) e Temistocle poi ottenne dal re di Persia quelle immense ricchezze che tutti sanno.

In somma Francesco I° non potrà dire, dopo la lettura della *Institution*, di non sapere come regolarsi per ricompensare chi gli rende tanto segnalati servigi e il B. aggiunge il suggerimento di scegliere, per consiglieri intimi, solo uomini fidati, di grande dottrina letteraria, grecisti insomma e latinisti di vaglia, evitando di lasciarsi trarre in inganno da coloro che hanno molta apparenza e poca sostanza. Senza malignare, quasi quasi si indovina il consigliere da prescegliere, quello che l'opera tutta ha messo così in evidenza.

Malgrado codeste mende, d'ordine più morale che letterario — ed ai piccoli difetti dei grandi bisogna pure non mostrarsi troppo severi — l'opera del B. ha sommo valore umanistico e completa, in certo qual modo, la celebre lettera di Gargantua a Pantagruel, quell'inno al Rinascimento ed al fiorire della nuova vita intellettuale. M'affretto ad aggiungere che il Dr. Triwunatz che ha trascurato di notare questo carattere del B. ha svolto il resto del suo tema con sobrietà e dottrina e ch'egli ha pur fatte pregevoli osservazioni sulla lingua del suo scrittore. Forse però gli è sfuggito che il B. qua e là pecca di taluni secentismi, il che non deve farci meraviglia in un tempo in cui il Du Bartas — per citare uno fra i molti — discorreva nella sua *Sepmaine*, delle mani 'chambrières de la nature', dell'erbe 'cheveux de la plaine' e delle stelle 'les chandèles du ciel'. Il B. non giunge a tanto, ma si diverte con bizzarre immagini. 'Un homme de cœur et de cervelle ne se doibt point tirer en la Chancellerie de paresse, pour obtenir prorogation et dilations ...' (p. 72). E continua con simili fioriture della *langue de palais*. Ma sono difettucci anche questi di non molto conto e nel suo assieme l'opera del Budé è ancor oggi degna dell'attenzione degli studiosi.

Torino. Pietro Toldo.

Jul. Riegel, Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Köthen, Otto Schulze, 1903. VII u. 52 S. Grofs 8.

Der Verfasser ist ein bayerischer Realschullehrer (aus Nürnberg); was er sagt, kann man aber auch in Preufsen mit Interesse lesen. Er spricht zunächst über die Methode des neusprachlichen Unterrichts vom Standpunkte des Reformers, dann über das Lehrbuch, die Schüler, das Haus und die Schule, die Lehrer, das Lehrerkollegium, die Aufsichtsorgane (Rektor und Prüfungskommissär) und die Lehrpläne und Prüfungsbestimmungen. Was er sagt, ist nicht gerade neu und blendend, wird aber verständig und mit warmer Begeisterung für die Sache vorgetragen. Interessant ist, dafs der Verfasser auf S. 15 dafür eintritt, dafs auf sechskursigen höheren Schulen der Betrieb der fremden Sprachen einige Jahre später als jetzt üblich seinen Anfang nehme. Bekanntlich tut das jetzt bereits die Berliner Realschule im Gegensatz zu dem Lehrplan der übrigen preufsischen Realschulen. 'Die dadurch frei werdenden Stunden wären hauptsächlich der Ausbildung und Vervollkommnung der Zöglinge im Deutschen zu widmen. Sicherheit, Gewandtheit und Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache, sowie gründliches Verständnis ihrer Sprachgesetze erwiesen sich stets als eine höchst schätzenswerte Grundlage für den neusprachlichen Unterricht ...' Dieser zweifellos richtige Gedanke leitete ja auch den Geheimrat Bertram bei der Ausarbeitung des Lehr-

planes der Berliner Realschulen. Die Voraussetzung ist allerdings ein außerordentlich kräftiger und verständnisvoller Betrieb des Deutschen in den beiden unteren Klassen; sonst würden die Gegner recht behalten, welche das Erlernen einer fremden Sprache gerade für das jugendliche, zu Gedächtnisübungen geneigte und geeignete Alter von neun bis elf Jahren nicht missen wollen.

Am Schlusse seiner Schrift macht der Verfasser eine Reihe von Vorschlägen, die wunderschön sind, aber zum Teil doch wohl noch recht lange auf Erfüllung werden warten müssen. So z. B. die Forderung, daſs die Maximalzahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden für die Schüler vierundzwanzig in der Woche nicht übersteige. Wenn das so leicht zu machen ginge! Die Berliner Realschulen haben in den beiden obersten Klassen die hohe Zahl von neunundzwanig wissenschaftlichen Wochenstunden! Nur in Bezug auf die Pausen scheinen die Preuſsen den Bayern voraus zu sein; die vom Verfasser aufgestellte Forderung von fünfzehn Minuten nach je zwei Unterrichtsstunden und sonst zehn Minuten nach jeder Stunde ist schon bei uns Vorschrift.

Berlin. Emil Penner.

Elise Wilm, Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Mädchenschule und Seminar. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Schüler. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1903. 56 S. gr. 8.

Es ist ein zweifellos richtiger Gedanke, der dem Büchlein zugrunde liegt. Wer wollte dem lernenden Geschlecht die Hilfe versagen, die sich im Erkennen und Verstehen findet, und es nur aufs Erlernen verweisen? Die Verfasserin stöſst daher offene Türen ein, wenn sie im Vorwort und einem dem Schriftchen beigefügten, 'zur gefälligen Benutzung' überschriebenen Waschzettel Anhänger für ihre Ideen wirbt. Jeder philologisch gebildete Lehrer beiderlei Geschlechts wird schon seit lange sich und seinen Schülern nicht die Freude versagt haben, ihnen die Gründe für sprachliche Erscheinungen auseinanderzusetzen und gewisse Kapitel der Grammatik miteinander zu vergleichen. Oft genug ist darüber gesprochen und geschrieben worden, wie weit man in seinen philologischen und etymologischen Exkursen vor der Klasse zu gehen habe, und der in seiner Deutungsfreudigkeit schwelgende junge Lehrer wird später oft genug sich gesagt haben, daſs erst in der Beschränkung sich der Meister zeige. Geht die Verfasserin des vorliegenden Büchleins scheinbar über die Grenzen der Schule hinaus, so soll ihr daraus kein Vorwurf gemacht werden, denn sie will ihre Schrift ja ausdrücklich für Lehrer und reife Seminarschülerinnen geschrieben haben, und denen kann ja auch ein biſschen 'Viel' nicht schaden.

Kann ich mich so mit dem Grundgedanken des Buches einverstanden erklären, so kann ich es nicht mit der Art der Ausführung. Die Hauptkapitel sind die vergleichende Flexionslehre der Wortklassen, Ableitung und Zusammensetzung im Französischen und Englischen, Geschichte dieser beiden Sprachen. Erstens wimmelt jede Seite von Druckfehlern, und dann ist vielfach, namentlich in den beiden Kapiteln über Ableitung und Zusammensetzung, der Stoff ohne Sichtung, ohne Klarheit nebeneinandergehäuft. Die Druckfehler aufzuzählen, kann mir nicht zugemutet werden; aber meine zweite Behauptung möchte ich durch einige Beispiele beweisen. Man nehme S. 16: Ableitung und Zusammensetzung im Französischen.

A. *Volksetymologie,*
B. *Entlehnung aus fremden Sprachen (Fremdwörter),*
C. *Gelehrte Bildung (Lehnworter)* (Neue Seite).
  A. *Formwandel.*
  B. *Bedeutungswandel.*

A. Formwandel.

I. Volksetymologie (Vor- und Nachsilben).

1. Vorsilben ...

Abgesehen davon, dafs man unter 'Volksetymologie' etwas anderes versteht, als was die Verfasserin meint, mufs ich sagen, dafs mir etwas so Verworrenes von Disposition noch nicht vor Augen gekommen ist. — Auf S. 18: II. *Zusammensetzung,* S. 20: III. *uneigentliche* (?) *Ableitung,* a) *ohne Änderung, Übergang in eine andere Wortklasse oder Stamm, z. B. rose Subst. < Adj., appeler < appel.*

Wer in aller Welt soll das verstehen? Eine Nr. b fehlt ganz. — S. 26:

B. Bedeutungswandel.

1. *Teil für Allgemeinheit: bâtiment für navire, homme für être humain.*
2. *Singular für Plural und umgekehrt: pied, fers.*
3. *Ursache für Wirkung oder umgekehrt: effort.*

— —

7. *Uneigentlicher Sinn: cornet, corne.*
8. *Rayonnement und enchaînement: racine; mouchoir —-de cou* etc. *chasser un domestique, être à cheval sur un âne* ...

Ich frage wiederum: Wem und wie soll das nützen? Diese Beispiele könnte ich noch reichlich vermehren. Aber abgesehen von dieser verfehlten, unübersichtlichen und schiefen Art der Darstellung wäre es wohl im Interesse der Lernenden gewesen, wenn möglichst beide Hauptsprachen in Bezug auf 'Ableitung und Zusammensetzung' gleichlaufend behandelt worden wären; so, wie es ist, macht es den Eindruck, als ob zwei verschiedene Verfasser die beiden Sprachen verarbeitet hätten.

Am leidlichsten ist noch die 'Geschichte des Französischen bezw. Englischen' ausgefallen. Aber auch hier ist Unübersichtlichkeit mehrfach zu tadeln. Die Verfasserin wird ihr Buch doch recht sehr überarbeiten müssen, ehe es brauchbar und empfehlenswert wird; in der vorliegenden Form beweist es, dafs nicht immer, wie sie zweimal (S. 36 und S. 53) anführt, 'inter folios fructus' sich finden.

Berlin. Emil Penner.

Otto E. Dickmann und Joseph Heuschen, Französisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902.

Die Verfasser wollen mit diesem Bändchen eine Brücke schlagen zwischen dem Lesestoffe der gangbarsten Schulgrammatiken und der Lektüre zusammenhängender Werke. Es sind nur Prosastücke aufgenommen, und das Buch wird daher manchem Kollegen in den Mittelklassen als Ergänzung zu der Gedichtsammlung von Gropp und Hausknecht willkommen sein.

Der Inhalt ist sehr vielseitig, zum grofsen Teil in deutschen Büchern dieser Art unbenutzt und meist gut dem Verständnis der in Betracht kommenden Unterrichtsstufe angepafst.

An eine Reihe kürzerer Erzählungen, von denen einige recht drollig sind, schliefsen sich Charakterbilder, bei denen auch andere als La Bruyère zu Worte kommen, eine kleine Auswahl berühmter Briefe, ein paar Dialoge, eine Folge guter historischer Darstellungen, in denen einige bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse, z. B. der Krieg von 1870/71, behandelt werden, dann führen ein paar geographische Charakterbilder den Schüler in das Land Frankreich hinein, und gern werden auch kleinere Aufsätze von Buffon u. a. über die uns vertrautesten Tiere und die Hauptnahrungsmittel gelesen werden. Den Schlufs macht eine reiche

Auswahl von französischen Sprichwörtern mit der entsprechenden deutschen Wendung gegenüber.

So erklingt die französische Prosa dem Schüler in allen Registern, von der edlen, breiten historischen Darstellungsform herab bis zu der nervös, in Interjektionen und Ellipsen herausgestofsenen alltäglichen Rede.

Es seien mir aber im Interesse des Buches auch einige Ausstellungen gestattet.

Zu dem Bilde französischen Geistes- und Gemütslebens, das uns darin aufgerollt wird, gehört nicht die Weltweisheit eines Tolstoi oder Jefferson. Ihnen könnte hier das Wort entzogen werden.

In der Absicht, dem Schüler mit diesem Buche auch einen sittlich bildenden Freund zu geben, haben die Verfasser einzelne Stücke aus französischen Schulmoralbüchern entnommen. Hier scheint mir die Wahl nicht immer glücklich; denn diese Literatur gehört zu dem Ödesten und Unfruchtbarsten, ja Unwahrsten, das in Frankreich geschrieben wurde und wird. Unsere Schüler können dieses künstlichen Ersatzes für den Religionsunterricht entbehren. Ich möchte den alten Arbeiter kennen lernen, der, wie der Vater Rémy (S. 33), sofort seine Pfeife zerschellt, wenn man ihm vorrechnet, dafs er, bei Unterdrückung seines Tabakverbrauches von 1 Sou täglich, 18 Franken im Jahre mehr für den Unterhalt seiner Familie anwenden könnte.

Auf S. 32 wird ein Trinker dadurch bekehrt, dafs ein Rechenkünstler ihm vorrechnet, er habe bei 2 Franken täglichen Lohnes in 30 Jahren 15 000 Franken infolge seiner Leidenschaft verloren. Sollen durch ein derartiges Lesestück unsere Schüler zu Antialkoholikern erzogen werden, so ist der Erfolg durch ein anderes (Au bivouac, S. 41) sehr gefährdet; denn hier macht der Wein (la liqueur inspiratrice des propos joyeux) die alten Soldaten beredt und läfst sie den Rekruten am Lagerfeuer tief in die Nacht vom Ruhm ihres Regiments erzählen.

Wie wird sich danach der Schüler zu der Alkoholfrage wohl stellen?

Auch manches andere Stück würde man gern vermissen. S. 5 f. hinterläfst ein übrigens nicht sehr wahrheitsliebender Vater, dem es ähnlich wie Lear gegangen war, seinen Söhnen in einem Geldkasten einen Hammer und einen Zettel mit folgendem Vermächtnis: Je lègue ce marteau pour casser la tête du père insensé qui, ayant donné tous ses biens à ses enfants, comptera sur leur reconnaissance. Gehört diese Menschenverachtung in unsere Mittelklassen?

Ebensowenig wenden sich an die Jugend die Vorwürfe Legouvés (S. 13): Oh! on n'étudie pas assez les enfants! On traite trop leurs sentiments de puérilités! etc.

Befremdet hat mich etwas Gaspard S. 18 f. Das Stück behandelt die rührende Waffenbrüderschaft eines Franctireurs und eines Wolfes, die beide ohne ersichtlichen Grund von zwei preufsischen Husaren erschossen werden. Bitter fügt der Franzose hinzu: Les Allemands s'éloignèrent, satisfaits de leur double victoire. Der edle Franctireur ist aber doch nicht tot, und seine erste Sorge ist, bevor er selbst von Landsleuten, die ihn am Abend finden, Hilfe annimmt, seinem für ihn gefallenen treuen Wolf ein ehrenvolles Soldatenbegräbnis zu verschaffen. Bei der sentimentalen Tiergeschichte kommen die grausam tötenden Deutschen schlecht weg. Dem Stücke fehlt der unparteiliche Charakter, der sich z. B. in der Darstellung des deutsch-französischen Krieges S. 142 ff. angenehm bemerkbar macht. Daher mufs diese Wahl als ein Mifsgriff bezeichnet werden.

Auch sonst könnten einzelne Ausschnitte geschickter gemacht sein. Die kleine Erzählung 'Le pinceau du Titien' S. 2 f. mufs den Schüler zu glauben verleiten, dafs A. de Musset der Sohn Titians ist. Bei der niedlichen Scene: 'La pendule cassée' wird mit Bedauern ein Abschlufs vermifst werden, ebenso bei 'Lisette' S. 52 ff.

Die Anmerkungen sind meist knapp und sachlich. Auszusetzen habe ich folgendes:

2, 13 warum nicht *Le* Titien?

22, 7 un chien regarde bien un évêque scheint mir nicht gut erklärt mit 'auch der Höchststehende darf es nicht übel nehmen, wenn ein Geringerer sich an ihn wendet.'

48, 14 die Bourbonen 'wieder herzustellen' ist unschön.

76, 5 'Die Mette wird von den klösterlichen Genossenschaften auch während der Nachtzeit gemeinsam gebetet' ist unklar.

131, 22 ist nicht ganz zutreffend, da die beiden Flügel der Tuilerien wieder hergestellt sind.

131, 32 lehrt, dafs Voltaire allein die grofse Revolution durch seine Schriften vorbereitete, obwohl die folgende Anmerkung über Rousseau dies einschränkt.

133 wird nur durch das Stück selbst verständlich, ist daher in dieser Form überflüssig.

141, 8 Der General Bertrand war neben Gourgaud, Las Cazes u. a. wohl bei der Überführung des Sarges Napoleons zugegen, die Mission war aber eigentlich dem Prince de Joinville, dem dritten Sohne Louis Philippes, übertragen, der sie auch ausführte.

143, 8 die Kaiserin Eugenie als Marie de Guzman zu bezeichnen, ist zum mindesten ungewöhnlich.

150, 26 verstehe ich nicht. Die Anmerkung erweckt falsche Vorstellungen.

150, 32 Notre Dame heifst nur für einen Nicht-Pariser Notre Dame de Paris. Dafs ihr Stil den Übergang aus dem romanischen zum gotischen zeige, ist zu viel gesagt.

150, 34 die Anmerkung über die Sainte-Chapelle ist vom heutigen Standpunkt aus unglücklich gefafst.

150, 35 ist falsch. Danach soll die Préfecture de Police, die im Text erwähnt wird, ein Teil des Palais de Justice sein.

151, 5 Le jardin des Plantes ist nicht zutreffend als der bedeutendste 'zoologische' Garten von Paris bezeichnet.

151, 26 Le palais du Trocadéro schlechthin einen Palast zu nennen, führt irre.

151, 33 St. Eustache würde ich nicht als 'ein hervorragendes Denkmal der Renaissance' ansprechen.

151, 34 ist auch unklar. Danach müfste der Barockstil dem 16. Jahrhundert angehören.

Das Buch ist sauber gedruckt. An Druckfehlern fielen mir auf: S. 9, 27 vous; S. 23, 33 Tope; S. 36, 1 par; S. 196 Jefferson † 1826; S. 199 Mac-Mahon † 1883; S. 217 zu 169, 21 seiner. Bei den Sprichwörtern ist mehrfach die alphabetische Reihenfolge gestört. Zu 75, 16 bemerke ich, dafs M[me] de Pressensé vor etwa drei Jahren gestorben ist.

Somit dürfte für eine zweite Auflage, die dem Buche bald zu wünschen ist, noch manche Besserung möglich sein.

Berlin. **Max Kuttner.**

Französisches Lesebuch von Dr. Heinrich Lüdecking. Zweiter Teil.

Für mittlere und obere Klassen. Elfte, nach den neuen Lehrplänen und Bestimmungen eingerichtete und vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang, 1901. 338 S. gr. 8. In Ganzleinen geb. Mk. 3,50.

Wenn die Verlagshandlung in einem Begleitzirkular zu vorliegendem Buche in sehr zuvorkommender Weise darauf aufmerksam macht, dafs ihm neben anderen Vorzügen der Lüdeckingschen Lesebücher auch verständige Wahl nach einem sorgfältig angelegten Plane zuerkannt werden müsse, scheint mir dieses Lob doch nur in sehr bescheidenem Mafse zu-

treffend zu sein. In sieben Abteilungen folgen sich Erzählungen, Bilder aus dem Natur- und Volksleben, Geschichte, Briefe, Abhandlungen und Reden, Vermischtes und endlich Gedichte, und wenn gegen diese Reihenfolge auch nichts einzuwenden ist, bedurfte es doch keines besonderen Aufwandes von Sorgfalt, um diesen Plan anzulegen. Daſs in einzelnen Abteilungen, wie Geschichte, Briefe, Gedichte, die gebotenen Stücke chronologisch geordnet sind, versteht sich auch von selbst, während ich in anderen, wie Erzählungen, Bilder aus dem Natur- und Volksleben, einen Plan nicht zu entdecken vermag. Dagegen gebe ich gern zu, daſs die Wahl der Lesestücke im ganzen eine sehr gute ist, und es muſs dem Buch als Vorzug nachgerühmt werden, daſs auch die moderne Literatur in verständiger und taktvoller Weise berücksichtigt ist. So wird z. B. die Szene aus den Straſsenkämpfen der Pariser Kommune von P. Bourget die Schüler unzweifelhaft zu fesseln vermögen, und die Fragmente aus den Werken von Anatole France, Zola und Brisson in der zweiten Abteilung bieten ihm ein ebenso anschauliches Bild von Paris und einigen Gegenden von Frankreich als gewisse nur dieses Ziel verfolgende Lesebücher, deren Bearbeiter ihre Beiträge bei nicht immer sehr empfehlenswerten Schriftstellern gesucht haben.

Was die Briefe betrifft, finden sich deren verhältnismäſsig ziemlich viele von Napoleon und Josephine, und es scheint mir, daſs einige derselben, besonders No. 15, ohne Schaden weggelassen und durch solche neueren Datums und auch allgemeineren Inhalts ersetzt werden könnten. Auffallend ist, daſs zu No. 16, wo Napoleon an Josephine schreibt: ‘Je conçois tout le chagrin que doit te causer la mort de ce pauvre Napoléon’ keine Anmerkung Aufschluſs gibt, um wen es sich handelt. Gemeint ist unter dem ‘pauvre Napoléon’ der Sohn König Ludwigs von Holland und der Hortense, Napoléon Louis Charles, der am 5. März 1807 (aus diesem Jahre ist auch der Brief) starb und der ein Enkel von Josephine war. Von Interesse für die Literaturgeschichte sind die Briefe von Madame de Staël, Chateaubriand und Béranger. Bei dem von Chateaubriand an Karl X. sollte das Datum nicht fehlen.

Recht ansprechende und Geistes- wie Gemütsbildung der Schüler fördernde Stücke finden sich in den Abteilungen 5 (Abhandlungen und Reden) und 6 (Vermischtes), wenn sie auch etwas bunt durcheinander gewürfelt sind. Weniger glücklich ist der Herausgeber in der Auswahl der Gedichte, unter denen sich mehrere minderwertige finden, während andere bekannte Dichter, besonders moderne, zu wenig berücksichtigt sind. Sehr zu tadeln ist es, daſs unter dem Titel ‘Les deux Iles’ die acht Teile des bekannten Cyklus von Victor Hugo in willkürlicher Weise in scheinbar nur ein zusammenhängendes Gedicht zusammengestoppelt sind, und zwar aus dem 4., 6., 7. und 8. Teil. Das gibt den Schülern eine ganz falsche Vorstellung, und sie werden sich wundern, wenn ihnen etwa später der ganze Cyklus zu Gesichte kommt. Auf jeden Fall sollte der Anfang des ersten Teiles: ‘Il est deux îles dont un monde sépare les deux Océans’ etc. nicht fehlen, und das beste wäre wohl, wenn Herr Lüdecking in einer späteren Auflage sich auf diesen einen Teil beschränkte, der doch ein Ganzes bildet.

Indem er die Anmerkungen an das Ende des Buches verwies, folgte der Herausgeber einer in neuerer Zeit aufgekommenen Mode, von der man vielleicht, wie von anderen in den Himmel erhobenen Neuerungen, nach einiger Zeit wieder zurückkommen wird und deren Vorzug gegenüber den früher üblichen Fuſsnoten ich nie einzusehen vermocht habe. Diese Anmerkungen sind etwas dürftig, und zwar sowohl nach der sachlichen wie nach der grammatischen und lexikalischen Seite. Seltsamerweise werden die meist allzu kurzen biographischen Notizen bald französisch, bald deutsch gegeben, so S. 326: Prosper Mérimé (sic!), Dichter und Schriftsteller, und: Taine, critique d'art et historien; S. 327: Théo-

phile Gautier, poète et critique français; Emile Zola, célèbre romancier, und: Ernest Renan, Orientalist und theologischer Schriftsteller etc. Einige biographische Notizen werden auch wiederholt, während auf andere zurückgewiesen wird. Etwas naiv wird S. 334 von Madame von Sévigné gesagt, sie sei berühmt durch ihre Briefe, welche acht Bände füllen (in der Ausgabe der Grands écrivains de la France sind es, wenn ich mich recht erinnere, zwölf). Dafs 'la jeune captive' von André Chénier zur Zeit, als ihr der Tod durch die Guillotine drohte, nicht mehr das 'schöne und junge Fräulein von Coigny' war (S. 337), wird dem Verfasser der Anmerkungen nicht unbekannt sein.

Während der Text der Lesestücke, die, was nicht zu billigen ist, mit deutschen Titeln versehen sind, im ganzen sehr korrekt ist (S. 59, 36 ist tître zu verbessern, und S. 96, 6 wird wohl auch nach Gautier Obergestelen und nicht Obergestein zu lesen sein), finden sich mehr Druck- und andere Fehler in den Anmerkungen. So S. 324: le Ballon de l'Alsace statt d'Alsace, le secret du maître Cornille statt de m. C., S. 335: Anne Louise Germain (statt Germaine) Necker, S. 331: Bussy-Rabotin statt Rabutin etc. Wenn zu S. 37, 37: 'Qu'est-ce que j'en tirerais de votre clair d'étoiles?' die Anmerkung gegeben wird: 'Das sonst unstatthafte en soll durch das nachfolgende de votre clair d'étoiles verdeutlicht werden', so heifst das doch die Dinge auf den Kopf stellen. In der Stelle S. 137, 21: 'On se doit bien charger de cette ribaudaille qui faillit au besoin' darf faillit im Zusammenhang wohl als historisches Perfekt aufgefafst werden.

Dafs dem Lesebuch kein Wörterbuch beigegeben ist, halte ich für richtig, da nach meiner Ansicht den Schülern wohl zugemutet werden darf, auch in dieser Beziehung selbständig zu arbeiten und mit Hilfe eines allgemeinen statt eines Speziallexikons zu präparieren. Aber gerade deshalb wäre es nötig, für Ausdrücke, die in kleineren Wörterbüchern, deren sich die Schüler oft bedienen müssen, gewöhnlich nicht angegeben sind, in den Anmerkungen eine Erklärung zu bieten, so für carabin (S. 57), pion (S. 58), lavange statt avalanche (S. 96) usw.

Alles in allem genommen und trotz der gemachten Ausstellungen, von denen vielleicht einige in einer späteren Auflage Berücksichtigung finden, sehe ich im Lüdeckingschen Lesebuch ein Lehrmittel, dessen Vorzüge seine Verbreitung rechtfertigen.

Solothurn. M. Gisi.

F. J. Wershofen: Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Köthen, Otto Schulze, 1903. 224 S. 8.

Ein Realienbuch kann verschiedenen Zwecken dienen. Es kann ein Nachschlagebuch sein, dann mufs es den Stoff ausführlich behandeln; oder ein Lehr- und Lernbuch, dann mufs es den Stoff auf das Notwendigste zusammendrängen; oder es kann zur Lektüre dienen, dann mufs es bei aller praktischen Bedeutung literarisch wertvolle Gegenstände bieten. Das mir vorliegende Buch will sowohl zum Lernen wie zum Lesen dienen, wie mir scheint. Es enthält in einem 'Connaissances utiles' überschriebenen Teile von 26 Seiten eine Anzahl von Abschnitten, die für die Einprägung eines Wortschatzes bestimmt sind, auf etwa weiteren 30 Seiten eine kurze Geschichte Frankreichs, die nach der Art verfafst ist wie unsere Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht in der Schule, ferner einige Gedichte, die bestimmt sind, in Prosa übertragen zu werden, Inhaltsangaben, Darstellungen aus der Kulturgeschichte, Reden, Beschreibungen, eine auf etwa 20 Seiten zusammengedrängte Literaturgeschichte und im Anhang eine Anzahl Synonyma. Man sieht, es handelt sich mehr um eine Chrestomathie denn um ein Realienbuch, mehr um ein Hilfsbuch, wie es Münch, *Zur Förderung des französischen Unterrichts* S. 98, verlangt. Der erste Abschnitt, welcher 'nützliche Kenntnisse' vermitteln will, ist in einigen

Teilen, soweit es sich um bloſse Aneignung von Vokabeln handelt, die in einen gewissen Zusammenhang gebracht sind, recht brauchbar, doch glaube ich, daſs alle Versuche, solche Stoffe zu einer anregenden Lektüre zu gestalten, an der Unmöglichkeit scheitern, alle möglichen Ausdrücke über Speisen, Teile des Hauses, Möbel, Krankheiten in einen einigermaſsen natürlich klingenden Zusammenhang zu bringen. Man wird über trockene Aufzählungen nicht hinauskommen und tut wohl am besten, sie als solche und nicht als eine anregende Lektüre zu bieten. Es ist gewiſs sehr gut, wenn der Lehrer für Sprechübungen Anhaltspunkte findet, aber die Gefahr liegt nahe, in dem Bestreben, das Nützliche interessant zu gestalten, weitschweifig zu werden, Selbstverständliches zu sagen oder mit Gegenständen, die dem französischen Unterricht fern liegen, die Zeit zu verbringen. Sollte nicht der Verfasser auch zuweilen in diesen Fehler verfallen sein? Man lese z. B. Abschnitt 8 über die Krankheiten. Wir finden hier ausführliche Definitionen von sain, santé, malade, médecine, chirurgie, hygiène, während doch solche Worte einfach als etwas allgemein Bekanntes hingenommen werden sollten.

Die Geschichte Frankreichs bietet Schülern der Oberklassen Gelegenheit, sich zu Hause auf Sprechübungen vorzubereiten, doch wünschte ich, sie enthielte keine Druckfehler. S. 45, wo von der Niederlage der Franzosen bei la Hougue (Hogue) gesprochen wird, müſste wohl la marine française statt notre marine gesagt werden.

Die Abschnitte, welche französischen Schriftstellern entnommen sind, scheinen mir meist gut ausgewählt zu sein. Mir hat besonders gefallen, daſs auch die militärische Beredsamkeit Napoleons und die zündende Überredungskunst eines Gambetta zu ihrem Rechte gekommen sind. Für die einzelnen Stücke wäre eine genaue Quellenangabe recht wünschenswert, dringend erforderlich aber eine sorgfältige Durchsicht des ganzen Buches zur Ausmerzung der zahlreichen Druckfehler. Der Anhang über Synonyma würde gröſseren Wert haben, wenn die Synonyma durch Beispiele erläutert würden. Sehr zweckmäſsig wäre es, wenn diese Beispiele vom Verfasser aus dem Realienbuch selbst zusammengetragen würden. Dann würde der Zusammenhang dieses kleinen Abschnitts mit dem Buche deutlicher sein. Dann würde das Buch auch Gelegenheit zu einem vortrefflichen, auf die Verstandesbildung gerichteten Unterricht bieten.

Gr.-Lichterfelde. Paul Selge.

Lou Cansounié de la Prouvènço, adouba pèr l'Escolo Parisenco dóu Felibrige. Avignon, Roumaniho, et Marsiho, burèu di publicacioun poupoulari [1903]. 116 S.

Diese für die Pariser Feliber-Vereinigung von dem Cabiscol J. Ronjat herausgegebene Liedersammlung wird, wie billig und recht, eröffnet und geschlossen von Fr. Mistral: eröffnet von dem Trutzlied Espouscado (1888), das A. Bertuch in der *Zeitschrift für franz. Spr. u. Lit.* XV, 267 bis 270 so schön übersetzt hat, und geschlossen von der Respelido (*chantée au banquet de la Santo-Estello* 1900), welche in der *Revue des langues romanes* (XLIV, p. 5) zu lesen steht. Zwischen diesen beiden Gedichten zu Ehren der provenzalischen Muttersprache liegt ein Kranz von dreiſsig Liedern, die alle mit ihren volkstümlichen Weisen oder Kunstmelodien wiedergegeben sind. Sieben an der Zahl sind die Poeten, gleichsam *li sèt felibre de la lèi:* Mistral, Roumanille, Aubanel, P. Arène, F. Gras, A. Marin und Ch. Riéu. Die meisten sind mit nur zwei, Marin mit drei, Aubanel mit sechs und Mistral mit neun Liedern vertreten. Dazu kommen vier Volkslieder, nämlich eine Serie Schnaderhüpfel, das Lied von den klappernden Holzschuhen (Lis esclop), das weitverbreitete Gedicht vom Eifersüchtigen, das Daudet im *Numa Roumestan*

p. 178 zitiert, und ein Noël, der freilich die geistliche Urheberschaft noch deutlicher verrät als andere seiner Art.

Der Herausgeber schickt, *pèr legi lou cansounié*, einige nur die Diphthonge betreffende Sprechanweisungen voraus, welche die Sänger, *avans de canta*, ausdrücklich zu lesen gebeten werden.

Da Mistrals Kunst bei uns der *santo vièio lengo de Prouvènço* viele Freunde zugeführt hat, so wird das schlichte Heftchen — *costo vint sòu* —, das in Mistrals Gefolge auch anderer provenzalischer Dichter Wort und Weise bringt, gewiſs manchem willkommen sein. H. M.

Dr. L. Donati: Corso pràtico di lingua italiana per le scuole tedesche (Grammàtica — esercizi — letture). Zurigo, Orell Füssli, 1902. 8°. IV, 336. Geb. Fr. 4,50.

Mir ist auf dem Gebiete der italienischen Sprachlehre kein dem vorstehenden ähnliches Werk bekannt. Seine Eigenart liegt darin, daſs es von Anfang an den grammatikalischen Stoff nicht durch deutsche, sondern durch italienisch gefaſste Regeln dem Schüler zu übermitteln unternimmt, und daſs es für die Übersetzung aus dem Deutschen ins Italienische keinerlei Material bietet. Der Verfasser hat es sich zum Gesetz gemacht, das Deutsche aus dem Unterricht (wenigstens was den Lehrer anlangt) völlig zu verbannen, damit der Schüler einerseits durch unausgesetzte Übung sein Ohr schneller und sicherer an die fremden Laute gewöhne und andererseits durch Einprägung idiomatischer Wortgruppen vor der mechanischen Übertragung deutscher Redeweise ins Italienische möglichst bewahrt bleibe. Gewiſs ein erstrebenswertes Ziel, aber ich zweifle sehr, ob sich dieses auf die Spitze getriebene Lehrverfahren besonders in den ersten Monaten des Unterrichtes (noch dazu bei Nichterwachsenen!) uneingeschränkt wird durchführen lassen, ohne dem Miſsverständnis Tür und Tor zu öffnen. Auch wird durch das krampfhafte Bemühen, bei den Regeln jedes deutsche Wort auszuschlieſsen, entschieden kostbare Zeit vergeudet werden, die sich durch eine Erklärung in der Muttersprache des Schülers leicht ersparen lieſse. Schlieſslich ist noch zu bedenken, daſs unter den d e u t s c h e n Lehrern des Italienischen sicherlich doch nur ganz wenige im stande sein werden, in der fremden Sprache alles Syntaktische schlicht, klar und treffend auseinanderzusetzen und etwa eingerissene falsche Auffassung der Dinge in einleuchtender Weise zu berichtigen. Gegenüber so unbestreitbaren Nachteilen können die oben berührten Vorteile des Systems kaum ins Gewicht fallen, zumal da sich Ohr und Sprachgefühl auch an den Übungssätzen und -stücken allein durch Verarbeitung zu Frage und Antwort meines Erachtens in ausreichendem Maſse bilden lassen. Jedoch mag diese Ansicht veraltet und überholt sein ...

Die Anordnung des Werkes ist der Art, daſs nach einleitenden Beispielen zu den wichtigsten Punkten der Aussprache — eine nur eben in den Grundzügen angedeutete Lautlehre ist an das Ende verwiesen — die Formenlehre ziemlich kurz abgetan und dann das Unentbehrliche aus der Syntax in den Hauptlinien zur Darstellung gebracht wird. Der durch diese bündige Behandlung alles Grammatikalischen gewonnene Platz ist den Übungssätzen und -stücken zu gute gekommen, denen somit das Buch seinen stattlichen Umfang in erster Reihe verdankt. Unter Verzicht auf eine eingehende Darstellung des theoretischen Lehrstoffes hat der Verfasser absichtlich zur Ergänzung aus eigenem Wissen dem Lehrer ziemlich weiten Spielraum gelassen.

Bei der Fassung der Regeln ist — schon des leichteren Verständnisses wegen — gröſste Einfachheit und Kürze angestrebt, denen natürlich manches nicht gerade Unwichtige hat zum Opfer fallen müssen. Hier und da stöſst man auf Schiefes oder Unzweckmäſsiges; so wird z. B.

§ 35 die Regel für die Mehrzahlbildung der Wörter auf -co durch Abtrennung des Ausgangs -ico (statt Sonderung der Paroxytona von den Proparoxytonis) wahrlich nicht vereinfacht. § 44: Nur wenn das voraufgegangene Objekt ein Personale ist, pflegt in der Umgangssprache das mit *avere* konstruierte Partizip mit ihm zu kongruieren (also *le ho vedute;* aber *quanti libri italiani hai letto?* und *la signora che avete salutato*); wenig üblich ist in alltäglicher mündlicher Rede die Anlehnung an das folgende Objekt (*abbiamo incontrati i tuoi fratelli*). § 50 würden Verbindungen wie *di il, in lo* etc., die der Schüler durch *del, nello* etc. zu ersetzen hat, besser überhaupt nicht angeführt, da es doch reine Phantasiegebilde sind. Sie sollten die längste Zeit in den Grammatiken ihr Wesen getrieben haben! § 94 lehrt der Verfasser, bei Anwendung des Teilungsartikels herrsche grofse Willkür. Ob nicht diese Willkür in der Mehrzahl der Fälle nur eine scheinbare ist? Sie liegt doch wohl begründet in der Auffassung des Sprechenden. Ist es ihm um den Begriff als solchen, nicht um die Menge zu tun, so wird ihm, falls er irgend logisch denkt, (oder durch Gewöhnung auch unbewufst) der Teilungsartikel nicht auf die Zunge treten. Daher hat eine Regel wie diese 'Der Teilungsartikel fehlt meist im Fragesatz' keine innere Berechtigung. Neben '*hai visto ragazzi in quel giardino?*' ist '*hai visto dei ragazzi in qu. g.?*' genau so üblich und ganz einwurfsfrei; nur kommt eben je nach der Fassung eine andere Gedankenschattierung zum Ausdruck. Wer das Ganze als eine '*questione d'orecchio*' hinstellt, trifft den Kern der Sache nicht. § 173 heifst es von *codesto*, es bezeichne Person oder Sache in der Nähe des Hörenden. *Codesto* bezieht sich doch immer auf die angeredete Person. Hörende könnten aufser dieser noch viele anwesend sein, auf die sich nur mit *quello* hinweisen liefse. § 195 zur Erklärung der Formen *glie lo, glie la* etc. zu sagen, *gli* erhalte unter diesen Umständen ein euphonisches e, ist zwar sehr beliebt, aber nur bei absichtlich unhistorischer Betrachtung der Dinge angängig.

Doch nun zu dem, worauf der Verfasser sein Hauptaugenmerk gerichtet hat und was auch den eigentlichen Wert des Buches ausmacht, zu den Übungs- und Lesestücken, deren reiche und mannigfaltige Fülle den Schüler in die Umgangssprache und in die Ausdrucksweise guter neuerer Schriftsteller einführen soll. Hier kann man der Umsicht und Sorgsamkeit, sowie dem Geschick und dem Geschmack des Verfassers uneingeschränkte Anerkennung zollen. Zur Veranschaulichung und Einübung der Regeln werden kleine Sätze gegeben, die trotz ihrer Schlichtheit kaum einmal etwas Törichtes bieten und sich vortrefflich zur Nachbildung eignen. Daran schliefst sich von Anfang an ein kurzes zusammenhängendes Lesestück, zu dem der Stoff aus der nächsten Umgebung des Schülers und dem alltäglichen Leben entnommen ist, z. B. über *la scuola, le materie d'insegnamento, la mia casa, gli animali domestici, i mestieri, mezzi di trasporto* usw.; und zwar alles dieses in langsamer, wohlabgewogener Steigerung vom Einfachen zum Schwierigeren. Jedes dieser Stücke ist dann wieder zu Fragen verarbeitet, die den Schüler zum Sprechen anleiten sollen. Eingestreut sind aufserdem Dialoghetti und Dialoghi praktischen Inhalts, anmutige Briefchen, sowie eine Anzahl hübscher kleiner Gedichte. Dem weiter vorgeschrittenen Schüler wird auch ab und zu eine längere Erzählung[1] vorgelegt und einiges (aber zu wenig!) über Land und Leute gesagt. Es machen den Beschlufs ein paar

[1] Sie sind gut gewählt; nur die von Signorini (*Nessun giorno senz' esercizio*) verdiente zum alten Eisen geworfen zu werden. Ein so unüberlegtes und daher schiefes Urteil, wie u. a. '*un semplice circolo fatto a mano libera indicò Giotto per il più grande pittore* (!) *d'Italia*' kann doch in jugendlichen Köpfen nur Verwirrung anrichten. Dafs dies Geschichtchen durch jahrhundertelange anekdotische Überlieferung sich hat fortpflanzen können, ist betrübend und macht sie keineswegs sinnvoller!

ausführliche Letture scelte, bei denen besonders Toskaner (Fucini, Collodi, Giusti) zu Worte kommen.

Mit dem Italienisch der Übungssätze und -stücke des Verfassers kann man sich durchaus einverstanden erklären. Er ist mit Erfolg bemüht gewesen, immer den schlichtesten und treffendsten Ausdruck zu gebrauchen und seine Redeweise der des gebildeten Toskaners anzunähern. Nur wenig ist mir bei eingehender Durchsicht aufgefallen, was Bedenken erregen könnte oder geradezu verbesserungsbedürftig wäre. *Soprabito* für *palton* oder *paltò* einzusetzen (§ 28 und S. 267), halte ich nicht für zweckmäfsig, weil mit *soprabito* — wenigstens in Toskana — doch der 'Überrock' bezeichnet wird; wer sich vor dem Schneider-Gallizismus bekreuzigt, mag dann schon lieber zu *cappotto*, bezw. *cappotto da mezza stagione* greifen. § 47 nicht *Mamma ce n'è una sola, Giulio mio*, sondern *Mamme* (vielleicht nur Druckfehler). Ebendaselbst *son due ore che continuo a sfogliare il vocabolario;* dann müfste ja der Sprechende schon vor Beginn der zwei Stunden geblättert haben ... Gemeint ist doch jedenfalls *son due ore che sto sfogliando* (od. *scartabellando*) *il vocabolario.* § 63 wird als kurzsichtig erklärt *chi vede gli oggetti meglio da vicino che da lontano;* in diesem Falle wären — abgesehen von den Weitsichtigen (*presbiti*) — alle Menschen *miopi!* Empfehlenswerter: *è miope chi non vede che confusamente gli oggetti posti a una certa distanza.* § 68 heifst es, oft schliefse ein Brief mit den Worten: *i cordiali saluti dal tuo ecc.* Doch nicht so, sondern entweder *ricevi* (*abbiti*) *i cordiali saluti del tuo ecc.*, oder aber *ricevi cordiali saluti* (ohne Artikel) *dal tuo ecc.* § 82 wäre dem *son presto le nove* entschieden *manca poco alle nove* oder *a minuti son le nove* vorzuziehen. § 93 und öfters *spinacci;* in Toscana nur *spinaci.* § 131 *c'è coincidenza col tranvai che ... arriva* [*a Porlezza*] *alle* 19 12. *Qui prenderò di nuovo il battello.* Es ist doch nur *Lì* möglich! Ebendaselbst und öfter *Arrivederci senz'altro!* als Schlufs eines längeren Briefes. Toskanisch ist das nicht; was meint der Verfasser eigentlich damit? § 187 klingt das *che pensi dunque di presentargli* [*per il suo natalizio*] des G. Tarra recht geziert; das gewöhnliche ist *regalare.* § 192 war in dem toskanischen Märchen nicht nur — wie geschehen — die Bedeutung von Pitrès *'a piedi di chiesa'* zu erklären, es mufste auch als mundartlicher Ausdruck (aber nicht des toskanischen Dialektes!) gekennzeichnet werden; nicht minder (§ 231) das Zeitwort *schifirsi* des G. Pascoli. § 235 wäre auch das *veniva ridonato in libertà* des Dandolo, wo doch eine Konstruktionsvermischung vorliegt, zu beanstanden gewesen. § 289: Die (anderwärts übliche) Ausdrucksweise *l'ho udito a dir male dei suoi amici, tu vedi le farfalle a volare* wird von Toskanern kaum angewandt. S. 277 wird schliefslich die Interjektion *gua'* als Abkürzung von *guarda* erklärt; so bei Tommaseo-Bellini, bei Petrocchi, bei Bulle-Rigutini und anderen. Es kann doch aber wegen des r nur *guata* die Grundform sein.

Noch ist hervorzuheben, dafs der Verfasser überall den Ton angegeben hat, sobald dieser auf die drittletzte Silbe fällt, und zwar bei e und o je nach ihrer Qualität durch den Akutus oder den Gravis. Zu einer gleichmäfsigen, durchgängigen Kennzeichnung der offenen e und o, sowie der weichen s und z hat er sich nur in den Wörterverzeichnissen entschliefsen können, nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus der Befürchtung heraus, die immer wiederkehrenden Aussprachezeichen im Text würden den Leser allmählich 'anwidern'. Wirklich? Bei Anwendung der vielgepriesenen Laut-Umschrift würde auch ich diese Befürchtung hegen, aber doch nicht bei den wenigen Hilfszeichen ´, `, ṡ und ż! Der scharfe, saubere Druck, der durch mafsvolle Hervorhebung des Wichtigeren ein angenehm klares Bild auf dem guten Papier ergibt, ist auch bezüglich seiner Korrektheit mit anerkennenswerter Sorgfalt überwacht worden. Nur hier und da trifft man auf geringfügige Versehen, z. B. § 19 *Si parla,* § 61 *fèmmina,* § 119 *Listz,* § 122 *cèrchio,* § 238 *Ròmolo,* § 240

còmpito, § 266 *bofònchiano*, S. 267 *paletòt*, S. 284 *scèndere*, S. 294 *dòpo*, S. 310 *nòrma*, S. 313 *sòrcio*, S. 326 *orepacuòre*.

Zum Schluſs den — schüchternen und wohl aussichtslosen — Wunsch, es möchte sich bei der zweiten Auflage, die verdientermaſsen kaum lange auf sich warten lassen wird, der Verfasser zur Verwendung des Deutschen bei dem zu vervollständigenden grammatikalischen Teil seines Buches bekehren, wodurch es für weitere Kreise der Anfänger[1] (oder zum mindesten doch für den Selbstunterricht!) erst recht brauchbar würde, so daſs dann der wertvolle, auf ehrlicher Arbeit beruhende phraseologische Teil in noch gröſserem Maſsstabe förderlich wirken könnte.

Berlin. Oskar Hecker.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache, II. Teil, Lese- und Übungsbuch von A. Zuberbühler. Zürich, Orell Füssli, 1902. 8°. IV, 189. Mk. 2,50.

Den vor etwa acht Jahren veröffentlichten I. Teil dieses Lehrbuches (vgl. *Archiv*, Band CVI, S. 459) beschlieſst nunmehr der vorliegende II. Teil. Er gliedert sich in folgende Hauptstücke: 1) Nozioni di storia naturale e di fisica. 2) Lettere. 3) Dialoghi. 4) Geografia. 5) Narrazioni storiche. 6) Descrizioni e racconti. 7) Poesie. Der Stoff hierzu ist zur gröſseren Hälfte modernen, meist noch lebenden Schriftstellern entlehnt, zur kleineren neuesten Schulbüchern entnommen. Für mein Empfinden konnte Nr. 1 getrost fortbleiben. Nur verschwindend wenigen Schülern dürfte daran liegen, in der fremden Sprache angeben zu können, wie Guſseisen verarbeitet wird, durch welchen Prozeſs man Stahl gewinnt, welches die einzelnen Teile der Kartoffel sind, wie dieselbe eingesetzt, wann sie geerntet und auf welche Weise sie am besten verspeist wird; auch von der Baumwolle erfahren wir umständlich vita, morte, e miracoli, und eine Pumpe wird uns gar lehrreich (mit zwei Abbildungen!) in allen ihren Einzelheiten gewissenhaft beschrieben ... Das scheint mir doch weit über das Ziel des Sprachunterrichtes hinauszuschieſsen! Gegen die übrigen Hauptteile ist dagegen nicht das geringste einzuwenden. Die darin enthaltenen Stücke sind mit Umsicht und Geschmack ausgewählt; fast alle sind unterhaltend und gute Proben der betreffenden Gattung. Auch hat sichtlich bei der Auswahl das (zumeist erfolgreiche) Bestreben obgewaltet, nur reines Italienisch zu bieten.[2] Am Ende eines jeden Stückes gibt der Verfasser willkommene Fingerzeige zur Nutzbarmachung des Gelesenen teils durch Frage und Antwort, teils durch phraseologische Verarbeitung, bald durch Übertragung einzelner dem Texte nachgebildeter Sätze, bald wieder durch Zusammenstellung der wichtigsten Vokabeln für ein bestimmtes Thema, und hier und da schlieſslich auch durch elementare Bemerkungen zur Syntax. In der Hand eines tüchtigen Lehrers, der das Italienische wirklich beherrscht, kann das Werkchen zweifellos Nutzen stiften. An Aussprachehilfen wird nicht nur wie im I. Teil die Bezeichnung der offenen e und o, sondern auch die der stimmhaften s und z gewährt, aber beides leider nur bei den jeweilig neu hinzutretenden Vokabeln. Die des ersten Teiles werden als bekannt vorausgesetzt, die neuen

[1] Natürlich kann auch schon jetzt selbst der 'eingefleischte Grammatiker' dieses Lehrbuch mit nicht geringem Nutzen dem Unterricht zu Grunde legen, wenn er nur — die Regeln übersetzt und in deutscher Sprache klar macht und ergänzt.

[2] In einer Fuſsnote hätte darauf hingewiesen werden sollen, daſs der Originaltext — wohl hauptsächlich, um dem Schüler gröſsere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen — nicht immer wortgetreu wiedergegeben ist; vgl. z. B. den Brief Giustis an Francioni und die Ausschnitte aus Franceschis 'Città e Campagna'!

findet man am seitlichen Rande übersetzt oder zuweilen durch ein Synonymum erklärt. Die Verdeutschungen sind meist zutreffend; ab und zu lassen sie die wünschenswerte Sauberkeit vermissen. So dürfte *nitido* (S. 5) nicht als 'niedlich' ausgelegt werden; *svanire* vom Dampf ist nicht 'verschwinden' (S. 13); *ma tant'è* heifst nicht 'so ist's' (S. 20), sondern gleichviel!; *indolenzito* von einem Körperglied nicht 'eingeschlafen' (S. 23), was man vielmehr *informicolito* nennt; *costipazione* bedeutet an der betreffenden Stelle (S. 25) Erkältung, nicht 'Verstopfung', was aus dem gleich darauffolgenden Hinweis des Schreibers auf seinen Husten sich klar ergibt; mit *pallini* sind (S. 26) nicht 'Kugeln', sondern Schrot gemeint; wenn Giusti wegen Aufserachtlassung gesellschaftlicher Verpflichtungen sich selbst einen *villano* schilt, so will er doch damit nicht 'Grobian' (S. 29), sondern Flegel, ungeschliffener Patron sagen!; S. 33 mufste erklärt werden, dafs Duprè unter seinen *colonne d'Ercole* nicht ganz allgemein ein 'fernstes Ziel', sondern London versteht; und wenn er mit Bezug auf diese Stadt, verglichen mit Paris, ausruft *quella sì che sarà la babilonia!* läfst sich doch hier das *sì* nicht mit 'allerdings, sicherlich' (S. 34) wiedergeben; für die *cappelli* der Petroleumlampen soll als Übersetzung 'Glas' (S. 59) gelten, während *cappello* doch ein — heute selten gebrauchter — Ausdruck für das übliche *ventola* ist; *impazzamenti* bedeutet Unannehmlichkeiten, Scherereien, nicht 'verkehrtes Zeug' (S. 63); *dispettosetto* ist weder 'verächtlich' noch 'höhnisch' (S. 114), sondern unwillig; *sfiatarsi* gerade das Gegenteil von dem 'verschnaufen' (S. 129) des Verfassers.

Der Druck ist von anerkennenswerter Korrektheit; übersehen wurde z. B. auf S. 9 *negr;* S. 23 *unguenti e altri pasticche*; S. 85 *sempri;* S. 119 *mendicasse;* S. 141 *che con capii;* S. 159 *alla tesa del capello.*

Berlin. Oskar Hecker.

L. Darapsky, G. A. Bécquers Gedichte ins Deutsche übertragen. Leipzig, Ernst Heitmann, 1902.

In allen Ländern spanischer Zunge wird der Dichter der 'Rimas' geschätzt; er ist auch vielfach übersetzt worden. B. v. Tannenberg nahm ihn in seine französisch geschriebene Auswahl neuerer spanischer Lyriker auf und übertrug einzelne Gedichte, Paris 1889, ins Französische; seine Wiedergabe ist angemessen. In Deutschland sind mir allein für die 'Rimas' fünf Übersetzer begegnet, Darapsky ist der sechste. Aber nur einer hat eine bis auf den Nachlafs vollständige Übersetzung in Druck gegeben, nämlich Richard Jordan. Der zweite, der eine vollständige Sammlung hätte zum Druck geben können, Darapsky, schreibt zwar aufs Titelblatt 'G. A. Becquers Gedichte', hat es aber neben anderen Willkürlichkeiten für gut befunden, eine ganze Anzahl von Gedichten auszuschliefsen. — A. Meinhardt gab Leipzig 1880 ausgewählte Leyendas und Rimas heraus, in mäfsigen Versen, doch sorgfältigem Anschlufs an das Original. — R. Jordan liefs in *Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes*, No. 655, die 'Rimas' als 'Spanische Lieder von G. A. Becquer' wenigstens vollständig erscheinen. — Im *Gesellschafter*, Erfurt, bei Eduard Moos, Jh. II, 1896, No. 11, gab Edward Stilgebauer mit einer Skizze über den Dichter einige Rimas in den Mafsen des Originals oder selbstgewählten Strophen leidlich gut wieder. — Im *Magazin für Literatur*, Berlin 1896, No. 52, erschien vom Referenten das ¡Dios mío, qué solos se quedan los muertos! Rimas 73, in selbstgewählten Mafsen, 'frei nach dem Spanischen', weil nicht ohne kleine Ergänzungen, als Probe seiner in gleicher Weise behandelten Gesamtübersetzung der 'Rimas', die noch ungedruckt ist. — Endlich ist Julius Speyer zu nennen, in dessen *Fern im Süd*, Berlin, W. Ifsleib, 1885, zwar nur Leyendas von Becquer vorliegen, dessen saubere und treffliche Verdeutschung von Rimas aber Referent im Manuskript kennen gelernt hat.

Die einzige gedruckte Gesamtübersetzung — mit Ausschlufs des Nachlasses — ist also von R. Jordan. Wer eine Verdeutschung der ganzen Rimas geben will, mufs besser übersetzen als Jordan. Diese Aufgabe ist dem Nachfolger freilich nicht zu sehr erschwert; denn bei unverkennbarem Fleifs und sorgfältiger Nachbildung der Mafse hat Jordan manches Matte oder verfehlte Wiedergabe oder unpoetischen Ausdruck oder wirkliches Versehen.

Dennoch wurde ich enttäuscht, als ich Darapskys Übersetzung zur Hand nahm, in der Erwartung, nun wenigstens eine vollständige poetische Wiedergabe zu finden. Dazu war ich berechtigt, da der Übersetzer Einleitung S. IV—V sagt: 'Treue soll jedem Übersetzer das Erste und Höchste sein ... Freiheiten sich zu gestatten, wäre die schwerste Sünde.'

Mit Recht hat der Verfasser auf Wiedergabe der spanischen Assonanzen verzichtet und dafür deutsch den Reim gesetzt, nicht immer sehr glücklich, oft nicht einmal erträglich, sehr oft unter Einbufse des im Original gegebenen Gedankens. Zu wieviel gewaltsamen Umbildungen hat die Reimnot den Verfasser verleitet! Fast in jedem Gedicht, bei manchem Gedicht in jeder Strophe! Sie aufzählen hiefse fast sämtliche Gedichte mit Kommentar versehen, was hier nicht meine Aufgabe sein darf. Auch ist der Dichter häufig nicht mit der ihm gebührenden Rücksicht behandelt worden; der Übersetzer hat nicht blofs Gedichte fortgelassen, er hat auch in den von ihm aufgenommenen nach Gutdünken gekürzt oder geändert, wie er in der Wiedergabe nach Neigung den Reim auch fortliefs oder eigene Mafse und Strophenform gewählt hat. Alle dadurch veranlafsten Übelstände sind nicht aufzuzählen, nur einige der mehrfach noch durch Druckfehler verschlimmerten Entgleisungen müssen aufgeführt werden.

Die Nummern 3, 4, 5, 9, 22, 54, 60 und Nachlafs 2, 3 der Ausgabe von Fernando Fé, 4. Auflage, Madrid 1885, sind von Darapsky als 'weniger wertvoll' ausgelassen worden. Wieso das? 4 handelt z. B. von dem Thema, dafs 'Poesie leben wird, solange die Welt steht oder fühlende Menschen leben'. Warum ist dies Gedicht zurückzuweisen? Doch nicht, weil andere Poeten Ähnliches geäufsert haben? Dann hätte aus Darapskys Sammlung noch manches fortbleiben können, was in ihrer Weise andere auch schon gesagt haben. Und warum fehlt 60, wo der Dichter über sein düsteres Geschick klagt, oder 22, wo er über die stürmische Natur der Geliebten reflektiert, oder 9, das Lied vom Küssen? Was berechtigt den Übersetzer, die für Becquers poetische Phantasie so kennzeichnenden Nummern 3 und 5 zurückzuweisen, mögen sie auch deklamierende Jugendversuche genannt werden?

Wie ferner kommt der Übersetzer dazu, in manchem der von ihm als Becquerisch vorgelegten Gedichte des Dichters Gedanken und Absicht umzugestalten oder zu verstümmeln? So hat er in seiner Nummer 62, bei B. 70, die Beziehung auf das weibliche Wesen, die dem Gedichte seinen bestimmten Charakter verleiht, einfach entfernt. Warum? Der Lauscher auf der Strafse, vor der hohen Mauer, schildert intim die Örtlichkeit und Umgebung, wo er 'Sie' weifs; er hört auch (Zeile 16) deutlich ihre Stimme aus den anderen heraus. Er ist also irgendwie an dem weiblichen Wesen — wir erfahren nicht, warum, noch wer sie ist — interessiert, aber er spricht doch gewifs nicht ohne Grund nur in Andeutungen von ihr. Sie beherrscht also seine Gedanken, und daraus erklärt sich, warum er den Ort so genau kennt und sich mit seinen steinernen Heiligen, seinen Eulen und Reptilen befreundet. Fehlt nun diese Beziehung auf das weibliche Wesen, so bleibt im Gedicht nur eine kleinmalerische, als veristische Studie interessante Schilderung eines Ortes übrig. Aber der geheime Reiz, die Seelenstimmung, in der das Gedicht spricht, ist fort. Darapsky hat mehrfach anderwärts nicht ohne Geschick gekürzt, zwei Strophen in eine gekürzt: das kann man gelten lassen, wenn er wenig-

stens nicht den Hauptgedanken wesentlich alteriert. Aber solche Amputationen wie in B. 70 sind unzulässig.

Auch ist nicht ersichtlich, warum der Übersetzer, D. 21 = B. 27, Strophe 2—4 einfach fortgelassen und aus dem Inhalt von neun Strophen drei in eigenen Maßen machte mit unmöglichem, fast komisch wirkenden Schluß. B. schildert den Eindruck der schlafenden Geliebten, die er erst, wenn sie die Augen geschlossen, ruhig zu betrachten wagt, und kommt zum Schluß seiner Betrachtung wiederholentlich zu dem Imperativ ¡Duerme! Darapsky will das nachbilden, aber rein äußerlich, durch das Substantiv 'Schlummer', das er unglücklich mit der vorhergehenden Zeile immer durch ein Possessivpronomen verbindet, also: 1. Str.: 'Der stille Tag in seinen | Schlummer'. 2. Str.: 'folgt in deinen | Schlummer'. 3. Str.: 'Ängstlich besorgt um deinen | Schlummer'. Aber das betonte ¡Duerme! bei B. ist immer ein Ganzes und das Resultat der ganzen vorhergehenden Reflexion und Strophe, hat also den Hauptton, in dem jedesmal die ganze Betrachtung gipfelt. Durch D.s 'Schlummer' verliert es seinen ethischen und syntaktischen Wert. Noch empfindlicher verletzt dieser Fehler dadurch, daß die zu 'Schlummer' gehörigen Possessivpronomina 'seinen' und 'deinen' mit den Zeilen 2, 4, 6 von D.s Strophe reimen, also noch besonders betont sind und durch den Rhythmus von der Schlußzeile 'Schlummer' getrennt sind, so daß dies Substantiv zu den 8. Zeilen ein hyperkatalektisches Anhängsel wird.

Auch hat die von Darapsky vorgenommene Umstellung mancher der von ihm zugelassenen Gedichte die Auffindung und Vergleichung mit Becquers Text ohne Not erschwert.

Nun zu Übersetzungsproben. (D. mit folgender Ziffer = Gedicht und Stelle bei Darapsky, B. desgl. bei Becquer.)

B. 31 = D. 25. Zeile 1—4 lauten:

[Ein unglückliches Spiel war unsre Liebe
Mit schlecht erdachter Fabel.]
So wirr war Lust und Kummer drein geflochten;
Es war ein wahrer Babel.

B. 31, 3 lautet: Lo comico y lo grave confundidos = Scherz und Ernst durcheinander, d. h. in bunter Reihe. Die 'Verwirrung' brachte D. erst hinein, um den Gebrauch von 'Babel', das er mit 'Fabel' reimen will, zu motivieren. Dazu der häßliche Druckfehler: ein wahrer Babel.

B. 12 = D. 8. Über die grünen Augen der Geliebten. D. 8, 1. Str.: zwei spanische Zeilen durch vier deutsche gegeben, von denen 3—4 unmotivierter Zusatz von D.:

1. Andre Augen willst du haben,
Als die grünen, die du trägst:
Töricht find' den Wunsch ich, töricht,
4. Liebes Mädchen, was du frägst.

'Trägt' man Augen wie ein Kleid oder Stiefel? Und warum der hofmeisternde Zusatz 3—4? Auch ist hinter 1 das Komma zu tilgen.

D. 8, Str. 2:

1. Wassergrün sind die der Nixen,
Grün (daß du es recht erwägst)
Funkeln sie Mahomas Huris,
4. Wenn du den Koran aufschlägst.

Die Reimnot hat die ganze Strophe zerstört; sie veranlaßt 2 den leeren Zusatz 'daß du es recht erwägst', um 4 das falsch betonte 'aufschlägst' zu ermöglichen. Dafür hat D. die Zeile von B. 'Verdes los tuvo Minerva' = 'grüne hat Minerva besessen' einfach fortgelassen, mit willkürlichem Zusatz von 4, wo Unmögliches behauptet wird. Sieht man etwa die Huris nur, wenn man den Koran 'aufschlägt'?

Die schalkhaft begütigende Entgegnung des Dichters, die in anmutigem Redespiel dreimal wiederkehrt:

Y sin embargo,
Sé que te quejas,
Porque tus ojos
Crees que la afean:
Pues no lo creas

hat D. nicht nachgebildet, sondern die indirekte Rede der Geliebten in eine allenfalls sinnverwandte direkte Erwiderung gekleidet, die eigensinnig klingt und mit hofmeisternder Gelassenheit beschwichtigt wird:

'Ja, wenn die Augen
So grün nicht wären,'
So laſs des Besseren
Dich doch bekehren.

Bei der zweiten Wiederkehr ist 'belehren' in 'bekehren' verdruckt.

D. 8, Str. 3, 1: 'Grün sind Wald und Feld und Fluren'. In B.s Text nur 'bosque'. — Que parecen tus pupilas übersetzt D.: 'reihen sich doch deine Augen' (an des Mandelbaumes erste Bl.); sie sollen ihnen aber ähnlich sein.

D. 8, Str. 4: Vier Zeilen, die der Dichter recht in eingehendem Anschauen dichtet, faſst D. summarisch in zwei zusammen:

Die Granate zum Genusse,
Deiner Lippen Rot zum Kusse!

Gewiſs temperamentvoll, aber nicht Becquer, nicht an dieser Stelle. Wer so einseitig ins Zeug geht, gerät in die Gefahr, überall nur eine Empfindung zu sehen und auszudrücken.

D. 8, Str. 5, 1—4 ebenfalls summarisch abgefertigt:

Golden wie des Morgens Glocken
Wallen deine dichten Locken.

Das sagt Becquer freilich etwas anders:

Es tu frente que corona
Crespo el oro en ancha trenza,
Nevada cumbre en que el dia
Su postrera luz refleja.

Deutsch etwa:

Deine Stirn, die eine breite
Flechte lockigen Goldes krönet,
Gleicht dem schneebedeckten Gipfel
In des Tages letztem Glanze.

Auch die vier Schluſszeilen von D. sind Bedichtung, neue, willkürliche, nicht Übersetzung.

B. 15 = D. 11. 3—4 D.:

Singende Welle,
Zaubrische Quelle.

B. sagt aber:

Rumor sonoro
De arpa de oro

= 'ein voller Ton aus goldner Harfe'.

D. 11, 10—11:

Klagende Klänge, die ich nicht finde
Im Dunstrevier.

B.:

Como la niebla, como el gemido
Del lago azul.

= 'wie der Nebel, wie der Seufzer | Des blauen Sees'.

Wenn der Seufzer vom blauen See kommt, kann er ihn gewiſs nicht im Dunstrevier finden, wo er ihn wahrscheinlich auch nicht suchen wird. Aber die Worte 'die ich nicht finde' reimen schön zu der vorhergehenden Zeile: 'Töne im Winde'.

B. 36 = D. 30, 4:

Wie man die Seiten durchstreicht dick und breit.

'Dick und breit' Zusatz wegen Reimes zu 2: 'aufgereiht'. B. sagt nur: Si se borrase.

B. 37 = D. 31, 24: '(wir wollen) erzählen ungescheut' statt 'offen, ohne Scheu', wegen Reimes zu 22: 'erneut'. B.: cuanto los dos hemos callado = was wir beide verborgen haben.

B. 40 = D. 34, 1—4. 'Die Augen halb geschlossen'. B. sagt aber gerade: Sus ojos en mis ojos = ihre Augen in die meinen gesenkt. D. setzt 'halb geschlossen' aus Reimbedürfnis zu 3—4: 'Dein Köpfchen sanft gegossen | An meiner Schultern Rast'.

B. 41 = D. 35. Die wiederkehrende Schluſszeile: ¡No pudo ser! überaus matt wiedergegeben: 'Es war nicht wohl bedacht!' Um nämlich Reime auf 'Macht, lacht, acht' zu erzielen. Die ganze Wirkung des Gedichtes, die hoffnungslos düstere Erkenntnis, daſs er nie mit der Geliebten sich einigen kann, wird durch diesen Schluſssatz ein schwächlicher Verweis.

B. 43 = D. 37, 6. D. spricht im völligen Verkennen der Situation von 'Trunkenheit!' B. sagt freilich 'la embriaguez', fügt aber hinzu: 'horrible del dolor', die man nicht ungestraft auslassen darf. Also nicht 'als die Trunkenheit wich', sondern: 'als die schreckliche Betäubung des Schmerzes wich'.

B. 53 = D. 47, 22: Como se adora á Dios ante su altar. D.: 'Wie man zu Gott fleht und der Heil'gen Heer'. Zusatz wegen Reimes zu 24: So liebt dich niemand mehr.

B. 1 = D. 1, 10: 'ich armer Tor!' Zusatz, um Zeile 12 einen Reim zu 'Ohr' zu haben.

B. 2 = D. 2, 4—8. B. nennt sich Hoja seca = ein vertrocknetes Blatt. D. macht daraus eine 'Blüte vom frischen Baum', die wieder wegen Reimes 'zu Ende träumen soll ihren Maientraum'. Nach B. soll aber das welke Blatt vom Südwind in irgend eine Erdfurche verweht werden. Also ein Herbstbild, kein Frühlingsbild; denn B. dichtet wie ein Verzweifelnder.

B. 57 = D. 50, 4: 'Denn wenn ich auch kaum in die Welt gerochen'. Reimnot zu 'Knochen'.

5—6 muſs der arme Dichter nach D. 'vertrackten Plunder mitmachen'; aus Reimnot zu 3: 'Wunder'.

B. 59 = D. 52. Die dreimal am Ende der Strophe wiederkehrenden Verse:

¿Te ries? ... Algún día
Sabrás, niña, por qué;
Tú acaso lo sospechas,
Y yo lo sé.

enthalten einen unausgesprochenen Gedanken, der der niña mit Bestimmtheit eine glückliche Zukunft voraussagt. Ihren Erwartungen setzt der Dichter seine Erfahrung entgegen. Also steht der Hauptsatz yo lo sé im Gegensatz zu Tú acato lo sospechas. D. nimmt richtig aus dem Verb sospechas die gesteigerte Wiedergabe: 'Dein Glück, dein Hoffen, ich weiſs es längst'. Der unglückselige Reimzwang aber veranlaſst ihn, das Vorhergehende zu übersetzen: 'Dem Sterne, | an dem du sehnend hängst, | folg' ihm'. Dieser Notrelativsatz ist kein glücklicher Zusatz. Erträglicher ist die 2. Strophe, wo D. glücklicher ergänzte. Er brauchte einen Reim auf 'spricht' und übersetzte: como en un libro puedo lo que callas | En

tu frente leer = D.: 'Was du nicht sagen kannst, vom Auge les' ich's, | Als wär' es ein Gedicht'.

B. 73 = D. 66. Das wiederkehrende ¡Dios mío, qué solos se quedan los muertos!! übersetzt D.:

Mein Gott, wie sind doch die
Toten so verlassen.

Diese unmögliche Trennung wiederholt sich dreimal.

2. Str., 6: Die Flamme 'lohte unbeweglich'. Sie mufs sich aber bewegen, weil nur á intérvalos (6), zeitweilig, das Bild der Toten sich an die Wand zeichnet.

4. Str., 5—8: 'Auf die blassen Züge (der Toten) fielen gelbe Lichter und gefüllte Krüge'. Völlig unverständlich.

5. Str. erfindet eine 'lahme' Alte; das mag hingehen. Aber die 'Kirche bleibt nicht in Nacht verloren'. B.: quedose desierto. Auch umgeben Kerzen den Sarg.

6. Str.: 'Weihrauchdüfte wallen auf verschwiegener Leiter'. Völlig unverständlich.

7. Str.: 'In gedämpftem Tone flüsterten Verwandte'. Im Text steht nichts davon; aber sie trugen 'el luto en las ropas'.

8. Str.: Warum ist á un extremo nicht übersetzt? Die Tote ist ja 'so verlassen': Hauptgedanke des Gedichtes.

9. Str., 4: 'Halb zum Gehn gewendet'. Der Totengräber geht wirklich: se perdió á lo lejos.

10. Str., 4: 'Der Wind wirbelt die Blätter in den Schächten auf'; Reimnot zu 'Nächten'. Ebenso 6, wo sich der (aguacero) Platzregen in Reif mit weifsen Fädchen verwandeln mufs, damit der Dichter immer wieder denke 'an das arme Mädchen'.

11. Str., 2 werden Blitze notwendig, um Gespenster durch die Ritzen (4) schlüpfen zu lassen. 5 mufs die Tote 'unerlöst im finsteren Mauerloch harren'. Ob 'unerlöst', das ist doch die Frage; denn für ihre Erlösung ist nach dem bisherigen Gange der Handlung das Menschenmögliche geschehen.

12. Str., 4: 'Alles ist Moder und Gewimmel'. Reimnot zu 2: Himmel.

B. 76 = D. 69. 15—16: 'Vom frohen Glanz der scheidenden Sonne' (hat der Himmel noch einen Widerschein). B. sagt aber: como el cielo guarda del sol que muere el rayo fugitivo. Warum ist Str. 6 ausgelassen?

Str. 7, 3—4: á la cuna donde duerme un niño. Um einen Reim zu 2: auf 'Fufs' zu haben, übersetzt D.: 'der Wiege, in der ein Knäblein | Dem Leben schlummernd bringt den ersten Grufs'.

B. 74 = D. 67. Zwei Engel mit gezücktem Strahle, lies Stahle.

B. 76 = D. 69. Str. 11, 3: Frag' ich. Lies: Sag' ich. Und ferner D.: Wie mild ist doch im Tod die Liebe. B. sagt: tan callado = 'wie verschwiegen' oder 'wie still'.

Charlottenburg. George Carel.

Karl Dieterich, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur. — Paul Horn, Geschichte der türkischen Moderne. (= Die Literaturen des Ostens, Bd. 4.) Leipzig, Amelang, 1902. X und 242 S.

Eine Darstellung der Literatur des byzantinischen und modernen Griechentums an dieser Stelle, und dazu noch von dem Verfasser selbst besprochen zu sehen, wird manchen auf den ersten Blick befremden. Man ist es ja noch nicht gewohnt, die ost- und südosteuropäischen Sprachen und Literaturen schlechthin zur neueren Philologie zu rechnen, weil

man diesen Begriff bis jetzt nur auf die westeuropäischen, die germanischen und romanischen Sprachen anwendet, und mit einem gewissen Recht. Denn was unter dem Zeichen von Byzanz steht, hat noch keinen vollen Anspruch weder auf die Bezeichnung 'europäisch' noch auf die von 'modern'. Das trifft sicher zu auf die slavische Kulturwelt, die wohl noch lange zwischen Orient und Occident hin- und herpendeln wird, wenigstens soweit es sich um die gröfste slavische Macht, um Rufsland, handelt.

Anders verhält es sich mit den Balkanvölkern, zumal den nichtslavischen, den Rumänen und Griechen. Die ersteren sind ja, wenn auch nicht ethnographisch, so doch ihrer Sprache nach selbst Romanen, die letzteren sind durch ihre historischen Schicksale so eng mit dem Romanentum, speziell mit Italien, verknüpft, von seinem Geist erfüllt, dafs eine Betrachtung ihres Geisteslebens auch für den Romanisten von hohem Interesse ist. Es ist daher für den Verfasser eine um so gröfsere Genugtuung, dafs es ihm vergönnt ist, hier auf sein Werkchen hinzuweisen, als ihm eine engere Fühlung zwischen der Romanistik und der noch so unentwickelten Neograezistik schon lange als ein Lieblingsgedanke vor Augen steht. Besonders in literarhistorischer Hinsicht darf diese noch manche Aufklärung von der älteren und mächtigeren Schwesterwissenschaft erwarten. Die französische und mehr noch die italienische Poesie des Mittelalters hat ja die neugriechische erst aus den Armen des Byzantinismus errettet. Darum wird der Romanist, abgesehen von der allgemeinen kulturgeschichtlichen Einleitung, namentlich beim zweiten und fünften Kapitel länger verweilen, deren ersteres das Hervorbrechen und Aufblühen einer volkstümlichen Kunstpoesie im späteren Mittelalter und deren letzteres die Nationalisierung der griechischen Literatur des 19. Jahrhunderts, beide Male unter dem Einflufs des romanischen Occidents, behandeln. Vor allem für die italienischen Vorbilder der kretischen Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts fehlt es, wenn man von Bursians Studie über die 'Erophile' absieht, noch fast ganz an Spezialuntersuchungen. Vgl. S. 80 ff., 111 ff. (ein neugriechisches Mysterienspiel über das Opfer Abrahams), 115 ff. (zwei Unterweltsgedichte), 142 (Einflufs italienischer Totentanzdarstellungen). Besonders wünschenswert wäre es, dem Einflufs Dantes in dieser sowie in der modernen Kunstpoesie, besonders bei dem gröfsten neugriechischen Dichter, Dion. Solomos (vgl. S. 197 ff.), nachzugehen. Der Einflufs Frankreichs (s. Index s. v.) auf die neugriechische Poesie war nicht weniger stark, doch, wenigstens in der neuesten Zeit, mehr äufserlich und ohne organischen Charakter. Vgl. besonders die nachahmende Poesie der Brüder Sutzos (S. 186); über die mittelalterlichen Romane, die unter altfranzösischer Einwirkung stehen, s. S. 77 ff. — Aus den vorstehenden Bemerkungen wird man ersehen haben, dafs es dem Verfasser nur um Anregungen mit seinem Büchlein zu tun sein konnte. Seine Hauptarbeit war mehr negativ, indem er erst die dilettantischen Vorstellungen, die über die neuere griechische Literatur herrschen, zerstören mufste. Die positive Arbeit mufs erst noch zum gröfsten Teil ausgeführt werden. Es wäre des Verfassers inniger Wunsch, dafs die Romanisten etwas beitragen möchten zur geistigen Wiedereroberung des Bodens, der so von romanischer Kultur durchtränkt ist. — Horns Darstellung der türkischen Moderne beschränkt sich auf die allerneueste Zeit und gibt einen Überblick über die jungtürkischen, unter französischem Einflufs stehenden Dichter. Ein näheres Eingehen darauf steht dem Referenten nicht zu.

Berlin. Karl Dieterich.

Verzeichnis

der vom 7. Juni bis zum 25. Juli 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Schütz, J. H., Die Gerechtigkeit gegenüber den Schülern an den höheren Lehranstalten. Zur geneigten Erwägung für Schulbehörden, Lehrer und Eltern. Berlin, Leo-Hospiz [o. J.]. 30 S. 8. M. 1.

The American journal of philology, no. 94 [J. T. Hatfield, Unpublished letters of Wilhelm Müller. — Review: Macaulay's works of John Gower].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IX, 3 [C. Adrian, Das Halleiner Weihnachtsspiel. — L. Mlynek, Tierkultus in Galizien. — J. Merhav, Zur Sagenfamilie vom Baue der Artabrücke. — St. Weigl, Das alte Kuhländler Bauernhaus. — Kleine Mitteilungen etc.].

The Library. IV, 15 (July 1903). London, K. Paul, Trench, Trübner. à 3 sh. [R. Garnett, Some notes on ancient writing and writing materials. — H. R. Plomer, A secret press in Stepney in 1596. — J. Rivers, How great minds jump. — Castor and Pollux: Net books — what next? — W. W. Grey, The bibliographical history of the first folio. — E. A. Savage, S. Pepys' library. — H. Jenner, The service books of the Latin church. — E. Lee, Recent German literature. — Notes on books and works].

Literaturblatt für german. und roman. Philologie. XXIV, 6 (Juni).

Modern language notes. XVIII, 6, June [L. A. Paton, Merlin and Ganieda. — P. Reiff, Pindar and Goethe. — W. L. Phelps, Two sonnets hitherto unnoticed. — W. H. Browne, Yeoman's service. — Reviews. — Correspondence].

Publications of the modern language association of America. XVIII, 2 [K. O. Petersen, Chaucer and Trivet. — R. Schwill, The Comedias of Diego Ximénez de Enciso. — F. Tupper, The Holme riddles — ms. Harl. 1960. — A. Schinz, Literary symbolism in France. — C. F. Brown, Cynewulf and Alcuin. — E. S. Sheldon, The fable referred to in Aliscans].

Studies and notes in philology and literature. VIII (Modern language departments of Harvard University). Boston, Ginn, 1903. 275 p. [A. C. Brown, Iwain, a study in the origins of Arthurian romance. — G. L. Kittredge, Arthur and Gorlagon].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Viëtor. XI, 1 [R. Besser, John Ruskin, Vortrag, gehalten auf dem V. sächsischen Neuphilologentage. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 2 [G. Reichel, Neuphilologische Stipendienstatistik. Berichte usw.]. 3 [O. Nobiling, Die Nasalvokale im Portugiesischen. Besprechungen. Vermischtes].

Modern language quarterly. VI, 2 [E. G. B., Gaston Paris. — F. Spencer, Prof. Borstorff. — F. C. Nicholsen, Translations from the minnesänger. — W. W. Greg, 'Hymen's triumph' and the Drummond ms. — M. M. Banks, Notes on the 'Morte Arthure' glossary. — Studies in translations: II. Schiller's 'Anmut und Würde'. — Observations, reviews, modern language teaching].

Paton, Lucy Allen, Studies in the fairy mythology of Arthurian romance (Radcliffe college monographs 13). Boston, Ginn, 1903. IX, 288 p. C, 630 S.

Markscheffel, H., Der internationale Schülerbriefwechsel, seine Geschichte, Bedeutung, Einrichtung und sein gegenwärtiger Stand (fremde und eigene Erfahrungen). Marburg, Elwert, 1903. 44 S.

The journal of Germanic philology. IV, 4 [E. A. Boucke, Associative and apperceptive types of sentence structure. — A. S. Cook, A remote analogue to the miracle plays. — R. K. Root, Some notes on Shakespeare. — W. W. Lawrence, The wanderer and the seafarer. — A. S. Cook, Shakespeare's 'pattens of bright gold'. — J. S. Nollen, Kritisches und Prinzipielles zu Wolffs Jugendlustspielen von H. v. Kleist. — H. H. Schilling, The semasiology of Schenken 'Skink'. — J. T. Hatfield, An other unpublished sonnet of Wilhelm Müller. — Reviews].

Buck, C. D., A sketch of the linguistic conditions of Chicago (Decennial publ. of the University of Chicago, from vol. VI). Chicago, University press, 1903. 20 p. fol.

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 22. Lieferung (S. 193—240). M. 1.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgeg. und erklärt von Ernst Martin. II: Kommentar (Germanist. Handbibl. begr. von J. Zacher, IX, 2). Halle, Waisenhaus, 1903.

Levy, R., Martial und die deutsche Epigrammatik des 17. Jahrhunderts. Heidelberger Diss. Stuttgart, Levy, 1903. 111 S.

Hechtenberg, Klara, Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage. Berlin, Behr, 1903. 48 S.

von Schulthefs-Rechberg, G., Frau Barbara Schulthefs zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. 66. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1903. Zürich, Fäsi, 1903. 76 S. 4.

Fulda, F. Ch., Antixenien. 1. Heft: Trogalien zur Verdauung der Xenien (1797); herausgeg. von L. Grimm (Deutsche Literaturdenkmäler herausgeg. von Sauer, 123). Berlin, Behr, 1903. XVIII, 45 S.

Brentano, C., Romanzen vom Rosenkranz, herausgeg. von M. Morris. Berlin, Skopnik, 1903. LXXIX, 402 S. M. 5.

Fries, A., Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten nebst Miszellaneen zu seinen Werken und Tagebüchern (Berliner Beitr. zur germ. u. rom. Philol., Ebering, XXIV). Berlin, Ebering, 1903. 58 S.

Stoeckius, A., Naturalism in the recent German drama with special reference to Gerhart Hauptmann (Columbia Univ. dis). New York 1903. 58 S.

Langer, E., Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen. III. Bd., 1. Heft. Braunau i. B., Langer, 1903. 84 S.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts: Ästhetische Erklärungen, herausgegeben von O. Lyon. 5: Th. Matthias, W. H. von Riehl (Fluch der Schönheit, Quell der Genesung, Gerechtigkeit Gottes). 46 S. 6: H. Kinzel, Gustav Frenfsen, der Dichter des Jörn Uhl. 32 S. Leipzig, Teubner, 1903. à M. 0,50.

Weise, O., Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Leipzig, Teubner, 1903. VI, 144 S.

Schelle, H., Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer. Leipzig, Renger, 1903. IV, 292 S.

Anglia. XXVI, 3 [B. Leonhardt, Textvarianten von Beaumonts und Fletchers Philaster. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early Engl. texts. II. — B. A. van Dam and C. Stoffel, The authority

of the Ben Jonson folio of 1616. — F. Küchler, Carlyle and Schiller. II. — W. J. Lawrence, A forgotten stage conventionality].

Beiblatt zur Anglia. XIV, 6, 7 (Juni, Juli).

Viëtor, W., Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. 3. umgearb. Aufl. Marburg i. H., Elwert, 1903. XII, 120 S.

Glogge, P., Das Leidener Glossar Cod. Voss. lat. 4° 69. 2. Teil: Erklärungsversuche. Münchener Diss. Augsburg, Pfeiffer, 1903. VI, 96 S.

Representative English comedies with introductory essays and notes, an historical view of our earlier comedy and other monographs by various writers under the general editorship of Ch. M. Gayley. From the beginning to Shakespeare. New York and London, Macmillan, 1903. XCII, 686 p.

Owen, D. E., Relations of the Elizabethan sonnet sequence to earlier English verse, especially that of Chaucer. (Univ. of Pennsylv. diss.) Philadelphia, Chilton, 1903. 34 S.

Croll, M. W., The works of Fulke Greville. (Univ. of Pennsylv. diss. 1901.) Philadelphia, Lippincott, 1903. 59 S.

Ekwall, Eilert, Shakspere's vocabulary its etymological elements. (Upsala universitats årsskrift 1903, filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, 2.) Upsala, Akademiska bokhandeln, 1903. XIX, 99 S.

Shakespeare's The merchant of Venice, ed. with an introduction and notes by H. Jones and F. T. Baker. (Twentieth century text-books.) New York, Appleton, 1903. 174 S.

Ben Jonson, The alchemist, ed. with introduction, notes and glossary by Ch. M. Hathaway (Yale studies in English, A. S. Cook editor, XVII). New York, Holt, 1903. VI, 373 S.

Hansche, Maude B., The formative period of English familiar letter writers and their contribution to the English essay. (Univ. of Pennsylv. diss.) Philadelphia 1902. 70 S.

Resa, F., Prolegomena zu N. Lee's Theodosius. Würzburger Diss. Rudolstadt, Mitzlaff, 1903. 32 S.

Ruskin, John, Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Knorr. 1. Bd. Strafsburg i. E., Heitz, 1903. XIV, 294 S. M. 4.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3659: E. W. Hornung, No hero.
„ 3660: Bret Harte, Trent's trust and other stories.
„ 3661—2: M. E. Braddon, The conflict.
„ 3663: "Rita", Souls.
„ 3664: A. Bennett, The gates of wrath.
„ 3665: R. H. Davis, Ranson's folly.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit, für Schule und Haus herausgeg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1903.

XX: Popular writers of our time, being selections from Mark Twain, L. T. Meade, A. Conan Doyle, James Payn, G. W. Steevens. First series. VIII, 85 S. Geb. M. 1,40, dazu Wörterbuch M. 0,65.

XXII: Peril and heroism, being stories told by G. A. Henty, G. M. Fenn, James Patey, J. Sh. Winter, Bret Harte. VII, 69 S. Geb. M. 1,40.

XXIV: Tales of the sea by W. H. Kingston, T. B. Reed, E. Pears, W. W. Jacobs. 82 S. Geb. M. 1,50.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B, Oberstufe für Knabenschulen. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. E. Regel. 2. Aufl. in neuer Rechtschreibung. Mit einem Plan von London und Umgebung. Halle, Gesenius, 1903. VIII, 258 S.

Romania, recueil .. fondé en 1872 par Paul Meyer et Gaston Paris p. p. Paul Meyer. No. 126, Avril 1903 [A. Thomas, Le suffixe-ARICIUS en français et en provençal. P. Rajna, Le origini della novella narrata dal 'Frankeleyn' nei *Canterbury Tales* del Chaucer. P. Meyer, Recettes médicales en provençal d'après le ms. R. 14. 30 de Trinity College, Cambridge. — Mélanges: A. Jeanroy, Fr. *sémillant*. G. L. Kittredge, The chanson du comte Herniquin. — Comptes rendus: J. Pirson, La langue des inscriptions latines de la Gaule; A. Carnoy, Le latin d'Espagne d'après les inscriptions (M. Roques). Collijn, Les suffixes toponymiques dans les langues française et provençale (G. P.). R. Zenker, Die Lieder Peires von Auvergne (A. Jeanroy). J.-N. Nassau Noordewier, Bijdrage tot de Beoordeeling van den Willehalm (Minckwitz). F. Guillon, Jean Clopinel dit de Meung (E. Langlois). A. Byhan, Istrorumänisches Glossar (J. Popovici). — Chronique.

Revue des langues romanes. T. XLVI, II—III, mars-avril-mai-juin 1903. [Grammont, Études sur le vers français I. Bertoni, Noterelle provenzali: IV. Il 'flabel di Aimeric de Peguilhan a Sordello'. V. Sulla vita provenzale di S. Margherita. Mlle. Pistolesi, Del posto che spetta al libro de Alexandro nella storia della letteratura spagnuola. Berthelé, Le vrai sens du mot 'gitare' dans les anciens documents campanaires. — Bibliographie.]

Paton, Lucy Allen, Ph. D. (Radcliffe), Studies in the fairy mythology of Arthurian romance. Boston, Ginn & Co., 1903. (Radcliffe College monographs No. 13.) IX, 288 S. 8.

Das beziehungslose Relativum von Leo Jordan. Aus 'Romanische Forschungen, herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 398—403. 1903.

Hürlimann, Dr. Clara, Die Entwickelung des lateinischen AQUA in den romanischen Sprachen, im besonderen in den franz., francoprovenz., italien. und rätischen Dialekten. (Züricher Inauguraldissertation.) Zürich, Orell Füssli, 1903. 76 S. 8. mit 8 Karten.

Meyer-Lübke, W., Zu den lateinischen Glossen. Wien, Selbstverlag. Druck von C. Gerolds Sohn [1903]. 21 S. 8 [arcisellium — badare — bancalis — basus — berna — brucus — bruscum — calabricus — calcatrippa — carius — cascabus — cattia — cervunus — clauculas — conoclea — copa — cormeos — curtio — derbitas — elicis — falla — falulia — fledomum — fleuma — globa — graulus — graphium — gufo — iungla — lerus — licinium — lubellum — maptola — matrinia — mattus — mentiriosus — micina — mordacius — obestrum — panna — patreus — pecosus — pedito — pimenta — plictura — porcopiscis — ragit — rasia — repe — scopiliae — speltum — tenaces — uvula].

Richter, Dr. Elise, Zur Entwickelung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen. Halle, Niemeyer, 1903. X, 176 S. 8. M. 4,40.

Hommage à Gaston Paris [Association générale des étudiants de Paris: Allocution de M. L. Havet; Lettre de M. Sully-Prudhomme; Conférence de M. M. Roques]. 14 mai 1903. 60 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur .. herausgeg. von Dr. D. Behrens. XXV, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft.

Bulletin d'histoire linguistique et littéraire française des Pays-Bas p. p. Georges Doutrepont et le baron François Bethune, avec la collaboration d'anciens membres de la Conférence de philologie romane de l'Université catholique de Louvain. Année 1901. Bruges 1903. 56 S. 8. (Dieses Bulletin will jährlich die Arbeiten verzeichnen und kurz analysieren, die zur Sprach- und Literaturgeschichte des französischen Belgiens [le wallon] erschienen sind. Es geht von dem Gedanken aus, daſs eine Orientierung auf diesem Gebiete den belgischen Historikern will-

kommen sein werde — sie wird auch aufserhalb des Landes gute Dienste leisten und dankbar aufgenommen werden. Die verständige Anlage und Ausführung des Ganzen zeugt vom wissenschaftlichen Ernste des romanistischen Unterrichts an der Universität Löwen. Der Stoff [31 Nummern] ist in vier Abschnitte geteilt: I. Histoire de la langue française aux Pays-Bas (2 Nummern); II. Histoire de la littérature française aux Pays-Bas au moyen âge; auteurs et œuvres [20 Nummern]; III. Histoire de la littérature française aux Pays-Bas dans les temps modernes [nur bis 1830] [1 Nummer]; IV. Les légendes littéraires des Pays-Bas et leurs héros [8 Nummern]. Es ist in diesen 31 Nummern von Arbeiten über Eloy d'Amerval, Philippe de Commines, Olivier de la Marche, Jean Lemaire, Villar de Honnecourt, Aucassin und Nicolette, Gormund, Louis Desmasures, die Schwanrittersage etc. die Rede.)

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande p. p. la rédaction du Glossaire. IIe année 1903. No. 1 [E. Tappolet, L'agglutination de l'article dans les mots patois. L. Gauchat, Les parties du visage dans les locutions populaires de la Gruyère. J. Surdez, Sonnet, patois du Clos du Doubs; E. Tappolet, Notes. J. Jeanjaquet, Notes lexicographiques (*toilette; * furcella* = Brust).

Glossaire des patois de la Suisse Romande: Quatrième rapport annuel de la rédaction, 1902. Neuchâtel, Attinger, 1903. 12 S. 8.

The Espurgatoire saint Patriz of Marie de France with a text of the latin original by T. Atkinson Jenkins, associate professor of french philology. (The University of Chicago founded by John D. Rockefeller. The decennial publications. Printed from volume VII.) Chicago, 1903. 95 S. 4.

Ein altfranzösischer Prosalapidar mit Einleitung zum erstenmal herausgegeben von Leo Jordan. Aus 'Romanische Forschungen .. herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 371—398. 1903.

Mérimée, Prosper, Colomba, accompagnée d'une notice et de notes explicatives par E.-E.-B. Lacomblé, professeur à l'école moyenne d'Arnhem. Groningue, Noordhoff, 1903. VI, 187 S. kl. 8. Fl. 0,80.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1903. Kl. 8.

12. L'orphelin par Urbain Olivier. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. I. Teil: Einleitung und Text (1 + 163 S.), geb. M. 1,60. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch (40 S.), M. 0,40.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Glogau, Flemming, 1903. 8. geb.

21. Les femmes savantes, comédie par Molière. Avec une introduction et des notes par Dr. F. Lotsch. Elberfeld. XVIII, 99 S. M. 1,50. Ausg. B.
23. Scènes militaires par Alfred Cérésole. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. K. Sachs. 67 S. M. 1,20, Wörterbuch M. 0,30. Ausg. A u. B.
25. Romanciers du XIXe siècle. Extraits de P. Mérimée, A. Dumas père, Pierre Loti, Émile Zola. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Dr. Ludwig Hasberg, Oberlehrer in Barmen. Mit einer Übersichtskarte vom Schlachtfelde von Sedan. VII, 88 S. M. 1,50, Wörterbuch M. 0,50. Ausg. A.

Jordan, Dr. Leo, Über Entstehung und Entwickelung des altfranzösischen Epos. Aus 'Romanische Forschungen ... herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 354—370. 1903.

Mortensen, Johan, docteur ès lettres, maître de conférences à l'Université d'Upsal, Le théâtre français au moyen âge. Traduit du suédois par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Paris, Picard, 1903. XXI, 254 S. 8. Frs. 3,50.

Liégeois, Camilla, Gilles de Chin, l'histoire et la légende, avec trois

tableaux lithographiés. Paris, Fontemoing, 1903. XXIV, 169 S. 8. (Université de Louvain. Recueil de travaux publiés par les membres des conférences d'histoire et de philologie .., fasc. 11.) Fr. 4.

Borsdorf, A. T. W., Ph. D., professor in the University of Wales, Science of literature, On the literary theories of Taine and Herbert Spencer, two lectures. London, Nutt, 1903. 70 S. kl. 8.

Kalepky, Oberlehrer Prof. Dr. F., Ludwig Fulda als Übersetzer Molières und Rostands. Wissenschaftliche Beilage zum 16. Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Kiel. Kiel, 1903. 10 S. 4.

Kistner, Otto, Wörterbuch der kaufmännischen Korrespondenz in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache, unter Berücksichtigung der gebräuchlichsten Redewendungen. Mit einer Auswahl von Briefen aus dem täglichen Geschäftsleben. Leipzig, Brockhaus, 1903. 478 S. 8. M. 5, geb. M. 6.

Plattner, Ph., und J. Kühne, Unterrichtswerk der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode mit Benutzung der natürlichen Anschauung im Anschlufs an die neuen Lehrpläne bearbeitet. II. Teil: Lese- und Übungsbuch für die zwei bis drei ersten Unterrichtsjahre. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 154 S. 8. Geb. M. 1,50.

Seket, V. A., Cours de langue française d'après la méthode intuitive. Exercices de langue et de conversation françaises. Première partie. Troisième édition, revue et augmentée. Groningue, Noordhoff (Leipzig, Schulze), 1903. XVI, 127 S. 8. (Vollständig in drei Teilen zu M. 0,85.)

Baumgartner, A., Prof. a. d. Kantonsschule Zürich, und A. Zuberbühler, Lehrer an der Sekundarschule Wädensweil, Neues Lehrbuch der französischen Sprache. 18. Aufl. Zürich, Art. Institut Orell Füssli [o. J., aber die Vorrede zur 17. Aufl. ist von 1903 datiert]. VII, 232 S. 8. Geb. Fr. 2,25.

Stier, Georg, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Köthen, Schulze, 1903. XV, 306 S. 8. Geb. M. 2,80.

Stier, Georg, Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 104 S. kl. 8.

Fetter, Johann, Regierungsrat, k. k. Direktor der Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke Wiens, Französische Sprachschule für Bürgerschulen und verwandte Lehranstalten. Einteilige Ausgabe. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1903. VI, 184 S. 8. Kart. M. 2,20.

Böddeker, Dr. K., Prof., Directeur de la Kaiserin Auguste Victoria-Schule Stettin et Dr. H. Bornecque, prof. adjoint à l'Université de Lille, Grammaire française pour les classes supérieures de tous les établissements d'enseignement secondaire etc. Leipzig, Renger, 1903. VIII, 172 S. 8.

Logivue, Prof. Dr. Henri, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. In zwei Teilen. Leipzig, Holtze, 1903. VIII, 452 und IV, 484 S. 16. In einem Halbfranzband M. 3,75.

Kastner, L. E., M. A., assistant lecturer in french language and litterature at the Owens College, Manchester, A history of french versification. Oxford, Clarendon press, 1903. XX, 312 S. 8. Geb. 5 s. 6 d. net.

Revue des Études rabelaisiennes, publication trimestrielle consacrée à Rabelais et à son temps, T. 1. Paris, Champion, 1903. 92 S. 8 [Avant-propos; Statuts: Liste des membres (über 200). — Ch. Wibley: Rab. en Angleterre; P. Toldo: La fumée du roti et la divination des signes; A. Lefranc: Problèmes rabelaisiens (un prétendu V^e livre de R.). — Mélanges. — Comptes-rendus. — Périodiques — Chronique — Questions]. Das inhaltreiche Heft enthält auch zwei Faksimile Rabelaisischer Autographen; der Umschlag gibt Rabelais' Bild aus der *Chronologie Collée* L. Gaultiers.

Counson, Dr. Albert, La légende d'Obéron. Bruxelles 1903. 25 S. 8 (aus: La Revue générale, juillet 1903).

Bastier, Paul, Fénelon critique d'art. Paris, E. Larose, 1903. 63 S. 8. Fr. 1.

Schmidt, Bertha, Esquisses littéraires. Le Groupe des romanciers naturalistes: Balzac, Flaubert, Daudet, Zola, Maupassant. Karlsruhe, G. Braun, 1903. 196 S. kl. 8.

Baist, G., Germanische Seemannsworte in der französischen Sprache (Sonderabdruck aus Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, IV, 257—76). Straßburg, Trübner, 1903. 20 S. 8 [Guinder, Accore, Sigle, Tiald, Ouarde, Nord, Pinque, Avaste, Raz, Iloire, Scolaringue, Itague, Nevre, Mât, Eskei, Marrer, Ossec, Raque, Jol, Amer, Matelot].

Bauer, Dr. Andreas, Der Fall der Pänultima und seine Beziehung zur Erweichung der intervokalen Tenuis zur Media und zur Vokalveränderung in betonter freier Silbe. (Ein Beitrag zur Chronologie altfranz. Lautgesetze.) Inaugural-Dissertation. Würzburg, C. J. Becker, 1903. 61 S. 8.

Kasten, Prof. Dr. W., Einführung in die technische Ausdrucksweise im Französischen an der Hand der Anschauung. Material zur Besprechung der Hölzelbilder: Port; Bâtiment; Houillière; Mine et forge. Mit 4 Abbildungen. Hannover u. Berlin, C. Meyer, 1903. 52 S. 8. M. 0,90.

Boerner, Dr. Otto, und Pilz, Clemens, Französisches Lesebuch insbesondere für Seminare. II. Teil, für Oberklassen höherer Schulen und zur Vorbereitung auf Fach- und Rektoratsprüfungen. Leipzig, Teubner, 1903. X, 314 S. 8. Geb. M. 3.

Boerner, Dr. Otto, Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische. Begleitschrift zu Boerners neusprachlichem Unterrichtswerk. Leipzig, Teubner, 1903. 59 S. 8.

Mackenroth, V., Mündliche und schriftliche Übungen an Kühns franz. Lehrbüchern. I. Teil, mit einem grammatischen Elementarkursus von Karl Kühn als Anhang.[2] Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1902. XIV, 160 S. 8 (vgl. *Archiv* CVIII, 470).

Bergmann, Oberlehrer Dr. Karl, Französische Phraseologie. Leipzig, Roßberg, 1903. VI, 114 S. 8. M. 1,80.

Schwarze, Oberlehrer Dr. Max, Kanon franz. Sprechübungen über Gegenstände und Vorgänge des täglichen Lebens für höhere Schulen. Wittenberg, Wunschmann, 1903. VI, 42 S. 8. M. 0,90.

Un sirventés contre Charles d'Anjou (1268). Par A. Jeanroy, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Extrait des *Annales du Midi*, t. XV, année 1903. 23 S. 8.

Lou Cansounié de la Prouvènço, adouba pèr l'Escolo Parisenco dóu Felibrige. Avignoun, encò de Roumaniho; Marsiho au burèu di Publ. poupoulari [1903]. 116 S. 8. Fr. 1.

Lefèvre, Edmond, Bibliographie Mistralienne. Fr. Mistral. Bibliographie sommaire de ses œuvres avec l'indication de nombreuses études, biographies et critiques littéraires. Notes et documents sur le félibrige et la langue d'oc. Marseille, édition de l'idèio prouvençalo, 1903. 154 S. gr. 8.

Twentieth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.) 1901. Accompanying papers: An anonymous portrait of Dante. Reproduction with an account of the original by Theodore W. Koch. — The epitaph of Dietzmann, Landgrave of Thuringia, ascribed to Dante, by Charles Eliot Norton. — Notes on the latin translation of, and commentary on the Divina Commedia by Giovanni da Serravalle, by G. L. Hamilton. Boston, Ginn, 1902. XVII, 38 S. 8.

Vossler, Professor Dr. Karl, Stil, Rhythmus und Reim in ihrer

Wechselwirkung bei Petrarca und Leopardi. [Aus: Miscellanea di studi critici ed. in onore di Art. Graf. S. 453—481.]

Salvioni, Prof. Dr. Carlo, Bricciche Bonvesiniane. [Aus: Miscellanea in onore di Art. Graf 391—404. Etymologien und syntakt. Bemerkungen, z. B. *digo* < *diu* (das rät. *diý* ist *diudiu*); *fissor* < *fidejussore; fu* < *fit; ke* statt *ki* (vielleicht ist *ke* eher als *quid* aufzufassen; cf. deutsches *was* im Sinne von *wer:* was sich liebt, das neckt sich); relat. *ki* in Genetivfunktion; *moresta* = Schauspiel; *patron* = Mönche plur., dann auch sing.; *righiniar* = fletschen.]

Zumbini, Bonaventura, Per Wolfango Goethe. Napoli, 1903. (Edizione fuori commercio di 100 esemplari in carta a mano e 10 in carta a mano distinta.) 42 S. 8. Conferenza in memoria del soggiorno del Goethe a Napoli, tenuta nel Circolo tedesco di questa città, la sera del 7 maggio. 1903.

Giornale storico della letteratura italiana, diretto e redatto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 124/25 [C. Marchesi, Il compendio volgare dell'Etica Aristotelica e le fonti del VI libro del 'Tresor'. Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letter. di Isabella d'Este Gonzaga, Appendice prima. U. Cosmo, La polemiche Tassesche, la Crusca e Dante sullo scorcio del cinque e il principio del seicento. — Rassegna bibliogr.: F. Torraca, Studi sulla lirica italiana del Duecento (J. Sanesi). Ph. H. Wicksteed and E. G. Gardner, Dante and Giovanni del Virgilio (A. Belloni). E. Lamma, Questioni dantesche (G. Manacorda). O. Hecker, Boccaccio-Funde (H. Hauvette). G. Agnelli, Ferrara e Pomposa; A. Nani, Medaglioni estensi; G. Bertoni, La biblioteca estense e la coltura ferrarese ai tempi del duca Ercole I (R. Renier). E. Bertana, V. Alfieri (A. Neri). — Bolletino bibliogr. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca].

Schädel, Dr. Bernhard, Die Mundart von Ormea, Beiträge zur Laut- und Konjugationslehre der nordwestital. Sprachgruppe, mit Dialektproben, Glossar und Karte. Halle, Niemeyer, 1903. 138 S. 8.

Paz y Mélia, A., Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek in Madrid, Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt [1903]. XVI, 525, 486 S. kl. 8. Geb. M. 3,50.

Vianna, A. R., Gonçalves, Portugais, phonétique et phonologie, morphologie, textes. (Skizzen lebender Sprachen, herausgeg. von W. Vietor, Nr. 2.) Leipzig, Teubner, 1903. VI, 147 S.

Beilagen:

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXI. BAND, DER NEUEN SERIE XI. BAND,

3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG

BREITESTRASSE 2

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1903

Inhalt.

CXI. Band, der neuen Serie XI. Band,

3. u. 4. Heft.

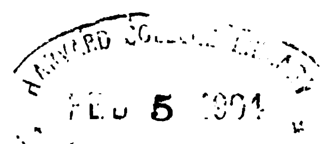
Schlufs der Redaktion 20. Dezember 1903.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Die Osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575.

(Berlin, Kgl. Bibl. Mgf 753.)

II. (Fortsetzung.)

48. **Kein Lieb ohne Leid magh mir nicht widerfaren** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 39, B 91; Berl. Hs. 1568 Nr. 83, 1574 Nr. 48 in je 3 entspr. Str. Niederd. Lb. Nr. 109, vgl. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 37. Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 468 Nr. 1663.

49. **Die grofse Liebe zwinget mich, dafs ich kein wort kan sprechen** ... 5 fünfz. Str. = 1582 A 40, B 92. Fl. Bl. Ye 36: Schöner newer Lieder | drey. Das erste, Es was ein | wacker Meydlein wol | gethan, etc. | Das ander, Wo sol ich hin, Wo | sol ich her ... || Das dritt, Die grosse liebe | zwinget mich, etc. (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Newber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des Liedes 'Wo sol ich hin' s. unten Nr. 68. 'Die grosse Liebe' 5 Str. Berl. Hs. 1574 Nr. 56 ebf. 5 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 136.

50. **Wach auff, mein Lieb, vnd hor mein stimm erklingen** ... 5 siebenz. Str. = 1582 A 55, B 107; Forster III 69 nur 4 Str. (Schlufsstrophe fehlt). Fl .Bl. Yd 7821. 4 'Vier schöner lieder' (o. O. u. J.). 'Das Dritt, Wach auff mein lieb' in 8 siebenz. Str., wovon die drei ersten und die letzte den Strophen I—III, V der anderen Fassungen entsprechen. M. Franck, *Musical. Bergkreyen* 1602 Nr. 16 in 3 Str. Pal. Nr. 191 in 7 Str.

51. **Vmb deinet willen byn ich hier** ... 7 achtz. Str. 1582 A 56 hat 8, B 108 nur 7 Strophen; hier in B und in der Handschrift fehlt die Schlufsstrophe von A. Bergr. 1536 u. ö. Nr. 46, Bergr. hrsg. v. J. Meier: Neudrucke 99/100 S. 98, in 8 bezw. 7 Str. Forster IV 1556 Nr. 15 die ersten drei Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 76 Nr. 84 in 8 Str. Goed. II[2] S. 28, 37, 40, 44 u. ö. Niederd. Lb. Nr. 76 bezw. 68: *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 30: in 8 Str.

Fl. Bl. Berl. Yd 7801 (v. Nagler) Stück 60 (offenes Blatt, links oben Bildchen) 'Ain hibsch lied ... Von deinet wegen bin ich hie' ... 9 achtz. Str., wovon nur die erste, dritte und letzte der ersten, zweiten und letzten der gewöhnlichen Fassung entsprechen. — Zusammen mit Nr. 28 u. 129 d. Hs. ist das Lied zu finden in mehreren fliegenden Drucken: Yd 7850 St. 16. Yd 9565. 66. 68.

Frankfurt a. M. Stadtbibl. Freytag XXI 311 'Drey schöner | newer Lieder. Das Erste: | Von deinetwegen bin ich hie, Hertz, etc.' | ... (Schlufs:) 'Getruckt zu Augspurg, durch | Michaelem Manger, Mattheus | Francken nachkommen.' | 8 Str. — Frankfurt a. M. Stadtbibl. Sammelb. St. 8 'Drey Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. 3. Von deinetwegen bin ich hie ... 8 Str.

Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 56 'Drey Hüpsche Neuwe Lieder' Basel, J. Schröter, 1608. An zweiter Stelle: Von deinetwegen bin ich hie ... 8 Str. In demselben Sonderdruck auch Nr. 41 d. Hs.

London, Brit. Mus. 11, 522 df 69 'Vier schöne newe Weltliche Lieder' Gedr. im J. 1664; o. O. 2. Von deinet wegen ... 6 achtz. Str.

Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 58 in 8 Str. Kopenh. Hs. des Rostocker Studenten P. Fabricius aus dem Anfange des 17. Jahrh. Nr. 189 gleichf. in 8 Str. Val. Holls Hs. v. J. 1526 (Nürnberg, German. National-Museum) Bl. 160 A 'Ich bin von deinentwegen hie' 3 achtz. Str. Pal. Nr. 186 in 6 Str.

Des Knaben Wunderh. 1, 1806, S. 212; Görres S. 91; Uhland Nr. 30; Goedeke-Tittmann S. 56; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 135, *Lh.* II S. 245 Nr. 428, vgl. II S. 283 Nr. 461.

52. **Nach gruner farbe mein hertz verlangtt** ... 7 neunz. Str. = 1582 A 57, B 10; Berl. Hs. 1574 Nr. 10 in 7 Strophen mit starken Abweichungen in Wortlaut u. Reihenfolge; Niederd. Lb. 108; vgl. *Jahrb.* 26 S. 37 u. 51. Pal. Nr. 90 in 4 Str. — Görres S. 39; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 206, *Lh.* II S. 321 Nr. 502.

53. **Die Sonne ist verblichen, die Stern seind aufgeghan** ... 7 neunz. Str. = 1582 A 58, B 167; Forster III 42 ebf. in 7 Str. Berl. Hs. 1574 Nr. 36 ebf. in 7 Str. Pal. Nr. 112 in 5 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 389, Görres S. 96; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 116, *Lh.* II S. 606 Nr. 806. Fl. Bl. London, Brit. Mus. 11, 522 df 11 (vgl. oben Nr. 5) 'Drey Schöner Lieder' Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 2. Die Sonn die ist verplichen ... 9 neunz. Str.

54. **Der wechter verkundiget vns den tagh** ... 5 sechsz. Str. = 1582 A 60, B 179. Fl. Bl. Yd 9655 'Zwey schöne Lieder' Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 'Der Wechter' als erstes Lied in 5 entspr. Str. Niederd. Lb. 115 in 6 Str., die beiden letzten abweichend. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 38. Vgl. das ähnliche Lied 1582 A 155, B 22; Berl. Hs. 1574 Nr. 40, Pal. Nr. 108 u. a. m. — Görres S. 115, Uhland Nr. 80, Goedeke-Tittm. S. 74; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 102, *Lh.* II S. 599 Nr. 799.

55. **Wafs wollen wir singen vnd heben ahn, vnd singen von einem Frenckischen Edelman, ein Newes Leidt zusingen** ... 7 siebenz. Str. = 1582 A 61, B 19. Fl. Bl. Yd 8851: Ein schön Neu | Liedt, von einem frenckisch-|en Edelman, Albrecht | von Rosenberg | genandt, | Im Thon. Was wöllen wir aber | beben [!] an. | (3 bezw. 4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten und dritten, ursprünglich etwa vorhandenes viertes Blatt leer.) Das Lied verläuft in 8 von der anderen Fassung wesentlich abweichenden Strophen. Uhland Nr. 144, *Wunderhorn* IV hrsg. v. Ldw. Erk 1854 S. 247, Liliencr. IV S. 258 Nr. 511 (alle nach den Liederbüchern v. J. 1582, ohne die Hs. oder den Einzeldruck zu nennen).

Einzeldruck:

1. Was wöllen wir aber heben an,
von einem frenckische[n] Edelman,
ein frei[e]s Lied zu singen,
Albrecht von Rosenberg ist ern genandt,
Gott wöll das jm gelinge.

2. Albrecht vonn Rosenberg ist ein Reuters man,
die von Nurmberg haben jm vil leids gethan,
er lest nit vngerochen,
sie haben jm mit grossem gwalt
sein hauß vnd hof zerbrochen.

3. Die vonn Nürnberg zogen eins mals aus,
sie zogen Albrecht von Rosenberg wol für sein haus,
sein haus must er auffgeben,
vnd er must ziehen aus dem land,
wolt er behalten sein leben.

4. Frisch auff jr werden Reuter gut,
last vns straffen der von Nürnberg vbermut,
vnd macht daraus kein wesen,
vnd zihet dem Albrecht von Rosenberg zu,
vnd dienet jm ein reyse.

5. Zu hauff kam mancher Reutersmann,
sie griffen die von Nürnberg mit vortheil an,
nach jn stand jr verlangen,
sie haben sie dapffer vmb die meuler geschlagen,
den Baumgartner haben sie gefangen.

6. Albrecht von Rosenberg hat ein rößlein kan wol rennen vnd traben,
darauff thut er manchen kauffman jagen,
wol vor der Nürnberger walde,
darauff ist er allzeit wol beriten
wie das Heßlein vor dem Behemer walde.

7. Frisch auff jr werden Reuter gut,
auff diser walstat ist nit mer halten gut,
wir wöllen fürbas reitten,
wir reitten der grünen waldtbuchen zu,
wir haben ein gute beuthe.

8. Wer ist der vns das liedlein sang,
ein freier Reuter man ist er genant,
er hats so wol gesungen,
Albrecht von Rosenberg hat er ein reys gedient,
hat jm gantz wol gelungen.

Einen Sonderdruck, in dem dieses Lied enthalten ist, besitzt auch die Züricher Stadtbibliothek, XVIII 1985 St. 4: Ein schön neüw Lied, der Marggraff schiffet über Rhein. | . . . 4 | Das dritte Lied, Von dem Albrecht von Rosenberg. | (8 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer) 'Was wöllen wir aber heben ahn' 8 Str.

Ein ander. 56.

1. Es giengen sich auß zwey Gespiele
woll uber eine weise wahr grune,
die eine furht einen frißchen muth,
die ander trauret sehre.

2. Gespiele liebste Gespiele mein,
warumb traurest du so sehre?
ey traurestu umb deines Vaters gudt,
oder traurestu umb dein ehre?

3. Ich trauer nicht umb meins Vatters gudt,
ich trauer nicht umb mein ehre,
wir zwey haben einen Boelen lieb,
daraus konnen wir uns nicht theilen.

4. Und haben wir zwey einen Knaben lieb,
konnen wir uns darauß nicht theilen,
ich will dir geben meins Vatern gudt,
dartzu meinen Bruder zu eigen.

5. Der Knab stund unter einer linden,
ehr hort der red ein ende,
hilff reicher Christ vom himell hoch,
zu welcher soll ich mich wenden?

6. Wend ich mich zu der reichen,
so trauret die seuberleiche,
ich will die reichen faren lhan,
will behalten die seuberlichen.

7. Und wen die reiche daß gudt vortzeret,
so hat die liebe ein ende,
wir zwei synd noch jungk und stark,
groß gudt wollen wir erwerben.

8. Ehr nam sie bey ihren schnewißen,
bey ihren schnewißen henden,
ehr furth sie durch den grunen waltt,
deß grunen waldeß ein ende.

9. Ehr furth sie ahn daß ende,
da ehr sein Mutter fand,
ach Mutter liebster Mutter mein,
daß Megdlein ist mein allein.

10. Ehr gab ihr von goltt ein ringelein
ahn ihr schnewißen henden,
sih da du feinß braunß Megdlein,
von dir will ich mich nicht wenden.

11. Sie gab ihm wider ein krenzelein von goltt,
darbey ehr ihr gedenken soltt,
ich hab euch lieb im herzen mein,
von euch will ich nicht scheiden.

Das Ambraser Liederbuch, 1582 A Nr. 53, gibt das Lied mit 11 der Hs. nach Wortlaut und Reihenfolge durchaus entsprechenden Strophen. In diesem Falle zeigt sich eine für das Gebiet des Volksgesanges fast auffällige und merkwürdige Übereinstimmung zwischen der gedruckten und der handschriftlichen Fassung; so lautet z. B. die achte Strophe, die ebenfalls um eine Zeile zu kurz gekommen ist, im Druck folgendermaßen:

Er nam sie bei jren schneeweißen henden,
er fuhrt sie durch den grünen wald,
des grünen waldes ein ende.

In kleinen Abweichungen berichtigen die beiden Fassungen einander.

Das Berliner Lb. 1582 B 105 hat nur 7 Strophen, wovon 1—4 = A I—IV, 6 u. 7 = V u. VI sind, die fünfte, worin das arme Mädchen den Bruder ihrer reichen Nebenbuhlerin ablehnt, für sich steht. Das Lied hat in B folgenden Wortlaut:

Es giengen zwo Gespilen gut, wol vber ein wisen grüne, die ein die führt ein frischen mut, die ander trauret sehre.

Gespile liebste Gespile mein, warumb traurest du so sehre, traurest du vmb deins Vatters gut, oder traurest du vmb dein ehre.

Ich traure nicht vmb meins Vatters gut, ich traure nicht vmb mein ehre, wir zwey haben ein knaben lieb, darumb traur ich so sehre.

Vnd haben wir zwey einen knaben lieb, traurest du darumb so sehre; ich wil dir meinen Bruder geben, meins Vatters gut ein theile.

Vnd deinen Bruder wil ich nicht, deines Vatters gut ein theile, sol mir der knab nicht lieber sein, dann du vnd alle deine Freunde.

Der Knab stund vnder einer Linden, erhört der red ein ende, hilff reicher Gott von Himmel hoch, zu welcher soll ich mich wenden.

Wend ich mich zu der Reichen, so traurt die seuberliche, ich wil die Reiche fahren lahn, vnd behalten die seuberlichen.

Yd 7852. 10 'Acht Schöne Newe Lieder' (o. O. u. J.), verstümmelter Druck, sollte als drittes Lied, das nunmehr ganz ausfällt, enthalten 'Es giengen sich zwo Gespiele'. Derselbe Druck enthält Nr. 65 der Hs., wobei der Anfang fortgefallen ist.

Antw. Lb. 1544 Nr. 162: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 242: Wie wil hooren een goet nieu liet ... 11 vierz. Str. Zweite: Daer ghingen twee gespeelken goet ... Antw. II—V = Hs. 1575 u. 1582 A 1—4; VII—IX = 6—8; I, X, XI stehen für sich; die beiden Schlufsstrophen der niederländischen Fassung stimmen schlecht zu dem übrigen Verlauf und scheinen von der ursprünglichen Richtung abgeirrt zu sein. Zwischen V und VII einerseits, 4 und 6 andererseits erfordert der Gang der Handlung 2 Strophen, wovon die niederländische Fassung die eine, die hochdeutsche Fassung die andere überliefert. Antw. Str. VI, ähnlich 1582 B 105 Str. 5, lautet:

Och dijnen broeder en wil ic niet
Noch dijns vaders goet een deele,
Ic hebbe veel lieuer mijn soete lief
Dan siluer oft root gulden.

Vgl. noch *Horae Belg.* II S. 83 'Het ghingen twee ghespelen goet' und 'Het reeden twee ghespelen goet'; Weim. Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 105: Nr. 39 in 6 Str. 'Het ghingen twie ghespelen'. — Anderes Lied *Antw. Lb.* Nr. 80: *Horae Belg.* II S. 110, XI S. 119 'Het ghinghen drie gespeelkens goet'. — Snellaert, *Oude en n. liedjes*, 1852 S. 50, 1864 S. 65; Willems, *Oude vlaemsche liederen*, 1848 S. 149. — *Des Knaben Wunderhorn*, Bd. IV hrsg. v. Erk 1854, S. 51 nach 1582 A, und nach mündl. Überlieferung S. 356, vgl. auch III S. 18; Uhland Nr. 115; Goedeke-Tittm. S. 89; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 41, *Lh.* I S. 247 Nr. 70a bis d, vgl. II S. 296 Nr. 477.

Im *Liederhort*, I S. 250, gibt Böhme von diesem Liede nach W. Büttners *Epitome historiarum*, 1576, ein aus vier der mittleren Strophen bestehendes Bruchstück, welches der ursprünglichen Fassung am nächsten geblieben zu sein scheint, in allen Strophen genau denselben metrischen Bau darstellt, demnach wenigstens unzweifelhaft den richtigen Strophenbau bewahrt:

Der knab stund an der wende
Und hört der red eine ende,
Hilf mir Herr Christ vom Himmel hoch,
Zu welcher soll ich mich wenden?

Wend ich mich zu der Reichen,
So weint die Seuberleiche,
Ich wil die Reiche fahren lan,
Wil nemen die Ehrenreiche.

Wenn nun das geld zerrinnet,
Alle lieb und freud verschwindet,
Die seuberlich, die from und fein
Meim herzen viel lust bringet.

Es schmollt und zannt die Reiche,
Spricht, ich sey nicht jrs gleiche,
Ich acht kein Geld, darzu kein Gut,
Ich frey nach meines gleichen.

Über das Lied handelt Uhland in seinen *Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage* 3, 1866, S. 407 u. 490; 4, 1869, S. 119 und eigens in einem besonderen Aufsatz Ad. Hauffen: *Euphorion* 2, 1895, S. 29—39 'Das Volkslied von den zwei Gespielen'.

57. **Nu fall du reiff, du kalter schnee, fall mir auf meinen fufs ...** 6 vierz. Str. = 1582 A 62, B 180; Berl. Hs. 1574 Nr. 35, Nd. Lb. 14 ebf. in 6 entspr. Str. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 13. Görres S. 89; Uhland Nr. 47; *Wunderh.* IV S. 8; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 155, *Lh.* II S. 265 Nr. 447.

58. **Ich sah mir fur einem walde, ein feinfs hyrschlein sthan ...** 7 achtz. Str. = 1582 A 64, B 111; Berl. Hs. 1574 Nr. 49, Nd. Lb. 5 ebf. in 7 Str. *Jahrb.* S. 10. Pal. 33 in 6 Str. — Fl. Bl. Berlin, Basel, London s. Nr. 42 u. 45 d. Hs. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 445, *Lh.* III S. 460 Nr. 1652.

59. **Ach Mutter, liebste Mutter mein ...** 10 sechsz. Str. = 1582 A 65; Berl. Hs. 1574 Nr. 1 (Akrost. 'Herrmannus'), Nd. Lb. 21 ebf. in 10 Str. *Jahrb.* S. 14. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 171 Nr. 175 in 10 Str., unterz. M. von D. Liederhdschr. des P. Fabricius zu Kopenhagen Nr. 126 ebf. in 10 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 294; Keil, *Studentenl.* S. 51 usw.

60. **Schein vns du liebe Sonne ...** 7 vierz. Str. = 1582 A 66, B 112; Berl. Hs. 1574 Nr. 44 m. 8, nd. Lb. 120 m. 7 Str. *Jahrb.* S. 39. Uhland Nr. 31; *Wunderh.* IV S. 35; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 93; Goedeke-Tittm. S. 11; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 181 u. 182, *Lh.* II S. 239 Nr. 422.

61. **Schons lieb mocht ich bey dir sein, nichts liebers woltt ich mir begeren ...** 4 siebenz. Str. = Hs. oben Nr. 12 'Hertzlieb mechte ich stedes bey dyr sein' = 1582 A 67, B 135.

62. **Fewr eitell fewr, brent mir mein hertz im leyb ...** 9 achtz. Str. = 1582 A 70, B 24; Berl. Hs. 1574 Nr. 29, nd. Lb. 110 in je 9 entspr. Str. *Jahrb.* S. 37. Pal. Nr. 34 in 6 Str.

63. **Man singet von schonen Jungfrawen viell ...** 5 sechsz. Str. = 1582 A 75; B 118 nur 3 Str. und nur I entspr. Forster III 52 in 5 Str. (III 53 Mel. vgl. V 7); Bergr. 1574, II 18 in 5 Str., von denen die beiden ersten zu den sonstigen Fassungen stimmen, wogegen die drei letzten Strophen ganz umgedichtet sind. Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' (enthält auch Nr. 36, 44, 69, 94, 108 d. Hs.), neuntes Lied 'Man singt' in 5 dem Ambraser Liederbuche v. J. 1582 entspr. Str. Aus einer westf. Hs. (1579) in *Mone's Anzeiger* 7, 1838, Sp. 85 eine fünfstrophige Fassung, die recht genau zu den Bergr. v. J. 1574 stimmt. Berl. Hs. 1574 Nr. 5 mit 4 Str. (Blatt dahinter ausgerissen.) Görres S. 70 (Pal. Nr. 172) in 5 Str. entspr. Bergr. 1574. Vgl. noch München, Hof- u. Staats-Bibl. Cgm 810, jetzt Mus. Mss. 3232 Bl. 159 'Man singt und sagt von frauen vil, die ich doch alzeit loben wil' 8 Str., Akrost. 'Magdalena'. *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 15, 1883, S. 122.

64. **Mein feinſs Lieb ist von Flandern ...** 7 siebenz. Str. = 1582 A 77, B 121. Fl. Bl. Yd 9630 enth. 3 Lieder (Nürnberg, Gutknecht o. J.), darunter an erster Stelle Nr. 41 unserer Hs., an zweiter vorstehendes Lied mit 8 Strophen, wovon die 7 ersten den anderen Fassungen in Wortlaut und Reihenfolge entsprechen, die Schluſsstrophe neu hinzugetreten ist. Ye 71 'Fünff Schöner newer Lieder. 1. Auß argem won ... 2. Mein feins Lieb ... 5. Wer ich ein wilder Falcke, etc.' (Bildchen) Am Schluſs: Gedr. zu Nürnberg, durch Val. Neuber. 4 Bl. 8° o. J. 'Mein feins Lieb' in 8 Str. entspr. d. vorigen Einzeldr. Niederd. Lb. 54 (vgl. 6): *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 24 (vgl. 11). — Hil. Lustig v. Freudenthal, *Ztv.* Nr. 190. — Görres S. 155 (Pal. Nr. 46), Uhland Nr. 49, *Wunderh.* IV S. 11, Goedeke-Tittmann S. 47; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 217, *Lh.* II S. 294 Nr. 474. — Das Gedicht geht auf einen G. Grünwald zurück.

65. **Der Mond der scheindt so helle, zu Liebes Fensterlein ein ...** 13 vierz. Str. = 1582 A 78; ohne Str. 6 u. 7, also nur mit 11 Strophen im niederd. Lb. Nr. 153: *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26 S. 47; *Altpreuſs. Monatsschr.* 9, 548; Willems, *Oude vl. liederen* 1848 S. 204. — Uhland Nr. 98; *Wunderh.* IV S. 54, vgl. II S. 235; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 48, *Lh.* I S. 445 Nr. 128.

66. **Ach Gott wem soll ichs klagen, daſs heimlich leiden mein ...** 6 neunz. Str. = 1582 A 109, B 25; Bergr. 1536 u. ö. Nr. 48; Goed. II² S. 28, 29 u. ö. Niederd. Lb. Nr. 125 (bezw. 111), vgl. *Jahrb.* 26 S. 41. Berl. Liederhdschr. 1574 Nr. 51. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 242, *Lh.* II S. 703 Nr. 918. — Anderes Lied mit gleichen Anfangsworten oben Nr. 17; noch anderes Heyse, *Büchersch.* 935 = Ye 901; vgl. auch Pal. Nr. 19.

67. **Frolich byn ich auſs hertzen grund ...** 12 fünfz. Str. = 1582 A 81, B 125; Hs. der Herren von Helmstorff, 1569 bezw. 1575 Nr. 32; nd. Lb. Nr. 96: *Jahrb.* S. 35. Fl. Bl. aus Berlin, Basel s. Nr. 35 d. Hs.; auſserdem nd. Yd 9908: Twe lede volgen, dath | Erste, Frölick bin ick vth herten grunt. Dat | ander, Mit lust so | wil ick singen. | (4 Bl. 8° o. O. u. J.) 'Frölick bin ick' 12 entspr. Str. Wegen des anderen Liedes s. unten Nr. 115. Pal. Nr. 98 in 8 Str.

68. **Wo soll ich hin, wo soll ich her, wo soll ich mich hin kheren ...** 4 zwölfz. Str. = 1582 A 82, B 155 [! so st. d. verdr. 156!]; Lhs. d. Amalie von Cleve, s. Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 405 (10 Str.?); Berl. Hs. 1568 Nr. 94 m. 4 Str. Pal. Nr. 11 m. 4 Str. Fl. Bl. Ye 36 'Schöner newer Lieder drey' Nürnberg, V. Neuber o. J. (vgl. oben Nr. 49) an zweiter Stelle mit ebf. 4 entspr. Str.

69. **Hertz einiger trost auff erden, verlangen du thust meinem jungen hertzen wehe ...** 4 siebenz. Str. = 1582 A 86, B 124; Berl. Hs. 1568 Nr. 13 m. 3 Strophen (I u. II entspr.); nd. Lb. 11 m. 4 entspr. Str. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 12. Fl. Bl. Ye 64 'Vier schöne liebliche Lieder' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. oben Nr. 1) 'Hertz einiger trost' an letzterer Stelle m. 3 Str. Schluſsstr. fehlt. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. (Beschr. oben Nr. 36; vgl. 44, 63, 94, 108) viertes Lied 'Hertz einiger Trost' 4 Str. Pal. Nr. 96 in 3 Str. Görres S. 128 in 4 Str.

70. **Ich habe so lange gestanden, in sorgen stundt ich groſs ...** 11 vierz. Str. 1582 A 90, B 5 in 13 Str. Vgl. A 114, B 12; nd. Lb. 30 u. 90; *Jahrb.* 17 u. 33. Sehr ähnlich unten Nr. 83 'Mein feinß lieb stund in sorgen'. — Ye 57 Drey schöne Newe Lieder, | Das erste, Ich weiß mir ein Mägd-|lein hübsch vnd fein, Es hat ein roh-|tes Mündelein. | Das ander, Ich weiß ein Fräwlein | hübsch vnd fein, wolt Gott ich solt | heut

bey jhr sein. | Das dritte, Ich hab so lang gestan-|den, Ich stund in sorgen groß. Im Thon, | Stehe ich allhie verbor-|gen, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Newber, Wonhafft | im obern Wehr. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer.) 'Ich hab so lang gestanden' 13 Str. Wegen des in diesem Einzeldruck ersten Liedes vgl. unten Nr. 76. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2017 St. 5 'Zwey neue Lieder' Augspurg, Mich. Manger o. J. 2. Ich bin so lang gestanden, ich stundt inn sorgen groß ... 13 Str. — Eine Strophe dieses Liedes findet sich später im *Berglbchl.* (1700/10) S. 116 Nr. 100 'So wünsch ich meinem Liebelein viel tausend gute Nacht', 5 vierz. Str., deren vorletzte lautet: 'Er ließ : : er ließ sein Röselein droben [! d. i. Röſslein traben!] :|: sein Rößlein thät einem Sprung : : damit : : damit scheid er von dannen, so spahre euch der liebe Gott gesund, so etc.' — Das Jaufner Liederbuch. Hrsg. v. Max Frh. v. Waldberg: *Neue Heidelb. Jahrbücher* 3, 1893, S. 270 'Ich bin so lang gestanden' 13 vierz. Str.

71. **Eyn freundleichs Auge zu wencken** ... 4 neunz. Str. Hs. Nr. 124 dasselbe Lied noch einmal: Freundlich mitt ogen wencken ... 4 neunz. Str. = 1582 A 94, B 36; dasselbe Lied mit 7 Str. s. 1582 A 156, B 23; Berl. Hs. 1568 Nr. 4 nur 3 Str. (dritte Str. fehlt), 1574 Nr. 24 in 7 Str. Hs. f. O. Fenchlerin zu Straſsburg, 1592: *Alemannia* 1, 1873, S. 54: in 4 Str. Pal. Nr. 121 in 4 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Auſsb.* 1602 S. 143 Nr. 152 in 7 Str. — Die kürzere Fassung entspricht den Strophen I, II, IV, V der längeren.

72. **Efs safsen drie gesellen, sie safsen vnd assen vnd druncken kalten wein** ... 7 sechsz. Str. Berl. Fl. Bl. Yd 9748: Eyn schöner Bremberger, Ich hab gewacht die liebe | lange nacht. | Ein ander Lied, Gut Reytter | bey dem weyne saß, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, | durch Valentin | Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer) 'Gvt Reytter' 12 Str. — *Weim. Sammelb.* St. 38: Zwey newe lieder, das | erste, Gut Reyter bey dem weyne saß. | Das ander, Mag jch vnglück nicht | wider stan, gut hoffnung han. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Gut Reyter' 12 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 15: Zwey newe lieder, Das | Erste, Künig ein herr ob allem reych. | Das ander, Mag jch vnglück nit wi-|derstan, gut hoffnung han. | Noch ein ander Lied, Gut Reyter | bey dem weyne saß. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg durch | Georg Wachter. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) 'Gut Reytter' 12 Str. — Eine äuſserst rohe Fassung in einem späteren Sonderdruck: Yd 7919. 25 'Drey schöne kurtzweilige Lieder' o. O. u. J. (Schweiz) 'Es sind einmahl drey Gsellen' 6 Str. — *Bergliederbüchlein* (1700/10) S. 167 Nr. 137 'Drey gute Gesellen die saßen' 6 Str. — Liederhdschr. v. J. 1574 Nr. 31 'Drei gesellen inn einem weinhaus saessen' 9 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 32, IV S. 289; Uhland Nr. 107; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 75 u. 76, *Lh.* III S. 189 Nr. 1302—1306. In neueren Liedersammlungen und Kommersbüchern ist das treffliche Schelmenlied sehr oft mit abgedruckt, oft genug ist es auch nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet.

73. **Ich armes Furstlein klage mein leidt, wo schall mich nu geschehen** ... 6 neunz. Str. R. v. Liliencron, *Die histor. Volkslieder* IV S. 446 Nr. 564: Herzog Johann Wilhelms zu Sachsen lied ... Ich armes fürstlein klag mein leid ... 6 Str. Heyse, *Bücherschatz* S. 73 Nr. 1154.

74. **Ich rew vnd klagh, dafs ich mein tagh nicht liebers habe verloren** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 74, B 117; A. v. Aich 52, G. Forster I 121,

Gassenh. u. Reutterl. 33. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) Stück 15 auf einem offenen Blatt an zweiter Stelle; ebenda St. 27 z. Bez. d. Weise. Yd. 7821. St. 26 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. (Beschr. oben bei Nr. 19) 'Ich rew vnd klag' an zweiter Stelle. Ye 22 'Drey Schöne Liedter' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. b. Nr. 19) 'Ich rew vnd klag' an zweiter Stelle. — Überall 3 entspr. Str., nur bisweilen mit abweichendem Anfang in der letzten Strophe. — Neudrucke: Görres S. 37 (Pal. Nr. 152), Wackernagel 1841 S. 852, Goedeke-Tittm. S. 55.

75. **Kundtschaft mitt dir, ich begheren byn** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 17, B 69; Forster I 87 ebf. in 3 entspr. Str. Liederhdschr. des Joh. Ketzmann zu München, 1552, Bl. 276 A ebf. in 3 zehnz. Str.

Tandem Patientia Victrix: Gedult
Adrian van Velen.

76. **Ich weiſs mir ein Megdlein ist hubsch vnd fein, sie hatt ein Rotes Mundelein** ... 5 siebenz. Str. = 1582 A 99, B 4; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 129 Nr. 135 in 5 entspr. Str. Niederd. Lb. Nr. 48: *Jahrb.* 26, S. 22. Fl. Bl. Ye 57 (Beschr. s. oben Nr. 70) 'Drey schöne Newe Lieder, Das erste, Ich weiß mir ein Mägdlein' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 entspr. Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 124.

77. **Ich hette mich vnderwunden, zu dienen ein Frewlein fein** ... 5 achtz. Str. = Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 32 'In der weiß ayn knab het ym für geonmen [!] er wolt spatzieren gan | Ich het mich vnderwunden' 5 Str. St. 60 z. Bez. d. Weise f. d. Lied 'Von deinet wegen', s. oben Nr. 51. — Yd 7821. 34 'Zwey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. Zweites Lied 5 Str. — Yd 9552, Druck von 4 Liedern, o. O. u. J. Viertes Lied 'Ich het mich vnterwunden' 5 Str. An erster Stelle 'Ich armer man' s. unten Nr. 100. — Niederd. Lb. Nr. 58 bzw. 54: *Jahrb.* 26, S. 25: ebf. in 5 entspr. Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 42, Liederhdschr. d. Herzogin Amalia v. Cleve: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 403: ebf. in je 5 entspr. Str. In der Hdschr. des P. Fabricius Nr. 182 ohne Text. — Vgl. noch Antw. Lb. 1544 Nr. 103: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 155. — Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 252 Nr. 431.

Ein ander. 78.

Jegen diesen vastelabendt
jegen diese heiligen zeit
zu meinem großen ungelucke
habe ich genommen ein Weib,
Elendt hatt mir die trumme geschlagen,
Barmhertzigkeitt gepfiffen,
zu der ehe hab ich gegriffen,!
radt zu wie heiset die Brauth?

Die Brauth die heistt sich Leider,
der Breutgam Gott erbarms,
sie haben ahn zerrißene kleider,
sie sein so leiden arm,
sie haben wider salz wider schmalz in dem hauß,
kein brodt haben sie darinne,
wie solten sie eß gewinnen,
waß solt ein arm Man thuen?

Wan ich des morgens frue ufstha,
auß meinem schlaffkemmerlin gha,
wie hart habe ich gelegen,
mein haubt daß thut mir wehe,
ich habe wider bett noch spanne darin
kein Stro hab ich darin[nen],
waß solt ich dan erwinnen,
waß solt ein arm Man thun?

Ich sehete meinen habern
so ferne vor den gronen walt,
den eßen mir ab die hasen,
mein leiden ist mannighfalt,
also geith eß mir daß liebe lange jhar,
Ungluck ist mein Geselle,
laß freien wer da wolle,
mein freien hab ich gethan.

Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 26 (offenes Blatt, ohne Überschrift, links oben Bildchen, am rechten Rande schadhaft):

Heür gen disem summer,
ich armer ellender [man],
ain weyb hab ich genommen,
ach got warumb hab [ichs] than,
armut hat mir die lauten geschlagen,
ell[end hat] mir gepfiffen,
zu der ee hab ich gegriffen,
rat [zu wie] haißt die praut.

Die braut die haißt ach layder,
der breütga[m daß] got erbarm,
so hab wir kaine klayder
vnnd seyn [so] iämerlich arm,
ain katz ist vnser bestes vich,
sol ⟨...⟩ vil geniessen,
solt ich mein sünd hie biessen,
⟨...⟩ der teüfel im hauß.

Mein schwiger wolt mir helffen
mitt ainer schebigen ku
die truge kaum das l[eder,]
[der] flaischhacker sprach jr zu,
die haut ist besser dann das flaisch,
wie wilt du mir sy g[eben,]
[noch] tregt sy kaum das leben
vnd gibt kain milch dartzu.

Wann ich des morgens frue auffstee
vnd in mein stiblin gee,
so bin ich hart gele[gen,]
⟨...⟩ din thut mir wee,
so schwing ich mich vber die braiten haid
mit manchem gute[n gesellen,]
es heyrat wer da wölle,
der ee hab ich genug.

Der vns das liedlin news gesang
von neüwem gesungen hat,
das hat gethon a[in guter ge]sell
zu Budweiß in der stat,
er singt vns das vnd singt vns meer
hat vns das wol g[esungen,]
vom weyb ist er entrunnen,
zu jr kompt er nit meer.

Görres S. 151 'Fürwahr, gegen diesen Sommer' 6 Str. = Sonderdr. 1, 2, 4, 3, 5. Als III. und IV. Strophe bei Görres die zerdehnte vierte des Druckes. Ebenso Uhland Nr. 277; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 675 Nr. 882. Höchst merkwürdig ist es, dafs gerade in Altpreufsen, wohin diese Handschrift auch sonst mehrfach verweist, ein Bruchstück dieses Liedes mit ähnlichem Anfang sich erhalten hat: Frischbier, *Preufsische Volksreime,* 1867 S. 223 'Oen disse dolle Fastlawend, | Oen disse dolle Tiet, | Wat heww öck angegange, | Gefriet dat ohl' fuul' Wiew' ... (noch 8 Z.).

79. **Ich lafse leicht ab von solcher hab** ... 3 zwölfz. Str. = *A. von Aichs Lb.* (75 Lieder) Nr. 51 'Ich stel leicht ab von solcher hab'; Forster I 18 'Ich stell leicht ab'; *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 79; vgl. Goed. II² S. 28, S. 35 u. ö. Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 108 'Ich stell leidtt ab' ebf. in 3 Str.

Ein ander. 80.

Ich sach se nechten spade
ghar heimlich uff einen orth
vor Herzleibs kemmerlein lade,
dar ich sie schlaffen vandt.

Ich klopffede also leiße
mitt meinen goltringelein,
standt uf Hertzallerliebste
stand uff und laß mich in.

Ich will dich nicht einlaßen,
ich laße dir nicht in,
mich dunket bey alle deinen worden,
daß du die rechte nicht bist.

Dunket dich bey alle meinen worden,
daß ich die rechte nicht sey,
so luchte mich under die augen,
so sichstu woll wie ich sey.

Die kallen (kolen!) seind erlosschet,
die kirßen (kerzen!) seind außgedhan,
fhar hen du guder Geselle,
du bist mich gar unbekandt.

Ach Eppelein auf dem Baume,
und ich vorpiete dich,
und daß du nichten fallest,
die reife roer dich.

Und rorth dich dan die reife
und daß du vallen muist,
so valle du Eppelein schone
meinem schonen Bolen in seinen schoiß.

Woll uf den reifen will bauwen
woll uf den kalten schne,
woll großer liebe thut treuwen,
waß thut ehm sein haubt so wehe.

Der Apffell ist gefallen,
der reife hatt kein schult,
daß herz in meinem jungen leybe
daß ist dich Herzlieb holt.

Vgl. Erk-Irmer II Nr. 13; Hoffmann-Richter Nr. 57 u. 58; Frischbier-Sembrzycki Nr. 59; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 625 Nr. 818 u. S. 732 Nr. 964.

81. **Woll auf Geluck dich tzu mir kher, mein trouren mufs sich wenden** ... 6 zehnz. Str. P. v. d. Aelst, *De arte am.* 1602 S. 170 in 7 Str. *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 26 Nr. 40 (vgl. Goed. II² S. 44), ebf. in 7 Str.

82. **Schons leiff wo heffstu mich so ghar vorlathen, vnd dich von mich gewant** ... 5 achtz. Str. nach Wortl. und Reihenf. entspr. nd. Lb. Nr. 86, vgl. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 33.

83. **Mein feinfs leib stund in sorgen, in sorgen also grofs** ... 12 vierz. Str. 1582 A 90, B 5; vgl. A 114, B 12 'Ich bin (bzw. habe) so lange gestanden' und 'Steh' ich allhie verborgen'; niederd. Lb. 90 'Myn Fynsleeff stundt in sorgen, in sorgen also groth' und 30 'Stha ick allhyr vorborgen', s. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26 S. 17 u. 33; vgl. oben Nr. 70.

Ein ander. 84.

Ein Megdlein muß ich meiden
so ghar ohne alle meine schult,
ich hab darumb ein heimleichs leiden
und trage in meinem herzen gedult,
umb eines Boßwichts willen
muß ich schweigen stille
beß auf ein ander zeit.

Der mitt Leuthen will scherzen,
der gebe woll acht auf seine wordt,
sie seind nicht alle von gueter erze,
wird manchem in ungudt vorkerth,
also hab ich armer Helt befunden
itzund und zu mehren stunden,
darumb warne ich dich junger Gesell.

Nicht soll man billich gedenken,
ehrleiche Leuthe zu beliegen,
einem damitt sein sache zu krenken
und redleiche Leuthe zu betriegen,
ich muß eß dahin stellen,
jho schebscher hundt jhe mher zu bellen,
Judas Ischarioth lebstu noch?

Von redleichen Leuthen soll man nicht sagen,
man wilß dan vor augen sein bekandt,
kan mich armer Helt nicht beiegen,
darumb fure ich einen schweren standt,
der mich gern woltt anrennen
und in der thatt nicht will kennen
ist daß nicht ein Ehren Dieb von art?

Ich will noch redlich handlen,
so langk ich lebe in dieser welt,
so magk ich ufrichtigh wandlen
hie und dort wo mirß gefelt,
bey allen ufrichtigen Leuthen,
konnen mirß nicht anders deuten,
dan daß ich schweige und denke der zeit.

Die dritte Strophe mit dem kräftigen Hinweis auf Judas Ischarioth als Abschlufs in der letzten Zeile würde besser als letzte stehen; bei dieser Umstellung würde sich das Akrostichon 'Edvin' ergeben.

Ein ander. 85.

Wach auf mein herz in frowden
und laß dir woll gesein
itzundt zu diesen zeiten
woll bey der Liebsten mein,
welche ich habe erkoren
zu dienen ihr mitt fleiß,
edell ist sie geboren,
meinen dienst hab ich ihr geschworen,
wie sie daß selbst woll weiß.

Auf erden soll mir bleiben
meins herzen aufenthalt,
mocht ich mitt ihr mein zeit vortreiben
in lusten mannichfalt,
Gott wolt ich davor danken
von mein[e]s herzen grundt,
von ihr wolt ich nicht wanken
mitt worten noch gedanken,
daß schaffet ihr roter mundt.

Lieblich uber alle Jungkfrauen
habe ich sie stedich gespuret,
holtselich ihr anschauwen
wie sich daß in ehren geburt,
darumb ich ihr gefangen
lieb egen ich wolt ihr sein,
mocht ich sie einß erlangen
meinen willen nach ergangen
Herz Allerliebste mein.

Ich betracht ihr zucht und ehre,
sie ist meins herzen ein kron,
anfangk felt mir so schwere,
in liebe muß ich zerghan,
hoffnungh thut mich erneren,
die zeit wirt erfrowen mich,
der Kleffer kanß nitt wehren,
Gott wirt sie mir bescheren
wie ich mich deß vorsich.

Eß ist wie man thut sagen
waß lebtt erfrowt vnd betrubtt,
noch solß mir woll behagen,
wen sie mich widerumb liebt,
so kanß mir gar nicht felen
nach dem treuw ist mein will,
treuw und liebe kan sich nicht vorhelen,
noch thut sie mir im herzen gefallen,
in aller geheim und still.

Recht wie daß golt im fure
soll sie befinden mich,
brinnende liebe ungeheure
die zwinget festiglich mich,
ligge hart in solchen stricken,
ist doch der wille mein,
ich hoffe eß soll gelucken,
sie soll mein herz erqwicken,
kein lieber soll mir sein.

Hs. IV 9 vorsehe V 5 fehilen

Ein ander. 86.

Ich hab dich Herzlieb außerwelt,
thust mir mein gemuth erfrowen,
mein herz hatt sich zu dir geselt,
dein stedt in trewen zu bleiben,
o edle kron
sei zweifelß ohn,
liebst mir ob allen weiben.

Dein edle zucht so mannichfalt,
dartzu dein zuchtiges leben
hatt bracht mein herz in deine gewalt
ganz egen dir zu ergeben,
ob schon itzundt
deß Kleffers mundt
mitt neidt thut widerstreben.

So bistu doch, gleub sicherlich,
mein hoheste frowd auf erden,
ganz egen dich ergeb ich mich,
ob du mich zu theile muchtest werden,
zu wohnen bey dir
ist mein beghir,
freundleiche gestalt thut mich erneren.

Wiewoll scheiden das bitter krauth
sich balt zu mir thut finden,
so soll sich doch edle Jungkfrau
mein liebe ahn euch nicht wenden,
vortroste auch mich
ganz vestiglich,
Gott wirts zum besten wenden.

Laß mich dich edles Herz bevolen sein
und thu mich nicht aufgeben,
in rechter liebe und treu ich dich mein,
nach dir richt ich mein leben,
[nur] dein zu sein
deß troste ich mich [allein],
Gott woll seinen segen geben.

Adde zu tausent gueter nacht
sey dir Herzlieb gesungen,
auß unverkerten muth bedacht,
scheiden mir frowd hatt genommen,
doch trostet mich daß
zu aller maß,
daß frowdt bringt widerkommen.

[Nieder mit dem Gelehrtenpack!
„Nur kein langes Federlesen
Mit dem Federfuchserwesen!"]

Ein ander. 87.

Woll auff ihr Frommen vom Adell gudt!
helft schlan alle Doctorn und Schreiber zu tott,
sie haben sich hoich erhaben,
die vom Adell haben sie in einen sack geiaget,
die Fursten fueren sie auffm kloben.

Die vom Adell seind noch nicht alle gestorben,
sie seind auch noch nicht alle vordorben,
man muß sie laßen bleiben,
eß gehorn der Schreiber feddern viell dartzu,
sollen sie die vom Adell vordreiben.

Und ist eß nicht eine große schandt,
daß in dem ganzen Teutschen landt
die Schreiber zu hove regieren,
ich hoffe zu leben die lieben zeit,
wir wollen sie weitlich schm[i]eren.

Die vom Adell mußen dahinden sthan,
deweil die Herrn die Schreiber haben genommen ahn,
das thut man Gott befelen,
waß aber zu letz darauß werden will,
wirt man zu letzen woll sehen.

Die vom Adell brauchet man im rechten nicht,
deweil Doctor falsch recht inbricht,
daß thut man sich beklagen,
wie eß aber dem Armen thut erghan,
daß hort man aufm lande woll sagen.

Die Fursten haben davon hoen und spott,
daß die armuth muß leiden groß nott,
daß wolt ihr Herrn recht bedenken,
die vom Adell mußen schweigen still,
nach den Schreibern mußen sie sich lenken.

Darumb ihr Fursten all zugleich,
ihr Graffen und Hern im ganzen Reich,
thut die sache recht woll bedenken,
so wirts umb euch haben keine nodt,
Gott wirt euch seine gnade woll schenken.

Bedenkt waß die vom Adell offt haben gethan,
und haben mit fleiß nitt underlhan,
vor euch willigh gestorben,
wie eß ihnen aber belhonet wirt,
daß muß Gott vom himell erbarmen.

Waß die vom Adell helfen raden,
daß helfen sie auch mit der faust und thaten,
daß hatt man offt befunden,
daß wolt ihr Hern bedenken nicht,
dartzu ists leider kommen.

Wolt ihr nu Fursten sein und bleiben,
so must ihr die vom Adell nicht vortreiben,
daß thut mir genßlich gleuben,
damitt wunsche ich euch gluck und heill
und singe daß leidt mitt frewden.

Wan ich die warheit reden soll,
ist eß auch zu gleuben woll,
daß Doctors und Schreibers nicht lenger
gedenken bey den Hern zubleiben
beß sie fullen ire budell.

Darnach so reiten sie hohe roß
und bauwen heuser wie die schloß,
wo haben sie eß genommen?
daß will ich euch zubedenken geben,
wo sie eß haben bekommen.

Ich wilß auf dißmall bleiben lhan,
eß ist gnugh geschrieben davon,
von irem betrugk auf erden,
welcher Furst und Herr daß nicht merken will,
muß weiter betrogen werden.

Wer iß der unß diß leidtlein gesank,
ein Frommer vom Adell ist er genandt,'
seiner frumicheit muß ehr entgelten,
die Doctors und Schreibers seindt ihme nicht holt,
muchten ihn viell lieber vortreiben.

88. **Kein lust hab ich, defs frow ich mich** ... 4 zwölfz. Str. = 1582 A 160 u. 212, B 31. Fl. Bl. Yd 7850. 12 'Drey schön newe Buhllieder' ... Augspurg, Val. Schönigk 1603; an erster Stelle 'Ein lust hab ich, das frewet mich', durch kleine Veränderungen die zwölfreimige Strophe zu zwei vollkommen gleich verlaufenden sechsreimigen Hälften zerteilt, sonst in engster Anlehnung an vorbezeichnetes Lied mit 8 sechsz. Str.

Die Strophe des Liedes im Einzeldruck stellt jene durch zahlreiche Beispiele zumal im 16. Jahrhundert vertretene Form dar, die später noch von Greflinger mehrfach angewandt ist und im Kirchenliede bis in die Gegenwart hineinragt:

Reimstellung:	aab	ccb	a'a'b'		c'c'b'
Zeilenschlufs:	mw	mw	m	w	m w
Zahl d. Hebungen:	223	223	22	3	22 3

In diese recht eintönige Strophe, die genau besehen eigentlich nur dasselbe metrische Gebilde viermal und im weiteren Verlauf durch mehrere Strophen bis zum Überdrufs leirig wiederholt, ist nun im vorstehenden Liede mehr Abwechselung und Leben hineingebracht dadurch, dafs die elfte bezw. vorletzte Reimzeile drei Hebungen hat, solchermafsen erst wirklich die Form einer zwölfzeiligen — statt paarweise zusammengefafster sechszeiliger Strophen gewonnen und für diese Form ein scharf gekenn-

zeichneter Abschlufs eingeführt wird. Die spätere Fassung des Liedes hat dann wieder die geläufigere Strophe gewohnheitsmäfsig aufgenommen.

Blumm u. Aufsb. S. 137 Nr. 144 'Kein lust hab ich' in 4 zwölfz. Str. Schema demjenigen der Hs. entsprechend. — Fl. Bl. Basel, Sar. 151 St. 49 'Drey schöne newe Lieder' Basel bey Sam. Apiario o. J. Drittes Lied in ebf. 4 zwölfz. Str.

89. **Schwer langkweilich ist mir mein zeitt, syndt ich mich habe gescheiden** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 22, B 74, Forster I 98; Schöffer u. Apiarius, *65 Lieder* Nr. 10 ebf. mit 3 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. *Blumm u. Aufsb.* S. 181 Nr. 185 ebf. in 3 Str. *Des Knaben Wunderhorn* II S. 115 nur die erste Strophe nach e. Musikb. Görres S. 51 (Pal. Nr. 87) in 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 69 in 3 Str. (Eccardus 1578).

90. **Hertz eniges Lieb, dich nicht betrub** ... 4 neunz. Str. 'He-le-na' H. 1582 A 36, B 89 in je 3 Str. Schlufsstr. fehlt. Ebf. m. 3 Str. in d. Berl. Hs. 1568 Nr. 33 u. im niederd. Lb. Nr. 7. Vgl. *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26 S. 11. Vgl. noch Weimar, Sammelband, St. 17 'Drey hübscher Lieder, Das erst, Hertz eynigs lieb, bis nit betrübt' ... Nürnberg, Kunegund Hergotin o. J. (3 Str.). Val. Holls Liederhdschr. v. J. 1526 (Germ. Nat.-Mus. Nürnberg) Bl. 161 A: Hertz ainigs lieb, biß nit betrieptt ... 3 Str. München, Univ.-Bibl. Ms. 328 (Liederhdschr. m. Noten) Bl. 3: Hertz ainigs lieb, dich nit betrieb ... 3 Str. Pal. Nr. 133 in 3 Str. P. Schöffer 1513: Goed. II² S. 27.

†
1576
gnade dyr Gott
D. A. O. A.
T. V. Dincklage.
Anno dn̄i ... ... ist her Thomas von Dincklage zu Bremen in Gott entslaffen, vnd zu Verden ihm Dome begraben.

91. **Allefs wirtt vorkerth, in Bofsheitt gemerth** ... 4 zwölfz. Str. In einem niederd. Einzeldruck, der auch Nr. 25 (s. oben) unserer Hs. enthält: Ye 437 'Sös lede' an zweiter Stelle 'Als wert vorkert, in böheyt vormert' 4 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. Einen niederdeutschen Liederdruck der Wolfenbütteler Bibliothek führt an Scheller, *Bücherkunde d. Sassisch-Niederd. Sprache,* 1826 S. 479 'Viff schöne lede'.

92. **Lieblich hatt sich gesellet, mein hertz in kurtzer frist, zu einer die mir gefellet** ... 4 siebenz. Str. = 1582 A 19, B 71; *Bergr.* 1531 Nr. 18, 1536 u. ö. Nr. 27; Forster II 14; Goed. II² S. 28, 31, 35, 40 u. ö. — Niederd. Lb. Nr. 46, vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 21. — Fl. Bl. Yd 9126 Druck von 5 Liedern, Nürnberg, Jobst Gutknecht o. J. Viertes Lied 'Lieblich hat' 4 Str. Beschr. s. oben Nr. 19; vgl. auch Nr. 39. — Ye 15 'Drey hübsche Lieder, Das erste, Lieblich hat sich gesellet' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Strophen, deren zweite den sonstigen Fassungen fehlt. Vgl. oben Nr. 43. — Ye 16 'Drey hübsche Lieder, das erst, Lieblich hat sich gesellet' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Str. entspr. Ye 15. Die beiden Sonderdrucke stimmen in den beiden ersten Liedern zusammen, das Lied an dritter Stelle hat beiderseits nichts Gemeinsames: Ye 15 'Mir ist e. f. br. Meydelein', Ye 16 'Ich muß von hin'. — Basel, Universitäts-Bibl. Sar. 151 St. 37: Vier Hüpsche | nüwe lieder, Das erst, Ver-|würckt in allem wandel, etc. Das an-|der, Winter du must vrloub han. | Das drit, Lieblich hat sich ge-|sellet. Das viert, Ich bin | darzu geboren, etc. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J.) 'Lieblich hatt' 4 Str. Wegen des letzten Liedes vgl. unten Nr. 148. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 42: Sechs schöne | newe Lieder, Das erst, Es | ist auff erden kein schwerer leiden, etc. |

Das ander, Ein Knab auff dieser Erden, etc. | Das dritt, Mir liebt in grünen Meyen, etc. | Das vierdt, Venus du vnd dein Kindt, etc. | Das fünfft, Lieblich hat sich gesellet, etc. | Das sechste, Ich bin zu lang | gewesen, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Getruckt zu Basel, bey | Johann Schröter. | 1611. (8 Bl. 8°. Rückseite des letzten Blattes leer.) 'Lieblich hat' 4 Strophen. Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 142, wegen des vierten Nr. 150. Das zweite Lied findet sich in der Berliner Handschrift v. J. 1574 Nr. 9 mit 11 und in Einzeldrucken, z. B. Berl. Yd 9621 u. 25 u. ö., mit 13 Strophen, wie hier. Wegen des dritten Liedes vgl. Kopp, Jörg Grunwald: *Archiv f. neuere Spr.* Bd. CVII, 1901, S. 14. Das letzte Lied findet sich im niederd. Lb. Nr. 33, s. *Jahrb. f. niederd. Sprf.* 26, 1900, S. 17. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2016 St. 3: Zwey hübsche newe Lieder, Das erst Es | ist auff erden kein schwe-|rer leiden, etc. (Bildchen) | Ein ander Lied, Lieblich | hat sich gesellet, etc. | (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Lieblich hat' 4 Str. Wegen des anderen Liedes s. unten Nr. 142. — Berl. Hs. 1568 Nr. 73, 1574 Nr. 17, Pal. Nr. 164 in je 4 Str. — Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 41; Goedeke-Tittm. S. 25; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 131, *Lh.* II S. 278 Nr. 456.

93. **Mitt lieb byn ich vmbfangen, hertz allerliebste mein** ... 8 achtz. Str. 1582 A 88 in 7 Strophen, ohne d. letzte; 1582 B 8 in 8 entspr. Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Ausb.* S. 68 Nr. 76 ebf. in 8 entspr. Str. Niederd. Lb. 123 bzw. 108: *Jahrb.* 26 S. 40 ebf. in 8 entspr. Str. — Fl. Bl. Ye 671 'Zwey Schöne newe Lieder. Das Erste. Mit lieb bin ich vmbfangen' ... Cöln, H. Nettessem o. J. 8 entspr. Str. — Basel, Sar. 151 St. 51 'Drey Hüpsche newe Lieder' Basel, bey Samuel Apiario 1572. An erster Stelle 'Mit lieb bin ich vmbfangen, hertz aller liebste mein' 8 Str. — Berl. Hs. 1569 bzw. 1575 (v. Helmstorffsche) Nr. 6 in 6 Str. 1574 Nr. 27 in 8 entspr. Str. Kopenh. Hs. des Rostocker Studenten P. Fabricius 1603/8 Nr. 178 in 8 Str. — Goedeke-Tittm. S. 58; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 212 Nr. 400.

94. **Ich schwingh mein horn ins jamerthall** ... 3 zehnz. Str. 1582 A 8, B 17 und noch einmal 60 in je 3 entspr. Str., außer dafs die zweite und dritte ihre Plätze getauscht haben; Forster III 9, IV 12 in je 3 Str. Goed. II² S. 28, 29, 36, 37, 38, 40 u. ö. — Niederd. Lb. Nr. 10: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 12. — Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. Beschr. s. oben Nr. 36. An dritter Stelle 'Ich erschell mein Horn ins jammerthal' 3 Str. In demselben Sonderdruck befinden sich noch Hs. Nr. 36, 44, 63, 69, 108. — Yd 9421 'Zwey newer lieder, Das erst, Ich erschell mein horn ins jammer thal' ... Nürnberg, Christoff Gutknecht o. J. 3 Str. — Yd 9425 'Drey newer Lieder, Das erst, Ich erschell mein Horn ins Jammerthal' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 3 Str. — Basel, Sar. 151 St. 46, beschädigter Sonderdruck von drei Liedern, Getruckt durch Samuel Apiarium. 1565 [Bern]. Darin letztes Lied 'Ich schwing mein horn ins jammerthal' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 21 'Ich schall mein Horn in Jamers thon' 3 Str. — *Wunderh.* I S. 162; Uhland Nr. 179; Goedeke-Tittm. S. 272; Birlinger u. Crecelius, *Deutsche Lieder* S. 23; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 443, *Lh.* II S. 51 Nr. 258.

95. **Ein Wechter gutt, in seiner hutt, rufft ahn den lieben Morgen** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 47, B 99; Forster I 32 ebf. in 3 entspr. Strophen. Hoffmann, *Gesellschl.* 31.

96. **Bommey bommey ihr Polen, gegruist sytt all zu gleich** ... 9 siebenz. Str. 1582 A 152 in 12 Str., wovon I—VII = Hs. 1—7 in derselben Reihenfolge, Schlufs von X entspr. Schlufs v. 8, XI entspr. 9. — Bolte, *Altpreufs. Monatsschr.* 26, 1889, S. 160; 28, 1891, S. 636. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 412, *Lh.* II S. 108 Nr. 299.

97. **Wach auff mein hortt, vornim mein wordtt** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 23; A 202 noch einmal und B [163 richtiger:] 161 in je 9 Str. Bergr. 1536 u. ö. Nr. 38 in 9 Str. Forster III 6 in 8 bzw. 9 Str. *Blumm u. Aufsb.* S. 141 Nr. 150 in 9 Str. — Nd. Lb. 62 bzw. 58: *Jahrb.* 26, 1900, S. 26: in 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 67 in 9 Str. — Yd 9004 'Eine schöne Tageweyß, Wach auff mein hort, vernimm meyn wort. Ein hübsch Frawen lob' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 9 Str. — Weimarer Sammelb. St. 15 'Ein schöne Tagweyß, Wach auff mein hort, vernym mein Wort. Eyn hübsch Frawen lob' ... 2 Lieder, entspr. Berl. Yd 9004, Nürnberg, K. Hergotin o. J. 'Wach auff' 9 Str. — Berl. Hs. aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, Mgq 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 19, gedrucktes Blatt 'Wach auff mein hort' 9 Strophen, unterz. Hanns Westermayr. — Liederhdschr. d. Herzogin Amalia von Cleve, s. Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 404: 'Wach vff, myn ort' 7 Str. — Wackernagel 1841 S. 856; Goedeke-Tittm. S. 77; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 105, *Lh.* II S. 602 Nr. 802.

98. **So will ich doch einen guten muth haben vnd wilſs vmb Niemandts willen laſsen** ... 3 achtz. Str. = 1582 A 26, B 78.

99. **Ach Gott wem soll ich klagen mein leidt, daſs mir mein jungs hertz gefangen leith** ... 7 fünfz. Str. (Nr. 145 unten noch einmal) = 1582 A 79, B 183; Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 50 ebf. in 7 entspr. Strophen; niederd. Lb. Nr. 32 desgl.: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 17. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 216, *Lh.* II S. 214 Nr. 403.

100. **Ich armer Man, waſs hab ich gethan, ein Weib hab ich genommen** ... 3 achtz. Str. mit mehrfachen Binnenreimen = 1582 A 83; B 120 in 5 Str. *115 Liedlein*, Nürnberg, Ott 1544, Nr. 16 nur Str. I und noch einmal unter den sechsstimmigen Liedern Nr. 7 die erste Strophe. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 28 ohne Überschrift: Wilt auff erden selig leben | So solt das liedlein nit begeben ... (12 Zeilen, doppelspaltig gesetzt; darunter:) Ich alter man was hab ich gethan, das ich ein weib hab gnummen ... 7 Strophen, wovon die drei vordersten den vorbezeichneten Fassungen entsprechen, während die vier letzten als Gegenstück und Fortsetzung die Klage des jungen Weibes über den alten Mann enthalten: Nun merck was weytter wirt drauß, inn die Apotecken thut er schicken ... Daran gedenck du alter man, nym dir kein yunge frawen ... Ich sprich on haß du alter greyß ... Der vns dises liedlein sang ... — Yd 7804. 24 noch ein offenes Blatt, anderer Druck, dieselben 12 Zeilen und in derselben Reihenfolge dieselben 7 Strophen enthaltend. — Yd 9552, Druck von 4 Liedern, o. O. u. J. 1. Ich armer man ... 3 Str. Viertes Lied s. Hs. Nr. 77. — Weim. Sammelb. St. 28 'Zwey schöne Lieder' Nürnberg, Hans Guldenmundt o. J. 2. 'Ich armer Man' 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 319 nach Hollander 1574 eine Fassung in 2, Nr. 320 nach 1582 A in 3 Str. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 250, *Lh.* II S. 685 Nr. 892.

1582 B 120 liefert ein lehrreiches Beispiel für die bodenlose Verwirrung, die vielfach in diesen Liedertexten eingerissen ist. Auf die drei Strophen des Liedes 'Ich armer Mann', die auch in den anderen Fassungen sich vorfinden, folgen 2 Strophen, die beginnen: 'Ich lag ein mal in schwerer not' ... und 'Wie möcht ich nun frölicher sein' ... Diese beiden Strophen findet man als zweite und vierte des Liedes 1582 A 75 'Man singet von schönen jungfrawen viel'. Dieses Lied steht mit 3 Strophen 1582 B 118, weicht aber außer der Anfangsstrophe von den anderen Fassungen ganz ab. Str. 2 'Mein klag mehrt sich mit schmertzen' ... Str. 3 'Hab vrlaub frewd vnnd wone' ... Diese Strophen stimmen gar nicht nach Inhalt und Strophenbau zur ersten; die richtigen Strophen sind von Nr. 118 nach 120 geraten, und 118 hat anderswoher seine falschen angeschweiſst erhalten.

101. **Mytt kummer schwer, hatt mich so sehr, ghar grofs vngluck vmbgeben ...** 3 elfz. Str. = 1582 A 87, B 126; Berl. Hs. 1568 Nr. 26 und 87 mit je 3 entspr. Strophen. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 334 nach 1582 A nur die erste Strophe. Diese schliefst: 'Mich wundert das ich noch frölich bin'. Ähnlich schliefst in dem Liede 'Ach du heimlichs leiden, wie krenkestu mich so hart' (Berl. Hs. 1574 Nr. 3 u. ö.) die Anfangsstrophe 'mich wundert das ich so frölich bin'.

102. **Von recht schoner vnd liebleicher arth, meine aller schoneste geboren wardt ...** 4 zehnz. Str., Akrost. Vrsu[la] = 1582 A 91, B 127. *68 Lieder*, Nürnberg (o. J.) Nr. 56 in 6 Str. 'Vrsula'.

103. **Ich schweigh vnd mufs gedencken, hertz aller liebste mein ...** 3 achtz. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 1 in 5 Strophen, wovon I, III, V denjenigen des vorgezeichneten Liedes entsprechen. Berl. Hs. 1574 Nr. 63 in 4 Strophen, wovon die beiden ersten mit den entsprechenden vorstehender Nummer übereinstimmen, die beiden letzten mit der Schlufsstrophe dieser Fassung nichts Gemeinsames haben und auch von den überschüssigen Strophen der Handschrift v. J. 1568 ganz verschieden sind.

Ein ander. 104.

Helf Gott laß mich erhalten
die ich außerkaren hab,
die liebe nicht zuspalten
alse die ich zu ihr tragh
vorborgen in dem herzen
zu der Allerliebste[n] mein,
die ich mitt trewen meine,
und soll mir die liebste sein.

Trauren muß ich im herzen
und sagen daß vorwar,
daß ich mitt großen schmerzen
im herzen trage beschwer,
ach Gott, du wirst eß wenden,
dich ist mein sache bekand,
gib mir gedult im leiden,
ich setzeß in deine handt.

Dein hulf thu ich gewarten,
du außerkaren bildt,
Gott thu dich in tugenden sparen
und sey dein schirm und schilt,
du thust mich offt erfrowen
herz muth und alle mein synn,
wen ich dich magk anschawen,
kein lieber ich nitt gewin.

Gott thu sie in zucht bewaren,
die ich im herzen meine,
in aller tuget sparen,
sie ist mir die liebste alleine,
bey ihr so will ich bleiben,
sage ich und weiß vorwar,
und soll uns niemand scheiden
sagh ich ganz offenbar.

Videndum cui fidendum
I W G W
Hein. von Dincklage.

Der durch die Buchstaben angedeutete Spruch ist wohl: 'Ich wag's, Gott walt's'. Man könnte zunächst vielleicht 'Immer wie Gott will' zu vermuten geneigt sein, entsprechend der gewöhnlichen Bedeutung der drei Buchstaben W G W. Märcker, *Wahlsprüche d. Hohenz.* S. 14 u. Löbe S. 6 'Ich wag's, Gott walt's', Löbe S. 126 'Ich wag's, Gott vermag's': Leitspruch von Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg.

105. **Ich binfs vorwundt in jamers nodt, wen ich gedenck ahn scheidens pfein ...** 3 achtz. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 31 in 3 entspr. Str. Pal. Nr. 48 ebf. in 3 Str.

Ein ander. 106.

Eß ist weinigh trew auf erden,
dartzu weinigh erbarheit,
die liebe ist gar zurspalten,
ist nicht den haß und neidt,
vuxschwanzen und lose bose tucke
iß itzundes idell eher,
damitt thut sich menniger schmucken,
trew iß itz willprett meher.

Faksimile der Ranulf-Urkunde.
Nach Photographie.

Thu du niemandt vortrawen,
alhier auf dieser welt,
auf niemandts rede du nicht bawe,
du hast ehne den zuvorn erkandt,
ehr thut sich jegen dich ertzeigen
alß meinet ehr eß von herzen gudt
mit reverenzien und auch mit nygen,
geschicht alleß aus einem falschen muth.

Ich habe ihrer viele vortrawet
und sie vor freunde gehalten,
nu hatt eß mich gereuet,
in schimpf und nachtheil gebracht,
ich habe offt horen sagen
und ist gewißlich whar,
daß untrew hatt geschlagen
seinen egen Hern daß ist whar.

Ich muß ahn mennigem orde sein,
dar ich nicht gewesen byn,
dar treibt man viell der bosen wordt,
gedenkt meiner im ubelsten darbey,
ich laß einen idenn bleiben,
ehr sey gleich wher hie will,
ich konde eß auch woll erleiden,
men laiße mich auch dabey.

Nu thu ichs Gott befelen
der doch ein Richter ist
uber die Toden und auch uber die Leben- [digen
hier und dorth zu aller frist,
ehr wirt mich nicht vorlaßen,
sein wordt vorheisschet mir eß whar,
demselben will ich vortrawen,
eß feilet mir nicht umb ein haer.

Hiemitt will ich beschleißen
in kurz ist mein gedicht
und whem eß thut vordrießen
auf dem eß ist angericht,
meinen aller besten Freunden,
den ich vortr[a]uw[e]t hab,
sie haben mich in noten gelaßen —
ade Herzlieb ich muß davon.

Reiffenberg S. 236 die ersten 4 Strophen; Berl. Hs. 1568 Nr. 116, Mone, *Anz.* 7, Sp. 84 ebf. je 4 Strophen. Böhme, *Altd. Liederb.* Nr. 404 nur d. erste Strophe, *Liederh.* II S. 102 Nr. 292 aus dem 'Dresdner Cod. M. 53' dasselbe Lied in 7 Str. 1. Ist doch in allen Landen kein Zucht noch Ehrbarkeit ... 2. Man darf keim Menschen mehr vertrauen ... 3. Ihr Viel'n hab ich vertrauet ... 4. Ihr viel thun mich beklaffen ... 5. Auch die ich hab vor Freunde am allermeisten geacht ... 6. Ich muß von manchem Orte sein, da ich nit hinkam ... 7. Ich schäm mich, mehr zu klagen über solch lose Schwänk ... Es entsprechen aus dieser Fassung 1 bis 3 und 6 den vier ersten Strophen der Hs. v. J. 1575.

107. **Von hinnen mufs ich scheiden, bedrouet seind all meine Synn ...** 4 achtz. Str. Fl. Bl. Yd 9575 'Vier schoner Lieder' o. O. u. J. (vgl. oben Nr. 32 u. 45). Viertes Lied: Ich muß vonn hinnen scheiden (bzw. Von hinnen muß ich scheiden) in 4 ganz entspr. Str. — Yd 7801 (v. Nagler) St. 35 offenes Blatt ohne Überschrift, o. O. u. J. 'Ich muß von hinen schayden' 5 Strophen, wovon I, II und IV den 3 ersten Strophen vorstehender Nummer entsprechen, während III und V einerseits von 4 andererseits abweichen. — Einen niederdeutschen Einzeldruck der Wolfenbütteler Bibliothek führt an Scheller, *Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache,* 1826 S. 479 'Viff schöne lede', vgl. oben Nr. 91.

108. Ein ander.

Elende du hast keine weile
ahm jungen fro herze mein,
mich ist gewurden zu theile
ein hubsch Braunß Megdelein fein,
ich gebe mich ehr over
in rechter stedigkeit,
nach ihrem willen zu leben
beß an den ende mein.

Junckfraw laß eß mir genei- ßen
auch nu und zu aller stundt,
ich byn in keinen vordreißen
in deinem dienste bereith
so offt du mir vortrauwest
daß glove du mir vorwar,
auf deine gnad will ich bauwen,
du Herz Allerliebste mein.

Junckfraw ich thu euch fragen,
wie eß in der warheit magh sein,
wen dar keme ein gudt Geselle auß euhwern ogen,
ob ehr vorgeßen solde sein,

ach Geselle du bist alleine
und werstu uber tausent meil,
kein ander Lieb will ich haben
daß wher dan der wille dein.

Geselle du bist mir trewe,
ich weiß woll wher du bist,
du hast mir auch bedragen
und bist vull argelist,
von dir will ich nicht scheiden,
daß gleube du mir vorwar,
von dir will ich nicht scheiden,
und levede ich tausent jhar.

Ich hab ein wortlein gehoret
auß einem zart mundtlein rodt,
darauß so ist vorsturet
mein traurent zu aller stundt,
in frowden will ich leben
in ehrem dienste schon
nach deinem willen will ich leben
du Herz Allerliebste mein.

Hs. III 5 auch Geselle

Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. 8. 'Elend du hast dein weile, im jungen Hertzen mein' 8 achtz. Strophen, offenbar dasselbe Lied, jedoch in sehr verschiedener Fassung, Akrostichon auf den Namen 'Elisabeth'. Verhältnismäſsig am besten stimmen miteinander Anfangs- und Schluſsstrophe der Handschrift einerseits, erste und vorletzte Strophe des Einzeldrucks andererseits:

Elend du hast dein weile, im jungen Hertzen mein, das mir nit wird zu theile, ein junges brauns Megdelein, die ich mit trewen meine, an jhrem dinst zu sein, nach jhrem willen zu leben, biß an das ende mein.
Lieblich soltu feins Knebelein, ringen nach aller stetigkeit ...
In züchten thu ich dich fragen, schöns Megdelein hübsch vnd fein ...
Solt ich mich des erwegen, das ich der liebste solt sein ...
Auff dich kan ich nit bawen, schöns Megdelein hübsch vnd fein ...
Brauns Megdlein ich hab vernomen, dein Hertz vnd dein gemüte ...
Ein wörtlein hab ich gehört, aus jrem mündlein zart, Mein Trawren hat sich verzehrt, glück zu aller fart, der hoffnung thue ich leben, an jhrem dinst zu sein, den Trost hat sie mir geben, die hertz allerliebste mein.
Thue hiemit ich beschliessen, diß Liedlein mit gesang ...

Vgl. noch Pal. Nr. 130 Ellendt war ich ein weyle inn dem jungen hertzen mein ... 5 Str.

Gedichte, worin Wechselgespräche vorgeführt werden, worin demgemäſs die Strophen unter sorgfältiger Beachtung des Gedankenganges anzuordnen und zu verteilen waren, sind besonders leicht argen Verderbnissen ausgesetzt gewesen. Man warf die Strophen gedankenlos durcheinander, verkehrte sie völlig, indem man sie der unrechten Person in den Mund legte und in diesem falschen Sinne veränderte. Fehlte hier einmal erst ein Glied, war hier einmal erst eine Strophe weggefallen, so war es ungleich schwerer, Zusammenhang, Sinn und Reihenfolge aufrecht zu halten als in sonstigen Fällen.

(Schluſs folgt.)

Berlin. Arthur Kopp.

Drei nordhumbrische Urkunden um 1100.

Herausgegeben von F. Liebermann.

A. Brandl brachte mir im September 1903 von einer englischen Reise teils Photographien, teils Abschrift von drei Urkunden mit der Aufforderung, sie abzudrucken und historisch zu erklären. Letzteres erfordert Lokalkenntnis, Literatur[1] und Zeit, die ich nicht habe. Des Freundes Wunsch allein kann entschuldigen, wenn ich den Philologen dennoch hier Text und Übersetzung in unvollkommener Gestalt vorlege.

I.

Gospatrick privilegiert den Thorfin mac Thore in Ländereien des jetzigen Cumberland, in Allerdale.

Er schreibt, nach 1055 (§ 4), als grofser Dynast, Herr vieler freien Vasallen, Glied mächtiger Sippe und ohne Erwähnung eines Oberherrn. Er besitzt Allerdale, zu dessen erstem Baron später Heinrich I. den Waltheof,[2] Sohn des 1067—1072 Graf von Northumberland gewesenen Gospatrick,[3] erhob. Er spricht das Englisch etwa der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Er erwähnt Personen, deren Namen die Rassenmengung der Kymren und Nordgermanen mit nordhumbrischen Angeln belegen, bietet aber keine Spur von der normannischen Eroberung, wenn Wilhelm (§ 5) ein vorheriger vereinzelter Festländer ist. Also ist er wohl der eben erwähnte Gospatrick, keiner seiner gleichnamigen Verwandten,[4] und urkundet hier etwa 1056—1067.

Von der Urkunde fehlt das Original. Ich drucke nach einer hier in Originalgröfse faksimilierten Photographie[5] des stark verderbten Transkripts vom 13. Jahrhundert, das sich im Besitz des Lord Lowther (Lowther Castle, Westmorland) befindet und erst in diesem Jahre durch den nie alternden Eifer des Altertumsforschers Canon Greenwell zu Durham bekannt wurde.[6] Es hat

---

[1] Ich benutze erst während der Korrektur *Victoria hist. of Cumberland* I (1901) und entbehre Ferguson *Dialect of Cumb.* [Dickinson half nicht weiter] und *Northmen in Cumb.* [2] Ferguson *Hist. of Cumberland* 174. [3] *Dictionary of nat. biogr.* XXII 255. [4] Übersicht bei Searle *Anglo-Saxon bishops and nobles* 373 ff. [5] Durch die Freundlichkeit Canon Greenwells und Dr. H. Sweets in Brandls Hände gelangt. [6] Erste Ausgabe von James Wilson, *Scottish hist. rev.* I (Oktober 1903), p. 62—69; mit historischer Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen, doch ohne Faksimile. Erst während der Korrektur wurde sie von mir benutzt.

bereits handschriftlich treffliche Erklärung (u. a. der Ortsnamen) durch W. H. Stevenson erfahren, die für eine weitere Ausgabe des Denkmals in der Fortsetzung von Hodgsons *History of Northumberland* (vol. V erschien 1899) durch Canon Greenwell eingeholt ward und so zu Brandls Kenntnis kam. Die Urkunde ist, abgesehen von der Sprache, interessant für die Geschichte Cumbriens, der Verfassung, der Rassenmischung und des angloschottischen Adels. — Ichəsetze *w* für die Rune. [Vgl. u. S. 284.]

[1] Gospatrik greot ealle mine wassenas* 7 h[w]ylkun[1] mann, freo 7 [d]renge[2], þeo woonnan on eallun þam landann þeo weoron Cōmbres, 7 eallun mine[3] kynling freondly[ce][4].

[2] 7 i[c[5]] cyđe eo[w[6]], *þæt* myne mynna[7] is 7 full*e*[8] leof, *þæt* Thorfynn mac Thore beo swa freo on eallan đynges, þeo beo myne on Alnerdall, swa ænyg mann beo, ođer ic ođer ænyg myne wassenas, on weald, on freyđ, on heyninga 7 æt ællun đyngan, þeo by*n*[9] [on] eorđe [þ]æ[ro]nd[10] 7 đeoron[d]er[11] to Shauk, to Wafyr, to Poll*e*[12] Wađæn, to bek Troyte 7 þeo weald æt [C]aldebek*e*[13].

[3] 7 ic wille[14], *þæt* þeo mann bydann miđ Thorfynn æt Carđeú 7 Combeđeyfoch beo swa freals myđ hem, swa Melmor 7 Thore 7 Sygoolf weoron on Eadread dagan;

[4] 7 ne beo neann mann swa đeorif, þehat[15] miđ *þæt* ic heobbe gegyfen to hem neghar brech seo gyrth, [sw]ylc[16] eorl[17] Syward 7 ic hebbe getyđet hem [æ]frely[ce][18] swa ænyg mann leofand þeo welkynn đeor[19] on[d]er.

[5] 7 loch[w]ylkun[20] by*n*[21] þar by[d]ann[22], geyldfreo beo swa ic by*n*[21] swa Willelm[23] [7] Wallđeof 7 Wygande 7 Wyberth 7 Gamell[24] 7 Ku*n*yth 7 eallun mine kynling 7 wassenas.

[1] Gospatric grüfst alle meine Vasallen[1] und jeden Mann, Freie und Drenge[2], die wohnen in allen den Landen, welche Comber[3] gehörten, und alle meine Sippe freundlich.

[2] Und ich künde euch, dafs meine Absicht ist und volle Erlaubnis, dafs Thorfin Mac Thore sei so frei in allen Dingen, welche mein sind in Allerdale[4], wie irgendwer ist, sei es ich oder irgend einer meiner Vasallen, in Wald, in Heide, in Einhegung und in allen Dingen, welche sind auf der Erde darauf und darunter zu Shawk[5], zu Waver[6], zu Wampool[7], zu Bach Troyte[8] und dem Wald zu Caldbeck[9].

[3] Und ich will, dafs die Leute wohnend bei Thorfin zu Cardew[10] und Cumdivock[10] seien so frei bei ihm, wie Melmor und Thore und Sigewulf waren zu Eadreds[11] Lebzeiten.

[4] Und es sei niemand so kühn, dafs er bezüglich dessen was ich jenem gegeben habe irgendwo den Frieden breche, solchen wie Graf Siward[12] und ich jenem ewiglich verliehen habe, wie irgend jemand dort lebend unter dem Himmel.

[5] Und wer immer dort wohnend ist, steuerfrei sei er, wie ich [es] bin, wie Wilhelm [und] Waltheof[13] und Wigand und

[6] 7 ic wille *þæt* Thorfynn heobbe soc 7 sac, toll 7 theam ofer eallun þam landan on Cardeu 7 on Combeđeyfoch, *þæt* weoron gyfene Thore on Moryn dagan freols myd bode 7 wytnesmann on þy ylke[25] stow.

[*] Prof. Thurneysen schreibt hierüber: Die keltische Herkunft des nordhumbr. *wassenas* ist kaum zu bezweifeln, da ja kymrisch *gwas* (gall. *vassus*) das allgemeine Wort für 'Diener, Dienstmann' etc. ist. Das *-en-* läſst sich wohl nicht aus dem Englischen erklären? *Gwassan* oder *gwasan*, das Diminutivum von *gwas*, finde ich nämlich erst in modernen Wörterbüchern (übersetzt 'a youth, a page'), dagegen nicht in den älteren Sprachdenkmälern. Andererseits macht freilich das alte Abstraktum *gwass-an-aeth* 'Dienst' wahrscheinlich, daſs früher eine Ableitung mit einem *n*-Suffix bestanden hat, die eventuell das nordhumbr. Wort bewahren könnte.

[1] hyylkun *Hs.* [2] đr. *Hs.* [3] *Über* i *und* y *Strich öfters, der unterscheidbar vom Accent über* Cardeú. [4] -ytt *oder* -ycc *Hs.*; *oft* t *von* c *ununterscheidbar*. [5] it *Hs.* [6] eoy *Hs.* [7] mymia *oder* mynua *Hs.* [8] full' *Hs.* [9] bȳ *Hs.*; *viell. hatte Or.* beon on. [10] bænand *Hs.*; boouand [< bufan"] SKEAT *bei* WILSON. [11] -nđer *Hs.* [12] poll' *Hs.* [13] taldebek *mit Haken dahinter, der vielleicht aus Interpunktion ; entstand.* [14] will'e *Hs.* [15] *Für* þæt. [16] đyylc *Hs.* [17] eorl' *Hs.* [18] cefrelycc *Hs.* [19] đeoronđer, *über* n *senkrechter dicker Strich, vielleicht Rest des Zeichens, wodurch* đ. o. *vor* þ. w. *gesetzt werden sollte.* [20] loc hyy. *Hs.* [21] bȳ *Hs.* [22] byđann *Hs.* [23] -lmi *Hs.* willann *liest Wilson.* [24] -ell' *Hs.* [25] ylk, *wagerecht oben durchstrichen.*

[a] Vgl. Formel bei Kemble *Codex dipl.* I, XLIIII ff.: bufan eorđan.

Wi[g]berht und Gamel[14] und Kunyth[15] und alle meine Sippe und Vasallen.

[6] Und ich will, daſs Thorfin besitze Gerichtsbarkeit, Zoll und Gewährzug-Prozeſs über all die Lande in Cardew und in Cumdivock, welche gegeben worden waren dem Thore zu Morins Lebzeiten frei mit Botschaft[16] und Zeugnismann am selben Orte.

[1] Englische Rechtssprache erwähnt *Vasallen* selten, seit Glanvilla; Pollock and Maitland *Hist. Engl. law* I 277. *Vassi,* unter Merowingern, kommt von *gwâs,* keltisch *famulus*; vgl. Brunner *Deutsche Rechtsg.* I 234; dieses Wort findet hier STEVENSON. [2] Freie Grundbesitzer in Nordengland mit kriegerischer, doch auch unritterlicher Dienstpflicht, über der Villanenklasse; vgl. Maitland *Engl. histor. rev.* V 625. [3] Nach ihm heiſst vielleicht Commersdale südlich von Carlisle STEVENSON. [4] Südl. von Carlisle, Ferguson 157. [5] Ebd. 174 [6] Ebd. Waver und Wampool münden in Solway firth. [7] Wampole ST. [8] Troutbeck ST; vgl. Ferguson 2. [9] Zwei Meilen südl. von Carlisle; ebd. 3 f. [10] So ST; im Kirchspiel Dalston, zwischen Carlisle und Caldbeck ST. [11] Vielleicht Ealdred Graf v. Northumbrien, Schwiegervater des Grafen Siward (6 Z. weiter). [12] Graf von Northumbrien, † 1055, dessen Frau und Gospatric gemeinschaftl. Groſseltern haben. [13] Vielleicht Gospatrics Sohn, später erster Baron von Allerdale. [14] Gamel hieſs der Schwiegervater einer Schwester des Grafen Siward. [15] Kenneth ST (allerdings heiſsen Pikten- und Scotenkönige des Namens: *Cynoth*); vielleicht *Coen-uht* oder *Cynath.* [16] *bode and wytnesman*: Grundlast in Cumberland im 13. Jahrhundert WILSON.

Sprachliche Anm. Gute ags. Formen, wie sie zur Entstehungszeit der Urkunde passen, sind noch mehrfach erhalten, besonders in den Vollvokalen der Endungen *-as, (weor)on, (eall)un.* Auch die ags. Zeichen für *g*

(aufser im Lehnwort *heyninga*), stimmhaftes *f* (noch nicht *v*) und für *w* — dies allerdings vom letzten Schreiber nicht mehr immer verstanden — waren geblieben. Auf die spät-wests. Schriftsprache weisen das Brechungs-*ea* in *ealle*, *weald* (doch daneben *ællun*, *Caldebek*, *Walldeof*), die synkopierte Form 3. Sgl. Präs. *greot* und wohl auch das *y* in *gegyfen* (doch vgl. Bülbring S. 155₂). Daneben steht eine Reihe südenglischer Formen, die erst im 12. Jahrhundert aufkamen: diphthongische Schreibung in *greot*, *weoron*, *þeo*, *þeor*; *æ* > *e* in *he(o)bbe*; *byn* neben *beo*. Als dialektischer Einschlag des Nordens ist hervorzuheben: Partizip auf *-an(d)*; *d* > *đ* in *mid*, *onder*, *đrenge* (über den Dentalwechsel in*team* > *theam* vgl. Björkman, *Scand. loanwords*, 1902, S. 223, und Stolze, *Ortsnamen im Domesday book*, 1902, § 36 f.); *lêaf* > *leof*, *frêols* > *freals*, wenn hier nicht etwa, wie bei *Eadread* < *Eadred*, blofs altertümelnde Diphthongschreibung vorliegt. Zu den spätesten Zutaten, wie sie erst einem wenig gebildeten Provinzschreiber des 13. Jahrhunderts zuzumuten sind, gehören Mifsverständnisse wie *e* > *c*, *w* > *y* oder *g*; lautlich unerklärliche Verdoppelung des *n* (*ann*); *seo* als Accus. neut., *h[w]ylkun* für *ilkan* oder südl. *ilkon*; Verlust der Genetivendung (*in Eadread dagan*, *on Moryn dagan*); ein Acc. Plur. wie *eallun mine kynling* oder ein Gen. Plur. wie (*ænig*) *myne wassenas*. Die Formenmischung macht den Eindruck, als hätte dem letzten Schreiber eine bedeutend ältere Kopie vorgelegen, in der er sich nicht mehr ganz zurechtfand; als wäre an jener ein südenglischer Schreiber tätig gewesen, wie dies auch in nördlichen Partien des *Doomsday book* nachweisbar ist (Stolze S. 49); und als wäre von vornherein bei der Abfassung unseres Cumberlanddenkmals die wests. Schriftsprache beteiligt gewesen. — Unter den Fremdelementen stechen die altnordischen hervor: die Partizipien Praes. auf *-and*, die Wörter *dreng*, *bec*, *heyning*, *gyrth* und von Eigennamen sicherlich *Thore*, *Thorfynn*, *Gamell*. Als normannische Schreibweisen darf man wohl ansehen: *o* für *u* in *onder*, *woonnan*, *Sigoolf*; *ch* für *c*, *k* in *brech*; *ey* statt *i* in *freyth*, *geyld* (vgl. Stolze S. 23 f.). Keltisch sind, wie in Cumberland zu erwarten, viele Eigennamen, dazu *mac* (*Thore*); auch bringt Stevenson das seltsame *wassenas* mit walisisch *gwassan* = Gefolgsmannen (verwandt mit *vasallus*) zusammen. A. B.

II.

Rechte des Erzbischofs Thomas I. von York (1070—1100) in der Stadt York.

Dieses Stück ist wahrscheinlich die Antwort, welche die Stadt York, der Hofstaat des Erzbischofs, die dortige staatliche Behörde und königliche Vasallenschaft — vermutlich im Wege der Enquête befragt und eingeschworen — erteilt haben auf die vom ersten normannischen Erzbischofe gestellte Frage nach den in der Stadt York dem Bischofe gehörigen Grundstücken, Jurisdiktionen, Zöllen und sonstigen Erträgnissen. — Der Erzbischof heifst, und zwar nur in dem einen Text, T. Dafs Thomas I. gemeint ist, ergibt die Zeugenreihe. Oft wird vom Bischof gesprochen, wo spätere Zeit stets den Erzbischof nennt: vermutlich eine Spur der Jahrhunderte, in denen kein Pallium von Rom nach York gekommen war, auf welche dieses Lokalrecht teilweise zurückreicht. — Die Urkunde erhellt die Geschichte nicht nur der Sprache und der Yorker Personen und Grundstücke, sondern auch der dortigen Verfassung und Handelsbeziehungen um 1080.

Die beiden Texte stehen, hinter einer 1065 datierten Urkunde, in dem berühmten Grofsen Weifsen Register des Domkapitels zu York I f. 61 und gehören in einigen Sprachformen dem 13. Jahrhundert, in welchem sie dort eingetragen wurden. Aber andere Sprachformen des englischen Textes sind älter und müssen als Spuren eines verlorenen Originals gelten, das dem Zeitalter um 1080 gemäfs lautete. Der französische Text begeht sachliche Fehler: er schreibt *a cheval ou a pee,* wo 'mit Pferden oder Wagen' gemeint ist, offenbar verführt durch den *pé* ähnelnden Beginn von *weynum* (§ 4); er überspringt 'dem König' (§ 4); er mifsversteht unter *misbeode* (statt 'falsch künde') die gewohntere Bedeutung 'missetut' (§ 9); er läfst *unrihtheming* aus, wohl weil er das erstorbene *hæman* nicht mehr verstand (ebd.); er mifsdeutet *be* ('bei Strafe des Verlustes von') als *en* (ebd.). Ferner birgt er englische Wörter, die nicht (wie *sacu, socn, toll, team*) unübertragbare Termini technici waren: *burh* (§ 1. 9), *scire* (5—8), was hier nicht etwa für technisch *Shire* steht. Und kein Franzose hätte Missetat *noun dreit ovraine* genannt, wenn er nicht *unrihtweorc* übersetzen wollte (§ 9). Auch der Übergang ins Latein in § 11 zum Schlufs spricht dafür, dafs der französische Text F nur Übersetzung ist. — Dennoch lautet er an einer Anzahl von Stellen sachlich besser und vollständiger als der englische E. Folglich entflossen beide einer Vorlage ef. Diese gehörte nicht mehr der Zeit um 1080, laut in E und F gemeinsamer Namensformen *Oud-* für *Ald-* und der Verderbnis in § 3. Also dem Authenticum A um 1080 entflofs, nicht vor Ende des 12. Jahrhunderts, ef, und aus ef schöpfen im 13. Jahrhundert E und F.

Ich drucke nach einer Abschrift des Herrn Rob. H. Skaife von 1896, die Herr Wil. Brown verglichen und Brandl geliehen hat.

[1] [Ð]is[1] syn [þ]a[2] gerihto and [þ]a[2] la[g]a[3], thet archebiscop [T[4]] ah ofer eal Euerwic bynan burh an butan. [2] [þ*æt* is][5] aerest Le[g]era[þ]orp[6] and on nordhealf Munecagate 7 fra [Þ]urbrandes[7] hus eal up on Walbegate and eal Clementesthorp*e* an S*anc*te Marie circa [3] mid sace 7 mid socne, mid tolle 7 mid teme, and alcne [þ]ridde[8] peni[g][9], [þ]e[10] cumde up on Walbegate and on Fiscergate, and þridde p. ϙf [þ]oñ fiscoup scrasudwrasas[11] ford y'b.

[1] Ces[1] sount le dreitures et les leis, qe l'arcevesqe T. ad par trestut Evervic, dedens burc et dehors. [2] Ceo est p*r*imes Le[y]erathorp[2] et de nord part Muncagate et de la maison Turbrand tut sus en Walbegate et tretut Clementesthorp et l'eglise Seinte Marie [3] od sace e od socne, od toll 7 od teme e chescun tierz dener, qe vint sur Walmegate et sur Fiscergate, et le tierz dener d'achat de pessun de Sudwraies avant de ilde par le Fosset

dic and [þ]on*ne*[12] [þ]ridde[8], [þ]e[10] up cumđ of les[13] Gilde[g]arde [4] 7 al[c][14] man, [þ]e[10] mid coupfare cume to Euerwyc, eastan odde nordan, sudan odde westan, mid horsum odde[15] [w]e[g]non[16] gifen heora toll [þ]an[17], [þ]e his mid rihte scylon: kynge, [þ]e[18] ah mid rihte, 7 biscop[e] [þ]e[18] ah; [5] and fare al[c][14] man [þe][19] come wille he to kyn[g]es[20] scire, wille he to biscopes, be Godes leoue and [þ]e[s][21] kynges. [6] 7 swa hwilc coupman so cumth into biscopes scire and coupad in kinges scire, gyf[e] [þ]an[22] kin-[ge][23] [þ*æt*][21] toll*e*, gif hit sy tolles wurde. [7[25]]

[8] And g[i]f[26] ani man for-maele hine sylfne of b*iscopes* scire innan kynges scire, habbe se k[ing][27] ....

[9] 7 ealle [þ]a[28] unriht [đ]e[29] man wirced, gehaded man odde lawede, h*oc*[30] *est* [gif[31]] se læ-reda misbeode [f]reol[s]es[32] daes odde [f]astendas[33], and se la-wed ...[34] on manađe and on un-rihtheminc[g]e[35] and on unriht-weorcu*m*, [þ]e[10] man wirces bi*n*-nan burh 7 butan, ne [đ]eo[36] kinges greua ne eorles to [þ]is-sum[37] giltu*m*, buton biscop and ercediac*on*, be Godes blezsun[g]e[38] and [þ]a[2] erbiscopes.

[10] And twa minetras hafy se biscop in Euerwic.

[11] [Đ]is[1] is to [g]ewitnesse[39] Arngrim M*onachus* 7 Oudergrim[40] 7 Clibern 7 Wlfstan 7 Ouldalf 7 Ulfkil 7 Ouderbern 7 Har-wolf[11] 7 Lisolf an Gluneorn 7 Beornolf 7 Ulf 7 eal [s]eo[42] bur-[hw]are[42] on Euerwic and se erce-b[iscopes][43] hirde 7 Hu[g]a[44] scire-greuan and Willem of Snotingh*am*

et le tierz dener, qe vient de lei Gildegard [4] 7 chescun qi od marchandise vient a Ev*er*wic ou de est ou de north ou de sud ou de west ou a cheval ou a pee[3] dunist son toll, qi lui deit par dreit aver[4] .. et a l'evesqe ceo qe il aver deit. [5] Et chescun alt cenz[5] voile il en la scire [l*e*][6] rei voile il en la scire l'arcevesqe, par le cungied Deu et le cungied le roi [6] Et quel marchaund ki vient en la scire l'evesqe 7 acha-tred en la scire le roi, donist al roi le toll*e*[7]; [7] 7 le home qi vient en la scir*e* le roi et achated en la schire l'evesqe, dunist a l'evesqe le toll*e*. [8] Et si alcu*n*[8] ho*m*me p*ur*parloit a sei mesmes et entre de la scire l'evesqe en la scire le roi, les rois ait le soen et lui esvesqe le soen; et autresei de la scire le roi en la scire l'evesqe, ..[9] le soen 7 li reis le soen. [9] 7 touz le forfait qe lum fait, ou clerk ou lai, ceo est assaver, si li clers mesfait a franc[10] [j]ur ou a jur de june[11], et si li lais mesfait en parjurie et noun dreit ovraine qe lum fait dedenz burc 7 dehors, ne a p*ro*vost ne [al[12]] rei ne a cunte a ceste forfait fors a l'evesqe e a l'ercediacne en la benison Deu et l'evesqe. [10] Et dous muners ad l'evesqe en Everwyk. [11] Ces sount tesmoignes: Arn-grim 7 Oudgrim, Clibernus, Wl-stanus, Oudolf, Ulfkil, Oudbern, Hardolf, Hulfus, Gluneorn, Beorn-ulfus, Ulf et tota civilis co*m*-munio Eboraci et ipse[13] archi-episcopi*us et* eius familia et Hugo scire p*re*positus et Wil*lelmus* de Notingh*am* et Berengar regis nun-ci*us*, Ilbert*us* de Hiwitawda, Wil-*lelmus* de P*er*cy, Wille*lmus* Tisun

Photographie.

and Beringar [þ]aes[45] kyn[g]es[46] arendracan ⁊ Ilbeard of Hittawuda and Wilelm de Percia[47] and Wilelm Tysun and ealle [þ]es[48] kinc[g]es[49] men.

[12] And habbe he Godes grame [þe][10] [þ]is[5] undo! Amen.

[1] Dis *RA.* [2] ya *RA.* [3] lasa *RA.* [4] *Ergänzt aus Französ. Text.* [5] yis *RA*; *emendiert aus Fr.* [6] Leserayorp *RA Fr.* [7] yur. *RA.* [8] yridde *RA.* [9] penis *RA.* [10] ye *RA.* [11] *Die Buchstaben vor* dic *verstand schon der Schreiber nicht; erstes* s vielleicht *f.* [12] yon' *RA.* [13] le ser gilde sard'e *RA; vielleicht bedeutungsloser Haken hinter* s *verkannt als* ʃ *d. i.* er. [14] ale *RA.* [15] *Bessere vielleicht* ⁊, *woraus* l', *d. i.* uel = oððe, *verlesen.* [16] yesnon' *RA.* [17] yan ye *RA.* [18] yhe *RA.* [19] *Zu ergänzen;* comne *RA.* [20] kynses *RA.* [21] yer *RA.* [22] yan *RA.* [23] kins *RA.* [24] y *RA.* [25] *Ergänze* § 7 *aus Fr.* [26] gef *RA.* [27] h . b' . h' . *RA, die folgende Zeile ergänze aus Fr.* [28] ya *RA.* [29] d'e *RA.* [30] h' : *RA.* [31] *Ergänzt aus Fr.* [32] yreoles *RA.* [33] yastendas *RA.* [34] *Ergänze* misdo *aus Fr.* [35] -ncse *RA; s. u.* [49]. [36] deo *RA.* [37] hissum *RA.* [38] -nse *RA.* [39] se wi. *RA.* [40] *Namen modernisiert und verderbt.* [41] Haryolf *RA.* [42] ealreo burbyare *RA.* [43] erceber yis se *RA.* [44] Husa *RA.* [45] yaes *RA.* [46] kynses *RA.* [47] -cid *RA.* [48] yes *RA.* [49] kincses *RA.*

et ceteri homines regis. [12] Qui autem infregerit, anathema sit!

[1] *Ich scheide* v *von* u, j *von* i, *setze Apostrophe.* [2] le ser. *RA.* [3] *Wohl mifsverstanden.* [4] *Ergänze aus Engl.* [5] 'hier'. [6] s' *RA.* [7] *Ergänze aus Engl.* [8] ascun *RA.* [9] *Ergänze* l'evesqe. [10] francur *RA.* [11] jume *RA.* [12] ne *RA.* [13] ipsa archiepiscopi fam. *zu lesen ohne* eius.

RA = Registrum Album Eborac.

[1] Dies sind die Gerechtsame und die Rechtsansprüche, welche Erzbischof T. besitzt über ganz York, in und aufser der Stadt. [2] Nämlich erstens Layerthorpe[1] und nördlich Monkgate[1] und von Thurbrands Haus alles auf Walmgate[1] zu und ganz Clementhorpe und Sankt Marien Kirche[1] [3] mit Jurisdiktion, mit Zoll und mit Gewährzugprozefs und jeden dritten Pfennig, der an Walmgate[1] und Fishergate[1] einkommt von dem Fischkauf ...... am Foss[1] ... und den dritten [Pfennig], der einkommt von les Gildenhof[2]. [4] Und jeder Mann, der mit Kauffahrtei nach York kommt, von Ost oder Nord, Süd oder West, mit Pferden oder Wagen, sollen geben ihren Zoll denen die dessen rechtmäfsig [geniefsen] sollen: dem König der [ihn] rechtmäfsig hat und dem Bischof der ihn hat. [5] Und ziehe jeder Mann der kommt [beliebig hin], wolle er in Königs, wolle er in Bischofs Jurisdiktionsbereich[3] unter Gottes und des Königs Erlaubnis. [6] Und welcher Kaufmann immer in Bischofs-Jurisdiktion hineinkommt, jedoch in Königsbezirk handelt, gebe dem König den Zoll, wenn es [das Geschäft] Zolles pflichtig ist. [7] Und welcher [Kauf]mann in den Königsbezirk kommt, aber einkauft im Bischofsbezirk, gebe dem

Bischof den Zoll. [8] Und wenn irgendwer aus Bischofsbezirk sich verabredet [handelt mit einem Kontrahenten] in Königsbezirk, erhalte der König das Seine und der Bischof das Seine, und ebenso aus dem Königsbezirk in den Bischofsbezirk: [der Bischof] das Seine und der König das Seine. [9] Und all die Gesetzwidrigkeiten, die man begeht, Kleriker oder Laie, d. h. wenn der [geistlich] Gelehrte falsch[4] verkündet Feiertag und Fastentag, und der Laie missetut in Meineid und in fleischlicher Unzucht und in Unrechtstaten, die er begeht in und aufser der Stadt: nicht habe Vorteil [durch Bufsempfang irgendwer] Vogt des Königs noch des Grafen an diesen Verschuldungen, aufser der Bischof und Archidiakon, bei [Strafe des Verlustes von] Gottes und des Erzbischofs Segen. [10] Und zwei Münzer[5] habe der Bischof in York. [11] Hierfür ist Zeugenschaft:[6] Arngrim[7] Mönch und Aldgrim und Osbern und Wulfstan und Aldwulf und Ulfkytel und Aldbern und Hardwulf und Lisulf und Gluneorn[8] und Beornwulf und Ulf und die ganze Bürgerschaft in York und der Erzbischofs-Hofstaat und Sheriff[9] Hugo und Wilhelm von Nottingham und Berengar[10], des Königs Boten, und Ilbert von Hittawood und Wilhelm von Percy[11] und Wilhelm Tison[12] und alle Vasallen des Königs. [12] Und empfange Gottes Zorn wer dieses verletzt! Amen.

---

[1] Diese Ortsnamen sind noch alle nachweisbar; nur heifsen die Tore: *bar*. [2] *Les Gyldgarthes* weist 1426 in York nach Rob. H. Skaife, 1896, handschriftlich. Die Kaufgilde zu York ist sonst bezeugt seit 1130; Grofs *Gild merchant* I 16. [3] *In Eboraco civitate tempore regis Edwardi præter scyram archiepiscopi fuerunt VI scyræ* Domesday I 298a1. [4] Diese Bedeutung, den Wörterbüchern fehlend, ergibt sich aus *Edward-Guthr.* 3, 1: *gif mæssepreost folc misrissige æt freolse odde æt fæstene* (was in York auch *Northu. Pri.* 11 wiederholen), verglichen mit *Canon Eadgari* 48: *Preostas æt freolsan and æt fæstenan ... on ane wisan beodan, þæt hi folc ne dwelian.* [5] Über angelsächs. Münzen aus York s. Keary *Catal. of Engl. coins* I p. III, 189. [6] Da zwölf Namen der Erwähnung der Gemeinde vorangehen, sind dies wohl die zwölf *iudices* (*Lagamen, Legislatores*), über welche vgl. mein *Über Edw. Conf.* 17; Maitland *Domesday* 211. [7] Besitzer von Gütern, die Wilhelm I. an S. Mary's, York schenkte, SKAIFE. [8] *Glunier* Domesday; vielleicht Heardwulfs Sohn; vgl. Searle *Onomast. Anglosax.* 260. [9] *Hugo vicecomes* im Domesday. [10] *Berenger de Todeni* besitzt Land in York und Yorkshire; ebd. [11] *Willelmus de Perci habet* [in York] ... ebd. [12] *Gisleberttus Tiso* besitzt Land in Yorkshire, laut Domesday; 'vielleicht dessen Sohn'; SKAIFE.

Sprachliche Anm. Einiger spätwests. Schriftgebrauch des Originals schimmert unverkennbar durch: Brechungs-*ea* vor *l* ist mehrfach erhalten; *gyf[e]*; *sylfne*; viele Vollendungen. Anglisch ist: *êa* > *eo* in *leove*; häufiges *đ* > *d* (*nord, cumde* neben *cumd, sudan, odde, coupad, wurde, de, wirced, deo*); *f* im Opt. *hafy* neben *habbe*; *mid* mit dem Acc. *alcne*; 3. Sgl. Präs. *wirces*. Schreiber des 13. Jahrhunderts hätten eher *leve, have, alc* eingeführt; ein Teil jener Formen gehört daher vermutlich schon einem älteren Stadium der Überlieferung an. Auch die Vertauschung der End-*e* mit vollen Flexionsvokalen ist der Zeit vor dem letzten Schreiber zuzuschreiben: *circa, cuma, coupad, hafy*; desgleichen *sciregreuan* als Nom. Sgl. Dagegen erklären sich aus dem Übergang zum Me.: der Acc. Sgl. *þriddan* > *þridde* und die Falschanwendung des End-*e* in *cumde* (neben *cumd*) und *hired* > *hirde*; *êo* > *e* in *Everwic*, daher auch *deo* statt *de, de*; *êa* > *e* in *teme*; *æ̂* (vor Suffix oder zwei Konsonanten gekürzt?) > *a* in *alcne, ani, lawede, arendracan*, während sicher lang gebliebenes *æ̂* sich erhielt (*ærest, formæle, læreda*) oder sich in *e* wandelte (*hemincge*); normannische Schreibung in *cume* > *come, ærcebiscop* > *archeb.* (neben *ercediacon*

und *erbiscopes*), *blezunge* und häufigem stimmh. *f* > *v*; die Behandlung des *g* in *ani*, *-daes* (wofür auch *-das*); wohl auch die Verwirrung der alten Artikelformen *þâ* > *thet*, *þæs* > *þa*, *þes* neben *þæs*, *se* > *so*. Schlechte Schreibungen, die auf die Bildung in der stiftischen Schreiberstube zu York zu Anfang des 13. Jahrhunderts kein günstiges Licht werfen, sind von Liebermann vielfach gebessert worden. Kleinere Laxheiten sind *synd* > *syn*, *and* > *an*, *fisccoup* > *fiscoup*. — Altn. Lehnwörter: *laga*, *fra*, *coup*, *formæle*, Eigennamen mit *grim*, *cytel*, *ulf*. A. B.

III.

Bischof Ranulf von Durham (1099—1128) beschenkt seinen Dom mit Land in Nord-Durham, dicht an der schottischen Grenze.

Das Original liegt noch in der dortigen Kathedralbibliothek (Treasury of Durham Cathedral, II, 1, pontificalium n. 9). — Ich drucke nach einer Photographie, die der Bibliothekar Canon Greenwell vor Jahren anfertigen liefs und kürzlich Brandl gab; anbei ist sie in Originalgröfse faksimiliert. Zuerst veröffentlichte den Text Hickes,[1] dann mit Faksimile J. Raine.[2]

[1] R. bisceop greteđ wel alle his þeines ⁊ drenges of Ealondscire ⁊ of Norha*m*scire. [2] Wite ge, þ*æt* icc habbe getyđed S*anc*te Cuhtberht þ*æt* lond in Elredene ⁊ all þ*æt* þær tobelimpeđ clæne ⁊ clacles. [3] ⁊ Haliwarestelle ic habbe getyđed S*anc*te Cuhtberht his agen into his cyrce. [4] ⁊ hua sua braues đisses[a], braue Crist hine þisses liues hele ⁊ heofne rices mirde[b].

[a] *Interpunktion nicht hier, sondern hinter* braue *Urk.* [b] *Für* mirđe.

[1] R[anulf] Bischof grüfst schön alle seine Thegnas und Drenge[3] von Islandshire[4] und von Norhamshire. [2] Wisset, dafs ich habe gewährt dem Sankt Cuthberht[-Dom zu Durham] das Land in Allerden[5] und all was dazu gehört rein und fleckenlos[6]. [3] Und Hallowstell[7] hab ich Sankt Cuthberht gewährt zu eigen in seine Kirche. [4] Und wer immer [ihn] dessen beraubt, beraube den Christus der Gesundheit dieses Lebens und der Freude des Himmelreiches.

Das Siegel ist das oval zugespitzte der Bischöfe. Auf der Photographie ist von der Umschrift lesbar [† *S*]*igillum Rannulfi* [*Dune*]*lmensis* [*epi*]. Es zeigt den Bischof barhaupt stehend, den Krummstab in der Linken und zum Kopf gedreht, die Rechte

[1] *Ling. Septentr. Thes.* I 149. [2] *Hist. and antiq. of North Durham* 1852, p. 219 und App. p. 129. [3] S. o. S. 277, Sp. 2 Anm. 2. [4] Heifst nach Holy Island (Lindisfarne), Englands nordöstlichster Teil, südlich von Berwick. Norham liegt 2 M. sw. von Berwick. [5] So Raine; aber auf der Karte *Allerton*, zwischen Thornton und Ancroft. [6] D. h. gegen Klageansprüche von mir garantiert. Das Wort ist nordisch *klaklaus*. [7] So Raine. Der Ortsname ist wohl eine Zusammensetzung aus *halig*, *wer* (Fischwehr) und *stæl* (Platz) und war für die Fischerei des Durhamer Domklosters in der südlichen Mündung des Tweed schon Hickes bekannt.

[segnend] erhoben; *vested, the collar of the chasubel ornamented with fleurs de lis reversed with a double line between them* (nach Greenwells fachmäſsiger Beschreibung).

Auf der Rückseite dieses unzweifelhaften Originals steht als Bibliothekseintragung (endorsement) von derselben (oder doch gleichzeitigen und eng verwandten) Hand geschrieben: Rann*ulfi* Ep*iscopi* d*e* te*rra* i*n* elredene *et* haliw*er*estelle (Kursives in Abkürzungen). So lesen Raine, Greenwell und Brandl.

Sprachliche Anm. Die Schreibung ist hier, im Norden, schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts insofern rein me., als alle Flexionsvokale zu *e* geworden sind: plurales *-as* > *es*, *cyrican* > *cyrce*, *bereafas* > *braves*, *hǣlo* > *hele*, *heofona* > *heofne*. Monophthongisierung ist eingetreten in *brave(s)*: solches *ēa* > *a* begegnet auch 1086 im Domesday book (Stolze § 19); *ea* > *a* in *all(e)* kann anglisch sein; *-lēas* > *-les* dürfte mit der Unbetontheit zusammenhängen; bewahrt ist langer Diphthong im Eigennamen *Ealond* und Palatalvorschlag in *bisceop*. Neuer Diphthong: *þeines*. Mehrfach wurde hier stimmhaftes *f* als *v* geschrieben, was in der Gospatrik-Urkunde noch im 13. Jahrhundert fehlte: *brave(s)*, *lives*; daneben *heofne*, mit bemerkenswertem Ausfall eines unbet. Vokals, wie in *cyrce*, *brave(s)*. Geblieben sind ags. *æ*, *ʒ*, *c*, *ƿ*. Dem nördlichen Dialekt gehört die Endung der 3. Sgl. Präs. *brares* an (woneben schriftsprachliches *greted*, *belimped*); vielleicht auch *mirde* statt *mirde*. Vom me. Standpunkt aus wäre als südlich anzusprechen *lond*, *habbe*, sowie *icc*, wenn dies für *ich* stehen soll; um diese Zeit ist aber all das noch einfach aus der ags. Tradition zu erklären. Der Schreiber machte keine Fehler; nicht einmal *Cuhtberht* braucht einer zu sein. Er war in seinem Handwerk wohl gebildet, wie es an einem Bischofssitz zu erwarten ist. Das Dokument zeigt die wests. Schriftsprache im Prozesse nordenglischer Umformung. — Altn. Lehnwörter: *dreng*, *clac*.

[Nachtrag zu S. 276. Max Förster in Würzburg möchte I § 2 Z. 8 lesen: þeo by*n* eorde bænan[d], *innerhalb der Erde*, wobei *eorde* von nachstehendem *b*. abhinge. Diesen Sinn nahm Liebermann zuerst an, gab ihn aber gegenüber Stevensons Konjektur auf, weil ihm der Zusammenhang ein *auf der Erde* zu fordern scheint.] A. B.

Vindicta Salvatoris.

Mittelenglisches Gedicht des 13. Jahrhunderts, zum erstenmal herausgegeben von

Rudolf Fischer.

I.

Die Handschrift liegt im Magdalen College, Cambridge; alte Signatur: Pepys Ms. 37, jetzige Signatur: Nr. 2014. Sie enthält:

1) Eine Kaiser- und Papst-Chronik in englischer Prosa, die — nach einer Feststellung des Datums von Christi Geburt — mit Oktavian als dem ersten Kaiser von Rom beginnt und herabreicht bis inkl. Kaiser Friedrich II., worauf es noch heifst: Affter Federikes deþ þe Emperoures cesseden at Rome þorafter he was deposed of Pope Innocent, oþer were ichosen to have be Emperoures, but þei liffed not so lang for to be icrowned. After Federikes deþ þei chosen þe king of Castile, and som chosen þe erle of Cornewayle, þe kingges broþer of ynglond. And þo þis Scisme dured long, Conradus Federikes sone after Federykes deþ he went to be king of Cizele, and sone after his entre in to Napels he was syke. And his leeches ȝeven him a medecyne to have heled him, and hit enpoysened him. — Der letzte erwähnte Papst ist Johann XXI. (1276—1277). Daraus geht hervor, dafs der Schreiber dieses Stückes nicht vor Ende des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist. Viel weiter ihn herabzudrücken, ist wohl nicht möglich wegen der paläographischen Verhältnisse. Bemerkenswert ist auch, dafs die beiden Blätter nach der Chronik liniiert, aber leer sind, gerade als hätte der Schreiber gehofft, eine Fortsetzung noch eintragen zu können. Von Kaiser Rudolf von Habsburg scheint er aber nichts mehr erfahren zu haben.

Derselbe Schreiber kopierte auch die folgenden beiden Stücke:

2) Von fol. 23 ab die nachstehende religiöse Erzählung. Über der ersten Seite ist in zwei späteren Händen (des 17. Jahrhunderts) geschrieben: 'Nichodemus his Gospell (vt Selden*us* ascr*ip*sit)'. Das geht wohl auf den gelehrten John Selden (1584—1654).

3) Von fol. 36 bis zum Ende folgt die Chronik Roberts von Gloucester, und zwar die Fassung E in Th. Wrights Ausgabe (v. 4216—5811, App. II 1—18; v. 8557—9137, App. XX).

Von zwei früheren Besitzern der Handschriften sind deutliche Spuren vorhanden. Der eine nennt sich 'C. Fairfax 1629'

und hat auf die erste Seite nebst dieser Namenseintragung ein Inhaltsverzeichnis gesetzt. Das war offenbar Charles Fairfax, der gelehrte Antiquar und erste Baron dieses Namens, geboren 1597, inskribiert in Cambridge 1611, Barrister in Lincoln's Inn 1618, Verfasser der *Analecta Fairfaxiana,* gestorben 1673. Der andere war Samuel Pepys, Verfasser des bekannten Tagebuches. Auf der Rückseite des ersten Blattes ist nämlich ein Holzschnitt von ihm (nach einem Bilde von G. Kneller) eingeklebt. Ferner sind die beiden Lederdeckel mit Wappenschildern in Goldpressung versehen; das vordere trägt die Inschrift SAM. PEPYS. GAR. ET IAC. ANGL. REGIB. A SECRETIS ADMIRALLÆ.

Bei der Herausgabe waren lediglich die Verse abzuteilen und zu numerieren, der Gebrauch der Anfangsbuchstaben zu regeln und die Absätze vorzuschreiben. Letztere sind überdies schon in der Handschrift mehrfach durch große Anfangsbuchstaben (in der Ausgabe fett gedruckt) markiert. Die Abkürzungen sind aufgelöst, aber durch kursiven Druck bezeichnet.

Die Handschrift wurde zuerst in Cambridge kopiert durch Fräulein Oberlehrerin A. Reinke, Berlin, dann kollationiert von Dr. B. Kiehl, beides unter freundlicher Unterstützung des Bibliothekars vom Magdalen College, G. A. Peskett, M. A., dem hierfür der beste Druck ausgesprochen sei. Der Anstoß zur Herausgabe des Denkmals kam von Prof. Brandl, der selbst durch eine Bemerkung bei Wülker, *Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur,* 1872, S. 18, darauf geführt worden war. Wülker bemerkte: In Cambridge unter den Handschriften des Samuel Pepys findet sich (Nr. 37) 'Nicodemus' Gospel in English verse', Perg. Hs., um 1300 entstanden.

Was den Inhalt betrifft, hat bereits Frl. Reinke gefunden, daß es sich nicht um das Evangelium Nicodemi handelt, sondern um eine poetische Bearbeitung der 'Vindicta Salvatoris' (Tischendorff, *Evangelia apocrypha* p. 432 ff.) und des 'Mors Pilati, qui Jesum condemnavit' (ib. p. 448 ff.).

Im 'Mors Pilati' schickt der kranke Kaiser Tiberius seinen Vertrauten Volusianus zu Pilatus um Christus. Der Bote bringt Veronika mit ihrem heiligen Tuche nach Rom. Der Kaiser wird gesund. Aus Dankbarkeit rächt er Christus an Pilatus, der — als Gefangener nach Rom gebracht — hier zum Tode verurteilt wird und im Kerker durch Selbstmord endet.

Diese 'Bestrafung Pilati' erfährt eine Erweiterung durch das parallel entwickelte Motiv der 'Bestrafung der Juden' (V. S.). In der Zerstörung von Jerusalem durch Titus bietet sich hiefür leichtlich das weltbekannte Faktum. Die Motivierung erfordert bei parallelem Gange, daß Titus krank sei. Auch er muß dann durch ein Wunder geheilt werden. Weil das heilige Tuch der

Veronika bereits für Tiberius vergeben ist, bleibt nichts übrig als eine Heilung durch den reinen Glauben an Christus. Zum Verkünder der Heilslehre wird der Judäer Nathaan. Als Bote des Pilatus soll er zu Kaiser Tiberius [äufsere Verklammerung der beiden Fabeln], wird aber mit seinem Schiffe nach Burgidalla zu Titus verschlagen. Dieser gesundet im Glauben. Aus Dankbarkeit läfst er sich taufen und zieht mit seinem Vater Vespasian gegen Jerusalem. Der gegnerische König Archilaus tötet sich mit dem eigenen Schwerte; das Volk übergibt sich nach siebenjähriger Belagerung; Pilatus wird in den Kerker geworfen. Die Juden werden getötet oder als Sklaven verkauft, dreifsig für einen Schilling, weil sie den Herrn für dreifsig Schillinge verkauft hatten.

Über all dies wird dem Kaiser berichtet [Verklammerung der Fabeln]. Er will auch gesund werden, schickt Velosianus zu Veronika, wird geheilt und von Nathaan [weitere Verklammerung] getauft.

Wie man sieht, ist also in der 'Vindicta Salvatoris' der Urgeschichte von Tiberius die neue Fabel von Titus als parallele Variante vorausgeschickt worden.

Dieser Aufschwellung gegenüber konzentrieren in wohl berechnender Art den Stoff die französischen Versionen, beschrieben von H. L. D. Ward, *Catalogue of romances in the department of manuscripts in the British Museum* vol. I p. 176 ff.: 'Titus and Vespasian (Royal 16 E VIII; XIII century) or the destruction of Jerusalem', a chanson de geste in 2092 lines of 12 syllables; auch *Histoire litteraire de la France,* tom. 22: 'La destruction de Jérusalem'.

Nur e i n e r ist hier krank, der Kaiser. Das ist aber nicht mehr der Titus-ferne Tiberius, sondern des Jerusalem-Zerstörers Vater Vespasian. Er schickt nach Christus, es kommt Veronika, er wird durch das heilige Tuch gesund. Dafür rächt er dann mit seinem Sohne Christi Tod an den Juden durch die Zerstörung Jerusalems und an Pilatus, der in Frankreich eingekerkert, aber von der sich öffnenden Erde verschlungen wird. Papst Clemens erhält das heilige Tuch.

Nun erst setzt unsere me. Version vom Ende des 13. Jahrhunderts ein. Sie ist zwar nicht vollständig überliefert, doch scheint das Manuskript nicht weit vor dem Ende abzubrechen.

In der allgemeinen Einleitung (V. 1—100) charakterisiert der Autor die Geschichte der Juden in ihren drei Perioden bis zur Zerstörung von Jerusalem. Die besondere Einleitung (V. 101—348) führt aus, wie die Juden nach Christi Tod von Gott durch zehn Wunderzeichen vergeblich verwarnt worden sind.

Nun beginnt die eigentliche Geschichte. Sie verläuft in vier Hauptabsätzen (von 479 + 493 + 556 + 1080 Versen). Im

ersten hören wir vornehmlich die Geschichte von Pilatus, dessen Bote Nathaan auf dem Wege nach Rom zu Titus verschlagen wird; im zweiten sehen wir, wie Velosian für seinen kranken Kaiser Waspasian nach Jerusalem zieht und Veronika mit ihrem heiligen Tuche zur Romfahrt gewinnt; im dritten vollzieht sich Waspasians Heilung durch das heilige Tuch unter Mitwirkung von Papst Clemens; im vierten wird die Zerstörung Jerusalems geschildert.

Schliefslich folgen 158 Verse, die — weil unvollständig — unklar eine Rettung von Titus durch Josephus andeuten.

Prüft man das Werk auf seine Stoffquellen, so merkt man, wie der Autor nach mehreren Seiten ausgegriffen hat. Er entnimmt den lateinischen Vorlagen die Figur des Kaisers Tiberius. Unter dessen Regierung setzt unsere Fabel ein, zu ihm wird Nathaan von Pilatus geschickt. Der Autor kennt aber mit den französischen Versionen als Kranken nur Waspasian. Dessen Bote heifst wie in den lat. Versionen Velosian, nicht Iais oder Guy wie in den französischen. Dafür tauft den Kaiser nicht der 'lateinische' Nathaan, sondern es tritt hiefür der 'französische' Papst Clemens ein. Zum französischen Vorbilde wird wohl auch der Schlufs unserer Version gestimmt haben, die uns den Bericht über Pilatus' Ende schuldig bleibt. Spätere englische Versionen aus dem 15. Jahrhundert (s. Ward, a. a. O. sub 3) lassen Pilatus im Kerker von Vienne, also wie in der französischen Version, zugrunde gehen. Auch die apokryphe 'Epistola Pilati' (s. Tischendorf a. a. O. p. 413 ff.) ist sichtlich mit benutzt worden.

Diese Stoffreudigkeit unseres Autors betätigt sich allerdings im Kompilieren verschiedener Vorlagen und erzeugt eine überreiche Fabel, aber sie unterdrückt doch nicht seine künstlerische Eigenart. Er ist mehr als blofser Kompilator, er erhebt sich zum dichterischen Redaktor. Denn er hat es verstanden, das Stoffkonglomerat seiner materiell losen, weil von mehreren Seiten her erborgten Fabel geistig zu konzentrieren. Durch seine einseitige Tendenz wirkt er einheitlich: ihm ist es wesentlich darum zu tun, die Bestrafung der Juden als Mörder Christi in hellstes Licht zu rücken. Die beiden Einleitungen sollen als geistige Wegweiser dienen, lehrhafte Exkurse unterbrechen gar oft den Gang der Handlung. Besonders breit wird dann auch das die Tendenz illustrierende Fabelstück herausgearbeitet: die Zerstörung Jerusalems. Auch äufserlich vereinheitlicht der Autor seine Fabel, indem er ihr in Waspasian einen dominierenden Helden gibt.

So rechtfertigt sich der Abdruck des Denkmals nicht blofs in seiner Eigenschaft als wertvolles sprachliches Dokument, sondern auch in Hinblick auf die künstlerische Selbständigkeit des Autors, die unter dem Druck der stofflichen Traditionen um so höher anzuschlagen ist.

Goddes men, vnderstondeþ nowe,
And I schal ȝou telle, howe
The Jewes dude Je*su* to dede.
Thoruȝ feble cou*n*seil and false rede
Thei were in so gret combrau*n*ce,
Therfor þei had al myschau*n*ce:
That he hem had byfore hiȝt,
And þei toke hit al to lyȝt.
But siþþe hit fel on her necke,
Thei nolde noon of oþ*er* recke.
Ȝitte fourty ȝeer he ȝaue he*m* space,
Ȝif þei wolde seke any grace.
To be avengyd wolde he noȝt sende,
Ȝif þei wold hem amende.
Thre þingg*es* þ*er* were in Israel:
Whiche þei were, herkeneþ now wel,
As in storye we mowe fynde,
That byfel on þe Jewes kynde.
The first was cleped pilgrimage,
That oþ*er* þraldom and seruage;
Dysperaciou*n* þe þridde was tolde,
That is to rewyng of you*n*ge *and* of olde.
Thus byganne her pylgrimage:
Tho Jacob went wiþ his lynage
Into Egypt for mochel nede,
Thei lyued þer long in sorowe *and* in drede,
Tho Jacob myȝt no lenger lyue,
His kynde was out of londe ydryue
Thoruȝ þe reed see, as ȝe haue herde;
Ther Pharao *and* his folk forferde.
Moyses was her leder þan
Into þe londe of Chanaan.
That was þe londe, þat þo hiȝte;
Ther he kept hi*m* wel a plyȝte.
Wiþ aungels mete he fedde hem,
And her cloþes lasted w*ith*outten wem
Fourty ȝeer in desert:
That was a myracule fayre apert.
Ȝitte for al his curtesye
Thei wrouȝtte aȝen hi*m* gret folye,
Thei made goddes of metalle
And honoured hem w*ith* worshipp alle.
Tho þei ȝelde Je*su* his goodenys
With wel mochel vnkyndenys.

Nowe schal I towche of her seruage,
That eu*er* schal last þe worldes age;
Schul þei neu*er* dwelle in towne
Wiþout trewage oþer raunsou*n*e.
In Babylon first þis þraldome
In her former-faders come;
Ther þei dwelled fyfty ȝeer,
Or þei myȝt go quyte *and* cleer.
The fyfty ȝeer was her solace,
So hit is nowe þe ȝeer of grace;
Than þei were let out of pryson,
So is þat oure ȝeer of gret pardon.
Dysp*er*aciou*n* was þ*at* þirdde þing
Of þe Jewes kynde to rewyng.
That now is falle in þis cas;
Thoruȝ Waspasian and Tytus he was,
As Je*su* seid þoruȝ p*ro*phecye:
I schal hem delyuer for her enuye;
Vnder lordshipp*e* *and* suche honde
There schulle þei dwelle, I vnderstonde,
Wiþout scapyng of p*ri*son,
For gold ne for raunson,
For no mercy quyte for to wende
Hennes to þe worldes ende.
Mesure ne m*er*cy was none in hem,
Suche schal þei haue *and* al her tem.
For Marye sone þei forsoke,
That was ryȝt eyer, so seiþ þe boke.
For Marye come of þat lynage,
That he schuld bere þe herytage.
Of þis chaunce was spoke and founde,
Or hit felle, a longe stou*n*de.
The noble clerk master Josephus
Amonge þe Jewes seid þus:
The day wolle come, þat þis towne schal falle
And þe Jewes confunded alle.
This cytee schal be ou*er*throwe,
And þe hiȝe palyce schal lye fulle lowe.'
Messyas schal send ȝou amonge
Sorowe and shame *and* werre stronge.
Fro Rome schal come p*r*inces two,
The fader *and* þe sone also;
And þei destroye al, þ*at* þei fynde
In þis towne, al þe Jewes kynde.
This schal falle for her werkys,
Take þei neu*er* so wel þe merkys.
For þei slowe Je*su* Cr*i*st, ywys,
That boþ goddes sone *and* Maryes ys.
And þis ryȝtfulle iugement
But þei come to amendement,
The fader schal gete such hono*ure*,
That he schal be Emp*er*o*ure*.
Anoþ*er* tyme wytnesseþ ȝe,
For þen ȝe schul þe soþe se.
Thus he wrote in a boke,
Ther þei myȝt þ*er*on al day loke.

Affter J*esu* deþ come wonders þicke,
Fayre *and* foule, good and wycke.
And siþþe þei slowe þe ʒou*n*ge seynt Jame,
For he preched *Cri*stes name;
Seuene ʒeer after his deþ
Dyed James in þat stede;
For whiche deþ god was wroþ þo,
For to amende he*m* he sent hi*m* to
Wiþ counselle, bedes *and* p*re*chyng
In token of þe first warnyng.
For þei dude hi*m* to d*ye* —
Me þinkeþ, hit was no courtesye;
For hit was þe hiʒest trespas,
That eu*er* on erþe ymaked was.
For hit is no skylle, rewþe to haue
Of he*m*, þ*at* wolle noʒt hemself saue.
For we ouʒt to make game,
That he*m* byfelle so mochel shame.
J*esu* hit g*ra*untte for his mercy,
That eche synnefulle man mowe be quyte þerby.
God sent þus James to Jer*usa*lem,
As byfore was seid, to p*re*che hem,
To repente hem of her synne,
That þei were acombred ynne.
And so he dude alwey;
For he spared noʒt, þe soþe to sey.
He waxe so gret of renowne,
That þei made hi*m* bysshopp of þe towne.
He was a man of gret pen*au*nce,
He dude his body gret greu*au*nce;
He wered neu*er* neiþ*er* wollyn ne lynen cloþ;
Neiþ*er* ete brede, fysshe, ne flesshe, forsoþ.
† For changyng, wasshyng, ne baþing,
But a gowne of heer to his cloþing,
And kneled to god so alwey
For þe peple, nyʒt and day,
Wiþ his bare kneys vppon a stoon,
That þe skynne wyxe harde þeron,
That his kneys semyd byforne
As camels knees, þat beþ of horne.
This come to hi*m* of fulle gret charyte,
That þei myʒt þe bett*er* haue be.
Wycked þei were eu*er* *and* eke þan,
And þat þei kydde on þat man.
Hit was on Paske day,
The Jewes gaderd w*ith* gret deray
And sent þus to seynt Jame
Al in ernyst *and* wiþ grame:
'Out of þis countre, boþ fer *and* nere,
Muche folke wol be here,
And we þe byddeþ, speke no þing
In no maner in þi p*re*chyng,
Aʒeyn oure lawe, of J*esus*,
Ʒif þou wylt haue þe loue of vs.
For ʒif þe folke after þi sawe
Thoruʒ þi prechyng fro vs drawe,
Mochel pyne schalt þou haue;
The gret god schal þe noʒt saue.'
Thei badde hi*m* despyce Jesu,
Whan he p*re*ched of his vertu.
And ʒif he p*re*ched hem wel byfore,
He p*re*ched þo mochel þe more.
And as he p*re*ched on a day
In þe temple aʒens her lay,
One wente to hi*m*, þere he stood,
And drowe hi*m* adowne, as he were wood.
Anoþ*er* toke a fullyng-staffe
And on þe heed þ*er*wiþ hi*m* ʒaue;
He smote hi*m* þere w*ith* so gret mayn,
That in þe temple he shadde his brayn.
Thus þei ʒelde hi*m* þ*er* his meed
For his trauaylle *and* his goodheed.
Tho fele aros vp, þat loued Jame,
To take þis men, þat dude hi*m* shame.
Than as blyue out þei went,
That no man myʒt hem anhent.
But he abode þe gret veniau*n*ce
For *Cri*stes deþ *and* for þis chaunce.
Alwey þei were yliche wycke,
Tyl þe wreche come to the prycke.
For goddes ryʒt wol no wronge
To dampne hem to pyne stronge,
Tho þ*at* wold James socoure.
Thei buryed his body w*ith* moche honoure.
The Jewes cleped hi*m* none oþ*er*
Noʒt but J*esu* *Cri*stes broþer.
Of body, of face *and* of feet
He was yliche hi*m* eu*er* ʒit.
For þe first token he was ysent,
To turne þe peple was his entent.

Lysteneþ nowe, I wol ʒou telle,
Of wonders now I may ʒou spelle.
That oþ*er* token, þ*at* come þ*er* þan,
That amonge þe Jewes shewe I can.
Thei were ygaderd at a feste,
All þe Jewes, boþ lest *and* mest.
The rychest were þere of þat cytee,
And also fele of þe countree.
For a morowe, whan þei dude aryse
Thei dude to her goddes sacryfice,

So þat no þing schuld he*m* greue;
And so byfel hem, as þei beleue
For þe p*r*ide, þat þei were ynne
And acombred were in synne.
At þe fest ros suche a stryffe,
That eu*er*yche slowe oþ*er* wiþ his knyffe.
Thrytty þousand þere were ysleyn,
That made many a Jewe vnfeyn.
The þirdde token next was þis,
And aȝens kynde hit felle ywys:
To þe temple an heyfer was brouȝt,
That to sacrifyce was ysouȝt;
That sodeynlyche amonge he*m* alle,
Or men wyst, hit gan downe falle;
Ther come out of þe bestes wombe
In stedde of a calf þer come a lombe;
And þat abashyd al, þat þ*er* stoode,
That þei were wel nyȝe woode.
The fourþe token fel on a nyȝt:
In þe temple was suche a lyȝt,
That al þe Jewes, þ*at* hit say,
Wende, hit had be lyȝt of day —
On Paske day w*ith*in þe niȝt
Aboute þe fourþe hou*re* fulle ryȝt.
As I redde of þis cas,
This þe fyfte token was:
Anoþ*er* nyȝt hit byfel at cokkes crowe,
That þe ȝates gune vp to blowe,
That were wiþ yern ynayled *and* sperred fast,
Wiþ suche a dynne þei vp tobrast,
That þoruȝ þe towne was suche a dynne,
So þ*at* þei wende, þ*er* were þerynne,
That þe walles had be adowne,
That inclosed al þe towne.
The sixte token was, þei herde a crye
In þe temple al an hye,
That seid: 'Go we hen, go we hen';
Al þei hit herde *and* noȝt ne seyn.
That was vppon Wytsonday
Wiþynne eue, telle I may.
The prestes come þe temple to,
As þei were woned to do,
For to do her seruyce.
But ful sone hem ganne agryse
For þat crye, þat þei herde byfore.
Thei flowe out al anoon þ*er*for.
The seuenþ token: aft*er* þat crye
The se a sterre in þe skye;
Sharppe as a swerd hit hynge,
The poynt downe, ryȝt as a strenge.
So longe it hynge, tyl hit was day,
That al þe cytee hit wel say.
And so hit hynge þere al a ȝeer,
Alwey hit semed ylyche neer.
The eiȝt toke siþþe þ*er* come
Ouer þe cytee of Jer*usalo*m:
Thei se in þe ayer fer aboue
Men and hors yarmed howe,
That som tyme fauȝt *and* som tyme rest:
What hit bytokened, ofte þei kyst.
Thei seid, hit bytokened werre strong,
Manqualme eiþ*er* hung*er*e long.
Thei seyde so ther, þan þei wende;
Ȝitte þouȝt þei noȝt to amende.
Had þei yturned þo to pen*aun*ce,
Thei myȝt haue scaped þe gret veniau*n*ce.
The nynþe token aft*er* þis
Ȝe schulle yhere, whiche hit is:
Chares *and* waynes also þei say
Comyng in clowdes, hem þouȝt ay
Riȝt now, þouȝ þei hit sawe;
And or þei hit wyst, hit was awey yblowe.
The tenþe token was þe last,
And þat made þe Jewes sore agast,
The fourþe þat þe sege bygan:
Of Jude þ*er* was bore a man,
One J*es*u, Ananyes sone,
For al þe Jewes nold he shone.
Tho on a Witsonday,
Whan þe Jewes made her play
For to make ioye mest,
As hit byfelle to þe fest,
He stoode vp amonge hem alle,
And vppon þis worlde he gan to calle:
'Fro est *and* west in to al þis werde
By souþe *and* norþe; I herde,
Fro þe foure wyndes a voyce þ*er* come
Vppon þe cytee of Jer*usalom*
And on her temple for þe gret synne
And on þe peple, þ*at* were þ*er*ynne.
Me þinkeþ, þ*at* hit bytoke may,
That vs wol byfalle a gret afray.
Come, when hit schalle;
Ful sore I drede of þat falle.
Thus hit mette me in a visyon,
What schulde byfalle of þis towne.'
Tho þe Jewes toke hi*m* for þis
And bete hi*m* *and* bounde hi*m* hard, ywys.

Byfore Pylate þei brouȝt þis man,
And as he seid, raþ*er* he seid þan;

Tho þei bete him fele at onys,
That þei myȝt se his bonys,
Neþeles for al þat cas
He cryed: 'Jerusalom, alas, alas!'
Of þis crye myȝt no man him stynte
For betyng, þretyng, of no dynte,
But alwey seid þus in óne;
Than þei suffred him to go.
Thei myȝt noȝt him wiþholde,
But alwey seid, as he raþer tolde.
Of þise tokenes had þei none awe,
But euer meyntened her false lawe.
Of her synne wolde þei noȝt knowe,
What so euer þei herde or sawe,
In towne, in felde, ne in oþer place;
For þei had no better grace.
Neþeles her lawe byganne to blynne,
The newe lawe to bygynne,
Tho Jesus on þe rode his heed downe leyde,
And 'Consummatum est' þan he seide.
This betokeneþ: 'þe olde lawe is nowe went,
And þe newe I haue ȝou sent,
And my purpos is brouȝt to ende
For loue of man, þat is my frende.'
Her owne bokes wytnessed þis,
Thei were þe more to blame, ywys.
For al þingges, þat þere were doon,
Pylate let wryte hem anoon.
And þat was siþþe aȝens her kynde,
As men in þe story mowe fynde.
Whan seynt Helyne þe crosse fonde
Siþþe in þat ylke londe,
Longe aȝens hyr þei hit forsoke,
Tyl sche ouercome hem by her boke.
Whan god had þise tokenes sent,
Ȝitte wold þei noȝt hem repente,
Ne onys mercy þei ne bysouȝt;
For þei Jesu to deþ brouȝt,
But al his werkes was in veyn,
For al þe tokenes, þat þei had seyn.
Thei þat wol no mercy craue,
Thei ben none worþi nowe to haue.
Thei dude gret foly to stryue wiþ hym,
That kepeþ þe soule, lyffe and lym.
The erþen vessel lasteþ noȝt
To hurtel wiþ þilke, þat of metal is wrouȝt;
No more may manys kynde fiȝt
Aȝeyns þe power of god almyȝt.

Lette we nowe þe Jewys dwelle.
He begynneþ þe wreche to telle
To Syr Waspasian,
That was a swyþe noble man.
In meselrye so depe he him cast,
That body and face foule tobrast,
And in his nose a cankyr smote,
That boþ his lyppes hit al tobote.
And for no cost, þat he couþe leye,
He sawe none oþer, but nedys he muste dye.
Neþeles waspes þer byfore
Were in his nose, whan he was bore;
Out of þe nose þei hem fedde,
Heed and wyng out þei spredde.
And for þe waspes þei cleped him þus
His ryȝt name Waspasianus.
For þo was no name ȝyue,
Tyl þat men se, þat a childe schulde lyue.
Of þise waspes his name he toke,
As we finde writte in boke.
This messanger god him sent,
That al his body hit ouerwent;
Fele ȝeres hit on him leste,
Tyl god wold, hit were him reste;
For ȝe wyteþ ful wel alle:
Of al þingges, þat schuld byfalle
Fro þe begynnyng of þe dome,
He haþ yset, whan þei schul come,
In werkes, weders, in al kynde,
Thoruȝ holy wrytte as we fynde.
The reson I ȝou telle can,
Why god sent þis on þis man.
God doeþ no þing withoutte skylle,
Who so vnderstoode his wylle;
Riȝt as þe Jewes with false rede
Dude Jesu Crist to dede,
Of heuene, erþe and of helle
That weldeþ al þat þerin dwelle.
As god is lord of all þingges,
So is þe Emperoure kyng of kyngges,
And also londes þoruȝ resoun
Beþ at his subieccioun.
For by skylle hit was ykest:
To awreke Jesu him bycome best.
The grettest lord in erþe ryȝt
Come to awreke god almyȝt.
And so he dude fayre and wel —
I schal ȝou shewe euery del.
Ȝit had he noȝt þe empire in honde,
But sone after by goddes sonde.
The yuel was on him so ranke,
That on his folke so foule he stanke,
That out fro al his men þo he fley;
And he had a chambre swyþe nye:
Vnneþe his men for þe stynke
Miȝt to him brynge mete oþer drynke;

Wiþ a vyse þei turned in his mete,
What þat he schuld any ete.
And þus in his bedde þ*er* he lay,
He myȝt noȝt out, nyȝt ne day,
Tyl tyme come at þe last,
That Jesu hi*m* wolde outcast.
Al yvels comeþ þoruȝ goddes sonde
And so dude þis, I vnderstonde.

As þe Seuene Sages vs telle
And as clerkes in þe story can spelle,
When þ*at* Jes*u* dyed amonges vs,
Tho was Emper*oure* Tyberyus.
Of douȝtynes he had fame,
And þ*er*for men wrote þus his name.
For in his tyme Jes*u* deyde,
As men hit haþ wel aspyed;
In his tyme of his eiȝt ȝere
Jes*u* Cr*i*st toke his deþ here.
Of Rome he bare þe dignite,
Thre *and* þretty ȝeer regned he.
In his tyme þe Jewes sent
A letter endyted by one assent.
Therin þei wrytten Syr Pylate,
His gret pryde to abate.
For hem þouȝt, in werke *and* in sawe
That he trespassed aȝenst þe lawe.
Of his mysberyng þei wrote þus
To þe Emper*oure* Syr Tyberyus:
That he ȝaue co*un*selle aȝen þe pees,
To sle þe childe al gyltlees;
And in þe temple w*ith* gret outrages
Of false goddes set vp ymages;
And of her temple þe treso*ure*,
That was yoffred w*ith* hono*ure*,
Wiþout al her one assent
In his owne nedys he hit spent.
He made a condyte m*er*uayllouse,
With a pype comyng in to his house;
And oþ*er* fele wycked outrages
He dude aȝens her vsages.
And þoruȝ þise sondes *and* þis pleynt
In þise defautes he was ateynt.
He was yordayned to be exile
For þe trespasse, þat was so vyle.
And of þis Pylate herde telle,
That he myȝt noȝt þere dwelle;
He ordayned a wel ryche p*re*sent,
And wiþ his lett*er* he hit sent.
That was endyted ful wel *and* harde,
As ȝe mowe here afterwarde.
Affter hi*m* regned Syr Gayus
And aft*er* hi*m* Syr Claudius
And siþþe Nero, þat cursed soule,
That slowe boþ Peter and Poule.
And aft*er* hi*m* come Waspasian,
That was a ryȝt worshipful man.
God gr*a*unted hi*m* þoruȝ his sonde
To wreke his deþ wiþ his honde.
Of Gallyce *and* of Gaskoyne þe kyngdome
Was his, or he þider come.
Ȝit þe story telleþ me þus:
He had a sone, þat hyte Tytus.
In þe cytee of Burdexe on a day
Tytus out at a wyndowe lay;
And as he loked in þe see-streem,
A shippe þ*er* come fro Jer*usa*lem.
He se, where þat þe shippe went
In þe see, as Cr*i*st hit sent.
Anoon he sent þider a messanger
To come to hi*m*, þ*at* þerin were.
The master come byfore his kne.
'Felawe', quod he, 'wel þe be!'
'Felawe', he seid, 'what hattyst þou,
And fro whennys comyst þou nowe?'
'Syr', he seid, 'I hette Nathaan;
Of Jude I am ybore man.
Leue Syr, he seid, telleþ me,
Wheþ*er* I nowe at Rome be.'
'Nay', quod Tytus wiþout lesyng,
'This is Burdexe in Gaskoyne;
Here fro hennys to Rome, soþe to say,
Men holdeþ hit a wel ferre way.
Haue ydo *and* telle me sone,
What þou hast at Rome to done.'
'Syr, þider me haþ sende Syr Pylate,
And þe wynde me haþ ydryfe a noþ*er* gate;
To Tyberius was his sonde,
To bere hi*m* trewage of oure londe.'
'Felawe', he seid, 'Tyberius is deed.
There haþ ybe siþþe two in his stedde;
Neþelees, my leue frende Nathaan,
I schal do brynge þe to þat man.
Vppon my costage I schal fonde,
That haþ þe empyre in his honde;
For vs, I hope, *and* for o*ure* letter,
That þou schalt spede wel þe better.
In couen*aunt* nowe shewe þou me
That, howe my fader hool myȝt be
Of al yuels, þat he greueþ.
For we hopen *and* þer*on* beleueþ,
The men, þat in þ*at* countre woneþ,
Of al maner yuels hele þei konneþ
Oþ*er* wiþ grasse or wiþ stoon
And wiþ oþ*er* medycines many one.'
'Syr' he seid, 'I am no leche,
But nowe of one I can ȝou teche,
That hette Jes*u* of Nazareth;
The Jewes dude hi*m* to þe deth.'

He tolde hi*m* þe despyte a ply3t,
That *Jesu* þoled deþ þ*er* w*ith* vnry3t.
'He was a p*ro*phete ov*er* alle,
He seid tofore, what schuld byfalle;
He clansed men of yvels and of synne
Wiþ his worde, þat lyueþ hi*m* ynne;
He reryd to lyue Lazar, þe kny3t,
That foure dayes lay dede a ply3t.'
Al he tolde hi*m* of *Jesu* dede,
As men in godspel ywrytte doþ rede,
And of his deþ *and* of his vpryst,
And of his apostels, þat he wyst;
After þat fourty dayes were went
And howe þe holy gost to hem he sent;
Ten *and* sixty languages were yherde,
That þei of her master lered;
He badde he*m* go into eu*er*yche londe
To p*re*che his name þoru3 his sonde;
Of all yuels he gaue hem my3t
To hele þe syke, þat belyued ary3t;
And þei, þat wol no3t to hi*m* wende,
Schulle be lore w*ith*outen ende.
Jesu wote wel, fele of he*m* lyue,
In what londe þat þei be dryue.
'I am syker and I byleue,
That none yuel schal þi fader greue,
That, 3if he wylle lyue ary3t,
I dare hi*m* byhote heel a ply3t.'

His faders stywarde Velosian
That was a wel trusty man,
He stoode *and* herde her wordes alle,
And fayn he wold, hit my3t befalle.
Thei toke *and* 3aue hi*m* his mede,
And to þe Emp*er*our*e* þei dude him lede.
Syr Nero þat was a cursed man,
That slowe hi*m*self euyn so þan.
Tho he had hi*m*self ysleyne,
The court of Rome was ful feyne.
Anoon þei chosse Waspasian,
To be her Emp*er*our*e* þere þan
For þe noblyst man of þe werde
And next of blode, as 3e haue herde.
After þ*at* Nathaan was come *and* go,
Hit was two 3eer, or hit were ydo.
Thus felle hit for þis wonder-cas.
For al, þat knewe hi*m*, more *and* las,
Made gret moone for his sykenys:
Ry3t as god wold, so hit is:
A fayre auenture, þ*at* he schuld amende
His empire to defende.
But þei hoped, *and* wel þei kyste,
His sone schuld do hit at þe beste.

Nathaan come to þe Emp*er*our*e*
And shewed his nedes wiþ honour*e*;
He brou3t trewage of fele 3eer
And Pilatus lett*er*, as 3e mowe here:
'Syr, I grete þe as my frende.
Vnderstonde, þat I þe sende:
I haue parseyued *and* p*ro*ued wel
Of J*esu* Crystes deþ somdel;
What wonders haþ siþþe yfalle
In Je*rusa*lem amonge hem alle.
The olde Jewes to her kynde hi3t,
That C*ri*st schuld to þe erþe aly3t
Into a mayden of her kynde,
As we mowe in bokes fynde.
Of a mayde he schulde be bore,
That þe peple were no3t forlore.
And seid, of he*m* he schuld be kyng
And of al her offspryng.
And so he come, as he seide,
And a3ens hi*m* al þei gune pleyde,
The p*ro*phete whan þ*at* he seid him to,
As her elders had ydo.
And for he wiþtoke he*m* in her lawe,
The*i* wreþed w*ith* hi*m* for his sawe;
Al þat he seid, þei toke in vayn.
Thus þei helde hi*m* longe agayn,
So þat þei toke hi*m* at þe last
And bete hi*m* *and* bou*n*de hi*m* fast.
And þei come *and* delyuered hi*m* to me
And dampned him to honge on tre.
And a3enst hem derst I no3t be,
But 3if I wolde of londe fle.
I satte as justice in domes stedde,
I fonde no gylte in his dede.
Ryche Jewes 3aue vp þe tale
And made hi*m* gylty, boþ gret *and* smalle.
I dradde *and* leued þe co*m*mynte,
And I durste no3t a3ens hem be.
And 3it in hi*m* fonde I no gylt,
Wherfor þat he schuld be spylt.
In my p*re*torye *and* in my motehalle
The p*ri*nces of þe Jewes alle
Ther þei 3eue vp þe dome,
That, while I wolde, hit had be vndone.
For he dude none oþ*er* wycke,
But shewed wonders, fele and þicke:
Dombe to speke *and* blynde to se,
Deffe to here, fendes to fle,

From wodenys many one
And crocked men also to goen.
And many myracules dude þat man,
Mo þan I ȝou telle can.
Wherfor, Syr, wiþout reson,
Haueþ noȝt me in suspeccyon,
That hit was none oþ*er* wey,
Whatsoeu*er* þe Jewes sey.
Perauente so hit may be,
This werke þei wolle put vppon me.
Hit was her dede *and* al her þouȝt,
And þ*er*for, Syr, leue hem noȝt.
Hit was her dede and noȝt myn,
That wol I p*ro*ue by al her kyn.
Thei buryed hi*m* *and* dude hi*m* kepe
Wiþ her knyȝtt*es*, þ*at* fell aslepe.
And þe þrydde day he aros,
Almyȝtty kyng amonge his foes.
The knyȝtt*es* þo come home anoon
And seid, he was ryse *and* goon.
Thei gaue þe knyȝttes gret mede þo
To sey, he was ystole he*m* fro
And þei myȝt noȝt hi*m* wiþholde;
Wher þei come, þat þei hit ne tolde,
Al þe soþe and þe cas
Of þis p*ro*phete, al how hit was.
I haue ywryte gret *and* smalle,
That to þis mater toucheþ alle,
So þat of him þe storye
Eu*er* may lest in memorye.
Holdeþ me nowe exscused herby
For any tale or any cry.'

He was neu*er* þe bett*er* exscused þan,
Neiþ*er* aȝens god, ne man.
For al his feiþ was went,
And þouȝt noȝt in hert to amende.
He myȝt noȝt him exscuse in no wyse
Of þat ylke false Jewyse.
For many fayre miracules he sey
And himself witnesseþ ay,
And Joseph warned hi*m* of Armathye,
And Nichodem*us* wiþ curtesye,
And also dude Centurio
And fele oþ*er* men *and* wymen also.
That þing, þ*at* Jes*u* dude eu*er*ydel,
Was trewly ido *and* eke wel.
Naþeles he toke al to lyȝt,
That he schuld be god almyȝt.
He was ywarned be his wyffe,
That he ne rafte Jes*u* his lyffe.
The fende badde hyr by a vysio*un*,
That he lette Jes*u* passio*un*.
Boþ fende *and* man god ablent,
So þat þe p*ro*phecyes forþwent.
Wotyst þou, why he dude so?
That his deþ schuld forþgo.
Elles þe fende wolde haue had alle,
That had eu*er* in synne falle.
But Jes*u* þe deþ he dude chese,
That he manys soule wold noȝt lese.

And any man be, þ*at* haþ noȝt herde,
Howe Pylate come into þis werde:
Hit was a kyng, þat hyte Tyrus
Of Spayne, I vnderstond þus.
A mylwardes douȝtt*er* of þat londe
He lay by hyr, I vnderstonde.
Sche hyte Pyla *and* hyr fader Atus,
Hyr sone was siþþe marveylous.
Pylatus þei cleped hi*m* þo
After hem boþ two.
The kyng on his wyf dere
Gat a sone þe self ȝeere.
This Pyla siþþe brouȝt home hyr sone
Wiþ his fader, þe kyng, to wone.
Thyse children were togeder long,
Tyl þei were bygge *and* strong.
In al dedes þoruȝ kynde
Pylatus was alwey behynde;
And þis greued Pylatus sore,
And so he slowe þe child þerfore.
Whan þe kyng hit herde, dule he made;
To sle Pylatus his men him badde.
The kyng wold noȝt do by her rede,
But he sent Pylat*us* into anoþ*er* stedde,
That he schuld, by lawe *and* by dome,
Eche ȝeer a child send to Rome.
So þouȝt þe kyng by his sonde:
'Howe may I best delyu*er*e myn honde?'
In trewage he sent forþ þis chance;
In trewage also þe kyng of France
To Rome also he sent his sone;
And he *and* Pylate togeder dude wone.
The kyngg*es* sone was euer p*ra*ysed
More þan Pylatus and euer upreysed
For ientyl þewys *and* curtesye;
Therof Pylatus had eu*er* enuye.
In a preuy stedde toged*er* þei drowe,
And þer þe kyngg*es* sone he slowe.
The Romaynes toke her cou*n*selle þo,
What þei myȝt w*ith* hi*m* do.
Byfore he slowe his owne broþ*er*,
And now he haþ ysleyn a noþ*er*.
One spake of þat assemble:
'Wycked *and* felle man he schal be;

He wolle be mody man of þewys,
To adauntten many schrewys.
For he haþ do to deþ tweyne,
He were worþi to dye in peyne.
Nowe I can ȝeue no bett*er* rede,
But sende him in a noþ*er* stedde,
Into Poynttes, þat wycked ile,
To abate his blode so vyle,
To kepe þat wycket countre.
The folke is felle *and* so is he.
Oþ*er* he schal be ou*er*come,
Oþ*er* he schal be sone ynome;
And þ*er*in he schal be ȝelde
The peynes, þ*at* he þ*er*to schulde.'
Thei sent hi*m* wiþ co*m*missiou*n*
To holde þ*at* ile in his bandou*n*.
Wiþ peynes *and* wiþ ȝyftes
Al þe ile at wylle he shyftes.
He dude her pryde to abate,
And men cleped hi*m* Pounce Pylate.
He was ykydde so queyntte w*ith* pryde
Thoruȝ þe ile in eu*er*y syde,
That men dradde hi*m*, boþ ferre and nere,
For to come out of his dau*n*gere.
Herodes herde of his fame,
Of his queyntyse and of his name.
He sent hi*m* ȝiftes *and* messangers,
To come to hi*m* in al maners.
Forþ anoon to hi*m* he come
Into þe citee of Jer*usa*lome.
He made hi*m* justice of þat countre,
That nowe men clepeþ Jude.
He preyed hi*m* longe w*ith* hi*m* to dwelle,
For þei were boþ felle.
But Pylatus waxed ryche þanne
Of þe tresoure, þat he wanne.
And for þei parted noȝt her wynnyng boþ,
Therfor Herodes waxe fulle wroþ.
And so þei lyued in ire an ende,
Tyl Crist come þoruȝ þis holy sonde
And was ytake *and* to Herodes went,
As Pylatus þider hi*m* sent.
And þus þei waxed boþ dere,
As ȝe mowe in passiou*n* here.

Everyche man, þ*at* lyueþ in hate,
May be lyckened to Pylate,
That wysshe his hondes *and* noȝt his hert;
And þat made him siþþe smert.
Ȝit smerte noȝt Pylate aloon,
But þe Jewes eu*er*ychoon.
For þei badde, his bloode schuld falle
On hem *and* on her childern alle.
I schal ȝou shewe, þat is soþ,
Eu*er*yche fryday so hit doþ:
A fluxe of bloode comeþ he*m* on
And hem holdeþ, tyl þe day be don;
And namely on þe Goodfryday
Wel harder, þan þei haueþ ay.
Than þei haueþ hit þoruȝ þe ȝeere,
And þat day dar þei noȝt outstere.
But whan þei turneþ to *cri*sten lawe,
Then begynneþ þe euyl to wiþdrawe.
That yuel schal no more hem greue,
As longe as þei ben in good byleue.
By þis token þei beþ cleen:
This is a fayre miracule, as I wene.
For al, þat wol hi*m* m*er*cy craue,
Good m*er*cy schul þei haue.
Also myȝt Syr Pylate,
But he abode to longe *and* bad to late;
Therfor he abouȝt hit ful dere,
As ȝe schul after hure.
God come to seche, þat was ylore,
To glade þilke, þat greued were.
Lucyfer first *and* siþþe Adam
Made, þ*at* [he] to erþe come.
For he wold þoruȝ his grace
Fulfylle al þat empty place,
Fro whenys þ*at* þe aungel felle
Into þe deppyst pytte of helle.
For Adam *and* al his kynde
He wold haue þider, as we fynde,
For to bere hem companye.
This gyle god gan to aspye
And þe fende awan,
And for þis skylle god bycome man
And dyed vppon þe rodetre,
For to make vs al fre.
And siþþe arose *and* helle he barst,
And his owne out he cast
And ladde he*m* vp to ioye þo.
In helle god lette come no mo
But wycked gostes, to kepe þ*at* stedde,
And þo þat dude *Jesu* to dede.
We may se, god was oure frende.
Aȝeyn to þe story we wol wende.

Tho Nathaan had his erande ydo,
'Sir', he seid, 'ȝeueþ me leue to go;
The day is goen, soþ to sayen,
That I schuld have be at home agayn.
I have be let by þe wey;
Therfor I wote not, what is best to sey.'
'No', quod Nero, 'drede þe no del,
I schal exscuse þe fayre and wel.'

In his letter he dude wryte,
Hym to wytnesse and to quyte
Of al, þat felle, siþþe he out went;
And of þe tresoure, þat Pylate sent,
He ȝaue him ȝiftes gret also
And þerwiþ his leue to go.
Then went home Nathaan.

Nowe hereþ of Syr Waspasian.
Siþþe byþouȝt Velosyan,
What Tytus had herd of Nathaan.
Of his lord he had gret care
And sore byment him of his fare.
Byfore his lord he gan downe falle
And tolde to him Nathaans wordes alle.
Tytus vppon a day *and* he
Rehersed þis, as ȝe mowe se.
For rewþe of him he gan to wepe
And seid, he wold his bales bete,
Thouȝ he schulde of his body take,
Ȝif he wyste his peyne to slake.
'For lyffe ne deþ nyl I reche,
To wende wel ferre þe bote to feche.
For Tytus and I þis oþer day
Herde wordes to oure pay.
Syr, hereþ me nowe, and I wolle ȝou telle,
What in Cesaris tyme byfelle.
Ther was a prophete in Jude,
þat preched in þat countre.
Of al sykenys þe peple he heled,
And þus þe Jewes wiþ him deled.
He hit dude of gret curtesye,
And toward him þei had enuye.
One of discipules his traytoure was,
A wycked þeef, þat hyte Judas.
His master to þe Jewes he solde
For þirtty pens, þat þei him tolde.
That ylke þeef himself he hynge
Vppon a tre wiþ a strenge.
His grace was no better to spede,
For he dude þat wycked dede.
And þan þe Jewes *with* feloun rede
Dude þat good man to þe dede
Byfore þe justice Syr Pylate,
A false traytoure, al for hate.
Wiþ wronge, al at a voys,
Thei nayled him vppon þe croys.
He dyed *and* arose þe þirrde day;
That deþ we mowe rewe ay.
Ȝif he had lyued *and* forþ went,
Ȝit myȝt we after him haue sent,
And þoruȝ him we myȝt al hole haue be.
Loke here on, whedyr þis noȝt þis gret pyte?
Syr, was he noȝt to blame,
That dude him gyltles to shame?
This prophete þei dude to þe deþ,
That hyte *Jesu* of Nazareth.
And al þis nyȝt me mette a dreem,
That I was at Jerusalem.
Me þouȝt, I stode wytterly
Besyde þe temple of kyng Davy,
And þere boþ I herde and say
Many þingges to my pay.
And ȝif ȝe wol do after me,
I schal wende to þat cyte,
And bryng ȝou tydyng, ȝif I can,
Ȝif I myȝt ouȝt fynde of þat man,
Ȝif ouȝt of him myȝt be founde,
That myȝt þe make hole and sounde,
And þere, Syr, speke I wolde
Wiþ Syr Pylate, þe traytoure bolde.
He is justice, and long haþ be,
Of Jerlem, þe ryche cyte.
Ȝif he aske, whenys I come,
I schal say: ryȝt fro Rome,
Fro Waspasian, þat haþ þe power
Of Rome and is Neroys vyker.
And ȝif he aske after Nero ouȝt,
Where he be syke or doun ybrouȝt,
I schal sey: nay, but graunted late
To answere for his astate.
Thoruȝ þe prophete hit may be so,
That we mowe se þe come þerto.
To knowe Pylate I haue þouȝt,
That I ne fayle of him ryȝt noȝt,
That we myȝt ones of þise dawes
Ȝelden him his false lawes.
I wol sey: Waspasian holdeþ of þe despyte,
Siþþe þou doyst him no profyte.
As men in þe regestyr mowe fynde,
Of long tyme hit is behynde;
And þat wol be a gret raunsoun,
That wol falle of suche a towne.
I wol wende to him and seyn,
Why he wiþholdeþ hit wiþ dysdeyn.
Gladenys in hert gete I none,
Tyl þat I be come and goen.
Sey me, Syr, what is þi wylle?
For me lykeþ wel, þis to fulfylle.'
Than seid Waspasian him to:
'I praye þe, wende *and* do ryȝt so,
And hiȝe þe faste *and* come aȝee,
I schal noȝt be gladde, tyl I þe see;
And loke, þat þou no tresoure spele,
To haue som tryste to myn hele.
To haue myn hele, ȝeue I wolde
More perry *and* more golde,
Ȝee, more þan I can of telle;
For sore I smerte *and* foule I smelle.

And þerfor, for þe loue of me,
Hye þe faste to þat cyte.'

The styward dyȝt him as þe hende,
And to Jerusalem he gan wende.
Hit fel to him boþ fayre and wel
After his owne desyre euerydel.
His ynne was itake fast by
Next þe temple of kyng Davy.
The lord of þat ynne Jacob hiȝtte;
He was a Jewe, I þe plyȝtte;
But he was a preuy crystenman.
Wel feyre he grette Velosian.
Jacob asked, whenys he come
And what he souȝtte þer and whom.
'Jacob', quod Velosian,
'I am wiþ Syr Waspasian.
Gaskoyn and Gallice he haþ in honde,
And fro him I come to þis londe;
For he haþ an yuel stronge,
That haþ iholde him ful longe.
He rouȝtte never, what he ȝaue,
So þat he myȝt his hele haue.
And hit was ytolde him and me,
That one was dede in þis cyte,
A noble prophete, þat hyte Jesu,
Thoruȝ Syr Pylate and þoruȝ ȝou,
That heled al syke and sore
In þis countre here byfore.
And ȝif he were nowe vnsleyn,
My lord of him wolde be feyn.
Now, Syr, telle me þis,
Wheþer þere be any þing left of his,
And what hit is and in what stedde,
And þou schalt haue ryche mede.'
Than spake Jacob, þe good man:
'Welcome be þou, Velosian.
Ful wel schal I counseille þe,
But loke, þat hit preuy be.'
'Ȝis, hardelyche, arst wol I dye,
Or I to any man þe wolde wrye.'
Jacob seid: 'Nowe am I gladde.
Hit is ful lange, þat I badde,
That I schulde þe tyme here,
That Jesu deþ auenged were.
And ȝit, I hope, schal come þat day,
That I þerof ihure may.
And ȝit I hope þoruȝ þi lord and þe,
That I schal þe tyme yse.
Hereþ nowe a meruayllous,
That byfelle amonge vs:
A fole walkyd in þis towne
Al day wiþ childern vp and downe;
He seid ful ofte vppon his game,
That þis towne schuld al to shame.
Therfor þe more we dreden alle,
For he seid ofte, as hit is falle.
And, Syr, I wol to ȝou telle, as I can,
How Jesu dyde, þat good man,
As I sawe hit wiþ myn yȝen,
Howe þei dude him to dyen.
Thei bounde him and bete him as a þeef
Al a nyȝt in peynes greef.
Vppon þe morowe at one voys
Thei nayled him fast vppon þe croys.
He dyde and arose þe þirdde day
Out of þe graue, þere he lay.
Marye, my douȝtter, I telle þe,
Was one of þe Maryes þre,
That to Jesus tombe went
Wiþ boxys fulle of oynement,
To haue ylyþed his body þerwiþ,
Ther he was sore in lym and liþ.
And ȝif þi lord leue him vppon,
I dare warante him hole anoon
And by his fey wol hit swere,
Lytel while schal yuel him dere;
And I trowe, Syr, he wol so do.'
'Nay,' seid Velosian, 'he wol noȝt so.
Erst he wol be deed on graue,
But he wyst his heel to haue;
So þat he myȝt haue heel sone,
He rouȝt neuer, what to done,'
Than spake Jacob as a kynde man
To þe styward Velosian.
'Syr,' he seid, 'I knowe a wyffe,
A curteys lady of cleen lyffe;
I hope, þat sche be my gret frende.
I schal to morowe after hir sende.
Vnder hir and vnder me,
I hope, we schul so counselle þe,'
So þat þi nedys schul be spedde.
Therfor no more darre ȝe noȝt be adradde.'
Whan þe styward þis herde,
Wiþ mochel ioye þat nyȝt he ferde.
He seid to Jacob anoon þo:
'To morowe wiþ me þou muste go,
To lede me to Syr Pylate.
I hope, we shulle his pryde abate.
My lord me haþ to him ysent,
To feche fro him Neroys rent.'
'Syr, quod Jacob, permafey,
I graunte ȝou wel to morowe day.'

(Fortsetzung folgt.)

Das

Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Parlement of Foules'.

II. (Fortsetzung statt Schlufs.)

31. a) Obwohl **Se.** stellenweise stark verändert ist, ist es in mancher Hinsicht eine interessante Hs. Indes würde die Aufführung sämtlicher Abweichungen von den übrigen Texten einen zu grofsen Raum beanspruchen, und so mufs auch hier die vollständige Aufzählung der Varianten in den ersten zehn Strophen (doch ohne Berücksichtigung aller dialektischen Schreibungen), dann eine Auswahl der wichtigsten zur Charakterisierung derselben ausreichen. Wie schon gesagt, beginnt Se. mit V. 15.

V. 17 *but more* f. *not ȝoore.* — V. 18 *I shall ȝow seyne* f. *Agon.* — V. 20 *lere* f. *lerne.* — V. 21 *but were* f. *and ȝerne.* — V. 22 *quhere sowen sede is* f. *as men sey(th).* — V. 24 *as men redis* f. *in good fey(th).* — V. 26 *ilke* nach *this* eingeschoben. — V. 27 *I can me so delyte forth to rede* f. *To rede forth so gan me to delyte* (vgl. § 36). — V. 28 *The long day me thoght full schort but drede* f. *That al that day me thouȝte but a lyte.* — V. 29 *now* nach *book* eingefügt. — V. 30 *thus*; vgl. § 24, γ. — V. 33 *How þat the body and soule ther-In mon duell* f. *And erthe and sowlis that theron* (*theryn*) *dwelle.* — V. 35 *this* f. *his.* — V. 37 *met with* f. *meteth* (*mette*). — *Manassis* f. *massynisse* etc. — V. 38 *And* f. *That*; *he nomen* s. § 20, ζ. — V. 40 *quhill* und so stets f. *til.* — V. 46 *quhoso he be* f. *what man.* — V. 49 *Quhere Ioy Is ay* f. *There* (*as*) *Ioye is* (vgl. § 21). — V. 52 *And* fehlt. — V. 53 *þat here* nach *how* eingefügt. — V. 54 *Was bot a moment here* f. *Nys* (*Meneth*) *but a maner deth*; vgl. § 16, a. — V. 55 *ryghtwise* f. *rightful.* — V. 56 *but drede* nach *heuen* eingeschoben. — V. 64 *thus* f. *hym*; *here* nach *was* eingeschoben. — V. 67 (statt 68) *For ilke sterne* f. *That euery sterre*; *thaire* f. *his.* — V. 68 *Thider quhare he predestynate was* f. *Thanne tolde he hym in certeyn ȝeris space* (V. 67). — V. 69 *Quhare* f. *Ther.* — V. 72 *That were* f. *The weye.* — V. 74 *ywis* f. *& wysse.* — V. 77 *so* vor *dere* eingefügt. — V. 80 *alweye the world about* f. *about the world* (*erthe*, s. § 14) *alwey.* — V. 82 *In this degree quitis god ilke man his mede* f. *And that* (*then*) *forȝeuyn is his wikkid dede.* — V. 84 *all* f. *hys* (*grace*).

Aus den nächsten Strophen heben wir folgendes hervor: Neben fast tadellos — bis auf einzelne Scotticismen (wie *als* f. *ek, that ilk* f. *self*) — überlieferten Verszeilen finden sich erheblichere Änderungen etwa in der anderen Hälfte derselben:

V. 87 *Rest* (l. *Reft*?) f. *Bireft*; vor *lak* ist *faut and* eingeschoben. — V. 90 endet: *I wold noght haue* st. *which þat I nolde,* und demgemäſs ist auch der Reim V. 91 geändert: *so god me saue* st. *that I wolde.* — V. 93 ist *For Irknes* st. *For wery* am besten durch Vergleich mit Tr.: *ffor werynesse* zu erklären. — V. 95 hat Se. *þat I schall say* f. *as þat I lay.* — V. 100 *him thinkis he gois* f. *his mynde goth.* — V. 104 tritt *man* zu *seke,* und *met(eth)* wird zu *wenis,* ebenso in der folgenden Zeile. — V. 108 wird *mete* durch *think* ersetzt, aber *he* fälschlich in *I* verwandelt. — V. 111 endet *had sum tyme delyte* st. *roughte nat a lyte*; V. 112 findet sich *he* für *I* gleich nach *That* statt gegen Ende des Verses. — V. 114 wird *firbrond* durch *grete hete* ersetzt; V. 118 u. 119 sind die Reimworte *endyte* u. *wryte* vertauscht. — Die folgende Strophe bietet nichts Ungewöhnliches, auſser daſs V. 123 *wele* vor *wroght* (f. *I-wrowht*) gesetzt ist; ähnlich V. 141 *wele* vor *writen* st. *I-writen* und V. 231 vor *foundit* st. *I-founded.* — Aus der folgenden Strophe ist nur *out cast* f. *of caste* (132) und *I am opyn* f. *Al open am I* (133) zu notieren. — V. 135 tritt *dedely* f. *mortal,* V. 138 *weye* f. *strem* ein. — Mehr Abweichungen bringt dann die nächste Strophe: V. 142 *was astonyt* f. *gan a-stoned* (vgl. § 4), V. 143 *chere* f. *fere,* V. 144 *wax colde* f. (*to*) *bolde,* V. 145 *fleyit* f. *hette, colde* (?) fehlt, V. 147 *to flee* f. *or flee* und *ne me* etc. f. *or me* etc. — Ebenso V. 149 *were sett,* s. § 12, b; V. 150 *That one no myght hath* f. *Ne hath no myȝt* etc.; V. 151 fehlt *hale*; V. 154 *schot* f. *shof.* — Die nächste Strophe ist dagegen ganz fehlerlos überliefert; während dann wieder V. 163 *And can noght do for-sooth* f. *Ȝit that thow canst not do,* V. 167 *craft* f. *cunnyng* steht und V. 168 *quhar* vor *of* eingeschoben wird. — V. 169 haben wir dann *hent* f. *tok,* V. 174 *with leues* aus V. 173 statt *of colour* (vgl. § 24, ζ) wiederholt. — In der folgenden Strophe ist nur V. 178 zu beanstanden, wo *tre* fehlt, *holyn* f. *holen* (s. § 24, ε) und *fresche* f. *lasshe* steht, letzteres offenbar des Reimes auf *esche* (V. 176) wegen, das in den südlichen Texten *asshe* lautet. — Auſser ein paar unbedeutenderen Abweichungen ist dann aus der folgenden Strophe die Einschiebung von *quik* hinter *stremes* (V. 187) anzuführen; dann V. 191 *angel voce* f. *voys of aungel,* V. 193 *caues* f. *pley* und V. 194 *In the temple* f. *aboute,* womit V. 280 zu vergleichen ist. — V. 197 finden wir *menstralcye* f. *Instrumentis,* V. 198 *wonderfull* f. *rauyshyng,* V. 202 *bewis* f. *leues.* — Auffälliger ist V. 206 *no* f. *ek euery* und Einfügung von *suete* vor *gras*; V. 207 wird *That* am Anfang, V. 208 *wele* nach *Ioy(e)* eingeschoben, während V. 210 *cler* fehlt. — In der nächsten Strophe ist V. 213 *lay In a thrawe* f. *al redy lay* und V. 216 *ordanyt* f. *couched* (vgl. § 24, ε) zu bemerken, von denen ersteres wohl

dem Reim zu *sawe* (V. 211) zuliebe geändert ist, wofür die übrigen Hss. *say* lesen. — V. 220 steht *eke* f. *of*, V. 221 *I wote noght throu folye* f. *a wight to don folye*, V. 224 *I saugh* f. *Saw I*; desgl. V. 238. — V. 226 *thoughtfull game* f. *ȝouthe* (*thought* Tr., Jo.) *ful of game*; ebd. *eke* vor *Iolitee*; V. 228 *Misgref* f. *Messagerye*. — V. 234 *othir sum* f. *some of hem* — sonst ist diese Strophe fehlerlos. — In der nächsten ist *pitee* f. *pees* (V. 240) und das Fehlen von *And* (V. 244) zu erwähnen. — V. 248 *In maner of sighis* f. *Which sighes were*; V. 249 fügt *ther-In* nach *altare* ein. — V. 256 *espye* f. *assaye* (vgl. auch § 46), sonst nichts in dieser Strophe zu bemerken. — Die nächste Strophe bietet mehrere Abweichungen, aufser den § 24, γ, 26, β etc. citierten Fällen: V. 262 *ful* fehlt, *aport* f. *hyre port*, V. 263 *and* f. *but* (doch auch Di.). — V. 267 wird *golden* in *silkyn* verwandelt, V. 270 *sothly for* in *schortly sooth*. — V. 275 wird *hyre* zu *him*, V. 276 *doth of hungir boote* zu *can the hungir bete*, wegen des Reimes zu *suete* V. 274 für *swote* der meisten übrigen. — V. 282 *a brokin bow*; vgl. § 17, β; V. 284 *als* vor *ouer* eingefügt. — V. 289 steht *Medea* f. *Biblis*, vgl. § 18, und V. 294 fehlt *al*. — Zu V. 298 s. § 43; V. 299 wird *ryght so* nach *as* eingefügt, V. 300 *out oure* f. *ouer* gesetzt. — V. 305 *owne* vor *mesure* eingefügt; V. 306 s. § 47, V. 307 § 42, β. — V. 309 *And* f. *For*; V. 310 u. 311 *all* f. *euery*, desgl. V. 365, 376, 408; V. 315 *To* f. *For*. — V. 319 *ryght* vor *noble* eingefügt; ähnlich V. 399; zu V. 320 vgl. § 20, δ. — Zu V. 325 vgl. § 13, b; in V. 327 liegt offenbar ein eigener Ersatz für eine im Original ausgefallene Verszeile vor: *There wantit nouthir the grete nor the smale* f. *And watyr foul sat loueste in the dale*. Auch die nächste Zeile ist zum Teil geändert: *Bothe watere foule and sede foule* f. *But foul that lyuyth by sed sat* etc.; V. 329 fehlt *And*, doch *were* nach *fele* eingeschoben. — Erheblicher ist auch die Änderung V. 334: *with hir make the donne* f. *with his federys dunne*; zu V. 335 vgl. § 20, δ. — V. 342 *before* f. *aȝens*; V. 343 s. § 24, γ. — V. 344 *was eke there* f. *geaunt* (vgl. § 13, a); V. 347 wird das fehlende *false* nachher durch *als ay* vor *full* ersetzt; V. 349 fehlt *and*, dafür ist aber am Versende *In fight* hinzugefügt; V. 350 endet dann, dazu reimend, *to folk on nyght* f. *of thorpis lyte*. — V. 352 *callis on* f. *clepeth* und *loueris* f. *leues*; V. 355 *full of treuth ay* f. *with hire herte*. — Aus der nächsten Strophe ist nur V. 362 *gormawe* f. *Cormeraunt* zu notieren. — Zu V. 365 sei auf § 17, β, V. 366 auf § 26, β, V. 369 auf § 13, b verwiesen. — V. 374 fehlt *euere*, dafür *all* vor *hir* hinzugefügt; V. 376 *soothly at rest* f. *at his reste* (vgl. § 26, α). — Zu V. 380 vgl. § 26, β, V. 381 § 13, a; V. 383 *to* f. *of*, V. 384 *As* f. *And*. — Während die folgende Strophe (56) nichts Auffälliges enthält, ist in der nächsten, aufser dem in § 20, δ zitierten Falle, V. 396 *forenamyt* f. *formed*, V. 397 *eche* f. *euery*, V. 399 *speke* f. *chese* zu erwähnen. — Aus Str. 59 notieren wir V. 408 *all þat* f. *euerych*, V. 410 *pere* f. *fere* (desgl. V. 416), V. 411 *ay* f. *alwey*, V. 413 *blessed* f. *blisful*. — V. 420 *with me to*

lyue f. *to do me lyue.* — In Str. 61 ist die bemerkenswerteste Änderung V. 426 *eye ȝe blith* f. *only reward* etc., während 62 keine Abweichung von der Mehrheit zeigt. — V. 436 *throu hir loue be bet* Se.; *of loue me behette* die meisten Hss.; V. 437 *mercifull trewly* f. *myn thurgh hire mercy.* — Aus Str. 64 ist *change* f. *wexen* (V. 444) und das V. 445 nach *quhen* eingefügte *þat* hervorzuheben: letzteres die metrisch brauchbarste Lesart. — V. 455 *all hole* f. *all one* (*fullonge* Gg.); sonst s. § 20, γ und § 26, β für diese Strophe, ebenso für die nächste, aus der nur noch V. 458 *I be hangit* f. *do me hangyn* zu notieren ist. — V. 463 *In fay* f. *thoo,* und dem entsprechend V. 465 *away* f. *ago.* — V. 471 *For* Se., *That* Gg., *But* die anderen; V. 475 *no more were* f. *were no moore,* und dem entspr. V. 476 *a ȝere* f. *ful ȝoore.* — Zu V. 484 s. § 28, δ; ferner ist in dieser Strophe *There* f. *Ne* (V. 486) und *plede ay* f. *speche* (V. 489) zu erwähnen. — V. 492 *long* f. *loude,* V. 495 (s. auch § 20, ϑ) *cum to* f. *haue.* — Str. 72 zeigt dann erhebliche Abweichungen: V. 501 steht hier als V. 500, endet jedoch *slo* st. *flye,* dann folgt V. 502, dann ein unechter: *And take It I preye ȝew for no vileynye,* woran sich regelrecht 503 u. 504 anschließen, nur daß ersterer mit *For* eingeleitet wird. — V. 505 fehlt *foul* nach *worm,* V. 508 *In* f. *is gret,* V. 510 *þat* nach *if* eingefügt. — V. 516 *rede ne can he noght* f. *he neythir rede can* etc.; V. 517 *vnwisely him promovis* f. *ful foule hymself a-cloyith* und demgemäß V. 518 *amovis* f. *a-noyeth.* — V. 519 *þat had alweyis* f. *which that alwey hadde,* V. 524 *ordane* f. *on calle* und 525 *Ilkane* f. *alle* im Reime; außerdem *of* f. *for.* — V. 528 *the* f. *by,* V. 531 *thai gan him soon* f. *hym gunne* etc. (s. § 21). — V. 536 *of ȝow* nach *euery* eingefügt, V. 537 *noght* f. *non,* V. 538 *may* vor *auaille,* V. 539 *þat here* f. *there.* — V. 540 *wele paid* f. *tho* (sonst § 24, γ), V. 542 dementsprechend *all said* f. *I-do*; V. 543 *non agreue him here* f. *takith not agreef* (vgl. § 20, γ); V. 545 *Ȝouris* f. *Oure(s)*; V. 546 *all* vor *stande* eingefügt. — V. 547 *And* fehlt; *I seye after my folye wit* f. *pes I seye as to myn wit.* — V. 556 *hadde* fehlt, V. 557 *schortly* f. *sothly.* — V. 561 *she* f. *tho,* V. 562 *Into* f. *and, hie* nach *hir* eingefügt; V. 567 *wyll* fehlt, doch *go* vor dem zweiten *loue* eingesetzt. — V. 569 *Seid* f. *Quod* (desgl. V. 589), V. 570 *For so* f. *Loo suche,* V. 571 s. § 26, β; V. 572 *told* f. *shewe(d),* V. 573 *likis* f. *lyth.* — V. 575 *amang* f. *of gentil,* V. 578 *Preying* f. *And preyede*; V. 581 *tham platly* f. *and sothly* und *þat* nach *quhat* eingefügt, ebenso V. 582 nach *forbede.* — V. 584 *be euer to him* f. *euere more be.* — V. 590 *a man* f. *men,* V. 593 *reuthles* f. *recheles,* V. 594 *ful* fehlt, V. 595 *is* f. *been, In the list* f. *god wot.* — V. 598 *cam* f. *canst,* V. 599 *sight* f. *light.*

b) Hiernach folgen zwei Zeilen (601—2), die diese Strophe beenden, dann noch elf vollständige Strophen, die zwar ziemlich regelrecht gebaut sind, aber inhaltlich nur eine ungefähre Ähnlichkeit mit der sonstigen Überlieferung bieten: In Str. 87 klagt der Hahn

über die Untreue seiner Weiber, worauf, Str. 88, die Nachtigall, das Rotkehlchen u. a. über solche Schmähungen ihrer *'loueris'* entrüstet sind. Dann ergreift der Pfau (Str. 89—91) das Wort und rät, um den Streit beizulegen, dafs zuerst der Adler durch *'gud auise'* seine Herrin zu gewinnen suche, worauf ihm die übrigen Vögel folgen mögen. Natur ist damit einverstanden (Str. 92), und fröhlich singend wählen die Vögel ihre Gefährten (Str. 93). Dann verabschiedet sich Natur, und auch die Vögel fliegen von dannen (Str. 94). Gepaart ziehen sie ihrem Heim zu, nur eine Eule bleibt allein zurück (Str. 95). Auch der Dichter wandelt nach Hause, über das Gesehene nachdenkend, und wendet sich wieder seinen Studien zu (Str. 96—97).

Wäre es nun wohl auch möglich, die in diesem Abschnitt mangelhaft gebauten Verse auszubessern, so ist der Inhalt doch zu dürftig und entspricht auch zu wenig dem vorhergehenden Teile der Dichtung, als dafs diese Strophen etwa für einen früheren Entwurf Chaucers gelten könnten, wie Furnivall sie auch als 'Spurious' bezeichnet. Indes scheint doch der Verfasser derselben den echten Schlufs gekannt zu haben, wenn er ihm auch nicht mehr deutlich in der Erinnerung war. Denn gelegentlich verwendet er Chaucersche Verse, so V. 356 in seinem V. 617; namentlich enthält aber die letzte Strophe verschiedene solcher Entlehnungen aus V. 22—25 etc. (s. Furnivalls Notizen), während V. 1, der hier als vorletzter erscheint, in Se. mit den Anfangsstrophen gänzlich fehlt. Wir müssen daher wohl annehmen, dafs der Verfasser dieser Verse 600—679 nur ein unvollständiges Exemplar des Vogelparlaments zur Verfügung hatte und nun durch eigene Erfindung und Erinnerung das Fehlende zu ersetzen suchte. Auf solche Weise dürften auch die erheblicheren Änderungen in den ersten 86 (minus 1—2) Strophen zu erklären sein, indem hier Lücken oder undeutliche Schrift zu freiem Ersatz Veranlassung gegeben haben mögen. An anderen Stellen scheinen neben offenbaren Lesefehlern die Varianten freilich ganz willkürlich eingeführt zu sein, insbesondere in den Reimen oder als Ersatz für Wörter und Formen, die dem Dialekt des Schreibers nicht entsprachen. Indes mufs man zugeben, dafs der Text fast überall einen leidlichen Sinn gibt, wenn auch mitunter die Absicht des Dichters mifsverstanden ist. An anderen Stellen erkennt man deutlich die Bemühung, metrisch unvollkommen überlieferte oder so durch die Aussprache des Schreibers erscheinende Verse zurechtzuflicken. Immerhin sind alle diese Abweichungen von den besseren Texten noch kein Grund, dieser Hs. auch an solchen Stellen zu mifstrauen, wo sie nur von wenigen geteilte Lesarten bringt.

32. Von den bisher erörterten Beziehungen von **Hh.** können nur die zu Ff. und Cx. auf eine Verwandtschaft deuten.

a) Auch mit La. allein liegt nur eine Übereinstimmung vor: V. 42 *tyll* f. *to* (auch Di.), was auch in Verbindung mit Pp. in V. 54 *Ment* für *Meneth* oder *Nys* (vgl. § 16, *a*) ohne Bedeutung ist.

β) Was das Verhältnis von Hh. zu *γ* betrifft, so wären da folgende Stellen zu beachten: V. 72 *heuenly* Hh., *γ* f. *heuene* oder *heuenes*; vgl. § 28, *α*. — V. 222 *he* f. *she* Hh., *γ*.

Dann, mit anderen vereint: V. 17 *wherfore* Hh., *γ*; Cx. f. *wherfore that* Gg. etc.; *why that* B, vgl. § 28, *ε*. — V. 39 *all hyr blisse* Hh., Ha.; Se.; vgl. § 28, *ε*. — V. 94 *To* f. *Tok* Hh., Ha.; Di. — V. 161 *a* vor *sikman* Hh., Tr.; Pp. — V. 163 *ȝit that* .. *ȝit* Hh., Ha.; Gg.; vgl. § 20, *η*. — V. 217 *fle* f. *slee* Hh., Tr.; Ff. — V. 313 *see tree* Hh., Tr.; Se.; vgl. § 13, a.

γ) Für die Beziehungen von Hh. zu B sind zu citieren: V. 58 *the* vor *hevyns* fehlt Hh. + B. — V. 244 *eke* fehlt Hh. + B.

In Verbindung mit anderen Hss. der C-Gruppe: V. 162 *that* fehlt Hh., Ff. + B. — V. 346 *eglys* f. *eles* Hh., Cx. + B. Vgl. auch die Verse 53, 77, 148, 282, 365 in § 17, *β*.

Dann, mit Hinzutritt von *γ*: V. 14 *can* Hh., Cx. + *γ* + B gegenüber *sey* in Gg. etc. — V. 328 *And* Hh. + *γ* + B f. *But*. — V. 363 *and* vor (*the*) *crowys* Hh., Cx. + *γ* + B; fehlt sonst.

Übersieht man das Ganze dieser Liste, so scheint Hh. in einer gewissen, wenn auch nur mittelbaren, Abhängigkeit von diesen Gruppen zu stehen.

33. Es erübrigt noch, **Hh.** für sich allein zu betrachten. Vereinzelte Lesarten finden sich dort:

V. 12 *that* nach *well* eingeschoben. — V. 19 *I-writte*; vgl. § 30. — V. 43 *how* vor *that* eingeschoben. — V. 45 *þis* f. *his*. — V. 54 *wey* fehlt. — V. 56 *shewith* f. *shewed*; desgl. V. 57 u. 59; *the* fehlt. — V. 64 *hym* fehlt (*thus* Se.). — V. 68 *euer* f. *euery*. — V. 69 *he* f. *it*. — V. 71 *he hym* Hh.; *he* B; *hym* die anderen. — V. 77 *swete* f. *ful*. — V. 78 *the* vor *sothe* eingefügt. — V. 81 *a* fehlt. — V. 84 *ȝe* f. *to*, *ȝe graunt* f. *synde us* (*the sende* etc.). — V. 94 *wondre* vor *fast* eingeschoben. — V. 101 *hym* f. *ben*; desgl. V. 279. — V. 104 *metyth how* Hh.; *how he eteth* Ff.; *met(eth)* die anderen. — V. 108 *he* fehlt (Se. *I*). — V. 109 *thys* f. *thus*. — V. 111 *thowght* f. *roughte* (*cowthe* Tr.). — V. 112 *sumwhat* f. *sumdel*. — V. 138 *into* Hh.; *vnto* B; *to* die anderen. — V. 143 *ay* vor *encresyd* gestellt. — V. 148 *two* fehlt. — V. 151 *what* fehlt. — V. 167 *knowynge* f. *connyng*. — V. 169 *toke he* f. *he tok*. — V. 172 *þat* hinter *eyne* gestellt; fehlt Se.; B. — V. 174 *his* fehlt. — V. 176 *worthy* f. *hardy*. — V. 180 *evy* f. *ewe*. — V. 186 *what* f. *white*. — V. 196 *smale* fehlt; *lovys* f. *gentil*. — V. 199 *the maker* f. *that maker is*. — V. 205 *the greuance*; s. § 3. — V. 207 *Ne there may* etc.; s. § 24, *ε*. — V. 208 *than* nach *more* eingeschoben. — V. 214 *wel* (*wylle*) fehlt; s. § 16, *δ*. — V. 215 *in* f. *with*. — V. 219 *love* f. *lust*. — V. 224 *delice* f. *delyt*. — V. 225 *ony* fehlt. — V. 226 *myrth* f. *game*. — V. 228 *Messauge* Hh., *Message* Ff.; *Messagerye* die meisten Hss.; s. § 20, *ε*. — V. 230 *a spere* f. *greete of Iasper*. — V. 244 *ek* fehlt (meist auch B). — V. 246 *with* f. *of*. — V. 261 *ffynd* f. *Fond*. — V. 268 *Vnbreyden* f. *I-bounden*. —

V. 298 *wher that*; s. § 20, ζ. — V. 300 *Passyd* f. *Passith* Gg. (*Passynge* Ff.). — V. 301 *The* f. *She*. — V. 306 *Nethyr was*; s. § 8, b. — V. 328 *by syde* f. *by sed*. — V. 333 *the* f. *that*. — V. 337 *with fote*; *with his feet* die anderen. — V. 350 *þe horloge* f. *that orloge is*; vgl. § 27. — V. 353 *moder* f. *mortherer*. — V. 361 *wyrker* f. (*the*) *wrekere*.

34. Wenn auch das in La. erhaltene Bruchstück nicht die Quelle eines anderen unserer Mss. gewesen sein kann, so könnte dies doch die ursprünglich unzweifelhaft vollständige Kopie gewesen sein (nach Furnivall sind wenigstens 11 Blätter ausgerissen), und so zählen wir auch die Besonderheiten dieser Hs. auf:

V. 9 *Nor* f. *Ne*. — V. 16 *now* f. *yow*. — V. 17 *thore* f. *ȝoore*. — V. 19 *Which book* f. *Vp on a bok*. — V. 30 *here*; s. § 15, b. — V. 46 *may* f. *man*. — V. 67 *short* f. *certeyn*. — V. 99 *very* f. *wery* (*verry* Ta.). — V. 116 *Be ye* .. *ye may* f. *Be thow* .. *thow mayst*. — V. 122 *as* f. *of*. — V. 134 *spak* fehlt. — V. 137 *nevir* vor *levis* eingeschaltet.

Mit der ihr nächst verwandten Hs. Jo. verglichen, zeigt La. in dem gleichen Abschnitt etwa nur die Hälfte der Einzelfehler, kann aber, obwohl eine getreuere Wiedergabe des gemeinsamen Originals, wegen vorstehender Abweichungen nicht die direkte Vorlage von Jo. gewesen sein. Weitere Schlüsse läſst die fragmentarische Beschaffenheit nicht zu.

35. Wir haben nunmehr die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen der B- und der γ-Gruppe in Erwägung zu ziehen.

α) Auf einen solchen deuten namentlich: V. 477 *ne* vor *sey(e)* eingefügt, welches sonst fehlt. — V. 534 *hit* nach *preue* eingefügt, wie oben.

Nicht so sicher sind: V. 2 *fleeth* Tr., Ta., Lt., Di.; *fyllt* Ha.; *flit* Cx.; Hh.; *slyd* (*slydeth*) Fx. und die anderen. — V. 215 *hyr vyle* Tr., *hir wyel* Ha.; *harde file* B; *hir wile* die anderen Hss.

β) Dann sind aber einige Fälle anzuführen, in denen zu diesen beiden Gruppen noch gewisse Hss. der C-Gruppe treten, namentlich Cx., Pp. und Hh., die zum Teil schon § 30, β und 32, γ zitiert sind. Dazu könnten noch gestellt werden:

V. 2 *so hard so sharp* γ + B + Cx., Pp., Hh.; *so sharp so hard* Gg., Ff., Jo., La. (Bo. und Se. beginnen später). — V. 14 *can* γ + B + Cx., Hh. f. *sey*. — V. 73 *mortall* γ + B + Cx., Se.; *mortable* Ff.; *immortal* Gg. u. d. übrigen. — V. 369 *eche* γ + B + Cx., Pp.; *eueriche* (*euery*) Gg., Ff., Jo.; *sche* Se. — V. 406 *the* γ + B + Cx., Ff.; *ȝow* Gg., Jo., Pp., Se. — V. 414 *ful* vor *humble* eingefügt γ + B (auſser Lt.) + Cx., Se.; fehlt Gg., Ff., Jo., Pp., Lt. — V. 439 *For* γ + B + Pp.; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *And* Ff.; *ȝit* Se. — V. 473 *as* vor *wel* Gg., Ff., Jo., Pp.; fehlt γ + B + Cx. (doch *it* nach *wel*), Se. — V. 533 *then* γ + B (auſser Lt.) + Cx.; *that* Ff., Jo., Pp.; fehlt Gg., Se., Lt.

Ob aber γ und B eine von den anderen Hss. abweichende besondere Quelle gemein gehabt haben, läſst sich erst nach den Erörterungen des nächsten Abschnittes übersehen.

36. Wenn wir nun auch das Verhältnis der einzelnen Hss. zueinander und den mehr oder weniger festen Zusammenschluſs mehrerer zu einer Gruppe erkannt haben, so ist es doch noch nicht möglich, einen Stammbaum derselben aufzustellen, da noch eine Anzahl von Lesarten, die auf den ersten Blick den bisher gewonnenen Ergebnissen zu widersprechen scheint, genauer zu betrachten ist. Um die Bedeutung dieser aber richtig zu beurteilen, ist es nunmehr erforderlich, die Frage zu lösen, welche der vorhandenen Hss. dem verlorenen Originale am nächsten steht, und zwar werden wir diejenige für eine solche halten, welche die gröſste Zahl brauchbarer und zugleich durch den sonst erweislichen Sprachgebrauch des Dichters gestützter Lesarten enthält. Es ist hierbei aber Vorsicht zu beobachten, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob hierüber von vornherein nach einer vorgefaſsten Meinung abgeurteilt werden soll. Wenn wir nunmehr aber an die Beantwortung der obigen Frage herantreten, so wollen wir zunächst die metrische Beschaffenheit des Verses beiseite lassen, da Miss Hammond in dieser Hinsicht neue Zweifel anregt, und wollen nur den Sinn der Stelle, die gröſsere Klarheit des Ausdrucks und die grammatische Richtigkeit entscheiden lassen. Wir beginnen füglich mit der ältesten der vorhandenen Handschriften, Gg.

a) Gg. allein bietet die beste Lesart:

V. 27 *To rede forth so gan me to delite.* Das *it,* welches Ff., Pp., La.; γ; B (Bo. läſst es fort) für *so,* dann *so* f. *to* (auſser La., Di., die *to* behalten, und Pp., in dem es fehlt) einsetzen, ist ohne Beziehung, da *To rede forth* offenbar Subjekt des Satzes ist. Das *I,* das Cx., Jo., Hh., Se. für *so* haben, wäre grammatisch wohl zulässig, erscheint aber zu wenig verbürgt.

V. 30 *Entyt(led) was al thus as I schal telle.* Das *al thus,* von Cx. (*right thus*) und Se. (*thus*) unterstützt, gibt einen besseren Sinn als *al there,* das die meisten Hss. bieten (*there* Jo., *ther-Inn* Ff., *here* La.).

V. 76 *To comyn swiftly to this place dere* und ebenso

V. 83 ... *this blysful place,* wo das *this,* wofür die anderen *that* (V. 83 *the* Tr., *a* Ff.) lesen, nicht nur durch den Zusammenhang (direkte Rede des Africanus), sondern auch durch die lat. Parallelstellen: '... animus velocius in *hanc* sedem ... pervolabit' und '.. *hunc* in locum .. revertentur' (vgl. Skeat zu V. 71 u. 78) bestärkt wird.

V. 117 *As wisly as I sey the north nor west.* Dies scheint schlieſslich die richtige Lesart zu sein, während ich früher das *nor* nur für einen Schreibfehler statt des *north* der meisten anderen Hss. angesehen habe (Tr. u. Ff. haben nur *northewest*). Gleichzeitig habe ich aber (s. *Ausgew. kl. Dichtungen* S. X ff.) darauf hingewiesen, daſs auch dieser Ausdruck nicht richtig sein könne, da die Venus, von

der hier die Rede ist, nie Nord-Nord-West steht, sondern höchstens West-Nord-West, und da der sternkundige Chaucer schwerlich einen solchen Fehler gemacht haben würde. Ich schlug daher eine entsprechende Textänderung vor. Lassen wir nun aber die Lesart von Gg. gelten, so ergibt sich, dafs der Dichter die Venus süd-östlich, d. h. als Morgenstern sah, als er sein Gedicht anfing. Auf meine Aufforderung hat nun mein geschätzter Kollege H. Thurein, der mich vor Jahren bereits mit einer ähnlichen Berechnung unterstützt hat, auch diesmal mir geholfen, hiernach das Datum der Dichtung genauer zu fixieren. Nach seinen Ausführungen war Venus von Dezember 1379 bis März 1380 unsichtbar, dann Abendstern bis Oktober desselben Jahres, dann zwei Monate unsichtbar. Morgenstern wurde sie wieder Januar 1381 und blieb es bis zum Juli, worauf sie bis November unsichtbar, dann wieder Abendstern wurde usw. Im Januar 1381 kamen aber gerade die Abgesandten König Richards an den Hof König Wenzels, um für ihn um die Hand der Prinzessin Anna zu werben, um welche Freischaft, wie ich früher nachgewiesen, sich das Vogelparlament dreht. Sicher wufste aber Chaucer bei der Abfassung seines Gedichtes noch nichts vom Ergebnis dieser Werbung, und so dürfte es bald nach Eintritt jener Venusstellung, d. h. um den 14. Februar 1381 — welcher Tag (s. V. 309) gleichfalls hier eine wichtige Rolle spielt —, entstanden sein. Hiermit wäre aber gleichzeitig die Bedeutung von Gg. auch für diese Stelle erwiesen.

V. 363 *The rauen wys, the crowe wit(h) vois of care*; *The Ravon the crowe* etc. Ff.; *The Ravyns, the Crowis* Jo., Pp.; *The Ravyns and Crowis* Tr., Cx.; *The ravynis & the crowes* Hh., Ha., B; *The rauenes crowes* Se. Schon früher habe ich darauf aufmerksam gemacht, dafs die Lesart aller übrigen Hss. (nur Ff. kommt hier Gg. nahe), abgesehen von der metrischen Ungeschicklichkeit, hier verdächtig aussieht, da diese die Namen beider Vögel in den Plural setzen und den ersteren ohne Epitheton lassen, während alle anderen Vogelnamen im Singular und mit kürzerem oder längerem Beiwort versehen erscheinen. Somit träfe auch hier nur Gg. das Richtige.

V. 378 *Nature, vicaryē o(f) the almyghty lord* scheint mir der echte Chaucersche Ausdruck zu sein, obwohl die übrigen Hss. *the vycar* etc. lesen, da unser Dichter gern vor appositionell nachgestelltem Substantiv den Artikel unterdrückt; vgl. Einenkels *Streifzüge* etc. S. 11; V. 350, 353, 357, 360 etc. und s. § 37 über V. 344.

V. 455 *To me fullonge hadde be the gerdonynge.* Die anderen haben *alone* f. *fullonge,* was allerdings auch einen leidlichen Sinn gibt. Allein das letztere dürfte besser in den Zusammenhang passen, da der sprechende Adler sich auf sein Vorrecht als eines, der das Weibchen am längsten liebt, beruft.

V. 498 *The goos, the cokkow, & the doke also,* etc. Die anderen stellen Ente vor Kuckuck; indessen wird die obige Reihe durch die

Folge der in der nächsten Verszeile aufgezählten Vogelrufe, die in allen Hss. die gleiche ist: *kekkek, kokkow, quekquek,* bestätigt. Dazu stimmt auch die Reihenfolge der Reden dieser drei Vögel: zuerst spricht die Gans (V. 501 ff.), dann der Kuckuck (V. 505 ff.), und erst weit später (V. 589 ff.) gelangt die Ente zum Wort. Ähnlich schon V. 358 ff.

In V. 551 wäre *sittyngest* statt *sittyng* (Se. *best sittyng*), ganz abgesehen von metrischen Erwägungen, die beste Lesart mit Rücksicht auf die vorhergehenden Superlative *the worthieste* — *lengest* — und *the gentilleste.*

Nicht so sicher ist der Fall in V. 583, wo alle, aufser Gg., *al* vor *red* einfügen, während der Dichter das End-*e* des vorhergehenden *shame* noch gesprochen hat und so des Füllwortes entbehren konnte. Vgl. § 39, V. 121 etc.

V. 600 *The day hem blent, but wel they sen b(y) nygh(t).* Die übrigen Hss. setzen *full* statt *but* (fehlt Cx.), was aber meines Erachtens weniger ausdrucksvoll als das erstere ist.

Indem ich einige weniger sichere Fälle zur späteren Erörterung aufspare, wende ich mich zu den Varianten, wo Gg. durch andere Hss. unterstützt wird.

37. b) Die Lesart von Gg. wird durch Ff. (vgl. § 13) bestätigt:

V. 28 *That al that day me thouȝte but a lyte.* Das *it,* welches γ und die meisten C-Hss. (Cx., Jo., Hh., La.) nach *thouȝte* (Di. davor) einschieben, bleibt ohne klare Beziehung. Auch die Variante von B (*thought me*) befriedigt gleichzeitig in metrischer Hinsicht (*thouȝte* gilt zweisilbig) nicht völlig, zumal sie noch weniger Autorität besitzt.

V. 46 *And seyde what man lered other lewde* (vgl. § 18). *him,* das die übrigen (aufser Se.) nach *seyde* einfügen, ist — teilweise auch aus demselben Grunde wie oben — überflüssig mit Rücksicht auf das *him* im vorhergehenden Verse.

V. 206 verdient *wex* (*waxed* Ff.) entschieden den Vorzug vor dem nichtssagenden *was* der übrigen C-Hss., besonders da es durch *growen* in B unterstützt wird.

V. 284/85. Von allen Lesarten führen nur die von Gg. (*I-peyntede were*) und Ff. (*& peynted was*) gegenüber der der anderen (*and peynted*), an zweiter Stelle auch Cx. (alle drei *Ful* st. *Of*) auf den richtigen Weg, da diese allein eine richtige grammatische Konstruktion zeigen. Im übrigen vgl. § 48.

V. 305 möchte ich *cast* (Gg., Ff.; Cx. wohl nur verdruckt *tast*) für einen passenderen Ausdruck als das *craft* der übrigen ansehen, da die in Rede stehende Halle nicht nach der Kunst(fertigkeit), sondern nach dem Entwurf der Göttin erbaut ist.

V. 313 verbinden Gg. und Ff. *erthe and eyr,* die anderen *erthe and see.* Da aber letzteres (= Meer) in einem Garten kaum zu suchen sein dürfte, überdies ein Gewässer bezeichnendes Wort (*lake*)

darauf folgt und die Luft als Aufenthaltsort von Vögeln vermifst werden würde, so sind Gg. und Ff. auch wohl hier im Rechte.

V. 317 ist *such,* das die Mehrzahl von Hss. vor *aray* einsetzt, mit Gg. und Ff. als überflüssig (auch im Versmafse) mit Rücksicht auf das *swich* im nächsten Verse zu streichen.

V. 344 *The crane geaunt,* ohne Artikel vor dem zweiten Subst.; vgl. im vorhergehenden Paragraph die Bemerkung zu V. 378.

V. 368 *goddesse Nature,* wie alle Hss. (aufser Jo., Se.; Ta.) V. 303 lesen, obwohl die meisten hier *of* vor *Nature* einfügen. Vgl. auch V. 639.

V. 389 *Ȝoure makes* ist von *Ȝe come for to cheese* im vorigen Verse abhängig, so dafs das darauf folgende *& fle ȝoure wey* als Parenthese aufzufassen ist. Das *With,* welches die übrigen Hss. an die Spitze dieses Verses (389) stellen, ist daher, auch des Metrums halber, wegzulassen. Es ist offenbar durch Verbindung mit dem unmittelbar vorangehenden Verb *fle* erst später hineingekommen.

38. c) Die beste Lesart findet sich aufser in Gg. auch in verschiedenen Hss. der Untergruppe c:

V. 3 *The dredful Ioye alwey that slit so ȝerne.* Abgesehen davon, dafs die Form *slit* (*slydeth*) in den meisten Hss. vertreten ist (Gg., Jo., Ff., Pp., La.; Fx.), empfiehlt sie sich den anderen (*flit* u. *fleeth*; s. § 35) deswegen, weil Chaucer dieses Verb auch sonst in ähnlichem Zusammenhange braucht (s. B. D. V. 567, C. T., G, V. 684); *flitten,* das dem Sinne nach auch möglich wäre, scheint dagegen nur selten (s. B. D. 801) bei ihm vorzukommen; *fleen* endlich dürfte eher aus letzterem verlesen sein; jedenfalls wäre es ein zu matter Ausdruck gegenüber dem ersteren.

V. 13 Da die Inversion *Dar I not seyn* in B durch nichts begründet ist, hat hier Gg. + c mit *I dar* etc. den Vorzug.

V. 26 *But now to purpos as of this matere.* Dies *as,* das allerdings nur in Gg., Jo., Hh., La. erhalten ist, wird nicht nur durch das Metrum, sondern auch durch den Sinn (= in bezug auf) gefordert.

V. 54 (*oure present worldes lyues space*) *Nys but a maner deth* etc. Obwohl die Mehrzahl *Meneth* oder *Ment* (Pp., Hh., La.) statt *Nys* liest, scheint doch letzteres, das sich allein in Gg. und Cx. vorfindet, durch den lat. Text (ed. Skeat V. 50): 'vestra vero, quae dicitur vita, mors est' hinreichend verbürgt.

V. 73 ... *know thyn self ferst inmortal.* Letzteres Wort in Gg., Jo., Pp., Hh., La. wird nicht nur durch den Zusammenhang, sondern auch durch den lat. Text ('.. non esse te mortalem' — Skeat V. 71) als unzweifelhaft richtig erwiesen.

V. 166 *demyn* in Gg., Se. und Jo. (hier mit *to*) entspricht besser der Satzkonstruktion ([*It*] *liketh him* V. 165), wobei das *to* von dem vorhergehenden *for to be* zu ergänzen ist, als *demeth* in den übrigen Hss. *Wher* steht natürlich, wie auch sonst, für *whether.*

V. 174 *Eche in his kynde, of colour fresh and greene,* etc. Es läſst *γ kynde of* aus (§ 21), während B und Cx. *with* statt *of* setzen, welches aus dem vorigen Verse (*with levys*) hier hineingeraten zu sein scheint. Jedenfalls erweist sich die obige Lesart als die angemessenste.

V. 325 *as hem nature wolde enclyne* Gg., Cx. — ähnlich Ff. (*woll them*). Wollte man *that* statt *hem* mit den meisten übrigen Hss. (es fehlt Jo.) einsetzen, so würde das Verb eines Objektes entbehren, was sich schwerlich rechtfertigen läſst.

V. 387 ff. *By myn statute and thorw myn gouernaunce Ȝe come for to cheese,* etc. 390 *But, natheles, myn ryghtful ordenaunce May I nat breke* (*lete*), etc. Die Hss., welche hier *gouernaunce* und *ordinaunce* vertauschen (V. 387 Se., *γ*, Lt., Di.; V. 390 alle auſser Gg., Ff., Cx., Pp.), dürften im Unrecht sein, da ersteres der weitere, letzteres der engere Begriff ist und sich beide etwa wie 'Macht' und 'Anordnung' gegenüberstehen.

V. 406 möchte ich Gg. nebst Jo., Pp. und Se. wieder den Vorzug mit der Anrede *ȝow* gegenüber dem *the* der anderen einräumen, da Natur auch später jenes Anredepronomen in bezug auf die Königsvögel, insbesondere auf das Adlerweibchen, verwendet; s. V. 448 u. 633 ff.

V. 450 ist ebenfalls *shal* in Gg., Jo., Ff. dem *shulde* der übrigen Hss. vorzuziehen, da offenbar bereits in diesem Verse die direkte Rede des zweiten Adlers beginnt.

V. 480. Das Reimwort *ese* in Gg., Ff. und Se. für *plese* empfiehlt sich, weil letzteres bereits V. 478 ohne Bedeutungsunterschied im Reim erscheint. Zwar sind solche Bindungen nicht unerhört (vgl. u. a. Kaluzas *Rosenroman,* S. 66 ff. und meine Bemerkungen *Engl. Stud.* XXVII, S. 69 f.), doch läſst sich wohl immer eine mehr oder minder deutliche Abweichung in der Schattierung erkennen; z. B. Cl. T. V. 378 *smale* = zierlich, V. 380 = (groſs und) klein.

V. 534 *Ful hard were it to proue by resoun* etc. Das von *γ* + B hinter *proue* eingefügte zweite *it* ist metrisch wie grammatisch überflüssig, letzteres, weil das Objekt des Verbs durch den im folgenden Vers beginnenden Objektssatz *Who louyth best* etc. ausgedrückt wird.

V. 621 ist *the eleccioun* in Gg. und Cx. mit Rücksicht auf den im nächsten Verse anfangenden Nebensatz *Of whom hire lest* streng genommen richtiger als das *hir* statt des Artikels in den übrigen Hss., also wohl auch echter. — Ebenso verhält es sich mit *the song* (Gg., Cx., Jo.) V. 688 und *hir song* (Ff.; Tr.; B).

V. 637 *That to ȝow oughtt to been a suffisaunce.* So Gg. und Cx. Da hier *that* sich relativisch auf *plesaunce* im vorigen Vers bezieht, ist *it,* das die übrigen Hss. an verschiedenen Stellen (*γ* vor *to ȝow,* die anderen dahinter) einfügen, überflüssig, zumal es auch das Versmaſs überladet.

V. 665 *This entyrmes(se) is dressed for yow alle. From,* welches alle Hss. aufser Gg., Cx. und Jo. für *for* haben, ist hier sinnlos.

39. d) Die beste Lesart findet sich aufser in Gg. und teilweise Ff. auch in der B-Gruppe (vgl. § 14 u. 17).

V. 49 *There as Ioye is þat last with outyn ende.* Die Worte *þat last,* durch *that lasteth* in B gestützt, geben dem Verse metrisch und inhaltlich die vollkommenste Gestalt, während *any,* das einige Hss. (Cx., Pp., Se., La., γ) vor *ende* einfügen, nach einem nichtssagenden Füllwort aussieht.

V. 62 *That welle is of musik & melodye* in den § 10, b bezeichneten Hss. ist der Variante *welles .. ben* (auch in Di.) vorzuziehen, da sich *That* auf *melodye* in V. 60, nicht auf *speres* in V. 61, bezieht. Der Plural ist gewifs aus *well' is* entstanden, worauf dann der Zusatz von *ben* notwendig wurde.

V. 64 *bad* in Gg., Ff. und B, wofür die übrigen Hss. *seyde* setzen, scheint ausdrucksvoller und dem Sinne angemessener; vgl. V. 66: *That he ne schulde hym in the worlde delyte.*

V. 80 In Gg. und Ff. ist *þere* offenbar *th'erthe,* wie es B bietet, verschrieben, da *worlde* in den anderen Hss. wegen des durch das Zeugnis aller Texte verbürgten Vorkommens dieses Wortes in der nächsten Zeile wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

V. 93 *al the day* nach Gg. und B möchte ich für natürlicher halten als *al that day,* da der Dichter jedenfalls von seiner Arbeit 'den ganzen Tag über' sprechen, nicht aber hervorheben will, dafs diese Arbeit besonders an jenem bestimmten Tage ausgeführt wurde.

V. 115 ist die Satzverbindung mit *And* (Gg., Ff., Cx., B) natürlicher als die mit *That* bei den übrigen, welches aus dem mit diesem Wort beginnenden V. 114 hier hineingekommen zu sein scheint.

V. 121 *me,* welches mehrere Hss. (Cx., Ff., Pp., Se., γ) vor *brouȝte* einfügen, ist wegen des im vorigen Verse vorkommenden *me,* das sich hier leicht ergänzen läfst, überflüssig. Es dürfte nur für das für die Abschreiber verstummte *e* in *gate* hineingesetzt sein. Vgl. V. 583, § 36; V. 560, § 40; V. 611, § 41; V. 46, § 44.

V. 186 *With flouris* (Gg., Ff.; B) ziehe ich dem *Of fl.* der anderen vor, da ich es einerseits mit *A garden saw I* V. 183, andererseits mit *colde wellegstremes* in V. 187 verbinde, an welcher Stelle namentlich *of* zu ergänzen unpassend wäre.

V. 187 *and* vor *no thyng,* das von den meisten C-Hss. (Jo., Pp., Se.; γ) hier eingesetzt wird, verdirbt den Sinn der Stelle, da *nothing* hier offenbar adverbial gebraucht wird.

V. 198 *Herde I so pleye and rauyshyng swetnesse.* Dieses *and* in Gg., Pp. und B (Bo. hat Lücke) scheint mir vor dem *a* der meisten anderen Hss. den Vorzug zu verdienen, da im letzteren Falle *rauyschyng swetnesse* Objekt zu *pleye* würde, was einen viel gezwungeneren Ausdruck ergäbe als die obige Lesart, in der die in Rede stehenden Worte ganz sinngemäfs von *herde* abhängen würden.

V. 238 Auch hier scheinen mir die Hss. Gg., Ff. + B mit ihrem *many a hundred payre* das Richtige zu bieten, da das *thowsand* der übrigen eine zu starke Übertreibung wäre.

V. 239 Unzweifelhaft hat hier Gg., diesmal von fast allen Hss. unterstützt, mit *soberly* das sinngemäſse Prädikat der *Dame Pees* gegenüber dem *sykerly* in Ha. und Tr. gegeben.

V. 395 gilt dasselbe von *secre,* wo sich das falsche *seker* auſser in γ noch in Ff. findet, während Jo. in *cetre* wohl nur einen Schreibfehler für das erstere bietet.

V. 594 muſs es offenbar mit Gg., Ff. und B *doke,* nicht *goos,* heiſsen, da die Ente am Anfang der Strophe als Sprecherin genannt wird, während die Gans bereits V. 561 ff. ihre Rede gehalten hat.

V. 632 *If I were resoun* (Gg., Pp.; B): das *it,* das die übrigen für *I* einsetzen, gibt einen geradezu verkehrten Sinn: der Dichter will eben Natur sagen lassen, daſs, wenn sie der Verstand selbst wäre, sie keinen besseren Rat erteilen könne als den, den Königsadler zu wählen.

40. Es fragt sich nunmehr, ob Gg. auch mit γ, von den übrigen abweichend, bessere Lesarten gemein hat. Dies trifft nun nur selten zu und kaum je, ohne daſs eine oder ein paar Hss. anderer Gruppen sich anschlieſsen. Solche Fälle sind etwa die folgenden:

V. 142 scheint mir *astony(e)d* in Gg., Jo., Pp., Se., Hh., La. + γ vorziehbar, da dieser Ausdruck besser mit der Darstellung der nächsten Verse, wo Handlungen des lebhaften Zweifelns und Schwankens angeführt werden, in Übereinstimmung ist als *a stounde* in den anderen (s. § 24, ζ), und eine längere Dauer des *'to beholde'* gar nicht angedeutet wird.

V. 505 wird das sinnreichste Beiwort des Kuckucks *fol* auch noch durch B gestützt, während Ff., Pp., Se. *foule,* Cx. *lewd* liest und Jo. es ausläſst.

V. 555 läſst sich nichts gegen die Lesart von Gg., γ + Lt. *a* vor *short auisement* einwenden, obwohl das *a* nicht gerade erforderlich ist.

V. 560 *preyde god h[ir] spede* verdient ebenfalls den Vorzug vor Ff., Cx., Pp., Se. + B, welche *to* vor *gode* einfügen, da dieses Wörtchen wie ein Ersatz für das im 15. Jahrhundert stumm gewordene *-e* in *preyde* aussieht und auch kaum dem Sinne der Stelle entspricht. Vgl. § 39, V. 121 etc.

Merkwürdig ist es nun aber, daſs Gg. ein paarmal mit jeder der diese Untergruppe bildenden Hss. einzeln zusammengeht, und zwar mit Tr. in:

V. 84, wo *us,* obwohl auch in Ff. und Se., schwerlich das Richtige ist, da hier Africanus dem Scipio wünscht, daſs dieser auch einmal, wie er selbst es bereits ist, an den Ort der Seligen kommen möge. Es entspricht daher das *þe* in Ha., Cx., Jo., Pp., La. (vgl. § 4) besser der Situation: Gott sende dir diese Gnade.

V. 96 haben Gg. und Tr. *same,* die anderen *self*: beides Ausdrücke ohne wesentlichen Unterschied.

Auch im V. 168 (s. § 16, ζ) ist die Entscheidung zwischen den beiden wichtigsten Lesarten nicht sicher zu treffen, doch scheint *of to write* angemessener als *for to write* in Gg. und Tr.

Das Fehlen von *and* in V. 530 (auch in Di.) ist dagegen als Fehler, wenn auch zumeist aus metrischen Gründen, zu betrachten. Wegen derselben Ursache ist denn auch *to* vor *termyne* mit Cx., Ff. und Se. zu streichen.

V. 540 haben Gg., Tr. und Se. *terslet* bezw. *tarsell* im Singular, während die Anrede *seris* (*syrs*) im nächsten Verse zeigt, daſs hier mit den übrigen Hss. der Plural zu setzen ist.

V. 596 ist *sey* (Gg.) und *sygh* (Tr.) ein Versehen für *fye* in Ha. und den anderen Hss.

Endlich haben Gg. und Tr. V. 652 richtig *Cupide* für *Cypride* in Ff., Pp.; Fx., Ta., was jedoch wenig charakteristisch für jene ist, da die angeführte richtige Lesart nicht auf sie allein beschränkt ist.

Wo jedoch Ha. ohne Tr. mit Gg. übereinstimmt, haben wir jedesmal eine richtige, wenn auch nicht immer die einzig mögliche Lesart zu erkennen; solche Fälle sind:

V. 273 *no defence* Gg., Pp., Se., Hh. + Ha.; *no* fehlt sonst. Vgl. § 44. — V. 277 *Cypride* Gg., Pp.; Ha.; b; *Cupide* Tr. und die anderen. — V. 501 *nys* Gg., Ff.; Ha.; B, *is* Tr. — V. 512 *oon the vnworthieste* Gg., Ff.; Ha.; Fx., Bo.; vgl. § 5. — V. 655 *tho*; vgl. § 16, η.

Wie ist nun wohl dies eigentümliche Verhältnis zu erklären? Vermutlich hat der Schreiber von Tr. noch neben seiner direkten Vorlage eine mit Gg. nahe verwandte Hs. gelegentlich benützt. Wo sich aber Ha. von diesen beiden trennt und mit anderen Hss. gleichlautet, haben wir die ursprüngliche Lesart der Tr. und Ha. gemeinsamen Vorlage zu erblicken.

Daſs aber Tr. neben dieser noch eine andere Hs. benutzt hat, geht auſserdem aus folgenden Stellen hervor:

V. 215 *vyle,* B-Gruppe *file,* die anderen *wyle* (vgl. § 35). Bereits *Engl. Stud.* 27, S. 50 habe ich begründet, warum ich diese Lesart für die ursprüngliche halte, wobei ich mich mich auf den ital. Text berufe. Der Einwand, daſs *file* als Reimwort bereits V. 212 vorkommt, würde hier nicht stichhaltig sein, da es an letzter Stelle Verb, V. 215 aber Substantiv ist.

V. 216 würde es dementsprechend *towchyd* heiſsen müssen, obwohl diese Lesart auſser in Tr. nur noch in Cx. und Bo. erscheint (vgl. § 24, ε). Das wäre jedoch nicht sonderlich auffällig, da öfters *t* mit *c* (*couched*) in den Hss. verwechselt wird.

V. 353 hat Tr. in *flyes* den einzig brauchbaren Ausdruck, da weder die Schwalbe kleinere Vögel (*'foules'*) tötet, noch solche vorhanden sind, die Honig machen (V. 354). *Engl. Stud.* l. c. habe ich mit Skeat *'bees'* vorgeschlagen, ziehe dies aber zurück, da ich seither

in der Parson's tale, 467, *'thise flyes that men clepeth bees'* gefunden habe.

41. Wir hätten nunmehr die Fälle zusammenzustellen, wo γ in Verbindung mit Hss. anderer Gruppen eine Lesart bietet, die vor der durch Gg. und Konsorten vertretenen den Vorzug verdient. Auch hier lassen wir Stellen, wo rein metrische Erwägungen maſsgebend sind, und solche, wo eine sichere Entscheidung nicht leicht getroffen werden kann, vorläufig beiseite. Ebensowenig werden die Lesarten hier nochmals aufgeführt werden, welche schon in § 15, a als offenbare Flüchtigkeitsfehler in Gg. genannt sind.

V. 1 γ + c (mehr oder weniger vollzählig) enthält die augenscheinlich beste Lesart, mitunter von B unterstützt.

V. 5 *Astonyeth* (Gg., Jo., La. *Astonyd*); das Präsens wird durch den Zusammenhang gefordert.

V. 22 .. *sey,* V. 24 .. *fey* in Gg. u. Ff. (vgl. Hh.) ist ein unmöglicher Reim, da ersteres *sey(en)* lauten müſste. Es ist daher ... *seyth* ... *feyth* in den anderen Hss. die richtige Lesart.

V. 50 *now* in Gg. ist nicht so gut wie *here* in den übrigen Mss., da dies besser dem *'another place'* in V. 51 gegenübertritt.

V. 57 Gg. läſst *litel,* Ff. *erthe,* Jo. *that* aus; die übrigen Hss. sind in Ordnung. Daſs ersteres Adjektiv notwendig ist, zeigt auſser dem Metrum der Sinn des nächsten Verses.

V. 82 *And that forȝeuyn is his w(i)ked dede* (Gg.). Für *that* haben alle anderen Hss. *then* (*þan*), für *is his al hir* (*theyr*), während B noch *hem* nach *forȝeuen* einfügt. Mit dem ersten Worte könnte Gg. vielleicht das Richtige treffen, da *then* wegen Vorkommens desselben im nächsten Verse verdächtig aussieht; dagegen ist *his* (vgl. V. 79) sicher in *hir* zu ändern; ob auch *is* in *al(le),* steht nicht fest, man könnte auch *ben* vermuten. Jedenfalls ist aber *hem* in B zu streichen.

V. 88 *self* f. *bedde* in Gg. und Ff. ist offenbar ein Schreibversehen, da ersteres keinen rechten Sinn ergibt.

V. 192 *So* Gg., Ff., *That* B, *Some* γ + c. Das erstere ist ohne jede Beziehung, das zweite mindestens fraglich, da hier ja nicht von allen Vögeln (s. V. 190), sondern nur von einigen (*Some*) gesagt werden kann, daſs sie sich um ihre Jungen bemühten, vielmehr ihr Gesang hervorgehoben werden soll. Also auch hier ist γ + c im Recht.

V. 221 *To do by force* in γ + c ist ebenfalls unzweifelhaft richtig, da dies dem ital. Text (vgl. *Essays on Chaucer* XII p. 368) entspricht, während *be-fore* dafür in Gg., Ff. und B gar keinen Sinn gibt und offenbar nur auf Lesefehler beruht. Daſs dies aber als ein Zeichen engerer Zusammengehörigkeit zwischen B und Gg. angesehen werden müſste, ist darum nicht zu folgern, weil Gg. *don* beibehält, B aber *goo* dafür setzt.

V. 432 wäre die Inversion *be I* in Gg. in einem Daſs-Satze eine ungewöhnliche Konstruktion.

V. 518 Die von der Majorität (s. § 15, a) und untereinander abweichenden Lesarten in Gg., Ff. und Jo. erklären sich als Schreib- oder Lesefehler.

V. 524 *on* in Gg. ist ein offenbarer Irrtum für *of*, da *juge* hier absolut (= ich meine) gebraucht wird, so dafs *of* vom folgenden *oon* abhängig ist. Doch auch andere Schreiber haben den Sinn des Verses misſsverstanden; vgl. § 30, *β*.

V. 553 *ethe,* woraus wohl *yef* in Tr. entstanden ist, bin ich geneigt als die ursprüngliche Lesart anzusehen, obwohl sie nur in Ha., Cx. u. Se. deutlich erhalten ist, wofür dann die übrigen unabhängig das den jüngeren Schreibern geläufigere *light* eingesetzt haben mögen.

V. 593 ist das vor *that* in Gg., Pp. und Se. eingeschobene *hym* nicht nur metrisch, sondern auch dem Sinne nach überflüssig; *that* (= that which) ist natürlich neutral aufzufassen.

V. 611 *seyde thanne a Merlioun* ist wiederum ein Fehler in Gg.; ein zweites *thanne* neben dem den Vers beginnenden ist an und für sich verdächtig. Dann dient es hier aber augenscheinlich als Füllwort (s. § 39, V. 121 etc.) für *-e* in *seyde,* das an dieser Stelle zweisilbig gilt. Endlich ist, wie bei Bezeichnung der übrigen Vögel, auch hier der bestimmte Artikel statt *a* zu erwarten.

V. 641 *As is euery che othir creature,* wie die meisten Hss. lesen, gebührt dem Sinne nach gegenüber der Variante in Gg. *As is a nothir lyuis creature* der Vorzug, obwohl letztere einen vollständigen Vers liefert, da eben jedes Geschöpf unter der Herrschaft der Natur steht. Die Variante von Jo. (*like as is eny* etc.), wenn formell auch durchaus zulässig, ist dagegen zu wenig authentisch, um ernstlich in Betracht zu kommen.

V. 645 *that* vor *anon* in Gg. mufs ein Schreibfehler für *right* sein.

V. 692 *I hope* ist wegen des folgenden Adverbs *ywis* richtiger als *In hope,* das sich allein in Gg. findet.

2) Ein sicherer Fall, wo beide Hss. von γ mit B zusammen, ohne dafs auch einzelne c-Hss. hinzuträten, gegen Gg. entscheiden, ist mir nicht bekannt. Vielleicht gehört aber V. 215 (s. § 35 u. § 40) hierhin.

(Schlufs folgt.)

Gr.-Lichterfelde. John Koch.

Die eigentliche Quelle von Lewis' 'Monk'.

Man hat sich in jüngster Zeit wiederholt mit der Frage nach den Quellen dieses so berühmt gewordenen Romans beschäftigt. Freilich hatte schon der Verfasser selbst einige Andeutungen gegeben, doch herrschten berechtigte Zweifel darüber, wie weit diese richtig oder vollständig genannt werden können. In vorigem Jahre hat nun M. Rentsch eine Dissertation über M. G. Lewis mit besonderer Berücksichtigung des 'Monk' veröffentlicht. Man kann aber nicht sagen, dafs er trotz grofser Weitschweifigkeit unsere Kenntnisse wesentlich bereichert hat; speziell in der Quellenfrage ist er keinen Schritt weitergekommen. Viel aufschlufsreicher ist die jüngst erschienene Studie von O. Ritter (*Archiv* CX, 106). Die Fäden, die von Lewis zu seiner Vorgängerin Mrs. Radcliffe hinüberführen, hat er richtig aufgezeigt: aber auch in bezug auf die Quelle des Romans kommt er dem wahren Sachverhalt ziemlich nahe. Er zitiert eine Stelle aus A. W. Schlegels *Vorlesung über schöne Literatur und Kunst*, ed. Minor II, 36: ('Daher haben auch in England aus dem Deutschen übersetzte Romane mehr Glück gehabt als in Frankreich, ja, einige der beliebtesten anmafslichen Originale sind aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt [The Monk]') und drückt sein Bedauern aus, dafs Schlegel den betreffenden Roman nicht namhaft gemacht habe. Gerade diesen Roman glaube ich jetzt nachweisen zu können. Vor einigen Jahren hat L. Wyplel im *Euphorion* (VII, 725) einen Aufsatz drucken lassen unter dem Titel: 'Ein Schauerroman als Quelle der Ahnfrau'. Schon gleich bei der ersten Lektüre des Aufsatzes fiel mir die grofse Ähnlichkeit zwischen dem deutschen Schauerroman und dem 'Monk' auf, sowohl was die Hauptfiguren als auch was den Wortlaut einzelner Stellen angeht. Durch die Güte der Verwaltung der Wiener Stadtbibliothek war es mir möglich, das Buch hier zu benutzen, und ich habe feststellen können, dafs mindestens zwei Drittel des Inhalts der beiden Werke wörtlich übereinstimmen. Ich bin also der Ansicht, dafs dieser anonyme Roman — 'Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bei Prag:

Wien und Prag o. J. —, wie ich im folgenden genauer zeigen werde, die Hauptquelle von Lewis' 'Monk' ist.

Als Proben der so überaus zahlreichen wörtlich übereinstimmenden Stellen seien zunächst folgende angeführt:

D(eutscher) R(oman) p. 123: Wäre es dem Menschen möglich, sich so in sich zurückzuziehen und doch die zufriedene Ruhe zu fühlen, welche diese Zeilen atmen, so würde ich freilich zugeben, eine solche Lage sei wünschenswerter als in einer Welt zu leben, so reich an Laster und Torheit; doch läſst sich das nicht denken, der Mensch kann die Welt nie ganz vergessen oder es ertragen, daſs er von ihr ganz vergessen wird.

L(ewis) Bd. I, 89:[1] Were it possible for man to be so totally wrapped up in himself as to live in absolute seclusion from human nature, and could yet feel the contented tranquillity which these lines express, I allow that the situation would be more desirable, than to live in a world so pregnant with every vice and every folly. But this never can be the case. This inscription was merely placed here for the ornament of the grotto, and the sentiments and the hermit are equally imaginary.[2] Man was born for society. However little he may be attached to the world, he never can wholly forget it, or bear to be wholly forgotten.

DR. p. 134: Eine Zeitlang fand er es unmöglich, seine Ideen zu ordnen. Der Auftritt, den er eben verlieſs, hatte eine solche Mannigfaltigkeit von Gefühlen in seiner Brust geweckt, daſs er unfähig war zu entscheiden, welches vorwaltete. Er, der vorher so laut gegen Liebe gedonnert hatte, bei dem nie eine durch Liebe Fehlende Zuflucht und Rat fand, wie sollte er sich nun benehmen [dieser Satz ist im Engl. nicht genau wiedergegeben]. Und doch fühlte er sich von Mathildes Erklärung und von der Betrachtung geschmeichelt, daſs er ein Herz besitze, das den Bemühungen der adeligen Jünglinge widerstanden hatte usw.

L. I, 113: He found it impossible for some time to arrange his ideas. The scene in which he had been engaged, had excited such a variety of sentiments in his bosom, that he was incapable of deciding which was predominant. He was irresolute what conduct he ought to hold with the disturber of his repose; he was conscious that prudence, religion, and propriety necessitated his obliging her to quit the abbey: but, on the other hand, such powerful reasons authorised her stay, that he was but too much inclined to consent to her remaining. He would not avoid being flattered by Matilda's declaration, and at reflecting that he had unconsciously vanquished an heart which had resisted the attacks of Spain's noblest cavaliers.

---

[1] Ich zitiere nach der 4. Auflage von 1798.

[2] Dieser Satz ist von Lewis eingeschaltet.

DR. p. 221: Trotz allem seinen Widerstande drang das empörte Volk immer weiter vor, es öffnete sich einen Zugang durch die Wachen, die ihr dem Volke geweihtes Opfer schützten, zog die Baronin hervor und bereitete sich, die grausamste Rache zu üben. Die Elende, außer sich vor Schrecken, schrie um Erbarmen, aber man hörte sie nicht, erwies ihr alle Arten von Schimpf, bewarf sie mit Unrat, gab ihr die schändlichsten Namen. Einer entriſs sie dem anderen, und jeder neue Peiniger übertraf den vorigen an Wildheit, jede Grausamkeit, die Haſs und Volkswut verüben konnte, wurde an ihr verübt; endlich traf sie ein Kiesel aus einer richtig zielenden Hand gerade an den Schlaf. In Blut gebadet, sank sie zu Boden und endigte in wenig Minuten ihr elendes Dasein, selbst der fühllose Leichnam blieb noch lange das Spiel der ohnmächtigen Wut ihrer Feinde.

L. III, 150: In spite of all his exertions, the people continued to press onwards. They forced a passage through the guards, who protected their destined victim, dragged her from her shelter and proceeded to take upon her a most summary and cruel vengeance. Wild with terror, and scarcely knowing what she said, the wretched woman shrieked for a moment's mercy. They refused to listen to her: they shewed her every sort of insult, loaded her with mud and filth, and called her by the most opprobrious appellations. They tore her one from another, and each new tormentor was more savage than the former. They stifled with howls and execrations her shrill cries of mercy, and dragged her through the streets, spurning her, trampling her and treating her with every species of cruelty which hate or vindictive fury could invent. At length a flint, aimed by some well directing hand, struck her full upon the temple. She sank upon the ground, bathed in blood, and in a few minutes terminated her miserable existence. Yet though she no longer felt their insults, the rioters still exercised their impotent rage upon her lifeless body.

Den Umstand, daſs die beiden Werke so weitgehende wörtliche Entsprechungen aufweisen, könnte man natürlich auch dadurch erklären, daſs L. von DR. benutzt worden ist. Aber gegen diese Möglichkeit sprechen doch einige wichtige Gründe. Zunächst müssen wir aber über die genaue Datierung von DR. ins klare kommen. Wir wissen durch Wyplel's Aufsatz, daſs die Existenz von DR. durch einen Buchhändlerkatalog von 1817 bezeugt ist. Aber hierbei kann es sich nur um eine neue Auflage oder den Rest einer älteren handeln, die Entstehungszeit des Buches ist viel früher anzusetzen. Denn Grillparzers 'Ahnfrau', der DR. als Quelle gedient hat, ist im Spätsommer 1816 ausgearbeitet, und schon im Sommer d. J. 1813 gestaltete sich der Stoff zu dem Drama in der Phantasie des Dichters (vgl.

Sauers Einleitung zur Cottaschen Ausg. p. 22, 23). Aber wir können den Zeitpunkt des Erscheinens von DR. noch höher hinaufrücken. Aus Sauers Einleitung (p. 18) erfahren wir, daſs Grillparzer schon als fünf- oder sechsjähriger Knabe sich in die Lektüre von Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten zu vergraben pflegte. Dies führt uns also auf die Jahre 1796—97, womit indessen nicht gesagt ist, daſs der Roman nicht noch früher erschienen sein kann. Der terminus a quo wäre das Jahr 1787, in dem der 5. Band von Musäus' Volksmärchen[1] herauskam. L., der bekanntlich den Sommer 1792 in Weimar verbrachte, hat aller Wahrscheinlichkeit nach dort den neuerschienenen Roman gelesen, wie denn derartige Geschichten stets zu seiner Lieblingslektüre gehörten.

Die Datierung von DR. bereitet hiernach keine Schwierigkeit mehr. Ist es aber nun glaublich, daſs Lewis in dieser Weise das Publikum hintergangen hat, indem er ihm ein Werk als Original vorlegte, das mindestens zum gröſsten Teil ein Plagiat ist? Ich glaube diese Frage bejahen zu können. Lewis hat sich nämlich noch ein zweites Mal eine solche Täuschung seiner Leser zuschulden kommen lassen. Er lieſs im Jahre 1806 einen Roman in vier Bänden erscheinen, betitelt 'Feudal Tyrants, or the Counts of Carlsheim and Sargans. A Romance, taken from the German' etc. Man beachte die Unbestimmtheit des Ausdrucks 'taken from the German'. Das kann bedeuten: frei aus dem Deutschen übersetzt oder auch: daſs das Buch mit freier Benutzung deutscher Romanmotive zusammengeschrieben ist. Daſs die Kritik sich die letztere Auffassung aneignete, beweist ein längerer Aufsatz in der *Critical Review* vom Jahre 1807 (vol. XI, 273). In Wirklichkeit ist der Roman nichts als eine ziemlich freie Übersetzung eines deutschen Werkes: 'Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz', verfaſst von Benedicte Naubert[2] (Leipzig, 1789). Lewis hat sich hier ganz genau an den Verlauf der Erzählung gehalten, was im 'Monk' nicht der Fall ist; nur ändert er hier wie dort aus leicht ersichtlichen Gründen die meisten Namen.

Sehr bezeichnend für Lewis' Verhalten gegenüber seinen Quellen und zugleich für seine Unselbständigkeit ist das Be-

---

[1] Als ich vor einigen Jahren in einem kleinen Aufsatz im *Archiv* (Bd. CIV, 310) auf die Musäussche Erzählung als Quelle von L. hinwies, hatte ich übersehen, daſs schon Scott in seinem Essay 'On the imitation of the ancient ballads' auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht hatte. Natürlich möchte ich jetzt Musäus als direkte Quelle für D. R. in Anspruch nehmen. Übrigens hatte ich gleichzeitig die Vermutung ausgesprochen, L. könnte wohl einen noch unbekannten Roman als Hauptquelle benutzt haben.

[2] Schiller hat diesen Roman gekannt und benutzt; vgl. A. Koester im *Anz. f. dtsch. Alt.* 23, 294.

kenntnis, das er in der Vorrede zu seinen 'Romantic Tales' (4 vol., London, 1808) ablegt. Dort sagt er: 'Even in those tales, which are least my own, I have made so many and so important alterations, omissions and interpolations, that it would have been less trouble to write an entirely new work; but I doubt not, any such work, composed by my own unassisted abilities, would have been greatly inferior to the present. In this dilemma the best and shortest way will be to request my readers to ascribe whatever pleases them to the authors of the original tales and to lay all the faults at my door.' Eine so bescheidene Einschätzung der eigenen Leistungen mufs natürlich auch den strengsten Kritiker entwaffnen. Dafs Lewis übrigens in der oben von ihm angedeuteten Weise schon bei der Bearbeitung von DR. verfahren ist, werden wir gleich sehen.

Lewis hat vor allem zwei tief greifende Veränderungen an seiner Vorlage vorgenommen: er hat für die Haupthandlung einen anderen Schauplatz gewählt und hat eine andere Gestalt als in DR. zur Hauptfigur gemacht, was ja schon durch den Titel ausgedrückt ist. In DR. verläuft die Handlung zuerst in Magdeburg und Umgegend, danach in Prag. Dafs L. den Schauplatz nach Spanien verlegt, hat seinen guten Grund: er verfolgt deutlich antiklerikale Tendenzen, und da konnte er kaum an ein anderes Land als dieses, den Hauptsitz des Mönchtums, denken. Übrigens spielen ja auch die meisten Romane der Mrs. Radcliffe im Süden: man denke ferner an den 'Rinaldo Rinaldini' oder Zschokkes 'Abällino', den Lewis später bearbeiten sollte. — In der ganzen Anlage von DR. tritt die blutende Gestalt bedeutsam hervor, indem sie regelmäfsig im kritischen Augenblick in die Handlung eingreift: so besonders am Schlufs, wo sie den verbrecherischen Ambrosio aus den Klauen des Teufels rettet. Bei L. tritt sie nur in einer Episode auf; hingegen hat er seiner oben bezeichneten Tendenz gemäfs die Figur des Mönches Ambrosio — er behält hier ausnahmsweise den Namen bei — in den Mittelpunkt gestellt. In DR. wird Ambrosio als ein Mann von schwermütigem Sinn geschildert, der sich in der Einsamkeit seines Schlosses, das er nur aus dringenden Gründen verläfst, dem Studium der Astrologie hingibt. Man mufs zugestehen, dafs L. vieles in Ambrosios Charakter und Handlungsweise dadurch besser motiviert, dafs er ihn zum Mönch macht.

Seiner antiklerikalen Gesinnung läfst L. bei jeder Gelegenheit, nicht selten in sehr geschmackloser Weise, die Zügel schiefsen und unterscheidet sich hierdurch sehr bestimmt von DR. Schon gleich in den einleitenden Sätzen des Romans spricht er von Madrid als 'A city where superstition [sein Lieblingswort] reigns with such despotic sway'. Im 6. Kapitel findet sich ein höchst überflüssiger Exkurs über die Gefahr, die darin liegt, jungen Leuten

die Bibel zur Lektüre in die Hand zu geben. Die Stelle erregte solchen Anstoſs, daſs sie wie so manche andere in der 4. Aufl. (1798) gestrichen werden muſste.[1] Ebenso verkehrt ist es, wenn Lorenzo den Nonnen, die sich in der Klostergruft vor der Volksmenge verborgen haben, ihren Aberglauben tadelnd vorhält (Bd. III, 163). Es kann nicht auffallen, wenn wir in anderen Werken von L. derselben Tendenz wiederbegegnen. Sowohl im 'Castle Spectre' wie auch in 'Adelmorn the Outlaw' erscheint der zu allen Schandtaten fähige Pfaffe (eine Gestalt, die geradeswegs aus dem deutschen Ritterdrama und -roman herkommt), und eines seiner letzten Theaterstücke, 'Venoni or the Novice of St. Mark's' (1808), ist nach einem antiklerikalen Tendenzstück,[2] den 'Victimes cloîtrées' von Boutet de Monvel, gearbeitet.

Ebenso groſses Ärgernis wie an der oben genannten Stelle des 'Monk' nahmen L.s Landsleute an der unverhüllten Sinnlichkeit, die an nur zu vielen Stellen des Romans zu Tage trat; diese muſsten dann ebenfalls in der 4. Auflage weggelassen werden. Im Deutschen finden sich davon nur schwache Spuren. Ein solches Moment scheint mir gerade für einen jugendlichen Autor besonders bezeichnend, der überdies mit den Produkten der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts vertraut war und in einer sittenlosen Gesellschaft lebte. Das krasseste Beispiel davon ist Ambrosios Verhalten gegen Antonia in der Klostergruft. In DR. wird er von den Verfolgern gestört, ehe er den Anschlag gegen die Ehre des Mädchens ausführen kann. Nicht minder charakteristisch ist es für L., wenn er sich so oft in maſslosen Übertreibungen gefällt. Immer ist es ihm um den rohen Effekt zu tun; überall schlägt er lautere Töne an und setzt grellere Lichter auf als DR. So ist es für L. gegenüber DR. bezeichnend, daſs hier Ambrosio zum Mörder seiner Mutter und Schwester wird, die er nicht kennt. Es genügt R. nicht, daſs die Nonne Beatrice eine Buhlerin ist, wie in DR., sie muſs auch eine Atheistin und Religionsspötterin sein (II, 87). Ambrosio deliriert derartig, daſs vier starke Mönche ihn kaum zu halten vermögen (I, 123) u. a. m. Geradezu widerlich ist die Schilderung der im unterirdischen Kerker gefangen liegenden Agnes, die den verwesenden Leichnam ihres Kindes nicht aus den Armen lassen will. DR. hält sich von solcher Geschmacklosigkeit frei, hier ist auch von einem Kinde keine Rede.

Die Interpolationen, von denen Lewis selbst spricht, sind

---

[1] Ein Exemplar mit L.s eigenhändigen Korrekturen befindet sich im British Museum.

[2] Vgl. über diese Literaturgattung Lotheiſsen, *Lit. u. Gesellsch. in Frankr. z. Z. der Revol.* (p. 134), Fürst, *Die Vorläufer d. mod. Nov.* (p. 164). Ob L. auch von Diderots 'Religieuse' beeinfluſst worden ist, bleibt noch zu untersuchen.

nicht gering an Zahl. Als solche sind in erster Reihe die Gedichte zu betrachten, die er nach dem Vorbilde der Mrs. Radcliffe seinem Roman einverleibt hat. Einige sind ja in der Quelle vorgebildet, wie z. B. die 'Inscription in an Hermitage' (I, 86, nur sechs Zeilen in DR., neun Strophen bei L.!), die Mehrzahl indessen sind sein Eigentum. Bei der Einfügung ist er aber nicht immer geschickt verfahren; die Gedichte passen oftmals gar nicht in den Zusammenhang und unterbrechen störend die Handlung. So z. B. Band II, 129, wo der Page Theodor, ein vierzehnjähriger Knabe, ein längeres anakreontisches Gedicht 'Love and Age' verfaſst hat und sein Herr eine weitschweifige Kritik daran knüpft; so ferner Bd. III, 14, wo Lewis die Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, seine Ballade 'The water-king' anzubringen, die er später in die 'Tales of Wonder' aufgenommen hat. An solchen Stellen bemerkt man deutlich, wie Lewis nach einem ihm vorliegenden Original arbeitet, das er auf seine Weise ausschmückt und erweitert.

Fassen wir nun die Möglichkeit ins Auge, daſs nicht L. von DR. abhängig ist, sondern das umgekehrte Verhältnis statthat. Dies ist von vornherein unwahrscheinlich, denn der Verfasser von DR. war offenbar ein wenig gebildeter Mann, der nicht einmal ein fehlerfreies Deutsch schreibt. Man liest z. B. bei ihm: Diese Einrichtung wurde begnehmigt (p. 9); der Auftrag schien ihr nichts weniger als zu behagen (p. 15); er konnte den Anblick des in ihrer Wut fürchterlichen Weibes nicht ertragen (p. 59); Wut hatte alle ihre Nerven durchbittert (p. 113) usw. Englisch hat er gewiſs nicht verstanden; daſs er eine deutsche Übersetzung des 'Monk' benutzt hat, ist höchst unwahrscheinlich. Die erste (von F. von Oertel) erschien 1797: um diese Zeit lag aber DR., wie wir oben sahen, jedenfalls schon fertig vor. Aber noch ein spezielles Argument für die Priorität von DR. läſst sich vorbringen. Lewis führt in recht geschickter Weise die Figur des ewigen Juden ein (II, 74), der den jungen Spanier Raymond de las Cisternas durch seine Zauberkraft von der Heimsuchung durch die gespenstische Nonne befreit. Dies Effektstück hätte sich der Verfasser von DR. nicht entgehen lassen, wenn er es in seiner Vorlage gefunden hätte. Bei ihm ist die entsprechende Figur lediglich 'ein berühmter Mann, der sich in der damals so üblichen Kunst, künftige Schicksale durch Berechnungen und den Lauf der Gestirne zu verkünden, einen groſsen Namen erworben hatte; auch rühmte er sich der Macht, Geister zu bannen' (DR. p. 49).

Ich wiederhole also, was ich zu Anfang der Untersuchung behauptete und nun bewiesen zu haben glaube: Lewis ist in allen wesentlichen Punkten von seinem deutschen Vorbild abhängig. Wenn er statt dessen andere Quellen anführt, so will er damit

das Publikum von der richtigen Spur abziehen. Zu seiner Entschuldigung mag dienen, daſs man damals an die Originalität der Erfindung bei einem Schriftsteller nicht so hohe Anforderungen stellte wie heutzutage, wie u. a. die von Ritter zitierte Stelle aus der *Monthly Review* beweist.

Zum Schluſs möchte ich noch eine Vermutung aussprechen, die sich mir aufgedrängt hat. Wer ist das Urbild des Ambrosio? Wer ist der Mann, der sich aus Menschenscheu vor der Welt zurückzieht und nur seinen astrologischen Studien lebt, der die Weiber von sich fern hält, später aber doch in die Netze einer Frau gerät, ein ausschweifendes Leben führt und schlieſslich ein trauriges Ende nimmt? Ich glaube, es ist kein anderer als Kaiser Rudolf II., denn auf ihn passen alle diese Züge. Zugleich ist zu beachten, daſs die Erinnerung an ihn gerade mit Prag verknüpft ist. Daſs Ambrosio am Schlusse vom Teufel geholt wird, spricht natürlich nicht gegen meine Hypothese, denn nach dem Volksglauben war dies das Schicksal, dem alle Schwarzkünstler verfielen. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer Prager Lokaltradition zu tun; wahrscheinlich war der Verfasser von D. R. selbst ein Prager oder doch ein Österreicher. Darauf weisen sowohl einzelne dialektische Ausdrücke (zeitlich statt zeitig; beuteln: auf etwas vergessen) als auch der Ort, wo das Buch erschienen ist.

Berlin. Georg Herzfeld.

Die 'Geisel Ogier'.

I. Der verweigerte Tribut.

Die *'Chevalerie Ogier'*[1] setzt übereinstimmend in den Handschriften mit folgender Szene ein: Boten, die Karl nach Dänemark gesandt, um Tribut zu fordern, als dessen Gewährleistung des Dänenkönigs Gaufrey Sohn am fränkischen Hofe weilt, kommen geschändet zurück: Bart und Haar sind ihnen geschoren. Warum Gaufrey Tribut zahlt, warum Ogier Karls Geisel ist, wird als bekannt vorausgesetzt. Da wir es nun nicht mit einem Epos zu tun haben, dessen Vorgeschichte im 12. Jahrhundert zeitgenössisch, also noch bekannt war, bleibt der einzige Ausweg anzunehmen: dafs dieselbe in einem besonderen, allen bekannten Epos behandelt worden war.

Adenès li Rois, der die erste Branche des Epos, die Jugendtaten Ogiers, als besonderes Gedicht dem Geschmacke seiner Zeit anpafste,[2] hat dies wohl gemerkt. Er schmiedet deshalb folgende Ursache der Tributpflicht (65): Der Dänenkönig Gaufrey bekriegt Karls Tante Konstanze von Ungarn. Karl zieht ihr zu Hilfe, Naimes aber, dessen Tochter Gaufreys erste Frau war und Ogiers Mutter (150), stimmt Gaufrey um, so dafs er (204) sich vor Konstanze zu demütigen verspricht, der Tributpflichtige Karls wird und seinen Sohn Ogier als Geisel stellt. — Diese Partie zeigt deutlich, dafs Adenès erfindet und kein altes Gedicht überarbeitet: Er vermeidet absichtlich einen Kampf, der zu Längen geführt haben würde, und wählt einen friedlichen, aber als solchen höchst unwahrscheinlichen Ausgleich.

Dieser Tribut wird nun (übereinstimmend) einmal Karl verweigert, seine mahnenden Boten geschändet zurückgesandt. In der *'Chevalerie'* gibt Ogier selber dem Könige die Erklärung, warum ihn sein Vater im Stiche gelassen habe:

> 115. Tot che refait Belissent au vis cler,
> C'est ma marrastre; Dex li puist mal doner!
> Por ce fist ele vos homes vergonder.

---

[1] ed. *Barrois*. Paris 1842.
[2] ed. *Scheler*. Brüssel 1874.

D. h. seine Stiefmutter ist an dem Verbrechen schuld, eben weil sie seine Stiefmutter ist: Sie hat ihrer Kinder wegen Interesse daran, dafs Ogier nicht zurückkehrt. Aus dieser Andeutung des Epos entwickelt Adenès seine etwas kompliziertere Ursache der Tributsverweigerung: technisch äufserst geschickt hat er den Hörer (V. 110 ff.) darauf vorbereitet, dafs Ogier eine Stiefmutter besitzt, die wie alle Stiefmütter einen schlechten Charakter hat und bereits Gaufrey drei Söhne geschenkt. Dieser Faden wird (V. 295) wiederaufgenommen und mit dem Hauptfaden verknotet.[1] Die Gesandten finden Gaufrey nicht zu Hause; um ihren Kindern die Erbschaft zu sichern, ist es Belisent, die ohne Wissen ihres Mannes die Franken geschändet und unbefriedigt nach Hause sendet.

Diese an sich klare Exposition, die einen Konflikt zwischen Dänen und Franken schafft, findet nun, so auffallend es auch klingt, in der *'Chevalerie Ogier'* weder eine Fortsetzung, noch führt sie zu einem Versuch, den Konflikt zu lösen. Karls Rachsucht wendet sich in erster Linie gegen die unschuldige Geisel. Doch bringen ihn seine Barone von der geplanten Rache mit dem treffenden Argument ab:

142. Que puet cis enfes se Gaufrois t'a boisié?

Und nichts ist klarer, als dafs die Vorgänge der Exposition einen Kriegszug Karls gegen die Dänen verlangen. Es ist jedoch und bleibt von einem solchen keine Rede. Der Kaiser ist unerbittlich, da — als dei ex machina die Zerreifsung des Fadens zu decken — erscheinen Boten aus Rom.

184. Par droite force i sont entré (païen),
Tot ont le re(s)ne gaste e escilie.

So mufs er nach Italien ziehen, Ogiers Hinrichtung aufschieben, den er nun zwischen Tod und Leben als Ballast für sich und das Gedicht mitschleppt. Jenseit der Alpen, in der

---

[1] Solche technische Mittel sind bei Adenès nicht vereinzelt. Vers 425 tritt Naimes für Ogier ein:

436. Tout ce disoit Namles pour detriier
Car son neveu avoit moult de cuer chier.

Dieses verwandtschaftliche Verhältnis, das er hierzu erfunden hatte, benutzte er schon einmal (149) und hatte es vorbereitet:

97. Quant li dux Namles sot ce grant destourbier,
Bien poëz croire, mult li dut anuier
Car elle ot sa seror à moillier.

so dafs es an der Hauptstelle, wo es ohne Vorbereitung wie ein Verlegenheitsmotiv aussehen würde, gar nicht auffällt.

Freude über den gelungenen Übergang und in der Trunkenheit beim Tafeln, verspricht er dem Jüngling einen Aufschub:

> 293. Or vos doins triees, à sëur es de mi.

Vor der Schlacht fordert Naimes Ogier von Karl, um ihn zur Unterhaltung seinem Neffen beizugesellen, der an Kopfschmerz leidet:

> 351. Savoir se ja se porroit rehaitier.

Sämtlich armselige Verlegenheitsmotive — erst mit der Schlacht wird der drückende Bann gebrochen, Ogier gelingt es, sich loszumachen, man verdankt seinem Eingreifen schliefslich den Sieg.

Dem scharfen Auge Adenès' ist es nicht entgangen, dafs das Abspringen von dem geschaffenen Konflikt zwischen Dänen und Franken in seiner Quelle schlecht oder eher gar nicht motiviert sei: Er läfst deswegen die Rüstungen gegen Dänemark wenigstens beginnen (V. 399 ff.), wovon in der *'Chevalerie'* nichts zu finden ist. Ogier will er sofort hängen lassen, für den aber sein Onkel, Naimes, eintritt. Wie er im Begriff ist, mit 200 000 Mann (465) gegen die Dänen zu ziehen, erscheinen Boten, Rom sei von den Sarazenen angegriffen und in höchster Gefahr. So kann der Dichter, ohne unlogisch zu sein, die Rüstungen gegen Dänemark abbrechen lassen, und nach dem Grundsatz: Die Defensive ist wichtiger wie die Offensive, sehen wir Karl nach Italien zum Rachezug gegen die Sarazenen ziehen. Er tut es aber mit der Drohung:

> 528. Se Diex me laist ariere retorner,
> Que je l'irai essilier e gaster!

Dieses Versprechen nimmt Adenès am Schlusse seiner Dichtung wieder auf:

> 7969. Un pou à dire vous ai entroublie
> Que ne dëusse pas avoir trespasse.

löst aber den Konflikt durch Boten, die aus Ungarland zu Karl kommen und ihm mitteilen, wie getreulich Gaufrey ihrer Königin während seiner Abwesenheit beigestanden habe, und wie an der Untat und Schändung der Gesandten nur Ogiers Stiefmutter schuld gewesen sei, die diese Untat in Abwesenheit Gaufreys verübt habe. (Man beachte die Technik!) So fand zwischen dem Dänenkönig und Karl schliefslich eine vollständige Versöhnung statt. (V. 8000 ff.)

Von alle diesem enthält die *'Chevalerie Ogier'* nichts, und es drängt sich uns die Frage auf, hat etwa Adenès dennoch

eine ältere, bessere Fassung des *'Ogier'* besessen, als wir haben, oder erfindet er? Es läſst sich nun leicht an Adenès' Behandlung des Details erweisen, daſs er als Grundlage den ersten Gesang der *'Chevalerie'* bearbeitet hat, und es ist dies auch die allgemeine Ansicht (vgl. Gröbers Grdr. II, 782). Zudem erklärt er selber in seiner Vorrede, wo es seiner Vorlage hauptsächlich, fehle: in der Exposition; er sei nach Saint-Denis gegangen um zu fragen:

> 39. Coument pourra de ceste estoire ouvrer,
> Par quoi la puist seur verité fonder.

und habe da erfahren:

> 49. Si coume Charles en fist Ogier mener
> En sa prison el bourc à Saint Omer.

Also Dinge, die der *'Chevalerie'* wirklich fehlen. Hat er aber etwa neben dieser das Epos in Händen gehabt, auf das sich notwendigerweise der *'Ogier'* zurückbezieht, und das wir deshalb postulierten? — Diese Hinweisung auf St-Denis als Quelle ist jedoch so stereotyp wie etwa bei den Übersetzern aus dem Lateinischen ins Französische oder Italienische die Hinweisung auf vornehme Besteller, die kein Latein verstünden. Zudem macht sich, wie in der Vorrede, bei der Behandlung der Komposition ein derartig überlegtes Vorgehen bemerkbar, daſs wir unbedenklich sagen können: Wir haben in dem Bestreben, Widersprüche zu tilgen und Lücken auszufüllen, nicht die naive Technik eines Ependichters älterer Zeit vor uns, sondern die bewuſste, sichere Technik einer viel späteren Zeit. Seine Worte:

> 20. Car qui estoire veut par rime ordener,
> Il doit son sens à mesure acorder
> Et à raison, sans point de descorder.

sind keine bloſse Phrase. Er ist wirklich mit Hilfe von Andeutungen seiner Vorlage und gar nicht ungeschickter Mittel stets bemüht, 'raison' hineinzubringen und 'descort' zu tilgen. Vielleicht regt diese Untersuchung eines Teiles seines Werkes dazu an, seine Technik mittels durchgehenden Vergleiches systematisch festzustellen; eine derartige Arbeit würde dem Verständnis für Komposition äuſserst förderlich sein. — Für uns ergibt sich unzweifelhaft: Adenès hat auſser dem uns bekannten Gedichte kaum andere Hilfsmittel gehabt.

Von der *'Chevalerie Ogier'* aus schauten wir bis jetzt nach vorwärts. Unser Resultat ist ein negatives gewesen, denn Adenès' Dichtung lehrt uns über eine frühere Gestalt der Exposition

nichts, so dafs wir also auf unsere eigene Findigkeit angewiesen sind. Lange brauchen wir freilich nicht zu suchen.

Der *'Ogier'* fängt mit einer offenbaren Bruchstelle an, wie bereits mehrfach hervorgehoben worden, und was schon seinerzeit Adenès nicht entgangen ist. Wo anders kann der Anfang dieses verstümmelten Fadens sein als in einer echten Geschichte von Ogiers Vater, von Gaufrey? Viel Hoffnung erweckt uns ja die landläufige Ansicht über den erhaltenen Gaufrey nicht, daselbst das Erwartete zu finden. Denn wie nun einmal die meisten epischen Väter jünger sind wie ihre Söhne, hält man den *'Gaufrey'* für weit, weit jünger als den *'Ogier'*. Erst der Wunsch des Publikums, doch von dem wilden Dänenkönig mehr zu erfahren, habe den *'Gaufrey'* im 14. Jahrhundert entstehen lassen.[1] Und wirklich verraten die Erlebnisse von Doons Sohn nur recht junge Züge, was alt ist, ist dem *'Huon'* in ziemlich naiver Weise entnommen. Wenn man sich aber durch die öden 10000 Verse bis zu den Schlufspartien durchgearbeitet hat, so stutzt man; Klänge aus einer ganz anderen Welt ertönen: Gaufrey hat sich Dänemark erobert (10466), da fallen Heiden in sein Land ein; zu schwach, sich ihrer allein zu erwehren, schickt er Boten zu Karl um Hilfe. Karl verspricht zu kommen unter der Bedingung, dafs ihm Gaufrey stets unterwürfig bleibe. Als Symbol dieser Abhängigkeit solle er jährlich

10493. .IIII. deniers d'or

entrichten, als Pfand dieser Leistung:

10506. Son fis Ogier .. pour ostage.

Gaufrey willigt in diese Bedingung ein, Karl zieht ihm zu Hilfe, zusammen werden sie der Eindringlinge Herr. Beim Abschied erinnert Karl den Dänenkönig an die Bedingung der Hilfeleistung:

10592. Vous en estes mes hons e mon sers!

Bald darauf stirbt Gaufreys erste Frau. Er verheiratet sich zum zweitenmal und soll Vater werden. Die Schwangere liegt ihm in den Ohren:

10621. Gardes que nul servage nul jour ne li rendes!
10628. Ne vous caille d'Ogier fasse ses volentés;
Nous aron des enfans largement et asses.

Gaufrey leuchtet dies ein, er schickt den Tribut nicht. Infolgedessen kommen dreizehn Boten Karls zu ihm, ihn an seine Pflicht zu erinnern mit der Drohung, er solle willfährig sein:

10655. Ou il pendra Ogier.

---

[1] Gröbers *Grdr.* II, S. 800.

Wütend über diese Drohung läſst Gaufrey die Gesandten greifen:

10669. fet à chascun la barbe roöngnier
Et chascun une dent de la gueule sachier:
Chascun comme convers fet entour roöngnier,
Leur cheveus et lor barbes et lor dens fet liier
Es pans de lor chemises liier et atachier
Et si lor fet sus sains jurer et fianchier
Que à kallon diront, le fort roi et le fier
Que en despit de li les fet si atirer
Et que ch'est le quevage que li doit envoiier.

Dann setzt er sie, um den Hohn und den Schimpf voll zu machen, an eine reich besetzte Tafel (10 688), von der sie natürlich nichts genieſsen können, und sendet sie heimwärts. —

Damit bricht der Faden ab, es wird auf den folgenden '*Ogier*' hingewiesen und der '*Gaufrey*' mit einigen Worten abgeschlossen.

Daſs die Bruchstelle genau auf die entsprechende im '*Ogier*' paſst, ist nach übereinstimmender Ansicht dem Dichter des '*Gaufrey*' zu verdanken, der 'einen neuen Grund für Ogiers Geiselschaft'[1] wählte und auf den seinem Machwerk folgenden Anfang der '*Chevalerie*' hinarbeitete.

Diese Auffassung hat den Vorzug der Einfachheit; für den Verfasser des '*Gaufrey*' ist sie im höchsten Grade schmeichelhaft, der so aus den spärlichen Andeutungen des Ogieranfanges einen viel schöneren Konflikt geschaffen hätte als der sonst so gewandte Adenès. Freilich kontrastiert dies einigermaſsen mit dem von ihm in den übrigen 10 000 Versen gezeigten Können, und damit ist auch schon die bequeme Ansicht des 'Arrangements post festum' verdächtig. Ja, der Kontrast zwischen dem Schlusse und den übrigen Partien ist so grell, daſs es unverständlich erscheint, wie man sie einem und demselben Dichter hat zuschreiben können.

Ich will von dem dichterischen Werte der Schluſspartie noch nicht einmal zuviel Aufheben machen und vorab nur ausführen, wie sich in ihr die moralische (neutral — eine absolute Moral gibt es wohl kaum) Anschauung einer ganz anderen, noch barbarischen Periode zeigt, die mit den christlich-ritterlichen Anschauungen des übrigen Gedichtes unvereinbar ist. Man beachte doch nur die schroffen Charakteränderungen des vorher ritterlichen Gaufrey, des Kaisers. — Aber ich will ganz systematisch vorgehen.

Eine systematische Grundlage für annähernde chronologische und besonders für relative Fixierungen mittels solcher Anschauungen zu geben, ist schon seit einiger Zeit mein Bestreben. Und es ist besonders an drei Punkten, an denen sich die Resultate ohne Widerspruch häufen: 1. die Anschauungen über Moral,

---

[1] *Grdr.* II, 800.

2. über die Frauen, 3. über die Kirche, speziell die Mönche. Es unterscheiden sich da im Mittelalter drei Hauptperioden, die ich folgendermaſsen benennen möchte:

I. Die barbarisch-realistische Periode: A. **Symptome:** 1. *Zweckmoral*; Freude an besonderer Raffiniertheit und Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung eines Zweckes; wo die Kraft nicht ausreicht, sind List und Lüge die natürlichen Vertreter dieser; Ränke werden fast mehr bewundert wie Taten der Helden. (Reste: Die ganze Merowingersage. Älteste Teile der deutschen Sage. Lothringerlied. Raoul von Cambrai. Vengeance Rioul. Z. T. Haimonskinder.)

2. *Die Frau* tritt weniger als Liebhaberin denn als *Intrigantin* auf, die den Mann leitet. (Reste: Ebenda. Einigemal in Bruchstücken späteren Epen eingefügt: in der Vorgeschichte des Girard de Vienne, die Folco-Aupais-Episode des Girart von Rossillon.)

3. *Der Mönch* wegen seiner friedlichen Bestimmung, Bartlosigkeit und seiner 'corone' verachtet. Zum Mönch scheren eine Strafe und Schande. Diese Anschauung bleibt wegen der Verbindung mit physiognomischen Vorstellungen am längsten. (Reste: Überaus häufig.)

B. **Wirkung der Eigenart auf die Darstellung.** Beide Parteien sind infolge der Anschauung der Zweckmoral so wenig idealisiert, daſs man mit der gewohnten Anwendung unserer Betrachtungsweise oftmals nicht recht im klaren ist, auf wessen Seite der Dichter steht, da beide Schandtaten und Treubruch üben. Infolge dieser objektiven Stellung des Erzählenden ist das Schicksalsmoment stark betont, es herrscht keine ausgleichende Gerechtigkeit, sondern nur das Recht des Stärkeren, weshalb der Name 'realistisch' gewählt wurde, während das dazugestellte 'barbarisch' die natürliche, ursprüngliche Auffassung menschlicher Verhältnisse kennzeichnen soll. Daſs dieses ganze Gebäude das günstigste Fundament wirklicher Tragik ohne schwarze Verräter ist, braucht nicht gesagt zu werden. (Nibelungen, Lothringer, Raoul.)

II. Die christlich- oder idealisch-ritterliche Periode. Den Zusammenschluſs der verschiedenartigen Elemente des Frankenreichs unter dem Christentum beförderte meiner Ansicht nach hauptsächlich der inferiore, andersgläubige Feind fremder Rasse. Während der Nordosten, der mit diesem nicht in direkte Berührung kam, bis in das 10. Jahrhundert bei der barbarischen Anschauung verblieb, ein Umstand, dem wir wahrscheinlich das Lothringerlied, sicherlich den Raoul von Cambrai (10. Jahrhundert) verdanken, zeigen die ersten Spuren fränkisch-altfranzösischer Dichtung einen neuen Charakter. A. **Symptome.** Moral: Unverbrüchliche Treue und Lauterkeit der Handlung selbst dem Feinde gegenüber; Unverletzlichkeit der Gesandten usw.

Frauen: Ihre Intrigantinnenrolle ist ausgespielt, meist kommen sie gar nicht vor. Alda-Hilda ist erst nach Interpolation in den Girart von Vienne, in das Rolandslied gekommen. Das fränkische (wahrscheinlich französische) Vorbild des Waltheriliedes, die Geschichte Attalas von Langres enthält ebenfalls keine Frau, gewisse Theorien über Frauenliebe entwickeln sich aus germanischen und keltisch-romanischen Uranschauungen. Mönche: Der Stand bleibt zwar noch verächtlich, doch gilt es für ritterlich, Mönche wie Waisen zu schützen.

B. **Wirkung auf die Darstellung.** Die moralisch-christlichen Anschauungen führen zur Selbstidealisierung wie zum Herabdrücken des Gegners (ursprünglich nur des Heiden) unter das reale Niveau an Kraft, Können und Wert. Die Parteinahme wird dadurch immer deutlich, das Nationalgefühl liegt über dem Ganzen. Der idealischen Weltauffassung ist wirkliche, d. h. unverdiente Tragik unverständlich. Sie wird entweder durch göttlichen Ratschlufs aufgehoben (Kampf zwischen Olivier und Roland; Walthari) oder durch aller Möglichkeit entbehrende Figuren motiviert (Verräterepos). Die schliefsliche Bestrafung dieser ist unabwendbar. Die gottesgerichtliche Entscheidung in jedem Kampfe, die nichts Urgermanisches hat, sondern im Gegenteil auf christlichem Boden gewachsen ist, erhält einen unerhörten Umfang in Dichtung und Leben.

III. Die höfisch-romantische Periode. Wir können diese kurz abfertigen. Ihr Kern ist, dafs der Zweck der Handlung vollkommen verloren wird. Ursprung: Zeit der Kreuzzüge. Quellen: Hauptsächlich keltische Poesie, hieraus Idealisierung der Frauen, theoretische Ausbildung des Minnedienstes, auf keltischer und antiker Theorie fufsend. Die neue keltische Literatur verdrängte die alte epische Literatur, die so den Weg dieser dritten sonderbaren Periode nicht mitmachte. Sie flüchtete sich in das Bürger- und Bauernhaus, die in ihrem literarischen Geschmack die Wandlung zur zweiten Periode durchgemacht hatten, nun aber wieder zurückgingen, Reineke Fuchs und Eulenspiegel sich zu Idealen schufen und in Fabliaux und Schwänken zu einer realistischen Betrachtung von Männern, Frauen und Welt zurückkehrten. Die zwecklosen Kreuz- und anderen Fahrten der Ritter glossierten sie mit Ausdrücken wie: 'Den Tod König Arthurs rächen.' Ihre Satire ist geweckt und bietet eine reiche Sammlung.

Man entschuldige mir die lange Abschweifung. Es wäre nicht hinreichend gewesen, auf eine künftige Veröffentlichung hinzuweisen, da diese Scheidungen den meisten meiner Leser nicht geläufig sein werden. Das, was uns aber der Kontrast instinktiv sagte, als wir nach Durchlesen des *'Gaufrey'* an die Tributepisode kamen, beweist jene Scheidung schlagend. Es herrscht in dem Bruchstück die Zweckmoral, die uns — nach

unseren Anschauungen — beide Gegner in schlechtem Lichte zeigt: Karl, der seine Hilfeleistung verschachert, eine Figur, die im Epos des 14. Jahrhunderts unmöglich, nicht einmal im Vasallenepos früherer Zeiten glaubhaft wäre — Gaufrey, den der Dichter bis dahin als die Krone der Ritterlichkeit dargestellt, der allen seinen Brüdern Sitze und Frauen verschafft und nun unter der Leitung seiner eigenen Frau zum Treuebrecher wird. Und dies, trotzdem ein Dichter des 14. Jahrhunderts Adenès Muster vor sich gehabt hätte, der ja Gaufrey nach dem Geschmack seiner Zeit vollständig reingewaschen hatte, indem er ihn auf Reisen schickt. Ja, der frühere Verherrlicher Gaufreys geht so weit, daſs er den Dänen nach der Schandtat, den entzahnten Gesandten ein reiches Mahl vorsetzen läſst, ein Zug, der an Clodwigs Zeiten gemahnt, aber nicht an das 14. Jahrhundert. Aus der 'marastre' der *'Chevalerie Ogier'* hatte Adenès einen weiblichen Verrätertypus geschaffen, der in Abwesenheit des Mannes arbeitet. Hier haben wir die mächtige Intrigantin der Vorzeit, die den Mann beherrscht und ihn zum Werkzeug ihrer Pläne macht. Man beachte ihre Betrachtungsweise: Ogier hat keinen Wert mehr, denn sie ist schwanger und kann noch viele Kinder gebären. Keinen Funken von Sentimentalität, sondern absolutes Herrschen des Zweckes. Und diese Figur soll der Verfertiger des Grifon d'Hautefeuille dahingestellt haben? Er, der im Erfinden plumper und einfältiger Schandtaten seinesgleichen sucht und uns seine 10 000 Verse lang gelangweilt hat? — Wenigstens hat er den Takt, uns diese alte Stelle ohne Zufügungen zu überliefern. Keiner der gewaltig umrissenen Charakterzüge erhält eines seiner gewohnten Prädikate wie 5330: f e l o n t r a ï t o u r, 10 484: G r i f o n p l a i n d e t r i c h e r i e. Karls Tributforderung, Gaufreys Schandtat bleibt unglossiert, nur von der Königin heiſst es:

Qui moult estoit diverse et plaine de maltes.

wie es auch in ältester Zeit gelautet haben würde: 'Gewitzigt (so wohl die ursprüngliche Bedeutung als Gegensatz von simple, "einfältig") war sie und voller Arglist', d. h. eine Charakterbestimmung ohne Qualifizierung nach späterer Anschauung. — Gewaltig schreitet die Erzählung fort, knapp im Bilde und Ausdruck, bewunderungswürdig in Darstellung und Charakteristik, in Komposition und Detail.[1]

Auch das Detail bietet eine ganze Anzahl Züge, die jeden Kenner des ältesten Epos wie merowingisch-kärlingscher Altertümer stutzen machen und bald in ein Fieber der Erregung versetzen. Die Schändung besteht in Bartabschneiden, Scheren

[1] Den Dichter des Gaufrey charakterisierte dagegen G r ö b e r (*Grdr.* II S. 800): 'Seine Rede ist ebenso derb wie phrasenreich'.

einer Mönchskrone, Ausreifsen je eines Zahnes. Erstere beiden auf den physiognomischen Vorstellungen älterer Zeiten fufsend, dafs Bart- und Haarlosigkeit schimpflich ist und einen schlechten Charakter verrät. Hiermit mischt sich die Sitte, dafs der Bart und das ungeschorene Haupthaar das Zeichen der Freien war. Die Verachtung des Mönchtums der ältesten Zeit entspringt zum Teil daraus.[1] Der ausgebrochene Zahn gehört unter die allgemeinen Vorstellungen, dafs jeder, dem ein Glied fehlt, physiognomisch gezeichnet ist. Daher das Nasen- und Ohrenabschneiden als Bestrafungen gewisser Verbrechen.

Nun wirft mir wohl einer oder der andere ein, es sei überflüssig, über diese Stelle zu verhandeln, denn da der Dichter des übrigen *'Gaufrey'*, Huon von Bordeaux, in auffallender Weise kopiere, habe er auch diesen Schimpf dem Huon entnommen. Denn Huons Strafe für den Tod Karlots besteht darin:

Huon 2356. s il ne puet .IIII. dens raporter
Et le grant barbe Gaudise l'amiré ...
Mais ne retourt en France le regné.

(Die anderen vorher genannten Bedingungen: tausend Sperber, tausend Bären, tausend Jungfrauen, tausend Jünglinge solle Gaudise als Tribut an Karl schicken, halte ich nicht für alt. Wenn auch [5729] Huon vor Gaudise diese Forderungen wiederholt, sind es am Schlufs Bart und vier Zähne, die ihm die 'Verräter' stehlen wollen, damit er ohne diese vor Karl erscheine, sein Leben demnach verfallen sei [8929].) Trotz der im Gaufreyschlusse zugefügten Mönchskrone liegt es nun nahe, diese Stelle aus Huon abzuleiten, obgleich mit dem Beweise, dafs die Partie, der sie zugehört, sehr alt ist, beide Schändungen unabhängig voneinander sein können, da sie ältesten Vorstellungen entsprechen — d. h. es läge sehr nahe, sie voneinander abhängig zu machen, wenn nicht die Szene im *'Gaufrey'* durch den grimmigen Scherz des Königs gekrönt würde, der den entzahnten Gesandten ein reiches Mahl vorsetzen läfst, die der *'Huon'* wegen Umdrehung der Rollen nicht nachahmen kann:

10684. Quant ot fet les mesages ainsi appareillier,
A chascun une dent de la gueule sachier
E leidement la barbe plumer e roongnier
Pour monstrer a Karlon e li plus courouchier,[2]
La table lor fet metre sans point del atargier
Et a fet aporter largement a mengier.
Mes ne menjassent pas pour les membres trenchier.

[1] Über die physiognomischen Vorstellungen des französischen Mittelalters sammele ich schon lange und werde in absehbarer Zeit mit Fertigem vortreten können.

[2] Hs.: Pour li plus courouchier.

Diese barbarische, in der ritterlichen Periode unmögliche Handlungsweise weist für mich auch die Zahnoperation der Entstehungszeit des Gedichtes an, dessen Bruchstück wir behandeln. Die Stelle ist unabhängig von der entsprechenden im Huon, im Gegenteil ist nun gerade diese letztere verdächtig, weil sie das Motiv in romantischer, politisch unmöglicher Weise mifsbraucht und mit dem gezeigten geringen Verständnis ihrerseits Entlehnung wahrscheinlich macht.

Trotzdem möchte ich auf Grund des Huon für die älteste Gestalt unserer Stelle eine Konjektur riskieren. Kaiser Karl verlangt vier Denare von Gaufrey, Gaufrey schickt ihm die Gesandten mit den Haaren und den Zähnen zurück nicht ohne Sinn:

10672. Leur cheveus et lor barbes e lor dens fet liier
Es pans de lor chemises liier et atachier
Et si lor fet sus sains jurer et fianchier
Que a Kallon diront le fort roi et le fier
Que en despit de li les fet si atirer
Et que ch'est le quevage que li doit envoier.

Er fafst die Haare und Zähne neben der Schändung als den schuldigen Tribut auf. Sie sollen ihn in eine Ecke des Hemdes einnähen.[1] Es sind dreizehn Gesandte, also dreizehn Zähne. Karl hat aber vier Denare gefordert. Im Huon sind es denn auch vier Zähne, die Gaudise missen mufs. Und wie wir als Kenner des alten Epos wissen, hat beim 'capaticum' die Zahl vier eine besondere Bedeutung. Demnach sind es nicht dreizehn Gesandte, die von Karl an Gaufrey gesandt werden, sondern nur vier, jedem wird ein Zahn gezogen — macht die zum Symbol des servage notwendige Zahl vier. Die Erklärung des Tausches dieser Zahlen ist eine paläograpische. Von IIII. wurde der erste senkrechte Strich für X gelesen. — Diese Ausführung ist keine blofse Hypothese, sie wird durch den Anfang des *'Ogier'*, der seinerseits die symbolische Vierzahl der Denare verloren hat, bestätigt:

6. Atant es vos quatre de ses mesages.

Man sieht, wie die Zahnungen der beiden Bruchstellen zusammenpassen.

Somit ist der *'Huon'* nicht nur verdächtig, seine 'vier Zähne' einer Entlehnung zu verdanken, sondern es ist erwiesen, dafs sie ihm nicht ursprünglich zugehören. Denn die vier Zähne an und für sich haben weder kulturhistorisch noch poetisch irgend einen Sinn, wenn sie nicht als

---

[1] Vgl. weiter unten, S. 335, 336 und *'Ogier'*:

4508. faites prendre Bertran a son ostel
Et si li faites andex les elx crever,
En son giron en un pan les nöes
Por le cavage.

Verspottung der Forderung von vier Denaren auftreten wie im *'Gaufrey'*. Wem der *'Huon'* die vier Zähne entlehnt hat, kann wohl auch nicht mehr zweifelhaft sein: der *'Geisel Ogier'*, aber bereits innerhalb der *'Chevalerie'* stehend, da er dieser auch eine Reihe anderer Züge entnommen hat. (S. Voretzch, *Ep. Stud.* I, S. 154—164; S. 350 Abs. 1 ist dementsprechend zu revidieren.)

Aber vier Denare ein Symbol, ist denn das absichtlich und nicht willkürlich? Ich habe bereits in einer Mitteilung in der *'Beilage zur Allgemeinen Zeitung'* bei Gelegenheit der Wehrsteuer darauf hingewiesen und folgende Beispiele beigebracht. Im *'Otinel'* schreibt Karl sein Heer aus:

688. Ke ne remaine neïs uns chevalers,
Qui dunt n'i vienge; e qui ne poet aler
A seint Denise rende quatre deniers.

Die Heerbannbuſse der Franken, die Dahn (*Germanische und romanische Völker*, 3, 1147 etc.) zu 60 Solidi ansetzt, ist ungleich höher. Diese vier Denare sinken deshalb zu der üblichen 'Scheinbuſse', der eine symbolische Bedeutung innewohnt, herab. Da aber nur der Waffendienst tuende Heermann frei ist (Heermann und Freier Mann sind in der Bedeutung identisch), so kann nicht unklar sein, was dieses Symbol bedeutet. Mit der Abgabe der vier Denare wird der Abgebende zum Minderfreien, die Summe ist das 'servage'. In den *'Saisnes'* verlangt Karl dieses servage von den Hérupois; im *'Guy de Bourgogne'* soll es unter besonderer Formalität, die das Symbol völlig als solches charakterisiert, beigebracht werden. Hier fordert Estous von Lengres in einem Tone, der seinen Namen motiviert, den Heidenkönig auf, sich taufen zu lassen oder, wenn er dies nicht wolle:

1925. E se ce ne veus faire, d'el te covient paller:
Fai dont une grant bourse entor ton col noër
E fai .IIII. deniers en la boursse poser,
E, par non de servage, li venras aporter.[1]

Damit haben wir es ausgesprochen: das Symbol macht zum Unfreien, die Formalität geschieht 'par non de servage' = 'fällt unter den Begriff' servage. — Genau so im *'Gaufrey'*. Hier sagt die intrigierende Frau von dem Tribute:

10620. Miex voudroie mourir que fussies serf clamés.
Gardes que nul servage nul jour ne li rendes.

Nirgends wird so klar wie hier, daſs es sich nur um eine 'Scheinbuſse', ein Symbol handelt, wenn der Dänenkönig nur eine so lächerlich kleine Abgabe entrichten soll. Die Formalität ist hier einfacher als im *'Guy de B.'*, zu welch ersterem aber der

---

[1] Die beiden letzten Verse habe ich umgestellt.

'Ogier' in späteren Partien der *'Enfances'*, d. h. der ersten Branche der *'Chevalerie'*, eine ausgezeichnete Parallele liefert. Ogier wird von Charlot verspottet:

1491. 'Ogier dist il fel quvers (collibertus!) renoies,
Sers de la teste rendans quatre deniers,
En une borse de serf seront loié
Ce doit vo pere le mien qui France tient
Soient pendu au col d'un blanc levrier
Si li envoie a Rains ou a Orliens
François le doivent e huer e cachier.'

Und zum Beweise, dafs diese lächerliche, vom Vater aufgegebene Position dem alten *'Ogier li Danois'* eigen ist und nicht auf späteren Erfindungen beruht, mufs Ogier im *'Renaut von Montauban'* ähnliche Reproviers ertragen:

von Maugis: (205, 7.) 'Unques li vostre peres ne fu sans traïson:
Il vous laissa en France forostagie Charlon
A Saint Omer en Flandres par tel devisïon
Dont vous estes cuivers et subgies a Karlon,
Quatre deniers rendans del chief e del menton.'

von Roland: (215, 1.) 'Unques de Danemarce ne vi preudome issir,
Fis à putain, coars, mauvais sers racatis,
Por .IIII. deniers l'an estes aculvertis,
En une grande borse seront li denier mis,
Au col d'une levrière e lié e assis;
François doivent le chien bien batre e bien ferir
Tant viegne as pies Karlon, iluec doit il garir.'

Ich glaube nun nicht fehl zu gehen in der Annahme, dafs die Darstellung verderbt ist. Ursprünglich mufste, damit das Symbol rechtskräftig war, der sich Unterwerfende den Hund oder die Hündin tragen, um dessen Hals die Börse geschlungen war. Der Hund wurde, wie beim Spiefsrutenlaufen, geprügelt (ein mir sonst unbekannter Zug) und machte dem Tragenden gehörig zu schaffen, wobei auch für ihn manches abfiel.

So stimmt die Szene zu dem gemilderten germanischen Rechtsbrauch in Strafsachen. 'Symbolisch als abgeschwächte Todesstrafe gibt sich z. B. das Brandmarken ... das Hunde- oder Sattel- oder Strang- oder Pflugtragen.'[1]

Auch das Satteltragen ist der älteren französischen Epik als Strafe geläufig. Im *'Girart von Vienne'* kommt es zweimal vor, ebenso im *'Raoul'* und im *'Fierabras'*. Überhaupt gilt das Schleppen einer ungewohnten Last als Sklavenarbeit, also als schimpflich. In dem dem *'Perceforest'* einverleibten conte de la rose soll der blamierte Ritter als Wappen haben: 'escu noir a un chevalier armé de haubert chevauchié d'une damoiselle.' (Ro. XXIII, 100.)

---

[1] Amira, 'Recht' in Pauls *Grdr.* 2. 2. S. 178 und 2. Aufl. III, 198. Unter Friedrich Barbarossa wurde der Pfalzgraf bei Rhein wegen Landfriedensbruch noch zum Hundetragen verurteilt.

Wenden wir diese Anschauungsweisen und Sitten auf unsere besprochene Stelle im *'Gaufrey'* an, so wird uns der Sinn, die grimmige barbarische Ironie der Handlungsweise Gaufreys vollkommen klar: Die Gesandten fordern vier Denare als servage von ihm. Er läfst jedem von den vier Forderern einen Zahn ziehen und schickt so statt der vier Denare die vier Zähne. *'Chest le quevage que li doit envoier.'* — Das aber, wovon er sich hatte loskaufen sollen durch das servage, dazu macht er die Boten selber: zu Unfreien durch Scheren: *En despit de li les fet si atirer.*

Der Anfang des *'Ogier'* enthält, wie gesagt, nur Andeutungen dieser Dinge, von den vier Denaren speziell kein Wort, auch nicht von dem Verlust der Zähne. Adenès, der bereits im 13. Jahrhundert die Reste in den späteren Partien des *'Ogier'* nicht mehr verstehen konnte, unterschlug die vier Denare ebenfalls und den Charakter der Abgabe als servage. Und da soll ein ungebildeter Spielmann des 14. Jahrhunderts ein derartig kulturhistorisch getreues, dichterisch entsprechendes Bild entworfen haben zu einer Zeit, in der kein Rechtsgelehrter diese rechtsgeschichtlichen Altertümer noch gekannt haben würde? Noch dazu der Spielmann, der an den ersten 10 000 Versen des *'Gaufrey'* schuld ist? Das ist undenkbar!

Wir sind noch nicht zu Ende. Unter allen Stellen, die ich zum Verständnis von Scheinbufsen beibrachte, ist diese hier, wenn mich nicht alles täuscht, eine der ältesten, wenn nicht die älteste, ja die vorbildliche. Nicht einmal, mehrmals wird verlangt

.IIII. deniers d'or.

In meinen Sammlungen finde ich nur noch zwei dieser entsprechende Stelle in der altfranzösischen Epik:

Fierabras	5605.	De .IIII. deniers d or la teste racatee.
Huon	6347.	Vous me rendres .IIII. deniers d or cler Et a tous jors mes liges hons seres.

Vom Fierabras wissen wir aber, dafs er als Nachepos seine Motive überall hernimmt, und vermuten deshalb ein Echo in ihm. Über den Huon hat bereits S. 334 f. entschieden.

Vorab ist ein 'denier d'or' = denarius aureus im 12. und 13. Jahrhundert etwas durchaus Ungewöhnliches. Eine fremde Goldmünze dient statt einer einheimischen, wir lesen, wenn eine solche gebraucht wird, stets nur von besans = Byzantiner. Die Goldprägung war unter den ersten Kärlingern sistiert worden und die Silberwährung eingeführt. Doch finden wir von Ludwig dem Frommen an bereits weitere Goldmünzen, 'und das blieb das ganze Mittelalter so, wenn auch die Goldmünzen viel spärlicher sind als die Silbermünzen und heute zu den gröfsten Raritäten

unserer Münzkabinette gehören.'[1] Zahlungen dagegen wurden, wie übereinstimmend aus Kulturgeschichten und Münzkunden zu ersehen, bis zu den höchsten Beträgen in Silber geleistet. Auch die Literatur bestätigt dies, wofür ein Paar Beispiele:

Mainet 118. Cent sols li ont doné de deniers d'argent blanc
Et deus onces d'or fin et un mulet amblant.

'Cent sols' sind 1200 Denare; zwei Unzen Gold sind natürlich ungemünzt, die Unze hat bis zu 14 Goldstücke Wert.

Aiol. .IIII. saus porteres, fieus, de deniers.
Montaigl I. 86. Ein Haus: valoit de loier 20 livres de paresis l'an
Ille u. Gal. 320. Largent li baille e la balance
E cil en a mil mars pesees.
Trubert 35. Dis sols li fit ...:
41. Des deniers ot il vint e cent.
53. ... 'Vous l aurez por cinc sous.' —
'Quanz vinz sont se?' ce dit li fous
'Ce sont troi vinz', fet li vilains.
etc.

Man sieht hieraus, dafs die Zahlung in einheimischem Gold im Gedichte eines Spielmannes des 14. Jahrhunderts nichts Gewöhnliches ist; ganz ungewöhnlich aber ist der Ausdruck: 'denarius aureus'.

Herr Dr. Hilliger schreibt mir hierüber: 'Was den Ausdruck denarius für eine Goldmünze betrifft, so läfst er sich zuerst nachweisen (im Mittelalter) in der lex Frisionum (Mon. Germ. leges Tom. III), die etwa zur Zeit Karls des Grofsen entstanden ist (vielleicht 803). Er läfst sich dann bis ins 13. Jahrhundert verfolgen.'

Damit ist, denke ich, erwiesen, dafs der Spielmann oder Kompilator des 13. oder 14. Jahrhunderts, für den es keinen denier d'or gab, und der eine Goldmünze gleich den anderen besans genannt haben würde, kopierte und nicht erfand. 'Ja', wirft man mir ein, 'kopierte schon, aber nicht aus einer postulierten "Geisel Ogier"!' Ich bin auf den Einwurf gefafst und kann ihn widerlegen. Denn auch der *'Ogier'* des 12. Jahrhunderts enthält in einer Rückerinnerung an den verlorenen Anfang:

3629. Quatre deniers qu'il devoit aporter,
Nient d'argent ains estoient d'or cler.

Wobei die Bemerkung: 'keine silberne, sie waren aus Feingold' beweist, dafs bereits an der Wende des 12. ins 13. Jahrhundert dem Nichtjuristen ein denarius aureus etwas nicht mehr Bekanntes war.

---

[1] Laut einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. Hilliger-Leipzig, dem ich für seine Unterstützung und Fingerzeige in dieser Frage recht zu Dank verpflichtet bin. Auf seinen Aufsatz 'Der Schilling der Volksrechte und das Wergeld' in *'Hist. Vierteljahrsschr.'* 1903, S. 175 ff. möchte ich die Kulturhistoriker aufmerksam machen.

Soviel über den Golddenar; jetzt über die Vierzahl. Hier finden wir nun weniger Ungewöhnliches, im Gegenteil stimmen die Chansons de Geste mit dem überein, was uns die Kulturgeschichte lehrt: der fränkische Königszins beträgt, soweit wir ihn nach rückwärts verfolgen können, stets vier Denare. Sehen wir hierzu Ernst Mayers *Deutsche und französische Verfassungsgeschichte* (1899) ein.

I. Bd. S. 29. 'In Frankreich sind vier Denare für den mansus oder für den Kopf zu zahlen.' Hierzu Beispiele aus den Jahren 971, 1101, 1138; auch an altfranzösische Romane ist gedacht. — Fremde erwerben Heimatsrecht durch Zahlen der Kopfsteuer. S. 32 74 Beispiele aus den Jahren 1069, 1232. — Godefroy 'Dictionnaire' hat Beispiele aus den Jahren 1300, 1372, 1436. Hierbei zu erinnern, daſs zwar die Vierzahl gewahrt, aber der Charakter als *'servage'* natürlich längst verloren ist.

Den gleichen Betrag der Kopfsteuer für die älteste Zeit erschlieſst der Verfasser indirekt:

S. 29. 'Vom 8. Jahrhundert an wird eine Abgabe, die bisher an den König gegeben wurde, nunmehr an die Kirche weitergezahlt ... 30. Dann ergibt sich aber ein Rückschluſs von der Höhe der kirchlichen Abgabe auf den Königszins ...: In Frankreich, am Oberrhein und in Alemannien tritt ganz allgemein und ausnahmslos (für diese Kirchensteuer) derselbe Satz von vier Denar auf.'

Wer zahlt die Steuer? Verfasser führt in den folgenden Partien aus, daſs die Königssteuer eine 'Freienabgabe' gewesen sei, daſs also 'frei' nicht = steuerfrei, sondern nur als 'nicht leibeigen' aufzufassen sei. Die engere Klasse der Steuerfreien unter den Nichtleibeigenen das seien diejenigen gewesen, die man 'franci' nannte, in welchem Worte früh die Bedeutung der Stammesangehörigkeit erlischt (S. 39).

Wer zahlt im Epos unter den Stammesangehörigen diese Steuer? Wer sich dem Kriegsdienst entzieht. Mayer hat ein hierzu passendes Beispiel aus Urkunden S. 42 [121]. Welche Bedeutung genieſst die Steuer dort? Durch die Steuer kauft sich der der Leibeigenschaft Verfallene von dieser wieder los. Ogier wird 'sers rachetes' und 'culvers' (collibertus in Grundbedeutung!) genannt. Mayer bringt folgendes bei:

S. 41. 'Die Minderung des Freienrechtes, die in der Steuer liegt, drückt in Sachsen das Wort libertus aus.'

Der Anfang der Saisnes ist sicherlich eine historische Erinnerung: wie durch den Neid der anderen steuerfreie Stämme zur Zahlung des Königszinses herangezogen wurden und sich dem widersetzten.

Aber der *'Ogier'* verlangt ja den Königszins nicht von Einheimischen, sondern von Feinden. Man lese hierzu Mayer S. 47:

'Ist der Königszins eine Freienabgabe ... so finden sich daneben verblaſste Spuren von Abgaben unterworfener Völker.'

So daſs diese ganz alleinstehenden vier Golddenare im *'Gaufrey'*, die nicht als Kopfsteuer erhoben werden, sondern symbolisch nur von einem tributpflichtigen Herrscher gezahlt werden sollen, sich vollends als ein uraltes ehrwürdiges Denkmal erweisen. In seiner Art urgermanisch, so daſs wir kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daſs in einer Periode stärkerer Romanisierung ein derartiges Motiv nicht mehr hätte ersonnen werden können, weder literarisch noch politisch, und wir deshalb in ihm eine historische Reminiszenz aus den Konflikten Karls d. Gr. mit germanischen Stammesfürsten sehen müssen. Der bisher verachtete 'Gaufreyschluſs', den ein glücklicherweise inepter Spielmann oder Kompilator ohne Zusätze dem Anfang der *'Geisel Ogier'* entnahm, wird dadurch zu einer unserer wertvollsten Partien der altfranzösischen Literatur überhaupt.

Betrachteten wir bisher den Gaufreyschluſs für sich, müssen wir ihn jetzt auf sein Verhältnis zum *'Ogier'* prüfen. Voretzsch fällt nun über die erste Branche der *'Chevalerie'* folgendes Urteil:[1] 'Das Gedicht über die *'Enfances Ogier'* ist eine Nachbildung der alten *'Chanson d'Aspremont'*, hat somit wie diese zur historischen Grundlage die Sarazenenkämpfe des 9. und 10. Jahrhunderts in Italien, an dem Helden selbst aber ist nicht mehr das geringste historisch. Der Dichter der *'Enfances'* hat Ogier zum Dänen gemacht, welcher in dieser neuen Form auſserordentlichen Beifall gefunden hat.' Diese Hypothese — übrigens die einzig mögliche, wenn man kein besonderes Lied von der dänischen Geisel anzunehmen geneigt ist — empfiehlt sich nicht sonderlich. Wenn von einem festen Dichtungskörper aus nach rückwärts gebaut wird, so werden sich kaum gröſsere Widersprüche zeigen, da man den Kern immer im Auge hat. Anders freilich, wenn man diesem einen Fremdkörper voranstellt, dann häufen sich die Widersprüche in Charakteren und Geschehnissen, wie z. B. im Girart von Rossillon zwischen Doppelhochzeit und dem übrigen Gedichte, im Girart von Vienne zwischen der Witwenepisode und der Belagerung. Die fortwährenden Widersprüche im *'Ogier'*, der unvereinbare Kontrast zwischen einem fremden Königssohn und einem rebellischen Vasallen sprechen nicht dafür, daſs der Anfang der *'Chevalerie'* eine ihr zuliebe gemachte Erfindung ist.

Zudem wird in dieser Theorie zu wenig Gewicht auf die Zeugnisse der Karlsdichtung gelegt, die zu erwecken die 'Enfancesdichtung' kaum alt genug ist. Auch ist ja die Geiselschaft des Ogier in dieser letzteren derartig Nebensache (sie füllt ein paar hundert Verse als Nebenmotiv und wird dann aufgehoben),

[1] *'Über die Sage von Ogier dem Dänen'*, 1891, S. 98.

dafs sich die ganz bestimmt gefafsten Anspielungen kaum hierauf beziehen können, sondern auf ein Gedicht, in welchem gerade die Geiselschaft Hauptsache war, und in welchem, wie es die klare Exposition verlangt, Ogier in seine königlichen Rechte trotz der Stiefmutter wieder eingesetzt wird. So sagt denn auch Pseudoturpin als Beweis hierfür: 'Ogerius rex Daciae, de hoc canitur in cantilena.'[1]

Mit der bewiesenen Altertümlichkeit von Resten der *'Geisel Ogier'* auf Grund vorstehender Argumente haben wir ein Recht, ihr Bestehen als Ganzes zu behaupten, die Anspielungen des Karlsepos der *'Chevalerie'* abzunehmen und dem verlorenen Gedicht zu geben, somit aber auch die Entwickelung der ganzen Sage von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten.

II. Die Entwickelung der Ogiersage.

Die Ogiersage hat folgende Stadien zu verzeichnen:

I. **Ursprüngliche Dichtungen.** 1. Die Geisel Ogier. Erhalten ist uns der Anfang in Vers 10466 bis 10706 der einzigen Handschrift des *'Gaufrey'*. Darstellungsweise wie Altertümer weisen auf ein sehr hohes Alter. Die Erhaltung verdanken wir wahrscheinlich folgendem Umstand: Der historische Dänenfürst Gaufrey, Vater des Ogier, spielte in dem Gedichte die Rolle, die er noch heute hat. Ein zyklischer Dichter des 12. Jahrhunderts dichtete die vorherigen Erlebnisse dieses Gaufrey, wie er sich Dänemark erobert habe, setzte am Schlufs den alten Anfang der *'Geisel Ogier'* fast unverändert hin und machte mitten darin einen Bruch, mit dem er den *'Gaufrey'* beschlofs und den *'Ogier'* begann. Da sämtliche Hss. der *'Chevalerie Ogier'* mit dieser Bruchstelle beginnen, so gehören sie auch sämtlich dieser zyklischen Dichtung an. Der langweilige *'Gaufrey'* wurde meist fortgelassen und erhielt sich so nur in der einen Handschrift, in der er bedeutende Erweiterungen und Überarbeitungen des 14. Jahrhunderts zeigt; während z. B. Vers 7419 zu lesen ist: 'Chi comenche la geste ... Des enfanches Ogier', beginnen diese erst 3000 Verse später.

Die alte Entwickelung der *'Geisel Ogier'* ist vollkommen verweht. Die Anspielung im *'Renaut de Montauban'*, die Wahrscheinlichkeit, wie die Vorliebe für das Martyrium junger Heldenschaft, besonders den Märchen, die jeder in der Kinderstube kennen gelernt hat, entnommen, weisen Gabs und Reproviers, die Ogier als vom Vater aufgegebene Geisel erdulden mufs, diesem

[1] Die Vertauschung Daniae > Daciae, die meinen Vorarbeitern Kopfzerbrechen bereitet und gar zu Hypothesen verleitet hat, ist nicht alleinstehend. Vgl. Pertz, Script. I, S. 532: 'Northwegia ... in qua habitant Gothi, et Huni, atque Daci.' Hier ist an die Dacier nicht zu denken.

Gedichte als ursprünglich zu. Dafs eine Befreiung aus der Gefangenschaft, eine Wiedereroberung Dänemarks, eine Bestrafung der Schuldigen den Kern ausmachte, ist nicht gut zu bezweifeln.

2. Der 'Rebelle Ogier'. Wir haben es hier mit einem Gedichte zu tun, das auf historischen Vorgängen beruht, wie sie in der interessanten Stelle der Chronik angedeutet werden: '771. Karolus Synodum habuit Valentianis, Karlomannus defunctus est Salmontiaco; uxor eius cum duobus filiis et Otgario marchione ad Desiderium regem, patrem suum confugit.'[1] Da die *'Chevalerie Ogier'*, die einzige Komposition, die den 'Rebellen Ogier' enthält, die ursprünglich selbständigen *'Enfances'* diesem voranstellt, die ja an die *'Geisel Ogier'* angeknüpft hat, wird die historische Ursache zur Flucht des Rebellen Ogier an Desiiers Hof verwischt. Der *'Geisel Ogier'* wird nämlich die Verspottung der Geisel (von seiten Charlots, Karls Sohn) als Konflikt entnommen (Ursache: Charlots Neid), die ursprünglich direkt (a. n. Version), dann auf Umwegen (fr.-it. Vers.: Bauduin) zur Ermordung des Beleidigers führte, dem *'Rebellen Ogier'* wurde dagegen die hieraus sich ergebende Flucht oder Verbannung zu Desiier entnommen. Trotzdem wurden einige Hinweise auf den alten historischen Konflikt des *'Rebellen Ogier'* (Bergung von Karlmanns Söhnen) vom Vereiniger vergessen. Einen derselben wies Gaston Paris nach:

'Ogier' 4423. J'en afui a cest roi Desiier,
Passai Mongieu por ma vie alongier,
S'en amenai Loëys e Lohier,
Ces deus enfans petis a alaitier,
Qu'il voloit faire ocire e detranchier.

Die historische Deutung dieser Partie hat an Voretzschs Kritiker Ph. A. Becker[2] einen Gegner gefunden. Er sieht in dem *'Rebellen Ogier'* eine junge Nachahmung des Girart von Rossillon, des Prototyps aller Rebellen. Über die Verse 4423 ff. schreibt er (407): 'In diesen beiden Kindern will G. Paris die Söhne Karlmanns sehen, und er meint, dafs diese Verse nicht anders zu erklären sind als wie ein fossiles Überbleibsel aus den ältesten Fassungen der Ogierdichtung. Zunächst bin ich nicht recht überzeugt, dafs diese zwei Knaben Karlmanns Söhne sind, es könnten ganz gut Ogiers Söhne gemeint sein ...' Die Konjektur ist für die in der genannten, nicht sehr glücklichen Kritik angewandte Methode typisch. Denn wenn man den Ogier auf die Namen Looïs und Lohier durchstudiert, findet man eine weitere Stelle, die über ihre Rolle aufklärt. Karl spricht unter dem Einflufs seiner Barone zu seinem trotzigen Sohne Charlot:

1528. 'Callot, dist il, mult es outrequidies ...
Se dex en France me done repairier

[1] Laubacher Annalen; Voretzsch, op. cit. S. 14.
[2] *Lit. Bl.* 1895, S. 401.

Ja de ma terre ne tenras mais plain pie;
Ainc le donrai e Louis e Lohier.'
E dist Callos: 'Dehe ait qui en quiert![1] —
J'en conquerrai au fer e a l'achier,
Si en arai que mal gre en aies!'

Ob diese Kinder die Söhne Karlmanns sind, oder ob die Dichtung, was für mich das wahrscheinlichere ist, Karlmann und Karl bereits verschmolzen hat, so daſs sie jüngere Brüder, vielleicht Stiefbrüder Charlots sind, ist gleichgültig — jedenfalls sind sie berechtigte Konkurrenten Charlots bei der Thronfolge. Wir haben in dieser Stelle ein Beispiel des gewöhnlichsten Kunstmittels altfranzösischer Epik, der 'andeutenden Vorbereitung' des Konflikts, der in den von G. Paris beigebrachten Versen einen 'Nachhall' findet; der Konflikt selber ist durch einen persönlichen Anlaſs zu Streitigkeiten zwischen Ogier und Charlot (der '*Geisel O.*' entnommen) verwischt worden.

II. Sekundäre Dichtungen. Vorbemerkung. Die '*Chevalerie Ogier*' zerfällt bei genauer Betrachtung in eine Anzahl selbständiger Teile, die in einer Dichtung ausgesprochen zyklischen Charakters vereinigt sind. Voretzschs Ansicht über diese Vereinigung ist folgende:[2] 'Es bestanden in älterer oder jüngerer Gestalt, von verlorenem abgesehen, folgende fünf Dichtungen selbständig nebeneinander, die in verschiedener Weise zu Zyklen kombiniert wurden:

1. Langob. Krieg 2. Castelfort 3. Balduin 4. Enfances 5. Sachsenkrieg

[= Rebell Ogier] altnord. Version

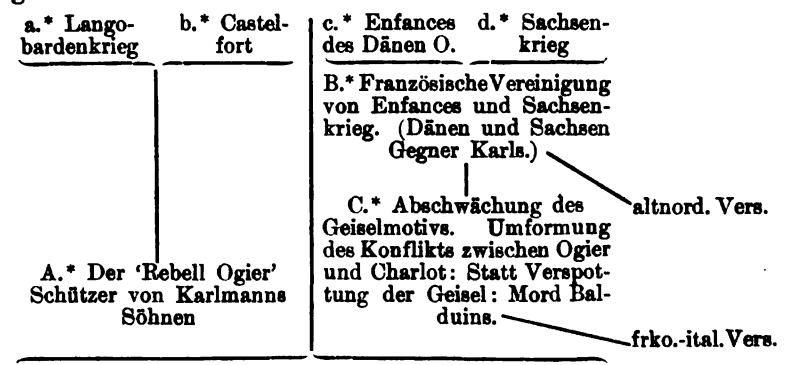
franko-ital. Version

Chevalerie Ogier.'

Ich bin nicht geneigt, an eine dreimalige zyklische Bearbeitung zu glauben, ebensowenig aber, mit Becker, eine gemeinsame Auslassung des '*Rebellen Ogier*' in der franko-italienischen und nordischen Version anzunehmen. Eine strenge Methode kann nur unter ganz besonderen Umständen eine Auslassung annehmen, da diese der allgemeinen Tendenz, zu erweitern, zuwider läuft; ebenso kann aber eine strenge Methode nicht eine dreimalige Erweiterung des ursprünglichen Gedichtes um ein gleiches als zufällige Coïncidenz betrachten, sondern muſs diese Übereinstimmung auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen suchen. Es repräsentiert demnach die altnordische Version die älteste Stufe der '*Enfances*', die franko-italienische eine erweiterte jüngere, erst die '*Chevalerie*' ist im eigentlichen Sinne zyklisch, d. h. vereinigt

[1] 'Zum Teufel, wer hier bittet. — Ich werde es mir erobern.'
[2] Auf Grund einer persönlichen Mitteilung.

alles, was sie von ihrem *'Ogier'* kennt. Das Schema der Entwickelung ist meiner Ansicht nach deshalb folgendermafsen zu gestalten:



D. Vereinigung beider Gedichte in der *'Chevalerie Ogier'*, indem der 'Rebell Ogier' (A) zwischen 'Enfances' und 'Sachsenkrieg' von C. gestellt wird. — Von zwei Konflikten ist einer zu viel: So wird der Konflikt von C. gewählt (Balduins Mord)[1] und der Konflikt von A. (Charlot gegen Karlmanns Söhne) unterdrückt. Aus Unachtsamkeit ist die technische Vorbereitung dieses letzteren Konflikts und sein Nachhall (vgl. S. 343) stehen geblieben.

Nun die einzelnen Stufen und Teile:

1. Die Enfances. Wir haben folgende Unterabteilungen: a) Die Rückkehr der Gesandten an den Dänenkönig, b) Zug Karls über die Alpen nach Rom; Ogier als Geisel beim Heer, c) Änderung der Stellung Ogiers, indem er sich auszeichnet, d) Sein Zweikampf gegen Karaheu, e) Sein Zweikampf gegen Brunamont; endgültige Besiegung und Vertreibung der Heiden aus Italien.

Der Kern der Komposition ergibt sich ungezwungen als eine Nachahmung von Aspremont. Voretzschs Belege hierfür sind fast alle vollgültig. Sicherlich ist jedoch die Geiselschaft Ogiers nicht nur in Nachahmung von Rolands Gefangenschaft in Laon erfunden, da sie überall hinderlich ist und eine blofse Nachahmung von Aspremont in diesem Falle restlos hätte glücken können, sondern durch Vorsetzen eines fremden Anfangs bedingt (vgl. S. 340). — Von den beiden Kämpfen ist natürlich nur einer der ältesten Enfancesdichtung angehörig. In der Tat ist der erste

[1] Voretzsch schreibt über Balduin (S. 40): 'Ferner ist die Verbindung mit Bauduinets Tod im franko-italienischen Text sowohl der französischen als der skandinavischen Überlieferung fremd und augenscheinlich willkürlich.' Voretzsch mufs hieraus schliefsen, dafs die franko-italienische Version und die *Chevalerie* unabhängig voneinander den 'Bauduin' zu verschiedenen Zwecken einfügten. Meine Erklärung scheint mir ungezwungener zu sein.

mit Karaheu (= 'die ganze mittlere Partie des Gedichts') eine Interpolation, wie Voretzsch auf den Seiten 88, 89 seines Buches in zwingender Weise erwiesen hat. Seine Untersuchung hierüber ist derartig, dafs sie nebst Lektüre der entsprechenden Stelle im *'Ogier'* in Seminarprogramme aufgenommen werden sollte. Der Kampf mit Karaheu (vgl. Karadoc; Ro. XXIX 380: Le roi Hoël de Kerahès:[1] bretonisch?) ist übrigens nur eine Nachahmung des Kampfes zwischen Olivier und Roland auf der Vienneinsel um Aude:

> 1757. Es les barons trestos quatre ens en l'ile
> E Gloriande, la cortoise mescine.

Der Kampf findet ebenso wie im Girart auf einer Insel statt, wie im Girart für eine ältere Stufe zu erschliefsen, ist die Heldin (wozu hier des Brunamont Braut genommen wurde, was Widersprüche schafft) mit ihnen auf der Insel (Urtypus: Entführung). Karaheus bietet sie beim Versöhnungsversuch Ogier zur Frau an, genau wie Olivier Roland s e i n e Schwester. Als dann Karaheus sich Karl stellt, um Ogier zu retten, finden wir auch noch eine Anspielung auf das dem Kampfe im Girart folgende Kompagnonage. Brunamons sagt nämlich zu Ogier:

> 2574. 'Por Karaheu deves vos ben parler,
> Car andoi estes compagnon afié!'

2. D e r S a c h s e n k r i e g. Die von Voretzsch beigebrachte Prachtstelle: 'Auctarium ducem qui in cantilena vocatur Lotharius superbus', in der Becker, um seinen Standpunkt nicht aufzugeben, einen Schreibfehler sehen mufs, zeigt das Bewufstsein, dafs man Chlothars Taten auf Ogier übertragen habe. Ebenso sicher wie die Benutzung des merowingischen Sachsenkrieges ist die Nachahmung von Rolands und Fernacutus' Zweikampf beim Zweikampf Ogiers und Braiants innerhalb dieser letzten Branchen. Die Befreiung der englischen Königstochter ist einem Artusroman entnommen. Entgangen ist es Voretzsch, dafs die Schlufspartien eine Nachahmung des Roland sind (von 12203 ab). Ogier ficht allein gegen viele, den Rücken mit einem Felsen gedeckt. Karl zieht ihm zu Hilfe:

> 12497. Kallon chevauche, cui maltalens aigrie,
> Embrons sous l'elme (= Roland 1834).

Die Widerrüstung der Heiden entspricht dem B a l i g a n t. In der Schlacht haben die Heiden 30 Staffeln (= Rol. 3217).

> 12617. En la menor, c'est verité provee,
> Sont trente mil, cascun brogne endossie (= Rol. 3219);

die Christen 13 Staffeln (Rol. 3084: 10 Staffeln):

> 12636. En cascune ot vingt mil (= Rol. 3029).

[1] *Rom. Forsch.* Bd. IV, S. 319. Karahès = Carhaix in der Nähe von Nantes.

Die Stimmung der Kampfszenen im Roland imitieren folgende Tiradenanfänge:

12702. Grans fu l estors e la bataille estraigne.
12720. „ „ „ la noise e li hustin.
12752. Grans fu li caples, jamais tel ne veres.
12853. „ „ „ „ e li estors felon.
12878. La bataille est mervillouse e pesant.
(Rol. 1320, 1412, 1620.)

Aufserdem: Die Beschreibung von 12643 Val Secrée = Val neire (Rol. 980), Ogier 12867 Fausaron (= Rol. 879, 1213), Ogier 12705 Corsabron (= Rol. 1235 Corsablis).

III. Ergebnisse, die Echtheit der 'Geisel Ogier' betreffend, und deren historische Grundlage.

Wenn wir also die ganze Enfancesdichtung übersehen, d. h. die Komposition, die uns die altnordische und franko-italienische Version erhalten haben (von neuen Zutaten dieser abgesehen), so enthält dieselbe folgendes Konglomerat:

1. Anfang unbekannter Herkunft: 'Dänische Geisel'. 2. Paraphrase von Aspremont. 3. Der Streit Ogier-Charlot = ursprünglich Verspottung einer Geisel. 4. Paraphrase von Chlotars Sachsenkrieg. 5. Imitation des Kampfes zwischen Roland und Fernagu. 6. Episode aus unbekanntem Artusroman. 7. Imitation von Partien des Rolandsliedes.

Wir haben es ersichtlich mit der eklektischen Arbeit einer späteren, durchaus literarischen Einflüssen ausgesetzten Periode zu tun, die kaum viel vor das 12. Jahrhundert zu rücken ist. Der Dichter kopiert die Vorlagen nicht mehr, verleibt sie nicht mehr als Ganzes seiner Komposition ein, sondern er imitiert sie, weil er sie nicht mehr auswendig kann. Nirgends zeigt er das Bestreben, der eigenen Phantasie Spielraum zu lassen, immer läſst er diese durch Gedichte, nicht durch Geschehnisse befruchten, nimmt also alles aus zweiter Hand. Hieraus ergibt sich aber: Auch die *'Dänische Geisel'* (No. 1 und 3) ist kaum sein Eigentum, sondern beruht ebenfalls auf einem ihm bekannten, beliebten Gedichte. Es ist das selbe, auf das die Anspielungen und Nennungen des Dänen(königs) Ogier gehen (Pseudoturpin, Roland, Renaut), die auf jener durchaus epigonenhaften Nachdichtung, den *'Enfances'*, chronologisch wie literarisch nicht beruhen können.

So sind es in erster Linie **literarhistorische Erwägungen**, welche die Ursprünglichkeit der *'Geisel Ogier'* stützen. **Kulturhistorische** kommen helfend von einer anderen Seite: Denn Altertümer, rechtliche und moralische Anschauungen weisen die im Gaufreyschluſs erzählte Vergeiselung Ogiers einer frühen

Periode an. Beide Argumente vereinigt fordern sodann, daſs die *'Geisel Ogier'* älter ist als der *Huon*, der ihr ein Motiv entnimmt (vgl. S. 334, 335), älter als die Anspielungen des *Karlsepos* und des *Pseudoturpin*. Wann aber ist (absolut gefaſst) die Periode ihrer Entstehung? Das könnte nur eine **historische Grundlage** lehren, deren Auffindung zugleich als dritte Stütze unserer Argumentation das, was bisher wahrscheinlich war, zum historischen Faktum erheben würde.

Welche sind nun überhaupt die historischen Vorgänge, mit denen man die *'Geisel Ogier'* zusammenbringen könnte? Es sind dies die Konflikte zwischen Göttrik, König der Dänen, den die Frankenchroniken Godofredus nennen, und Karl dem Groſsen. Die historische Überlieferung nach Einhards Annalen gibt von diesen folgendes Bild: Im Jahre 804 hatte Karl mit den Sachsen zu schaffen. Rebellen dieser hatten sich zu Godofredus, dem König der Dänen, geflüchtet, der mit seiner Flotte und Reiterei nach Sliesthorp, einem Orte (Festung?) an der sächsischen Grenze, kam. Er versprach dabei, sich einer Unterredung zu stellen, aber auf den Rat der Seinigen hin[1] lieſs er es und rückte nicht näher. Karl saſs während dessen bei Hollenstedt an der Elbe und sandte von hier aus Boten an G., er solle die Überläufer ausliefern. Über den Erfolg dieser Gesandtschaft schweigt die Chronik, woraus zu schlieſsen ist, daſs sie Ursache zum Schweigen hatte. Dahn schreibt hierüber: 'Er scheint die Auslieferung verweigert zu haben, da die Annalen von einem Erfolg der Gesandtschaft Karls schweigen und Göttrik alsbald als Feind auftritt.'[2] Karl zog sich Mitte September nach Köln zurück und entlieſs sein Heer. — Auf vier Jahre scheint seine Nähe den wilden Dänen zur Ruhe gebracht zu haben. Erst 808 schien ihm der Zeitpunkt zu weiteren Unternehmungen gekommen. Wahrscheinlich hatte er inzwischen Heer und Flotte verstärkt und fiel nun mit den Wiltzen vereint in das Land der Abodriten ein, eines slavischen Volksstammes. Hierbei wurde sein ältester Neffe Reginaldus getötet. Er selbst zog sich mit reicher Beute zurück, zerstörte den wohl den Abodriten gehörigen Stapelplatz,[3] den die Dänen 'Reric' nannten, und fing an, auf der Grenze zwischen Dänemark und Sachsenland einen gewaltigen Damm zu bauen, der von der Ostsee (Ostersalt) bis zur Nordsee reichen sollte, hiermit weitreichende Pläne verratend. Karl hatte infolge der Nachrichten hiervon einen seiner Söhne gegen ihn geschickt,[4] das bewog den Dänen, der von dieser Seite lieber Ruhe haben

[1] Consilio suorum inhibitus propius non accedit.
[2] Dahn, *Germ. u. rom. Völker*, III, 1107.
[3] 'emporium'; später läſst G. den Abodritenkönig Thrascus dort ermorden.
[4] S. Amandi (Pertz I, S. 14).

wollte, im nächsten Jahre dem Kaiser mitteilen zu lassen, er habe gehört, er zürne ihm wegen des Einfalls in das Land der Abodriten, und bäte um eine Unterredung. Über den Ausgang der Verhandlungen wird abermals geschwiegen, jedenfalls fühlte sich G. stärker wie je, da er bei einer Zusammenkunft mit Thrasco, dem Abodritenkönig, dessen Sohn als Geisel verlangte und erhielt. Das nächste Jahr scheint er sich ausersehen zu haben, gegen die unbequemen Nachbarn und Karl selber offen loszuschlagen; nun brüstete er sich rückhaltlos: 'vanissima spe victoriae inflatus, acie se cum imperatore congredi velle.' Mitten in diesen Unternehmungen wurde er durch den Tod aufgehalten, von einem Vasallen ermordet. Da nicht einer seiner Söhne, sondern ein Neffe Hemming (810 bis 812) ihm folgte und seine Söhne nebst Anhang später (813) 'qui apud Sueones exulabant' genannt werden, nehme ich an, daſs auf Betreiben der Partei dieses Neffen der Mord vor sich gegangen ist. Lange erfreute sich Hemming des so erworbenen Thrones nicht, bereits 812 melden die Chroniken auch seinen Tod. Erbitterte Kämpfe um die Krone folgten, in denen die Neffen eines (von Gottfried depossedierten?) Königs Harold (Herioldi quondam regis) wieder ans Ruder kamen und sich als Friedenspartei zeigten: 'Harioldus et Reginfridus reges Danorum missa ad imperatorem legatione pacem petunt et fratrem suum Hemmingum sibi remitti rogant.' Eine Bitte, der auch im nächsten Jahre Gewähr geleistet wurde: 'iuramentis utrimque factis pax confirmata et regum frater eis reditus est.'

In den Folgejahren geht wieder alles drunter und drüber, Harold ist mit Gottfrieds Söhnen, die mit ihrem Anhang aus Schweden zurückgekehrt sind und nun die nationale Partei repräsentieren, andauernd im Streit, während Karl ihn als Mitregenten nicht halten kann. Nur 821 und 822 war vorübergehend Ruhe: 'De parte Danorum omnia quieta eo anno. Harioldus a filiis Godofredi receptus.' Übrigens waren diese inneren Parteiungen Karl nicht ungünstig; er konnte endlich Gesandte und Missionare zur Erforschung des Landes mit Erfolg hineinschicken. Die Christianisierung begann, 826 lieſs sich auch Harold in Mainz taufen.

Nun zu der dänischen Geisel, dem Königsneffen Hemming. Wir wissen nicht, bei welcher Gelegenheit er an Karl ausgeliefert worden ist, es ist aber selbstverständlich, daſs dies nicht unter Gottfried, der selber Söhne besaſs, geschah, sondern eben noch unter der Regierung von Hemmings Vater Harold. Für das fränkische Volk, das die dänische Geisel am Hofe des Kaisers einhergehen sah und bemitleidete, war es ohne Belang, daſs in Dänemark seine Familie depossediert worden war, er blieb der vergeiselte Königssohn (mit Neffen arbeitet die Sage nicht).

Gottfrieds kühne Unternehmungen, die auf ihn keinerlei Rücksicht mehr nahmen, mufsten das so wie so rege Interesse an ihm aufserordentlich steigern, da er in steter Lebensgefahr zu schweben schien und es sie ungeheuerlich deuchte, dafs der Dänenkönig auf seinen vermeintlichen Sohn in seinen Unternehmungen keine Rücksicht nahm. Wo aber Fragen sind, ist für die Fabel der günstigste Boden. — Des Kaisers ebenso unbegreifliche Langmut, der die Geisel trotz der Übergriffe seines Volkes verschonte, wie seine endliche Befreiung aus der Geiselschaft trugen vollends dazu bei, die Fabel, die sich um den nun den Blicken Entschwundenen wand, weiterzuspinnen und den Helden derselben bis zum Königsthron emporsteigen zu lassen. Dabei kannten sie nicht einmal seinen Namen und supponierten ihm einen anderen zu seiner Zeit häufigen: 'Ogerius, rex Daciae' (d. h. Daniae). Man wird mir zugeben müssen, dafs diese annalistischen Berichte von Einhards Chronik einen kaum minder festen Boden für die '*Dänische Geisel Ogier*' ergeben als die Notiz über eines anderen Ogier Flucht mit Karlmanns Söhnchen zu Desiderius für den '*Rebellen Ogier*'. Wenn auch nicht, wie in diesem, sich der Name des Hauptbelden erhalten hat, weil er keinen dem fränkischen verwandten Namen hatte (auch Göttrik wird geändert!), sind doch als Grundpfeiler der Handlung Karl und Godofredus festgeblieben in Namen, Charakter und Beziehungen. Der listige, treulose Barbar, der Karl aus seinem sicheren Dänemark bald umschmeichelt, bald verhöhnt, der seine Gesandten unverrichteter Sache oder gar verspottet zurückschickt, worüber die Chroniken natürlich schweigen, — Karl seinerseits, der machtlos einen günstigen Augenblick erwartet und in Händen nur eine Geisel hat, deren Vernichtung für die gegnerische Regierung eher ein Dienst als ein Schlag sein würde, — mufsten den in die diplomatischen Aktionen Uneingeweihten so vorkommen, wie sie uns der Beschlufs des '*Gaufrey*' durch einen glücklichen Zufall bewahrt hat. Aus solchen Elementen entsteht eine beliebte Sagenfigur, wie die dänische Geisel Ogier, an die das Karlsepos noch so oft denkt, nicht aber aus der angeblichen Interpolation eines Nachdichters, wie man bisher annahm, ohne Rücksicht auf die hohe Altertümlichkeit der behandelten Stelle.

München. Leo Jordan.

Nachschrift. Ich bemerke soeben, dafs die Gefangensetzung Ogiers und seine Befreiung zur Rettung des Landes mit Belisars Geschichte und Sage derartig übereinstimmt, dafs an einem Zusammenhang nicht zu zweifeln ist. Ich werde ausführlicher darauf zurückkommen. L. J.

Die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée.

I. Korsische Gastfreiheit.

1830.

Weder in den Werken noch in der Korrespondenz Chamissos ist eine Andeutung zu finden, woher er den Stoff genommen. Die eingehendste Arbeit über Chamisso, die mir bekannt geworden, ist eine französische Doktorthese: *Adalbert de Chamisso de Boncourt (1781—1838). Thèse pour le Doctorat ès Lettres présentée à la Faculté de Toulouse* par Xavier Brun (Prof. d'allemand au lycée de Lyon), Lyon 1896.

S. 252 findet sich unter anderen Quellenangaben zu des Dichters Werken folgender, für einen nicht sehr eingehend literarhistorisch vorgebildeten Menschen geradezu beschämend lapidarischer Hinweis: 'Hospitalité corse (1830). Chamisso a tiré ce sujet des Feuilles de Palmier.'

Ich muſs gestehen, daſs ich mich redlich in der französischen Literatur nach den 'Feuilles de Palmier' umgetan habe. Ich habe auch die liebenswürdige Hilfe einiger gelehrten Bibliothekare der Bibliothèque Nationale angerufen. Ein so betiteltes Werk war nicht aufzufinden. Ich schrieb darauf in meiner Not, auf die Gefahr hin, mich lächerlich zu machen, an Herrn Brun von Paris aus. Ich erhielt keine Antwort. Da entdeckte ich unvermutet in dem geschriebenen Katalog der Bibl. Nat. folgenden Titel: *Feuilles de Palmier, contes orientaux par Herder et Liebeskind,* par E. Hallberg, Professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Toulouse. 1e partie. Paris 1883.

Das Büchelchen enthält eine kleine Auswahl der Erzählungen und ist zum Übersetzen ins Französische bestimmt.[1]

Inwiefern der Toulouser Literaturprofessor an der Quellenangabe der Toulouser Doktorthese beteiligt ist, ist gleichgültig, mir liegt nur daran, die Angabe selbst als unzutreffend hinzustellen. Ich denke, jeder wird mir recht geben, der die kleine Erzählung im 3. Teil der *'Palmblätter' (Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend* von J. G. Herder und A. J. Liebeskind [Weimar, 1786]. Neue Ausgabe. Durchgesehen und ver-

[1] Im letzten Sommer fand ich in einem Bücherkasten am Seine-Kai ein anderes Schulbuch: *Contes populaires par Scherdlin, Grimm, Musäus, Andersen, Herder, Liebeskind (Feuilles de palmier)*, Hachette, 1897, aus dem ich ersah, daſs die Vererbungstheorie bei derartigen Unterrichtsmitteln noch in voller Kraft ist. Das gilt natürlich nur für Frankreich.

bessert von F. A. Krummacher. Berlin [G. Reimer], 1831) liest. Auf S. 73 ff. hören wir nachstehendes:

Grofsmuth und Gastfreiheit.

Ibrahim, einer der letzten Abkömmlinge von dem Geschlecht der Ommiadischen Kalifen, erzählte oft folgende Begebenheit seiner Flucht, als die Abassiden sein Geschlecht vom Throne stiefsen und sich der Herrschaft bemächtigten.

Ich lebte in Kufu und ahndete das Unglück nicht, das unser Haus schon betroffen hatte. Ein ungewöhnliches Geräusch zog mich ans Fenster; ich erblickte die ganze umliegende Gegend mit Soldaten angefüllt, und sogleich erkannt' ich an den schwarzen Fahnen die Truppen der Abassiden. Ich war aufser Stande, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Um mich zu retten, blieb mir nichts übrig, als mich so gut wie möglich zu verbergen. Ich veränderte in aller Eile meine Kleider und lief, mit allen Zeichen einer grofsen Bestürzung, in das Haus eines Mannes, von welchem ich wufste, dafs er ein Feind meiner Familie war, und bat ihn um eine Freistatt, ohne mich zu erkennen zu geben.

Osmin erkannte mich in meiner Verkleidung nicht; er nahm mich sehr wohl auf, führte mich in ein verborgenes Zimmer, behandelte mich auf's beste und liefs es mir an keiner Bequemlichkeit fehlen. Da er jeden Morgen ausritt und einen Feind aufzusuchen schien, so bewog mich meine Erkenntlichkeit, ihm zu versichern, dafs sein Feind auch der meinige sey, und dafs ich mit Vergnügen, um mich dankbar gegen ihn zu erweisen, seine Rache auf mich nehmen würde, sobald er mir nur seinen Feind kenntlich machen wolle.

'Der Feind,' antwortete Osmin, 'dem ich nachstelle, ist Ibrahim, ein Wütrich, der meinen Vater ermordet hat. Da seinem Geschlechte alle Rechte zum Throne entrissen sind, so steht meiner Rache nichts im Wege; ich habe keinen heifseren Wunsch, als ihn auszuforschen und ihm alles Böse, was er an mir verübt hat, doppelt zu vergelten.'

Dies war mir unerwartet, und um ihn nicht durch meine Bestürzung auf einen Argwohn zu bringen, gab ich mich ihm zu erkennen.

'Ich bin Ibrahim, den du suchst,' erwiderte ich; 'es thut mir leid, dafs ich unter andern Umständen deinen Vater getödtet habe, aber deiner Rache will ich mich nicht entziehen; deine grofsmüthige Aufnahme macht mir die Aufrichtigkeit zur Pflicht.'

'Bewahre mich Gott', versetzte Osmin, 'dafs ich deine Aufrichtigkeit mifsbrauche. Ich weifs, was mir meine Rache befiehlt, wenn ich dich aufser meinem Hause antreffe; aber ich weifs auch, was die Rechte der Gastfreyheit mir gebieten.'

Er entfernte sich, liefs mich durch seine Leute vor die Stadt bringen und mir tausend Zechinen und ein flüchtiges Pferd zustellen, um mich so schleunig als möglich entfernen zu können. Man urtheile, wie sehr ich bei dieser That von Dankbarkeit, von Bewundrung und Scham durchdrungen seyn mufste.[1]

Die Ähnlichkeit zwischen dem Gedicht Chamissos und dieser Erzählung beruht nur auf der Heilighaltung des Gastrechts. Dafür

[1] Herrn Direktor Prof. Dr. Ludwig Bellermann verdanke ich den Hinweis, dafs G. K. Pfeffel denselben Stoff in einem früher viel verbreiteten Gedicht 'Ibrahim' behandelt hat (vgl. *Ausgewählte poetische Werke* von G. K. Pfeffel. Leipzig [Reclam], S. 100 f.). Pfeffel hat aber aus anderer Quelle geschöpft; denn bei ihm erweist der alte Emir Ibrahim dem Mörder seines Sohnes Omar, Gufsmann, die hochherzige Gastfreundschaft.

liefsen sich mehr Parallelen ziehen. Wagner braucht, um nur ein Beispiel anzuführen, für die Szene zwischen Hunding und Siegmund gewifs nicht diese Geschichte gekannt zu haben.

Sofort aber erkennen wir unser Gedicht in der Anekdote, die Robert Benson in seinen *Sketches of Corsica, or, a Journal written during a visit to that island in 1823.* London, 1825 erzählt. S. 47 berichtet er:

The families of Polo and of Rocco had long entertained a violent hatred towards each other. The former resided in the village of Tosa, the latter at Orbellara. Important business called the chief of the family of Polo into the neighbourhood of Orbellara; and as he left his house suddenly, he conceived his rivals would not be aware of his journey. When about to return homeward, he learnt that emissaries of Rocco were lying in ambuscade to attack him. The day was on the decline, and darkness soon surrounded him; whilst one of those dreadful tempests arose, which are not unfrequent in the south of Europe.

Polo knew not which way to direct his steps; each moment he expected to find himself in the midst of his enemies, to whom the flashes of lightning were so likely to discover him. Danger thus besetting him on all sides, he determined to knock at the house of his antagonist, Rocco, the chief of the family. A servant appears. 'Go', said he to her, 'tell your master that Polo wishes to speak with him.' At this name, so dreaded by all the family, the servant trembled with horror. At length Rocco presented himself; and with a calm look, and unfaltering voice, asked Polo what he wanted of him at such an hour. 'Hospitality,' Polo answered; adding 'I know that many of your household are concealed in my road homeward, for the purpose of taking my life; the weather is frightful; and I know not how to avoid death, unless you afford me, for this night, an asylum.' — 'You are welcome,' replied Rocco; 'you do me justice, and I thank you.' Then, taking him by the hand, Rocco presented him to his family, who gave him a cold although courteous reception. After supper, Polo was conducted to his chamber. 'Sleep in peace,' said his host; 'you are here under the protection of honour.' On the following morning, after breakfast, Rocco, well knowing that his emissaries were watching for Polo, conducted his guest to a torrent, beyond which he might securely proceed. They here parted, and Rocco added, as he bade his companion adieu, — 'In receiving you into my house, I have done my duty, you would have saved my life under similar circumstances; here then end the rights of hospitality. You have insulted me; and my hostility has been for a time suspended: but it revives on our parting; and I now declare to you again, that I seek for revenge. Escape me if you can; as I, on my part, shall be on my watch against you.' 'Listen,' replied Polo; 'my heart is overwhelmed, and my anger is extinguished. Follow your projects of revenge, if you choose; but, for me, I will never stain my hands with the blood of one, to whom I owe my life. I have offended you, you say; well, forget it, and let us be friends.' Rocco paused for a moment, embraced his enemy, and a reconciliation ensued, which, extending itself to the two families, they lived afterward on the best terms imaginable.

Hier ist also, einschliefslich der Namen, das ganze Gedicht Chamissos. Doch Bensons Fassung ist nicht das Original. Er verdankt auch diese Erzählung sicher, wie er es selbst S. 76 gelegentlich einer anderen erwähnt, dem Prof. Renucci, den er persönlich kennen lernte, und der solche für die Korsen ruhm-

vollen Anekdoten in der Società d'istruzione pubblica del Dipartimento del Golo[1] vorzutragen pflegte. Er hat sie später in einem Bändchen: *Novelle storiche Corse*. Bastia, 1827 (in erster Auflage) vereinigt.

In der dritten Auflage des Büchleins (Bastia, 1838), die ich besitze, steht die Geschichte von Polo und Rocco an erster Stelle unter dem Titel: *'L'Ospitalità'*, und Renucci hat sie am 14. frimaio, anno XII (7. XII. 1803) in der erwähnten Gesellschaft vorgelesen.

Ein Vergleich der italienischen und der englischen Fassung zeigt, daſs Benson nur gekürzt hat. Er läſst die moralisierende Einleitung fort, die Renucci als Pädagoge und Patriot liebt, und er übergeht die Unterhaltung der Gegner während des Abendessens, die, wie in Korsika selbstverständlich, politischer Natur ist. Darin stimmt Chamisso mit der englischen Fassung überein. Andererseits hat Benson in seinem Manuskript die Namen der Ortschaften nicht mehr ordentlich lesen können. Statt Fozzano oder, wie es auch heiſst, Fozzà setzt er Tosa, statt Arbellara: Orbellara. Sofern nur Druckfehler vorliegen, sind sie ihm entgangen. Für Chamisso kommt dies freilich nicht in Betracht, da er keine Ortsnamen gibt. Auſserdem spricht Benson von den Familien Polo und Rocco und 'the chief of the family of Polo'. Dies scheint auf einer irrtümlichen Auffassung des italienischen Textes zu beruhen, wo im Eingang erwähnt wird, daſs Feindschaft herrschte: 'fra le famiglie di Polo da Fozzano e di Rocco d'Arbellara'. Chamisso kennt entsprechend der italienischen Fassung nur Polo und Rocco schlechthin.

Wollte man nun entscheiden, ob Chamisso direkt Benson oder Renucci benutzt hat, so ist man auſser den eben erwähnten Auslassungen und Vereinfachungen nur auf Kleinigkeiten angewiesen. Für die Benutzung Bensons spricht noch, daſs bei Renucci Polo auf Roccos Frage nach seinem Begehr antwortet: 'Chieggo l'ospitalità. L'agguato de' tuoi parenti, la tempesta, e più ancora il vivo desiderio di serbarmi in vita per farti la guerra mi spingono a domandartela.' Diesen Zug, den herausfordernden Trotz in solcher Lage, finden wir weder bei Benson noch bei Chamisso.

Für die Benutzung Renuccis könnte sprechen:

1) Die Schilderung des Gewitters: 'una spaventevole tempesta accompagnata da grandine, lampi e tuoni minaccia d'inabissare l'universo.'

[1] Über diese Gesellschaft berichtet Renucci in seiner *Storia di Corsica*. Bastia, 1834. Danach beschäftigte sie sich mit Handel, Agrikultur, Naturgeschichte und Politik. Auch literarische Erzeugnisse wurden vorgelesen. Sie bestand etwa sieben Jahre und löste sich auf, als die beiden Departements der Insel in eins verschmolzen wurden.

Chamisso: Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gieſsbach schwillt und braust.

Benson sagt nur trocken: '— one of those dreadful tempests arose which are not unfrequent in the south of Europe.'

2) Bei Benson antwortet Rocco: 'You are welcome. You do me justice, and I thank you.'

Renucci läſst ihn sagen: 'Sii dunque il ben venuto, o Polo ... Ora mi accorgo che tu sei un mio degno avversario.'

Auch Chamisso gebraucht dieses 'würdig': 'Ich weiſs dir Dank, daſs würdig du hast Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast.'

3) Renucci erzählt nach dem Empfang des Gastes durch die Familie: 'Vesti di panno lano vengono subito offerte al nuovo ospite, un fuoco ben acceso gl' intiepidisce le intirizzite membra, ed una cena frugale, ma condita dalla sicurezza, pienamente lo rifocilla.'

Benson übergeht dies mit einem einfachen 'After supper'.

Chamisso erwähnt: 'Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist.'

4) Der Schluſs unseres Gedichtes stimmt mehr mit der italienischen Novelle überein. Da ich von ihm noch in anderem Zusammenhang zu reden habe, so verweise ich hier auf S. 355 uud 356.

Immerhin sind dies alles unbedeutende Einzelheiten, und bei der sonstigen völligen Übereinstimmung der beiden Fassungen dürfte eine Entscheidung, welches die unmittelbare Vorlage für Chamisso gewesen ist, kaum möglich sein.

Man könnte noch fragen, ob denn die kleine, in Bastia erschienene Novellensammlung Renuccis in Paris bekannt war. Dies ist der Fall; denn die *Bibliographie de la France* (Pillet aîné) vom 10. Mai 1828 zeigt das Bändchen an.

Endlich will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daſs die italienische Fassung auch in französischer Übersetzung zugänglich war. Im Jahre 1819 hat nämlich ein ancien conseiller à la Cour de Corse, M. Réalier-Dumas, ein *Mémoire sur la Corse* erscheinen lassen. Er bietet nichts Eigenes, entstellt dagegen in fühlbarer Voreingenommenheit gegen das Land seiner amtlichen Verbannung vielfach seine fossilen Erwerbungen. So gibt er folgenden Extrakt unserer Novelle: Un habitant de la campagne retournait de Bastia à son village. Il est surpris par le mauvais temps; la nuit survient; il s'égare. Enfin, à la lueur des éclairs, il croit apercevoir une maison; il y court, il frappe. C'était celle de son plus cruel ennemi. 'Entre,' lui dit cet homme, 'et partage mon souper et mon lit. Demain, si le temps le permet, tu continueras ta route.' Le repas fait, ils couchent ensemble; et le

lendemain le voyageur retourne tranquillement à sa maison. Quelques jours après, il fut assassiné par le même homme qui lui avait si généreusement donné l'hospitalité.

Eine ganze Reihe Schriftsteller lehnen sich gegen das vielfach ungerechte Pamphlet Réalier-Dumas' auf. So, sehr leidenschaftlich, Pompei in seinem *État actuel de la Corse, caractères et mœurs de ses habitants*. Paris, 1821. — Ebenso mit sehr verständigen Gründen und Beobachtungen De Beaumont (Sous-Préfet de l'arrondissement de Calvi) in seinen *Observations sur la Corse*. Paris, 1822. — J. F. Simonot, *Lettres sur la Corse*. Paris, 1821, zerpflückt Zeile für Zeile die oft verzerrten und falschen Mitteilungen des früheren Gerichtsrats. Von unserer Novelle sagt er: Ce trait qu'il a puisé dans une petite nouvelle historique, lue à la Société d'instruction du Département de la Corse, est entièrement défiguré. L'auteur, M. Renucci, professeur d'éloquence et principal du collège de Bastia, ayant eu la complaisance de me prêter une copie de l'original italien, je vais en donner ici une traduction abrégée, pour que vous puissiez juger à quelle distance respectueuse M. Réalier-Dumas se tient de la vérité, lorsqu'il raconte des anecdotes. Die Geschichte endigt dann mit der Versöhnung der Gegner. Endlich will ich noch erwähnen: P.-J. Marsili (Prof. au ci-devant collège royal de Bastia), *Observations au mémoire de M. le Conseiller Dumas*. Ajaccio, 1820.

Ich führe dies alles hier nur an, um zu zeigen, wie man sich gerade in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rege mit der Insel beschäftigte, und wie die gebildete Welt auf die im Jahre 1827 erscheinenden Novellen Renuccis vorbereitet war.

Wichtiger nun als eine nach Lage der Dinge wohl unmögliche Entscheidung, welche Fassung Chamisso benutzt hat, scheint mir nur noch eine Betrachtung, was der Dichter an Eigenem hinzugetan hat.

Da ist in erster Linie die Knappheit seiner Darstellung gegenüber dem Original zu rühmen. Jede persönliche Reflexion ist vermieden. Sein Gedicht wirkt plastisch, und wie der bildende Künstler verschwindet der Dichter hinter dem Stoff. Die einleitende Naturschilderung versetzt uns sofort in die angemessene Stimmung. Nicht wie im Original wird erst eine Magd auf das Klopfen Polos gerufen, um den Flüchtigen bei ihrem Herrn zu melden, sondern erwartungsvoll harrt Rocco am Fenster auf die Kunde von dem gelungenen Anschlag. Dadurch wird geschickt die ängstliche Spannung in dem Hörer erreicht. Den Namen des erwarteten Boten Giuseppe hat Chamisso hinzugefügt. Ein psychologisch feiner Zug, der freilich auch durch den Schlufs der Originalnovelle an die Hand gegeben ist (Polo è il mio nemico; egli mi ha acerbamente offeso) und für die Benutzung dieser

Fassung sprechen könnte (vgl. S. 353 f.), ist es, daſs Chamisso sich nicht damit begnügt, die lange Feindschaft der beiden Familien als eine Tatsache hinzustellen, sondern den geplanten Mordanschlag zu rechtfertigen und uns damit von vornherein auch den alten Rocco menschlich näher zu bringen sucht. Der ungeduldig Lauschende ruft noch einmal seinen Leuten im Geiste zu: 'Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut! Wascht rein die Schmach in seinem Blut!'

Unübertrefflich in ihrer eindrucksvollen, von verhaltener Leidenschaft erfüllten Wortkargheit sind die folgenden Strophen:

Da pocht's an die Tür, er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
'Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede.' — 'Gastlichkeit.

Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
Es lauern mir auf die deinen zumal.'
'Ich weiſs dir Dank, daſs würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast.'

Nicht zu übersehen ist noch, daſs bei Chamisso der alte Rocco in der Besorgnis für die Sicherheit seines Gastes ihn selbst beim Morgengrauen weckt, um ihm das Geleit zu geben.

Und endlich hält Chamisso dadurch den herben, herrischen Ton des Gedichtes fest, daſs er den Gegner jenseit des Gieſsbachs unversöhnt scheiden läſst:

'Hier scheiden wir. Nach Korsenart
Hab' ich gehandelt; so tätest du auch;
Die Rache schlief; sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht.'

Benson gibt mit der Umarmung und Versöhnung der Gegner dem Ganzen einen sentimentalen Abschluſs.

Auch im Original des Renucci will Polo Roccos Verzeihung beim Abschied erlangen: 'Ti arresta, generoso nemico, grida Polo; no, io non partirò da questo luogo, senza aver ottenuto prima ... ma Rocco si era di già dileguato.' Auch dieser Umstand spricht für die Benutzung der italienischen Novelle (vgl. S. 354).

Freilich rechtfertigt sich Bensons Schluſs durch die von Renucci zugunsten seiner Landsleute und wohl auch wieder im erziehlichen Interesse hinzugefügte Bemerkung: 'Polo rientra nel suo abituro, tutto commosso e deliberatamente deciso di tentare ad ogni costo la riconciliazione con si nobile avversario. Rocco, dal suo canto, era occupato di simile pensiero.' —

Noch eine Bemerkung sei mir zu unserem Stoff gestattet, wenn sie auch nicht direkt mit Chamisso (oder Mérimée) zusammenhängt. Die Geschichte Korsikas hat zwar seit dem 15. Jahrhundert ihre Chronisten gefunden, aber natürlich erhielten sich

viele Überlieferungen in dem Gedächtnis des Volkes, flatterten von Mund zu Mund, wurden ergänzt, entstellt, kombiniert und von Person zu Person übertragen.

Das drolligste Beispiel einer souveränen Mythenbehandlung lieferte mir ein Wirt in einem kleinen Dörfchen in der Nähe des Senecaturmes. Ich wollte hören, was denn das Volk noch von dem auf die Insel verbannten Philosophen und seiner angeblichen Zufluchtsstätte wisse, fragte den Wirt in Gegenwart einiger anderen Dorfbewohner nach der Bedeutung der Torre di Seneca und erfuhr, Seneca sei ein alter Kaiser gewesen, der sich, von Kaiser Maximilian verfolgt, in jenen Turm geflüchtet habe.

Faure in seinem Buche: *Le banditisme et les bandits célèbres de la Corse.* Paris, 1858 erzählt unsere Geschichte der Gastfreiheit in mehr historischem Gewande. Ferrando de la Rocca, ein Neffe des berühmten Grafen Renucci, habe im Verlauf eines Streites mit Hirten den Sohn des Simon Paolo de la Zonza getötet. Die Frau des letzteren vertraut die Rache ihrem Bruder Paolo di Fozzano an, und zwischen diesen beiden Männern hätte sich unsere Begebenheit abgespielt.

Von der Grofsmut seines Gegners überwältigt, bittet Paolo den Grafen Ferrando, ihm zu seiner Schwester zu folgen. Diese erkennt den Mörder nicht. Paolo fragt sie: 'Was tätest du, Schwester, wenn du den Mörder deines Sohnes in deiner Gewalt hättest?' — 'Ich würde ihn mit Nadelstichen töten, sein Blut trinken, sein Herz verschlingen.' — 'Was tätest du, wenn du unter deinem Dache den hochherzigen Retter deines Bruders empfingest?' — 'Ich würde ihm zu Füfsen fallen und sie, wie einem Engel, küssen.' — 'Nun, vor dir steht gleichzeitig der Mörder deines Sohnes und der Retter deines Bruders.' — Der Friede zwischen den beiden Familien wurde hergestellt.

Faure gibt an, sein Gewährsmann sei ein Hirt von 104 Jahren gewesen, der trotz des hohen Alters körperlich und geistig wunderbar rüstig war und sich für jedes Wort seiner Erzählung verbürgte. Die Einzelheiten hätte er einst von seinem Vater gehört, der ebenfalls 107 Jahre erreicht und den Grafen Ferrando selbst noch gekannt habe.

Historisch dies nachzuprüfen, war mir nicht möglich. Die Namen Rocco und Paolo machen diesen Ursprung der Novelle nicht unwahrscheinlich. Es kann aber auch eine spätere Übertragung vorliegen.

Schlufs: Chamissos Gedicht 'Die korsische Gastfreiheit' beruht auf einer Novelle Renuccis: 'L'Ospitalità' (1803), die der Dichter nach der Veröffentlichung des Jahres 1827 wahrscheinlich selbst oder wenigstens in der englischen Nacherzählung Bensons benutzt hat.

II. Mateo Falcone.

Mérimée 1829. Chamisso 1830.

Herr Brun sagt l. c. S. 281: 'Cette pièce est tirée, comme le conte de Mérimée, du Journal de Voyage de Benson.' Sehen wir näher zu.

Benson wurde die Geschichte nach seiner Angabe von einem Franzosen, einem hohen Beamten der Insel, erzählt. Hören wir zunächst seine Darstellung. Einleitend sagt der Verfasser des Tagebuches, dafs die Korsen sich gern dem französischen Kriegsdienst durch Flucht in die Berge entziehen und dann von der Gendarmerie verfolgt werden. Dann heifst es weiter:

On one of those occasions, a conscript presented himself to a shepherd of the interior, begging for concealment. The shepherd said: 'My house is at your service, but I think that of my son better adapted for your security; go to him, tell him I send you for protection.' The conscript departed and was received by the shepherd's son. There the gens d'armes soon discovered him; and the old shepherd learning that his son had been treacherous to the conscript, and that he had yielded to the temptation of a bribe, went to his son's house; and his suspicions being confirmed by actual confession, he destroyed his child on the spot.

Selbstverständlich ist hier der Kern der Dichtung gegeben, aber auch nichts weiter, und ich bezweifle, dafs, hierauf gestützt, Mérimée seinen 'Mateo Falcone' geschrieben hätte.

Nun fand ich in einem Werke, das später vielfach ausgeschrieben wurde, eine ursprünglichere, wahrscheinlich die erste Fassung. Im Jahre 1771 veröffentlichte der Abbé Germanes, vicaire général de Rennes, sein dreibändiges Werk: *Histoire des révolutions de Corse.* Im 2. Bande erzählt er eine Anzahl Anekdoten, die den korsischen Volkscharakter illustrieren sollen und von denen er versichert, sie seien geschehen: il y a trente et quelques années. Die Erzählung hat bei ihm (S. 254) folgende Form:

Deux Grenadiers du Régiment de Flandres, qui étoit en garnison à Ajaccio, désertèrent et s'enfoncèrent dans la campagne pour y être à l'abri des poursuites. M. de Nozières, leur Colonel et depuis Maréchal de Camp, fit le même jour une partie de chasse, accompagné de quelques Officiers et de quelques domestiques. Le hasard le conduisit sur les pas des deux Grenadiers, qui, l'ayant apperçu, se jetterent dans un marais couvert d'arbustes, à une petite distance de la mer. Un berger, qui gardoit tout près de-là son troupeau les avoit vus, et montra, avec le doigt, au Colonel le lieu de leur retraite. M. de Nozières, qui ne comprenoit pas ce signe, lui demanda ce qu'il vouloit. Le Berger s'obstina à garder le silence, et continua de lui montrer les arbustes du doigt et des yeux. On s'imagina qu'il y avait vu retirer quelques sangliers. On lâcha les chiens, qui s'acharnerent et firent soupçonner qu'il y avait une proie cachée. Les Officiers s'approchent, et découvrent par l'indication des chiens, la tête des déserteurs qui étoient enfoncés dans la fange jusqu'à la bouche. Ces malheureux sont conduits

à Ajaccio, et condamnés, dans le conseil de guerre, à passer par les armes le lendemain. Le pâtre, à qui le Colonel avoit donné quatre louis en récompense, ne put pas tenir secrète la joie qu'il en avoit, et raconta son aventure. Les Officiers la publièrent aussi dans la ville, pour contenir leurs soldats, et leur faire savoir qu'ils ne seroient point favorisés dans leur désertion par les naturels du pays. La famille du berger en est instruite et en frémit d'horreur. Tous les parens s'assemblent, et décident qu'il faut ôter la vie à ce monstre qui a déshonoré sa nation et sa famille, en recevant le prix du sang de deux hommes, comme l'infâme Judas l'avoit reçu du sang de Jésus-Christ: ils le cherchent, le saisissent, et le mènent sous les murs d'Ajaccio. Ils font venir un Religieux pour le confesser, et fusillent le coupable à la manière des François, en même-tems qu'on fusilla les deux déserteurs. Après l'exécution, ils remettent les quatre louis au Confesseur, et le chargent de les rendre aux Officiers qui les avoient donnés à leur parent. Nous croirions, lui dirent-ils, souiller nos mains et nos âmes, que de garder cet argent d'iniquité: il ne faut point qu'il serve à personne de notre Nation.

Damit sind wir gewifs einen beträchtlichen Schritt der Mériméeschen Dichtung näher gerückt. Renucci in der 7. Novelle, 'La Delazione punita' betitelt, l. c. S. 39, deckt sich, abgesehen von seinen volkserzieherischen und lokalpatriotischen Zutaten, völlig mit Germanes, so dafs ich darauf verzichten kann, ihn in Betracht zu ziehen.

Ganz befriedigt hat mich auch diese Form als Quelle nicht, und ich war daher unendlich erfreut, als ich in einem Reisebericht des Abbé Gaudin, vicaire général de Nebbio, *Voyage en Corse* ... Paris, 1787, eine Reihe von Anekdoten fand, die Germanes entnommen, aber etwas individuell literarisch geformt sind. Ich mufs auch Gaudin noch selbst zu Worte kommen lassen. Er, oder genauer der eigentliche Redaktor dieser Anekdoten, sein Freund Berenger, erzählt S. 123 also:

Noblesse d'âme d'un Corse.

Un soldat d'un de nos Régimens en Corse déserte. On ne tarde pas à être instruit de sa faute; plusieurs de ses camarades sont aussi-tôt envoyés sur ses traces: les recherches devenoient inutiles. (La plupart des Corses sont attachés à la condition pastorale.) On rencontre un de ces bergers: on lui demande s'il n'a point apperçu dans sa route un soldat françois? Il n'hésite pas à répondre qu'il n'a rien vu; on cherche à l'intimider: les menaces les plus fortes ne produisent aucun effet; il s'obstine à tenir le même langage, et à montrer la même fermeté. Fâché du peu de succès de cette tentative, on quittoit le paysan: un de la troupe parle à ses compagnons, les ramène et employe un moyen bien différent pour obtenir du berger l'éclaircissement désiré. Il tire cinq louis de sa poche, les fait briller aux yeux du Corse, en un mot les lui promet s'il veut satisfaire à sa demande. Cet homme tout-à-coup laisse échapper des indices du trouble extraordinaire qui l'agitoit. Il faut observer que 120 liv. sont pour un berger Corse une fortune éblouissante. Sa voix se refuse à son indiscrétion, mais il montre du doigt des rochers. Les soldats qui pensent avoir entendu son geste l'emmènent avec eux, on découvre enfin le déserteur dans cette retraite, on s'en saisit, et les cinq louis furent délivrés au berger. De retour dans sa cabane, il laisse éclater une joie qui ne lui étoit point naturelle; son père le surprend courant sans cesse

compter la somme, récompense de sa délation. Le vieillard furieux ne doute pas que cet argent ne soit le fruit d'un vol; il veut à l'instant être instruit du moyen qui le lui a procuré. Le fils se jette à ses pieds, lui révèle avec quelque peine la cause de son opulence subite. 'Quoi!' s'écrie le vieux Corse, ne le laissant point achever, 'cet argent, tu le dois à une trahison! malheureux! et c'est moi qui t'ai donné la vie!' — Il n'en dit pas davantage, se précipite avec fureur sur le coupable, lui lie les pieds et les mains à la quenouille de son lit, le confie à la garde de quelques personnes de sa famille; et s'empressant de se rendre chez le Commandant françois, tombe à ses genoux, et demande avec larmes la grace du déserteur, qui lui est absolument refusée. — Vous ne voulez donc point céder à mes prières! Eh bien! vous allez savoir comment se conduit un Corse à l'égard d'un fils qui a déshonoré sa famille, son pays, et si nous supportons des traîtres parmi nous. Il se retire brusquement, retourne avec la même vivacité à sa maison, prend son fusil, et délie son fils, sans proférer une seule parole, l'entraîne avec lui, et fait signe aux parens de le suivre. Il s'arrête aux portes de la Ville, à-peu-près vers l'endroit où le jeune homme avoit décelé l'infortuné soldat; il lui ordonne de se mettre à genoux, lui casse la tête, et en jettant avec indignation l'argent sur son cadavre, il ne se permet que ces mots: tiens, voilà le prix de ton crime.

Hier haben wir genau die Hauptmomente der Mériméeschen Novelle: die absichtliche Verfolgung des einen Flüchtlings, die anfängliche Verschwiegenheit des Hirten, die vergebliche Einschüchterung durch Drohungen, den Einfall des einen Soldaten, es mit Bestechung zu versuchen, das Glänzenlassen des Goldstücks vor den Augen des Hirten, den Seelenkampf des Versuchten, dem die Stimme versagt, der aber schließlich mit einer Geste den Verrat übt, die Verzweiflung des Vaters, einem Verräter das Leben gegeben zu haben, endlich den wortlosen Schmerz des Bedauernswerten, der die Flinte ergreift, den Sohn an der Richtstätte niederknien heißt und sich dann kalt von dem Gerichteten abwendet.

Nun erübrigt nur noch eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Chamisso und Mérimée. Ich habe bereits früher auf die zum Teil wörtlichen Übereinstimmungen und die Gleichheit der Namen in den beiden Fassungen hingewiesen.[1] Nur der Tochtermann des Mateo heißt bei Mérimée: Tiodoro Bianchi, bei Chamisso: Renzone. Ich sagte, daß er diese Umtaufung wohl sicher dem Reim der letzten Terzine verdankt:

> Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
> Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
> Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.

Hier will ich nur mit ein paar Worten auf die weit überlegene künstlerische Gestaltung des Stoffes durch Mérimée hinweisen.

Zunächst ist leicht zu bemerken, daß Mérimée in seiner üblichen gewissenhaften Art und mit seinem feinen Verständnis

---

[1] Vgl. *Archiv* N. S. VIII, 1902. Der Vortrag erschien in der *Deutschen Rundschau* Nr. 22, 15. Aug. 1903.

für Volkskunde sich eingehend mit Korsika und seinen Bewohnern beschäftigt hatte, bevor er den 'Mateo Falcone' schrieb. Davon zeugt seine Schilderung des mâquis, seine Personalbeschreibung des Helden, seine Bemerkungen über die Hirten, den mouflon, die voltigeurs, die caporali, die Verwandtschaftsbeziehungen der Korsen, das korsische Haus, das Verhältnis zwischen Mann und Weib auf der Insel, die Gesinnung der Insulaner gegen die Franzosen und manches andere noch. Dieses Studium des Landes und seiner Bewohner haben ja Mérimée auch ermutigt, die Erzählung als ein persönliches Erlebnis während einer Reise auf der Insel hinzustellen, während er sie erst elf Jahre später kennen lernte.

Die treffliche Disposition des Stoffes durch Mérimée zeigt sich darin, dafs er uns zuerst anschaulich den Schauplatz vor Augen führt. Dann werden wir mit dem Charakter des Helden bekannt gemacht. Sein Ruf als Schütze, die Furcht seiner Feinde vor ihm wird, für die spätere Entwickelung bedeutungsvoll, voraufgenommen. Die Tragik des Verlaufs wird dadurch erhöht, dafs wir erfahren, wie freudig der Vater nach drei Töchtern diesen Sohn als Hoffnung der Familie, als Erben des Namens begrüfst hat, wie er ihn in seinem Glück Fortunato nannte, und wie er all seinen Stolz auf den nunmehr zehnjährigen Sohn, der schon glückliche Anlagen verriet, setzte.

Wenn man dies auch alles nicht missen möchte, so kann man doch verstehen, dafs Chamisso bei der durch die poetische Form gebotenen gröfseren Knappheit erst dort einsetzt, wo wir durch die Schüsse erschreckt werden und den Verwundeten herbeieilen sehen.

Wie trefflich weifs dann aber Mérimée die hastige Verhandlung des Banditen mit dem Knaben zu gestalten. Bei Chamisso ist davon nur das Bedenken des letzteren geblieben, ohne den Willen des Vaters das Gastrecht zu üben.

Mérimée läfst mit gutem Bedacht den Knaben schliefslich jene Frage tun, die allein schon für den echten Korsen ein Verbrechen ist: 'Que me donneras-tu, si je te cache?'

Auch heute beleidigt man noch einen Korsen, wenn man ihm für seine Gastfreundschaft Geld bietet.

Bei Chamisso bietet der Bandit aus freien Stücken eine Münze, und die Schuld des Knaben schrumpft durch den Vers: 'Die Münze nahm der Knabe willig an' in das Wörtchen 'willig' zusammen.

Die raffinierte List des Knaben mit der Katze und ihren Jungen, die er auf den Heuhaufen setzt, ist bei Chamisso fortgefallen.

Was ist von dem meisterhaften Dialog zwischen dem Unteroffizier und dem verschmitzten Knaben bei Chamisso geblieben!

Jeder, der Mérimée liest, wird bei jedem Wort, das sie wechseln, plastisch die Personen vor sich sehen. Man möchte sagen, der Dialog ist sprechendes Leben. Bei Chamisso, durch Reime und Vers hervorgerufen, ein paar gequälte Wendungen: 'Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!' antwortet der Feldwebel dem Knaben auf dessen Behauptung: 'Ich schlief'. Oder er herrscht ihn an: 'Antworte, Bursche, wie die Frage schallt'.

Die Versicherung mit der Uhr ist durch Mérimée natürlicher und feiner vorbereitet; denn der Feldwebel nimmt noch Neid und Stolz zu Hilfe: 'Der Sohn deines Onkels hat schon eine und ist doch jünger — denk' mal, wenn du in Porto-Vecchio stolz wie ein Pfau spazieren gehst, die Leute dich nach der Zeit fragen und du ihnen sagen kannst: Regardez ma montre.'

Bei Chamisso verlockt nur der Glanz der Uhr. Aufserdem will mir die einzige Zutat Chamissos: das Spielen des Knaben mit dem Uhrgehenk des Soldaten nach dem heftigen Wortwechsel nicht natürlich, und das Fortschieben des Verfolgers von dem Versteck weniger geschickt erscheinen als die absichtsvolle nachläfsige und überlegene Sicherheit des Knaben bei Mérimée.

Bei Mérimée machen wir alle Qualen des armen gefolterten Kindes durch; auf seinem bleichen Antlitz lesen wir den Kampf zwischen der Begierde und der Achtung vor dem Gastrecht.

Bei Chamisso müssen wir uns begnügen mit der zitternden Hand, die sich zum Geschmeide erhebt, und der Bemerkung: 'ihm brannt' das Eingeweide'.

Als der Feldwebel Mateo den Fang Sampieros berichtet, da ruft sein Weib aus: 'Dieu soit loué! — Il nous a volé une chèvre laitière la semaine passée.' Aber Mateo setzt hinzu: 'Pauvre diable, il avait faim.' Wie geschickt! Sofort ist uns Mateo sympathisch. Und es ist auch ein feiner Zug, der Mann und Weib charakterisiert.

Chamisso läfst Mateo in einem Atem sagen: 'Was ihr sagt! Sampiero, Der die Ziege mir geraubt, Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt.'

Als der Bandit Mateo mit Gamba kommen sieht, lächelt er bitter, wendet sich zur Tür des Hauses, speit auf die Schwelle und sagt: 'Maison d'un traître!'

Wie hochtrabend dagegen bei Chamisso: 'Lug und Trug In diesen Mauern hauset der Verrat!'

Mufs Mateo diesen empfindlichsten Schimpf stumm hinnehmen, nur mit der Hand nach der Stirn greifend 'comme un homme accablé!', so wird durch Mérimée seine Pein noch verschärft, als der Bandit die Schale Milch, die ihm der beschämte und schüchtern reuevolle Knabe reichen will, entrüstet zurückweist und einen seiner Häscher um einen Trunk Wasser ersucht, der ihm auch gewährt wird.

Chamisso hat sich diesen feinen Zug, der ja auch nur die Tat Mateos verständlicher machen soll, entgehen lassen.

Sonst ist keine Einzelheit, keine Feinheit der Entwickelung und Darstellung Chamisso eigen.

Doch ja, es findet sich noch eine Abweichung. Nach Vollzug des furchtbaren Gerichts fährt der unerbittliche, aber konsequente Mérimée fort: 'Sans jeter un coup d'œil sur le cadavre, Mateo reprit le chemin de sa maison pour aller chercher une bêche afin d'enterrer son fils.'

Chamisso zwar ebenso: 'Vom Leichnam wendet sich der Vater ab, Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fufs.' Danach fügt er aber hinzu: 'Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab Sein Herz gebrochen.' Ich zweifle, ob die Terzine mit dem Reim oder das weichere Herz des deutschen Dichters diese Variante hervorgerufen.

Sonst lassen sich nur noch einige Ungenauigkeiten bei Chamisso nachweisen, die durch Mérimée veranlafst sind. Chamisso führt uns zu einer 'Schlucht von Porto-Vecchio'. Ich kenne eine solche nicht. Die Stadt liegt am inneren Ende eines fjordartigen Hafens. Nach den Bergen zu deckt die Abhänge prächtiger Baumbestand, Oliven und Kastanien, und auf dem Wege empor zur Forêt de l'Ospedale hat man vielfache Einblicke in tief eingeschnittene Täler (gorges). Nirgends wird man aber, und nach der Natur des Geländes begreiflicherweise, die Schlucht von Porto-Vecchio angegeben finden. Mérimée spricht von dem 'Mâquis von Porto-Vecchio'. Das ist verständlicher, obwohl nicht zutreffender für die Verhältnisse der Insel, als wenn man bei uns von einem Wald von Schmargendorf, Wald von Halensee usw. redete.

Die Voltigeurs trugen an ihrem braunen Rock gelbe Kragen und wurden daher, wie Mérimée anführt, 'les collets jaunes' genannt. Wenn Chamisso dafür einfach die 'Gelben' setzt, so erweckt dies eine falsche Vorstellung von ihrer Uniform.

Mérimée läfst den Flüchtling verfolgen von '6 hommes commandés par un adjudant'. Jeder Leser des französischen Textes weifs oder kann sich leicht unterrichten, dafs es sich dabei um einen 'adjudant sous officier', also eine Art Feldwebel handelt. Ich zweifle, ob ein deutscher Leser eine richtige Vorstellung haben kann, wenn Chamisso den einen Jäger den Unteroffizier unvermittelt mit 'Adjutant' anreden läfst.

Mérimée erzählt: 'Cet adjudant était quelque peu parent de Falcone (on sait qu'en Corse on suit les degrés de parenté beaucoup plus loin qu'ailleurs).' So kann Gamba Fortunato begrüfsen mit: Bonjour, petit cousin. — Wenn Chamisso schlechthin 'Vetter' Gamba und 'Vetter' Fortunato gebraucht, so entspricht das auch nicht den Verhältnissen.

Endlich gibt es wohl einzelne Nonnenklöster auf Korsika, wie in Ajaccio, aber kaum findet man sie in der Bergeseinsamkeit. Daher hätte Chamisso den Knaben die Litanei lieber von der Tante, wie bei Mérimée, statt von den 'Klosterdamen' lernen lassen sollen.

Mancher wird vielleicht bedauern, dafs andererseits Mérimée den menschlich hübschen Zug im Original fortgelassen hat, wie der Vater zunächst versucht, mit dem Leben des Deserteurs das seines Sohnes zu retten. Ich sehe auch hier den feinfühligen Künstler, der bei der dramatischen Gestaltung des Stoffes nicht durch plötzliche Verlegung des Schauplatzes die Einheitlichkeit der schnell fortschreitenden, fast atembenehmenden Entwickelung zerstören wollte.

Schlufs: Mérimées Mateo Falcone geht auf eine Anekdote zurück, die sich zum erstenmal bei Germanes, *Histoire des révolutions de Corse* (1771) findet, die Mérimée aber in der Gaudinschen Fassung (*Voyage en Corse,* 1787) benutzt hat. Mérimée hat den Stoff individuell künstlerisch gestaltet, Chamisso hat ihn nicht zum Vorteil im engsten Anschlufs an die Mériméesche Novelle in Verse gebracht.

(Schlufs folgt.)

Berlin. Max Kuttner.

Gibt es Mundartgrenzen?

I.

Als ich im Jahre 1899 die ersten grundlegenden Untersuchungen für den *Sprachatlas der französischen Schweiz*[1] machte, hatte ich Gelegenheit, eines meiner Spezialgebiete, den Kanton Freiburg, nach allen Richtungen zu durchqueren. Eines Tages brachte mich die Strafse, welche zwischen dem an seinem höchsten Punkte 1203 Meter hohen Mont Gibloux und der tief eingeschnittenen Saane nach Avry-devant-Pont führt, zum Weiler Pont-en-Ogoz.

Das rätselhafte Wort *Ogoz* rief mir eine Diskussion in Erinnerung, welche ich mit Herrn Dr. J. Zimmerli über den Ursprung des Namens *Château-d'Oex* gehabt hatte. Das einzig brauchbare Resultat jenes Gespräches war die Identifizierung der Wörter *Oex* und *Ogoz* gewesen, welche durch die urkundliche Benennung von Château-d'Oex als *Castrum in Ogo* gesichert scheint. Welche Beziehung bestand nun zwischen dem Weiler Pont-en-Ogoz (sowie dem nicht allzuweit davon entfernten Vuisternens-en-Ogoz[2]) und dem weit abliegenden, als Fremdenkolonie wohlbekannten waadtländischen Dorfe? Ich sollte es bald erfahren. Eine Steigung der Strafse, die bei den Fuhrleuten der Gegend in schlechtem Rufe steht, versetzte mich auf eine Anhöhe, auf der plötzlich das ganze fette, liebliche Greyerzerland mit seinen grünen Bergen sichtbar wurde. Ein gutes Dutzend Kirchtürme erhoben sich vor mir. Im Hintergrunde winkte die Burg der Grafen von Greyerz, welche gegen 1150 an die Stelle der alten Herren von Ogoz traten. Ich befand mich also nicht mehr im mittleren Teile, sondern im Hochgau des Kantons Freiburg. Die alte Etymologie von Hisely, der *Ogoz* von Hochgau ableiten wollte, kam

[1] Dieses Werk soll in einigen Jahren von der Redaktion des *Glossaire des patois de la Suisse romande* herausgegeben werden. Es wird auf zirka achtzig historischen, statistischen und linguistischen Karten den allgemeinen mundartlichen Sprachzustand der französischen Schweiz und der benachbarten Sprachgebiete (Aostatal, Savoyen, Ostfrankreich) zur Darstellung bringen.

[2] Der Zusatz *en Ogoz* hat den Zweck, diese Ortschaften von gleichnamigen zu unterscheiden, besonders vom nahegelegenen *Pont-la ville* und *Vuisternens-devant-Romont.*

mir wieder als verlockende, wenn auch irrtümliche Hypothese in den Sinn.[1]

Ogoz bezeichnet eine alte Landschaft der französischen Schweiz, welche man kurzweg als das obere Flufsgebiet der Saane betrachten kann. Es ist ziemlich schwierig, die alten Grenzen derselben festzusetzen. Im *Cartulaire du chapitre de Lausanne* (Berner Stadtbibliothek, abgedruckt in den *Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande* Band VI), das den Propst Conon d'Estavayer zum Verfasser hat (1228—1242), befindet sich ein Verzeichnis der Kirchen, Klöster und Kirchgemeinden, welche im Jahre 1228 zur Diözese Lausanne gehörten. Dabei figuriert ein Decanatus de Ogo, der westlich an den Decanatus de Viveis (Vevey) und nördlich an die Dekanate de Adventica (sic! = Avenches) und de Fribor stöfst. Die geistliche Landschaft Ogoz umfafst das jetzige Greyerzerland, das waadtländische Pays d'Enhaut, mit Château-d'Oex, und Saanen im Kanton Bern. Im Norden, und darauf kommt es mir namentlich an, erstreckte sich das Dekanat bis nach Autigny, also ein gutes Stück über den Mont Gibloux hinaus. Dafs das weltliche Gebiet Ogoz dasselbe Terrain umfafste, ist nicht ohne weiteres anzunehmen. Man konnte bei geistlichen Teilungen Abrundungen und Ausdehnungen vornehmen, die sich nur ungefähr an die weltlichen Besitztümer hielten. Nach der scharfen Auslegung einer Urkunde von St-Maurice, die wahrscheinlich aus dem Jahre 929 stammt, durch Ch. Morel (*Anzeiger für schweiz. Geschichte*, 1901, S. 416 ff.) scheint die Herrschaft im Anfang des 10. Jahrhunderts nördlich weniger weit gegangen zu sein und damals der Gibloux die Grenze gebildet zu haben, so dafs Pont-en-Ogoz etwa die nördlichste Ortschaft war. Dieser Ort wird noch im 13. Jahrhundert als nördliche Limite angegeben in einer Urkunde des Jahres 1233, in welcher der Graf Rudolf III. von Greyerz der Abtei Hauterive Waldrechte zuerkennt *a castro de Ponte per totam terram de Ogo usque ad la Tina*. Darin kann man einen Beweis dafür sehen, dafs 1233 für die Grafschaft noch die alte Grenze bestand, obschon der Decanatus de Ogoz 1228 sich weiter erstreckte. Ch. Morel hat 1901 in Bulle vor der geschichtsforschenden Gesellschaft der französischen Schweiz eine Mitteilung über die mutmafsliche Ausdehnung des Landes Ogoz und über den Ursprung des Namens gemacht, welche mir dank der gütigen Vermittelung des Herrn Prof. Muret handschriftlich vorliegt. Es scheint mir nicht, dafs es Morel gelingt, nachzuweisen, dafs Ogoz südlich nicht über die Tine hinausging,[2] so dafs die jetzige waadtländisch-freiburgische Grenze von alters her bestanden hätte. Wirklich bezeugt ist diese

[1] Zimmerli hält noch an dieser Etymologie fest (*Die deutsch-französische Sprachgrenze* II, 138 Anm. 1). Einen neuen Versuch, den Namen zu deuten, bringe ich im Anhang dieser Studie.

[2] wodurch Château-d'Oex aufserhalb des Pays d'Ogoz zu liegen käme.

Grenze erst vom 15. Jahrhundert weg. Die oben angeführte Stelle von 1233 besagt nur, daſs die Waldrechte von Hauterive nicht über die Tine hinausgehen sollen.

Aber uns kümmert nur die nördliche Grenze. Als die Grafen von Ogo sich Grafen von Greyerz nannten, besaſs ihr Gebiet im Norden dieselbe Ausdehnung und ging ostwärts der Saane bis auf die Höhe von Avry-devant-Pont.[1] Die moderne Einteilung des Kantons in Distrikte hat die Überlieferung respektiert, der Gibloux bildet noch heute die Grenze der Gruyère. Ebenda macht die jetzige geistliche Einteilung Halt.

In derselben Gegend hat nun Haefelin die Grenze zwischen zwei Varietäten des Freiburger Dialekts angesetzt (*Les patois romans du canton de Fribourg* p. 3). Die Bewohner von Avry bekennen sich selber zum *grüvęrē* oder Greyerzer Dialekt, während diejenigen des nur anderthalb Stunden davon entfernten Rossens sich schon zum sogenannten *küvętsu*[2] schlagen. Dürfen wir die Ansichten Haefelins, der doch der erste wissenschaftliche Erforscher dieser Mundartgruppe war, und des Volkes, das diese Mundart aus dem täglichen Gebrauche kennt, ohne weiteres ignorieren?

Ich hielt es im Gegenteil für meine Pflicht, gerade an dieser Stelle Halt zu machen und nachzuprüfen. Die Liste von ungefähr 300 Wörtern,[3] welche zur Vorbereitung des Atlas dienen und so gewählt sind, daſs sie die wichtigsten Lauterscheinungen der westschweizerischen Mundarten durch eine genügende Zahl sicherer Beispiele belegen, diente mir zur Orientierung. Sie wurde in Rossens

---

[1] Siehe J.-J. Hisely, *Histoire du Comté de Gruyère, Introduction*, mit einer Karte, *Mém. et doc. de la Soc. d'histoire de la Suisse romande* Bd. IX. Daſs Ogoz bis zum Genfersee reichte, wie Hisely meint (p. 54), ist durch Namen wie Vignes d'Ogoz en Désaley absolut nicht erwiesen. Die Herren von Ogoz hatten offenbar Reben mitten im pagus Valdensis, ganz wie noch heute der Staat Freiburg solche in der Nähe von St-Saphorin besitzt.

[2] Leider ist auch dieser Name dunkel. Kuenlin sagt im *Helvetischen Almanach 1810* p. 114 unter *quetzo*: 'So werden die Mittelländer des Cantons Freyburg benannt. Eigentlich: etwas Laues'. Heute scheint das Wort, ohne bestimmte Bedeutung, nur die Mittelländer (und ihre Sprache) zu bezeichnen. Die Bedeutung 'an der Sonne warm geworden', vom Wasser, das nicht mehr rein und frisch ist, habe ich im Norden des Kantons Waadt wiedergefunden: *kwătso*. Auch von einem heiſsen, zu Gewitter geneigten Wetter sagt man dort, es sei *kwătso*. Die Etymologie und besonders der Zusammenhang mit den Mittelländern von Freiburg ist mir unklar. Die Greyerzer Redensart *mədzi kəmē ō küvętso* — 'gierig essen wie ein Mittelländer' weist auf den bewuſsten Gegensatz der Bewohner beider Landschaften.

[3] Man verarge es mir nicht, wenn ich meine Untersuchung hier auf dieses knappe Material aufbaue. Ich tue es der Kürze halber. Aus dieser Gegend stehen mir vollständige Wörterbücher zur Verfügung, die ich zu groſsem Teil selber angelegt habe. Ich kann versichern, daſs die Erfahrungen, die wir mit diesem Ausschnitte des Wortmaterials machen, durch die Gesamtheit bestätigt werden.

und in Avry abgefragt. In Avry war ich erstaunt, auf einmal die vertrauten Laute des Greyerzer Dialektes zu vernehmen. Obschon die Entfernung zwischen beiden Dörfern nur anderthalb Stunden beträgt und sie nicht durch ein gröſseres Terrainhindernis als die genannte Steigung und einen Strich von Wäldern getrennt sind, unterscheidet sich ihr Lautstand in einer ganzen Reihe von Punkten. Die Unterschiede sind nicht tiefgreifend, aber sie sind zahlreich, und mir fiel besonders ihr gleichzeitiges Auftreten auf. Sie waren groſs genug, um vom Volke als Scheidewand empfunden zu werden, und Haefelin glaubte sich berechtigt, hier eine Grenze zu ziehen. Um einen Begriff der Verschiedenheit beider Mundartgruppen zu geben, nenne ich folgende Wörter als charakteristisch; sie haben die Geltung von Typen, d. h. die Wörter, welche dieselben phonetischen Bedingungen aufweisen, werden hüben und drüben mit denselben Unterschieden ausgesprochen.[1]

		Rossens.	Avry.
Unbetonte Vokale:		Artikel *lu*	*lə*, einst *lo*, nur in Montbovon einzeln erhalten
	rubeu:	*rodzu*	*rodzo*
	stabulu:	*eϑråbłu*	*eϑråbło*
	dico:	*dyu*	*dyo*
	ala:	*ålä*	*åla*
	aura:	*uvrä*	*ura*
Betonte orale Vokale:	*habere*:	*avä*	*avę*
	tela:	*tälä*	*tęla*
	bove:	*bä*	*ba*[2]
Betonte Nasalvokale:[3]	*planta*:	*płăηtä*	*płăta*
	cineres:	*χĕyηdre*	*χĕdre*
	lingua:	*lăvwä*	*lĕvwa*
	prehendere:	*prădrə*	*prĕdrə*
	rem:	*ră*	*rę̆*
	centu:	*ϑă*	*ϑę̆*
	dentes:	*dă*	*dę̆*
	gentes:	*dză*	*dzę̆*
	cantione:	*tsăϑ*$\frac{\breve{a}}{o}$	*tsăϑŏ*

[1] Erklärung der Zeichen: **Vokale:** *ä* sehr nahe bei *a*, gegen *ę* zu; *ę* = offenes *e*; *å* nach *o* zu getrübtes *a*; *u* = u; *ə* = fr. le; *ă*, *ĕ*, *ŏ* = Nasalvokale, $\frac{\breve{a}}{o}$ = nach *ŏ* zu getrübtes *ă*. **Konsonanten:** *η* bei Nasalvokalen Laut des deutschen *ng* in E*ng*el; *w* = u-Konsonant, fr. *ou*i; *ẅ* = *ü*-Konsonant, fr. l*u*i,; *ϑ* = englisch *th*; *ž*, *š* = fr. *j*e, *ch*at; *χ* = i*ch*; *ł* = mouilliertes *l*.

[2] Das *a* schien mir in Avry etwas offener zu sein.

[3] Die Nasalvokale scheiden die beiden Gruppen am deutlichsten: in Rossens hörte ich gelegentlich den Gleitlaut *η*, *ŏ* bewegt sich nach *ă* zu; besonders auffällig ist die Trennung des alten *ĕ* in zwei Gruppen: *cineres* ~ *lingua* etc. in Rossens. Diese Scheidung, die dem Pays d'Ogoz unbekannt ist, zieht sich hoch in den Norden Frankreichs, bis ins Pikardische.

		Rossens.	Avry.
Satzphonetische Vokalabstufung:	*il veut*:	*vä*	*va*
	il ne veut pas:	*vow på*	*vu på*
	il voit:	*vä*	*vę*
	il ne voit pas:	*vęy på*	*vi på*
Konsonanten:	*cambiare*:	*tsädzi*	*tsädži*
	collocare:	*kütsi*	*kütši*
	mercatu:	*martsi*	*martši*

Von einzelnen Wörtern fiel mir auf: das im *kwętsu*-Dialekt unregelmäſsig entwickelte *petra* = *pχärä*, gegenüber dem regelmäſsigen *pęra* von Avry; Rossens hat für *unu* die Form *õ* als Artikel und *yõ* als Zahlwort, Avry nur die eine Form *õ*; im Femininum lauten die Formen in Rossens: *unä* und *yünä*, gegenüber alleinigem *una* in Avry; das Zeitwort *entendre* wird hierseits (R.) durch *urə*, jenseits (A.) durch *ẽtẽdrə* wiedergegeben. Die lexikologischen Unterschiede wären gröſsere, wenn bei der Festlegung der Liste nicht mit Absicht Wörter benützt worden wären, von denen man voraussetzen konnte, daſs sie sich im ganzen Gebiete der Westschweiz wiederfinden.

Man wende nicht ein, daſs ich die Charakteristika so ausgewählt habe, daſs ein Unterschied entstehen muſs, und daſs, wenn ich andere Lauterscheinungen ausgelesen hätte, ich ebenso groſse Unterschiede zwischen Avry-devant-Pont und dem nächsten auf der Straſse nach Bulle befindlichen Dorfe Gumeffens nachgewiesen haben würde. Gumeffens hat im ganzen dasselbe Patois wie Avry, und bis zuhinterst im Greyerzerland, bis nach dem sieben Wegstunden entfernten Montbovon variiert die Sprache fast nicht mehr, von Einzelheiten abgesehen. Ebenso liegt bis weit hinter Rossens eine Landschaft mit wesentlich gleicher Lautnuancierung, so daſs man behaupten kann, der Umformungsprozeſs vollziehe sich auf dieser Straſse zwischen Rossens oder Farvagny und Avry. Auf der Straſse Freiburg — Bulle liegt die Grenze zwischen Marly und Praroman. Die erste Ortschaft gravitiert industriell und sprachlich nach Freiburg, während Praroman als Vorposten des Greyerzerlandes angesehen werden kann. Der Schnitt ist zwischen diesen beiden Ortschaften nicht so deutlich wie zwischen Rossens und Avry, weil die Bevölkerung von Marly sehr gemischt ist und es sich nicht immer feststellen läſst, welches die in Marly herrschenden Formen sind.[1] Auf der Linie Romont — Bulle ist Vaulruz das erste Dorf mit ausgesprochenem Greyerzer Charakter, während Vuisternens-devant-Romont gemischt erscheint und als solches auch von der Bevölkerung empfunden wird.

---

[1] Dazu kommt, daſs diese Grenze nicht alt ist, da Praroman in früheren Jahrhunderten vorwiegend deutsch war und erst im 19. Jahrhundert ganz romanisch wurde. Marly ist heute noch gemischt.

Dieselben Erfahrungen wiederholen sich also, in mehr oder weniger ausgeprägter Weise, allemal, wenn man sich dem Greyerzerlande nähert.

Die besprochenen Unterschiede, ich wiederhole es, sind nicht willkürlich gewählt, sondern es sind alle Lautwechsel, welche in jener Gegend überhaupt in Frage kommen. In den anderen Punkten sind die beiden Sprachvarietäten gleich, beide haben *å* (*ǫ*) statt des lateinischen betonten *a* (*pratu* = *prå, prǫ*), beide besitzen den Laut *ϑ* für lateinisches *st* (*festa* = *fiϑą̈*), etc. Die Behandlung der Konsonanten ist überhaupt diesseit und jenseit der Grenze nahezu dieselbe. Die übereinstimmenden Punkte sind wohl zahlreicher als die nichtübereinstimmenden. So wird die Kontinuität der Freiburger Mundarten gewahrt. Aber neben dieser allgemeineren Kontinuität, welche die Mundarten eines Kantons oder weiteren Gebietes zusammenfaſst, konstatieren wir eine engere Kontinuität der Landschaft Greyerz. Diese Sprache ist nicht von Dorf zu Dorf unverändert, aber doch homogen genug, um als Einheit empfunden zu werden.

Nach meinen Ausführungen über das Land Ogoz wird man nun wohl annehmen dürfen, daſs diese Einheit mit der früheren politischen Einheit zusammenhängt, und dieser Zusammenhang zwischen der Geschichte und der Sprachentwickelung ist das Interessanteste am ganzen Problem. Natürlich sind viele der beobachteten Divergenzen relativ modern, so ist der Unterschied zwischen *vǫw på* und *vu på* nicht sehr alt,[1] aber andere Merkmale, wie *rã* gegenüber *rę̃*, müssen in hohe Zeit hinaufreichen. Es können auch alte Verschiedenheiten im Laufe der Zeit geschwunden sein.

An dieses erste Beispiel des Einflusses der Geschichte auf die Sprache möchte ich ein zweites, deutlicheres, aus einer ganz anderen Gegend entnommenes, anreihen. Auf dem gleichen Hochplateau liegen zirka 1000 Meter hoch im Bezirke der Franches Montagnes die Dörfer La Ferrière und Les Bois, beide auf Berner Boden, eine bloſse Stunde voneinander entfernt und durch keinerlei Terrainschwierigkeiten getrennt. Wenn irgendwo von einer Dialektgrenze gesprochen werden kann, so ist es hier der Fall. Von den 300 Wörtern unserer Liste lauten nicht 30 in beiden Ortschaften gleich, so daſs die lautliche Gemeinschaft kaum auf 10 Prozent geschätzt werden darf. Die Verschiedenheit ist nicht nur numerisch, sondern auch graduell sehr stark, wovon folgende Liste[2] Zeugnis ablegt (ich zitiere immer zuerst die Form von La Ferrière):

[1] Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daſs schon ihre Vorläufer von alters her verschieden waren.

[2] Die Wörter sind wiederum als Typen anzusehen: wie *cantare* verhalten sich alle Infinitive der I. Konjugation, derselbe Unterschied zwischen *a* und *ę* findet sich in der Partizipendung *-atum*, in der Verbalendung *-atis*, in den Wörtern, die *a* in freier Stellung haben, wie *nasu*, *claru* etc.

Unbetonte Vokale. Die Nachtonvokale sind in La F. nur ganz vereinzelt erhalten, soweit ich sehe nur als Merkmale gewisser Verbalendungen: [*que je*] *sache* = *satšo*, [*tu*] *chantes* = *tšãte*; Les Bois verliert alle Endvokale: *sętš*, *tšẽ̦t*.

Orale Tonvokale. Lat. *i* in geschlossener Silbe: *riccu* = *rœtš*, *rętš*; lat. *ẹ* in offener Silbe: *bibere* = *bẹr*, *bwär*, *nive* = *nẹ*, *nwä*, *sitim* = *sẹ*, *swä*; lat. *ę* in gedeckter Silbe: *crescere* = *krętr*, *krāt*, *siccu* = *sę*, *sä*; lat. *ę* in offener Silbe: *mel* = *mī*, *mīə*; lat. *a* in offener Silbe: *cantare* = *tšāta*, *tšẽ̦tę*, *nasu* = *na*, *nę*, *rosata* = *rozęy*, *rozę* [ganz verschiedene Bildung!]; lat. *a* + *l*: *pala* = *pǫl*, *pal*, *caballu* = *tšvǫ*, *tšva*; lat. *ǫ* in offener Silbe: *bove* = *bœ*, *büə*, *die jovis* = *dədžœ*, *džüəd*; lat. *ǫ* vor *s* + Konsonant: *costa* = *kut*, *kǫt*; lat. *ǫ* in offener Silbe: *prode* = *prü*, *pru*, *hora* = *ür*, *ur*; lat. *au* in offener Silbe: *paucu* = *pu*, *pǫ*.

Nasalvokale. Lat. *in*: *vinu* = *vẽ̦*, *vĩ*; *cinque* = *sẽ̦*, *sĩ*; lat. *ẹn*[Kons.]: *lingua* = *lăg*, *lōg*; lat. *an* nach Palatal: *cane* = *tšẽ*, *tšĩ*; lat. *an* in offener Silbe: *manu* = *mã*, *mẽ̦*; lat. *ǫn* in offener Silbe: *potione* = *puzõ*, *pǫzũ*; lat. *un*: *die lunae* = *dlõ*, *lüd*. Die für die Patois des Berner Jura so charakteristischen Nasalvokale *ĩ*, *ũ*, *ü̃* kennt also La Ferrière durchaus nicht.

Konsonanten. Die Behandlung ist im ganzen dieselbe; doch sind auch hier im einzelnen Abweichungen vorhanden, wie z. B. *pulice* = *pudž*, *püs* beweist. Die erste Form geht auf analogisches *pulica* zurück, während Les Bois bei der lat. Form *pulice* stehen blieb.

Wortakzent. Die für das Frankoprovenzalische so charakteristischen Tonverschiebungen sind dem Patois von Les Bois fremd. Lat. *di(c)ó* = *dyǫ*, *di*; *villá* = *vla*, *vęl*; *viciná* = *vəzna*, *vezęn*; *luná* = *lna*, *lęn* etc.

Morphologisches. Während z. B. die Partizipien der palatalen ersten Konjugation in La Ferrière zwei Formen für beide Geschlechter aufweisen: *manducatu* ~ *manducata* = *mdži* ~ *mdža*,[1] hat Les Bois nur die eine Form *mẽ̦džiə*. Das Partizipium von *prehendere* lautet in La Ferrière lautgesetzlich *prę*, während es in Les Bois unter dem analogischen Einfluſs des Perfekts steht: *pri*.

Lexikologisches. a) Dasselbe Wort in verschiedener Bedeutung: *calceas* = *tšǫs* (Hose), *tšās* (Strümpfe).

b) Verschiedene Wörter zur Wiedergabe desselben Begriffs: Rauchfang = *tšəmnęy* (*cheminée*), *twę* (*tuyau*); allein = *sœl* (*seul*), *pęr lü* (*par lui*); Stall = *bœdj* (*bouge*), *etāl* (*étable*); heute = *wi* (*hui*), *aždœ* (*aujourd'hui*); Besen = *rmās* (*ramasse*), *ekuə* (*écouve*); Weide = *sanœ* (*cernil*), *pętur* (*pâture*).

Wortdifferenzierung. Zahlwort 1 und unbestimmter Artikel gleich in La Ferrière: *õ*, verschieden in Les Bois: *ĩ* und *ü̃*.

[1] Dieses Beispiel ist leider unsicher.

Wortfügung. Lat. *uber* (Euter) heiſst in La Ferrière *ivr*, in Les Bois *livr* mit agglutiniertem Artikel;[1] *die lunae* = *dlõ* in La Ferrière wird zu *lunae die* = *lüd* in Les Bois.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um klar zu machen, daſs das Wort natura non facit saltum auf diese zwei Dörfer keine Anwendung findet. Einen weiteren, kulturellen Gegensatz darf ich nicht unerwähnt lassen: in La Ferrière ist das Patois seit etwa dreiſsig Jahren ausgestorben, in Les Bois blüht es noch kräftig. Als es noch hüben und drüben gesprochen wurde, verstanden sich die Leute, weil sie im täglichen Verkehr Gelegenheit hatten, ihr Ohr zu üben. Ohne diese stets erneuerte Gelegenheit, bei plötzlicher Gegenüberstellung, wäre ein gegenseitiges Verständnis ausgeschlossen gewesen. Wer meine Liste aufmerksam durchgangen hat, wird bemerkt haben, daſs die zweiten Formen den Charakter der Mundarten der nördlichen Franche-Comté haben und im ganzen zum französischen Typus stimmen, während die an erster Stelle zitierten den besonderen Sprachcharakter besitzen, welcher das Frankoprovenzalische auszeichnet. Die Formen von La Ferrière sind durchweg diejenigen der Montagne neuchâteloise, also z. B. von Chaux-de-fonds, die Formen von Les Bois sind wesentlich diejenigen von Pruntrut; die ersten sind neuenburgisch, die letzten bernisch. In diesem konkreten Falle sind die politischen Bezeichnungen zulässig. Der sprachliche Einschnitt zwischen Bern und Neuenburg, welcher östlich der Franches Montagnes zu einer Zone wird, die in ihrer gröſsten Breite, längs der deutsch-französischen Sprachgrenze, etwa vier Stunden miſst, wird in den Freibergen selber zu einer eigentlichen Linie, wo alle Grenzen einzelner Sprachzüge aufeinander gelagert sind.

Auch diejenigen, welche das Vorhandensein von Dialektgrenzen in Abrede stellen, werden nicht leugnen können, daſs hier ein starker Antagonismus besteht. Allerdings muſs zugegeben werden, daſs eine Reihe von einzelnen Spracherscheinungen diese Linie überspringen, wie die Entwickelung von *-ellu*, das nördlich und südlich *-ę* ergibt, diejenige von *aqua*, das auf beiden Seiten *āv* lautet, von *ę* + *s* und Konsonant, das diesseits und jenseits zu *ę* führte (*fenestra* = *fnętr*), des lat. *c* vor *a*, das *tš* gesprochen wird, usw. Aber, wie gesagt, machen diese gemeinschaftlichen Züge bei oberflächlicher Schätzung nur ein Zehntel des allgemeinen Lautsystemes aus. Von willkürlicher Auswahl der Spracherscheinungen ist also gar keine Rede.

Wie haben wir uns die Entstehung dieser Grenze vorzustellen? Der Zufall spielt auch in sprachlichen Dingen keine Rolle. Die Antwort, die scheinbar auf der Hand liegt, ist folgende: die Bewohner von La Ferrière sind Protestanten, diejenigen von Les Bois Katholiken, was eine sprachliche Annäherung oder Ausgleichung verhin-

---

[1] Vgl. E. Tappolet, *L'agglutination de l'article dans les mots patois* im *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande* II, p. 1 ff.

derte. Aber diese Antwort befriedigt mich nicht. Denn erstens drängt sich sofort die zweite Frage auf: Warum nahmen die einen die protestantische Religion an und die anderen nicht; warum schlossen sich die Bewohner von La Ferrière, obschon sie bernischen Boden bewohnten und bernisches Brot afsen, enger an die neuenburgischen Bewohner von La Chaux-de-fonds als an ihre Berner Nachbarn an? Und zweitens weisen viele der sprachlichen Unterschiede, wie lat. $a = \begin{cases} a \\ ę \end{cases}$ etc., in eine Zeit zurück, in welcher der konfessionelle Gegensatz noch nicht bestand. Die Abgrenzung beider Mundarten durch eine Linie wird ferner durch die geographischen Verhältnisse nicht erklärt, da dieselben Bedingungen: schmales Längstal ohne Möglichkeit nivellierenden Einflusses von Ost und West, auch anderwärts ohne sprachliche Divergenz vorkommen, so z. B. in der Montagne neuchâteloise. So bleibt nur eine Lösung möglich: die Unterschiede beruhen auf Stammesverschiedenheit. Um dieses Wort genauer zu definieren, müssen wir nochmals das Gebiet der Geschichte betreten.[1]

Die Gemeinde Les Bois, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Les Bois de Jean Ruedin genannt (vgl. den deutschen Namen Ruedisholz), ist etwa 200 Jahre älter als La Ferrière. Sie entstand gegen Ende des 14. Jahrhunderts, infolge eines Freiheitsbriefes, den der Bischof von Basel zum Zwecke der Urbarmachung dieses Gebiets im Jahre 1384 erliefs.[2] Dieser Urkunde verdankt der Distrikt seinen Namen Freiberge oder Franches Montagnes. Da wenige Jahre später ein Herr von Goumois (am linken, französischen Ufer des Doubs) für sein Gebiet einen Freiheitsbrief herausgab, der im wesentlichen eine Kopie des erstgenannten ist, darf man schliefsen, dafs er die Auswanderung seiner Untertanen nach dem Bistum Basel zu verhindern suchte. Es läfst sich also vermuten, dafs die Ansiedler von Les Bois aus der Franche Comté und aus anderen Teilen des Bistums einwanderten, also von Westen und Norden kamen. Die Sprache, welche sie mitbrachten, trug den Charakter des nördlichen franc-comtois, den auch die Dialekte des Bistums Basel besitzen.

La Ferrière, das noch heute kein eigentliches Dorf bildet, wurde von Süden aus besiedelt. Untertanen des Grafen von Neuenburg-Valendis[3] reuteten den Wald aus, um Viehweiden zu gewinnen. Dies erfolgte besonders lebhaft im 16. Jahrhundert. So entstand zunächst eine Sömmerungsstation, die sich später in dauernde Niederlassung

[1] Die nachfolgenden Angaben verdanke ich Herrn Dr. H. Rennefahrt, welcher für seine noch ungedruckte Doktordissertation über die *Aufteilung der Allmenden in einem Teile des Berner Jura* ein umfangreiches Quellenmaterial benutzt hat.

[2] Siehe den Wortlaut des Freiheitsbriefes in Trouillat, *Mémoires et doc. de l'ancien érêché de Bâle* IV, 450.

[3] Deutscher Name für Valangin.

verwandelte. Die Natur der Sache bringt es mit sich, und es ist urkundlich nachzuweisen, daſs das Vieh mit seinen Besitzern aus den nächstgelegenen Gemeinden La Chaux-de-fonds und Locle stammte. Die nach dem Bistum verpflanzte Mundart war diesmal diejenige der Montagne neuchâteloise.

Die Bewohner von Les Bois werden zunächst die neuen, schon reformierten Grundbesitzer aus der Fremde mit Argwohn betrachtet haben, und der Verkehr zwischen ihnen wird nicht groſs gewesen sein. Mischung durch Heirat z. B. wird kaum stattgefunden haben. Da die neuen Ansiedler fortfuhren, sich als die Untertanen des Grafen von Neuenburg-Valendis zu betrachten, suchte man sie von bischöflicher Seite mehr in die Gewalt zu bekommen. Im Jahre 1629 erhielten sie vom Bischof eine eigene, vermittelnde Gemeindeorganisation. Aber Klagen seiner Untertanen zwangen den Bischof im Anfange des 18. Jahrhunderts, die Fremdenfrage definitiv zu regulieren, indem er die Bewohner von La Ferrière, das erst von da an diesen Namen (eigentlich la Montagne de la Ferrière) trägt, aufforderte, entweder ihren Grundbesitz zu verkaufen oder auf das Landrecht Neuenburg zu verzichten und dasjenige des Fürstbistums zu erwerben. Die letzte Alternative wurde wohl von der Mehrzahl vorgezogen; die wirtschaftlichen Interessen überwogen die politischen und religiösen. Daher blieb die Gemeinde bestehen, und von dieser Zeit an entwickelte sich ein mäſsiger Verkehr zwischen La Ferrière und Les Bois, zu einer Zeit, wo der Sprachtypus beiderseits festgelegt und eine Ausgleichung nicht mehr möglich war. Die oben angeführten Unterschiede scheinen mir alle höher hinauf datiert werden zu müssen. Hingegen können die ganz geringen Verschiedenheiten zwischen der Sprache von La Ferrière und La Chaux-de-fonds auf Konto des Einflusses der neuen politischen Gemeinschaft gesetzt werden. So scheinen mir die Auslautvokale *a* und *e* = Plural *-as* erst seit 1700 abgefallen zu sein.

		La Chaux-de-fonds	La Ferrière	Les Bois
scala	=	*etšẹla*	*etšẹl*	*etšiᵊl̤*
planta	=	*pyăta*	*pyăt*	*pyę̆t*
herbas	=	*ẹrbe*	*ẹrb*	*ęrb*

Ich hätte die Besiedelungsverhältnisse durch Vergleichungen der Familiennamen nachprüfen können, wozu mir leider die Zeit fehlte.

Die scharfe Trennung der Mundarten von La Ferrière und Les Bois erkläre ich also durch späte Herausbildung des Verkehrs (18. Jahrhundert) und besonders durch die verschiedenartige Provenienz der Sprechenden. Der Leser möge entschuldigen, daſs ich ihn durch historische Details aufgehalten habe. Dieselben Bedingungen — Besiedelung von auseinanderliegenden Landesteilen her, politisch-religiöser Kontrast trotz wirtschaftlicher Gemeininteressen — wieder-

holen sich überall, und mit solchen Detailfragen hängen eben die grofsen sprachwissenschaftlichen Probleme eng zusammen.

Die Scheidelinie, durch welche der Berner Jura vom eigentlichen Frankoprovenzalischen losgelöst wird, setzt sich auf französischem Boden fort, wie ein genaues Studium der Karten des Gilliéronschen *Atlas* beweist. Ich bin ihr auch in meinen Aufzeichnungen in Ostfrankreich mehrfach begegnet. Das kann nur auf einem alten Antagonismus beruhen. Die Bewohner von La Ferrière und Les Bois bekommen dadurch eine höhere Bedeutung, dafs sie vielleicht doch Vertreter des alten Stammesunterschiedes zwischen Burgundern und Franken sind.[1] Die Angaben der Historiker sind leider in diesem Punkte schwankend; nach Jahn, *Geschichte der Burgundionen und Burgundiens* II, Karte, hätte um 476 der Berner Jura nicht zu Burgundien gehört, wohl aber im Jahre 517. Gesetzt, die Grenzen seien zuverlässig, was ich nicht glaube, so wäre immer noch zu unterscheiden zwischen Beherrschung eines Gebietes durch Einwanderung und durch blofse Hoheitsrechte. Dafs die zweite Art viel weniger gewaltig auf die Sprachdifferenzierung wirkt, sehen wir heutzutage in den Kolonien der Kulturvölker (Ägypten etc.) zur Genüge.

Ich gehe darüber hinweg, dafs Vögelis *Historischer Atlas der Schweiz* den Berner Jura und Umgebung als Sitz einer besonderen keltischen Völkerschaft, der Raurachen, bezeichnet. Ebenso möchte ich nur vorübergehend auf die interessante Aufgabe hinweisen, die darin bestände, zu erforschen, ob die Sprachgrenze zwischen Waadt und Genf auf die alte Differenz zwischen Allobrogen und Helvetiern zurückgeht. Denjenigen, die kurzerhand erklären, dafs ja alle Unterschiede zwischen beiden Mundartgruppen, wie z. B. $c + a = ts$ in Waadt und ϑ in Genf (*campu* = *tsã, ϑã*), viel moderner sind, möchte ich antworten, dafs Sprachdifferenzen sich da am leichtesten häufen, wo schon welche vorhanden sind, und dafs wir ja nur die modernen Ausläufer von Artikulationsgewohnheiten kennen, die eine lange, unbekannte Geschichte hinter sich haben.

Es genügt mir, betont zu haben, dafs Sprachentwickelung mit der Landesgeschichte unzertrennbar verbunden ist, und dafs eine der wichtigsten Aufgaben des Sprachforschers darin besteht, diesen Zusammenhang aufzudecken. Wrede ruft uns in seinem wichtigen Aufsatz *Ethnographie und Dialektwissenschaft* zu (*Hist. Zeitschr.* Bd. 88, S. 42): 'Gesetzmäfsigkeit, sei es physiologische ("Lautgesetze"), sei es psychologische ("Analogiewirkungen"), war der nur zu oft ausschliefsliche Mafsstab für die Sprachforschung. Tatsächlich aber bedeuten Lautgesetzlichkeit und Analogiebildung nur die eine, man könnte

---

[1] Siehe J. Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz* III S. 115, der besonders auf das Faktum Gewicht legt, dafs im Berner Jura unverhältnismäfsig viele Weilernamen vorkommen, die zudem durch ihren Typus (Vendelincourt = Wendlinsdorf = Genitiv + Appellativ) vom Romanischen abweichen.

sagen die ideale, Hälfte alles Sprachlebens: die andere, die reale, wurzelt in der Geschichte, in der Orts- und Landesgeschichte ...'. Die Sprachwissenschaft ist eine Kulturwissenschaft, wie es Meyer-Lübke in seinem Vortrag *Vom Ursprung der romanischen Sprachen* so richtig gesagt hat.

II.

Wie stimmen nun die Erfahrungen, die wir in bezug auf die Beeinflussung der Dialektbildung durch die Geschichte gemacht haben, zu den Theorien der Sprachwissenschaft? Wie stellt letztere sich zu Grenzen schroffer Art, wie wir sie zwischen Neuenburg und Bern in den Freibergen konstatiert haben? Es sei mir gestattet, hier etwas weiter auszuholen und den gegenwärtigen Stand der Frage der Mundartenklassifikation zu skizzieren.

Ich beginne mit dem mir vertrauteren Gebiete der romanischen Philologie. Wie überall, war auch in diesem Gebiete früher die Klassifikation der Hauptzweck der Dialektuntersuchung. Heyck hat also unrecht, wenn er die Einteilungssucht aus dem systematischen und bureaukratischen Ordnungssinn der germanischen Rasse erklärt (*Hist. Zeitschrift* Bd. 85, S. 70). Eine gewisse Pedanterie macht sich in jeder Wissenschaft bemerkbar. Das System des Botanikers Linné wurde auf die Dialekte angewandt. Die Forschung ruhte in den Händen von Dilettanten, welche, von landläufigen Voraussetzungen ausgehend, die Dialekte als Organismen auffaſsten, die innerhalb bestimmter Grenzen eine Einheit bildeten. Die Naturgeschichte wurde vielfach zum Vergleiche herangezogen, und sehr beliebt wurde das Bild vom Stammbaum. Die Mundarten waren Tochtersprachen. Das stand fest. Nur wuſste man nicht recht, wer die Mutter gewesen. Die Geburtsakten waren leider verloren gegangen, und man schwankte zwischen der mysteriösen Ahnfrau, keltische Sprache genannt, der noblen Roma und der koketten französischen Sprache, als deren Bastardkinder die Patois Frankreichs von vielen angesehen wurden.

Die Philologie brachte Licht in die Sache. Man begann methodisch zu untersuchen. In den siebziger Jahren machten sich zwei verdienstvolle Forscher, Tourtoulon und Bringuier, an die mühevolle Aufgabe, von Dorf zu Dorf pilgernd, die Sprachgrenze zwischen dem Französischen und dem Provenzalischen festzustellen. Das Resultat dieser Untersuchung, die Paul Meyer in einer Vorlesung *un ouvrage qui ressemble à la quadrature du cercle* nannte, liegt vor in der Schrift *Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oïl*, Paris 1876. Nach Tourtoulon und Bringuier wäre die Grenze zwischen Nord- und Südfranzösisch eine Linie von Genf bis zur Mündung der Gironde. Die genaue Fixierung der Grenze wurde nur für die westliche Hälfte durchgeführt und darauf durch den Tod von Bringuier unterbrochen. Nachdem die Grenze im Norden der Gascogne als feste Linie erscheint, verbreitert sie sich östlicher zu einer

Zone, die als Übergangsgebiet betrachtet werden mufs. Nördlich und südlich der Linie oder Zone erscheinen die von den genannten Forschern gewählten Einzelzüge in französischer oder provenzalischer Behandlung. Der wichtigste dieser Züge ist die Erhaltung des lat. bet. *a* in offener Silbe, das im Frz. zu *é* wird, so *cantare* = *cantā*, *chantā* gegenüber fr. *chanter*. Die Kriterien sind fast ausschliefslich lautliche. In der Tat ist die Einteilung von Dialekten nach Lautabstufungen die natürlichste. In der Syntax sind die Patois wenig originell. Die Formen oder Flexionen stehen zum grofsen Teil unter dem Bann der Phonetik. So enthält W. Meyer-Lübkes zweiter Band der *Grammatik der romanischen Sprachen* vielfach, soweit er die Flexion bespricht, lautliche Probleme und deren Lösungen. Man hat sich gefragt (besonders L. Tobler, *Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte*. Festschrift der Züricher Phil.-Versammlung 1887, 91—109), ob nicht der Wortschatz der Mundartengeographie untergelegt werden sollte. Aber man hat damit wenig gute Erfahrungen gemacht. Die Verbreitung eines Wortes wird viel mehr vom Zufall regiert als die eines Lautes, der nur durch direkte persönliche Beeinflussung weitergetragen wird. Ein wanderndes Wort gleicht dem Fremden, der sich irgendwo einnistet, wo es ihm gefällt; ein wandernder Laut klopft nur bei Verwandten an.[1] Daher erscheint von vornherein der Lautstand der Mundarten als das charakteristische Merkmal derselben. Ein Blick auf den monumentalen *Sprachatlas Frankreichs* von Gilliéron und Edmont zeigt, dafs nach phonetischem Prinzip ein Land leichter in Provinzen einzuteilen ist als nach lexikologischem. Wie willkürlich erscheint z. B. das Auftreten des französischen Wortes *abeille*,[2] das hie und da den mundartlichen Ausdruck *mouche à miel* oder Ableitungen von *apis* oder *musca* ersetzt hat. Lautliche Züge haben mehr Einheit, da sie erstens immer reihenweise auftreten, indem sie den ganzen Wortschatz, Substantiv wie Verb etc., beherrschen, und zweitens unter sich in Wechselwirkung stehen.

Daher haben sich also Tourtoulon und Bringuier bei ihrer Feststellung der französisch-provenzalischen Grenze mit Recht wesentlich auf phonetische Erscheinungen beschränkt. Dasselbe tat 1875 Ascoli, als er in seinen bedeutenden *Schizzi francoprovenzali* (*Arch. glott. it.* III) ein neues, nach seiner Meinung zusammenhängendes und der Einheit nicht entbehrendes Stück romanischen Bodens ablöste und nach gewissen sprachlichen Tatsachen frankoprovenzalisch nannte. Dieses Gebiet umfafst den Südosten Frankreichs, in Italien Val d'Aosta und Val Soana und die französische Schweiz bis zum Nordrand des Kantons Neuenburg und dem bernischen Dessenberg. St. Imier und Moutier kommen jenseits zu liegen.

[1] In bezug auf die Nichtexistenz eines Wortes kann man sich auch grofsen Täuschungen hingeben. [2] Atlas Gilliéron und Edmont, Karte 1.

Ascolis Verfahren wurde von P. Meyer in der *Romania* scharf angegriffen. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe die Lauterscheinungen willkürlich ausgewählt; würde er andere zur Basis gemacht haben, so wäre eine ganz andere Einteilung Frankreichs entstanden; und dabei wurde zum erstenmal[1] auf romanistischem Boden laut betont, ein Dialekt sei lediglich ein Gedankending, eine *definitio nominis,* nicht eine *definitio rei,* eine konstruktive Abstraktion, die auf arbiträrer Wahl der Charaktere basiere; es sei unmöglich, einem Dialekt Eigentümlichkeiten nachzuweisen, die nicht sonstwo vorkommen, und es sei ziemlich ausgeschlossen, dafs zwei lautliche Merkmale, die nicht inneren Zusammenhang haben, sich an derselben Grenze abheben. Das Bild der Karte Frankreichs, auf welcher alle Lautgrenzen eingezeichnet würden, wäre das der wildesten Regellosigkeit. Aufgabe der Wissenschaft sei es, die Geographie einzelner Sprachzüge, nicht ganzer Mundartgebiete zu entwerfen. Ascoli blieb die Antwort nicht schuldig. Mit etwas gekränktem Entdeckerstolz warf er ein, das Charakteristische einer Mundart sei nicht ein einzelner Zug, sondern die Kombination bestimmter Eigenheiten: 'Tutta codesta obiezione terribilissima,' sagt er, 'si risolve in un bel nulla. I singoli caratteri di un dato tipo si ritrovano naturalmente, o tutti o per la maggior parte, ripartiti in varia misura fra i tipi congeneri; ma il distintivo necessario del determinato tipo sta appunto nella simultanea presenza o nella particolar combinazione di quei caratteri.' Er habe nur ein Kapitel phonetischer Beobachtung über das frankoprovenzalische Gebiet veröffentlicht und deren noch zweiundzwanzig in Reserve. Übrigens seien die gewählten caratteri specifici so wichtig, dafs eine Einteilung wohl darauf basieren könne. Er stellt das Prinzip des Abwägens der lautlichen Kriterien auf, die nicht alle denselben Wert haben können. Es handelt sich z. B. um das Verhalten des lat. betonten *a,* das nach den zahlreichen, auf einen Palatallaut endigenden Verbalstämmen zu *ie* wird: *couchier, touchier, mangier* etc. neben *levar, provar* etc. In der Tat gibt es kaum einen noch so kurzen Text, der nicht Beispiele dieses Lautwandels enthielte.[2] Endlich macht Ascoli geltend, dafs sein Sprachgebiet geographisch wohl zusammengefügt ist und auch historische Selbständigkeit besessen hat.

In seiner Replik wiederholte P. Meyer seine Argumente. Im Jahre 1888 hielt Gaston Paris, der heute so schwer vermifste Führer der romanischen Sprachwissenschaft, vor der Réunion des sociétés

---

[1] Nachträglich hat Schuchardt einen Vortrag abgedruckt, den er im Jahre 1870 gehalten hatte, um seine Priorität in dieser Frage zu wahren.

[2] In den Eiden von Strafsburg, die ich mit Suchier für frankoprovenzalisch halte, kommt *a* hinter Palatal einmal vor, ohne Palatal achtmal; in der Cantilène de Ste Eulalie finden wir *a* hinter Palatal zehnmal, ohne Palatal sechsmal. Die sechs ersten Sätze der Parabel vom verlorenen Sohn enthalten *a* nach Palatal fünf- bis sechsmal, ohne Palatal sechs- bis siebenmal, je nach den Dialekten.

savantes einen geistvollen Vortrag, in welchem er denselben grundsätzlichen Standpunkt einnimmt, den P. Meyer verteidigt hatte. Aus dem inhaltsvollen und höchst anregenden Vortrage, den G. Paris *Les parlers de France* betitelt, greife ich nur die Stellen heraus, welche für seine Auffassung mundartlicher Dinge charakteristisch sind:

Die Mundarten, die spontane Produkte des Lateins sind, haben sich in ununterbrochener historischer Kontinuität aus demselben entwickelt. Es ist nicht möglich, den Punkt festzusetzen, an welchem das Latein aufhört, Latein zu sein, und anfängt, Französisch zu werden. Französisch ist modernes Latein. Nous parlons latin! Das Bild vom Sprachenstammbaum ist falsch.

Neben der historischen Kontinuität gibt es eine geographische, indem die Mundarten von einem Ende Frankreichs zum anderen unmerklich ineinander übergehen, ohne brüske Übergänge, also ohne dafs Grenzen aufgestellt werden können. 'Il n'y a réellement pas de dialectes.' 'Les parlers populaires se perdent les uns dans les autres par des nuances insensibles. Un villageois qui ne saurait que le patois de sa commune comprendrait sûrement celui de la commune voisine, avec un peu plus de difficulté celui de la commune qu'il rencontrerait plus loin en marchant dans la même direction, et ainsi de suite jusqu'à un endroit où il n'entendrait plus que très péniblement l'idiome local.' Weiter sagt er, dafs jede Dorfmundart eine gewisse Zahl von Lautzügen z. B. mit den vier Nachbarorten gemein habe, in anderen sich von allen vier unterscheide. G. Paris glaubt also an eine gewisse Regelmäfsigkeit kontinuierlicher Verschiedenheit oder geographischer Abänderung, wie Schuchardt sagt. Von jedem Punkte aus würde die Verschiedenheit im gleichen Mafse wie die Entfernung zunehmen. Also ein Gesetz wie das Gravitationsgesetz von Newton.

Nur die Geographie einzelner Züge hat nach ihm eine Berechtigung. Die Ausdehnung der einzelnen Lauterscheinungen hängt vom Zufall ab. Die Grenze von Tourtoulon und Bringuier ist eine imaginäre Mauer, welche die Wissenschaft umstürzt. Il n'y a pas deux Frances. Aucune limite réelle ne sépare les Français du Nord de ceux du Midi. Die Erklärung der geographischen Abänderung ist folgende: Würde man jedes Patois sich selber überlassen, so würden lauter Individualdorfsprachen entstehen, und zuletzt würde man sich nicht mehr verstehen, aber in Wirklichkeit erfolgt von kleinen und grofsen Zentren aus eine beständige Ausgleichung. Die Mundarten zweier benachbarter Dörfer werden sich immer so weit beeinflussen, dafs keine zu grofsen Unterschiede aufkommen können. Alte und neue politische Grenzen haben keinen Einflufs auf die sprachliche Entwickelung und vermögen die Ausgleichung der Dialekte nicht zu neutralisieren. So ist der Zustand der linguistischen Entwickelung, die sich selber überlassen ist. Und dieser Zustand ist für G. Paris die Norm. Nur äufserst selten geschieht es, dafs durch

natürliche Grenzen (hohe Gebirgszüge, breite Flüsse, dichte Wälder) oder unter Einfluſs bedeutender intellektueller oder politischer Zentren oder von Völkerwanderungen Dialektgrenzen entstehen. G. Paris leugnet also nicht die Existenz von Dialektgrenzen, aber er hält sie für äuſserst selten. Seine Rede, die trotz allem, was ich jetzt daran auszusetzen habe, für mich die klassische Auffassung der Dialektologie bleibt, wurde mit Triumph in die damalige *Revue des patois gallo-romans* aufgenommen. Sie wurde die Gründungsurkunde der *Société des parlers de France*. Männer der Wissenschaft hielten sich für verpflichtet, die Prinzipien von G. Paris unbeanstandet zu den ihrigen zu machen. Bestechend genug waren sie, und die Autorität des Meisters, der sie ausgesprochen hatte, machte sie fast zum Gesetz.

Einige Forscher aber, besonders Tourtoulon, Castets, Durand, die man nicht als Schulphilologen ansehen kann, die sich aber durch Forschungen auf dem Gebiete der Dialektologie im Terrain Verdienste erworben haben, waren entrüstet über die Ansicht von G. Paris. Es erschienen in Tagesblättern und besonders in der *Revue des langues romanes* geharnischte Angriffe.

Ich verzichte darauf, auf diesen Kampf hier näher einzugehen.

Im XVII. Bande der *Zeitschrift für romanische Philologie* (1893) brachte Horning einen sehr einsichtigen, ruhig abwägenden Artikel *Über Dialektgrenzen im Romanischen*, der zur Umkehr mahnte. Horning zählt die wirklichen Dialektgrenzén auf, die bis zum Jahre 1893 nachgewiesen worden sind. So hat Simon in den *Mélanges Wallons* (1892) gezeigt, daſs verschiedene Lauterscheinungen, die für das Pikardische und Wallonische charakteristisch sind, sich innerhalb einer relativ schmalen Zone abgrenzen. Simons Beweisführung ist zwar schwach und die beigegebene Karte so schlecht, daſs sie fast das Gegenteil zu beweisen scheint. Horning selber hat Grenzen in den ostfranzösischen Dialekten zwischen Metz und Belfort nachgewiesen, auch eine Grenze zwischen Lothringisch und Burgundisch; Paul Passy hat dieselbe lothringisch-burgundische Sprachgrenze an einem anderen Punkte gezeigt; eine Grenze im Norden des Kantons Neuenburg ist Horning wahrscheinlich, verschiedene brüske Übergänge wurden im Süden Frankreichs entdeckt, ebenso zwischen Ventimiglia und Nizza, also zwischen Französisch und Italienisch. Ferner traf W. Foerster eine scharfe Grenze zwischen Provenzalisch und Piemontesisch am Ostabhange der Kottischen Alpen. Die Mundarten seien dort streng geschieden, wie Öl und Wasser. Nach Gartner ist der Übergang vom Friaulischen zum Venetischen jäh.[1] Nach

[1] Weitere scharfe Scheiden finden sich anderwärts, so zwischen dem Katalanischen und Aragonesischen (Tourtoulon u. Bringuier, *Etude* S. 6), zwischen dem Venedischen und Galloitalischen (Meyer-Lübke, *Vom Ursprung der rom. Sprachen*), zwischen Bolognesisch und Toskanisch, wo die Apenninen die Wand bilden, usw. Vgl. auch die Zusammenstellung bei E. Wechſsler, *Gibt es Lautgesetze?* (*Festgabe Suchier*) S. 523 Anm. 1.

Horning ist die Dialektfrage noch nicht spruchreif, da es an Vorarbeiten fehlt. Er hebt hervor, daſs der Standpunkt von G. Paris zu theoretisch abstrakt ist. Das geschichtlich Gewordene wird mit Unrecht von G. Paris als Eingriff in die natürliche Entwickelung angesehen, während doch jede sprachliche Entwickelung historisch bedingt ist. Das développement linguistique livré à lui-même ist auch ein bloſses Gedankenprodukt. Die Masse der traits linguistiques darf nicht als gleichwertig angesehen werden, es gibt mehr oder minder wichtige, ältere und jüngere Merkmale. Unter einer Grenze braucht man sich keine mathematische Linie[1] zu denken.

G. Paris ist die Antwort auf Hornings Artikel nicht schuldig geblieben. Er erwidert (*Rom.* XXII, p. 604 ff.), daſs man streng zwischen der natürlichen Dialektspaltung und historischen Eingriffen in den normalen Verlauf (Dialektwanderung und Verdrängung des Originaldialektes) unterscheiden müsse. Eingreifen der Geschichte hält er für selten und relativ modern. Er glaubt, daſs die sprachlich gemischte Zone, die Horning nach anderen zwischen Französisch und Provenzalisch annimmt, qualitativ sich in nichts von einer Zone unterscheidet, die man mit derselben Breite nördlicher oder südlicher einzeichnen würde. Die Grenzen einzelner Lauterscheinungen gehen durch 'points absolument fortuits'. Aber er gibt zu, daſs einzelne Dialektika schwerer wiegen als andere.[2] Hornings Aufsatz hat doch Eindruck gemacht.

Die Dialektfrage ist seither, wenn mir nicht etwas entgangen ist, nicht mehr von Romanisten im Zusammenhange besprochen worden. In seiner *Note sur la classification des dialectes de la langue d'oc* (*Revue des langues romanes,* 1900, p. 352 ff.) tritt Lamouche absichtlich auf die prinzipielle Frage nicht ein, weil er seiner Einteilung nur relativen Wert beimiſst und damit nichts als ein 'moyen de travail' bieten will. Aber aus gelegentlichen Äuſserungen anderer ist zu entnehmen, daſs die Auffassung von G. Paris allmählich an Boden verliert. E. Wechſsler widmete in seinem Aufsatz über die Lautgesetze in der Festgabe für Suchier (*Forschungen zur romanischen Philologie,* Halle 1900, p. 520—527) einen Abschnitt der Frage 'Gibt es Mundarten?' Er steht ganz unter dem Einfluſs der neueren germanistischen Forschung, von der unten die Rede sein wird, und nimmt mit Friedrich Kauffmann, *Dialektforschung,* an, daſs nicht die Einzellaute der Mundart, sondern ihre konstitutiven Faktoren, wie Akzent, Betonung, Quantität etc., die auf Sprachatlanten nicht zum Ausdruck zu kommen pflegen, den Maſsstab für Dialekt-

[1] Dieser Ausdruck ist nicht glücklich gewählt, da die mathematische Linie gar keine Dimension mehr hat.

[2] Sollte G. Paris später noch weitere Konzessionen gemacht haben? *Rom.* XXX, p. 585 sagt er: 'c'est plus surprenant pour l'Italie, puisque le phénomène (*-umus* für *-amus*) s'y retrouve dans *deux ou même trois domaines linguistiques différents*' (= Dialektgruppen!).

gliederung abgeben sollten. Wechssler scheint mit den vorschnellen Behauptungen Bremers einig zu gehen, welcher sagt: 'Noch heute scheiden wir wie vor anderthalb Jahrtausenden Bayrisch, Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch, Thüringisch und Sächsisch. Die Grenzen haben sich seit den Zeiten Chlodwigs nicht erheblich verschoben.' Das ist nun freilich sehr positiv gesprochen! (Siehe § III.) Ich erlaube mir hier zu bemerken, daſs die von Kauffmann und Wechſsler vorangestellten konstitutiven Faktoren der Dialektbildung mir vorläufig nebelhaft und unfaſsbar vorkommen. Vielleicht gelingt es uns einmal, für einen bestimmten Sprachtypus, sagen wir z. B. für das Lombardische, ein allgemeines Movens zu finden, durch welches die Grundlinien der lombardischen Sprachbewegung sich erklären lassen. Aber mir scheint, daſs wir für so feine Untersuchungen noch nicht genügend gerüstet sind. Manche Anregung in dieser Beziehung geht von der schönen Studie Karl v. Ettmayers über das Lombardisch-Ladinische aus Südtirol aus (*Rom. Forschungen* XIII, 1902). Auch er huldigt der *particolar combinazione* von Lautwerten Ascolis als Einteilungsprinzip. Er vergleicht trefflich den Dialekt mit einer Melodie, bei welcher nicht die einzelnen Töne ins Bewuſstsein fallen, sondern ihre Kombination. So möchte er weniger die einzelnen Laute und Gesetze, als eine allgemeine Tendenz der Sprache, etwas vom einzelnen Resultat losgelöstes Interindividuelles ins Auge fassen.[1] Er bezeichnet daher p. 331 als Ziel seiner Arbeit den empirischen Nachweis der inneren Verknüpfung der Lautgesetze, welche im untersuchten Mundartgebiete die betonten Vokale beherrschen. Das Resultat jedoch, das p. 653 ff. im kurzen 'Nachwort' geboten wird, ist nach meiner Ansicht recht mager ausgefallen.

Einstweilen scheint es mir wünschenswert, nicht über das Resultat der auf 'Isophonen' aufgebauten Sprachgeographie hinauszugehen. Allgemeine Betonung und Quantität etc. finden ihren positiven Ausdruck in den Lautgesetzen, und ich halte es für einen Widerspruch, wenn man die Grenzen der mundartlichen Laute als Einteilungsprinzip aufgibt und an ihre Stelle eine vage, über ihnen thronende Tendenz setzt. Schon die Lautgesetze, über deren ursächlichen Zusammenhang wir noch wenig aufgeklärt sind, bieten Irreales genug.

W. Meyer-Lübke stellt sich in seiner *Einführung* und in seinem Vortrag vom *Ursprung der romanischen Sprachen* auf den Standpunkt der Entstehung von Dialektgrenzen durch kulturelle, ethnologisch und historisch bedingte Gemeinschaft. Es scheint also eine

---

[1] In seinem Vortrag *Über die Klassifikation der rom. Mundarten* sagt Schuchardt noch, daſs die einzelnen Veränderungen der Laute, Wortformen, Bedeutungen etc. in keinem notwendigen Zusammenhange stehen, weil sonst eine Formel für die Gesamtveränderung gefunden werden müſste. Haben wir heute das Recht, uns schon anders auszudrücken?

Auffassung aufzukommen, die die Dialektfrage nicht mehr im Zusammenfallen oder in Nichtkongruenz der Lautlinien erblickt, sondern in einem höheren Prinzip, das diese Linien entweder sprachlich oder kulturell zu erklären sucht.

Wir leben gegenwärtig in der Zeit der Sprachatlanten. Weigand publiziert einen dakorumänischen Atlas; Guerlin de Guer einen *Atlas dialectologique de Normandie,* von dem bis jetzt eine Lieferung erschien (Paris, Welter, 1903, *Région de Caen à la mer*[1]); vom hochverdienstlichen *Atlas linguistique de la France* von Gilliéron und Edmont[2] sind schon 376 Blätter herausgekommen, die eine unerschöpfliche Fülle von Belehrung bringen.

Diese Werke bringen erst das nötige, auf breiter Basis und experimenteller Beobachtung aufgebaute Material zur Lösung der Frage, die uns beschäftigt. Prüfen wir unsere Atlanten, bevor wir uns in zu theoretische Spekulation einlassen. Schon jetzt von den Lautgrenzen zu abstrahieren, ist ein gefährliches Vorgreifen. Unsere kartographischen Werke werden eine Reihe bedeutender spezieller und prinzipieller Untersuchungen veranlassen, wie wir dies auf dem Gebiete der Germanistik beobachten.

---

[1] Den Plan dieses Unternehmens billige ich nicht. Partielle Publikation, bevor das ganze Gebiet untersucht ist, scheint mir mifslich. Ganzkarten der Normandie in Lieferungen wären einem Spezialatlas der Gegend von Caen bis zum Meer (= etwa einem Zwölftel des Calvados) vorzuziehen gewesen. Auf diese Weise wird später ein Gesamtüberblick nur durch Benutzung einer grofsen Zahl einzelner Bände möglich werden. Im publizierten Teile sind die Karten sehr oft uniform, weil das ganze Gebiet dieselben Formen aufweist. Von nicht ganz hundert Karten sind etwa dreifsig gleich. In solchen Fällen hätte die Karte füglich wegbleiben und durch eine Bemerkung ersetzt werden können. Andere Einwände verschweige ich. Für die Dialektumgrenzung ist aus diesen räumlich zu beschränkten Karten wenig zu gewinnen, doch gibt der Verfasser p. 124 ff. recht interessante Erwägungen über die Infiltration der Schriftsprache in die Mundart und ihre geographische Ausdehnung.

[2] Paris, Champion. Der Plan dieses grofsen Nationalwerkes ist originell und weitsichtig. Genial ist das System von Kautelen aller Art, das Gilliéron ins Werk setzte, um das Ganze auf eine einheitliche und möglichst sichere Grundlage zu stellen. Diese Karten sind als erster grofser Wurf zu betrachten, das Detail bedarf der Nachprüfung. Alle Aufnahmen wurden von Edmont gemacht und von Gilliéron ohne jede Kontrolle auf die Blätter des Atlas übertragen. Die Person des Exploratoren bot jede erdenkliche Garantie. Darf man aber eine Person als appareil inscripteur benützen? Ist es möglich, in einem jeweiligen kurzen Aufenthalt von einem bis zwei Tagen an jedem Ort sich genügende Vertrautheit mit den tausendfachen Variationen der mundartlichen Laute zu verschaffen, um sie richtig zu notieren und die besten Repräsentanten der stark beschädigten Patois Frankreichs zu finden? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, so wird der Widerspruch gegenüber den einzelnen Formen des ungeheuren Werkes sich regen. Die Unternehmer trifft hierbei kein Vorwurf. Die Verhältnisse erlaubten ihnen nicht, zusammenzureisen, was die Sicherheit des Materials bedeutend erhöht hätte. Und die wesentlichen Resultate werden durch Irrtümer im einzelnen durchaus nicht erschüttert.

III.

Auch in Deutschland ist die Dialektfrage hin und her beraten worden, und zwar hat sie dort dieselbe Entwickelung wie im romanischen Gebiet durchgemacht: den Anfang bildete die Klassifikation, welche vielleicht das Endziel sein wird; wieder Stammbaum und Naturgeschichte; dann machte sich der Einfluſs von Johannes Schmidts Wellentheorie geltend (1872), und endlich erschienen die Sprachatlanten. Darin aber sind die Germanisten den Romanisten ein Stück Weges voraus, daſs sie schon begonnen haben, ihre Atlanten zu verwerten. Und darum möge man es mir nicht verübeln, wenn ich für einen Augenblick das mir weniger vertraute Gebiet der deutschen Mundartforschung betrete.

Der nur durch Berichte bekannte Wenkersche Sprachatlas ist leider einstweilen unzugänglich. Dafür besitzen wir eine prächtige Arbeit im Fischerschen *Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart* (Tübingen 1895). Fischer hat dazu eine ganz gediegene Erläuterungsschrift geschrieben und ferner das Werk selber in den *Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte* IV (1895), p. 114 ff., angezeigt. Fischer steht noch grundsätzlich auf dem Standpunkte von Johannes Schmidt oder von G. Paris. Er lehnt z. B. energisch jede besondere physiologische Stammesvererbung ab. Es gibt keine ausschlieſslich schwäbischen Sprechorgane, also auch nichts speziell Schwäbisches in sprachlicher Hinsicht. Auch historische Gründe für Ausbildung einer geschlossenen schwäbischen Sprache sind nicht vorhanden. Aber 'jede bestimmt charakterisierte Spracherscheinung hat ein geschlossenes Gebiet und feste Grenzen.' Die einzelnen Lautzüge machen an Verkehrsgrenzen Halt. Das Betonen dieses Begriffes ist etwas Neues! Die verkehrsstörenden Elemente sind hier weder gewaltige Berge noch breite Flüsse, wie wir uns nach P. Meyer und G. Paris vorzustellen gewöhnt sind. Wie richtig sagt Fischer: 'Die ohnehin etwas zweifelhafte Bemerkung, daſs Flüsse nicht trennen, kann hier nicht gemacht werden; denn es handelt sich nicht um kriegerische oder kaufmännische Expeditionen, sondern um den Alltagsverkehr, der jeden Kosten- und Kräfteaufwand scheut.' Aber es bleibt nach Fischer eine Unzahl von Lautgrenzen ohne Erklärung. Nur da, wo Stammesgrenzen mit natürlichen Verkehrshindernissen zusammentreffen, können verschiedene Lautgrenzen mit politischen Scheiden zusammenfallen und also politische Dialektgrenzen entstehen. In anderem Sinne kann von einem Kausalzusammenhang zwischen Abstammung und Sprache nicht gesprochen werden. Aber auch abseits von den alten Stammesgrenzen hat Fischer Linienbündel entdeckt. Das sind entweder Grenzen, in denen sich Linien von ungefähr gleicher Gesamttendenz zusammenfinden; sie erklären sich durch die Verwandtheit der Sprachobjekte. Oder die Lautzüge sind verschiedener Art; dann sind sie folgendermaſsen zu erklären: Wenn einmal mehrere Sprachdifferenzen mit

derselben Grenze sich zusammengefunden haben, so ist die Möglichkeit der Entstehung noch weiterer Grenzen mit demselben Verlauf dadurch erleichtert, dafs der Sprachverkehr mit jeder neuen Differenz, wenn auch nur unbedeutend, erschwert wird. Gegenüber P. Meyer, der die Möglichkeit des sich Treffens zweier Lautgrenzen fast in den Bereich der Unmöglichkeit stellt, konstatieren wir hier in dem allgemeinen Wirrwarr der Lautgrenzen die Existenz von Hauptsträngen, und zwar gehen diese, entgegen der Ansicht von G. Paris, mit politischen Grenzen da zusammen, wo natürliche Verkehrshindernisse vorliegen.

Im VI. Jahrgang der *Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte*, p. 161 ff., hat K. Bohnenberger versucht, mit mehr oder weniger Glück, dem Ursprung einiger Lautgrenzen nachzugehen. Obschon noch zaghaft, geht er doch weiter als Fischer: er konstatiert ein Zusammenfallen der Grenzen mit der alten Herzogtums- oder Stammesgrenze, ohne dafs wesentliche natürliche Verkehrsstörungen vorhanden wären, so zwischen Franken und Schwaben. Er sagt von dieser Dialektgrenze (p. 187): 'Hier gehen ganz unverhältnismäfsig viele Grenzen parallel, und die meisten fallen bis ins Bühler- und Kostertal von Ort zu Ort mit der *ai/oi*-Grenze zusammen.' Er schliefst seinen Aufsatz mit den Worten, man dürfe sich durch die Vielheit der Linien nicht allzusehr abschrecken lassen.

Derselbe Gelehrte versuchte später sein Glück mit der 'Grenze vom anlautenden *k* gegen anlautendes *ch*', z. B. *kind* ~ *chind* (*Alemannia* 1900, p. 124 ff.). Diese Grenzlinie, welche westöstlichen Verlauf nimmt, geht nicht dem Rheine entlang, sondern zieht nördlicher, im Süden von Freiburg, dahin, über den Feldberg und Fürstenberg und mündet dann, sich ostwärts senkend, in der Nähe von Radolfzell in den Bodensee. Bohnenberger begnügt sich auch hier nicht mit der Konstatierung der Tatsachen, sondern er sucht den ursächlichen Zusammenhang dieser Lautgrenze mit der Bodengestaltung und der Geschichte, sowie den prinzipiellen Gewinn, der daraus zu ziehen ist. Denn 'unsere Versuche, Sprachgrenzen zu erklären, dürfen die gröfseren Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren' (p. 130). Es gelingt ihm auch, Verschiebungen der Grenze nachzuweisen, die im Laufe der Zeit eintraten, und streckenweise den Verlauf der heutigen Grenze durch politische und natürliche Verhältnisse zu begründen. Bleibt auch manches noch unklar, so wird doch der Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausbreitung der *k/ch*-Aussprache und dem jeweiligen Verkehr deutlich. 'Ebenso wie heutigen politischen Grenzen sind also auch den Stammes- und Gaugrenzen einst Sprachgrenzen gefolgt. Gehen somit die heutigen Sprachgrenzen nicht auf Stammes- und Gaugrenzen zurück, so doch immerhin ein Teil der vorauszusetzenden früheren' (p. 136).

Positiver als Bohnenberger hat sich Dr. C. Haag auf Grund persönlicher Aufnahmen in 200 Ortschaften ausgesprochen in der

Abhandlung *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes* (Beilage zum Programm der Königl. Realanstalt zu Reutlingen; Reutlingen 1898). Haag unterscheidet die Grenzen nach der Wichtigkeit. Für ihn richtet sich die Bedeutung einer Lautgrenze 1. nach der Zahl der betroffenen Formen, 2. nach der Häufigkeit des Gebrauches dieser Formen (daher die Ohrfälligkeit eines Lautwandels), 3. nach dem Grad der Veränderung der Formen. Er macht die Erfahrung, dafs wichtige Grenzen fast nie allein gehen, sondern gewöhnlich mit anderen zu Bündeln vereinigt sind, während 'weite Gebiete oft von keinen namhaften Grenzen durchzogen sind.' Diese Kernlandschaften, wie er sagt, 'mit weitgehendster Gleichartigkeit sind getrennt durch eine Reihe kleinerer Landschaften, die stufenweise von einer zur anderen hinüberleiten' (*Zeitschrift für hochd. Mundarten* 1900, p. 140). Die Hauptresultate seiner Forschung hat er in der *Zeitschrift für hochd. Mundarten,* p. 138 ff., in seinen *Sieben Sätzen über Sprachbewegung* zusammengefafst. Einige seiner Schlüsse scheinen mir doch etwas voreilig gefafst zu sein, da sie noch im ganzen auf der Untersuchung eines kleinen Gebietes basieren.

Aber die kartographische Methode und im besonderen Fischers Atlas scheinen mir doch den Weg gezeigt zu haben, auf welchem wir vorwärts kommen können. Die Aufstellung der Begriffe Linienbündel[1] und Kernlandschaften sind ein wichtiges Resultat der Dialektgeographie. Mit dem Satze, dafs die Lautzonen durch lauter *points fortuits* (G. Paris) begrenzt sind, dürfen wir uns nicht mehr zufrieden geben, sondern die Sprachgeschichte hat diese scheinbar zufälligen Linien zu erklären. Dabei wird ihr, da dieselben zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und sich vielfach verschoben haben, nicht nach früherer Auffassung die Naturgeschichte, wohl aber die Landesgeschichte treffliche Dienste leisten. Aus der Klarlegung der einzelnen Linien wird sich von selber die Präzisierung des Begriffes Linienbündel ergeben. Damit hat die mundartliche Forschung noch reichliche Arbeit auf Jahrzehnte hinaus! Die Mühe wird sich lohnen. Die Ethnographie, die allezeit eine grofse Anziehungskraft ausgeübt hat, wird davon gewifs profitieren. Aber der Sprachforscher gehe um so vorsichtiger zu Werke, als er in der Lösung dieser Fragen je länger je isolierter dasteht. Das Wort

[1] Auch Gilliéron, ein konsequenter Leugner von Dialektgrenzen, mufste ihr Vorhandensein zugestehen; 'Si je soumettais au lecteur mes cartes linguistiques, il constaterait que le cas de coïncidence de frontière de *deux* faits phonétiques est plus fréquent que ne le ferait supposer son caractère de fortuité' (*Rom.* XII, 396). Er erklärt dies dadurch, dafs gewisse Landstriche ihr ursprüngliches Patois zugunsten eines dominierenden Dialektes aufgeben, wodurch ein Zusammenstofs heterogener Mundarten zustande kam. Ich glaube wohl an den ätzenden Einflufs herrschender Mundarten und an allmähliche Verflachung und Auflösung gewisser isolierter Merkmale anderer, nicht aber an offizielle Verdrängung ganzer Patois.

Virchows: 'dafs bei dem Mangel einer erkennbaren Übereinstimmung in den physischen Merkmalen (Haarfarbe, Farbe der Augen, Schädelform, Körpergröfse) die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes widerstandslos den Sprachforschern in die Hand gegeben wird' (nach Bremer, Pauls *Grundrifs,* p. 751), ist viel mehr geeignet, uns vor uns selber Mifstrauen einzuflöfsen, als unseren Stolz zu erhöhen. Es soll uns dazu führen, die sprachlichen Resultate möglichst vielseitig durch onomastische und volkskundliche Untersuchungen zu kontrollieren.

Mit dem gröfsten Interesse habe ich neulich den in der *Historischen Zeitschrift,* Bd. 88, Heft 1, erschienenen bedeutenden Aufsatz von F. Wrede, dem langjährigen Mitarbeiter am Wenkerschen Atlas, über *Ethnographie und Dialektwissenschaft* gelesen. Wrede mahnt zur Vorsicht und warnt davor, wie Bremer auf Grund heutiger Unterschiede ohne weiteres alte Stammgrenzen herzustellen. Er meint, dafs bei den fortwährenden Veränderungen der Verkehrsverhältnisse von den altgermanischen Zusammenhängen wenig erkennbar geblieben sei. Er geht hierin vielleicht doch zu weit. Andererseits gibt er zu, dafs oft alte Grenzen unter neuer Firma beibehalten wurden und der Grenzwert alter Verkehrsgrenzen im Mafse ihres Fortbestandes bis in die neueste Zeit zunimmt. Der Zusammenhang der politischen Ausdehnung einer Landschaft mit der Verbreitung einer Spracherscheinung für bestimmte Perioden der Geschichte ist ihm unwiderleglich. 'Die bestehende politische Grenze ist also unbestreitbar ein dialektbildendes Moment. So sind die heutigen Kreisgrenzen in vielen Fällen zugleich Scheiden für einzelne oder mehrere Lautunterschiede, und die (Wenkerschen) Sprachatlasblätter bringen dafür reichliche Belege' (p. 36). Wrede geht also viel weiter als Fischer, der die Einheit des schwäbischen Sprachgebietes verneint hatte. Er sagt, dafs solche 'Folgerungen über das Ziel hinausschiefsen' (p. 23).[1] Auch er ermahnt die Philologen, die Lautgesetze weniger als 'mathematische Formeln', sondern in ihrem Kausalzusammenhang mit den historischen Ereignissen zu betrachten. 'Diesen Zusammenhang zwischen Geschichte und Sprachgeschichte wiederherzustellen, sehe ich als eins der schönsten Ziele des Sprachatlas an' (p. 42).

So haben die Germanisten die reine Theorie verlassen, um sich von ihren praktischen Erfahrungen leiten zu lassen. Dieses Ziel sollte auch den Romanisten vorschweben. Und ganz besonders scheint mir die italienische Dialektologie dazu prädestiniert zu sein, über solche Grundfragen Licht zu verbreiten, infolge der geographischen Gliederung des Landes, der relativen Reichhaltigkeit historischer Zeugnisse bis in die ältesten Zeiten und der starken Vitalität der Dialekte.

---

[1] Wrede bezeichnet z. B. das Elsafs als eine sprachliche Einheit: 'Die kaum je alterierte Geschlossenheit des elsässischen Dialektgebietes entspricht seiner einheitlichen Geschichte' (p. 38).

IV.

Aber auch die französische Schweiz mit ihren Terrainschwierigkeiten, mit ihren verschiedenartigen Stämmen, Konfessionen und kulturellen Betätigungen bietet zum Studium der Dialektfrage willkommenes Material. Ich konnte mich daher nicht enthalten, die bis jetzt erstellten Karten des Sprachatlas der französischen Schweiz auf Linienbündel und Kernlandschaften hin zu untersuchen.

Bevor ich dem Leser das Resultat dieser vorläufigen Untersuchung unterbreite, muſs ich ihn mit dem Modus bekannt machen, nach welchem die Karten des begonnenen Werkes erstellt werden. Die drei Redaktoren des Glossaire stellten die oben erwähnte Liste von ungefähr 300 Wörtern auf, die für möglichst autochthone Entwickelung Gewähr bieten und die wichtigsten Lauttypen zur Darstellung bringen sollen. Diese Liste wurde bisher in 355 Ortschaften der französischen Schweiz und angrenzender Gebiete abgefragt. Die Lokalitäten sind so verteilt, daſs alle Gegenden der Westschweiz gut vertreten sind und die Landstriche, wo die sprachliche Buntheit zunimmt (Wallis, Waadtländer Alpengebiet etc.), besonders berücksichtigt wurden. Die Resultate werden einzeln auf Kartenpausen zusammengestellt und mittels farbiger Töne auf den Blättern I und III der vierblätterigen Dufourkarte eingetragen. Die so entstandenen Lautgrenzen der zwanzig ersten Blätter zeichnete ich auf eine Gesamtkarte ein, welche in photolithographischer Reproduktion hier beigeheftet einen Überblick über das gegenseitige Verhalten der Linien gestattet. Die Striche wurden gewöhnlich mitten zwischen den untersuchten Ortschaften durchgezogen, so daſs denselben noch etwas Arbiträres anhaftet. Manches nicht besuchte Dorf ist hierdurch in die unrichtige Zone geraten. Diesem Übelstande soll vor der Publikation des Atlas möglichst durch eine geplante Revision längs der entstandenen Grenzen abgeholfen werden. Immerhin möge hier betont sein, daſs nahezu ein Drittel der westschweizerischen Gemeinden vertreten ist, so daſs das Linienbild sich nur wenig von demjenigen entfernen kann, das durch phonetische Aufnahmen in sämtlichen Dörfern erzielt worden wäre. Wo natürliche Verkehrshindernisse, wie Flüsse oder Bergzüge, vorliegen, folgen ihnen unsere Grenzen. Die nichtschweizerischen Verhältnisse blieben einstweilen unberücksichtigt. Der Landesgrenze entlang wurden keine Lautgrenzen notiert.

Obschon ich vollständig mit Schuchardt einverstanden bin, der ein mechanisches Abwägen der einzelnen Merkmale als unstatthaft erklärt, weil ihr Wert nicht gleich ist, habe ich, um dem Vorwurf der Willkür zu begegnen, alle Grenzen gleich behandelt. Eine Scheidelinie, wie diejenige von *die lunæ* ~ *lunæ die,* welche nur sechs Wörter betrifft, tritt hier mit derselben Wichtigkeit auf, wie die grundlegende Scheidewand zwischen lat. $ę$ = *ie* und *ei, ai* etc. Es geschah dies zuungunsten meiner These, welche durch die Entfer-

nung aller Detailgrenzen und durch schärfere Markierung durchgreifender Sprachveränderungen viel gewonnen hätte.

Die Liste der benutzten Fälle ist im Anhang II zu finden. Wie es der unfertige Zustand des Atlas mit sich bringt, sind wichtige Unterscheidungsmerkmale, wie z. B. lat. $\bar{u} = u \smile \ddot{u}$ und andere, nicht verwertet. Eine große Zahl der ausgebliebenen Linien wird zweifellos neue Risse in das Kartenbild bringen, viele aber werden sich zu den alten gesellen und so die Gliederung unserer Mundarten, ihr ethnologisch-historisches Gerippe, deutlicher hervortreten lassen. Ich glaube nicht, daſs eine prinzipielle Erörterung des abgeschlossenen Werkes unser vorläufiges Urteil wesentlich verändern wird.

Trotzdem ziehe ich vor, dem provisorischen Charakter meiner synoptischen Karte dadurch Rechnung zu tragen, daſs ich sie nicht im einzelnen erläutere, sondern nur auf das Hauptergebnis aufmerksam mache.

Es lassen sich schon jetzt deutlich Landschaftsdialekte erkennen, die durch eine ganze Anzahl von Linien oder kreuz und quer durchfurchte Übergangsgebiete von Nachbarlandschaften abgegrenzt und selber durch wenige, in Wirklichkeit meist geringfügige Züge in Unterdialekte eingeteilt sind. Diese kleinen Unterschiede heben die linguistische Einheit der betreffenden Landschaften nicht auf. Solche Kernlandschaften sind z. B. das Gros-de-Vaud, der Berner Jura vom Norden bis zur Linie La Ferrière-Tramelan-Court, die Montagne Neuchâteloise von La Brévine bis La Ferrière, das Val-de-Travers, niederer Teil, das Greyerzerland, der Kanton Genf.[1]

Ziemlich scharf, wenn auch nur in untergeordneten Punkten, unterscheidet sich die Mundart der waadtländischen Enklaven im Kanton Freiburg von ihrer Umgebung. Die geographischen Verhältnisse liegen da sehr kompliziert. Die Bahn fährt z. B. an den Orten Murten, Avenches, Dompierre, Payerne, unterhalb Surpierre und bei Lucens vorbei. Diese Ortschaften sind abwechselnd freiburgisch und waadtländisch, katholisch oder protestantisch.[2] Die Enklaven der Waadt, wenn schon unzusammenhängend, sprechen doch alle so ziemlich das Patois des Gros-de-Vaud. Wer in diesem Irrgarten wissen will, ob irgend ein Dorf freiburgisch oder waadtländisch ist, braucht nur zu fragen, wie von den Bewohnern z. B. das Wort *fête* in Mundart ausgesprochen wird. Lautet es *fita,* so befindet man sich im Kanton Waadt, wenn *fiϑä,* so ist man im Kanton Freiburg. Der Laut ϑ (englisch *th*) kann also in dieser Gegend als ein katholischer Laut bezeichnet werden.[3] Die Differenzierung zwischen den beid-

[1] Sollte die Stadt Genf, die nach Paris am hervorragendsten an der französischen Literatur beteiligt ist, früher als Hochburg des Patois so ausgleichend gewirkt haben?

[2] Mit Ausnahme von Murten, das, wie Avenches, reformiert ist, obschon im Kanton Freiburg gelegen.

[3] Weiter südlich erscheint der Laut auch auf Waadtländer Boden.

seitigen Gemeinden ist nicht sehr groſs, weil sie erst nach der Trennung dieser Gebiete durch die Reformation recht eingesetzt haben kann.

Ganz alten Verhältnissen entstammt die Grenze, die im Norden von La Ferrière durchgeht, dem St. Immertal folgt, dann in eine Zone übergehend südlich den Dessenberg abtrennt und nördlich Tramelan und Court erreicht. Ihr Bild ist auf der Übersichtskarte von unzweifelhafter Schärfe und fällt sofort in die Augen. Für das westlichste Teilstück derselben versuchte ich im ersten Teile dieser Arbeit eine historische Begründung zu geben.[1] Diese Grenze ist die von Ascoli und Horning vermutete Linie, welche das Frankoprovenzalische vom Französischen scheidet.

Die Karte zeigt auch für das romanische Wallis zwei Hauptdialekte, von denen der obere, welcher namentlich das Val d'Hérémence und das Val d'Anniviers umfaſst, eine auffallende Einheit besitzt. Das ist der Teil des Wallis, der nicht unter savoyischer Herrschaft stand und daher den lautlichen Einflüssen dieser Gegend weniger exponiert war. Im Rücken war er durch das Deutschtum gedeckt, auf beiden Seiten durch Eis und Felsen. Ein Verkehr zwischen dem Val d'Hérémence und dem Val d'Anniviers findet über die hohen Berge nicht statt, aber die Leute treffen sich z. B. bei der Bebauung ihrer Reben alljährlich im Rhonetal. Diese flüchtige Begegnung genügt nicht, um die Einheit ihrer Mundart zu erklären. Wir müssen zu ihrer politischen Selbständigkeit und ihrer mutmaſslichen Abstammung aus dem Rhonetal unsere Zuflucht nehmen.[2] Natürlich ist zwischen den beiden Varietäten der Walliser Mundarten keine Barriere vorhanden. Vieles ist gemeinschaftlich; viele Überläufer sind im unteren Rhonetal und weiterhin anzutreffen. So erscheint die Erhaltung des lat. *u* des oberen romanischen Wallis in den Kantonen Waadt und Freiburg in unbetonter Stellung (*durare* = *durā*), während hier die Tonsilbe *ü* hat (*durat* = *düre*). Oder: die Aussprache des Anniviarden *an* (*annum*), *ę̃fan* (*infantem*), *tsante* (*cantat*), *planta* etc. hat ihre Vorposten, von denen sich das letztgenannte *planta*, sonderbarerweise allein, bis in die Waadtländer Alpen hinzieht.[3] Der deutliche Linienknäuel, der östlich von Sitten sicht-

[1] Leider besitzen wir aus dem St. Immertal, wo das Patois längst ausgestorben ist, keine zuverlässigen Listen, was das Bild erheblich trübt. Auf unsere Fragen mögen dort die Leute oft mit Formen antworten, die eigentlich aus dem Bezirk Delsberg stammen und ihnen als heute noch häufig gehörte Wörter besser im Bewuſstsein ruhen als ihre eigene vergessene Sprache. Möglicherweise würde durch bessere Information Tramelan und Court ihr inselartiger Charakter weggenommen.

[2] Siehe die Studie von Dr. J. Jegerlehner über die *Herkunft der Bewohner des Einfischtales* (*Anzeiger für Schweizergeschichte*, 1902).

[3] Ich wage nicht zu entscheiden, ob es sich hier um ein wanderndes Wort handelt oder um einen Zersetzungsprozeſs, der sich in der Waadt noch in seinem ersten Stadium befindet und dort spontan wirkt. Ich weiſs nicht einmal, ob im Falle pla*n*ta das lat. *n* erhalten ist oder Rückbildung vorliegt.

bar ist, wahrt immerhin dem Osten eine relative sprachliche Abgeschlossenheit.

Die wichtigsten übrigen Stränge passen sich den Bodenverhältnissen an: Vallée de Joux, Rhone etc. Ganz isolierte Entwickelung ist selten (Kreise). Von Cerneux-Péquignot wird weiter unten die Rede sein.

Leider habe ich mich noch nicht eingehend genug mit der Frage des lautlichen Austausches über die Landesgrenze hinüber beschäftigt, um hier schon positive Resultate zu bieten. Vermutlich läßt sich der Kanton Genf von seiner savoyischen Nachbarschaft gar nicht loslösen. Das Genfer Patois wird auch bei uns schlankweg als patois savoyard bezeichnet. Ebenso ist der Sprachtypus des Aostatales von demjenigen des Wallis wenig verschieden, und die hohe Alpenkette, die dazwischen liegt, hat die Konformität der Sprachbewegung nicht aufgehoben. Die Aussprache *-ę* für die Infinitivendung *-are* ist unaufgehalten über den großen St. Bernhard gewandert und jenseit bis Orsières[1] zu Tal gestiegen. Die Grenze im Jura hat z. B. zwischen Vallorbe und Les Brenets, wo keine Naturhindernisse, aber neben dem politischen noch Religionsunterschied vorhanden ist, deutlich trennend gewirkt. Nördlich von diesem Strich, von La Ferrière bis Delle, wo zwar der Doubs in tiefem Einschnitt eine Schranke bildet, die Konfession aber dieselbe ist, verschwimmt der Unterschied der Dialekte. Daran ist gewiß nicht nur der religiöse Zwiespalt oder Einklang schuld. Der Satz von Schuchardt (*Klass.*), daß geistliche Sprengel mehr bedeuten als weltliche Machtgebiete, scheint mir nicht unbedingte Gültigkeit zu haben. Die politischen Schranken, soweit sie kulturelle Einschnitte bewirken, scheinen mir mächtiger. Die Ähnlichkeit der Mundarten von Delle und Pruntrut z. B. glaube ich in erster Linie auf Stammverwandtschaft zurückführen zu können (siehe oben Abschnitt I).

Im Mittelalter waren jedenfalls die politischen Grenzen viel störender als in unserer Zeit gesellschaftlicher Toleranz und bequemer Verkehrsmittel. Und doch kam mir neulich, als ich in einer dialektologischen Exkursion von La Brévine im Kanton Neuenburg nach dem französischen Les Gras wanderte, deutlich zum Bewußtsein, daß die kulturellen Bedingungen noch heute recht verschiedene sind. Unachtsam war ich über die Grenze geschritten. Die Erdbeeren, die ich pflückte, schmeckten nicht süßer, der Tannenwald war nicht weniger duftend jenseit der Grenze als in der Heimat. Kein Zollwächter hatte mich aufgehalten. Plötzlich erschien zu meinen Füßen das winzige Dorf Les Gras, überragt von einem mächtigen Dom. Da hatte ich den Gegensatz zwischen der reichen katholischen und der einfachen protestantischen Religion vor Augen. Ich hatte ziemlichen Appetit und freute mich, daß es bald 12 Uhr sei. Da schlug

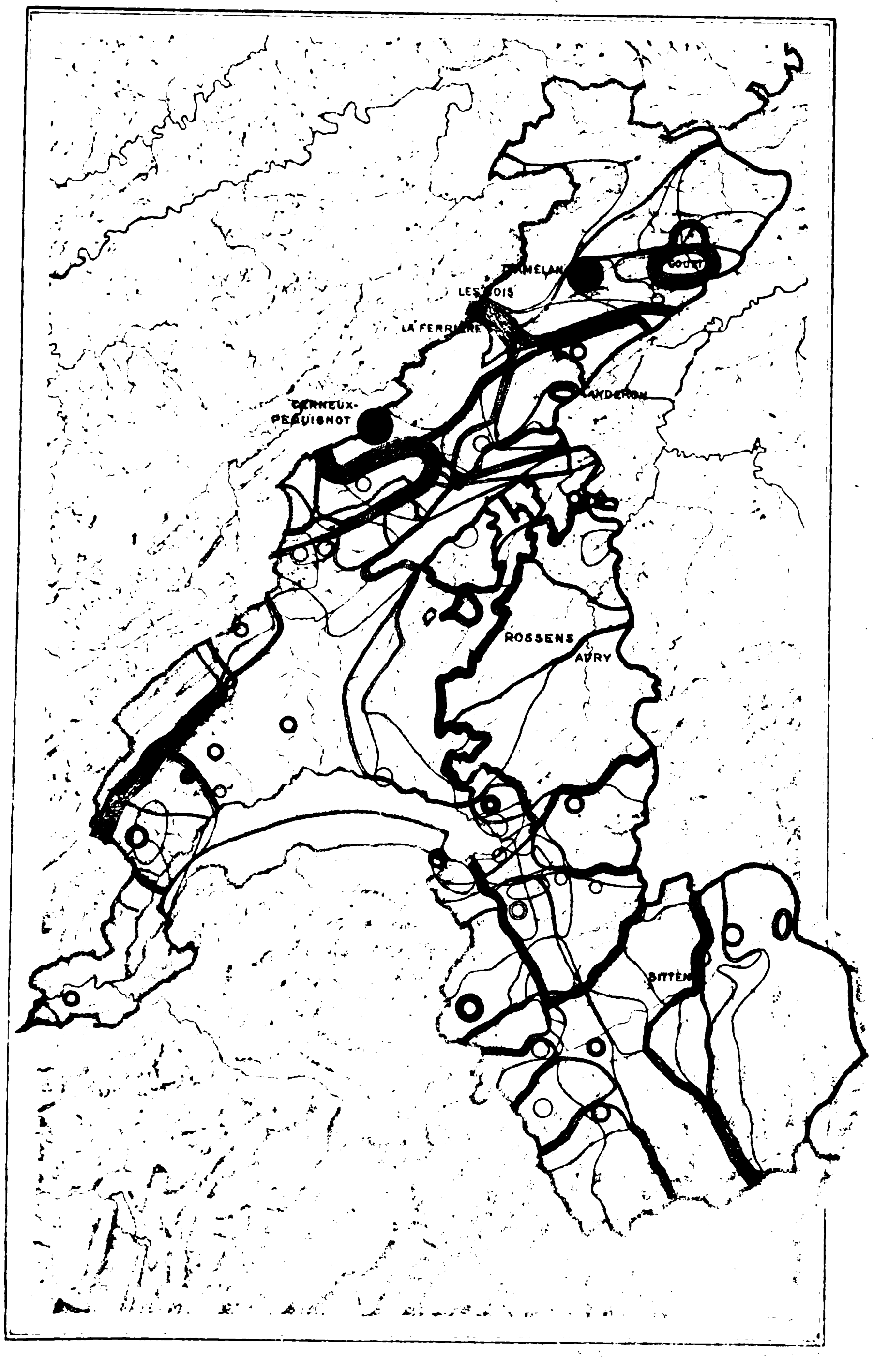
[1] Sembrancher hat wieder *ā*.

die Uhr in Les Gras nur elf Schläge, und ich mufste meinem Magen erklären, er täusche sich, es sei noch nicht Hungerszeit. Dann meldeten sich allerlei Details: die Strafse wurde schlecht, Bettler traten auf, Zollwächter mit ihrem geladenen Revolver, dann traf ich Heiligenbilder, Pariser Gäste im Hotel, französische Kost, teures Bier, schlechte Zigarren. Da merkte ich, dafs ich nicht mehr in der kleinen Schweiz war, sondern im schönen, weiten Lande, welches die Pyrenäen und das Meer begrenzen. Und da mufste ich mich fragen, ob wirklich auf schweizerischen Lauten nicht ein Einfuhrzoll stehe.

Werfen wir nochmals einen Blick auf die Karte. Die Mundart von Cerneux-Péquignot, die durch soviele Kreise abgeschnitten wird, lehrt uns, dafs die Laute tatsächlich nicht freien Eingang haben. Die Schweizergrenze ist hier eine wirkliche Dialektgrenze. Das erwähnte Dorf gehört erst seit 1815 zur Eidgenossenschaft, befindet sich noch heute in einem gewissen mifstrauischen Antagonismus zu seiner schweizerischen Umgebung und gehört sprachlich und konfessionell zu Frankreich.

Die Mundart von Cerneux-Péquignot veranlafst mich, etwas vom Tempo der Abänderung der Dialektika zu sagen. Im Gegensatz zur Theorie vom allmählichen Übergang, die G. Paris aufstellte, haben wir hier einerseits schroffe Wechsel in der Nähe und andererseits Übereinstimmung auf weite Entfernung. Wenn man von La Brévine auf der Karte, der schiefen Lage des Jura folgend, eine gerade Linie zieht, welche zu einer senkrechten einen Winkel von etwa 45 Grad bildet, so kommen auf diese Linie z. B. die Ortschaften La Brévine, Cerneux-Péquignot, La Ferrière[1] und Epauvillers weit hinten im Zentrum des Berner Jura. Die Distanz von La Brévine bis Cerneux-Péquignot beträgt eine Stunde, bis La Ferrière eine Tagereise, bis Epauvillers fast zwei Tagemärsche. Nun verhält sich die sprachliche Abänderung so, dafs die Mundart des zweiten Dorfes (C.-P.) von derjenigen des ersten völlig abweicht, das dritte Dorf zum ersten und das entfernte vierte zum zweiten stimmt. Der Unterschied zwischen den Mundarten I und III ist minim, zwischen II und IV nicht so, dafs nicht derselbe Sprachtypus zu erkennen wäre. Die Bewohner von Cerneux-Péquignot haben viel mehr Mühe gehabt, zur Zeit als alle diese Patois noch blühten, die Bewohner des benachbarten La Brévine zu verstehen (eine Stunde Entfernung) als diejenigen des zwei Tagereisen entfernten Epauvillers, das ich übrigens leicht durch nördlicher gelegene Ortschaften ersetzen könnte. Die Erklärung dieser Tatsache sind die oben angeführten politischen Verhältnisse. Der Berner Jura hängt sprachlich nach Frankreich hinüber, und das erst 1815 neuenburgisch gewordenene Cerneux-Péquignot hängt über französisches Sprachgebiet weg mit Epauvillers zusammen.

[1] Etwas rechts von der Linie abliegend, was aber den Wert dieses Experiments nicht beeinträchtigt.



Deutsch-französische Sprachgrenze.
Grenzen der einzelnen Lautwandel.
Landes- und Kantonsgrenzen.

111-115

Die folgende Tabelle möge ein gedrängtes Bild des Lautstandes dieser vier Mundarten geben. (Derjenige Bestandteil des Wortes, auf den es mir ankommt, ist fett gedruckt. Die wenigen mir unsicher vorkommenden Formen bezeichne ich mit ?. Länge- und Kürzezeichen notiere ich nur da, wo ich eventuell falsche Interpretation voraussetze.)

		I. La Brévine	II. Cerneux-Péquignot	III. La Ferrière	IV. Epauvillers
Unbetonte Vokale	1. *dico* (Akzent)	*dyo*	*dyu*	*dyo*	*di*
	2. *villa* „	*vla*	*vále*	*vla*	*väl*
	3. *villas* „	*vlę*	*vála*	*vlę* ?	*väl*
Betonte orale Vokale	4. *nidu*	*ni*	*ni*	*ni*	*ni*
	5. *riccu*	*rœ̨tš*	*ritšu*	*rœ̨tš*	*retš*
	6. *habere*	*avę̆*	*ävwă*	*avę̆*	*ävwă̆*
	7. *creta*	*kręya*	*grǭa*	*kręy*	*grǭə*
	8. *crescere*	*krętr*	*krätr*	*krętr*	*krätr*
	9. *tectu*	*tę*	*tä*	*tę*	*twă* ?
	10. *pede*	*pi*	*piə*	*pi*	*piə*
	11. *feru*	*fyẹ*	*fiə*	*fyẹ*	*fiə*
	12. *terra*	*tẹra*	*tare*	*tẹr*	*tẹ'r*
	13. *testa*	*tẹta*	*tẹte*	*tẹt*	*tẹt*
	14. *bellu*	*bẹ*	*bẹ*	*bẹ*	*bẹ*
	15. *sex*	*ši*	*šẹ*	*ši*	*šẹ*
	16. *cantare*	*tšàta*	*tšăta*	*tšăta*	*tšătä*
	17. *palata*	*pọley*	*pọlä*	*pọley*	*palrä*
	18. *captiare*	*tšasi*	*tšẹsiə*	*tšasi*	*tšsiə*
	19. *cuminitiata*	*akmasyá* bes. Form	*ọkmǫ́sye* bes. Form	*akmasi* ? = Mask.	*äkmåsiə* = Mask.
	20. *aqua*	*ọv*	*yọ*	*av*	*av*
	21. *lacu*	*lẹ*	*lä*	*lẹ*	*lä*
	22. *operariu*	*ǭvri*	*üvriə*	*œ̨vri*	*ǭvriə*
	23. *sale*	*sọ*	*sọ*	*sọ*	*sa*
	24. *nove*	*nœ̣*	*nüə*	*nœ̣*	*nüəf*
	25. *novu*	*nœ̣*	*nœ*	*nœ̣*	*nœ̣*
	26. *corpus*	*kʰọ*	*kʰuə*	*kʰọ*	*kʰọə*
	27. *fossa*	*fusa*	*fuse*	*fus*	*fọs*
	28. *coxa*	*kœs*	*kœ̨s*	*kœs*	*tyœš*
	29. *focu*	*fyœ̣*	*füə*	*fyœ̣*	*füə*
	30. *lupu*	*lü*	*lu*	*lü*	*lu*
	31. *gutta*	*gọta*	*gute*	*gọt*	*gọt*
	32. *turre*	*tœ̨*	*tœ̨*	*tœ̨*	*twę*
	33. *nudu*	*nü*	*nü*	*nü*	*nü*
	34. *putidu*	*pœ*	*pœ̨*	*pœ*	*pœ̨*
	35. *caule*	*tšū*	*tšū*	*tšu*	*tšǭ*

		I. La Brévine	II. Cerneux-Péquignot	III. La Ferrière	IV. Epauvillers
Betonte nasale Vokale	36. *vicinu*	*vzę̃*	*vzĩ*	*vzę̃*	*vẹžĩ*
	37. *cineres*	*syǎdre*	*sĭdra*	*šǎdr*	*šẹⁿdr*
	38. *lingua*	*lǎga*	*lǒge*	*lǎg*	*lǒ̌g*
	39. *manu*	*mǎ*	*mǎ*	*mǎ*	*mę̃*
	40. *bonu*	*bǭ*	*bũ*	*bǭ*	*bũ*
	41. *carbone*	*tšarbǭ*	*tšerbǭ*	*tšarbǭ*	*tšerbũ*
	42. *unu* Artikel	*ǭ*	˜	*ǭ*	*ĩ*
	43. *unu* Zahlwort	*ǭ*	*ũ̃*	*ǭ*	*ũ̃*
Konsonanten	44. *cortile*	*kʰot'i*[1]	*kʰœtši*	*kʰorti*?	*tšœtši*
	45. *wardare*	*mwad'a*[1]	*vwǎdža*	*vwáda*?	*vwǎdžä*
	46. *pollice*	*pọẹdž*	*pọẹsu*	*pọẹdž*	*pižə*
	47. *homine*	*ǫmo*	*ǫno*	*ǫm*	*ǫn*
Wortfügung	48. *die lunae*	*dlǭ*	*lũ̃dị*	*dlǭ*	*yũ̃dị*

Die Vergleichung der vier Mundarten auf Grund der gewählten Wörter, die Geltung von Typen haben,[2] ergibt folgendes Resultat:

a)	I – II – III – IV	:				6 mal[3]
b)	I – II – III	:				8 „
c)	I – III – IV	:				1 „
d)	I – III	:	30	+	15[4]	45 „
e)	II – IV	:	24	+	6	30 „
f)	I – II	:	1	+	14	15 „
g)	II – III	:	0	+	14	14 „
h)	III – IV	:	2	+	7	9 „
i)	I – IV	:	0	+	7	7 „
k)	IV isoliert	:				15 „
l)	II	:				9 „
m)	I	:				2 „
n)	III	:				0 „

Zwischen La Brévine und Cerneux-Péquignot gehen nicht weniger als 34 Grenzen durch.[5] Daſs diese Linien zusammen eine wirkliche Dialektgrenze konstituieren, wird niemand in Abrede stellen.

Hand in Hand mit der kräftigen Lautdivergenz in I und II geht eine tiefgreifende Veränderung des Wortschatzes.[6] Ich zitiere

---

[1] *t'*, *d'* = zurückgezogenes apikales *t* oder *d*.

[2] Mit Ausnahme von *aqua* und *cineres*?, *focu*, *putidu*, die keine Analoga haben.

[3] Auſserdem sehr oft in der Konsonanz, was hier nicht berücksichtigt wird.

[4] Die Zahl hinter dem + entspricht den hinzukommenden Fällen aus a), b) und c).

[5] Auf der Karte sind es lange nicht so viele, weil auf derselben nur das Resultat der zwanzig ersten Blätter eingetragen wurde.

[6] Die Gründe für die phonetische und die lexikologische Variabilität sind im Grunde dieselben: Verkehr, das heiſst Möglichkeit oder Hinderung leichten Austausches.

die Namen einiger Möbel oder Möbelteile in der Reihenfolge La Brévine — Cerneux-Péquignot: Stuhl = *săla, tševire*; Schublade = *tirã, yǭte*; Truhe = *kufr, ę̄tš*; Schrankbrett = *tabyä, metrǭ*; Flaumbett = *ǫf, duvę́* usw. Man wird zugeben, daſs bei solcher Verschiedenheit füglich von zwei Dialekten, wenn nicht von zwei Sprachen gesprochen werden kann.

V.

Es frägt sich, wie sich andere romanische Dialektgebiete zu einer Einteilung in Kernlandschaften verhalten. Da dieselben Grundbedingungen überall wiederkehren, werden wir wohl anderwärts ebenfalls eine gröſsere Zahl ausgesprochener Dialektgrenzen entdecken, als man bisher anzunehmen geneigt war. Namentlich darf man auf die Resultate der Verwertung des Atlas von Gilliéron und Edmont gespannt sein. In Graubünden (Heinzenberg) hat Herr Dr. Luzi in einer meines Wissens noch unveröffentlichten Zürcher Doktordissertation eine haarscharfe, auf Kultusdifferenz beruhende Dialektgrenze nachgewiesen, wo sich etwa zehn Lautgrenzen ringsherum mit derselben Ausdehnung aufeinander lagern. Beim Durchblättern des dakorumänischen Atlas von Weigand finde ich ebenfalls, daſs die geographische Lautabstufung nicht gleichmäſsig, sondern sprungweise verläuft, daſs gewissermaſsen sauber bestellte Äcker von wüsten Äckern abgelöst werden.[1]

Wie haben wir uns nun zur Hauptfrage zu stellen: Gibt es Dialektgrenzen?, was mit der Frage, ob es überhaupt Dialekte gibt, intim zusammenhängt. Die Beantwortung der zweiten Frage darf erst nach Klarlegung des ersten Begriffes versucht werden.

Mir scheint, es komme hier darauf an, ob man findet, das Ensemble aller Lautgrenzen eines Gebietes sei ein ganz regelloses Durcheinander, oder daſs innerhalb der Unregelmäſsigkeit doch eine gewisse Regelmäſsigkeit auftritt. So lange wir nur lückenhaft über die Geschichte der französischen Mundarten unterrichtet sind (von den ital. oder span.-portug. gar nicht zu reden), so lange wir das Liniennetz nicht s e h e n können, ist es unvorsichtig, ein definitives Urteil darüber abzugeben. Ein Vorwurf, welcher der Theorie von G. Paris nicht erspart werden kann, ist der, daſs sie des realen Beweismaterials entbehrt. Wenn Schuchardt uns sagt, daſs bei einem Gange von Mittelitalien durch Piemont oder der Riviera entlang nach Frankreich ein französischer Zug nach dem anderen sich einstellen und die Sprache nur allmählich sich dem französischen Typus annähern würde, so brauchen wir ihm das nicht ohne weiteres zu glauben, da

[1] Schuchardt (*Klass.*) sagt auch, daſs auf einer Karte mit Umfassungslinien aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen im Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wahrzunehmen wären (p. 29).

er das betreffende Experiment nicht ausgeführt hat. Sonst müfste er die von W. Förster oder die von Tourtoulon entdeckten Grenzen getroffen haben.

Ein unrichtiges Verfahren ist es ferner, wenn man zuerst eine Definition aufstellt und erst nachher sucht, ob so ein Ding vorhanden sei. Das hat man aber tatsächlich mit den Dialekten getan. Man hat gesagt, ein Dialekt müsse charakteristische Merkmale enthalten, die sonst nirgends vorkommen, er müsse von den Nachbardialekten durch ein an ganz bestimmten Orten durchgehendes Zusammenfallen mehrerer (wenigstens zweier) Lautgrenzen deutlich geschieden sein. Innerhalb des Dialektes müsse eine ungetrübte lautliche Einheit herrschen. Da dies nicht vorkomme, gebe es keine Dialekte.

Betrachten wir jeden einzelnen Punkt dieser Definition. Ich verstehe nicht, wie man Ascoli das Recht absprechen kann, eine eigene Definition der Eigentümlichkeit eines Dialektes aufzustellen, die darin bestände, dafs eine gewisse Verbindung charakteristischer Merkmale den Dialekt ausmache, ob diese anderwärts vorkommen oder nicht? Welches Ding dieser Welt hat denn keine Eigenschaften mit anderen Dingen gemein? Welches sind die charakteristischen Merkmale eines Tigers oder einer Wachskerze, die nur ihnen eigen wären? Und doch existieren sie. Wenn ein Dialekt nun nicht die Sonderexistenz eines Lebewesens führt, das an einem bestimmten Tag zu leben beginnt, an einem ebenso bestimmten Tage sein Dasein beschliefst, das ringsum körperlich abgegrenzt ist, das in seiner Gesamtheit transportiert werden kann usw., ist das ein Beweis dafür, dafs keine Dialekte vorhanden sind? Ist es nicht eher ein Beweis für die Tatsache, dafs wir noch keine allgemein anerkannte Definition des Dialektes gefunden haben? Nur darin sind wir längst einig, dafs die Sprache kein Organismus ist, sondern eine inter-individuelle Funktion, die wenigstens im Moment zwei Personen voraussetzt, wobei der Hörende so wichtig ist als der Sprechende? In Wirklichkeit vertreten aber nicht zwei, sondern viele oder sehr viele Personen, deren Zahl von 2 bis 10 000 und darüber hinaus schwanken kann, denselben Dialekt. Und alle diese Personen tragen in denselben ihre wechselnden Auffassungen der Dinge hinein, ihr verschiedenes Temperament, sie variieren den Dialekt nach der Verschiedenartigkeit ihrer kulturellen Stellung. Trotzdem besitzen alle Angehörigen eines Dialektes etwas Gemeinschaftliches, an dem man sie erkennt, das in ihnen, wenn sie in der Fremde zusammentreffen, ein freudiges Heimatgefühl weckt. Wenn ein Schauspieler z. B. den elsässischen Dialekt nachahmen will, so hält er sich an gewisse Eigenheiten des Tonfalls, an einige wesentliche Lautzüge und Wörter. Das genügt ihm, um in uns die Vorstellung einer ganz lokal gefärbten Sprache zu erwecken. Es gibt also etwas spezifisch Elsässerisches. Und doch würde ein richtiger Elsässer im einzelnen

ganz anders gesprochen haben. Oder wenn der Komponist Ochs das Liedchen 'Kommt ein Vogel geflogen' in der Manier Beethovens, Wagners etc. variiert, so finden wir sofort die verschiedenen Stilarten heraus, ohne zu glauben, daſs Beethoven und Wagner das Motiv gerade so behandelt hätten. Der Dialekt besitzt also nicht die geschlossene Einheit eines Körpers, aber wir dürfen daraus nicht seine Nichtexistenz folgern, sondern wir müssen unsere Definition dieser Fluktuation anpassen, vom einzelnen absehen und in der Ascolischen *particolar combinazione* einer unbestimmten Zahl von Charakteren das Wesen des Dialektes sehen.

Die Fluktuation einer Mundart macht sich besonders an der Peripherie fühlbar. Das bringt mich auf den zweiten Punkt: 'die Dialekte bestehen nicht, weil sie sich nicht scharf von den Nachbarsprachen abheben'. Auch dieses Argument scheint mir a priori nicht ausschlaggebend. Könnte man nicht mit derselben Logik sagen, die Grenze zwischen alt und jung, reich und arm etc. sei auch nicht festzustellen, und es gebe folglich keine alten und jungen, keine reichen und armen Menschen? Schuchardt sagt mit Recht, daſs man in der Klassifikation der Mundarten das Bild vom Stammbaum aufgeben müsse und lieber zum Vergleich die Farben des Regenbogens heranziehen solle, die unmerklich ineinander übergehen. Hindert uns aber das Wissen, daſs rot im Sonnenspektrum von gelb nicht zu trennen ist, von diesen Farben überhaupt zu reden? Aber das gegenseitige Verhältnis der Dialekte ist viel zu kompliziert, als daſs es durch eine so einfache Formel, wie die Farben des Regenbogens, versinnbildlicht werden könnte. Wenn die Farben die Art der Abgrenzung der Mundarten illustrieren sollen, so würde ich eher an eine Lagerung von Wasserfarben denken. Gesetzt, man bemalte die Gegend, welche eine Spracherscheinung bedeckt, mit einer Nuance, die anderen Ausbreitungsgebiete mit je anderen Nuancen, so würde im Zentrum eine charakteristische Mischfarbe entstehen und die Ausdehnung des Dialektkernes bezeichnen (= Kernlandschaft). Von einem Kern zum anderen würden mannigfache Übergänge führen.[1] Die Kerne können aber auch ziemlich hart zusammenstoſsen, wie im Abschnitt IV gezeigt worden ist. Die Gröſse und die gegenseitige Entfernung der Kerne hängen von historischen und geographischen (kulturellen) Verhältnissen ab. Wohl selten wird, wie im Heinzenberg (cfr. p. 395), der Kern sich ringsherum deutlich von der Umgebung abheben, sondern je nach den Verhältnissen wird z. B. im Norden graduelles Verflieſsen der Farben, im Süden schroffer Kontrast entstehen. Es ist nicht nötig, daſs die Kernfarben in geringem Zwischenraum aufeinander folgen, um zur Annahme einer neuen Spracheinheit zu schreiten; es genügt, daſs die Mischfarbe der

[1] Hierbei ist nicht zu vergessen, daſs ein Lautgesetz an sich die Tendenz hat, nach der Peripherie zu an Intensität zu verlieren.

beiden Kerne einen wirksamen Gegensatz bilde. Würde auch z. B. eine lange Kette von Übergängen vom Französischen zum Wallonischen führen, so würde ich trotzdem das letztere als eine linguistische Einheit auffassen. Auch Schuchardt sagt: 'Das Wallonische wird nur gezwungenermaſsen dem Französischen zugerechnet, es ist der Ansatz zu einer besonderen Sprache erkennbar.'

Als höhere Einheiten werden vor allem das Deutsche und das Französische empfunden. Aber derjenige, der sich die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz als eine Linie vorstellt, hat ein ganz falsches Bild von den Tatsachen. Zimmerlis Linie verbindet die westlichsten ganz deutschen Gemeinden, aber der französische Osten ist längs dieser Linie, besonders im Norden der Schweiz, in den Kantonen Bern und Neuenburg, stark mit deutschen Elementen durchsetzt. Wenn der Zug nach dem Westen eingeschränkt wird und die jüngeren Generationen auf französischem Boden fortfahren, sich zu romanisieren, so wird die gemischte Zone schmäler werden. Solchen Schwankungen sind auch alle Dialektgrenzen ausgesetzt. Jede neue Eisenbahnlinie bringt die Sprachgrenze wieder in Fluſs.

Nun der dritte Punkt: 'Ungetrübte Einheit innerhalb eines Dialektes'. Wie die Mitglieder einer Familie, je älter sie werden, desto verschiedener sich gebärden, so können innerhalb des Dialektes Differenzen entstehen. Bleiben sie untergeordneter Art, so wird dadurch das Familienband nicht zerrissen. Aber es kann auch eine Loslösung und Aufhebung der Gemeinschaft entstehen.

Wenn G. Paris sagt: *il n'y a réellement pas de dialectes,* so ist das eine Übertreibung, gerade wie wenn er sagt: *nous parlons latin.* Der Methodiker pflegt seine Wahrheiten paradox auszudrücken, um nachhaltigen Eindruck zu machen. G. Paris wollte über die Sociétés savantes hinaus zu den dilettantischen Dialektologen sprechen, deren Superklugheit und verkehrte Vorstellungen er zurückweisen wollte. Es galt, den Begriff der Mundart als eines Organismus, die auf Äuſserlichkeiten gegründete Klassifikationsmanie, die schwer auszurottende Keltomanie usw. zu vernichten. Die kühnen Worte des Meisters wirkten wie ein luftreinigendes Gewitter. Ohne jede unbewiesene Voraussetzung sollten Arbeiten, wie der Sprachatlas Frankreichs, unternommen werden.

Es fragt sich nun, ob die Theorie von G. Paris, indem sie falsche Vorstellungen zerstörte, nicht dafür andere unrichtige Begriffe in uns aufkommen lieſs. Als ich von Paris zurückkam, hielt ich denjenigen, der noch an Dialektgrenzen glaubte, für ebenso naiv wie ein Kind, das, an der Grenze seines Kantons angelangt, den schwarzen Strich vermiſst, den es auf der Karte gesehen hat.

Von drei Punkten der Theorie von G. Paris glaube ich heute, nachdem ich manches Jahr im Terrain gearbeitet habe, daſs sie der Wirklichkeit nicht entsprechen.

I. Das Tempo der geographischen Abänderung ist nicht gleichmäſsig, der Lautcharakter verändert sich vielmehr bald langsam, bald ruckweise (Linienbündel).

II. Die Idee, daſs nur gröſsere Terrainschwierigkeiten trennende Kraft haben, ist zu modifizieren. Eine Hügelkette, ein schmaler Fluſs genügen unter Umständen. Andererseits hemmen oft hohe Berge[1] den Verkehr nicht, auf den es allein ankommt.

III. Es ist unrichtig, daſs alte und neue politische Grenzen mit Dialektgrenzen nichts zu schaffen haben.[2]

Diesem Punkte, welcher der interessanteste ist, habe ich in diesem Aufsatz vorzugsweise meine Aufmerksamkeit zugewendet. Man vergesse nicht, wie oft politische Grenzen mit natürlichen Verkehrsschranken zusammenfallen. Gewiſs haben viele Lautzüge, und darunter sehr wichtige, alle politischen Scheiden durchbrochen. Aber es sind genug andere daran stehen geblieben, um uns eine Klassifikation der Mundarten zu ermöglichen.

Für das Überspringen der Schranken werden sich im einzelnen Fall Gründe finden lassen. Vor allem muſs dabei das Alter der in Betracht fallenden Spracherscheinungen möglichst eruiert werden. Hier ein Beispiel dafür. Von zwei Vertretern einer lat. Konsonanz, wie z. B. *tš* und *ts* aus *c* vor *a* (*campu* = *tšã* ~ *tsã*), muſs herausgebracht werden, welcher Laut[3] der ältere ist. In diesem Falle ist die Antwort nicht schwer. Das Altfranzösische steht noch auf der Lautstufe *tš*, das *ts* der Patois des Ostens und des Nordens vom provenzalischen Gebiet stellt eine spätere Entwickelung dar. Auch das savoyische *ϑ* weist darauf, daſs die Filiation nicht *ts*—*tš*—*ϑ*, sondern *tš*—*ts*—*ϑ* ist. *ts* aus *tš* ist in verschiedenen Sprachen beobachtet worden (Murcia, Dalekarlien). Auch die Geschichte des lat. *c* vor *i*, *e* hat dieselben Etappen durchgemacht, wie ich mit Schuchardt unbedingt annehme. Die Lautphysiologie drängt uns zu demselben Resultate: *k*—*k'*—*t'*—*tš*—*ts*. Endlich lehrt uns dies eine unserer Mundarten, das Greyerzer Patois, das heute das letzte Stadium des Ersatzes von *tš* durch *ts* durchmacht,[4] indem es noch heiſst *kütši* (*collocare*, *collocatu*), *vo vo kütši(de)* (*collocatis*), aber *i mę kütso* (*colloco*) etc. Nun hat das ganze Gebiet der französischen Schweiz heute *ts* oder Fortentwickelungen desselben, auſser

---

[1] Das ungeheure Montblanc-Massiv bildet keine sprachliche Scheidewand!

[2] Schuchardt: 'Vielleicht sind die alten ethnographischen Demarkationslinien doch nicht so gänzlich verwischt worden' (*Klass.* p. 28). Haag spricht sich viel positiver aus (*Sieben Sätze über Sprachbewegung*): 'Fast sämtliche Sprachgrenzen fallen mit politischen Verkehrsschranken, alten und neuen, zusammen.'

[3] Ich schreibe *tš* und *ts* aus alter Gewohnheit, sehe aber die Laute als einheitlich an. Unser *tš* entspricht ganz dem it. *c*$^{i, e}$.

[4] Oder soll ich sagen: das Stadium des Anfanges der Bewegung aufbewahrt hat?

dem Berner Jura und einem Teil des Kantons Neuenburg. Wäre umgekehrt der Laut *ts* älter als *tš*, so würde die Erklärung der Verbreitung dieses letzteren Lautes über zwei Kantone, die politisch wohl nie zusammengingen, grofsen Schwierigkeiten begegnen. Unsere begründete Annahme, dafs *ts* jünger ist, legt aber die Lösung nahe, dafs dieser Laut von Frankreich (Auvergne etc.?) aus sich über Genf, Wallis, Waadt und Freiburg ausdehnte, in das Greyerzerland, das nur einen nördlichen Zugang hat, erst später eindrang und die neuenburgischen und bernischen Juratäler überhaupt nicht erreichte. So hat die Lauterscheinung nicht die scharfe, in dieser Arbeit oft zitierte Dialektgrenze zwischen La Ferrière und Les Bois übersprungen, sondern hüben und drüben wurde der alte, einst ganz Mittel- und Ostfrankreich angehörende Laut *tš* bewahrt. Dafs die Béroche, der Teil des Kantons Neuenburg, der an die Waadt grenzt, und der am Ufer des Sees liegt, die Bewegung *tš* = *ts* mitmachte, läfst sich leicht durch die waadtländische Nachbarschaft erklären, besser noch dadurch, dafs die Landschaft einst zum freiburgischen Estavayer gehörte. Das ist vielleicht ein Fingerzeig für die Datierung der Erscheinung.

Das wäre ein unvollkommener Versuch, das Alter und die Ausbreitung einer Lautgrenze zu bestimmen. Ich bin überzeugt, dafs, wenn wir einmal über die Chronologie der Lautgesetze, die in den Mundarten wirkten, besser orientiert sind, wir uns viel leichter in dem Wirrwarr unserer einzelnen Lautgrenzen zurechtfinden werden. Je mehr die philologische Arbeit fortschreiten wird, desto besser werden wir verstehen, warum die Spracherscheinungen an dieser und nicht an jener Linie stehen blieben. Den *points fortuits* von G. Paris wird ihr zufälliger Charakter immer mehr abgestreift werden.

In dem Verhältnis, wie sich die politischen Verkehrsschranken verändern, erleiden auch die Dialektgrenzen Umformungen. Im allgemeinen haben sie seit dem Mittelalter die Tendenz, zu verflachen, sich zu Zonen zu verbreitern. Der Flufs Lech, den übereinstimmend Schmeller, Piper, Bremer als Dialektgrenze zwischen dem Schwäbischen und Bayerischen angeben, ist seit etwa 100 Jahren nicht mehr die bayerische Staatsgrenze, er bildet kein grofses Verkehrshindernis mehr. Daher ist diese einst sehr scharfe Scheide heute zu einer unsicheren, breiten Grenzzone geworden.[1] Die beiden schönen Studien über lat. *c* und *g* vor *a* im Provenzalischen, die Paul Meyer *Rom.* XXIV, 529 und *Rom.* XXX, 393 ff. veröffentlichte, zeigen, dafs früher *tš* die Tendenz hatte, sich nach Süden auszudehnen (*Rom.* XXIV, 561), während heute umgekehrt *ca, ga* nach Norden wandern. So ist das Bild der alten Demarkationslinien vielfach getrübt worden.

[1] Siehe Wrede, *Ethnographie und Dialektwissenschaft* S. 37.

Wie wünschenswert wäre es, wenn wir über das Alter jeder wichtigen Lauterscheinung und ihre alten und neuen[1] Grenzen besseren Aufschluſs erhielten! Wie vieles haben uns noch die Archive zu sagen! Eine Menge von Vorfragen wären zu erledigen, bevor an eine endgültige Lösung der Frage über die Existenz oder Nichtexistenz der Dialekte gedacht werden kann: die Besiedelungsverhältnisse sind noch vom gröſsten Dunkel umhüllt, doch wird vor allem die onomastische Forschung vieles aufklären; über die Art, wie sich der Lautwandel über eine Gegend ausdehnt,[2] wissen wir noch recht wenig, das kann in der lebenden Mundart zur Genüge erforscht werden; die zeitliche Aufeinanderfolge der Lautübergänge muſs durch das Studium der alten Dokumente und das Zusammenhalten der einzelnen Erscheinungen Licht bekommen; über die Scheidung der Sprachveränderungen nach ihrer relativen Wichtigkeit sollten brauchbare Prinzipien aufgestellt werden; der Zusammenhang der Geschichte und der Sprache muſs wiederhergestellt werden.

Und wie viele andere Probleme, denen wir nur ahnend gegenüberstehen, warten hier noch auf Kritik. Vielfach ist z. B. aufgefallen, daſs die Isophonen auf der Karte gewöhnlich einen horizontalen Verlauf[3] nehmen. Hängt dies damit zusammen, daſs z. B. auch der Ölbaum durch eine west-östliche Linie begrenzt wird? Rührt mit anderen Worten die Lagerung der Lautgesetze in horizontalen Schichten davon her, daſs Menschen, die unter gleichen klimatischen Verhältnissen arbeiten, leichter in gegenseitigen Verkehr treten als mit ihren nördlichen oder südlichen Anwohnern?

Vorurteilslose Prüfung hat mich also zum Schlusse gebracht, daſs sowohl den Dialektgrenzen als den Dialekten selbst die reale Existenz nicht abgesprochen werden darf. Damit bin ich von dem grundsätzlichen Standpunkt, den ich früher einnahm, erheblich abgewichen. Ich erblicke darin keinen Grund zu einem Vorwurfe. Würde die Wissenschaft fortschreiten, wenn sie sich nicht bewegte und mit ihr diejenigen, die sich nicht auf den starren Felsen flüchten, dem so oft mit Unrecht der Name Prinzip gegeben wird? Mein hochverehrter Lehrer G. Paris würde, wenn er uns nicht entrissen worden wäre, meinen Argumenten mit guten Gründen geantwortet, aber mein Vorgehen entschieden gebilligt haben.

---

[1] Die Sprachatlanten zeigen uns nur den ungefähren Verlauf der letzten Grenzen.

[2] Die Zentren- oder Wellentheorie ist wiederum — eine Theorie.

[3] Dieses Prinzip wird zwar oft genug durchbrochen. Aber die Ausnahmen bestätigen vielleicht die Regel; die Richtung Portugals läſst sich durch die Küste, diejenige des Frankoprovenzalischen durch die südnördliche Lage der Juraketten erklären.

Anhang I.

Zum Ortsnamen Château-d'Oex.

Vorläufig halte ich daran fest, daſs *Ogoz* und *Oex* zwei Formen desselben Namens sind. Die Bezeichnung von Hisely: *Castrum in Ogo,* die Morel (Mitteilung vor der geschichtsforschenden Gesellschaft der franz. Schweiz, 1901) in keinem Dokument wiederfand, wird kaum erfunden sein. Auch Morel versucht übrigens, in dem etymologischen Teile seiner Mitteilung den gemeinschaftlichen Ursprung beider Wörter nachzuweisen. Seine Herleitung vom deutschen *ouwia* = Aue, die er nur schüchtern vorbringt, ist ohne weiteres abzulehnen. Auch mir scheint die Sache wenig klar. Schwierigkeit macht besonders das Nebeneinander von *Oex* und *Ogoz.* Das erste ist jedenfalls die mundartlich korrekte Form, das zweite hat etwas Gelehrtes an sich. An Ort und Stelle spricht man *tsaϑi d'ę,* und die Waadtländer pflegen vorzugsweise Château-d'Oex mit *ę* zu sprechen. Möglicherweise hat der Name des Dorfes Enney, in Mundart *ę̃nę,* nahe bei Gruyères, denselben Ursprung, trotz der deutschen Bezeichnung Zum Schnee und urkundlichem *es Nex,* was auf *in nive* schlieſsen lieſse.

In der angeführten Urkunde von 929 wird das Land Ogoz *pagus Ausicensis* genannt, aus welchem ein *Ausicum* zu abstrahieren erlaubt ist. Eine ähnliche Form, die nicht mit Jahn *Ausorensis,* sondern mit Morel *Ausocensis* zu lesen ist, kommt im Lausanner Cartularium von 1228 vor. Zu diesem Adjektiv paſst vortrefflich die älteste Form von Ogoz: *Osgo* (1040). Der Schwund des *s* vor dem stimmhaften Laute *g,* über den sich Morel verwundert, bereitet gar keine Schwierigkeiten. Die Bezeichnung *Ausicensis* macht die Etymologie *Hochgau* unmöglich, denn ein vorhandenes *Hochgau* wäre niemals zu *Ausicum,* sondern zu irgend einem mit *altus* beginnenden Worte latinisiert worden, und die deutsche Bezeichnung der Ortschaft: *Oesch,* mit langem *œ,* wäre kaum entstanden, wenn die deutsche Bezeichnung *Hochgau* die ursprüngliche wäre. *Ausicum* scheint mir nun für die romanischen Formen nicht zu genügen. Solche Proparoxytona behalten im Freiburgischen und Waadtländischen den Endvokal, vgl. *-aticu* = *-adzo* und Wörter wie *manicu* = *mãdzo* etc. Die romanischen urkundlichen Formen sind in zeitlicher Reihenfolge: *Oit, Oyz, Oix, Oyez, Eix* (!) [1115], *Castrum de Heix* [1171], *Castrum Doix* [1289], *Castrum de Uys* [1272], *Castrum de Oyes* [1503], *Chastel d'Aix* [1509]. Aus diesem Wirrwarr scheint mir folgendes hervorzugehen: Der Name schloſs ursprünglich mit einem Zischlaut; die Formen mit *e* sind nicht zweisilbig, sondern enthalten einen Diphthong oder Triphthong, dessen Aussprache man durch dieses *e* graphisch zu stützen suchte. Alle diese Formen scheinen auf *Osc* oder *Ausc* zurückzuführen, das zu *Ueis—Üeis—Eis—E* wird,

wie *noctem* in denselben Patois über **nueit* zu **nöę* und zu *nę* vorrückte.[1]

Ausicum ist für mich ein latinisiertes *Osgo,* dieses ein ursprünglich deutscher Name. Die Einsilbigkeit des romanischen Namens weist eher auf ein früh synkopiertes deutsches Wort als auf ein lateinisches oder keltisches. Die lateinischen und keltischen Wörterbücher bieten auch für *Ausicum* keinen Anhaltspunkt.

Der deutsche Name *Oesch* hat wohl denselben Ursprung und ist, so mifslich es erscheint, von den vielen *Oesch* genannten Ortschaften der deutschen Schweiz zu trennen, die auf *atisc* = umzäuntes Saatfeld zurückgehen. *Atisc* oder *ezzisc*[2] mit Lautverschiebung und Umlaut können den romanischen Formen *oix* etc. nicht zugrunde liegen. Vielleicht darf man an ein aus dem Verbum *ausjan* = leeren (ausreuten?)[3] bezogenes Adjektivum denken. Das Land wäre zunächst als ein *Ödes* bezeichnet worden.

Anhang II.

Liste der Einzelkarten, welche der Übersichtskarte zugrunde gelegt wurden:

I.	Lat. bet. *a* in freier Stellung .	(Typus *nasu*)
II.	Lat. bet. *a* in gedeckter Stellung	(„ *as'nu*)
III.	*-ariu*	(„ *operariu*)
IV.	Pal. *-ariu*	(„ *falcariu*)
V.	Lat. bet. *ę* in freier Stellung . .	(„ *mel*)
VI.	Anlautendes *cl-*	(„ *clave*)
VII.	Pal. *-atu*	(„ *manducatu*)
VIII.	Pal. *-are*	(„ *collocare*)
IX.	*a* + Yod	(„ *facere*)
X.	*a* + *l*	(„ *sale*)
XI.	*c, g* vor *a*	(„ *campu, galbinu*)
XII.	*-rt-, -rd-*	(„ *porta, corda*)
XIII.	*pede, focu*	
XIV.	*die lunæ* ~ *lunæ die*	
XV.	*-ellu*	(„ *cultellu*)
XVI.	*ę* + *s* Kons.	(„ *testa*)
XVII.	Auslautendes *-a*	(„ *ala, vecla*)
XVIII.	Auslautendes *-u* (*-o*)	(„ *cubitu, ploro*)
XIX.	Auslautendes *-e*	(„ *fratre*)
XX.	*-st-*	(„ *costa*).

[1] Vgl. altfranzösisch *buscu* = *bois,* **loscu* = *lois,* und im Patois *nausea* = *nyęzə* über **niöęzə*. *Toxicum* existiert leider nicht.

[2] Diese Etymologie schlug Gatschet auch für Château-d'Oex vor, *Ortsetymologische Forschungen,* p. 6.

[3] Cfr. *Schweiz. Idiotikon* I, 549: *Agros vastare et inanire,* das Land verwüsten und erösen.

Bern. L. Gauchat.

Kleine Mitteilungen.

Zu den mhd. Substantiven mit dem Suffix -ier.

S. 315, Zeile 6 von unten ist zu lesen: meist nur noch doppelgipfliges i, statt: meist noch ... — S. 344 unter C ist 'Abstrakten' durch 'Konkreten' zu ersetzen. — S. 345 unter E ist zu lesen: Von Konkreten oder Abstrakten auf -ier weitergebildet.

Zu S. 341/342: Die Subst. *chrigîrre* und *kroyerre* samt Varianten sind nicht, wie ich bisher annahm, verschiedenen Ursprungs. Sie leiten sich alle vom Zeitwort *krîieren* ab, das nun im Mhd. nach ostfrz. Weise in der vortonigen Silbe die Vokale *i*, (*ie*), *e*, *o* oder *ö* zeigt. Wenn dazu im Mhd. zwischen diesen Vokalen und der Endung *ieren* öfter *i* oder *j*, *g*, *ij*, *y*, *ig* eingeschoben wird, so soll damit entweder ein ostfrz. parasitisches *i* zu dem vortonigen Vokal oder ein Gleitlaut zwischen Vokal und Endung, vielleicht auch manchmal beides ausgedrückt werden. Mnld. *crai-*, *crei-eeren* neben *cri-eeren* (*croi-eeren* ist hier nicht belegt) verlangt dieselbe Erklärung. — Bezüglich des vortonigen Vokals vgl. das S. 328 zu *schevalier* usw., *tzovælier* Gesagte und ferner modern ostfrz. Formen, die ich in Hornings *Ostfrz. Grenzdialekten* fand, wie crǫvay', cravey' = crevée; nǫtgœ̆ = nettoyer; prǫme, -er'; mune[i] = mener; dazu mhd. prisent, prosent und andere Wörter in Kassewitz' Diss. S. 98, losument = logement, ebd. S. 45; malîe = ofrz. *me(s)lîe aus *me(s)liee, sonst me(s)lee; mnl. maleie. Zahlreiche niederl. Beispiele bringt endlich Salverda de Grave in der *Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk.* XXI 63—65 und in der *Romania* XXX 100—102, § 1, 2.

Theodor Maxeiner.

Zur Sprache Bürgers.

I. In Bürgers Ballade 'Der wilde Jäger' lautet Str. 32:

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! *will sie ihn* beim Wirbel *packen*,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken!

Der Zusammenhang läſst vermuten, daſs hier *will packen* für das Präsens steht. Diese Vermutung wird bestätigt durch eine Stelle aus Bürgers Bearbeitung von Shakespeares Macbeth II, 2 (*Bürgers*

sämtliche Werke in vier Bänden, herausgeg. von Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Max Hesses Verlag. Bd. 4, S. 150):

Banko. Seinen Malcolm also will der König zum Prinzen von Cumberland und Reichsnachfolger erklären?
Rosse. So *will es verlauten.*

Bekanntlich steht auch im Englischen, besonders provinziell, *to will* nur für das einfache Zeitwort. So heifst: *'I'm thinking this will be your daughter* : Ich denke, das ist Ihre Tochter.' Die Vermutung, dafs Bürger sich hier dem Sprachgebrauch Shakespeares angeschlossen hat, bestätigt sich nicht, da die Stelle zu den selbständigen Zusätzen Bürgers gehört. Der Dichter folgt vielmehr der deutschen Volkssprache, in der es auch heifst: 'Das will wohl so sein' für: 'Das ist so!'

II. Frau Schnips, Str. 1:

Frau Schnipsen *hatte Korn im Stroh*
Und hielt sich weidlich lecker.

Joseph Kehrein, *Volkssprache im Herzogtum Nassau,* Weilburg, Druck und Verlag von L. E. Lanz, 1862, S. 240, verzeichnet also sprichwörtlich aus der Gegend von Diez: 'Korn im Stroh haben, d. i. reich sein.'

Northeim. R. Sprenger.

Zu Schillers 'Wallenstein' und 'Macbeth'.

Wallensteins Tod I, 2, V. 40:

Terzky (tritt ein). Vernahmst du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser ausgeliefert!
Wallenstein (zu Terzky). Wer ist gefangen? Wer ist ausgeliefert?
Terzky. Wer unser ganz Geheimnis weifs, um jede
Verhandlung mit den Schweden weifs und Sachsen,
Durch dessen Hände alles ist gegangen —
Wallenstein (zurückfahrend). Sesin doch nicht? *Sag' nein, ich bitte dich!*

Zu dem 'Sag' nein' verweisen Herausgeber auf Goethes Götz von Berlichingen V, 4. Sz.: *'Er hat seinen Bann gebrochen. Sag' nein!'* Hier bedeutet aber 'Sag' nein!' soviel wie: 'Leugne es, wenn du kannst!' während Wallenstein sehnlichst wünscht, dafs Terzky sein Wort zurücknehmen möchte. Eine Parallelstelle findet sich in Schillers Übertragung von Shakespeares Macbeth II, 9 (V. 825 ff.):

Macduff.
O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!
Lady.
Hilf Himmel! Was? In unserm Haus?
Banquo.
Entsetzlich,
Wo immer auch — Macduff! *Ich bitte dich,*
Nimm es zurück und *sag', es sei nicht so!*

Bei Shakespeare lautet die Stelle II, 3, V. 90 ff.:

Banquo.
O Banquo, Banquo,
Our royal master's murder'd!

Lady Macbeth.
Woe, alas!
What in our house?

Banquo.
Too cruel anywhere.
Dear Duff, I prithee, contradict thyself,
And say it is not so.

Unzweifelhaft hat diese Stelle Schiller vorgeschwebt, als er die Verse in Wallensteins Tod niederschrieb.

Northeim. R. Sprenger.

Mambres Angelsächsisch.

Das in Cockaynes seltenen *Narratiunculae* (vgl. Wülker, *Grundrifs* § 605) zuerst abgedruckte Denkmal ist genau ediert mit kritischer Abhandlung von M. R. James *Journal of theolog. studies* II (1901), 572. F. Liebermann.

Mittelenglische Handschriften.

M. R. James, *The Western manuscripts in the library of Trinity College, Cambridge; a descr. catalogue III: class O* (Cambr. 1902).

Tho. Gale (1635—1702), der Herausgeber mittellateinischer Historiker und des Johannes Scotus, und sein Sohn Roger stifteten die Handschriften der Klasse O.

O 1, 13; 1, 57; 1, 77; 2, 13; 2, 47; 5, 31; 7, 20; 7, 23; 8, 1 f.; 8, 23; 8, 31; 8, 35 f.; 9, 6; 9, 28; 9, 32; 9, 37 ff.; 10, 21; n. 1491—4. Engl. Rezepte, Botanik, Alchymie, Medizin, Astronomie, 14.—15. Jh.

O 1, 29. Religiöse Abhandlungen, 15. Jh. z. T. nach Grosseteste. Ein Stück ed. Perry, EETS.

O 1, 74. Isidor, Engl. 15. Jh. Dann *Declaracyoun of byleve.*

O 2, 13 f. 149. Fragment des *Bevis of Hampton,* differing from print.

O 2, 30 f. 131. *Glosae in Anglo-Saxon* über einer im 9. Jh. geschriebenen *Regula Benedicti.*

O 2, 45 aus Cerne. F. 4. 'Louerd Ihesu Crist, ich đe bidde for đe vif wunde and đe diet đat đu đoledest in đare holie rode, đat đu turne mine sweuenes to blisse and to gode. Amen amen. So mote hit beo for đare swete holie rode'. — f. 351 Sprichwörter in lateinischen Versen mit mittelengl. Übersetzung.

O 3, 58. Engl. carols with music (ed. Maitland and Rockstro).

O 5, 2; 15. Jh. *Romance of Generydes;* Lydgate's *Book of Troy; Siege of Thebes.*

O 5, 4 f. 5; 15. Jh. A tract in Engl. and Latin on composition: 'In how many maners schalt thou bygynne to make Latyn.' F. 80 Dictionary (ed. Wülcker).

O 5, 6; 15. Jh. *Sidrake translated owte of Frenche;* Übersetzer: *Hewe of Campedene* (vgl. Ward, *Cat. of romances* I, 903). — 'Dictes': *Sedechias was the first philosopher.* — *Tract of good governaunce* ... aus *Gyles* [Egidius].

O 5, 26, c. 1375. Astrologie: 'þe book of Albakucii, interpr. by John of Spayn'; 'Willyam Englisch'; 'Albumasar of þe domes of astronomye' usw.

O 7, 26. Gospels in Wycliffite version, 14./15. Jh.

O 7, 31; 15./16. Jh. Schmutzblatt: Carol : Be mery all with one accord and be ye folowers of Chrystys worde.

O 7, 47; 15. Jh. Walter Hilton's 'Scala perfectionis: þat þe innere havynge of man chulde be like unto þe uttre' und 'Temptationes euadendae: Ilke man and ilke woman þat be þe grace of Good.'

O 8, 26; 14./15. Jh. Rich. v. Hampole De contritione: I say þat no man is assoyled of any prest.

O 9, 1; 15. Jh. Life of seint Kateryne; ... of James the Apostell; ... of the Virgin. — The Brute (Caxton's).

O 9, 38; 15./16. Jh. Note book of a Glastonbury monk. f. 17 Tryumphe (of K. Henry VI): And as towchynge tydynges of thys contre, the kyng came unto Parys from Seynt Denys 2. December. f. 18b Poem on gardening [hieraus ediert; vgl. *Archiv neu. Spra.* CV, 88]. f. 21 Hawks (Rel. ant. I, 27). f. 22. 63 b Hymns (Furnivall, *Hymns to Virgin,* EETS p. 91. 126). f. 23—28 Balladen: a) Who sayth soth he schall be schent; b) By a foreste syde walkynge as y wente; c) And ever more thanke God of all; d) Hyre and se and say not all; e) Conveyd by lyne ryzt as a rammys horne; f) Beware the blynd ettyth many a fly. f. 48 b Whatever thow say, avyse the welle (Furnivall, *Babees book,* 356 EETS). f. 70. 86 b Engl. Sprichwörter.

O 10, 34. Brute chronicle: Here may a man here Engelande was first callede, ... *endet* (Rouen) was sette in ... governaunce (durch Heinrich V.). F. Liebermann.

Südenglische Wörter über Landwirtschaft um 1208.

H. Hall, *The Pipe roll of the bishopric of Winchester for* 1208/9, druckt die lateinischen Abrechnungen von 36 Fronhöfen in und um Hampshire mit manchem für damals selten oder gar nicht bezeugten Vulgarausdruck bäuerlichen Lebens: *alico* (*alichon*) *bascat* (*basket*) *berebrettus* (ags.), *bertona* (*barton*) *bila* (Mühlsteinstütze) *bokettus* (*bucket*) *bruere* (*brier*) *civerus* (*kiver*) *clatus* (*claie*) '*cuva* (*tub*) *dignarium* (*dinner*) *drasca* (*draff*) (*e*)*schina* (*chine*) (*e*)*stica* (*stick of eels*) (*e*)*strica* (gestrichen Maſs) *forura* (*fur*) *fausarz* (Hacken) *flado* (*flawn*) *gruel*(*lum*) *gorla* (Schnur) *gutter*(*ia*) *hasp*(*us*) *hoia* (*hoe*) *hog*(*g*)*ettus* (zweijährig Schwein oder Schaf) *hopa* (*hoop,* 1/8 *quarter*) *inhocg* (Sonderkultur — Gehege auf Gemeinfeld) *inka* (Mühlsteinzapfen) *kivillus* (*cheville*) *latta* (*lath*) *maellus* (Eber) *marl*(*a*) *mancorn* (*mang*-[Misch]*korn*) *morbois* (Abholz) *mullo* (Heuschober) *pochia* (*pouch*)

potfalda (Einstellen von Bauervieh in Herrschaftshürde) *pot(ta) punfalda pinfold rung(us* eines Mühlrades) *sauserius* (*saucer*) *sclata* (*slate*) *tasc(h)a* (Akkordarbeit) *tina* (ndd. Tine) *tranchea, trancheia* (*trench*) *vesciae* (*vetch*) *warra* (*yare,* Wehr). Hier steht p. 12 *falda wiscanda,* gewifs richtig, erklärt: 'Hürde aus Ruten zu flechten'. Das Wort ist offenbar identisch mit *fald weoxian* des *Gerefa* 10. 13 (meine *Gesetze der Angelsa.* I, 454). Mit Recht also ahnte Pogatscher (dort Sp. 2 r) die Bedeutung 'flechten' und Verwandtschaft mit *wicker;* die Übersetzung 'wischen, reinigen' mufs fallen. Vielleicht ist *whisket* (Strohkorb) verwandt. F. Liebermann.

Schottische politische Lyrik um 1295.

George Neilson macht mich auf eine Stelle im *Chronicon de Lanercost* (geschr. um 1347) aufmerksam, die ein Zeugnis über schottische Lyrik aus dem Jahre 1295 enthält. Der Chronist war ein Minorit von Carlisle und schildert, wie die schottische Regierung (manus regia) englische Geistliche in Schottland auswies; laicos etiam a domibus propriis extrusit, et bona eorum inventa sub saysina regia sigillavit aut taxavit. Und nicht blofs die Regierung habe solche Feindschaft gegen die Engländer bekundet: sed et mordax lingua quorundam malorum, qui manu nocere non poterant, aut non audebant, *lyricas* componentes camenas irritationibus et abominationibus plenas, in blasphemiam illustris principis (Eduard I.) et in ignominiam suae nativae gentis, quae etsi hic praetermittantur, tamen a memoria posterorum non delebuntur, cum superbia et oppressione praedicta nihil aliud portendebant nisi quod, sicut clamor filiorum Israel in Ægypto pervenit ad Altissimum, viditque afflictionem eorum et descendit ut liberaret eos, ita nunc evenerit istis in diebus nostris (*Chronicon de Lanercost* 1201—1346 e codice Cottoniano nunc primum typis mandatum, von Joseph Stevenson, Edinburg 1839, p. 166).

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Erklärung der bekannten schottischen Spottverse über die Belagerer Berwicks (1296, bei Pierre de Langtoft und Robert of Brunne) hingewiesen, die G. Neilson gegeben hat (*Peel, its meaning,* Edinb. 1894, p. 10 f.): 'Picket him and diket him, in skorn sciden he' geht auf a great ditch 80 feet in breadth and 40 feet deep, den Edward um die belagerte Stadt zog (Hemingburgh, *Chronicon. ed H. C. Hamilton,* London, 1848, II 99).

A. B.

Me. bellen 'to swell'.

Dieses Wort ist bisher eine crux gewesen. Murray im Oxforder Wb. sagt von dem Worte: 'Of doubtful origin; apparently repr. OE. *belȝan;* pa. pple. *bolȝen* to swell, be proud or angry = OHG. *belgan* to swell; the total loss of the guttural presents difficulties, but occurs also in ME. *boln-e(n)* a. ON. *bolgna,* Dan. *bolne* to swell.' Ekwall in seiner Dissertation *Shakespere's Vocabulary, Its etymological Elements,* Upsala 1903, S. 7, vermutet eine 'confusion between OE.

belȝan and *bellan.*' Nun bedeutet aber ae. *belȝan* zwar ursprünglich 'to swell', aber nur die Bedeutungen 'to swell with anger, to be angry, to enrage oneself' etc. sind belegt; und ae. *bellan* bedeutet 'to bellow, roar, bark' etc. Die Erklärung ist meiner Ansicht nach sehr einfach. Im Nordischen finden wir das Adj. [urspr. Partiz.] *bolginn* 'geschwollen' und das davon gebildete Verb. *bolgna* 'schwellen'; letzteres wurde aber lautgesetzlich zu *bolna,* und die Grundform *bolginn* wurde unter dem Einfluſs der synkopierten Kasus (vielleicht auch des Verbs) öfter zu **bolinn* (vgl. aschw. *bulin, bolin*). Nord. *bolna* finden wir im Englischen als Lehnwort wieder (me. *bolnen* 'to swell', später auch *bollen,* siehe Murray I, S. 973, meine *Scand. Loan-words,* S. 16). *bolginn* finden wir auch als Lehnwort im Englischen wieder, aber durch den Einfluſs der synkopierten nord. Kasus und vielleicht auch des Verbs *bolna,* engl. *bolnen,* ist das *g* hier weggefallen;[1] im Orrmulum lautet das Wort (*to-*)*bollenn* 'swollen', neben welchem auch das einheimische entsprechende Wort *bollȝhenn,* das 'angry, wrathful' bedeutete, auftritt; (*i*)*bollen* 'swollen' ist nun verschiedene Male im Me. zu finden, ist aber keineswegs als ursprüngliches Ptz. Prät. zu *bellen* aufzufassen. Es ist nämlich zu bemerken, daſs *bellen* viel später auftritt als (*to-*)*bollen*: der einzige me. Beleg bei Murray stammt aus dem Jahre 1320 (Sir Beves). Es scheint mir nun vielmehr ganz natürlich, daſs zu dem Ptz. (*i*)*bollen* (nord. Lehnwort) ein Infinitiv *bellen* neugebildet wurde, hauptsächlich nach dem Muster von dem gleichbedeutenden me. *swellen* Inf.: (*i*)*swollen* Ptz. Prät. — Beiläufig möchte ich eine interessante prinzipielle Frage aufwerfen, die die Schwierigkeit der Aussonderung der nordischen Lehnwörter im Englischen und die eingehende Mischung der beiden Sprachen hinlänglich beleuchtet: ist das so entstandene me. *bellen* ein nordisches oder einheimisches Wort? Am besten rettet man sich wohl aus der Schwierigkeit, indem man *bellen* für eine hybride Bildung hält, aber durchaus zutreffend finde ich auch diese Bestimmung nicht.

Upsala. Erik Björkman.

Trajano Boccalinis Einfluſs auf die englische Literatur.

(Ein Nachtrag zu *Archiv* CIII, 134.)

In der italienischen Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts läſst sich eine ausgeprägte Neigung zum Katalogisieren, zum Registrieren und Einschätzen bedeutender oder wenigstens auffallender Persönlichkeiten bemerken. Satiriker und Panegyriker gefallen sich in gereimten und meist herzlich trockenen Aufzählungen von Zeitgenossen und Verstorbenen nach dem Muster der *Trionfi* des Petrarca und führen fast immer auch eine Reihe von Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart in ihren Listen auf. Solche literarische Stellen, welche

[1] Vielleicht haben wir es mit dem nord. Worte Owl and Night., 145 (*ibolȝe*) mit bewahrtem *g* zu tun; es könnte aber das ae. Wort mit der nordischen Bedeutung sein.

sich nur sehr allmählich durch Nachrichten über das Leben der katalogisierten Reimer, durch Urteile über ihre Werke beleben, finden sich in der *Leandreide* eines unbekannten Dichters des ausgehenden 14. Jahrhunderts, ferner in der *Fimerodia* des Jacopo del Pecora (ca. 1395), in Stefano Finiguerris (fl. 1422) beiden Satiren *La Buca del Monteferrato* und *Lo Studio d'Atene*. Des Gambino d'Arezzo *Idioti* (ca. 1450) sind in ihren ersten Kapiteln voll scharfer Ausfälle gegen seine lieben Landsleute und gehen erst im zweiten Teil in ein Lobgedicht auf Italiens berühmte Männer über, während der etwa gleichzeitige Giovanni Gherardi da Prato in seinem Visionsgedichte *La Philomena* ohne satirische Absichten über die heimischen Dichter Musterung hält.

Antonio Fregoso (fl. 1515) hat den von ihm beurteilten Schriftstellern bereits einen festen Wohnsitz im Tempel der Minerva angewiesen, und an dessen Stelle tritt sodann zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Parnass; die Reise nach dem Berg der Musen bleibt fortan eine geläufige Form der literarischen Kritik, das Erlebte und Geschaute wird mit dem malerischen Sinn der Italiener wiedergegeben, aber der Endzweck dieser reimenden Literarhistoriker, beispielsweise des Filippo Oriolo (flor. 1531), bleibt es immer, mehr oder weniger witzige Ausfälle gegen zeitgenössische und verstorbene Jünger Apollos anzubringen.

Dann bemächtigte sich Cesare Caporali (1531—1605) dieses Motivs und gab ihm eine neue, entscheidende Wendung: die *Avvisi* und der *Viaggio di Parnaso,* die *Vita, Esequie ed Orti di Mecenate* dieses Satirikers wissen von einem wohlgeordneten Reiche Apollos auf dem Musenberge zu erzählen, das mit der Erde in regem Verkehr steht, Botschaften aus der irdischen Welt empfängt und Antworten an sie ergehen läſst. Caporalis drolliger und fruchtbarer Einfall hat bekanntlich das Gefallen eines Gröſseren, des Cervantes, erregt und ist für dessen *Viaje al Parnaso* Muster geworden.[1]

Der Ursprung des Motivs der Parnaſsreise und der Botschaften vom Parnaſs ist also auf literarischem Gebiet zu suchen, und erst als es auf diesem Boden vollkommen ausgereift war, machte sich's ein politischer Schriftsteller für seine Zwecke dienstbar, Trajano Boccalini, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine berühmten *Ragguagli di Parnaso* schrieb und durch diese Meisterleistung der Einkleidung eine weite Verbreitung sicherte.

Einfach genug ist der Grundgedanke seiner in ungebundener Rede abgefaſsten 'Relationen vom Parnaſs' und eines verwandten Werkes desselben Verfassers, der *Pietra del paragone politico:* Apollo erscheint als Herrscher eines Reiches, in welchem nur die auserlesensten Geister aller Zeiten und Völker Bürgerrecht erwerben können,

---

[1] Über die Vorläufer des Caporali hat Beneducci eingehend, aber nicht ohne einige Flüchtigkeiten in seinem *Saggio sopra le opere del Boccalini, Bra 1896,* gehandelt.

und mit diesen seinen Getreuen hält er über die Ereignisse der neuesten Zeit Gericht. In erster Linie widmen die *Ragguagli* den politischen Verhältnissen Italiens ihre Aufmerksamkeit und richten namentlich gegen die Spanier erbitterte Angriffe; daneben hat aber Boccalini auch literarische und wissenschaftliche Kapitel.

Über den Erfolg der Werke des Italieners und über ihre Nachwirkung in Deutschland hat P. Stötzner in dieser Zeitschrift (CIII, 107—147) eingehend und wohl abschliefsend sich verbreitet; die Spuren der *Ragguagli* in den anderen europäischen Literaturen verfolgt der Verfasser nur nebenher, und so mögen einige Nachträge zu seinen Zusammenstellungen hier Platz finden.

Unter den italienischen Nachahmern Boccalinis ist einer der interessantesten Fabio Franchi, welcher Lope de Vega in einem *Ragguaglio al Parnasso* feierte[1] und seine Bewunderung des Meisters in die Form eines von Apollo erlassenen Dekretes kleidete, worin die lebenden Dichter angewiesen werden, sich Lope in allen Stücken zum Vorbild zu nehmen. Andere italienische Schüler Boccalinis führt Beneducci in seiner genannten inhaltreichen Schrift an.

Von den Franzosen hätte Boileau nicht unerwähnt bleiben sollen mit seinem satirischen *Fragment d'un dialogue contre les modernes qui font des vers latins*[2]; auch *Le Parnasse reformé* von G. Gueret (Paris 1671), ein Werk, das ich nur dem Titel nach kenne, gehört wohl hierher.

Für die englische Literatur wurde das Motiv der Botschaft vom Parnafs durch Thomas Scott gewonnen, einen Prediger, der sich mit Boccalini in seinem fanatischen Hafs gegen die Spanier begegnete und wegen einer politischen Flugschrift aus England hatte flüchten müssen. Er veröffentlichte zu Utrecht folgendes Werk:

Newes from Pernassus. The Politicall Touchstone, Taken from Mount Pernassus: Whereon the Governments of the greatest Monarchies of the World are touched. Printed at Helicon 1622. 4°.

Das Buch ist eine Nachahmung der *Ragguagli;* vier Jahre später erschien die erste Übersetzung einer Auswahl aus dem Hauptwerk Boccalinis unter dem Titel:

The New-found Politicke ...; wherein the Gouernments, Greatnesse, and Power of the most notable Kingdomes and Common-wealths of the world are discouered and censured. Together with many excellent Caveats and Rules fit to be observed by those Princes and States ... which have reason to distrust the designs of the King of Spain ... translated into English. London, F. Williams, 1626. 4°.

M. Florio und W. Vaughan teilten sich in diese Arbeit, welche erst nach dreifsig Jahren durch eine vollständige Übertragung verdrängt wurde:

Advertisements from Parnassus, with the politick Touchstone; put into English by H. Carey, Earl of Monmouth. London 1656. fol.

---

[1] In: *Essequie poetiche alla morte di Lope de Vega.* 1636.

[2] *Œuvres complètes de Boileau, pp. Gidel. Paris 1870—1873.* 8°. III, 235.

Dieses Buch wurde dreimal neu gedruckt (1669, 1674 und 1706), aber schon zwei Jahre vor der letzten Auflage war ihm eine neue, 'für die gegenwärtigen Zeiten bearbeitete' Übersetzung an die Seite gestellt worden:

Advertisements from Parnassus; newly done into English, and adapted to the present times. London 1704. 8°.

Thomas Scott hatte sich durch die politischen Abschnitte in Boccalinis Werk anregen lassen, durch jene glänzenden Satiren auf die spanische Herrschsucht, in welchen der Italiener sein Bestes gab. Fast alle späteren Nachahmungen knüpfen jedoch an die wissenschaftlichen und literarischen Kapitel der *Ragguagli* an, führen also das Motiv näher zu seinem Ausgangspunkt zurück, den wir ja in den versifizierten Literaturgeschichten und Schriftstellerkatalogen der Italiener des 14. Jahrhunderts fanden.

Vielleicht ist hier eine Zusammenstellung der jüngeren englischen 'Berichte vom Parnaſs' nicht unwillkommen. Einmal sind es fast durchweg frische, freche und lustige Reimereien, die wir hier verzeichnen können; dann erblicken wir in den vorgetragenen Urteilen über zeitgenössische Dichter ebensoviele keineswegs unparteiische, aber doch sehr wertvolle Dokumente für die literarischen Strömungen und Fehden ihrer Zeit, und endlich beweist die über zweihundert Jahre sich erstreckende Liste von Gelegenheitsgedichten die Lebensfähigkeit und Ergiebigkeit der aus höchst bescheidenen und prosaischen Anfängen herausgewachsenen Form des Gerichtstages auf dem Parnaſs.

1637. Sir John Suckling: *A Session of Wits.* Beg.: *'A Session was held the other day'.*

Häufig gedruckt, zuletzt in: *The Poems, Plays and other Remains of Sir John Suckling. Ed. by W. C. Hazlitt. London 1892.* 8°. Vol. I, p. 6.

1645. *The Great Assises Holden in Parnassus by Apollo and his Assessovrs. London 1645.* 4°.

Wahrscheinlich von George Wither. Die Satire ist vorwiegend gegen die Zeitungen gerichtet: den 'Mercurius Britanicus', 'Mercurius Aulicus', 'The Poste', 'The Spye' usw. Neudruck der Spenser Society, No. 40.

ca. 1664. *The Session of the Poets, to the Tune of Cook Laurel.* Beg.: *'Apollo concern'd to see the Transgressions.'*

In: *Poems on Affairs of State ... With some Miscellany Poems. The Sixth Edition. London 1710.* Vol. I, 206. Auch in dem Ms. 14090 der k. k. Hofbibliothek in Wien (fol. 269); vgl. *Beiträge zur neueren Philologie. Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht. Wien 1902,* p. 416 ff.

Das Datum des Gedichtes folgt aus der Bemerkung (in Strophe 3), daſs Davenant vor kurzem *'That damnable Farce, The House to be Lett'* geschrieben habe; dieses Stück kam wahrscheinlich 1663 zur ersten Aufführung. In der nächsten

Strophe heifst es ferner, ein *'Play Tripartite'* sei nahezu vollendet, die gemeinsame Arbeit Cliffords, Spratts und eines Herzogs; der Hinweis geht natürlich auf Buckinghams berühmtes *Rehearsal* (begonnen 1663, vollendet 1665, aufgeführt Dez. 7, 1671).

Über die alte Ballade *Cook Laurel* (richtiger *Cock Lorrel*) vgl. Chappel, *Popular Music of the Olden Time* I, 160.

1676. *A Tryal of the Poets for the Bays, in Imitation of a Satyr in Boileau.* By the Duke of Buckingham, and the Earl of Rochester. Beg.: *'Since the Sons of the Muses grew numerous and loud.'*

In: *The Works of George Villiers, Duke of Buckingham. The Fourth Edition. London 1721.* 8⁰. I, 151. Rochester allein zugeschrieben in *The Works of Rochester, Roscommon and Dorset* etc. *London 1731.* 8⁰. I, 183, und in *The Works of the British Poets. By Robert Anderson.* VI, 410.

Die Bemerkung 'in Nachahmung Boileaus' kann nicht zutreffen; sie wurde wohl von den Herausgebern der Werke Buckinghams hinzugefügt, welche sich des oben erwähnten *Fragment d'un dialogue* des Franzosen erinnerten. Aber diese Satire wurde von dem zartfühlenden Dichter niemals veröffentlicht, ja nicht einmal niedergeschrieben, da mehrere seiner persönlichen Freunde sich hätten getroffen fühlen können. Erst Brossette, der einmal den Entwurf des geistreichen Scherzes von Boileau vortragen gehört hatte, schrieb ihn nach dem Gedächtnis nieder, und er erschien zum erstenmal in seiner Ausgabe der Werke des Dichters (1716).

Das Datum des *Tryal of the Poets* ist zu erschliefsen aus der Bemerkung, Lee habe mit einem seiner drei Stücke Erfolg gehabt (*'he had once hit in thrice'*); nun ist die Reihenfolge seiner ersten Dramen diese: *Nero* 1675, *Sophonisba* 1676, *Gloriana, or, The Court of Augustus Caesar* 1676. Auf letzteres Stück, in welchem Ovid eine Hauptrolle spielt, bezieht sich folgende Zeile in der vorliegenden Satire: *'He* (Apollo) *made him* (Lee) *his Ovid in Augustus's court'*. Die Klage über George Etheredges *'long seven years' silence'* in Z. 20 des Gedichtes führt uns auf dasselbe Datum: zwischen 1668 (*She Wou'd, if She Cou'd*) und 1676 (*The Man of Mode*) hatte dieser Dramatiker in der Tat nichts erscheinen lassen. Endlich kamen der *Don Carlos* Otways und Settles *Ibrahim,* welche als Neuheiten Erwähnung finden, eben im Jahre 1676 zur ersten Aufführung.

1696. *The Session of the Poets, holden at the foot of Parnassus Hill, before Apollo, July the 9th, 1696. London 1696.* 8⁰.

Gegen Tom D'Urfey and Tom Brown.

1719. John Sheffield, Duke of Buckinghamshire: *The Election of a Poet Laureat in 1719.*

The Works of the British Poets. By Robert Anderson. Vol. VII, 367.

1722. *Advice from Parnassus. 1722.* 4⁰.
Boccalini unter den auftretenden Personen.

1723. *A Monthly Packet of Advice from Parnassus. London 1723.* 4⁰.
Zeitschrift; verspricht einen Bericht über die Kandidaten für die Unsterblichkeit, sobald sie diese Welt verlassen, und macht sich anheischig, vorauszusagen, wie lange ihre Schriften sie überleben werden.

1724. *The Session of Musicians.*
Die Musiker jener Zeit bewerben sich bei Apollo um den Lorbeer, den schliefslich Händel davonträgt. Vgl. Davey, *History of English Music. London 1895.* p. 387.

1730. *A New Session of the Poets for the Year 1730.*
Vgl. *The Roxburghe Ballads,* Vol. VIII (ed. J. W. Ebsworth), p. 287.

1752. *Proceedings at the Court of Apollo. London 1752.* fol.

1788. *A Trip to Parnassus; or, the judgment of Apollo on dramatic authors. London 1788.* 4⁰.

1811. Leigh Hunt: *The Feast of the Poets.*
Poetical Works. London 1860. p. 194. Hunt nimmt geradezu Bezug auf die alten Sessions, z. B. auf Buckingham-Rochester.

1837. Leigh Hunt: *Blue-Stocking Revels; or, The Feast of the Violets.*
Poetical Works. London 1860. p. 202. Auf die dichtenden Frauen.

Wie begreiflich, wurde die bequeme Form der satirischen Preisbewerbung mit leichten Änderungen auch auf nichtliterarische Gegenstände angewendet. In den *Poems on Affairs of State* (II, 156) und in der bereits genannten Handschrift der Hofbibliothek No. 14090 (fol. 419 b) steht mit dem Datum 1687 *The Lovers Session, In Imitation of Sir John Sucklings Session of Poets.* Der ungenannte Verfasser läfst hier unter dem Vorsitz der Venus über eine ganze Reihe stadtbekannter Weiberjäger Gericht halten und schliefslich die schönste Frau dem häfslichsten und ältesten Mann zusprechen, weil er reich ist.

Ein würdiges Gegenstück zu dieser gereimten Bearbeitung des Londoner Stadtklatsches ist die *Session of Ladies* des Wiener Manuskriptes (fol. 427 ff. und 431 ff.), in welcher die angesehensten Damen der Gesellschaft ihre Ansprüche auf einen ganz sonderbaren Adonis vor Cupido als Schiedsrichter geltend machen. Dafs es in den beiden zuletzt genannten Gedichten nicht ohne arge Zotenreifserei abgeht, wird jeder glauben, der nur einmal einen Blick in die Sammelbände der Restaurationszeit geworfen hat.

Wien. Rudolf Brotanek.

'The Pickwick Controversy'.

Wie allen Lesern der *Posthumous Papers of the Pickwick Club* in Erinnerung sein dürfte, knüpft dieser langwierige wissenschaftliche

Streit an die berühmte antiquarische Entdeckung Mr. Pickwicks an, der bei Cobham einen uralten Stein mit der geheimnisvollen Inschrift:

†
BILST
UM
PSHI
SM
ARK

fand. Die Inschrift, welche zahllose gelehrte Abhandlungen hervorrief, harrt noch ihrer Lösung; denn die Erklärung eines Mr. Blotton, der sie als *Bill Stumps his mark* las und sich auf die Aussage des ehemaligen Besitzers, daſs der Stein zwar alt sei, die Inschrift aber von ihm herrühre, berufen hatte, fiel der verdienten Verachtung anheim (vol. I, chapt. XI).

Die ergötzliche Geschichte hat ihr Seitenstück in der naturwissenschaftlichen Endeckung eines neuen elektrischen Lichtphänomens durch einen Privatgelehrten, der nachts von seinem Zimmer aus die Blendlaterne Mr. Pickwicks im Garten erblickt, die prosaische Erklärung seines Dieners, es seien Diebe, verwirft, selbst in den Garten eilt und durch einen wohlgezielten Faustschlag Sam Wellers den unumstöſslichen Beweis für die elektrische Natur des mysteriösen Lichtes erhält, dessen wissenschaftliche Beschreibung ihm dauernden Ruhm sichert (vol. II, chapt. X).

Es wird mit diesen heiteren Satiren derselbe Faden weitergesponnen, der sich durch die ganzen Entdeckungsfahrten der Pickwickier hindurchzieht und gleich zu Anfang aufgenommen wird in der denkwürdigen Sitzung, in welcher Mr. Pickwicks Abhandlung '*Speculations on the Source of the Hampstead Ponds, with some Observations on the Theory of Tittlebats*' vorgelesen wird. An eine literarische Quelle für die antiquarische Entdeckung zu denken, könnte leicht als eine Fortsetzung der Satire aufgefaſst werden. Solche Abtrumpfungen verstiegener Weisheit durch den natürlichen Mutterwitz sind so alt als die Art der Wissenschaft, die hier dem Spotte anheimfällt, und die Exemplifikation dieses Motivs durch solche Geschichtchen ist selbstverständlich jederzeit als unabhängiger Einfall möglich; gehören doch solche rätselhafte Inschriften noch heute zum eisernen Bestande populärer Unterhaltungsblätter in ihrer 'Rätselecke'.

Gleichwohl ist wenigstens die Möglichkeit einer literarischen Anregung für den antiquarischen Scherz vorhanden. Seine Voraussetzung ist ein in weiteren Kreisen verbreitetes Dilettantisieren mit wissenschaftlichen Entdeckungen, hier also speziell antiquarischer Art, dem sich auch privatisierende wohlhabende Angehörige des Bürgerstandes in ihren Muſsestunden ergeben. Dieses allgemeinere Aufkommen antiquarischer Liebhabereien auſserhalb gelehrter Kreise ist aber nicht unbegrenzt alt; wir dürfen es wohl mit der Zeit der Rückkehr zur alten Poesie, die gleich auch literarische Fälschungen (Macpherson, Chatterton) zeitigte, und mit dem Erwachen der Ro-

mantik in Verbindung bringen. Als klassische Ausprägung der Figur eines dilettantischen, aber begeisterten antiquarischen Liebhabers erscheint uns da Walter Scotts 'Antiquary', der würdige Mr. Oldbuck, der auch als Charakter einer gewissen Ähnlichkeit mit Mr. Pickwick nicht entbehrt. Darauf allein wäre freilich nichts zu geben. Im 'Antiquary' erscheint aber das gleiche Motiv mit der Inschrift zweimal; nur entferntere Ähnlichkeit zeigt das Motiv von der Schiffskiste mit der Inschrift *'Search, No. I'* (Search ist der Name des Schiffes), welche als Wink zum Suchen einer weiteren Schatzkiste aufgefaſst wird, bis die Erklärung durch den Bettler Edie gegeben wird (vol. II, chapt. III und XXIII). Ganz übereinstimmend dagegen ist eine frühere Szene. Mr. Oldbuck zeigt seinem Gaste den ihm gehörigen Platz, wo sich Reste eines Walles und Grabens befinden, und erklärt ihm, er halte diesen Platz für den Ort, wo sich der letzte Kampf Agricolas mit den Kaledoniern abgespielt habe. Zur Bekräftigung beruft er sich auf einen dort gefundenen Stein, der das eingehauene Bild eines Opfergefäſses und die Buchstaben A. D. L. L. trägt, die als *Agricola Dicavit Libens Lubens* zu deuten seien. Die Aufklärung folgt seiner Erzählung auf dem Fuſse, denn der Bettler Edie, der dazugekommen ist, berichtet, daſs er vor etwa zwanzig Jahren mit anderen Arbeitern hier Erdarbeiten ausgeführt habe. Einer der Maurer hieb bei der Hochzeit Aiken Drum's, die damals abgehalten wurde, in einen Stein einen Schöpflöffel (*for Aiken was ane o' the kalesuppers*[1] *o' Fife*) und die vier Buchstaben aus: *A(iken) D(rum's) L(ang) L(adle)* (vol. I, chapt. IV).

Da der 'Antiquary' 1816 erschien, also nur zwanzig Jahre vor dem Beginn der Veröffentlichung der 'Pickwickier', liegt bei dieser schlagenden Ähnlichkeit die Vermutung nahe, Dickens habe diese Szene gekannt und sei in unbewuſster Erinnerung daran zur Abfassung seiner antiquarischen Entdeckungsgeschichte angeregt worden. Sollte diese Vermutung nicht zutreffen, so bliebe die Parallele als Beweis, wie nahe sich literarische unabhängige Erfindung oft kommen kann, doch interessant; ein Zusammenhang dürfte aber wahrscheinlicher sein.

O. Jiriczek.

Etymologien.

1. Ne. *loop* 'Schleife'.

In der eben erschienenen Schluſslieferung von vol. VI des N. E. D. (*Lock-lyyn*) vermag Bradley keine Etymologie von ne. *loop* 'Schleife, Schlinge' zu geben. Skeats Zusammenstellung des Wortes mit aisl. *hlaup* 'Lauf' verwirft er mit Recht, meint aber, dessen frühere[2] Vergleichung mit ir. gael. *lub* s. 'loop, bow, staple, fold, noose', v. 'to bend, incline' verdiene wohl Beachtung. Auch ich bin dieser Ansicht

[1] *kail, kale* = cabbage; also broth made from greens. *Kalesupper o' Fife*, a term applied to Fifeshire people, noted for their love of broth, or 'kale' (s. Glossar zu Guy Mannering in der Border Edition).

[2] Im groſsen *Etymol. Dict.*, 2nd ed.

und möchte ne. *loop* sowie ir. *lub* zu der bekannten, weitverzweigten german. Wurzel **sleup* 'schliefen, schlüpfen' stellen, die man schon als idg. in lat. *lūbricus* 'schlüpfrig' und lit. *slùbnas* 'schwach' erkannt hat, vgl. Kluge, *Etym. Wtb.*, unter *Schleife* und *Schlupf*, Franck, *Etym. Woordenb.*, unter *sloep, sloop(en), slop* und *sluipen*, Skeat, *Concise Etym. Dict.*, unter *lubricate, slip* und *slop.*

Was zunächst das anlautende *s* der Wurzel betrifft, so ist über dies Präfix ja in den letzten Jahren mehrfach gehandelt worden; ich verweise auf meine Abhandlung in den *Idg. Forsch.* XIV, 341. Der Vokalismus von *loop* macht ebenfalls keine Schwierigkeiten, denn es verhält sich zu me. *loup* (phonet. = *lup*) gerade wie ne. *droop* zu me. *droupe,* worauf schon das N. E. D. hinweist. Wegen der Lautentwickelung von *up* vgl. Luick, *Anglia* XVI, 500 ff.

Die vielfachen Verzweigungen der idg. Wurzel **(s)leup* im German. sollen hier nach den verschiedenen Ablautsvokalen geordnet zusammengestellt werden, wobei ich das von Kluge, Franck und Skeat beigebrachte Material auf Grund der Wörterbücher ergänze und z. T. durch eigene Etymologien erweitere.

1) Die Wurzel **(s)laup* liegt vor in dem v. got. *afslaupjan* 'abstreifen' = ae. *slīepan* 'to slip or put off or on', as. *slōpian* 'loswinden', *thurh-slōpian* 'durchschlüpfen lassen', mnd. *slōpen* 'schlüpfen, schleichen', nnl. *sloapen* 'schleifen, abbrechen', ahd. mhd. *slöüfen* 'schlüpfen (lassen), schieben, einhüllen, an- und ausziehen'; hierzu gehören die Subst. ae. *slīepa* m. (< **slaupja*) 'paste', ferner mnd. *slōpe* f. 'Schleife, Schlinge' = nnl. *sloop* f. 'Zieche', mh. *sloufe* f. 'Öhr, Öffnung, Kreis, Bekleidung, Hülse, Schote, Schlupfspur', endlich mnd. *slōp* n. (?) 'Schlupfloch' = ahd. mhd. *slouf* m. 'Öhr, Henkel, Kleid, Schlüpfen'.

2) **(s)leup* erscheint nur in got. *sliupan* = ahd. *sliofan* 'schliefen, schlüpfen, gleiten'.

3) **(s)lūp* in ae. *slūpan* = mnd. *slūpen,* nnl. *sluipen* dass., ferner in mhd. *slūf* m. 'Öhr, Henkel, Kleid, Entschlüpfen', wozu sich mnd. *slūperne, slūperich* 'schleichend', *slūp* in *slūp-hol* 'Schlupfloch', *-mörder* 'Meuchelmörder', *-reise* 'heimliche Reise', *-wacht* 'heimliche Wacht' = nnl. *sluip* in *ter sluip* 'verstohlen, heimlich' und die zahlreichen Zusammensetzungen mit *sluip-* (= mnd. *slūp-*) stellen. Hierher gehören vielleich auch e. *sloop,* nnl. *sloep,* ndd. *slūpe* f. 'Schaluppe' und wie ich glaube [1] me. *loup,* ne. *loop* 'Schleife, Schlinge, Schnur, Öse, Masche, Henkel, Türangel, Ring, Biegung, Krümmung', ferner *loop-hole* 'Guckloch, Öffnung, Schiefsscharte, Ausflucht', *to loop* 'mit Schlingen versehen, aufschürzen, aufstecken, sich winden', *loopy* 'verschmitzt', vielleicht auch *loop* 'Mauerassel' (wegen der Bedeutung vgl. unten).

4) **(s)lup* in aisl. *slopp-r* m. 'weites, langes Überkleid, Mantel mit Ärmeln' = ae. *ofer-slop* n. 'surplice, slop', ne. *slop* 'loses Gewand',

[1] Ich sehe nachträglich, dafs schon 1882 Woeste in seinem *Westfäl. Wtb. slōpe* f. 'Schlaufe an der Tür' mit e. *loop* verglichen hat, jedoch ohne weitere Begründung und (wie es scheint) bisher ohne Nachfolge. Jedenfalls habe ich diese Zusammenstellung ganz unabhängig von ihm gefunden!

pl. *slops* 'Pumphosen, fertige Kleider, Bettzeug der Marine, Lederschuhe', weiter aisl. *slyppa* f. = *sloppr*, ae. *slyppe* f. 'paste, slime', *cú-slyppe, -sloppe* f. 'cowsclip', *ofer-slype* m. 'surplice', ndd. (Kiel) *sluppe* f. 'Überzug'; auch aisl. *slypp-r* 'waffenlos' (eigtl. 'ausgeschlüpft'?) dürfte hierher gehören. Zu ae. *sloppe* stellt sich me. *slop* (pl. *sloppes*) 'pool' = ne. *slop* 'Pfütze, dünnes Getränk, Ausguſs', *sloppy* 'naſs, schmutzig', ferner me. *slop* (pl. *sloppes*) 'gap', vgl. nnl. *slop* m. 'Schlupfwinkel, Bodenloch, Gäſschen'; das Mnd. bietet noch *sloppende* 'futilis', *slüpperich* (= mhd. *slupfer*[*ic*]) 'schlüpfrig', das ahd. *ki-slof* n. 'Schlupfwinkel', *slophāri, -izāri* m. 'Wandermönch', *slupfen, slüpfen* sw. v. 'schlüpfen' = ndd. *sluppen*, me. *a-slüppen* 'to slip away', das mhd. *slupf* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel, Schlinge, Strick (= ndd. *slup* 'Schleife') und *sluf* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel' (= ae. *slype*), endlich *sluft* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel' = ndd. *slucht*, woraus nhd. *Schlucht*. Auch me. *slǫpe*, ne. *slope* 'Abhang' möchte ich mit Skeat und dem N. E. D. (cf. *aslope*) hierher stellen, während Schröer es mit *slip* und ae. *slīpan* (also Grundform **slāp, -e, -a*) verbinden will. Sicheren Aufschluſs dürften allerdings erst weitere me. Belege und die ne. Dialektformen geben.

Ne. *loop*, von dem wir ausgegangen sind, weist mit me. *loup* auf ein ae. **lúp*, resp. **lúpe*, **lúpa* hin und stellt sich am nächsten zu mhd. *slūf*, mnd. *lūp-*, nnl. *luip-*. Mit Skeat und dem N. E. D. der Bedeutung wegen ein *loop* I 'Schleife' und *loop* II 'Guckloch, Öffnung, Schieſsscharte, Ausflucht' zu unterscheiden, halte ich für unnötig, da die Bedeutungen von II sich ungesucht aus 'Schlupfloch, enger Weg' ableiten lassen, vgl. nl. *slop*. Desgleichen läſst sich *loop*³ im N. E. D. 'Mauer-, Kellerassel' leicht als 'Schlüpfer' mit den beiden anderen verbinden. — Sollte nicht auch endlich ne. *lop*, ae. *loppe* 'Spinne' und ne. *lop*, schwed. *loppa*, dän. *loppe* 'Floh' hierher gezogen werden können, wenn man diese Tiere ebenfalls als 'Schlüpfer' faſst? Falk-Torp in ihrem *Etym. ordbog* stellen es allerdings zu mhd. nhd. *lupfen, lüpfen*.

2. Ne. *thump*, nhd. *stumpfen*.

Ne. *thump* 'stoſsen', das bisher erst bei Spencer und Shakespeare belegt ist, kann natürlich nicht mit Skeat und Schröer zu skand. (isl. schwed.) *dumpa* gestellt werden. Es gehört einfach als *s*-lose Form zu hd. *stampfen, Stapfe, Stempel, Stumpf*, e. *stamp, stump*, gr. *στέμβω*, ai. *stamba*, lit. *stàmbras* etc., worüber man Kluge bei den genannten Wörtern und Franck, *Etym. woordenboek*, unter *stampen, stap(pen)* und *stomp* vergleiche. Dieselbe Bedeutung wie das e. Verbum zeigen übrigens nl. *stompen*, md. (hess.) *stumpen* und e. *stump* 'stoſsen, anstoſsen'. Dagegen sehe ich keinen Grund ein, warum man *stamp* und *stump* etymologisch trennen sollte, wie dies z. B. Skeat tut.

3. Ne. *shout*, schwed. *huta*.

Ne. *shout* 'schreien, lärmen', me. *schuten*, wird wohl richtig von Skeat zu aisl. *skūta* f., *skuti* m. 'Hohn, Spott' gestellt, das in der

Form *scout* 'spotten' als skand. Lehnwort ins Engl. gedrungen ist. Eine *s*-lose Nebenform der Wurzel **skūt* kann in mhd. *hiuzen*, 'sich erkühnen, erfrechen', *hiuze* 'munter, frech', me. *hūten*, ne. †*howt* 'schreien, lärmen, höhnen', schwed. norweg. *huta* 'schreien, lärmen, bedrohen, scharf tadeln' stecken, die allerdings mit einer Bildung von der Interjektion *hū(t)* z. T. zusammengefallen sein dürften. Vgl. über diese Wörter das N. E. D. unter *hoot* und Ekwall, *Shakspere's Vocabulary* I (Upsala, 1903) S. 84, Anm. 3, der richtig e. *hoot*[1] und *howt* trennt. Schade stellt mhd. *hiuze* ansprechend mit Fick zu aslav. *kuditi*, gr. *κυδάζειν*, *κυδοιμός*, *κυδοιμεῖν* und skr. *kud* 'lästern, lügen', trennt davon aber mhd. *hiuzen*, *hūzen* 'zur Verfolgung rufen', *gehiuze*, *gehuze* 'Schrei zur Verfolgung, Lärm', als von der Interjektion *hiu*, *hui* abgeleitet. Zur letzteren gehören frz. *huer*, ne. *hue* 'Schrei', dän. *huie* 'heulen, rufen', schwed. *hojta* u. a., vgl. das N. E. D. unter *hue*[2] und Falk-Torp, *Etym. ordbog*, unter *hui*.

Kiel. F. Holthausen.

High and dry.

Die Angaben in den Wörterbüchern über *high and dry* befriedigen nicht recht, einmal, weil die Bedeutungsentwickelung nicht klar genug hervortritt, und dann, weil nicht alle Entwickelungsstufen belegt werden, sofern solche Belege überhaupt gegeben werden. Ich habe die folgenden vierzehn Beispiele gefunden, die ich so einteilen möchte:

I. *High and dry* im eigentlichen Sinne.

1) Man sagt es zunächst von Booten und Schiffen, die auf dem Strande liegen,

a) sei es, dafs man die Boote der Sicherheit wegen hoch hinauf aufs trockene Land gezogen hat,

Ainsworth, *Ovingdean Grange*, London 1861, 246: Three or four broad-bottomed boats were hauled up, high and dry, on the shingly beach, but there were no other evidences of any maritime calling on the part of the inhabitants. Vgl. auch Dickens, *David Copperfield*, Berlin, Asher, 18: There was a black barge, or some other kind of superannuated boat, not far off, high and dry on the ground, with an iron funnel sticking out of it for a chimney and smoking very cosily;

b) sei es, dafs die Schiffe oder Boote vom Sturm dahingetrieben worden sind,

Maxwell, *Stories of Waterloo*, London, o. J., 44: At a short distance from the vessel, which was now lying high and dry upon the sands, I observed something drift in with the tide,

Marryat, *Peter Simple*, ed. Loewe, Halle 1881, II, 69: They had all escaped unhurt: their boats being so much more buoyant than ours, had been thrown up high and dry.

---

[1] Dies ist = me. *hōten* < aisl. *hóta* und gehört zu got. *hwōta*, *hwōtjan*.

2) vom Strande selbst,

Byron, *Don Juan* II, 106: The beach which lay before him, high and dry.

3) von Schiffen, die sich auf einer Sandbank, Untiefe etc. festgefahren haben,

Besant and Rice, *By Celia's Arbour,* Tauchnitz, I, 259: The next moment we touched; then a desperate struggle to pull her through the mud; then we stuck fast, and, like the water flowing out of a cup, the tide ran away from the mud bank, leaving us high and dry, fast prisoners for six hours.

II. Im übertragenen Sinne.

4) Aus der Bedeutung von 1a) entwickelt sich: gesichert, unversehrt, wohlbehalten,

Dickens, *Pickwick,* Tauchnitz, I, 400: And at three o'clock that afternoon, they all stood, high and dry, safe and sound, hale and hearty, upon the steps of the Blue Lion,

Dickens, *Martin Chuzzlewit,* Berlin, Asher 137: In two minutes more he had paid his bill, which amounted to a shilling; was lying at full length on a truss of straw, high and dry at the top of the van, with the tilt a little open in front for the convenience of talking to his new friend; and was moving along etc., obgleich man in diesem Falle *high and dry* auch im eigentlichen Sinne nehmen könnte; denn wenn er *at the top of the van* und unter dem *tilt* liegt, so befindet er sich trotz des Regens *high and dry.*

5) Aus der Bedeutung von 3) ergibt sich: in ungemütlicher Lage, auf dem Trockenen,

Dickens, *Martin Chuzzlewit,* 460: (My master) Turns his back on ev'ry thing as made his service a creditable one, and leaves me, high and dry, without a leg to stand upon.

III. Der oft gebrauchte Ausdruck gibt dann Veranlassung zur Bildung eines neuen *high and dry,* welches die Verstärkung des einfachen *high* ist,

6) so zum Spotte häufig von der *High Church,*

Besant and Rice, l. c., I, 57 f.: He was a Churchman high and dry, of a kind now nearly extinct,

ib. II, 295: M. Broughton, the jolly old parson of the high-and-dry Church type,

7) sodann auch statt jedes anderen *high* im Sinne von *extrem,*

ib. II, 295: Mr. Pontifex, the type of the old high-and-dry Calvinist,

Disraeli, *Lothair,* Tauchnitz, II, 256: I wonder what religious school the Duke of Brecon belongs to? Very high and dry, I should think,

8) selten zur Verstärkung des *high* im eigentlichen Sinne,

Dickens, *The Chimes* in *A Christmas Carol* etc., Tauchnitz, 141: A man ... may heap up facts on figures, facts on figures, facts on figures, mountains high and dry, and he can no more hope etc.

Berlin. H. Willert.

Zur Geschichte und Benennung der Zigeuner.

Im Anschluſs an die Ausführungen von L. Wiener, 'Geschichte des Wortes Zigeuner' (*Archiv* CIX, 280 f.), möchte ich mir erlauben, auf eine interessante, meines Wissens bis jetzt noch nicht beachtete Stelle aufmerksam zu machen in einem alten Reisewerk: *Petri Bellonii Cenomani ... Observationes tribus libris expressae. Carolus Clusius Atrebas e Gallicis Latinas faciebat et denuo recensebat.* Antwerpen 1605.[1]

Die erste Auflage des Itinerariums erschien 1590, die Reise des französischen Gelehrten selbst dauerte von 1546—49.

Überschrift und Inhalt des 51. Kap. des zweiten Buches lauten folgendermaſsen:

Errones illos quos vulgo Ægyptios appellamus, perinde in Ægypto inveniri atque in aliis regionibus.

Nullam regionem in universo orbe immunem esse existimo ab erronibus illis turmatim incedentibus, quos *falso nomine* Ægyptios et Bohemos appellamus: nam in Materea et Cairo, atque secundum Nilum, in plurimis Nili pagis magnas istorum turmas invenimus, sub Palmis desidentes, qui non minus *ab Ægyptiis,* quam a nobis *peregrini habentur.* Quoniam autem ex Wallachia aut Bulgaria oriundi, Christiani sunt, atque plurimas linguas callent. Itali eos Singani appellant. Istorum uxoribus (privilegio a Turcis impetrato) sese prostituere publice licet, cum Christianis, tum Turcis; sedesque habent in Pera, multis cubiculis instructas, quo quilibet libere ingredi potest, sine ullo Turcici magistratus metu; ubi continuo duodenæ ad minimum mulieres versantur. Hi errones per Græciam, Ægyptum et reliquum Turcarum dominium, *ferrariam artem exercent;* atque inter ipsos excellentes inveniuntur in ea re artifices. Ipsimet suos carbones excoquunt; et eos (ut intelleximus) qui ex ericæ sti(r)pitibus et radicibus parantur, ad eius modi opera omnium aptissimos esse censent; ferrum enim indurare creduntur.

Ein Irrtum oder gar eine Fälschung unseres Gewährsmannes ist, nach der genauen Beschreibung und den einzelnen Angaben zu schlieſsen, nicht anzunehmen. Nur noch einige kurze Bemerkungen! Bemerkenswert ist das falso nomine Ægyptii, wozu man weiter unten vergleiche: qui non minus ... Rätselhaft ist mir, worauf sich die Behauptung gründet, daſs die Zigeuner aus der Walachei und Bulgarien stammen, vielleicht, weil sie Schutzbriefe der Könige von Ungarn bei ihren Zügen in Europa vorzeigten, oder schloſs er es aus ihrer Sprache, über die er sich freilich leider nicht äuſsert? — Ihre ausgebreiteten Sprachkenntnisse werden auch sonst vielfach erwähnt. — Über die Prostitution vgl. Schwicker, *Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen,* Wien u. Teschen 1883, p. 28: Zigeuner-

[1] Erwähnt auch bei G. Meyer, *Neugriech. Studien* I, Sitzungsber. d. Wiener Akad. philos.-hist. Kl. CXXX, p. 39.

mädchen bevölkern zumeist auch die verrufenen Häuser, deren Inhaberinnen in der Regel ebenfalls dem braunen Volk angehören, und Paspati, *Ét. sur les Tchinghianés,* Cpel 1870, p. 23: Pour la plupart des Tch. ghiovendé (junge Mädchen, die als Tänzerinnen auftreten) et lubni, prostituée, sont synonymes, u. p. 426. — In mittelgriechischen vulgären Gedichten, wie dem 'Poulologos'[1] (Wagner, *Carmina Gr. medii aevii* 1874, p. 179), werden V. 13 χαλκίας, V. 27 χαλκωματᾶ als beleidigende Schimpfwörter gebraucht, was auf eine lange Anwesenheit der als Schmiede tätigen Zigeuner schliefsen läst. — Rätselhaft bleibt noch bei Ἀτσίγκανοι das α, wenn die von Wiener p. 295 gegebene Etymologie richtig ist; sollte vielleicht durch eine Art Volksetymologie doch Ἀθίγγανοι eingewirkt haben, mit dem es (trotz Miklosich[2] u. a.) etymologisch kaum identisch ist?[3]

München. W. Weyh.

Ein Landsmann Jasmins.

Der Verfasser des nachstehenden Gedichtes darf schon insofern eine merkwürdige Erscheinung genannt werden, als er, bald vierzigjährig, erst ganz neulich mit dem üblichen lyrischen Bändchen vor die Öffentlichkeit getreten ist. Er hatte bis jetzt nur hie und da einzelne Gedichte im Lokalblatt seines Wohnortes, Bilo-Nèbo-d'Agen (in offizieller Geographie: Villeneuve-sur-Lot, Lot-et-Garonne), und in der monatlichen Zeitschrift der languedocschen Feliber, der 'Escolo Moundino', drucken lassen. Sein Name ist Alban Vergne. Er

---

[1] Aus dem 14. Jahrh. nach Krumbacher, *Gesch. d. byz. Lit.*[2] p. 880.

[2] *Über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas* VI (Denkschr. d. Wiener Ak., phil.-hist. Kl., 26 [1877]), 55 f.

[3] Nachtrag. Vor kurzem erschien: M. J. De Goeje, *Mémoires d'histoire et de géographie orientales,* Nr. 3: *Mémoire sur les migrations des Tsiganes à travers l'Asie,* Leide 1903. Mit ausgebreiteter Belesenheit verfolgt der gelehrte Herausgeber der arabischen Geographen die Schicksale der Zigeuner seit ihren Auswanderungen aus Indien und weist nach, dafs schon im Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr. Zigeuner nach Syrien verpflanzt wurden, also vor den Toren des byzantinischen Reiches standen, und dafs, nachdem die an den Ufern des Tigris angesiedelten lästigen Zigeuner 834 nach langen Kämpfen besiegt waren (s. Th. Nöldecke, *Orientalische Skizzen,* B. 1892, p. 155), der gröfste Teil wieder an die Nordgrenze Syriens gebracht wurde. 855 griffen die Rum (Byzantiner) Aïnzarba an, das Zentrum dieser Zott-Ansiedelungen, bemächtigten sich der Zott und führten sie mit ihren Frauen, Kindern und Herden in die Gefangenschaft, in byzantinisches Gebiet. P. 73 f. bespricht Goeje die verschiedenen Etymologien von Tsigane und hält an der von Miklosich (a. a. O.) verteidigten Gleichstellung mit Ἀθίγγανοι fest. Freilich ist der Übergang von ϑ in τσ sehr schwer zu erklären. — P. 78 f. bespricht Goeje die neue Deutung Wieners (*Archiv* CIX 280 f.): La combinaison est ingenieuse, mais me semble manquer de solidité et ne pouvoir être soutenue en face de la dérivation proposée par Miklosich. — Das α liefse sich auch als sogenanntes prothetisches α erklären (s. A. Thumb, *Handbuch der neugriech. Volkssprache,* 1895, § 8, b; Hatzidakis, *Einleitung in die neugriech. Grammatik,* 1892, p. 325 ff.), ein Gedanke, den schon Koraïs, Ἄτακτα 4, p. 37 (bei Miklosich, a. a. O. p. 60, 61) ausgesprochen hat.

war früher Schullehrer und ist dann zu kaufmännischer Tätigkeit übergegangen.

Was wir heute von ihm geben, ist anscheinend des Poeten freies Eigentum und nicht irgend einem in seiner Heimat gangbaren oder auch nur bekannten Balladenstoff entlehnt. In J. F. Bladés, durch Sachkunde und Vollständigkeit ausgezeichneter, dreibändiger Sammlung volkstümlicher Dichtungen aus der Gascogne und dem Agenesischen ist keine Spur eines ähnlichen Themas zu entdecken.

Vergne schreibt in der Sprache Jasmins, der Mundart von Agen. Ihre wichtigsten Abweichungen von der Sprache Mistrals, Roumanilles und Aubanels, dem néo-provençal classique, das sich beinahe, aber nicht völlig, mit der Mundart des untersten Rhonetales deckt, sind die folgenden:

In den meisten Wörtern, aber nicht ausnahmlos, entsprechen

	in Agenesischer Mundart	in klassischem Neuprovenzalisch
1. Laute.		
Protonisches	*ai*	*ei*
iu, ìu		dem triphthong *iéu*
	iè	*ié*
en, em (mit geschl. *e*)		*èn, èm*
anlautendes *b* (*bilo*)		*v* (*vilo*)
inlautendes *lh* (*familho*)	stummem	*h* (*famiho*)
auslautendes *l* (*anèl*)		*u* (*anèu*)
id. *n* und *r* fallen weg (*cami, milhou*)		(*camin, meiour*)
ch und *j* werden wie im Französ. gespr.		
ch aus lat. *sc*	*couneche, pareche*	*counèisse, parèisse*
lat. *ct* wird *it*	*lèit* (*lacte*)	*la*
id. *c* vor *e* und *i* wird *ts*	*luts* (*lucem*)	*lus.*
2. Nominalflexionen.		
Alle Pluralformen haben finales *s*		
Pronom. der I. pers. sing.	*jou*	*iéu*
id. d. III. „ plur. (dativisch)	*li*	*iè.*
3. Verbalflexionen.		
Ind. präs. I. pers. sing.	auf *i*	*e*
„ perf. I. „ „	auf *èri*	*ère*
„ „ III. „ „	auf *èt*	*è*

Alle Partizipien der Vergangenheit (*-at, ut, it*) haben finales *t*, entgegen der bekannten Regel des klassischen Neuprov., das für die participia perf. das finale *t* des Altprovenzalischen abgeworfen hat.

Die languedocsche Abwandlung von *avé* und *èstre* und der Zeitwörter überhaupt ist im *Tresor dóu Felibrige* angegeben.

Das Gedichtchen, dessen Inhalt und Form zur beigesetzten deutschen (anonymen) Nachbildung angeregt haben, ist betitelt:

L'Anèl.

À la cando béurado
Ount méni moun troupèl,
À la cando béurado
Èi troubat un anèl.

Pèiro ni ciseluro
Nou n'en fan la bèutat,
Pèiro ni ciseluro,
Ni diamant encastat.

Tout l'or que lou coumposo
Nou peso gaire lourd,
Tout l'or que lou coumposo
N'a pas grando balour.

Mès un det de princesso,
Pèr i poudé passa,
Mès un det de princesso
A mancat lou cassa.

Lou rèi boulið pèr fenno
— Mès 'co i' es defendut —
Lou rèi boulið pèr fenno
La que l'abið perdut.

Mès soun or, sa courouno,
Que cresið tant presats,
Mès soun or, sa courouno
Soun estats refusats.

Car es moun adourado
Qu'abið perdut l'anèl
À la cando béurado
Ount méni moun troupèl.

Der Ring.

Als ich zur klaren Tränke
Mit meiner Herde ging,
Fand bei der klaren Tränke
Ich einstmals einen Ring.

Nicht feingeschnitt'ne Steine
Zieren, was dort ich fand,
Nicht feingeschnitt'ne Steine,
Noch strahlender Demant.

Mit Gold auch ist das Reiflein
Gar wenig nur beschwert,
Das Gold, am schmalen Reiflein,
Hat nur geringen Wert.

Doch einer Prinzessin Finger,
Der sich hindurch gezwängt,
Doch einer Prinzessin Finger
Hätte den Ring zersprengt.

Der König warb um die Schönste,
Doch sie verschloſs ihr Ohr,
Der König warb um die Schönste,
Die jenen Ring verlor.

Sein Gold, ja selbst die Krone,
Die allerhöchste Zier,
Sein Gold, ja seine Krone
Vermochten nichts bei ihr.

Denn Sie, mein Stern auf Erden,
Verlor ja dort den Ring,
Wo ich mit meiner Herde
Zur klaren Tränke ging.

R.-B.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

The Scottish historical review, being a new series of the Scottish antiquary established 1886. Glasgow, MacLehose, 1903. Quarterly half a crown net. Nr. 1, October 1903. 112 p.

Diese Vierteljahrsschrift will die Literaturgeschichte mitberücksichtigen, u. a. aus Hss. alte Denkmäler abdrucken und Untersuchungen anglistischer Philologie bringen; sie verdient also die Teilnahme auch der Neuphilologen. Gleich der erste Artikel geht diese an: W. Raleigh (*The lives of authors*) charakterisiert scharf und in reizendem Stil Englands Schriftstellerbiographen seit Walton, mit besonderer Liebe für Aubrey und Ant. a Wood, bis 1781. Porträts der drei Genannten sind beigegeben. A. H. Millar (*Scotland described for queen Magdalene*) behandelt das 1538 gedruckte Buch, welches Jehan Desmontiers, der vielleicht einst in des Herzogs von Albany Diensten gestanden hatte, wesentlich nach Hector Boece, doch mit eigener Lokalkenntnis Ende 1536 französisch schrieb, im Auftrage Jakobs V. für dessen Braut, die Tochter Franz' I. Ein Nachtrag des Buches berichtet den Tod der Königin 1537. — J. T. T. Brown hält *the influence of John Lyly*, als Einführer klassischer Stoffe und des Dramas, auf die englische Literatur, besonders Shakespeare, für stark überschätzt durch den neuesten Herausgeber Bond und weist Vorstufen zum Euphuismus nach. — J. Edwards sammelt *old oaths and interjections* wie *Dahet*, *Goddot*.

Der Geschichte im engeren Sinne dient Andr. Lang: *letter from William Stewart to the Regent*, 5 *Aug*. 1569. Der Schreiber, in Edinburgh Castle gefangen, will sich vom Anteil an der Verschwörung gegen das Leben Morays reinigen und erbittet dessen Verzeihung; — umsonst: er ward zehn Tage später verbrannt. — T. G. Law möchte *Lislebourg*, den Namen für Edinburgh im Französischen und Diplomatenstil etwa 1550 bis 1600, erklären aus Leith, welchen Hafen die Franzosen für Edinburghs Eingangstor hielten und, wenn sie ihn von der Hauptstadt trennen wollten, *Petit Leith* nannten. — W. L. Mathieson zeigt *Hill Burton in error* und bessert an dessen schottischer Geschichte, wohl der jetzt verbreitetsten, mehrere Stellen, die das 17. Jahrhundert betreffen. — Dem Historiker wird am bemerkenswertesten erscheinen der erstmalige Druck durch James Wilson von *an English letter of Gospatric*, mit Übersetzung und Anmerkungen, zu denen auf p. 105 (*Scotland and Cumbria*) der anonyme Herausgeber die daraus für anglo-schottische Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts auftauchenden Probleme weitblickend und kenntnisreich nachträgt. (Diese Urkunde steht hier oben S. 275.)

Den Archäologen gehen mehrere Beiträge an. Zunächst Jos. Anderson: *Treasure trove*. Der keltische Goldschmuck, etwa vom 1. bis 5. Jahr-

hundert, 1897 an der Küste Londonderrys gefunden und vom British Museum für 600 Pfund erworben, ward im Prozesse, der 3114 Pfund kostete, der Krone (kraft deren Rechts auf Schatzfund) zugesprochen und von Edward VII. dem Irischen Nationalmuseum zu Dublin geschenkt. — D. H. Fleming behandelt *a cross slab at St. Andrews*, um 900, und R. C. Graham das grofsartige Sammelwerk Allens *Early Christian monuments of Scotland* [bis 1100], 1902. Beiden Artikeln liegen kunstgeschichtlich beachtenswerte Bilder von Steinkreuzen bei.

Unter den Kritiken erläutert G. Neilson bemerkenswert den von Poole herausgegebenen *Index Britanniae scriptorum* von Bale und betrifft anderes *History of commerce*, *The first prayer book of Edward VI*, *Prince Charles Edward Stuart*, Porritts *House of Commons before* 1832, Schottlands Heraldik, Lokal- und Adelsgeschichte.

Den Beschlufs machen Notizen über neueste Ausgrabungen, u. a. der Reste eines 1588 bei Mull gesunkenen Schiffes der Armada.

Berlin. F. Liebermann.

Journal of comparative literature. New York, McClure, 1903. Quarterly 3 M. for Germany. No. 1—3, 296 p.

Modern philology, a quarterly journal devoted to research in modern languages and literatures. Chicago, University Press, und Leipzig, Harrassowitz. Subscription Doll. 3, foreign Doll. 3.50. No. 1, 216 p.

Glasgow, New York und Chicago erscheinen durch obige Zss. als neue Zentren für unsere Studien. Was auf unserem Gebiete gearbeitet wird, gewinnt hiermit neue Leser. Aber werden wir finanziell mitkommen, wenn nicht unsere Seminardotationen erhöht, unsere Universitätsbibliotheken systematischer nach der neusprachlichen Seite hin ausgestaltet werden?

New York pflegt mit Vorliebe die internationalen Literaturbeziehungen. Die Hauptaufsätze gelten: Molière in Italien, hugenottischem Denken in England, den Precieusen am Hofe Karls I., dem Roman 'Monk' in der franz. Literatur, den Briefen eines englischen Humanisten. Die Herausgeber Woodberry, Fletcher und besonders Spingarn haben solch kosmopolitisches Interesse bereits in ihren eigenen Büchern betätigt und verdienen bei ihren ernsten Bestrebungen ernste Unterstützung.

'Modern philology' rezensiert nicht. Gottlob. Es wird gegenwärtig eher zu viel rezensiert. Wenn eine Zs. ein Spezialgebiet hat, z. B. Schottland oder internationale Literaturbeziehungen, so hat sie die Pflicht, die Erscheinungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Aber wenn auf breitem Tische liegende Bücher halbdutzendfach besprochen werden, so ist es eine Kraftvergeudung, die zugleich den Verlegern das Aussenden von Rezensionsexemplaren verleidet. Chicago beschränkte sich daher mit Recht auf Originalforschungen. Im Eingangsartikel 'Chaucer and some of his friends' gibt Kittredge wichtige Funde über die Beziehungen von Deschamps und Clanvowe zu Chaucer. Flügel verfolgt die Ansichten deutscher Autoren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts über England. A. C. Brown weist walisische Einflüsse bei Layamon nach und schliefst daraus auf eine stärkere Teilnahme von Wales an der Entwickelung der Arthursage, als man bisher glaubte. Hempl säubert das ags. Runengedicht von Hickes' Zutaten. Dies scheinen mir die gelungensten Beiträge. Sie allein würden genügen, um uns auf die nächsten Hefte gespannt zu machen. Was an deutschen Universitäten als streng kritische Methode bezeichnet und angestrebt wird, weht uns aus Chicagos neuer Zs. besonders kräftig ent-entgegen. Mögen unsere Bibliotheken uns den friedlichen Wettbewerb mit den amerikanischen Kollegen in weitem Umfang ermöglichen! A. B.

Hermann Reich, Der Mimus. Ein literar-entwickelungsgeschichtlicher Versuch. I. Band, I. Teil: Theorie des Mimus. XIII, 413 S. I. Band, II. Teil: Entwickelungsgeschichte des Mimus. S. 414—900. Berlin, Weidmann, 1903.

Man entschliefst sich nicht leichten Herzens, über dies grofs angelegte Buch mit kühler Kritik zu urteilen. So viel leidenschaftliche Hingabe und so unermüdeter Riesenfleifs, so viel Findergläck und so tapfere Selbständigkeit — man bewundert das alles und hat einen ästhetisch-moralischen Genufs an der Persönlichkeit, die lebensvoll hinter diesem Werk steht. Fast träumerisch sieht man zu, wie auf schmalen Fundamenten sich ein ungeheures Gebäude in die Wolken erhebt; und man möchte nicht an die Mauern tasten, damit der Bau nicht zusammenstürzt. Wir fürchten, vieles wird doch stürzen. Wir fürchten, es wird so gehen wie oft gerade bei Werken dieses Typus: die Fülle der Anregungen und der Einzelergebnisse wird von der Wissenschaft mit lebendigem Dank aufgenommen, der Stein aber, den der Baumeister zum Eckstein gesetzt, wird verworfen werden.

Mit grenzenloser Aufmerksamkeit ist Reich allen Spuren des antiken Mimus gefolgt und darf sicherlich von dem hohen Wartturm, den er aus hundert und aberhundert Zeugnissen (zumal aus der patristischen Literatur) errichtet, auf die kümmerlichen Hügelchen seiner Vorgänger und zumal des von ihm wegen seiner Beschränktheit verabscheuten Grysar herabblicken. Was wufsten wir bisher vom Mimus? Nun wird uns ein breites Bild seiner Rolle in der volkstümlichen (S. 50 f.) und gelehrten (S. 231 f.) Theorie gegeben; seine Beziehungen zur theoretischen Psychologie (S. 296 f.; Theophrast S. 307) und zur Kulturgeschichte (S. 319 f.) werden geistvoll entwickelt. Wissenschaftlich noch bedeutungsvoller ist der Beweis, dafs die 'mimische Hypothese' (S. 417 f.) als selbständige dramatische Kunstform ihre eigene Bedeutung und Geschichte hat — in der Tat eine ungeahnte Erweiterung unserer Kenntnisse von der Weltgeschichte des Dramas. Nun zeigt Reich die ungeheure Verbreitung dieses 'biologischen Dramas' in der antiken Welt (S. 738. 791. 829. 849) und sucht Grundlinien einer Geschichte seiner Weltwanderungen (S. 679. 694 f.) zu ziehen. Da ist nun ein Ausgangspunkt, den man wieder gern als zuverlässige wissenschaftliche Eroberung ansehen wird: der türkische Karagöz (S. 616 f.). Hier sind in Technik und Kostüm so spezifische Übereinstimmungen vorhanden, die geographische Übermittelung ist durch Byzanz so gut gegeben, dafs wir das türkische Puppenspiel wohl als Nachkömmling des echten griechischen Mimus (und nicht etwa der antiken Komödie S. 686 f.) ansehen dürfen. Dann aber fliegt der Mimus nach Indien (S. 694 f.), beherrscht das ganze Mittelalter mit seinen Jongleuren (S. 807 f.) und Hofnarren (S. 820), wird im Mysterium (S. 854 f.) christlich und im Fastnachtsspiel (S. 853) bürgerlich; das Pastoraldrama (S. 883 f.) ist sein Kind und Shakespeare (S. 860) sein Erbe, und so ist er schliefslich (S. 896) 'Grundlage der dramatischen Weltliteratur, soweit sie nicht klassisch oder klassizistisch ist.'

Das ist ein bifschen viel. Der arme, lang verkannte Sohn wird plötzlich zum Erben einer Weltherrschaft eingesetzt; und dazu genügen schwerlich die Dokumente, die er vorweisen kann.

Als Grundzug des Mimus erklärt Reich selbst wiederholt 'die burleske Ethologie und Biologie, die Schöpfung und Darstellung realistisch-humoristischer Typen und Figuren, vermittels deren ein reales Bild des Lebens sich gestalten läfst' (S. 504). Von hier aus entwickelt sich die einigermafsen technisch gefestigte Kunstform der Hypothese (S. 563 f.), die doch immerhin vorzugsweise negative Eigenschaften zeigt: keine Einheiten (S. 567), keine durchgeführte metrische oder prosaische Form (S. 570),

Sie soll im wesentlichen durch Philistion (S. 523 f.) geschaffen sein, den Reich deshalb (S. 879) neben Shakespeare stellt. Wissen wir nun aber wirklich so genau, dafs Philistion etwa im Scholasticus, dem Gelehrt-Verkehrten, einen ganz neuen Typus 'schuf' (S. 866) — so genau, dafs wir den grofsen Briten (S. 880) als den Philistion der modernen Zeit zu betiteln veranlafst wären? Ist wirklich dieser Typus in dem gleichen Sinne eine geniale Neuschöpfung wie etwa (immer auf gegebenen Grundlagen) der des Hamlet oder Othello? Aber Reich geht so weit, dafs er eine alte, auf den Namen des berühmten Mimendichters gehende Anekdotensammlung, den an sich übrigens sehr interessanten 'Philogelos' (S. 454 f.), alles Ernstes für eine 'Schöpfung' des Philistion oder für eine Ableitung aus dessen Schöpfungen hält! Und so wären denn die uralten, geradezu unvermeidlichen Witze etwa (S. 461, 18) von dem früher noch nie gestorbenen Sklaven eine datierbare Erfindung und Typen wie Anzengrubers übergescheiter Dümmling Nachkommen des 'genial erfundenen' (S. 471) Scholasticus.

Dies ist aber typisch für den Verfasser. Überall wird bei den Griechen die Originalität überschätzt und bei allen anderen — heifsen sie auch Shakespeare — heruntergesetzt. Es liegt ein Fall jener neu erwachten hochmütigen Gräkomonomanie vor, die gewifs noch einmal durch die Entdeckung ungeahnter Abhängigkeiten bestraft werden wird. Hamurabi ante portas!

Mir fällt bei diesem so plötzlich zu welthistorischer Gröfse aufgewachsenen Philistion eine sehr lehrreiche literarische Legende aus dem Norden ein. Rudolf Keyser, ein verdienter, aber chauvinistischer norwegischer Philolog, hatte die 'ethische und nationale Überzeugung', die isländische Prosaliteratur müsse aus seiner Heimat stammen. Diese Hypothese fand aber keinen anderen Nagel als einen ganz beiläufig genannten norwegischen Dichter Thorgeir Afrådskoll, der in einiger Beziehung zu der Sagaliteratur stand — und so machte Keysers Leidenschaft aus dem bedeutungslosen Namen den Schöpfer einer grofsen Literatur, ein Genie ersten Ranges. Dann kam Grundtvig, und Thorgeir wurde wieder ein unwichtiger Name.

Ich will nicht behaupten, dafs es ganz so mit Philistion stehe. Aber was wir von ihm wissen, und was Reich behauptet, das scheint mir in einem kaum weniger bedenklichen Mifsverhältnis zu stehen. Was beweisen denn die typischen Lobsprüche? Philistion war eben 'der Mimus' geworden!

Und nun ein Gegenstück. Die Alten behaupteten gern, Platon habe den Mimographen Sophron nachgeahmt; hiergegen wendet sich der Verfasser (S. 405. 410, vgl. 888) mit Entrüstung. Ich finde aber, was er von Ähnlichkeiten zugibt, würde mehr als genügen, den Platon zum Plagiator Sophrons zu machen, wenn es zufällig eben nicht der göttliche Hellene wäre! Für Sokrates wird ja (S. 358) ein breiter Einflufs des Mimus zugegeben; aus lang nicht so weit reichenden Übereinstimmungen.

Die Sache liegt eben so, dafs Reich trotz aller Kautelen 'mimisch' (S. 391. 504) und volkstümlich fortwährend verwechselt. Sokrates spricht wie ein Mann aus dem Volk, und um humoristisch zu sein, mufs man (gegen S. 380) noch nicht 'volkstümlicher Etholog', d. h. Mimus sein. Volkstümliche Motive sind natürlich auch im Mimus vertreten; deshalb aber kann z. B. die Verkleidung von Männern in Frauen (S. 649) für Abhängigkeit von dem griechischen Volksdrama nicht das geringste beweisen, denn die Balderlegende oder Hamarsheimt sind vom Mimus so unberührt wie Halms 'Wildfeuer' oder Gerstäckers 'Geschundener Raubritter' (aus dem Reich ein Musterstück von parodistischem Mimus machen könnte). Jede Kinderstube und jeder Negerkral kennt dies Spiel, das schon die altjüdische Gesetzgebung mit schwerer Strafe bedroht! Oder

ein volkstümlicher Typus wie der des Fressers reicht nicht etwa 'von den Anfängen des Mimus' (S. 303 Anm.) bis in die spätere Zeit, sondern beginnt viel viel früher in der Schwankmythologie aller Völker: Pushan oder Thor sind von der mimischen Auffassung des Herakles unabhängig. Wenn nun gar etwa ein unentbehrliches Requisit wie die Kiste in den 'Lustigen Weibern von Windsor' (S. 570) in direkte Abhängigkeit zu der Regie der alten Griechen gebracht wird, so möchte man doch Platen zitieren:

> Und durch die Fenster stecken sie das Haupt:
> Du weifst, das tun die Nubier auch; es ist
> Durch Tradition vielleicht auf uns gekommen.

Reich selbst sieht ganz und gar den Mimen entsprechende Szenen bei Homer (S. 329 Anm. 542; Demodokus singt gerade vor den Phäaken, wei. Mimodie lukrativer ist als Rhapsodie ... S. 547) oder in der Bibel (S. 430l 576 Anm.). Mit vollstem Recht; aber er zieht nirgend die Folgerung: sehr viel in der Eigenart des 'Mimus' ist gemeinmenschlich, unvermeidlich, ist, mit Reich (S. 43) zu sprechen, ein Postulat der Vernunft. Aber im Lauf der Arbeit beseitigt er, um recht viel Abhängigkeit herzustellen, auch noch die weniger spezielleren Kennzeichen der griechischen Volkskomödie. So hebt er (S. 327) hervor, der Mimus habe es nicht mit einzelnen Personen zu tun, was doch durch alle seine Zeugnisse von politischen Anspielungen widerlegt wird — und er selbst sieht doch einen Mimus in der Verspottung Julius Cäsars beim Triumphzug (S. 195). Oder die Mischung von Prosa und Arien erscheint (S. 570 f.) als charakteristisch, die 'rezitativen Mimen' der Inder (S. 737 Anm.) aber sollen doch direkt davon abhängig sein, obwohl die Cantica zunächst dort fehlen.

Das πρῶτον ψεῦδος ist eben, wie mir scheint, die Überspannung der geographischen Idee. Es gilt augenblicklich nicht als wissenschaftlich, mehrere Ursprungszentra anzunehmen für afrikanische Bögen oder mittelalterlichen Minnesang, für einen Mythus oder einen Witz. Sicherlich ist früher die völkerpsychologische Methode überspannt worden; dafs alle ethnologischen, mythologischen, literarischen Phänomene notwendige Durchgangsstufen jeder nationalen Entwickelung seien, behaupten heute nur noch die Extremsten unter den Folkloristen — denen freilich in der Mythologie Reich mit seiner kritiklosen Bewunderung des vortrefflichen Mannhardt (S. 500) nahe steht! Aber dafs es sich auf der anderen Seite, wie es neuerdings (wieder aus Gründen der Hellenodulie!) von Kaerst (Die antike Idee der Oekunane S. 9) formuliert worden ist, bei 'allen wahrhaft bedeutenden und wirksamen geschichtlichen Entwickelungen um einen eigenartigen, einmaligen historischen Prozefs' handle, das ist doch wieder eine doktrinäre Behauptung, mit der wir der alten Theorie von den sukzessiven Schöpfungsakten bedenklich nahe kommen. War wirklich die Beseitigung erst der weltlichen, dann der geistlichen Herrschaft in Japan von analogen Vorgängen der europäischen Geschichte bedingt? Bedarf wirklich die so natürliche Entstehung des Mysteriums im Okzident einer Erklärung, die für die Perser doch versagt? Ich denke, es geht hier wie in der Epidemiologie: hier Koch und die reine Infektionstheorie, dort Pettenkofer und das Grundwasser — und über beiden vermutlich die Wahrheit!

Wenn aber jene gefährliche Theorie zu der natürlichen Lust jedes Entdeckers am restlosen Aufgehen seiner Hypothese hinzukommt, dann können wir uns nicht wundern, wenn er mit diesem Trank im Leibe Helenen bald in jedem Weibe sieht. Dann geht die Kunst, charakteristische Phänomene zu charakterisieren, die sich (S. 437 f.) am Ardalio so glänzend bewährt, verloren; dann ist der Triumph der einst gerade von den klassischen Philologen verspotteten Hinweise der Schererschen Poetik auf primitive Verhältnisse (S. 477 Anm.) umsonst. Der für die Hellenen selbst (S. 235) gänzlich verschiedene Ursprungszentra angibt, glaubt in der Weltliteratur

überall, wo volkstümlich geredet, gehandelt, gedacht wird, 'die griechische Traube im Wein zu schmecken.' Und deshalb wird die ausgezeichnete, für die verschiedensten Gebiete an Ergebnissen überreiche Arbeit durch ihre Methode vielleicht doch noch ein wichtiges allgemeines Ergebnis haben: das, vor einer jetzt herrschenden Lieblingsdoktrin eindringlich zu warnen.

Berlin. Richard M. Meyer.

J. J. Ammann, Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland. Wien und Leipzig, Kommissionsverlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn [1902]. II, 382 S. Lexikon-8. M. 15.

Dieses Buch ist aus 17 Jahresberichten des Staatsobergymnasiums zu Krumau in Böhmen zusammengesetzt, die von 1885—1901 reichen. Nach einer Einleitung, worin durch Gegenüberstellung ausgewählter Abschnitte die Chanson de Roland, Konrads Rolandslied und des Strickers Karl charakterisiert werden, führt der Verfasser in sorgfältiger Gliederung S. 27—64 die Zahlen sämtlicher Verse des Roll. und des Karl auf, 1. die bei gleichen Reimwörtern völlig übereinstimmen oder die voneinander abweichen, wenn auch nur in Lauten oder Flexionsformen (z. B. *soumâre — soumer, helet — helt*), 2. die verschiedene Reimwörter besitzen, wobei sogleich Erweiterungen und Kürzungen im Karl, die die enge Verbindung mit dem Roll. noch nicht lösen, angeschlossen werden. Eingefügt wird, um stilistisch abzurunden, um zu verdeutlichen, manchmal um neue Momente einzuflechten. Gern erweitert der Stricker am Anfang oder Ende von Abschnitten der Erzählung, wobei die Konradischen nicht immer eingehalten werden. Durch Zusammenziehen beschneidet er Aufzählungen, religiöse Partien, aber auch Gespräche und Detailschilderungen, was nicht durchweg zum Vorteil ausschlägt. Mangelhafte Reime, Wiederholungen, Hyperbeln, Unklarheiten bei Konrad geben für den Stricker gleichfalls zu Kürzungen Anlaſs. Nach diesen Gesichtspunkten sucht der Verfasser S. 65—94 das Fehlen jedes einzelnen Verses zu erklären. Den Schlachten widmet er auſserdem einen besonderen, eingeschobenen Abschnitt, in dem die Chanson herangezogen wird. Konrad gestaltet hier ziemlich frei, und was ihm miſsglückt ist, sucht der Stricker zu bessern, ohne dabei eine andere Quelle zu benutzen. Aus Eigenem schöpft er auch nach Ammann alle die Zutaten, die S. 95—126 in der Reihenfolge der Verse besprochen sind. Im Gegensatz zu den früher verzeichneten Erweiterungen will hier der Verfasser nur solche behandeln, denen ein neuer, eigener Gedanke des Strickers zugrunde liegt. Natürlich berühren sich aber beide Gruppen und decken sich die Anlässe zu den Einschüben beider Arten so ziemlich. 'Die gröſste Freiheit und Selbständigkeit zeigt Stricker in Kampfesszenen' (S. 96). Sie und die 'Paliganschlacht' werden denn auch wieder zusammenfassend durchgegangen, letztere auf Grundlage der Chanson. Ammann stöſst hier auf drei Stellen des Karl (1464—72 S. 97, 9967—77 S. 120 und 12139—44 S. 125), bei denen Benutzung einer anderen Quelle als des Roll. wahrscheinlich wird. Ihren Spuren geht er S. 127—283 nach und prüft dabei das Verhältnis des Karl zu den verwandten Darstellungen in der prosaischen Chronik von Weihenstephan und im Karlmeinet. Er sucht zu beweisen, daſs die Chronik eine Prosaauflösung des Karl, daneben aber in ihr direkt oder indirekt ein poetisches Leben Karls des Groſsen benutzt sei, das mehr als der Stricker bot und diesem zur Vervollständigung des Rolandsliedes diente. Bei diesen Auseinandersetzungen begegnen etliche unsichere Vermutungen, und während Ammann einerseits die von Dönges für jene erschlossene Quelle angesetzten Verse und Reime mit Recht zurückweist, findet er andererseits selbst Reimspuren in der Chronik, die ich für Täuschung halte (S. 138 ff.). Mir

scheint auch die S. 136 ausgehobene Stelle der Chronik gegenüber Strickers Karl 213 ff. nicht auf eine gemeinsame Quelle zu führen, sondern auf einem steigernden, vergröbernden Mifsverstehen des Karl durch die Chronik zu beruhen. Es läfst sich überhaupt mit ihr schlecht operieren, weil wir ihren Text und seine Geschichte leider immer noch nicht vollständig kennen. Unsicherheit lähmt auch die weiteren Erörterungen über die zweite Quelle des Strickers, die den Karlmeinet heranziehen, weil er nach Bartschs und Ammanns Meinung zur Wiederherstellung jener Quelle dienen kann. Nach Bartsch war sie eine etwas jüngere, ausführlichere Redaktion des Rolandsliedes, noch dem 12. Jahrhundert angehörig, die für den Karlmeinet in einer niederrheinischen Bearbeitung, gleichfalls noch des 12. Jahrhunderts, verwertet wurde. Die zweite Redaktion des Roll. ersetzt, wie wir sahen, unser Verfasser durch ein Leben Karls, was sich wegen des Charakters der Erweiterungen und Fortlassungen und wegen der Zuspitzung des Erzählten auf den Kaiser empfehlen würde; meint auch, dafs der niederrheinische Bearbeiter neben diesem Leben Karls noch Konrads Roll. vor sich gehabt habe; im übrigen aber nimmt er Bartschs Hypothesen an, wenn er auch gegen Einzelheiten hier und da gute Einwände erhebt. Mit Recht denkt er auch skeptischer als Bartsch über die Möglichkeit, unter den obwaltenden Verhältnissen den Wortlaut der angenommenen Redaktion oder des Lebens Karls wiederherzustellen, lehnt nur leider nicht ausdrücklich die Gültigkeit des Beweises ab, den Bartsch durch die Konstruktion altertümlicher und ungenauer Reime zu führen vermeint, hier und anderwärts. Hoffentlich ist jetzt jedermann überzeugt, dafs solche Reime sich überall bilden lassen, auch für Gedichte, bei denen von einer Grundlage des 12. Jahrhunderts keine Rede sein kann. Auch der Formelhaftigkeit gewisser Reime, Wendungen und Gedanken, die aus der Situation hervorgehen, hätte der Verfasser sich erinnern und in solchen Fällen nicht gleich auf eine gemeinsame Quelle schliefsen sollen. Z. B. scheint mir dieser Schlufs gewagt, wenn bei sonst ganz abweichendem Wortlaut im Karl Marsilies zu seinen Vasallen sendet, *daz si dar quæmen zehant*, und es nachher heifst *und quâmen, dâ er in beschiet*, dagegen im Karlm. *und zo eme dar quemen — so quamen zo eme de helde goett* (S. 167). Karl 1285 ff. neben Karlm. 428, 33 ff. sprechen die abweichenden Reime und Ausführungen gegen eine gemeinsame Quelle neben dem Roll., und dem gegenüber haben die übereinstimmenden, aber formelhaften Bindungen *getouft* : *verkouft* (*verkocht* : *gedocht*) und *erlôste* : *getrôste* (*ze troeste* : *erloeste*) bei obenein abweichenden Gedanken kein Gewicht. Ganz verfehlt sind die Darlegungen S. 154 ff., weil im Karlm. 399, 59 ff. weder von der Rhone die Rede ist — *der Grunde* = *diu Gerunde* die Garonne — noch von einer untergrabenen Stadt (*stat* = Stelle; vgl. 400, 40. 401, 25). So gilt mir denn — und im Vorwort spricht nachträglich auch der Verfasser weniger sicher — Bartschs zweite Quelle des Stricker und Karlmeinet noch nicht für ausgemacht. Was ich aber soeben streifte, das ist der Grundfehler der ganzen Untersuchung Ammanns: der Stricker bearbeitet das Rolandslied, um es zu modernisieren. Beginnt nun auch der Verfasser richtig mit der Vergleichung von Reim und Versbau, so kommt er doch über eine völlig äufserliche Aufzählung der Unterschiede nicht hinaus, behält die technischen Änderungen nicht im Auge, erschöpft ihre Folgen nicht und versäumt hier und anderwärts, Gleichartiges zusammenzufassen. Dadurch wären Wiederholungen vermieden und gröfsere Übersichtlichkeit erreicht worden. Was nützt es, wenn in dem Versregister S. 281—323 nachgewiesen wird, dafs, wo und wie jeder der 12206 Verse des Karl und der 9094 des Roll. taxiert worden ist? Klarer, fafslicher wird das Ergebnis dadurch nicht, und W. Grimm hatte schon recht, wenn er schrieb: 'Eine Vergleichung, die jede geringe Abweichung anmerken wollte, würde mehr verwirren als aufklären.'

Noch weiter geht die äufserliche Behandlung im zweiten Teil, wo der sprachliche Fortschritt in den hundert Jahren zwischen Konrad und dem Stricker an den Lauten und Formen und dem Satzbau vergleichend aufgewiesen werden soll. Das hat seine Bedenken wegen des verschiedenen Dialektes der Gedichte, die sich erst recht voneinander entfernen, wenn man, was Ammann tut, mit Bartsch die verkehrte Handschrift zugrunde legt. Böser noch ist, wenn Dinge miteinander verglichen werden, deren Gestaltung im Belieben der Herausgeber liegt. Z. B. *Paligân* : *Pâligan*, *wiltu* : *wiltû*, *sô* : *so*, *ôwê* : *owê* als Beispiele 'quantitativer Abschwächung', die aber mitunter den Krebsgang gegangen sein müfste. Neues für die Sprachentwickelung lernen wir selbst aus den brauchbaren Stücken dieses Abschnitts nicht.

Gern hätte ich dem Herrn Verfasser Günstigeres über eine Arbeit gesagt, an die er so viele Jahre und so viel unverdrossene Mühe gesetzt hat. Er hätte sie vielleicht auch noch anders geformt, wenn er nicht dazu verurteilt gewesen wäre, sie stückweise drucken zu lassen und mithin auf dem einmal eingeschlagenen Wege bleiben mufste. Inzwischen sind auch andere Interessen in ihm wach geworden, nicht zum Schaden: denn ich kann nicht umhin, zu gestehen, dafs er mir als Herausgeber und Förderer der Volksschauspiele des Böhmerwaldes lieber ist.

Berlin. Max Roediger.

Gustav Albert Andreas, Studies in the idyl in German literature. Publ. by authority of the board of Augustana college. Rock Island, Ill. Lutheran Augustana Book Concern 1902 (Augustana library publications N. 3). 96 S.

Auf eine flüchtige Durchsicht der idyllischen Dichtung im Altertum folgt eine unselbständige Skizze derselben im deutschen Mittelalter und endlich eine ausführlichere der Hirten- und Schäferdichtung seit Opitz. Das Buch gipfelt in einer Würdigung von Gefsner, Maler Müller und Vofs, an der doch höchstens die Beobachtung ungewollter Verse bei dem Schweizer Theokrit (S. 44) und die Vergleichung eben mit seinem griechischen Vorbild (S. 46, 54) Neues bringen. Dankenswert sind die beigegebenen biographischen Tabellen, selbst die erste, statistische, obwohl Vollständigkeit für Werke des 17. und 18. Jahrhunderts mit idyllischen Elementen natürlich nicht zu erreichen ist. — In der Schreibung von Eigennamen ('Meyer Helmbrecht' S. 15, 'Ehrich Schmidt' S. 29) und Büchertiteln (25; 49, 2; 62, 1) sind einige Flüchtigkeitsfehler nicht ausgemerzt. R. M. M.

Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin, E. Felber, 1901 (Literarhist. Forschungen herausg. von Schick und v. Waldberg, XX). XV, 338 S. 8. M. 5.

'Goethes Denkweise im Spiegel seines typischen Wortschatzes' schlägt der Verfasser selbst als Untertitel dieses ergebnisreichen Buches vor. Damit wäre in der Tat Ziel und Methode klarer angekündigt als mit der jetzigen, etwas unbestimmten Überschrift. Denn es handelt sich um den Nachweis, dafs Goethe einer Reihe alltäglicher Worte durch persönliche Umprägung höheren geistigen Inhalt verliehen hat, und dafs sich diese Worte, als lebendige Erzeugnisse seiner organischen Denkweise, zu einer Begriffskette und inneren Einheit zusammenschliefsen.

Bouckes Arbeit knüpft also an die wertvollen Untersuchungen R. M. Meyers (Archiv Bd. XCVI und G.-J. 14) und O. Pniowers (G.-J. 19) an, unterscheidet sich aber von ihnen nach Umfang und Verfahren. Nicht nur wird hier im grofsen und mit Berücksichtigung sämtlicher (?) nach-

weislich Goethischen Wortprägungen versucht, was dort in kleinerem Maſsstabe unternommen worden: es wird zum erstenmal eine der wichtigsten Beobachtungen für die Erkenntnis der sprachlichen Vorgänge, es wird die Grundtatsache des Bedeutungswandels für den Sprachgebrauch eines einzelnen Schriftstellers in Betracht gezogen und nutzbar gemacht.

Da jede sprachliche Schöpfung das Werk einer Persönlichkeit ist und auch der Wandel der Bedeutung stets von einer Persönlichkeit ausgeht — gleichviel, unter welchen Bedingungen dann das Sprachgut der Einzelseele in den allgemeinen Besitz übernommen werde —, bedarf weder die Wahl der Aufgabe noch die Wahl ihres Gegenstandes irgend der Begründung. Der wortgewaltigste deutsche Dichter, der 'nach der sprachlichen Seite hin selbst einen Thesaurus linguae bildet, der als Idealtypus der Gesamtsprache, als Urquell und Vollendung zugleich dienen kann', muſste der geeignetste sein — schon um der Fülle der Beispiele willen, schon weil sich aus seinen Werken, wie nicht annähernd bei irgend einem anderen Schriftsteller, ein 'Individualvokabular' zusammenstellen läſst, mehr aber noch, weil dies Individualvokabular zugleich den Reichtum und die Tiefe seiner Kultur spiegelt, weil es einen Mikrokosmos für sich bildet, von dem aus auf den Makrokosmos der Gesamtsprache als Spiegel der Gesamtkultur die berechtigtsten, belehrendsten, fruchtbarsten Schlüsse möglich sind.

Das Buch zerfällt, abgesehen von Einleitungen, Nachträgen, Register usw., in zwei Teile. Im ersten wird 'der individuelle Wortschatz' Goethes in drei Gruppen je um einen Zentralbegriff gesammelt und bis ins feinste gekennzeichnet; im zweiten der Verlauf des Bedeutungswechsels innerhalb solcher Sphären, seine Ursachen und besonderen Bedingungen theoretisch dargelegt. In beiden bewährt sich glänzend des Verfassers Sinn und Geschick für stilistische Forschungen, wie ihn denn Anlage und Studium gleicherweise zur Tätigkeit auf diesem zwischen Philologie und Ästhetik sich hinziehenden Arbeitsfelde berufen. Von dem Inhalt der einzelnen Abschnitte noch so gedrängten Bericht zu geben, ist unmöglich — und wohl auch überflüssig, da sich kein Mitstrebender die eingehende Beschäftigung mit den hier gelösten und — den hier aufgeworfenen Fragen kann ersparen wollen. Darum seien — um dem Buche genugzutun und allenfalls zu unversäumtem Gebrauche anzureizen — nur einige Vorzüge des neuen Verfahrens besonders hervorgehoben.

Boucke kommt nicht bloſs vermöge seiner weiter und höher gesteckten Ziele über die früheren Untersuchungen der Sprache Goethes hinaus, er berichtigt und ergänzt sie auch vielfach in dem, was sie allein im Auge hatten, in der eigentlichen Deutung der Worte. Denn erst durch die Vereinigung zu Wortkreisen und Wortketten ergibt sich die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des einzelnen Ausdrucks und damit sein genauer Vorstellungsinhalt an jeder gegebenen Stelle. Zum Beispiel läſst sich der Begriff 'Beschränkung, Einschränkung' auf fünf Entwicklungsstufen verfolgen. 1) In dem Aufsatze 'Nach Falconet und über Falconet' im Werther, im Clavigo hat er vorerst nur 'die Bedeutung eines Eingeengtseins, einer Fesselung durch kleine Verhältnisse, die Widerwärtigkeiten des Lebens', es liegt ihm 'noch die Hüttenromantik Werthers oder vielmehr, um die Urquelle nicht zu übergehen, Rousseaus zugrunde'. 2) Aber schon zwei Jahre später ist das Prinzip der Beschränkung in seinem ganzen Ernst und in seiner umfassenden Bedeutung ausgesprochen in einem Briefe an Frau von Stein vom 22. Juli 1776: 'Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen.' Weitere, etwas verschiedene Färbungen erhält dann der Begriffskreis, wenn 3), ungefähr von 1800 an, die Beschränkung — nicht

auf Personen, sondern auf Zustände bezogen — als 'Bedingung' d. h. 'bedingendes Hindernis' erscheint, oder wenn 4), ungefähr seit 1805, was vorher 'zu höheren Zwecken' lehrhaft gewendet wurde, nur mehr als typische Bezeichnung eines behaglich-kleinbürgerlichen Daseins verwertet wird. Die letzte Wandlung endlich 5) gehört der negativen Sphäre an, wo beschränkt = borniert, enggeistig, als Kennzeichen der Menge dem Streben des Dichters, sich weise zu beschränken, 'sich an den Grenzen der Menschheit zu resignieren', tadelnd entgegengestellt ist.

Solcher Art wird hier die Methode folgerichtiger Vergleichung — deren einzige Brauchbarkeit Ref. in Vorlesungen über 'Vergleichende Stilistik' schon vor längerem erprobt hat — wieder einmal überzeugend angewandt und empfohlen. Sie ermöglicht es zudem allein, stets die 'prägnante' Bedeutung zu scheiden von der Goethen natürlich ebenfalls geläufigen 'generellen'. Und ein Hauptverdienst Bouckes liegt nun darin, daſs er so klar scheidet, auch in Fällen, wo sich die 'individuelle' Schattierung nicht darbietet, wo sie nur eingeborener Empfindlichkeit für die leiseste Steigerung des Farbentons, nur einem sicheren Gefühl für valeurs, sich offenbart. Manchen möchte vielleicht bedünken, die Grenze des Erlaubten werde in der Deutung hie und da überschritten, so wenn Boucke den Lieblingsworten des Altersstiles 'unschätzbar', 'inkommensurabel' einen merkwürdigen, feierlichen Klang zuspricht. Aber man lese und lebe sich in diese Goethischen Vorstellungskreise nur erst völlig hinein und erwäge, daſs die Atmosphäre, die ein Wort umschwebt, begrifflich gefaſst, leicht gröblich gefaſst erscheint, weil sie vorher nicht erkannt, nur empfunden wird. Vortrefflich ist dies kaum Faſsbare gelegentlich in Beispielen dem Leser vermittelt — etwa an den Verwendungsweisen des vielgebrauchten 'leidenschaftlich'. Man füge, heiſst es S. 70, in Sätzen wie: 'Die Sorge für ihre Tochter gab genugsame Beschäftigung'; 'Wohlwollen lag seinem Charakter zugrunde'; 'Nichts konnte mich aus meiner Einsamkeit hervorrufen' — zu den Substantiven Sorge, Wohlwollen, Einsamkeit das Attribut 'leidenschaftlich', um den veränderten Charakter der Sätze und die Beseelung der Abstrakta zu empfinden. Läſst sich mit einfacheren Mitteln Belehrung und Anregung verbinden? Und immer wieder tritt der Verfasser zeitweilig zurück, um über dem einzelnen die Verhältnisse des Gesamtbildes nicht aus dem Auge zu verlieren, immer wieder klärt er von seinen Ergebnissen geistvolle Allgemeinbetrachtungen ab über den ganzen Stil Goethes, den er auf das glücklichste schildert 'als ein beständiges Auf- und Abwogen, ein Heben und Senken, Begrenzen und Erweitern, als einen Organismus, dessen Oberfläche in stetig atmender Bewegung scheint, weil eine innewohnende lebendige Kraft in immerwährendem Gestaltungsdrange sich die Ebenbilder ihrer Ideen formt und mit starker Hand nach auſsen treibt'.

Was das Buch im übrigen, besonders in den sieben Abschnitten des theoretischen Teils bietet, davon mögen wenigstens die Kapitelüberschriften Zeugnis geben. Eine beim ersten Lesen schwer zu bewältigende Fülle von weiterführenden Ideen verbreitet da Licht — nicht ohne zugleich Streiflichter nach allen Seiten zu werfen! — über den Bedeutungswandel und seine Ursachen; über die Rolle der Intensität, der sinnlichen Kraft, der Konkretisierung in diesem Vorgange; über typische Anschauungsweise und Sprachtheoretisches aus Goethes Werken und zum Schlusse über die Nachwirkung der Sprache Goethes im Wortschatz anderer Schriftsteller, zeitgenössischer und späterer, wie F. H. Jakobi, Novalis, Grillparzer, Hebbel usw. Es wäre des Ausschreibens kein Ende, sollte von all dem auch nur das Beste berührt werden, wie z. B. die feinen Beobachtungen an Euphemismus (197) und Vitalität (198), die Gegenüberstellung der sprachschöpferischen Art eines Goethe und Jean Paul unter dem landwirtschaftlichen Bilde der intensiven und extensiven Beurbarung; die

Charakteristik des sogenannten poetischen Wortvorrats mit seiner 'Scheinprägnanz' (219 f.) u. ä. m. Nicht verschwiegen bleiben darf aber eine Forderung des Verfassers von grundsätzlicher Wichtigkeit, die sein Buch an sich schon erhebt, sofern es uns Goethe, Blatt für Blatt, aufs neue enthüllt als einen Geist, der aus dem Zentrum seine Radien nach der Peripherie schiefst, als ein 'Talent, das sich (nach eigenem Bekenntnis) nicht stufenweise entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht'. Es ist die Forderung, Goethes Leben und Schaffen nicht stets in Epochen zu gliedern, vielmehr, weil die Gesetze des Wachstums auch den Gang der Analyse bestimmen, den Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt, einmal anders abzuteilen: in Segmenten, die alle aus dem Zentrum hervorwachsen.

Und nun zum Schlufs, nach gebührend und gern gespendetem Preise, nur eine Ausstellung — eine Bitte! Die Bitte, es möge für die zu erwartende zweite Auflage ein Buch, das Stilfragen so verständnisvoll erörtert, auch selbst stilistisch tadellos eingekleidet werden. Wie gut der Verfasser zu schreiben versteht, wo er sich gut zu schreiben die Mufse vergönnt, erweisen die Anführungen oben. Aber sollte man nicht, was man kann, immer können wollen? Und der gediegene, mit dem Dichter zu sprechen, tüchtig-regsame Inhalt verdiente eine gleichmäfsig durchgebildete, von unnütz belastenden Fremdwörtern, unklaren Sätzen, schiefen Bildern gereinigte Form, verdiente sie schon deshalb, weil diese Geschichte der Goethischen Worte, die wirklich eine Lebensgeschichte im kleinen ist, auch aufserhalb des Ringes der Fachgenossen sich Freunde erwerben und so im engeren und im weiteren die Erziehung an Goethe und zu Goethe hinan könnte fördern helfen.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Miefsner, Wilhelm: Tiecks Lyrik. Berlin, Felber, 1902. X, 106 S. (Literarhist. Forschungen, hrsg. von Schick und von Waldberg, XXIV.)

'Die drei Hohepriester der Romantiker waren Tieck, der Dichter, Fr. Schlegel, der Theoretiker, und Schleiermacher, der Prediger' (Ziegler, *Geist. u. soz. Strömungen des 19. Jahrh.*, Berlin 1899, S. 36), und mit dem Dichter beschäftigt sich Miefsner in der vorliegenden Arbeit, und zwar soll seine Untersuchung zeigen, 'wie weit das Hervorheben der formalen Seite bei Tieck den Inhalt beeinträchtigt' (S. IX). Zu diesem Zwecke behandelt der Verfasser in einem ersten Paragraphen die Motive der Lyrik Tiecks (T.s Lyrik innerhalb seiner Dichtung — Lovellton — Natur — Gedichte über die Kunst — Scherzgedichte) und in einem zweiten die dichterischen Ausdrucksmittel (T. als Phantasiedichter — Metaphern — Licht und Farben — Klangwirkungen). Referent möchte bezweifeln, ob das eine richtige Gliederung ist; die chronologische hätte den Vorteil gehabt, auch für den Lyriker T. ähnliche 'Manieren' zu unterscheiden, wie es Heine (Romantische Schule) für den Novellisten T. so prächtig getan hat. Vielleicht hätte die Analyse einzelner typischer Dichtungen T.s ein klares Bild des Poeten gegeben, das Zerrissene der Darstellung Miefsners wäre sicher vermieden worden. Sowohl das kurze Programm des grofsen Romantikers: Mondbeglänzte Zaubernacht ... (Aufzug der Romanze) als besonders das Eingehende im 'Neuen Herkules am Scheidewege' unter dem Titel 'Der Autor' (Schriften XIII, 267):

Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt,
So gedenk' der braven alten Welt ...

sind eine bessere Einführung in die lyrische Welt Tiecks als die verzettelten Bemerkungen Miefsners. Professor Witkowsky in Leipzig bereitet eine Volksausgabe von Tieck vor; was wird er von der Lyrik bringen?

Bei der Lovellstimmung, die entschieden gut charakterisiert ist, vermifst man den Hinweis darauf, dafs T., als er das Buch schrieb, von dieser Stimmung vollständig frei war (Brief an Solger. Nachgelassene Schr. I, 342).

T.s Dichtung schillert in den verschiedensten Farben, seine geistige Physiognomie scheint zuweilen proteusartig zu wechseln. Mieſsner hat alle Elemente von T.s Kunst gestreift, ein scharf umrissenes Bild des Sängers, der 'trunken war von lyrischer Lust' (Heine), ist leider nicht daraus geworden. Das Verhältnis zwischen T. und dem Schiboleth der Romantiker, dem Philosophen Jakob Böhme, hat Mieſsner trefflich klargelegt, weniger hat er den gewaltigen Gegensatz zwischen T. und Nicolai beachtet, den Kampf der Phantasie und des Gemüts gegen die ausschliefsliche Anwendung des Verstandes in allen Lebenslagen.

'Wie der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuſse die Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verliert; er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt' (Heine). Mieſsners Kapitel über T.s Stellung zur Natur zeigt das recht anschaulich. Bei T. sind wir bald im ewigen Mai, ein Trillieren von Millionen Vögelein, ein ewiges Duften der holdesten Blümlein, dafs man in der Tat ganz zergeht in einem holdseligen, unbeschreiblichen Gefühl. Bald steigen seine Lieder flüsternd aus der Nacht uralter Wälder — er hat das Wort 'Waldeinsamkeit' geprägt —, bald wehen sie über Heiden und Klüften, bald rauschen sie um den düsteren, schilfbewachsenen Bergsee. Sie belauschen:

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne (Frühling und Leben)

und trotzdem bleibt das Ganze nur eine schemenhafte Mondscheinromantik mit all dem schauerlichen, bizarren und dämmerigen Spuk, weil 'die Überhäufung der Belebung der toten Auſsenwelt oft genug gezwungen ist, weil sie gesucht ist' (S. 36):

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrückt. (An Novalis.)

Leider vermögen wir dem Poeten nicht immer in diese gestaltlose mystische Unendlichkeit zu folgen.

Durchweg gut ist der zweite Teil der Arbeit, 'Ausdrucksmittel', geraten. 'Seit meiner frühesten Jugend ist dies eines meiner gröſsten Leiden, dafs ich nur selten meinen Launen gebieten kann, in Träumen, Plänen und oft unfruchtbaren Studien lebe und dann plötzlich wie im Sturm arbeite,' schrieb T. an Fr. v. Raumer (Lebenserinnerungen u. Briefwechsel II, 77 ff.). In bewuſster und berechtigter Reaktion gegen den Rationalismus verfiel T. in das andere Extrem und feierte wahre Orgien der Phantasie:

Alte Märchen weiſs er, schöne;
Er ist selber wie gewoben
Aus den reinsten Phantasien,
Von dem Lichte ausgeboren. (Aufzug der Romanze.)

Mieſsner hat recht verständig dargelegt, wie sich die Flamme der Poesie bei T. niemals vom Rauch der Unklarheit gereinigt hat. Aus diesem Kardinalübel, an dem die T.sche Muse krankt, resultieren alle übrigen. Die Konkretisierung des abstrakten Gedankens ist im letzten Grunde die Quintessenz des ganzen künstlerischen Schaffens, die symbolisierende Metapher ist die Kunst im Kleinen. Klarheit, Richtigkeit und Bestimmtheit sind die Forderungen, die die echte Metapher erfüllen muſs. Nun ist kein Poet bilderreicher als T., aber seine Metaphern sind oft so extravagant wie seine Phantasie (Grüner Blitz!). 'Das Herz fordert ein Bild

von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese (T.s) Poesie gibt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit' (Körner an Schiller in einem Briefe vom 19. 12. 1801).

Interessant ist auch das Kapitel 'Klangwirkungen'. Wir sprechen gar oft von musikalischen Versen — ganz England ist des Lobes voll über die wunderbaren harmonisch-musikalischen Verse Swinburnes —, unser Ohr ist für den Wohlklang ebenso empfänglich; den Spielereien der Romantiker stehen wir aber ziemlich gleichgültig gegenüber, denn 'wir hören nicht alle dasselbe, und eine andere Stimme kann leicht eine andere Wirkung hervorbringen' (S. 90).

Das S. 95 als Beispiel eines Wortspiels angeführte 'Liebe muſs aus dem luft'gen Duft sich lenken etc.' ist eher als Typus der Alliteration zu fassen. — Das Echo, das von Mieſsner kaum erwähnt wird, wirkt manchmal ganz eigentümlich, so im Aufzug der Romanze:

> Hör', Echo du, im Tale drunten — unten,
> Baumzweige über meinem Haupte droben — oben! etc.

Klangwirkungen der grausigsten Art wirken auf unsere Nerven in den 'Zeichen im Walde', einem Gedicht, das einer eingehenden Besprechung würdig gewesen wäre. Haften ihm ja alle Mängel und Vorzüge T.schen Geistes in einer Weise an, daſs man es geradezu als Typus seiner lyrischen Schöpfungen bezeichnen kann.

So übertrieben die Romantiker à la Tieck Klangwirkungen schätzten, sie sind gewiſs ein mächtiger Faktor der poetischen Wirkung. Klang und Rhythmus machen das Gehör willig und lenken es leichter auf das innere Sinnbild hin. Das scheint mir auch einer der vielen Berührungspunkte zu sein, welche Romantik und Moderne verknüpfen. Verschiedenfach hat M. auf solche Beziehungen hingewiesen, gern hätten wir darüber ein zusammenfassendes Kapitel gesehen. Die Romantik war fin de siècle entstanden, das Revolutionäre und ganz Subjektive war ihr Prinzip, ebenso wie bei den Modernen. — Ludwig Thoma zaubert wirklich die Seele der Landschaft auf die Leinwand, T. hatte im 'Sternbald' zuerst davon geträumt. 'Die Romantik ist auch heute noch mitten unter uns, und Romantiker ist jeder, der wie Nietzsche den einzelnen und sein geniales Ich auf den Thron setzt oder wie Friedrich Wilhelm IV. das Mittelalter wieder in die moderne Welt einführen will oder wie Richard Wagner alle Künste, wie Nietzsche Kunst und Wissenschaft, wie Ludwig II. von Bayern Kunst und Leben in einem Ozean zusammenflieſsen und sie alle in wildem Wirbel durcheinander taumeln läſst' (Ziegler, S. 55). Helle, Luft und Licht, das ist es, was wir am meisten nötig haben; denn verhängnisvoll liegt uns der Hang zur Mystik im Blute — wie hat T. darunter gelitten? —, und von allen Wegweisern, die uns die Vergangenheit unserer Rasse und unseres Volkstums gibt, folgen wir diesem am liebsten und meistens zu unserem Schaden.

München. M. Oeftering.

Erich Petzet, Platens dramatischer Nachlaſs. Aus den Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek hrsg. Berlin, B. Behr, 1902. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., hrsg. von A. Sauer, Nr. 124.) XCVII, 193 S.

Zweck und Wert der mustergültigen Veröffentlichung seien mit des Herausgebers eigenen Worten gekennzeichnet: 'Wir erhalten in dem dramatischen Nachlaſs, der vom Jahre 1806 bis 1832 reicht, neue und charakteristische Einblicke in das gesamte Werden und Wachsen des Dramatikers, der nach dem bekannten Ausspruch Goethes "der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben": von den kindlichen Märchenstücken der Knabenzeit anfangend, über das tönende Jambenpathos nach dem

Muster Schillers und der französischen Klassiker hinweg zur Schicksalstragödie mit ihren spanischen Trochäen, von da aus zur Nachahmung Calderons und der beweglichen Freiheit der Romantiker, dann aber wieder, im polemischen Gegensatze dazu, unter der nie ganz verlorenen Einwirkung Goethes zu der erhabenen Formenstrenge der Antike, an deren abgeklärten Schönheitsidealen sein rastlos ringendes Streben schlieſslich den festen Richtpunkt findet.' Somit werden diese dramatischen Plateniana zusammen mit den epischen, die bereits für den Druck in Vorbereitung sind, eine Ergänzung bilden zu der unverkürzten Ausgabe der Tagebücher von Laubmann und Scheffler und der von Scheffler in Aussicht gestellten Sammlung sämtlicher Briefe von und an Platen.

Der vorliegende dramatische Nachlaſs umfaſst zwölf Nummern: Szenarien, Entwürfe, kürzere und längere Bruchstücke und das völlig abgeschlossene Drama in Trochäen 'Die Tochter Kadmus'. Petzet eröffnet seine Einleitung durch eine sehr dankenswerte Übersicht der dramatischen Dichtungen Platens insgesamt, ordnet dann den Stoff entwickelungsgeschichtlich in vier Gruppen und behandelt innerhalb der Abschnitte das Kleinste wie das Beträchtlichste mit der gleichen, keine Mühe scheuenden, kenntnisreichen Liebe und Sorgfalt. In jedem Falle stehen ihm die geeigneten Mittel wissenschaftlicher Analyse zu Gebote, werden Anlehnungen und Berührungen mit Hilfe der vergleichenden Methode sicher erkannt, bleibt der Bezug auf das ganze Lebenswerk vor allem maſsgebend und das Urteil bestimmend. Wer freilich Goethes Vorurteil für den Dramatiker Platen aus derselben Quelle herleitet wie sein Vorurteil gegen den Dramatiker Kleist, dürfte dies und jenes zu günstig eingeschätzt finden und nicht immer zustimmen, wenn das bloſs Gewollte bereitwillig als ein nur durch innere Kämpfe, Lebensumstände u. dgl. Verhindertes bewertet wird, wenn der Herausgeber z. B. in dem knappen Entwurfe der Iphigenie in Aulis (S. LXXX) 'das Ideal der Einfachheit bei gröſstem innerem Reichtum ... der intensivsten Verinnerlichung bei spannender und organischer Handlung' erreicht sieht, 'soweit es nur je einem der Gröſsten erreichbar war'. Aber solche gelegentliche Vorliebe entspringt ja nur aus Liebe zum Gegenstand und bringt also, wo doch dem Leser alles Erforderliche zu eigener Beurteilung vorgelegt wird, in die verdienstlichen Ausführungen keinen falschen, nur einen persönlich liebenswürdigen Ton. Daſs unter den vielen bloſs mittelbar wertvollen Funden dieses Ausgrabungsfeldes den opferwilligen Bearbeiter zuweilen auch ein künstlerisch schätzbares Bruchstückchen erfreut und belohnt hat, erweise die Stelle aus dem Lustspiel 'Gevatter Tod':

> Leidet Gott, so hat er wohl
> In einer Schmerzenslaune diese Welt erdacht
> Und diesen groſsen Sternenhimmel ausgestreut
> Wie sprühende Funken seines Zorns.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Tardel, Hermann: Studien zur Lyrik Chamissos. Bremen 1902. 64 S.

Mit Chamisso, dem oft wie der Sturmwind wütenden, oft wehmütig ernsten und dann wieder wie Äolsharfen hinschmelzenden Dichter, beschäftigt sich das vorliegende Büchlein, dessen Verfasser den Quellen und Wandlungen der Stoffe eingehend nachspürt. Er hat neun Gruppen von Gedichten herausgegriffen und mit knappen Worten die Geschichte jedes einzelnen Gedichtes geschrieben. Diese historische Betrachtungsart ist äuſserst interessant, sie eröffnet uns einen Blick in die Rüstkammer des Poeten; nur müssen wir uns dabei immer Goethes Wort vor Augen halten, daſs wir 'nicht allein den Stoff von auſsen empfangen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht

vollendete Form uns angehört'. Schon Tardels im wesentlichen historische Aneinanderreihung der Stoffe zu der 'objektiven' Lyrik Chamissos läfst deutlich erkennen, dafs der Dichter recht oft eine Umformung nach künstlerischen Prinzipien vermissen läfst, dafs 'das freie Schalten und Walten mit einem Stoffe ihm nicht jederzeit zu Gebote stand' (S. 6).

Ein wahres Lied, das alle Herzen rührt, entsteht in dem Augenblick, wo der Dichter, wundersam vom Selbsterlebten ergriffen, seinen Empfindungen im Gedichte Luft macht, und da dieser eigentlichen, subjektiven Lyrik in der Anlage des Büchleins kein Platz zugewiesen wurde, so fehlen in den 'Studien' gerade Chamissos schönste Gedichte (Das Schlofs Boncourt, Die Löwenbraut etc.). Dem so viel gerühmten Salas y Gomez hätte aber doch wohl ein Plätzchen eingeräumt werden dürfen, nimmt es doch den ersten Rang unter der mehr objektiven Lyrik Chamissos ein. S. 7 meint Tardel, dafs die schon von Walzel (Einleitung p. 12 Anmerkung) bemerkte stoffliche Gemeinschaft des 'Waldmann' mit Paul Bourgets Roman 'Le Disciple' nicht aufgeklärt sei. Hier ist seine Neugier wenig angebracht. Mir erschien von vornherein ein Zusammenhang irgendwelcher Art sehr fraglich zu sein, und ein Brief des Herrn Paul Bourget, der in meinem Besitz ist, verneint dies rundweg. — Das von Tardel beim 'Riesenspielzeug' (S. 8 Note 1) erwähnte Gedicht von Fr. Güll findet sich in 'Kinderheimat in Liedern', Volksausgabe, Gütersloh 1875, S. 22, und trägt den genauen Titel 'Vom Bauern und Riesentöchterlein'. Es ist offenbar nach Chamissos Vorlage gedichtet; der Anfang ist recht neckisch, und der Schlufs enthält dieselbe Belehrung des Vaters an die Tochter:

Und wär', mein liebes Töchterlein,
Zum Spiel der Bauer blofs,
Du würdest nicht gewachsen sein
Wie ich, so stark und grofs.

Vgl. dazu auch Ferd. Lepckes Statuette 'Das Riesenspielzeug' und A. Hengelers Gemälde in der Mappe der photogr. Gesellschaft.

Die Gruppe der Napoleongedichte, die Chamissos Stellung zu dem Imperator veranschaulichen, läfst sich inhaltlich mit den vier Schlufsversen des 'Neuen Diogenes' resümieren, wo aus dem Munde eines biederen Steinmetzmeisters dem Gewaltigen die Worte entgegentönen:

Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Lafs mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren.

Zu der dort angegebenen Napoleonliteratur wäre vor allem noch nachzutragen: Holzhausen, Paul: Heine und Napoleon (Frankfurt a. M. 1903) und desselben Verfassers Arbeit: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung (1902). Und ganz besonders: Gaehtgens zu Ysentorff: Napoleon I. im deutschen Drama (Frankfurt a. M. 1903) und B. Shaw: Der Schlachtenlenker (*Neue deutsche Rundschau* 1903, Juli, S. 737—769).

Bei den Korsikagedichten wäre ein Eingehen auf die vielfachen Berührungspunkte zwischen Chamisso und C. F. Meyer angezeigt gewesen. Es ist immerhin interessant, wie hier der geborene Franzose, den die grofse Revolution aus dem Lande getrieben und zum Dichter in der Adoptivsprache gemacht hatte, mit dem grofsen Schweizer Poeten zusammentrifft, der durch die Wucht der Ereignisse von 1870 aus einem Dichter in deutscher Sprache zu einem deutschen Dichter geworden ist. Neues bringt vielleicht ein Vortrag Kuttners, gehalten in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen (11. Nov. 1902), der im *Archiv* erscheinen soll.

Erwähnung verdient bei der Ahasver-Lyrik auch der sehr ergötzliche Ahasver von Baumbach (Lieder eines fahrenden Gesellen).

Der Kronprinz von Preufsen schrieb einmal an Chamisso: 'Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgendeiner es dem Besten gleich oder darüber hinaus getan in der Sprache.' Schade, dafs in dem Rahmen der kleinen Arbeit Tardels diese Frage keine Beantwortung finden konnte. Wir wären darauf doch recht gespannt gewesen, ebenso auf die Analyse des Adagio tiefsinniger Trauer, das Chamissos Lieder durchzittert, und dann wieder auf das Allegro seines grotesken Humors.

München. M. Oeftering.

Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik dargestellt von Franz Schultz. (Palaestra XII.) Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung. Mit einem Briefanhang. Berlin, Mayer u. Müller, 1902. X, 248 S. 8.

Von der Parteien Gunst und Hafs verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Dies 'geflügelte Wort' Schillers wird auf zahlreiche Gröfsen der Geisteswelt und Geschichte bezogen: Görres gehört zu denjenigen, auf die das Dichterwort im vollsten Mafse zutrifft. In seinen Jünglingsjahren Revolutionär und Republikaner, im reifen Mannesalter feuriger Vorkämpfer für Deutschlands Wiedergeburt und Einheit, in späteren Jahren entschiedener Parteigänger der katholischen Kirche, wird er naturgemäfs im zweiten Abschnitt seines Lebens, wo er aufser dröhnenden Weckrufen auf politischem Gebiete dem Gesamtvolke noch durch wissenschaftliche Forschungen zu nützen und zu dienen beflissen war, der stärksten Anerkennung teilhaftig, während man bei seiner Frühzeit über manches hinwegzusehen oder mit jugendlicher Unreife nach Möglichkeit zu entschuldigen, wo man unmöglich beistimmen kann, gezwungen ist. Seine letzte Phase hat ihn zwar einem grofsen Teil seines Volkes entfremdet, ihm aber im katholischen Lager die Geltung eines überirdischen Schutzgeistes für Wissenschaft und Kunst eingebracht, wovon die 1876 begründete Görres-Gesellschaft Zeugnis ablegt.

Damit ist ein bedeutender Einflufs dieses Feuergeistes auf Gegenwart und Zukunft gesichert, und es ist kein unfruchtbares Beginnen, sich in das eigenartige Wesen dieser kraftvollen, lebendig fortwirkenden Persönlichkeit zu vertiefen, deren innerer Entwickelungsgang noch immer soviel Seltsames und Rätselhaftes bietet. Schultz ist nun in diese geheimen Gründe so tief eingedrungen wie schwerlich ein anderer vor ihm. Er hat sich vielleicht nur zu sehr in alle kleinen Einzelheiten hineingedacht, so dafs er, wenn die von ihm angekündigte 'erschöpfende moderne Biographie grofsen Stils' Wahrheit werden soll, vielen Ballast wird über Bord werfen müssen. Auch damit bricht er vielleicht einer Arbeit 'grofsen Stils' im vorhinein die Krone weg, dafs man bei genauerer Einsicht in das Wesen eines Mannes wie Görres doch zu sehr der Schwankungen, Unklarheiten, Unzulänglichkeiten innewird. Wenn man, mit allen Kenntnissen der Jetztzeit ausgerüstet, an Görres, wie Schultz es tut, beständig den strengen Mafsstab heutiger Wissenschaftlichkeit anlegt, so werden die Leistungen und bleibenden Ergebnisse seiner ganzen Lebensarbeit auf ein Mindestmafs hinuntergebracht — und so sehr man die Gewissenhaftigkeit, Unvoreingenommenheit und Wahrheitsliebe des Verfassers gegenüber seinem Erwählten rühmen mufs — wenn in der Tat so wenig Wertvolles und Bleibendes in Görres' literarhistorischer Tätigkeit gefunden werden kann,

verdiente dann diese Tätigkeit eine so umfangreiche, jeder Einzelheit nachspürende Behandlung? Wenn S. 135 'geringe wissenschaftliche Fruchtbarkeit', S. 159 'wissenschaftliche Unreife', S. 162 'Unfruchtbarkeit als literarhistorische Forschung' auf Görres angewandt wird, wenn es S. 160 von ihm heifst: 'so mengt Görres' alle möglichen Dinge 'zu einem unklärbaren, gärenden Sud zusammen', oder S. 161 'so schwankt er vom Falschen zum Wahren tastend hin und her', S. 191 'aus dem persischen Metrum ist Görres nie klug geworden', 'Görres war eine unrhythmische Natur', wenn S. 164 von seinen 'phantastischen Schlüssen', S. 165 von seinen 'Fabeleien' die Rede geht und gar S. 177 von 'Fabeleien', die 'so verstiegen und widerspruchsvoll wie haltlos und erzwungen' sind: so hätte Schultz es begreiflich machen müssen, woher ein so schlecht angelegter Kopf die Verwegenheit nahm, nicht nur über die Tagesbegebenheiten zu reden, sondern auch ohne die geringsten Vorkenntnisse fast in alle Geistesgebiete, historisch-philosophisch-religiöse wie naturwissenschaftlich-medizinische, hineinzupfuschen. Zwar die meisten strengen Urteile von Franz Schultz ergehen lediglich über seine Sagen- und Mythenforschung; aber ebenso streng mufs man über die Volksbücher und vielleicht noch strenger über die Volks- und Meisterlieder urteilen. Nur auf Grund einiger Heidelberger Handschriften, deren mangelhafte Beschaffenheit auch damals einem geschulten Blick ohne weiteres einleuchten mufste, ohne jede Rücksicht auf gedruckte Sammlungen, deren auch damals manche bei nur einiger Umschau mit leichter Mühe zu finden waren, nach Erscheinen des Wunderhorns eine derartige Sammlung zu veröffentlichen, dazu gehört ein wahrhaft kindliches Verkennen.

Schultz führt S. 150 bis 152 mehrere Beispiele vor, in denen Görres die Lesarten der Handschrift verschlimmbessert hat; ebenso schlimme Fälle lassen sich anführen, in denen er handgreiflichen Unsinn seiner Vorlage belassen hat, obschon gerade kein aufserordentlicher Verstand, noch besondere Schulung dazu nötig war, das Richtige zu treffen — wenn schon keiner der zahlreichen Drucke, die das Richtige bieten, zu bequemer Verfügung bei der Hand gewesen sein soll. Bei Liederanfängen wie 'Hertzlieb thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit' (Görres S. 85), 'Verhüllt hab ich mein Habermus' (S. 61), 'Wie schöne freut sich der Meyen' (S. 100) sollte wohl jeder stutzig werden.

Wenn Schultz mehrfach Görres' Abhängigkeit von anderen richtig hervorhebt und gelegentlich dabei sogar eine geflissentliche Verschweigung der ausgenutzten Quellen durch Görres sich zu verraten scheint, so mufs dieser noch mehr in der Wertschätzung sinken. Bisweilen allerdings geht Schultz in seinem Aufspüren von Vorbildern zu weit und nimmt Beziehungen an, die vielleicht eher dazu dienen sollen, seine Belesenheit zu zeigen, als dafs für Görres irgend etwas dargetan würde. Die Zusammenstellung eines Briefes von Görres mit Goethes Werther (S. 4, Anm. 4) besagt gar nichts, ebensowenig der Hinweis auf das alte Lied 'Papiers Natur ist Rauschen' bei Gelegenheit eines Satzes, in dem Görres den Naturzustand preist, wo 'den Lumpen kein Papier abgeprefst wird' (S. 146, Anmerkung).

Wie demnach in der Arbeit von Schultz der Gehalt an Sachlichem nicht immer gebilligt werden kann, so läfst auch die Darstellung und Ausdrucksweise bisweilen zu wünschen übrig. S. 113 'ungezwungenerer', S. 121 'unbedingtesten', S. 172 'tingieren' lassen sich unschwer durch besser gewählte Wendungen ersetzen. Von einer gewissen Nachlässigkeit zeugen Ausdrücke wie 'bei der Gründung eines Organs, den Jahrbüchern' (S. 53), 'in ihrer Uferlosigkeit und da ... die Tagespolitik sie durchkreuzte' (S. 84). Häfslich ist es auch, wenn das Wort 'natürlich' zu häufig in kurzen Zwischenräumen wie S. 221, 222, 224 gebraucht wird. Der auffälligste Stilfehler bei Schultz liegt in seinen Relativsätzen. Nicht nur

werden solche von ihresgleichen abhängig gemacht und vielfach unübersichtlich durcheinander geschoben, sondern die Relativa werden auch in vielen Fällen von den Worten, auf die sie sich beziehen, durch mehrere Substantiva, dazu womöglich eins oder das andere von gleichem Geschlecht mit jenem voraufgehenden Beziehungswort, so weit getrennt, dafs man erst überlegen mufs, worauf sich das Relativum eigentlich bezieht. So: S. 25 zu 26 'Verständnislosigkeit für Geschöpfe des Dichters, die'; S. 83 Z. 3 'Plan', Z. 6 darauf bezüglich 'der', dazwischen sechs Substantiva, wovon zwei Maskulina Singularis; S. 104 'Stelle des Trithemius über Wesen, Tun und Treiben des Faustus Sabellicus, der'; S. 119 Mitte 'Aufsatz' von seinem Relativum 'der' durch drei ganze Linien getrennt u. dgl. m.

Wie das bei der Sammlung, der die Schrift eingereiht ist, bei den Gelehrten, die mit ihrem Namen für die Palaestra bürgen, bei der Schule, aus welcher Schultz hervorgegangen ist, nur selbstverständlich erscheint, stellt sich diese 'gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung' den Anforderungen, die bei solchen Preisarbeiten erhoben werden, entsprechend als eine lobenswerte Probe tüchtigen Könnens, gediegenen Fleifses, sicherer Methode dar. Ein Bedenken, das nicht sowohl dieser einzelnen Schrift, als vielmehr dem wissenschaftlichen Betriebe gegenüber geltend gemacht werden könnte, wozu jedoch Schultz mit seiner Schrift auch vielleicht Anlafs gibt, mag erlaubt werden vorzubringen: ob nicht Stolz auf gründliche Schulung dazu verführen kann, Methode nur um der Methode willen zu treiben und somit Arbeiten der Öffentlichkeit vorzulegen, die zunächst nur als Probestücke für eine besondere Schule zu gelten beanspruchen dürften. Dafs jedoch Schultz gegen die Gefahr, welche mit einseitiger Überspannung literarischer Methode verbunden ist, seinen Sinn keineswegs verschlossen hält, Beweis dessen liefert seine treffliche Rezension des grofsen Buches von Herrmann über Goethes kleine Lappalie 'Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern', *Archiv* CIX (1902), S. 391 bis 401, eines Buches, dessen Verfahren und Arbeitsweise vielfach an die Art unseres F. Schultz erinnert, und wodurch er vielleicht beeinflufst worden ist, eines Buches, worin bei sehr grofsen Vorzügen, seltenem Scharfsinn, vielseitiger Sachkenntnis, peinlicher Sorgfalt die Klippen wissenschaftlicher Hypermethodik nicht alle glücklich vermieden sind — wie Schultz an dem fremden Buche sehr wohl bemerkt hat, und woraus er für die Zukunft eine Lehre ziehen möge.

Friedenau. A. Kopp.

Karl Detlev Jessen, Heinses Stellung zur bildenden Kunst.

(Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hrsg. von A. Brandl und E. Schmidt. XXI.) Berlin, Mayer u. Müller, 1902. XVIII, 225 S. M. 7.

Von diesem Buche sind die ersten 45 Seiten schon 1901 als Berliner Doktordissertation erschienen. Die Fortführung der Arbeit, mit neu hinzugekommenem Vor- und Nachwort, erstreckte sich bis in den September 1902. Der Verfasser war inzwischen nach Amerika, Cambridge-Mass., zurückgegangen. Diese besonderen Umstände sind einer einheitlichen Abrundung des Gebotenen nicht günstig gewesen; insbesondere liefs sich die anfangs gleich festgelegte Richtung des Weges im Fortschreiten der Arbeit nicht mehr abändern. Indessen, da es sich im wesentlichen um eine Untersuchung handelt, der wir doch jeden Schritt nachzugehen haben, so können wir leicht darüber hinwegsehen, dafs wir hier und da auf sachliche oder formelle Wiederholungen treffen.

Heinse war ein Dichter, der die Dinge um sich her als bildender Künstler erfafste und seine gesamte Schriftstellerei darauf einrichtete, der

Kunst zu dienen und ihr den Eingang in das deutsche Publikum zu erobern. Sein Ardinghello und seine Hildegard von Hohenthal sind die beiden deutschen Musterromane für bildende Kunst und für Musik. Nachdem für seine Musik-Bestrebungen bereits etwas geschehen war, erscheint es als ein guter Gedanke Jessens, Heinses Stellung zur bildenden Kunst systematisch zu untersuchen, d. h. wissenschaftlich die Fragen zu beantworten: Was wufste Heinse von der Kunst? und worin war sein Kunstverständnis von dem seiner mitstrebenden Zeitgenossen verschieden? Der Verfasser hat auf diese Gesichtspunkte hin die Werke, die Briefe und die ungedruckten Schriften des Nachlasses durchgenommen, die ihm bezeichnend erschienenen Stellen gesammelt und sie in ein ordnungsgemäfses System gebracht. Er hat ferner, meist sich an Heinses eigene Auseinandersetzungen mit Winckelmann, Lessing, Herder, Kant, Goethe usw. anlehnend, die Eigenart Heinsescher Kunstanschauung und ihre Verschiedenheit von der seiner Zeitgenossen umschrieben. Seinen Stoff bewältigte er in der Weise, dafs er zuerst Heinses Kunstbemühungen vor seiner Reise nach Italien betrachtete, dann die italienische Reise folgen liefs, die Rückreise wieder für sich allein nahm und zuletzt mit allgemeineren Nachklängen den Schlufs machte. Natürlich brachte Italien und Rom dem Dichter manche Abänderung, Berichtigung und Vervollkommnung seiner früheren Kunstauffassung ein, ohne dafs freilich diese selbst ihm gänzlich sich ins Gegenteil verkehrt hätte. Für Jessen wäre es daher vielleicht doch bequemer gewesen, Heinse von vornherein auf der Höhe seiner in Italien gewonnenen Kunstanschauungen zu zeigen und das Frühere als Aufstieg zu der Höhe hinzuzukonstruieren. Nimmt man indessen die vom Verfasser vorgezogene Art als gegeben hin, so wird man mit der Ausführung, d. h. mit der Verbindung oder Gegenüberstellung der Materialien, wohl zufrieden sein. Aus der anfangs zerstreuenden Vielheit derselben gewinnt man doch zuletzt eine allgemeinere Anschauung über Heinse. Er war und blieb ein selbständiger, künstlerisch sehr stark empfindender Mann, der, auf Winckelmann fufsend, schon Wege ging, die Goethe von ihm unabhängig ebenfalls einschlug, und der neben der Schätzung der Antike und der Renaissance doch auch das Organ besafs, die niederländisch-deutsche Kunst verständnisvoll zu lieben. Goethes Verhältnis zur Kunst ist vielleicht idealer, Heinses künstlerisch-glutvoller und umfassender. Darin liegt es, dafs den künstlerisch begabteren Romantikern bei Heinse wohler zu Mute war als bei Goethe. Nur noch nach einer Richtung hin könnte die Untersuchung weiter ausgedehnt werden: nämlich aufzuweisen, wie Heinse in seinen Werken selber als bildender Künstler verfuhr, statt Marmor und Farbe allein der Sprache sich bedienend. Gottfried Keller erscheint oft als Maler, wo er dichtet, und Arnold Böcklin ebenso als Dichter, wo er malt. Beispiele stehen aus Literatur und Kunst aller Jahrhunderte zur Verfügung. Wenn man sich bei Heinse die wunderbare Badeszene oder das glühende römische Künstlerbacchanal vorstellt, dann könnte man auf Augenblicke vergessen, dafs ein Dichter diese Bilder geschaffen hat: das Werk eines Malers tritt dem geniefsenden Auge gegenüber.

Das Künstlerbacchanal ist auch dadurch merkwürdig, dafs seine Gestalt im Deutschen Museum von 1785 eine andere ist als die im Ardinghello, entweder früher abgekürzt oder später erweitert. Das Verhältnis hat Ähnlichkeit mit dem von Jessen erbrachten Nachweis, dafs nur aus der ursprünglichen, im Nachlafs Heinses aufbewahrten Niederschrift einzelne Stellen des Ardinghello ihre Erklärung finden. Dieser Nachlafs, den Frankfurt a. M. besitzt, ist von Jessen mit grofsem Gewinn für seine Arbeit ausgebeutet worden. Die genaue Beschreibung, die er gibt, bildet einen wichtigen Anhang zu der Untersuchung. Auch zahlreiche Äufserungen, die Jessen aus der Masse des Nichtgedruckten aushebt, sind will-

kommen. Jedem werden z. B. Heinses Bemerkungen über Lessing beachtenswert sein. So hat das Buch in vielerlei Hinsicht guten Inhalt und darf, zumal als Erstlingsschrift, freundlich begrüfst werden.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Fr. Hebbel, Sämtliche Werke. Histor.-krit. Ausg. bes. von R. M. Werner. Zweite Abteilung: Tagebücher. I. Bd. 1835 bis 1839. Berlin, Behr, 1903. XVIII, 433 S. M. 3, geb. M. 4.

Wenn die 'Sophienausgabe' von Goethes Werken durch das Zusammenwirken vieler Hände, das freilich unvermeidlich war, von jener Einheitlichkeit viel verloren hat, der eine 'monumentale' Ausgabe doch nicht eigentlich entbehren sollte, so hat die klassische Gesamtausgabe von Hebbels Schriften den Vorteil, Einem Manne verdankt zu werden. Natürlich, wie er eben Einer ist, teilt R. M. Werner auch der höchst notwendigen neuen Edition der 'Tagebücher' seine Eigenart mit: im Vorwort die überflüssige und nicht glückliche Verteidigung seines Heros gegen Heyses Ausspruch, der (S. XIII) nun einmal der Hebbelgemeinde ein Dorn im Auge ist, aber gerade durch das Studium der Tagebücher schwerlich widerlegt wird, oder die ebenfalls anfechtbare und hier jedenfalls entbehrliche Heruntersetzung Lichtenbergs (S. XII); im Text die Genauigkeit; in den Anmerkungen reichhaltige Hinweise auf die Werke, den 'Rubin' (S. 139, 316, 408), die 'Julia' (S. 291), den 'Diamant' (S. 308), 'Gyges' (S. 309, 312), 'Maria Magdalena' (S. 310, 339), die 'Ditmarschen' (S. 350, 363), das Märchen (S. 370) und vor allem die 'Judith' (S. 291, 315, 338, 389, 393, 408, 409, 417).

Natürlich fehlt auch den Anmerkungen die Subjektivität nicht. Die Voraussage der Unterblichkeit halte ich gleich gegen W.s erste Bemerkung (S. 3) allerdings für stolze Zuversicht, und für Ironie höchstens in der Art des Ausdrucks. Wenn der Einflufs Rahels (S. 280) hübsch aufgedeckt wird, so hätte wohl auch Charlotte Stieglitz (S. 353) mehr als diese eiskalte Notiz verdient — Charlotte, die gewissen Figuren Hebbels so merkwürdig nahe steht, und an deren ungerechter Beurteilung durch den Dichter sein Herausgeber nicht mitschuldig zu werden brauchte.

Wir erhalten viel Neues, und auch die illuminatistischen Zeitungsausschnitte aus München sind wichtig. — Die Geschichte des letzten Markgrafen von Ansbach (S. 157) hängt vielleicht mit der zusammen, die Goethe in den 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter' zu der Novelle von der Sängerin Antonelli umgeformt hat.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., neubearbeitet von Dr. Karl Hermann Prahl. Leipzig, Engelmann, 1900. VIII, 348 S. M. 9.

1857 entwarf Hoffmann ein Verzeichnis jener volkstümlichen Lieder, die gegenwärtig noch gesungen werden, fügte Noten über Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte hinzu und liefs es im *Weimarer Jahrbuch* drucken. 1859 und wieder 1869 veranstaltete er eine vermehrte Sonderausgabe. Dieses nützliche Nachschlagebuch erscheint nun hier in neuer Bearbeitung, welche dem bereinigten Alten viel Neues hinzufügt und noch etwas mehr hätte hinzufügen können, wenn Prahl die germanistische Bibliographie vollständig beherrschen würde. — Wenig befriedigt das Vorwort. Die Äufserung, dafs 'ein organischer Unterschied zwischen Kunstlied und Volkslied nicht bestehe', kommt mir vor wie die Behauptung, dafs kein Unterschied zwischen Berg und Ebene bestehe, weil es allmähliche Übergänge zwischen beiden gibt. Wer nicht herausmerkt, dafs z. B.

Schillers 'Ideal und das Leben' und 'Der liebste Buhle, den ich han', stilistisch genommen, anderen Welten angehören, dem ist schwerlich zu helfen; der kann auch ein Klavier für ein Hackbrett anschauen. S. IV übersieht Pr. den Unterschied, ob ein Gelehrter den Verfasser eines Gedichtes ermittelt, oder ob das singende Volk ihn kennt. Ebenda wird das 'Zersingen' beim Volkslied zu sehr betont; wenn es auch häufig vorkommt, so ist es doch bei demselben ebensowenig notwendig wie bei einer Bauernjoppe die Zerrissenheit. An der Einteilung zwischen volkstümlichem Lied und Volkslied hält Pr. gleichwohl fest: 'Kunstlieder werden fortwährend zu volkstümlichen, d. h. Lieblingsliedern grofser Schichten unseres Volkes, und diese wieder zu Volksliedern, d. h. im "Volke" gesungenen.' Demnach käme es nur darauf an, ob sie von 'grofsen Schichten unseres Volkes' oder ob sie vom 'Volke' gesungen werden. Dies Rätsel ist mir zu spitzig, es wäre denn, dafs unter 'Volk' das gesamte deutsche Volk zu verstehen ist; dann aber schmilzt der grofse Bestand unserer Volkslieder zu einem kleinen Bruchteil zusammen. Schliefslich verzweifelt Pr. selber an seinen Aufstellungen und hält es für das 'beste, die heute gebräuchliche Terminologie, die nur Verwirrung anrichtet, ganz fahren zu lassen': wo bleibt aber dann der Titel des ganzen Buches?! — Statt Volkspoesie will er die 'mündlich überlieferte Dichtung' sagen und der (kunstmäfsigen) 'Schriftdichtung' gegenüberstellen; später spricht er auch einmal — leider nur so im Vorübergehen — von 'gedächtnismäfsiger Überlieferung', über die ich schon 1897 in einem eigenen Kapitel der altdeutschen Passionsspiele (S. CCLXXXVII) gehandelt habe. Heute möchte ich noch einen Schritt weitergehen und, soweit es die Entstehungsweise der Volkspoesie überhaupt (nicht blofs der Volkslieder) betrifft, auf ein anderes Kriterium, das allerdings mit dem genannten eng zusammenhängt, hinweisen. Die Kunstdichtung ist nur Produktion: die Schöpfung des Dichters wird in Schrift oder Druck festgelegt und beharrt. Die Volkspoesie ist überwiegend Reproduktion: jeder, der ein Gedicht aus dem Gedächtnisse singt oder spricht, schafft es nach und ändert bewufst oder unbewufst mehr oder weniger, je nach seiner Auffassung und Gefühlslage. Die Volkspoesie ist fortwährend im Flufs. Eine Reihe anderer Merkmale wächst daraus hervor.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

R. Garnett, English literature, an illustrated record in four vols. Vol. I: From the beginnings to the age of Henry VIII. London, Heynemann; New York, Macmillan, 1903. XV, 368 p. 16 sh.

Das prächtig ausgestattete Werk will den Leser mit den älteren englischen Autoren in möglichst persönliche Fühlung bringen. Es will zeigen, not only who the writer was and what he wrote, but what he looked like; perhaps at various ages; where he lived, what his hantwriting was, and how he appeared in caricature to his contemporaries. So sagte sich der Verleger und sorgte für eine Fülle Illustrationen, die sich mit denen in Wülkers Literaturgeschichte naturgemäfs vielfach decken, aber noch weit zahlreicher und schärfer sind. Der Verfasser des Textes zu diesem ersten Bande aber fand sich vor die schwere Aufgabe gestellt, für readers of general culture die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Forschung zu verarbeiten, die noch im lebendigsten Flufs, voll Lücken und so gut wie nirgends abgeschlossen ist. Es bedurfte des seltenen Geschicks von Dr. Richard Garnett, um dem Verleger und der Philologie zugleich zu dienen, und selbst er deutet in seiner Vorrede an, dafs ihm manche Beobachtung und Enthüllung zu spät zugekommen sei, um sie noch zu nützen.

Unter solchen Umständen ist bei der Besprechung nicht auf einzelne wissenschaftliche Fragen der Hauptton zu legen, sondern auf die Gesamt-

auffassung des historischen Zusammenhanges und auf die Darstellung der Charaktere. Nach beiden Seiten hat Garnett sehr Lesenswertes geboten. Ich hebe hervor, was er über das Nachleben des Sachsengeistes im Gegensatz zu den Normannen sagt. Mit Durchbrechung der chronologischen Folge stellt er im III. Kapitel Layamon und Ancren riwle, popular poetry des 13. Jahrhunderts und Langland zusammen; er schlägt die Brücke mit einer psychologischen Begründung, die einen richtigen literarhistorischen Kern hat: Speaking broadly, the character of the English literature which derives from Norman sources may be described as secular, gay, bright, and even in its graver form occupied with the things of the world; while the purely English strain of literature is for the most part austere and religious (S. 85). Unter den Charakteren ist der Chaucers von Garnett mit der gröſsten Liebe gezeichnet. Garnett sieht in ihm die Verbindung des Normannen und Sachsen zum Engländer und rühmt zugleich that perennial freshness which is perhaps the most extraordinary of his attributes; er sei frisch und anregend geblieben bis Spenser und Dryden, Keats und William Morris; this can only denote great simplicity of character, and a spontaneity of utterance remarkable in one so rarely visited by poetical inspiration in its purest form, the lyrical (S. 176). Die Beispiele mögen genügen, um darzutun, wieviel geschichtliches und literarisches Denken Garnett von vornherein zur Arbeit mitgebracht hat; gewisse Hauptprobleme hatten ihn offenbar durch Jahrzehnte beschäftigt; was er jetzt darüber niederschrieb, ist die reife Frucht eines auf Poesie gerichteten Gelehrtenlebens.

Von den unzähligen Einzelfragen, die zur Besprechung locken, kann ich hier nur auf eine, allerdings ziemlich wichtige eingehen, nämlich auf die nach dem Ursprung der Moralitäten. Garnett bemerkt darüber, die Moralität sei entsprungen durch Einführung allegorischer Figuren in die Mysterien- oder Mirakelspiele (S. 235), und Pollard hat kürzlich in der Neubearbeitung der Cyclopaedia von Chambers dasselbe behauptet. Ich glaub's nicht. Die Einführung allegorischer Gestalten in die geistlichen Spiele ist den englischen Fassungen, die wir in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts besitzen, noch durchaus fremd, während uns bereits 1378 eine voll ausgeprägte Moralität — vom Paternoster — bezeugt ist. Sobald aber die Allegorie in geistliche Spiele eindringt, namentlich im Digby-Spiel von der hl. Magdalena aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ist sie dem Moralitätentyp von Caro, Mundus und Belial so enge und zum Teil unpassend nachgebildet — was haben Pride, Wrath, Envy mit der Verführung der Magdalena zu tun! —, daſs vielmehr das umgekehrte Verhältnis, Beeinflussung der späteren geistlichen Spiele durch die Moralität, anzunehmen ist. Ferner besteht das Wesen der Moralität nicht so sehr im Vorkommen von Allegorien als in der Gruppierung: Mensch zwischen Vertretern des Guten und des Bösen hin und her bewegt. Der weiſse und schwarze Engel taten es ebenso wie die Hauptlaster und Kardinaltugenden. Diese Kombination ist aber allen Mysterien innerlich fremd und lediglich aus der Psychomachie des Prudentius und anderen Erbauungstraktaten herzuleiten. Endlich waren die geistlichen Spiele von dem Klerus und den Zünften getragen, was auf ihre ganze Ökonomie bestimmend wirkte, reich dekorierte Bühnenbilder ermöglichte, eine Schar von Darstellern zur Verfügung stellte und durch deren dilettantischen Charakter jede feinere Weiterbildung ausschloſs; die Moralitäten aber lagen immer, wie sich aus der beschränkten Zahl der Sprecher und dem Zusammenlegen der Rollen ergibt, in der Hand professioneller Schauspielertruppen, die durch das Land wanderten, auf einem Gerüst im Freien oder in einem Wirtshaussaal mit Hinterzimmer spielten, ohne Dekorationen sich behalfen und in der starken Ausnutzung der Darsteller ein sehr fortschrittliches Element enthielten. Wären die Moralitäten aus den Mysterien

hervorgegangen, so stände ein so durchgehender Unterschied betreffs Spielerprofession und Spielweise unerklärlich da. Sind aber, wie ich glaube, die Moralitäten eine unabhängige Schöpfung der Spielleute, so rücken sie in eine Linie mit den ältesten Zwischenspielen. Wie das Interludium inter clericum et puellam eine Inszenierung der Geschichte von Dame Siriz ist und die Robin Hood-Spiele des 15. Jahrhunderts Inszenierungen von Balladen sind, so mögen die Moralitäten Inszenierungen von Erbauungsparabeln gewesen sein. Der Mime stellte dar, was ihm in den Weg kam und Interesse weckte. Er brauchte für jenes Interludium nur einen Wirtshausraum, für das Robin Hood-Spiel nur einen Platz im Freien neben einem Wasser; ähnlich hat er sich wohl die Geschichte von den Todsünden und ähnliche halb fromme, halb teuflische Themen eingerichtet. Dafs wir über Vermutungen nicht hinauskommen, solange die Anfänge der Moralität in Frankreich, ihrem wahrscheinlichen Heimatslande, nicht untersucht sind, darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin; aber noch unsicherer ist ihre Herleitung von den Mysterien.

Berlin. A. Brandl.

Albert S. Cook, A first book in Old English. Grammar, reader, notes, and vocabulary. 3rd ed. London, Ginn, 1903. XIV, 330 p.

Das handliche Büchlein ist in dieser Neuauflage auf 3 M. verbilligt und dennoch mit einem neuen Kapitel versehen worden, das Proben des Got., Ahd., Alts., Afries. und Altn. enthält (S. 270—276). Bisher hatte es sich bereits ausgezeichnet durch ausgiebige Berücksichtigung der Syntax im grammatischen Teil (S. 88—107), durch eine Prosodie (S. 108—120), eine sehr nützliche Bibliographie (S. 235—244) und bei der Auswahl der Texte durch Heranziehung des Andreas (samt Quelle) und Apollonius. Das Glossar verweist bei jedem Wort auf den entsprechenden Paragraph der Flexionslehre und gibt vielfach auch einen sprachgeschichtlichen Kommentar. Das Ganze enthält so viel Praktisches, dafs es sich der Aufmerksamkeit jedes empfiehlt, der Ags. zu lehren hat. Im einzelnen wird sich einiges mit der Zeit noch klarer fassen lassen; namentlich bei der Lehre vom Palatalvorschlag: aus einer Betonung *scēoh, scēor* vermag ich mir angesichts des got. *skohs, skura* und me. *shoo, shour* keinen Reim zu machen. Auch wird uns die Weiterentwickelung der englischen Sprache, wie der Tabellenversuch S. 20 zeigt, immer mehr zwingen, neben dem Wests., das ja für die Lektüre der ags. Denkmäler im Vordergrunde steht, das Mittelländische voranzuschieben; mit '*eald, strictly ăld* > me. *old*' werden wir auf die Dauer nicht durchkommen. Aber vielleicht ist es unrecht, dies gerade hier bei der Anzeige einer Anfängergrammatik zu bemerken, die ohnedies schon nach den verschiedensten Seiten pädagogische Fortschritte aufweist.

Berlin. A. Brandl.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts: the advent, the ascension, and the last judgment, edited with introduction, notes, and glossary, by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1900. CIII, 294 p.

Cook hat unser Verständnis des Crist bedeutend gefördert, besonders indem er zum I. und III. Teil die Quellen aufdeckte, dann in dieser Ausgabe durch die sorgsame Textdurchforschung, den reichen Kommentar, das nach Vollständigkeit strebende Wortverzeichnis und durch die Charakteristik des Dichters in der Einleitung. Dabei rollt er die ganze Cynewulffrage nochmals auf und zeigt überall eine selbständige, einbohrende Kritik.

Im folgenden sei hier nur die eine Frage näher untersucht, die auf

die Verfasserschaft des I. und III. Teils des Crist geht; denn daſs der II. Teil sicher von Cynewulf herrührt, stellen die Runen auf seinen Namen auſser Zweifel. Früher konnte man selbst die Abgrenzung dieser Teile bezweifeln; dem haben aber jetzt Cooks Quellenfunde abgeholfen: der Adventteil umfaſst gewiſs V. 1—439, der Himmelfahrtsteil 440—866, das jüngste Gericht 867—1693. Cook schreibt nun alle drei Cynewulf zu, trotz der von mehreren Seiten erhobenen Bedenken. Ohne weiteres sei eingeräumt, daſs die Komposition des Ganzen lose, die Sprache durchaus das mit anglischen Resten durchsetzte Spätwestsächsisch des Exeterbuches, die Korrektheit der Metrik der drei Teile ziemlich gleichförmig und eine Reihe Wendungen allen gemeinsam ist — letztere übrigens dem II. und III. Teil in weit mehr charakteristischer Weise (vgl. S. XXIV). Hätten wir einen sachlichen Anhaltspunkt noch so bescheidener Art, der für Cynewulfischen Ursprung von I, II und III spräche, so würde vom formalen Standpunkt kein Einwand zu erheben sein. Aber die Runen auf Cynewulfs Namen V. 797 ff. beweisen, da er sie in Juliana, Elene und Fata ans Ende setzte, nur seine Autorschaft für das Vorausgehende, also höchstens für I und II, und deren inhaltlicher Zusammenhang ist so gering, daſs das Zeugnis direkt nur für II gilt. In zweiter Linie erst kommen stilistische Kriterien in Betracht. Diese erlauben auch manchen Einwand speziell gegen Zuweisung von III an Cynewulf. Die Anspielungen auf das Heldenleben, die dem II. Teile in echt Cynewulfischer Fülle und Lebendigkeit eigen sind (vgl. besonders 668 ff. mit der lat. Quelle) und auch den I. noch vielfach beleben, fehlen im III. bis auf äuſserliche Epitheta wie *dryhten, eorlas, mægenfolc, mægencyning* u. dgl.; die ganze Stimmung ist predigtmäſsig. — Während ferner in I und II noch die Variatio blüht, z. B. *sîde weallas, fæste gefôge, flint unbrǽcne* 5 f., oder *Marian, mægda weolman, mǽrre mêowlan* 445 f., herrscht in III die Aufzählung vor, z. B. *sûþan and norþan, êastan and westan* 884 f., oder *engla ond dêofla, beorhtra ond blacra, hwîtra ond sweartra* 895 ff., besonders mit Adjektiven wie *heard gebrec, hlûd unmǽte, swâs ond swîdlîc, swêgdynna mǽst, ældum egeslîc* 953 ff. — Wie sich III zu II in bezug auf Bildlichkeit des Stils verhält, mag eine Zusammenstellung der Ausdrücke zeigen, die sie für den Begriff Gott verwenden, in alphabetischer Reihenfolge, damit die Vergleichung leichter sei.

II: sē ælmihtiga; æþeling (*viermal*); âgend lîfes, â. sigores, â. sweglee. beorn; brega; brytta tîres. cyning (*mit folgendem* rodera rihtend, V. 797), c. alwihta, c. ânboren, c. beorht, c. clǽnra, c. engla, c. hêahengla, c. mægena, c. on ceastre, c. ûre, c. wuldres. dêma (*zweimal*); dryhten *allein* (*zweimal*), d. duguþa, d. êce, d. sôþ. êadfruma; êadgiefa. fæder *allein* (*viermal*), f. frumsceafta, f. on roderum, f. swǽse; feorhgifa; frêa mihtig; frêobearn godes (*zweimal*); fruma folca, f. fyrnweorca, f. herga, frumbearn. gǽstsunu godes (*zweimal*); god lifiende, g. meahtig, g. weoroda; godbearn (*dreimal*); goldhord mægena. hǽlend (*dreimal*); hǽlobearn; hâlig (*dreimal*); helm hâligra, h. heofonrîces, h. wera, h. wuldres; hlâford (*viermal*). lîffruma (*zweimal*). meotud (*dreimal, allein stets nur als Gen.*), m. meahtum swîđ. nergend sâwla. ord æþelinga (*dreimal*). rodorcyning; ryhtend rodera. sincgiefa. þêoden (*zweimal, allein nur als Gen.*), þ. engla, þ. þrimfæst, þ. ûre; þrym þrymma, þ. þrŷnesse, þ. wuldres. waldend (*zweimal, als Gen. V.* 635, *gefolgt von* godbearn 681), w. ealles (*dreimal*), w. engla, w. heofones, w. meahta, w. rodera; weard cyninga; wilgifa; waldor cyninga.

III: ælmihtig (*zweimal*); æþelcyning; âgend wuldres. cyning (*dreimal, als Gen.*), c. cyninga, c. heofena, c. heofonengla (*zweimal*), c. scîr, c. tîrmeahtig, sē sylfa c. dryhten (*achtzehnmal, immer allein, in allen Kasus*). fæder (*viermal*), f. ælmihtig; frêa (*sechsmal, in versch. Kasus*), f. ælmihtig. god alwalda (*zweimal*), g. heofonmægena, g. mihtig (*zweimal*), g. waldende (*zweimal*). hêahcyning; heofoncyning (*dreimal*). lîffruma. mægencyning; meotud (*neunmal, in allen Kasus*), m. mægencyninga. nergende. ordfruma êades. scyppend (*sechsmal, in versch. Kasus*), s. þîn;

sigedêma; sigemêce; sôþcyning sigora. þêoden (*zweimal*), þ. engla, þ. þrymfæst. waldend (*sammal, in allen Kasus*), w. rodera, w. weoroda; weard folces, w. lîfes, w. rîces, w. sigora; wuldorcyning.

Das vereinzelte Vorkommen eines Wortes in zwei solchen Denkmälern beweist nichts; zumal bei dem typischen Charakter der ags. Poesie. Aber die Massen beweisen. II hat in 427 Versen 75 verschiedene Epitheta, III in 824 Versen nur 43 und dabei eine ermüdende Wiederkehr gerade der einfachsten Substantiva; das sieht wahrhaftig nicht nach Gleichheit des Verfassers aus. — Endlich hat III in metrischer Hinsicht nicht bloſs die schon von Sievers hervorgehobenen Schwellverse, sondern auch eine von II sehr abstechende Vorliebe, sich mit Hebung auf Fürwörtern zu begnügen (*sînum* V. 907, *mîn* 1433, *unc* 1459, *þînre* 1473, *mê* 1512 u. ö.); eine gehäufte Partikelbetonung solcher Art wie in den Versen 1430 f. (*þat ic þurh þâ wære þê gelîc, and þû meahte mînum weorþan*) ist wohl nirgends in sicheren Cynewulf-Werken zu beobachten. All das zusammen bestärkt mich in der Ansicht, daſs III nicht von Cynewulf, sondern von einem schwächeren und späteren Dichter herrührt. Zu derselben Ansicht ist inzwischen auf Grund der Artikelverhältnisse auch Barnouw gelangt (*Kritische Untersuchungen über den Gebrauch des best. Art. u. des schw. Adj.*, Leiden 1902, S. 161—175).

Wenn aber III abgezweigt wird, so fällt das gewichtigste Argument, das bisher für den ursprünglichen Zusammenhang von II und I vorgebracht wurde, daſs nämlich das dreifache Kommen Christi der Gesamtgegenstand der Dichtung sei. Das lebhafte *'Nû'*, womit II einsetzt, ist bei erbaulichen Gedichten der Ags. nicht bloſs ein möglicher, sondern ein beliebter Eingang; vgl. Grein-Wülker II 273, 280, 316, III 208. Daſs in stilistischer und metrischer Hinsicht kein besonderer Unterschied auffällt, spricht noch lange nicht für Gleichheit des Verfassers. Die lyrische Haltung von I, wo die weitaus meisten Absätze (11) mit *êala* beginnen, läſst sich mit dem Betrachtungston von II, wo *êala*, wie bei Cynewulf überhaupt, nicht ein einziges Mal vorkommt, schwer zu einem einheitlichen Werke zusammendenken. Was aber direkt vor-Cynewulfischen Ursprung von I wahrscheinlich macht, ist ein sprachliches Moment, das allerdings erst nach dem Erscheinen von Cooks Buch durch Barnouw herausgefunden wurde: der Artikel fehlt vor schw. Adj. + Subst. in I noch ungleich häufiger als in II und in den sicheren Cynewulf-Werken überhaupt. I bietet 15 solche Formeln, vielleicht 16; II, obwohl etwas länger, nur 3; Juliana, fast doppelt so lang, nur 4; Elene, mehr als dreimal so lang, nur 9. Bei I ist der starke Ziffernabstand, bei Cynewulf die ziemliche Gleichförmigkeit beachtenswert.

Bestimmter als jemals möchte ich daher in Crist drei verschiedene Gedichte von verschiedenen Autoren sehen und I vor Cynewulf, III nach Cynewulf ansetzen.

Betreffs der anderen Cynewulffragen, die Cook mit behandelt, kann man sagen: alles Material, das Cook mit bewundernswertem Fleiſse und Wissen herbeigeschleppt hat, wird sich fruchtbringend erweisen, wenn auch bei der Formulierung der Schlüsse manche Möglichkeit noch zu berücksichtigen wäre. Möge die allseitige Behandlung, die Cook seinem Denkmal gewidmet hat, viele Nachahmer finden!

Berlin. A. Brandl.

Charles Plummer, The life and times of Alfred the Great; being the Ford lectures for 1901. With an appendix. Oxford, Clarendon press, 1902. XII, 232 p.

Der gelehrte Erklärer des Bæda und der Angelsächsischen Annalen bringt in diesen Vorlesungen, deren gedruckte Form er John Earle, sei-

nem einstigen Lehrer, widmet, weit mehr als die auf wenigen Seiten zusammenstellbaren äufseren Tatsachen, die man von Alfred weifs. Vielmehr nimmt Quellenkritik ein Viertel des Werkes und davon allein Asser vierzig Seiten ein. Dieser sei ursprünglich echt, aber stark interpoliert; Florenz selbst habe Assers Inhalt, den er einer nur vereinzelt unseren Text übertreffenden Hs. entnahm, logischer disponiert, nicht etwa einen besser angeordneten Asser benutzt. Bei Asser könne wohl die häufige Anrufung von Augenzeugen Verdacht erregen, nicht aber Fränkisches in Sprache (*vasallus, indiculus, comes, senior*) oder Nachrichteninhalt. Einige Doppelwörter in unserem Assertext waren einst Glossen; ein Einschub darin war einst Randnote; dieser fügt als Korrektur ein die (um 974 erfolgte) Erhebung der Gebeine des h. Neot, vor welcher Zeit also der korrigiert werden sollende Assertext schon existierte. Auch benutzte schon der Annalist in Chester-le-Street, der uns im *Simeon von Durham* erhalten ist, Ende des 10. Jahrhunderts den Asser. Wir lesen im verderbten Assertext von Jerusalems Patriarchen *Abel* als Alfreds Korrespondenten; Plummer emendiert: *ab El[ia III]*. Assers Worte: Alfred *dedit mihi Exanceastre* bedeuten vielleicht den Wunsch, den Bezirk um 877 der Aufsicht eines keltisch redenden Bischofs zu unterstellen, nicht schon die Schaffung einer Diözese. Unechte Interpolationen im Asser sind die Stellen, die berichten, Alfred habe anfangs tyrannisch regiert, Brote anbrennen lassen und Oxford gegründet. (Vgl. eine andere Oxforder Fälschung des 16. Jahrhunderts, Asser betreffend, in meinen *Gesetzen der Agsa* I, S. xxxvi.) Belesen in den Quellen des frühen Mittelalters und daher auch aus blofsem Stilgefühl befugt, die Identität eines Autors zu retten, der Keltologie nicht fremd und für die Geschichte von Wales erfolgreich bemüht, bemerkt Verf., wie Asser, als Kelte stets östlich blickend, Süden 'rechts' und Norden 'links' nennt, unter *Britannia* Wales und unter *Germania* Norwegen versteht. (Dieses Wort notierte ich aus anderen Wallisern, *Mon. Germ.* 27, 443 Z. 1.) Asser zitiert Gregors *Cura pastoralis*, zu deren Übersetzung er Alfred half, und wendet einen Gedanken aus der Vorrede zu dieser Übersetzung auf die Übertragung von Gregors *Dialogi* an. Wo er sich inhaltlich mit den Angelsächsischen Annalen deckt, ist aus rein philologischen Gründen sein Latein die Übertragung, nicht etwa das Original derselben. — Auch die Kritik der sonstigen Quellen trägt eigene Frucht, so die des Wendover; der Brief Fulks von Rheims an Alfred begegnet Zweifeln; das angelsächsische *Leben Neots* ist weit jünger als Ælfric. Die Erzählung im *Simeon*, Alfreds Matrosenschar sei 885 überfallen *cum dormiret*, entstand aus Verderbnis des Asserschen *cum domum iret;* dafs Alfred nach Jerusalem Almosen sandte, berichtet Wendover aus blofser Verderbnis des *Indea* (Indien) der Agsä. Annalen zu 'Jud[a]ea'. (Die Beherrschung Britanniens wird nach der Legende von Cuthberht dem Alfred versprochen: dieses Streben der Dynastie von Wessex war erst unter Eadgar alt genug, um sich eine so ehrwürdige Bestätigung anzumafsen.) Alfreds Gröfse scheint in seiner Zeit nur wenigen, vielleicht nur der Umgebung aufgegangen: im 12. Jahrhundert ist die Erinnerung an seine wahre Gestalt erstorben. (Vgl. meine *Gesetze* I, p. XLIII. Zu Alfreds Rolle in späterer Pseudohistorie vgl. meine *Leges Angl. s. XIII. in Londoniis coll.*, S. 16 ff., die ihm ein Unterrichtsgesetz unterschieben, vielleicht aus Alfreds durch Malmesbury zitierter Vorrede zur Pastoralübersetzung.)

Geboren sei Alfred 848, gestorben wahrscheinlich 900. Mir scheint gegen Pl. unmöglich, dafs Alfred seine Bekleidung mit Konsularinsignien verwechselte mit einer Königskrönung, oder dafs Papst Leo IV. von einem Gürtel und von römischem Titel schrieb, aber ein Diadem und eine englische Würde meinte.

Eine Scheidung Aethelwulfs von Osburh verwirft Pl. als unnütze Hypothese. Alfred konnte der Mutter die Gedichte *recitare*, d. h. 'laut

vorlesen' und nicht 'auswendig hersagen'. Judiths Heirat mit dem Stiefsohn glaubt Pl. nicht. Im Testament Alfreds betreffen die Verträge mit den Brüdern nur Privatgut, nicht die Thronfolge. Zu 871 wird die Zeitfolge der Schlachten und die Lage von Ashdown bestimmt; der geographischen Vorstellung hilft eine Karte mit Erklärung der Ortsnamen des 9. Jahrhunderts. Buttington (891) liege auf der Grenze von Salop und Montgomeryshire. Die Krankheit, an der Alfred litt, sei Blasenstein mit Mastdarmvorfall.

Für jede Einzelfrage wird man gern nachschlagen in den praktischen Indices dieses fleifsigen Sammlers und Verbinders der Einzelheiten, die er aus verständnisvoller Quellenlektüre und aus urteilsfähiger Verwertung von Monographien, darunter recht vielen deutschen, schöpft.

Aber der Hauptwert des Bändchens besteht in den feinsinnigen literarischen Bemerkungen über Alfreds Schriftstellerei und die aus ihr erschlossene Sinnesart des Königs. Die Übersetzung der *Cura pastoralis* sei das früheste, die der *Soliloquia* das späteste der Werke; ihre Vorreden seien Prolog bezw. Epilog für des Königs gesamte literarische Tätigkeit. Freiere Behandlung sei kein sicherer Beweis für gröfsere Übung oder spätere Entstehung eines Werkes. Doch setzt er die Gesetze nur aus diesem Grunde später als den Anfang der nach 887 beginnenden Übersetzerarbeit und daher: 'wohl kurz vor 892 oder kurz nach 896'. Zu Gesetze, Einl. 49, 7, zitiert er als Parallele Orosius 48, 32, wie er denn oft lehrreich Stellen der Werke untereinander oder mit Geschichtstatsachen vergleicht. So könne Alfreds Kriegskunst aus Lektüre stammen; p. 155, 162 f. Dem Kriegsdienst der Mönche und der Priesterehe sei Alfred abgeneigt. Die Bæda-Übersetzung sei, trotz Mercischer Sprache des Archetypus, Alfredisch und falle zeitlich zwischen Orosius und Boethius. Ihr Stil experimentiere bisweilen bewufst mit der Sprache nach lateinischem Muster. Zum Boethius lieferte vielleicht zuvörderst (nach Malmesbury) Asser eine Glosse (wie Notker eine hochdeutsche), die Alfred erst in Prosa übersetzte, um letztere dann in Verse zu bringen. Alfreds Autorschaft am Prosa-Psalter stützt Plummer durch eine Parallele zu den Angelsächsischen Annalen p. 149 und durch einen Anhalt dafür, dafs Malmesbury den Pariser Psalter als Alfredisch meinte. Die Angelsächsischen Annalen hält Plummer von Alfred 'inspiriert': ohne neue Argumente. Die zahlreichen Anmerkungen bergen manche feine Beobachtung: Bædas Stil sei beeinflufst von Gregors *Dialogi*; p. 170.

Die *Appendix* ist des Verfassers Oxforder Predigt nach Königin Viktorias Tode, worin er sie mit Alfred vergleicht. Fruchtbarer ist im Text der Vergleich Alfreds mit Karl dem Grofsen.

Berlin. F. Liebermann.

Björkman, Erik, Scandinavian loan-words in Middle English. Part II. (Studien zur englischen Philologie, hrsg. von Lorenz Morsbach. XI.) Halle, Max Niemeyer, 1902. M. 5.

Erfreulicherweise ist auf den ersten Teil dieses Buches (vgl. *Archiv* CVII, 412 ff.) ziemlich rasch der zweite gefolgt, so dafs es nun abgeschlossen vorliegt. Er behandelt diejenigen skandinavischen Lehnwörter, welche nicht durch lautliche Kriterien als solche festzustellen sind, ferner die allgemeinen Fragen, welche sich bei diesen Entlehnungen ergeben: nach der dialektischen Herkunft der Lehnwörter und nach der Weiterentwicklung der skandinavischen Laute. Vorangeschickt ist eine historische Darstellung der Dänenniederlassungen, die wohl besser an der Spitze des ganzen Werkes stünde. Bei der Untersuchung des hier vorgelegten Materials zeigt sich, dafs nur die lautlichen Kriterien volle Sicher-

heit geben, von den übrigen aber die geographische Verbreitung im Mittelenglischen noch am ehesten Schlüsse erlaubt, wenn sie auch niemals völlig zwingend sind. Hier kommt also B. auf das weniger dankbare Gebiet, wo die Grenzen vielfach verschwimmen und die Entscheidung schwer wird. Jedenfalls mufsten aber auch diese Fälle in seinem Buch Aufnahme finden, um das Bild vollständig zu machen.

Bei Besprechung der allgemeineren Fragen vermisse ich die Erörterung eines Punktes, der gewifs von Interesse ist: in welchem Umfang die Lehnwörter über das Gebiet der eigentlichen Dänenniederlassungen hinausgedrungen sind, also auch den Südwesten, das alte westsächsische Gebiet, und den Südosten, Kent, erobert haben. Unzweifelhaft ist dies manchmal geschehen: ein Wort wie me. *greithen* kommt in allen Dialekten vor, und besonders gilt dies wohl von den Lehnwörtern, die schon in der altenglischen Zeit in die Literatursprache eingedrungen waren, wie *ʒriþ*, und offenbar durch sie über ganz England verbreitet wurden. Aber die Zahl dieser Fälle scheint nicht bedeutend zu sein, und es wäre von Interesse, einen Überblick über sie zu gewinnen. Allerdings müfsten für eine solche Studie die lebenden Mundarten sehr stark herangezogen werden, was aufserhalb des Themas Björkmans lag. Einen kleinen Versuch in dieser Richtung habe ich, von einer Bemerkung Kluges angeregt, *Angl. Beibl.* VIII, 39 ff. unternommen.

In manchen Einzelfällen hätte ich wieder schärfere Kritik an der Hand der Lautgeschichte gewünscht.

S. 243 ist me. *hōsten* vb. 'husten' und *hōste* sb., d. h. nach dem sonstigen Brauch B.s me. *hǭsten* und *hǭste*, angesetzt, und danach wäre Abstammung sowohl aus ae. *hwóstan* als an. *hósta* möglich. Aber in Wirklichkeit sind die Verhältnisse anders und sehr schwierig. Diese Wörter führen zu ne. *hoast*, gesprochen *hōᵘst*, dessen *oa* mindestens im Substantiv zum erstenmal 1622 auftaucht (vgl. NED. s. v.), zu einer Zeit, wo das Wort auch in der Schriftsprache noch gebräuchlich gewesen zu sein scheint. Die ne. Form setzt somit me. *hǭst* voraus. Daneben nur mufs es auch ein *hǭst* gegeben haben, das sich in dem heutigen schottischen *huist* spiegelt (NED. s. v.). Somit scheint die Ableitung von me. *host* sowohl von ae. *hwóstan* als auch von an. *hósta* ausgeschlossen; auch letzteres, denn an. *ó* ergibt sonst me. *ǭ* (S. 296). Das ist doch höchst auffällig! Der Tatbestand erinnert an Fälle wie *post, host, coast* u. dgl., wo ein offenes romanisches *o* vor *st* im Englischen durch *ǭ* wiedergegeben wurde. Gibt es im Bereich des Skandinavischen eine Form, welche auf ähnliche Weise me. *hǭst* ergeben haben kann? Eine andere Möglichkeit wäre folgende. Auch in den nordischen Sprachen sind lange Vokale vor mehrfacher Konsonanz gekürzt worden. Kam nun etwa das Wort mit *ŏ* ins Englische und erfuhr dann *hŏ-sten* die übliche Dehnung des *ŏ* in offener Silbe? Kurzes *ŏ* konnte sich allerdings auch im heimischen Wort entwickeln (vgl. Morsbach S. 82), aber vor ihm wäre das *w* kaum geschwunden, und das Ergebnis wäre wohl **hwoast* gewesen. Auf diese Fragen mindestens hätte B. kommen sollen, vielleicht auch zu Antworten vorzudringen vermocht.

S. 299 findet er meine Ansetzung von me. *cǭpe* für me. *cope*, ne. *cope* 'handeln' (*Archiv* CVII, 323), 'somewhat doubtful': die neuenglische Lautung *ōᵘ* könne sowohl me. *ou* als *ǭ* wiedergeben, und ebenso seien in vielen Dialekten diese zwei Laute zusammengefallen. Aber die Schreibung *cope* ist von Lydgate an häufig belegt (NED. s. v.), und in der Zeit vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, wo me. *ǭ* und *ou* in Schrift wie Lautung auseinandergehalten werden, kann sie nur me. *cǭpe*, nicht *coupe* bedeuten!

Es berührt mich seltsam, dafs die Hinweise, die sich aus den graphischen und lautlichen Erscheinungen des Früh-Neuenglischen ergeben, noch

immer häufig übersehen, ja beiseite geschoben werden. Ist das nicht ein Rest aus jener Zeit, wo man über der ziemlich gleichbleibenden Schreibung innerhalb des Neuenglischen die lautlichen Unterschiede zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert völlig verkannte, und ist dieser Rest von Buchstabengrammatik unserer englischen Sprachwissenschaft würdig? Damit soll Björkman persönlich kein zu starker Vorwurf gemacht werden, wohl aber der Richtung, von der er sich manchmal beeinflufst zeigt.

Kehren wir wieder zu seinem Werk im allgemeinen zurück, so mufs ich durchaus mein schon über den ersten Teil ausgesprochenes Urteil bestätigen: wir haben ein tüchtiges Buch vor uns, das ein wichtiges Kapitel der englischen Sprachgeschichte in angemessener Weise behandelt und eine sichere Grundlage für weitere Forschungen bietet. Durch die dem zweiten Teil hinzugefügte Inhaltsübersicht und sehr ausführliche Register ist es auch leicht benutzbar geworden.

Graz. Karl Luick.

A. B. Gough, The Constance saga (Palaestra XXIII). Berlin 1902. 84 S. 8.

Gough läfst hier seinen Emare-Studien eine Untersuchung des ganzen Cyklus von Versionen folgen, welche sich wie die me. Emare-Romanze an die (von Professor Suchier nach der Heldin der verbreitetsten Version so genannte) Constance Saga anschliefsen.

Naturgemäfs zerfällt die ganze Abhandlung in zwei Teile: 1) Das gegenseitige Verhältnis der literarischen Versionen (S. 2—34), 2) die Beziehungen der Saga zur Geschichte (S. 34—83). Absichtlich beiseite gelassen wird die Erörterung der mythologischen Bedeutung der Saga.

Im ersten Teil kommt er zu dem Ergebnis, dafs der nordgermanische Märchentypus A die Vorlage des italienischen B einerseits, des baltisch-russischen C andererseits war, und versucht dann (S. 9) eine Rekonstruktion der Original-Märchenversion an der Hand der einzelnen Varianten. Hierauf stellt er diejenigen gemeinsamen Züge der verschiedenen literarischen Versionen zusammen, die nach seiner Ansicht zweifellos ursprünglich sind, und stellt so fest, dafs der literarische Originaltypus α^* sich, von einigen Plus- und Minuszügen abgesehen, eng an den Märchentypus A anschliefst (S. 11). Die weitere Gruppierung nach gemeinsamen Zügen ergibt, dafs α^* in zwei Untergruppen β^* und γ^* zerfiel: β^* (Suchiers 'type de l'ermite') mit den Versionen Of_1 und VM, γ^* mit MB, Mk, En, Ml, Tr, Da, Em, Hu und Vi. Die übrigen, schon von Suchier als Mischversionen erkannten Texte ordnen sich diesen beiden Gruppen ein (HC, Ys, Pec, Bu im ganzen zu β^*, Ol, Pen zu γ^*). γ^* wiederum zerfällt deutlich in zwei Typen: δ^* (Suchiers 'type du sénateur') und γ^*, deren jeder mehrere, in den auf S. 13 gegebenen Stammbaum eingezeichnete Untergruppen enthält. Im zweiten Hauptteil sucht Gough zu beweisen, dafs Typus β^* in Beziehung zur Offa- und Thrytho-Saga steht, Typus γ^* eine Form der Aella-Saga ist. Bei entschiedener Abweisung der Hypothese eines historischen Zusammenhanges mit Constantin II. von Schottland und Aulaf Cuaran von Northumbrien läfst er andererseits die Frage offen, ob schon das Original α^* der Constance Saga, welche indessen 'undoubtedly of Anglian origin' (vgl. S. 8) sei, mit einer der beiden anderen Sagas identisch war (vgl. S. 45 und S. 81).

Es sei mir gestattet, zu dieser Inhaltsskizze noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Auf S. 11 sagt Verfasser bei der Erörterung jener Originalzüge, die sich nur in der einen oder der anderen der beiden Hauptgruppen β^* und γ^* finden: 'Thus the hands are cut off as a punishment ... only in β'. Das Wesentliche ist nun meines Erachtens nicht, dafs die Hände

als Bestrafung abgeschnitten werden, sondern vielmehr die Verstümmelung an sich. Diese aber findet sich auch in ε^*, der einen Untergruppe von γ^*, und gehörte sicher γ^* an, wie denn die Weglassung dieses Zuges in δ^* von Herrn Gough sehr feinfühlend und treffend aus dem Charakter der Version δ^* erklärt wird. – Der Stammbaum, der sich schon auf S. 13 findet, wäre als Resultat der ganzen Erörterung über das gegenseitige Verhältnis der literarischen Versionen am Schluſs derselben besser angebracht gewesen. Die Gruppierung dürfte im allgemeinen richtig sein, wenn auch im einzelnen manches noch genauer bestimmt sein könnte, so z. B. das gegenseitige Verhältnis der drei Hauptversionen $Of_1{}^*$, HC und VM der β^*-Gruppe. Gough leitet alle drei unmittelbar von β^* ab. Nun stehen aber Of_1 und *HC zusammen in einer ganzen Anzahl charakteristischer Fälle auf der einen Seite der Hs. VM auf der anderen gegenüber. So fehlen in VM im Gegensatz zu Of_1 und *HC die Züge 3, 17, 18, 19 und die Anspielungen auf Northumbrien, dagegen fehlen umgekehrt in Of_1 und *HC gegenüber VM Zug 21 und die Erwähnung der karolingischen Abstammung der Heldin; ebenso gehen Of_1 und *HC zusammen in der Angabe des Zeitpunktes der Verstümmelung (vor der zweiten Verbannung) gegen VM (vor der ersten!). Es ist demnach die Folgerung zu ziehen, daſs Of_1 und *HC eine gemeinsame Vorlage hatten, die erst ihrerseits aus derselben Quelle β^* schöpfte wie VM. — Bei der Aufstellung der Züge, die dem mutmaſslichen literarischen Original zuzuschreiben sind (S. 12), haben meiner Ansicht nach die Züge 18 (die Heldin heiratet einen englischen König) und 19 (dieser kämpft gegen die Schotten) auszuscheiden. Dem letzteren gegenüber verhält sich auch Verfasser selbst zweifelhaft (vgl. S. 14 oben). Aber man wird beide nicht als Originalzüge betrachten können, da sie in der Gruppe β^* teilweise (VM), in der Gruppe ε^* vollständig fehlen, also auch γ^* nicht zuzuschreiben sind trotz Goughs Versuch (S. 18), dies zu tun. Ebenso findet sich die Beziehung auf Northumbrien nur in Of_1 und der Gruppe δ^*. Und so kann man eine Verbindung mit der historischen Tradition (Aella und Edwin, Offa und Cynethryth) mit Sicherheit nur für δ^* und jene, β^* untergeordnete, Version, welche die gemeinsame Vorlage von Of_1 und *HC war (s. o.), feststellen. In Anbetracht dessen scheint mir die oben citierte Ansicht des Verfassers von dem zweifellos englischen Ursprung der Constance Saga noch des Nachweises zu bedürfen.

Im übrigen sind Goughs Ausführungen sehr ansprechend und zum Teil auſserordentlich scharfsinnig. Besonders wertvoll und zuverlässig wird seine Arbeit dadurch, daſs er (mit Ausnahme von HC und einer unbedeutenden Prosaversion [1]) überall die Texte selbst heranzieht, die einschlägige Literatur stets kritisch benutzt, gelegentlich sogar recht erhebliche Berichtigungen anbringt und sein Urteil vorsichtig und wohlerwogen abgibt. Wenn Verfasser im Schluſswort bescheiden sagt, er habe wenig mehr getan, als 'to follow up some of the clues given by Suchier', so kann er andererseits desselben Dankes, den er mit diesen Worten seinem groſsen Mentor zollt, auch von seiten der anglicistischen Forschung sicher sein, der seine mühevolle und sorgfältige Abhandlung ein lichtvoller Führer auf den zum Teil recht dunklen Pfaden sein wird, welche unsere Saga im Laufe der Zeit eingeschlagen hat.

Allenstein. M. Weyrauch.

[1] Version Co wird noch im Appendix besprochen, so daſs auch die Anmerkung 1 auf S. 48 gestrichen werden kann. Weitere Corrigenda wären: S. 5, Z. 3 l. Hu statt πu; S. 5, Z. 11 Followed statt Folowed; S. 8, Z. 2 is statt in; S. 30, Z. 11 writing statt writting; S. 46, Z. 9 v. u. le statt la; S. 67, Anmerkung 1, Z. 5 would statt wold.

Max Grofs, Geffrei Gaimar. Die Komposition seiner Reimchronik und sein Verhältnis zu den Quellen (V. 819—3974). Strafsburger Diss. Erlangen, Junge, 1902. VI, 136 S.

Fleifsig und gewissenhaft geht Verf. Vers für Vers bis zum Jahre 975, fast ganz die Hälfte der Reimchronik, durch. Sehr häufig bessert er Martins und besonders Hardys Text durch Bevorzugung der bisher fälschlich unter den Strich verbannten Varianten, oft auch durch freie Konjektur. Doch auch wo der Text feststand, korrigiert er in recht vielen Fällen Martins Übersetzung. (Auch 2660 bessere: 'er [der Schänder; vgl. 2676] sterbe! Wenn die Schändung verstohlen geschah, will ich sterben', wie der lateinische Roman aus derselben Quelle sagt: *si mea sponte actum fuerit*, p. 336. Dieser Lateiner, ein Mönch, der York kennt, von einer erst dem 12. Jahrhundert geläufigen stilistischen und homiletischen Bildung, verwechselt den Northumbrerkönig Aella von 866 mit dem gleichnamigen Heiden und macht, wohl daher, das von den Dänen eroberte Angelnreich des 9. Jahrhunderts zu einem heidnischen: ein fürs 11. Jahrhundert wohl noch nicht denkbarer Fehler.) Grofs bestätigt, dafs Gaimars Quelle ein nördlicher Zweig der Angelsächsischen Annalen war, der zunächst zu E. vor dessen Peterborougher Interpolation, aber doch bisweilen dem älteren Ast DE näher stand (vgl. *Archiv* CIV, Anzeige Plummers). Er beweist dies buchstäblich hundertfach, wie er denn auch über 150 Beispiele bringt für Reimfüllsel. Wem dient letztere Genauigkeit? Die erstere begrüfst vielleicht der Historiker dankbar, der sein Gewissen beruhigen will, dafs er fürs 7. bis 9. Jahrhundert nichts aus der Chronik lernt. Aber dieser hätte doch lieber die sehr kurze Tabelle vor sich gehabt, auf der deutlich abzulesen wäre, wo Gaimar Eigenes oder aus anderen Büchern nicht Nachgewiesenes enthält. Hierzu gehören einige hagiologische Stücke; nur ein Teil davon kann zurückgehen auf die von Grofs erwähnte Heiligenliste (die sich anschliefst an die von mir edierten *Heiligen in England;* hierher kann Vers 1408 stammen). Unter den Sagen behandelt Grofs ausführlich die von Gormund, weniger die von Havelok. Die von Northumbriens Fall scheint mir erfunden zur Entschuldigung der Niederlage. Und dafs sie einen historischen Kern enthalten 'mufs', sehe ich nicht. Schon Palgrave nämlich (dann Keary *Vikings*) bemerkt, wie auch das Westgotenreich der Sage nach fällt, weil ein in seiner Gattenehre vom König beleidigter Edler zur Rache Fremde ruft. Und nicht vor 1100 hatte man den neuen, nicht nationalen Ursprung der erst um 1050 genannten *butsecarlas* so völlig vergessen, um einem Angeln von 866 den Namen *butsecarl* und das Amt der Seewache gegen Piraten mit Gaimars Quelle andichten zu können. Da auch der Lateiner den Ehemann *Seafar* nennt, eignet dieser Zug wohl der Quelle.

Grundsätzlich übergeht, wie Grofs ebenfalls in breitester Ausführlichkeit zeigt, Gaimar Sternerscheinungen und Kirchengeschichtliches. Dennoch trifft das Gesamturteil nicht zu, er wolle unterhalten, nicht unterrichten. Es kann sich zwar berufen auf jene Sagen. Aber sie sind doch mit der Hauptmasse des Stoffes nicht verschmolzen und haben sie nicht beeinflufst. Diese ist vielmehr eine Übersetzung von so eintönigen, trockenen Notizen, dafs deren Zweck nur gewesen sein kann, anglo-normannischen Adel, der unfähig war, Englisch oder Lateinisch zu verstehen, zu unterrichten über die Geschichte des neuen Vaterlandes; der Reim sollte die Speise schmackhafter machen. Seinetwegen allein irrt Gaimar absichtlich von den Annalen ab und hilft sich mit stereotypen Zusätzen dürftigster Erfindungsgabe. Dagegen einen Roman schreiben will er offenbar nicht. Jene Reimnot, Gedankenlosigkeit, historische Unwissenheit und arge Flüchtigkeit im Übersetzen — mehr wohl als Unkenntnis des Angelsächsischen, die sich aber auch belegen läfst — verschulden man-

chen Schnitzer im Inhalt.[1] Z. B.: Hinter Northumbrischer Geschichte vermerken die Angelsachsen den Tod Karls (d. Gr.); Gaimar schreibt: *Carle murust Ki Cumberlande avait eut*, vermutlich weil zu seiner Zeit diese Nachbarprovinzen Northumberland und Cumberland politisch verbunden waren. Einst meinte ich so Ungeheuerliches durch Emendation beseitigen zu sollen (*Deutsche Zeitschr. Gesch.* VII E 11, wo mehreres über Gaimar); aber jetzt finde ich dank Groſs ähnliches in Masse.

Aus den eigenen Zusätzen Gaimars bestätigt Groſs dessen Kenntnis von und Anteil an Lincolnshire (siehe zu 2582). Aber für dessen Persönlichkeit lassen sich vielleicht einige Züge mehr gewinnen: Stolz auf Tapferkeit der Franzosen zeigt Vers 3286; wenn der Dichter durch einen Kometen Könige, die Leibeigene quälen, bedroht werden läſst (1444), so billigt er damit die bauernfreundliche Politik der *Leis Willelme* 29; wenn er Priester in der Schlacht nur zum Beten erscheinen läſst (1087), so folgt er den Canones gegen Waffentragen des Klerus; an regulierte Chorherren war er so gewöhnt, daſs er zu 827 von *chanoines de abeies* faselt (2321); auf dem Yorker Stuhl saſs für ihn allezeit ein Erzbischof; für angelsächsische Diözesen nennt er Kathedralen, die erst unter den Normannen ihr Zentrum wurden, setzt also Salisbury statt Sherborn. Die Ankettung von Büchern, für England hier vielleicht zuerst erwähnt, darf demgemäſs zwar nicht auf Gaimars bloſses Zeugnis den Angelsachsen beigelegt werden, erschien aber 1150 nicht neu. Wenn er von Aelfred dem Gr. sagt, dank den vom Papst erhaltenen Reliquien *jamès par armes ne murrad*, so schwebt ihm Unverwundbarkeit aus der Sagenwelt vor. Wenn Eadward I. Mercien erwirbt, weil die Schwester es ihm nach Gaimar vermacht, so spiegelt dies wohl den Anspruch Wilhelms des Eroberers auf England aus dem Willen Edwards des Bekenners; die Thronfolge, erklärt Gaimar, sei zu seiner Zeit klarer als einst (2317); er meint, schon seit alters folge der Prinz *si com son pere devisa* (1572). Den Bretwalda macht er zum Lehnsherrn (2300); und die formelle Aufkündigung von Lehnstreue und Homagium erzählt er schon zu 860 (2683). Aus der Anarchie unter Stephan kennt er den Zustand: *En icel tens tel ert la lei: Ki force aveit, si feseit guere, A son veisin toleit sa terre* (2020). Gaimars niedrige Stufe als Geschichtsforscher ergibt sich aus der Vernachlässigung Baedas, den doch seine vier Zeitgenossen, die das 7. Jahrhundert schildern, fleiſsig lesen. Doch neben den Angelsächsischen Annalen, die er zitiert als 'Buch von (d. h. angelegt zu) Winchester' (wie auch m. E. als 'Codex zu Washingborough', einem Besitztum Peterboroughs; vgl. *Neues Archiv ält. Dt. Gesch.* XVIII, 239), benutzt er einen mit Symeon von Durham gleichen lateinischen Text. Denn dreifache Übereinstimmung in zehn Versen (2542) mit Symeon kann nicht bloſs aus zufälligem Reimfüllsel sich erklären; zu a. 937 bemerkt auch Groſs die Ähnlichkeit. Aber auch Alfreds Lesestudium mag daher kommen. Auf Florenz von Worcester können zurückgehen Vers 1277, 1292 (*en nofisme an* = *anno nono*), 1380, 1733. Gar zu oft, glaube ich, weist Groſs, was E fehlt, jenem verlorenen Annalenzweige zu, auch ohne daſs andere Zweige eine Spur bewahrt hätten. Umgekehrt wurde Gaimar benutzt durch Bromtons Kompilation, was Groſs fleiſsig bestätigt. Daſs um 1150 eine amtliche Reichschronik zu Winchester lag, im Kerne mit den Angelsächsischen Annalen identisch, dafür reicht eines Gaimar Zeugnis nicht aus: er konnte leicht derartiges kombinieren. Aelfred nennt er, in bezeichnender Unklarheit, Veranlasser oder nur Besitzer der Annalen, nie Verfasser (3451, 2337). Er kannte sie verbunden mit Alfreds *Leis;* der einzige Annalenkodex, der auch diese Gesetze enthält, bietet aber einen anderen Text, als welchen Gaimar benutzte; vgl. mein *Gesetze der Angels.* I, S. XXIV [2].

[1] Die Mercier heiſsen *Merces(n)eis* nur durch den Gen. plur. auf *-na*.

In so treuer Arbeit hat Grofs sich um Gaimar verdient gemacht, dafs wir hoffen, er werde die stofflich und poetisch weit wertvollere zweite Hälfte auch behandeln und, wozu ihn seine philologische Kenntnis befähigt, das ganze Denkmal abschliefsend herausgeben. Bei jener oder dieser Arbeit könnte er leicht aus seinen vielen Einzelforschungen die für Geschichte und Literatur wichtigen Ergebnisse übersichtlich herausziehen.

Berlin. F. Liebermann.

Gustave Michaut, Les Époques de la Pensée de Pascal. Deuxième Édition revue et augmentée. Paris, A. Fontemoing, 1902.

Als der Verfasser dieses Buches im Jahre 1896 im sechsten Fasciculus der *Collectanea Friburgensia* den kritischen Text der 'Pensées de Pascal' veröffentlichte, schickte er seiner Ausgabe eine Einführung von 55 Seiten voraus und fügte eine chronologische Tafel hinzu, welche die Daten vom Jahre 1618, dem Hochzeitsjahr der Eltern Pascals, bis zum Todesjahre Pascals, 1662, enthält. Einen zweiten Anhang bildeten die 'Notes bibliographiques' im Umfang von etwa 10 enggedruckten Quartseiten, endlich folgten noch ein Avertissement, in dem sich der Herausgeber über seine Ausgabe verbreitete, und ein Übersichtsplan über die verschiedenen Gruppierungen der Pensées nach Étienne Périer und Sainte-Beuve, nach Madame Périer, nach Faugère und nach Molinier.

Diese Einführung erscheint hier in vermehrter, zum Teil umgeänderter Form und in handlicherer Gestalt wieder.

Das Buch zerfällt jetzt in zwei Hälften von annähernd gleichem Umfang. Die erste Hälfte entspricht der '*Introduction*' von 1896, doch ist eine übersichtlichere Einteilung in Kapitel und Abschnitte vorgenommen worden, und der Text selbst hat teils Änderungen, teils erweiternde Umarbeitung erfahren. In umfangreichen Anmerkungen findet man eine Reihe von Ergänzungen und Zusätzen, und es scheint in der Tat, dafs Michaut die seit 1896 erschienene Literatur über Pascal gewissenhaft ausgenutzt hat. Die umfangreichsten Erweiterungen des Buches gegenüber seiner früheren Form sind die sechs Appendices, die den Umfang eines kleinen Buches für sich in Anspruch nehmen.

Appendix I enthält das Tableau chronologique, von dem oben die Rede war, es ist aber über das Todesjahr Pascals hinaus bis zum Jahre 1897 fortgeführt worden und gibt in diesem neuen Teil, der 'chronologie posthume pour servir à l'histoire des œuvres de Pascal' ein Verzeichnis der seit 1663 erschienenen Ausgaben und Abhandlungen, die sich auf Pascal beziehen. Das letzte Datum in der Chronologie lautet 1897—19, was man nicht verstehen kann, und die erste Zahl ist das Datum 1617; in der Ausgabe von 1896 war 1618 als das Jahr der Vermählung von Pascals Eltern angegeben. Inhaltlich stellt sich das jetzige 'Tableau chronologique' als eine Verschmelzung der früheren Chronologie und der auf diese folgenden 'Notes bibliographiques' dar. Leider sind nun aber die bibliographischen Angaben des alten Verzeichnisses auch nicht entfernt mit Vollständigkeit in dies neue Verzeichnis herübergenommen worden, und man sieht nicht recht, von welchem Gesichtspunkt der Verfasser sich bei der Auswahl, die er getroffen hat, hat leiten lassen. Wenn Michaut seine 1896 erschienene Arbeit in neuer Form zugänglich machen wollte, und dies ist gewifs nur zu begrüfsen, so hätte er die neue Fassung so einrichten sollen, dafs man nun nicht mehr nötig hätte, beide Bücher nebeneinander benutzen zu müssen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Verfasser eine dritte Auflage in diesem Sinne umarbeiten möchte.

Appendix II enthält einen Abdruck der von Arnauld d'Andilly herrührenden 'Traduction d'un Discours de la Réforme de l'homme intérieur' des Cornelius Jansenius. Nach dem Ausspruch des Dom Clémencet trug

die Lektüre dieser Schrift viel zur Erhöhung der Frömmigkeit in der Familie Pascal bei — lorsque Dieu commença à y répandre ses bénédictions. Der Discours gehört also offenbar zu jenen religiösen Schriften, die man in Pascals Familie auf Anregung der Freunde La Bouteillerie und Deslandes mit Eifer las.

Einzelne Teile dieses Diskurses sind die Abhandlungen 'Des voluptés de la chair', 'De la curiosité', 'De l'orgueil'. Im Appendix III macht uns Michaut mit dem berühmten 'Augustinus' des Jansenius näher bekannt. Kann man Pascal nicht verstehen, ohne die Jansenistische Lehre zu kennen, und diese nicht, ohne vom 'Augustinus' wenigstens eine Vorstellung zu besitzen, so wird man dem Verfasser der vorliegenden Pascalstudie dafür Dank zu wissen haben, dafs er den Leser in einem besonderen Abschnitt mit diesem im allgemeinen wenig gekannten Werk vertraut macht.

Der vierte Appendix, 'Quelques Plans des Pensées', entspricht im wesentlichen dem 'Plan des Pensées' auf S. LXXXVIII ff. der früheren Fassung.

Der fünfte Appendix behandelt die 'Rhétorique' Pascals.

Der sechste und letzte Appendix enthält kritische Bemerkungen zu fünf neueren Arbeiten über Pascal, zu: Brunschvicg, Pensées et opuscules 1897, 1900 [2]; Lanson, Artikel 'Pascal' in der Grande Encyclopédie; Giraud, Pascal l'homme l'oeuvre l'influence 1900 [2]; Boutroux, Pascal 1900; Hatzfeld, Pascal 1901.

Ein alphabetischer Index bildet den Schlufs des ebenso lesbaren als lehrreichen Buches. Es wäre zu wünschen, dafs das Werk mit dazu beitrüge, das Interesse moderner Leser einem Autor immer mehr zuzuwenden, mit dem man nie in geistige Berührung tritt, ohne sich bereichert zu fühlen und zu eigenem Nachdenken angeregt zu werden. — Einer besonderen Bemerkung bedürfen noch die künstlerischen Beigaben. In der Ausgabe von 1896 hatte der Verfasser in grofsem Format die Totenmaske Pascals en face und im Profil reproduziert. In das neue Buch ist nur das bedeutend verkleinerte Profil aufgenommen worden, daneben aber bringt der Verfasser als Zugabe noch die Reproduktion des bekannten Jugendbildnisses, von dem allerdings das in Petit de Jullevilles Literaturgeschichte (IV 1 nach pag. 588) wiedergegebene Kupfer Edelincks eine unverhältnismäfsig bessere Vorstellung gibt. Vor dem Titel ist das Abendmahl von Phil. von Champaigne reproduziert. Einer der Jünger zeigt Gesichtszüge, die denen Pascals nicht unähnlich sind. Eine Anmerkung auf S. VIII gibt näheren Aufschlufs über dieses merkwürdige Zusammentreffen.

Greifswald. F. Heuckenkamp.

F. Gohin, Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIII[e] siècle (1740—1789). Paris, Belin, 1903. 8° de 400 p.

Jusqu'en 1740 environ, les puristes, continuateurs de Vaugelas, soutenaient avec obstination que la langue française, telle que l'avaient faite les grammairiens et les grands écrivains du XVII[e] siècle, devait être considérée comme fixée et ne pouvait admettre aucune modification: cette doctrine était partagée par un bon nombre d'écrivains. En 1789, la Révolution allait violemment jeter dans la circulation un grand nombre de termes nouveaux et de métaphores jusqu'alors inconnues. Entre les deux dates, s'opèrent dans la langue des transformations pacifiques, et d'autant plus intéressantes, dues aux progrès des sciences, à la diffusion de la 'philosophie', aux théories des encyclopédistes et des néologues, et à d'autres causes encore.

'Prétendre immobiliser la langue littéraire et la langue usuelle — dit

excellemment M. Gohin, p. 221 — c'était oublier que, si la syntaxe admet une fixité parce qu'elle est comme la logique de la pensée, les mots sont la pensée même et que la vocabulaire suit et subit les variations des sentiments et des idées.' Les *philosophes*, pénétrés de *l'esprit classique*, n'avaient aucune raison de toucher à la syntaxe consacrée; mais ils voulaient faire des mots du vocabulaire, augmentés, ordonnés rationnellement par familles, définis avec rigueur, un instrument de conquête et de domination; d'autres influences se joignirent à la leur, et le vocabulaire fut, en effet, modifié d'une façon considérable. Ce sont ces modifications qu'étudie M. Gohin dans un livre solide, clair et attachant, qui est une excellente contribution à l'histoire de la langue française.

Ce livre est divisé en deux parties: à la fin, un lexique méthodique, où les mots et les métaphores dont la langue s'est enrichie pendant la période étudiée sont (non pas tous, sans doute, mais au moyen de spécimens nombreux et caractéristiques) classés et étudiés avec un grand soin; — au début, une longue introduction qui, sous ce titre particulier: *Doctrines et Tendances*, passe en revue les théories et l'histoire des néologues, l'aide prêtée aux néologues par l'Académie française, la façon dont se sont créées les métaphores nouvelles, l'extension des sens des mots, les emprunts à l'ancien français, au langage populaire, aux langues techniques et aux langues étrangères.

Résumer d'une façon claire et utile un travail aussi copieux et aussi précis à la fois demanderait trop de place, et je me garderai de l'entreprendre. Je me contenterai de signaler dans le première partie ce qu'on ne s'attendrait peut-être pas à y trouver: de bonnes analyses du style de quelques grands écrivains du XVIIIe siècle (notamment de J. J. Rousseau, p. 108 et suiv.); de fines remarques sur les rapports du mot propre et de la métaphore (p. 114) ou sur les extensions abusives du sens des mots (p. 122). En songeant aux déclarations tapageuses de Victor Hugo:

> Je suis un bonnet rouge au vieux dictionnaire . . .
> Je nommai le cochon par son nom; pourquoi pas?

on remarquera les timides tentatives qui ont été faites par certains poètes pour mêler la langue familière à la langue noble (p. 156), le succès bruyant mais éphémère de la langue poissarde (p. 153), et finalement le triomphe de tendances nouvelles (p. 175): 'La langue populaire prend racine dans la langue noble qui se désagrège peu à peu; elle s'y développe comme la végétation puissante qui s'épanouit dans les ruines d'un palais abandonné et qui menace de les envahir.' En voyant quelle large place le vocabulaire français a faite aujourd'hui aux termes techniques, notamment aux termes d'art, et combien le style des écrivains récents se pique d'être pittoresque, on s'intéressera aussi vivement aux efforts que fait le XVIIIe siècle pour revenir aux traditions du XVIe et pour inaugurer celles du XIXe. Encore vers 1780, Saussure croyait devoir expliquer les mots *glacier* et *chalet* (p. 201): on a fait du chemin depuis.

Dans la deuxième partie, on sera frappé par des expressions qui nous paraissent aujourd'hui nouvelles et qui n'ont pas moins d'un siècle et demi d'existence. On remarquera surtout d'intéressantes monographies (*égaliser, impasse, inhabileté, instable, souvenance, ragissement* . . .; ou, pour ce qui concerne la signification des mots, *âge, aventure, caprice, costume, conséquent* . . .) On notera les caractères saillants de la langue du XVIIIe siècle: l'abondance des adjectifs devenus substantifs, les participes présents employé adjectivement, les substantifs abstraits, les verbes actifs employés comme neutres, etc.

Relevons, en terminant, quelques inadvertances ou quelques fautes d'impression particulièrement fâcheuses, comme il ne pouvait pas ne pas y en avoir dans un ouvrage de ce genre.

Les p. 44 et 45 donnent deux listes de mots qui prétendent se compléter l'une l'autre: *inactif* est dans les deux. — P. 49, l'omission d'un *que* et son remplacement par une virgule a introduit un non-sens dans une citation de Voltaire: 'C'est ce malheureux usage qui a un peu appauvri la langue et qui lui a donné plus de clarté *que* d'énergie et d'abondance.' — P. 95 n., une autre omission, celle de *moins*, a fait commettre un solécisme à Desmatis: 'Il en est beaucoup *moins* qui puissent ...' — P. 109 et 110, au lieu de: 'les reproches que Julie adresse à Wolmar (*Nouvelle Héloïse*, Part. II, liv. XV)', il faut lire: '... adresse à Saint-Preux ..., lettre XV.' — P. 157, *or* a été répété indûment dans ce passage: 'or, dans cinq vers des *Géorgiques* de Delille il relève *soc, traîneaux, rateaux, claie, van, madrier*; (or,) pourquoi n'est-on choqué d'aucun de ces mots?' — P. 168, le mot *décadence* de la ligue 20 s'est assimilé le mot *décence* employé par Rousseau l. 23: 'La déc(ad)ence, non moins sévère dans les écrits que dans les actions, ne permet plus de dire en public que ce qu'elle permet d'y faire.' — P. 72, il manque un chiffre II au sous-titre devant: 'les *dictionnaires*.' — P. 186, l. 20, le mot 'deuxième' manque dans: 'la moitié du siècle.' — P. 374, au mot *montre*, il faut: 'eût ... paru.'

A la p. 229, M. Gohin écrit: 'Sont précédés d'un astérisque les termes du *Lexique* qui n'ont pas été adoptés ou ne sont plus admis par l'usage'. Or, je vois precédés d'un astérisque *chuchotage, politiqueur, poursuiveur, tourmenteur, tresseur, trouveur, modifiable, partageable, diapré, brumeux* ...; je m'en tiens exprès aux premières pages du lexique, sans quoi j'aurais encore à citer *anti-constitutionnel* et bien d'autres du même genre, qui figurent dans un dictionnaire manuel de 1902 (celui de Larive et Fleury) et qui paraissent très usités. D'ailleurs, au mot *activer*, qui est aussi precédé d'un astérisque (p. 248), M. Gohin lui-même écrit: 'Admis par Ac. 1798, supprimé 1835. Est très employé aujourd'hui, bien que l'Académie ne l'ait pas rétabli dans son dictionnaire'. Si le mot est 'très employé', que signifie l'astérisque? Est-il dû à ce que l'Académie a l'air de le proscrire encore? mais alors pourquoi un astérisque devant *fonctionner* et *gauchement*, dont tout le monde use et qui ont été enregitrés par l'Académie en 1835? Pourquoi n'y en a-t-il pas, au contraire, devant *compassionner* ou *tempéramenteux*, que l'Académie ne connaît pas et dont je ne vois pas qu'on se serve beaucoup?

P. 304, M. Gohin étudie les 'verbes actifs qui s'emploient d'une manière neutre', et met dans sa liste *s'avertir* et *se résoudre*. Peut-on dire que ces réflechis actifs sont employés d'une manière neutre, parce qu'ils ne sont pas suivis d'un complément indirect?

Le livre de M. Gohin se termine par deux index qui seront fort utiles: celui des auteurs cités dans la première partie, et celui des termes cités dans le lexique.[1] Comme le lexique ne reprend pas tous les mots étudiés dans la première partie, il est fâcheux que cet index ne renvoie pas à la fois aux deux parties.

Montpellier. **Eugène Rigal.**

Prof. Dr. O. Thiergen, Methodik des neuphilologischen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1902. VI, 183 S.

Das Buch mutet einen etwas seltsam an. Wer es auf seinen allgemein klingenden Titel hin zur Hand nimmt, findet bald, daſs dieser Titel nicht recht zutreffend ist; es fehlt ein Zusatz wie: 'auf Grund der fremdsprachlichen Lehrbücher von Boerner und Thiergen,' ohne welchen man natürlich eine neuphilologische Methodik im allgemeinen, höheren Sinne er-

[1] Le mot *objet* est à la p. 292, et non à la p. 291.

wartet. Eine solche aber wird meines Erachtens in dem Buche nicht geboten.

Der Verfasser bestimmt zwar sein Werk in erster Linie für Anfänger und Anfängerinnen im neuphilologischen Studium resp. Lehrfache, aber selbst für solche Benutzer enthält das Buch des längst Bekannten und fast Selbstverständlichen so viel, als ob sie vorher keine volle höhere Schule absolviert hätten, ja, als ob ihnen kaum das durchschnittliche Maſs von gesundem, praktischem Menschenverstande zuzutrauen wäre. Was in fast jeder französischen oder englischen Grammatik oder in Leitfäden der Literaturgeschichte oder in anderen gewöhnlichen, bei jedem angehenden Neuphilologen vorauszusetzenden Hilfsmitteln steht, füllt nicht wenige Seiten des Buches. Selbst einige Bilder nach Hölzel und nach Rahn (A travers Paris et la France), wie sie vielfach bei Sprechübungen zugrunde gelegt werden, haben nebst daran geknüpften Sprechübungen und Vokabularien (p. 77—99) Aufnahme gefunden. Über sechs Seiten (p. 50—57) enthalten Auszüge aus Nagels französisch-englischem etymologischem Wörterbuche. Hier hätten doch bloſse Hinweise oder ganz kurze Proben genügt.

Der Verfasser, welcher, wie wir erfahren, vor kurzem wieder in Paris gewesen ist, teilt uns (p. 13—16) auch seine 'Sprachbeobachtungen' mit. Wir sind es schon gewöhnt, daſs in Programmabhandlungen und Broschüren Fachgenossen, die einige Monate Urlaub in England oder Frankreich zugebracht haben, ihre fast immer vom Zufall abhängigen und lückenhaften Erfahrungen und Beobachtungen vor die Öffentlichkeit bringen. Was sollen aber solche Dinge in einer M e t h o d i k?

In der Vorrede heiſst es, daſs die Methodik des neuphilologischen Unterrichts nichts anderes sein solle 'als die Ausführung der Bestimmungen der neuen Lehrpläne vom Jahre 1901, Bestimmungen, die, wenigstens für die neueren Sprachen, von der Hand eines Meisters herrühren.' Den letzten Teil dieser Behauptung wollen wir in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung auf sich beruhen lassen, aber daſs die Methodik eines Unterrichts nur die Ausführung der von der vorgesetzten Behörde darüber erlassenen Bestimmungen sein soll, kann wohl kaum des Verfassers Ernst sein. Erkennt er keine bleibenden, in dem Wesen des Lehrgegenstandes selbst begründeten Gesetze an? Und sind nicht die jeweiligen und meist mehr äuſserlichen Bestimmungen der Behörden ziemlich häufigem Wechsel unterworfen?

Während die mir vorschwebende allgemeine neuphilologische 'Methodik' ü b e r dem 'Methoden'streit stehen würde, nimmt der Verfasser mit seiner sogenannten 'vermittelnden' Methode (die aber zur 'direkten' gehört, siehe p. 43) entschieden Stellung auf der Seite der Reformer und füllt wiederum nicht wenige Seiten mit Ausführungen, die nach dem nun zwanzigjährigen Reformkampfe den Reiz der Neuheit verloren haben und für diejenigen, die von ihrer Richtigkeit nicht überzeugt sind, durch die unverdrossene Wiederholung nicht überzeugender werden. Auf solche Methodenfragen, die in zahllosen Schriften mehr als genügend erörtert worden sind, hier noch einmal einzugehen, ist überflüssig und wäre vielleicht der kaum sich anbahnenden Beruhigung der Gemüter nicht dienlich. Wohl aber wird man sich nicht verhehlen können, daſs, wenn jeder wie der Verfasser verfahren wollte, wir zwar leicht eine ganze Bibliothek von speziellen Methodenbüchern, aber keine Methodik im eigentlichen Sinne erhalten würden. — Soviel um zu zeigen, warum das Buch einen etwas befremdlichen Eindruck auf den Leser macht, und daſs sein Titel nicht ganz zutreffend gefaſst ist.

Was im übrigen den Inhalt betrifft, so werden nacheinander die Vorbereitung des Neuphilologen auf seinen Beruf, seine Arbeit, die verschiedenen Lehrmethoden vom Maîtresystem bis zu der vermittelnden Methode,

wie der Verfasser sie versteht, und der Lehrgang besprochen (in Aussprache, Rechtschreibung, Lesen, Sprachfertigkeit, Wortschatz, Grammatik, Synonymik und Etymologie, Lektüre, Entwickelung der Sprache, Land und Leute, Literaturgeschichte, Lernen und Rezitieren von Gedichten, Reden etc., Stil- und Aufsatzübungen). Zwar geht der Verfasser meist nicht sehr in die Tiefe und kümmert sich im allgemeinen wenig um Bedenken und Zweifel, wie sie besonders in Methodenfragen manchem aufsteigen können, aber die frische, muntere Art, wie der Verfasser seine Ansichten und Ratschläge vorbringt, wirkt anregend und hilft über manche Mängel des Werkel hinweg, und der ratbedürftige und ratsuchende Anfänger wird neben vielem ihm schon Bekannten doch auch eine Anzahl praktischer Winke finden, die ihm von Nutzen sein können.

Schliefslich seien noch einige Kleinigkeiten erwähnt, die sich bei einer neuen Auflage leicht verbessern lassen. Wendungen wie: 'nur durch diesen Wink wird ein echt französisches Lesen und Sprechen erzeugt' (p. 34), oder: 'wir besehen uns eine jener Industriestätten, wie sie nur in England zu finden sind' (p. 46), oder: 'man glaubt nicht, wie dieses Mittel die Schüler anregt' (p. 66) sind dem Verfasser öfter, aber wohl nur in der Eile mit untergelaufen.

Weshalb sollte man in flüchtiger Rede nicht in *verre de vin* das *de* wie *d'* sprechen (p. 34)? In *tasse de thé*, welches vom Verfasser mit *verre de vin* unterschiedslos zusammengestellt wird, liegt die Sache anders: ein *e* zwischen gleichen oder verwandten Konsonanten verstummt nicht ganz. Darauf hätte hingewiesen werden können. — In betreff der Aussprache des *i* (ebenda) scheint mir die Angabe, dieser Vokal werde lang gesprochen, wenn er den Ton trägt, nicht zutreffend. Richtiger hiefse es wohl: das französische *i*, ganz gleich ob lang oder kurz, hat stets die Qualität oder Klangfarbe des langen geschlossenen *i* (wie in Miete). Ebd. Das *eu* soll z. B. vor *r* stets offen sein. Es hiefse deutlicher: vor auslautendem *-r* (*peur*), denn in Fällen wie *heureux* träfe die Regel nicht zu. Die an der betreffenden Stelle angeführten Laute oder Lautgruppen (*r, gle, ve, vre*) sollten ausdrücklich als Wortschlüsse bezeichnet werden. — Unter den stimmlosen Lauten (p. 36) fehlt durch ein Versehen *f*. — Wenn englisch anlautendes *th* (p. 39) nur in den der Aussprache nach einsilbigen Fürwörtern, Adverbien und Konjunktionen stimmhaft sein soll, warum ist es dann in *thither* stimmhaft? Man begegnet in Lehrbüchern dieser unzutreffenden Regel öfter. Die englischen Wörter, welche anl. *th* stimmhaft haben, sind sämtlich alte Demonstrativa. Danach wäre die Regel abzuändern. — Auf p. 39 spricht der Verfasser vom Haupt- und Nebenton. Seine Aussprachebezeichnung z. B. in *lĭi'titŭ'dĭnă'rĭan* läfst uns aber vergeblich einen klaren Bezeichnungsunterschied zwischen Haupt- und Nebentonsilbe suchen. — Von der Regel, dafs im Französischen der Ton im einzelnen Worte fast immer auf der letzten vollen Silbe liegt, werden (p. 44 Anm.) kurzweg *toujours, jamais* und *beaucoup* als Ausnahmen genannt. Aus dieser lakonischen Angabe könnte man entnehmen, dafs nur diese drei Worte den Ton auf die erste Silbe nehmen können, oder gar, dafs diese drei den Ton immer auf der ersten Silbe haben müssen? Auch hier wäre gröfsere Genauigkeit erwünscht.

Die Gesprächsmuster, p. 68—75, in denen der Lehrer vielfach recht kurz fragt, während der Mund der Schüler in erstaunlicher Weise überfliefst, und p. 121—140, wo vorwiegend das Umgekehrte der Fall ist, würden durch eine dies berücksichtigende Umarbeitung an Wahrscheinlichkeit gewinnen. — In der Skizze (p. 141 ff.) der Entwickelung der französischen Sprache, wie sie der Verfasser seinen Schülern in der obersten Klasse der neunjährigen Realanstalt französisch vorträgt, finden sich Wendungen wie: *cette langue adorable* (d. h. das Französische) oder: *notre 'oui'*, die zwar unverkennbar auf eine französische Quelle hinweisen, dem

deutschen Oberprimaner aber doch befremdlich klingen müssen. Solche kleinen Unachtsamkeiten ließen sich leicht beseitigen. Auch der entsprechende englische Abschnitt wäre hier und da noch verbesserungsfähig, z. B. p. 144: *Agricola only completed;* p. 145: *From the conquest of the country by the Normans, the Anglo-Saxon language disappeared;* und in sachlicher Hinsicht erscheint anfechtbar p. 147: *we are glad that this language* (d. h. das Englische) *opens to us the doors of every well-bred man in all parts of the world* (!?).

Gewinnen würde das Buch meines Erachtens auch, wenn darin nicht so oft und deutlich durch die Hinweise auf des Verfassers Lehrbücher sozusagen pro domo gesprochen würde, und vor allen Dingen, wenn der in diesem Werke überflüssige Anhang mit dem im großen und ganzen doch nur zur Empfehlung des betreffenden Buches dienenden Abdruck eines Vortrages des Herrn Oberlehrer Dr. Cossack (Dresden, Ges. f. neuere Philologie) über 'Ein Jahr Erfahrungen mit dem Lehrbuch der englischen Sprache von Boerner-Thiergen' ganz fortbliebe.

Nur wenige Druckfehler habe ich mir angemerkt: p. 50 frz. *naturer* mit natürlichen Eigenschaften begabt; p. 115 Hannover (englisch nur ein *n*); Caesar statt Cæsar; p. 147; Englisches Reallexikon von Klepper? p. 153: Samuel Jonson statt Johnson; p. 161: Irishmann statt -man.

Berlin. G. Tanger.

C. Steinweg, Schluſs! Eine Studie zur Schulreform. Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. 48 S. 8.

Der Verfasser dieser Broschüre geht von dem wohl allgemein als richtig erkannten Grundsatz aus, daſs in der Schule keine Disharmonie der einzelnen Teile das Ganze stören dürfe, daſs alle Fächer untereinander im Zusammenhange stehen und nach einem Hauptziele streben müssen. Er macht auf die Gefahr aufmerksam, die den anderen Fächern, besonders dem Deutschen, erwächst, wenn in den neueren Sprachen mit einem solchen Hochdruck gearbeitet wird, daſs in der französischen und englischen Stunde von OII an Deutsch überhaupt nicht mehr gesprochen werden soll, und auf die Schwierigkeiten, die aus dieser Art des Unterrichts für Lehrer und Schüler erwachsen. Wollte aber die Universität den von den Reformern aufgestellten Forderungen willfahren, dann würde sie zur Handlangerin der Schule werden (S. 14).

Danach wendet sich der Verfasser einigen Hauptfragen des neusprachlichen Unterrichts zu und sucht im Hinblick auf das Ganze der Schule darzutun, wo die Reform segensreich wirken kann, wo aber nicht. Bei der Aneignung und Befestigung des Wort- und Phrasenschatzes spricht er über die Verwendung von Bildern und Lauttafeln und zeigt, daſs man nicht zu ängstlich bestrebt sein solle, die Muttersprache auszuschlieſsen, und jeder wird ihm recht geben, der aus eigener Erfahrung gesehen hat, zu welchen scherzhaften Miſsverständnissen es oft in der Schule kommt, wenn man die Schüler die Bedeutung einer unbekannten Vokabel will selber finden lassen, und welche Zeit gespart wird durch einen kurzen Hinweis auf das deutsche Wort. Auch die Methode Gouin und Bärwald, Neue und ebene Bahnen, werden gestreift, und es wird in verständiger Weise darauf hingewiesen, daſs man zugleich mit dem Wortklang auch das Schriftbild geben und sich anfangs an die Dinge der nächsten Umgebung halten soll. Schreib- und Leseübungen müssen mit dem gesprochenen Wort Hand in Hand gehen, und selbst das reine Vokabellernen braucht nicht langweilig und geisttötend zu sein.

Den hohen Wert der Sprechübungen erkennt der Verfasser voll an; denn sie allein und nicht der rein wissenschaftliche und grammatische Betrieb können die Beweglichkeit und Sauberkeit in der Lautbildung er-

zeugen. Sie müssen sich aber vorzugsweise an die Lektüre anschliefsen, um die sich alles zu drehen habe. Das rein Technische gehöre nicht in die Schule; denn was solle von den hunderttausend Dingen dem Schüler geboten werden, und der Zweck der Schule sei doch nicht, künftige Maschineningenieure oder Baumwollenindustrielle vorzubilden. Der Zweck der Konversation sei, den Schüler zu einem Urteil über das Gelesene zu führen, und wenn er dann noch seinem Standpunkte entsprechende Prosa oder schlichte Poesie inhaltlich wiedergeben und sich über die allergewöhnlichsten Tagesereignisse verständlich machen könne, so sei unsere Aufgabe hinsichtlich des Sprechenkönnens gelöst.

Das Studium der Grammatik ist auf der Schule für eine gedeihliche Spracherlernung ebenso notwendig wie in der Kunst ein eifriges Betreiben von Anatomie und Zeichnen. Der Verfasser zeigt in sehr klarer Weise (S. 32 f.) an einzelnen Beispielen (Konjunktiv, Präposition à u. a.), wie eine richtige Beschäftigung damit geistbildenden Wert haben und wie der Lehrer durch ein logisches Vorgehen den Inhalt der Regel zu innerer Anschauung bringen kann.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dafs eine stilistisch-musterhafte Übersetzung in die Muttersprache in den meisten Fällen sich wegen Mangel an Zeit von selber verbiete, dafs ein Übersetzen aber öfter als Kontrolle einzutreten habe. Aus dem blofsen Lesen könne man sich nicht genügend vom rechten Verständnis überzeugen. Auch das Übersetzen in die fremde Sprache sei nötig, da man an einer fremden Sprache alle Übungen vornehmen müsse, die zu ihrer Erlernung führen. Wenn die Lektüre allgemeine Geistesbildung mit besonderer Berücksichtigung der von uns national verschiedenen Anschauungs- und Gefühlsweise geben solle, so müsse sie auch die Kulturgeschichte mehr als die politische betonen; Beschreibungen von Paris und London aber geben uns keinen Begriff französischer oder englischer Eigenart, und ebenso wenig sei das der Fall bei technischen Büchern. Passende Chrestomathien, die ihren Stoff nicht aus Scheunen und Ställen zusammenfegen, seien auf der Unterstufe nötig, da man nicht gut gleich mit einem Schriftsteller beginnen könne. Sie sollten der Art der betreffenden Anstalt angepafst sein und auch in den Oberklassen neben der Lektüre des Schriftstellers Verwendung finden, da sie Beispiele bringen für Literaturgebiete, die nicht alle während eines Schulkursus zur Behandlung kommen können (S. 47).

Für die Lektüre wünscht der Verfasser, dafs trotz einer gewissen Freiheit der Selbstbestimmung, die dem Lehrer bleibt, doch eine gewisse Lektüre fest bestimmt werde, damit, wie im Gymnasium der Schüler von Cornel über Cäsar und Cicero zu Virgil und Horaz und von Xenophon über Demosthenes zu Homer und Sophokles geführt werde, er auch hier ein stufenweises Vorschreiten auf das Ziel der Anstalt finde.

Die kleine Broschüre mit ihrem reichen Inhalt und vorurteilsfreien Urteil sei jedermann aufs wärmste empfohlen.

Berlin. Ad. Müller.

Scholl, Dr. Sigmund, Guillaume Tardif und seine französische Übersetzung der Fabeln des Laurentius Valla. (Programm des k. Gymnasiums.) Kempten, 1903. 22 S. 8.

Das Neue dieses Aufsatzes beschränkt sich auf einige wenige Seiten, welche die kleinen Änderungen nachweisen — hauptsächlich Erweiterungen in Erzählung, Charakteristik und Motivierung —, die Tardif am Texte Vallas vornimmt: kleine Beobachtungen und Bemerkungen, deren Veröffentlichung sich etwas anspruchsvoll gibt. H. M.

Rousseau, Du Contrat social, nouv. édition avec une introduction et des notes explicatives par G. Beaulavon. Paris, Soc. nouv. de librairie et d'édition, 1903. 336 S. 8. Fr. 3.

Die erste *édition classique* des *Contrat social.* Sie gibt den Text der grofsen Ausgabe von Dreyfus-Brisac (Paris, Alcan, 1896) wieder, begleitet ihn mit Anmerkungen, welche den schwierigen Wortlaut deuten und den Gedankenzusammenhang erklären, und läfst ihm eine umfangreiche *Introduction* (S. 3—102) vorangehen, die Rousseaus politisches System, Ursprung und Wirkung seiner politischen Lehren in sehr kundiger Weise darlegt. Der Verfasser, Gymnasiallehrer in Caen, ist auch in der deutschen Rousseau-Literatur bewandert. Er hat eine sehr brauchbare Ausgabe geliefert.

H. M.

Voretzsch, Prof. Dr. Carl, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache zum Selbstunterricht für den Anfänger. Zweite Auflage. Halle, Niemeyer, 1903. XVI, 278 S. 8. M. 5.

Kaum zwei Jahre sind verflossen, seit dieses Elementarbuch zum erstenmal in die Welt gesandt worden ist. Die Gediegenheit seines sprachgeschichtlichen Inhalts, der neben lehrhafter Zusammenfassung gesicherter Forschungsresultate auch viel persönliche Forschung birgt, fand allgemeinen Beifall (cf. *Archiv* CVIII, 255—59); das didaktische Geschick des Verfassers trat augenscheinlich zu Tage, aber die induktive Methode, die er befolgt, begegnete Bedenken und Widerspruch. Das Buch hat diese siegreich überwunden. Dafs es, in seinen Grundlagen unverändert, im einzelnen unter Berücksichtigung der Fachkritik verbessert, vor Ablauf von zwei Jahren in zweiter Auflage erscheint, beweist, dafs viele die hier dargebotene Führerhand ergriffen haben, und ist ein erfreuliches Zeichen dafür, dafs die sprachgeschichtlichen Studien nicht vernachlässigt werden.

H. M.

Adolphe Zünd-Burguet, Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation Française. Paris 1902. 72 S. Dazu ein Heft Illustrationen.

Um mit dem *livret d'illustrations* zu beginnen, so ist davon nur Rühmliches zu sagen. Es enthält so gute Abbildungen vom Kehlkopfe und vom weichen Gaumen, wie man sie kaum in irgend einem phonetischen Lehrbuche findet. Aufserdem bietet es dreizehn Tafeln mit zusammen sechsundzwanzig Momentphotographien des Kopfes einer jungen Pariserin, welche die einzelnen Vokale und Konsonanten artikuliert, so dafs man eine sehr deutliche Anschauung von den verschiedenen Kiefer- und Lippenstellungen erhält. Den Anblick namentlich der letzteren erachte ich als äusserst lehrreich für alle, die sich eine gute Artikulation des Französischen aneignen wollen; es wird jeder, der z. B. frz. *i* nicht sauber hervorbringt, durch einen Vergleich seines im Spiegel wahrgenommenen Lippenbildes mit der Illustration sofort erkennen müssen, worin seine fehlerhafte Aussprache ihren Grund hat. Am Schlufse findet man noch einmal auf Tafel 18 alle bei der Artikulation der Vokale und Vokalabstufungen eintretenden Mundstellungen (es sind nur die Lippen photographiert) in übersichtlicher Weise vereinigt. Eine erhebliche Ungleichheit ist mir zwischen Abbildung 5 und 54 aufgefallen, wo doch derselbe Laut artikuliert wird: die erstere entspricht für die Kieferlage nicht der Beschreibung im Text S. 3; die letztere ist die richtige.

Etwas weniger befriedigt hat mich der Text. Die Beschreibung der einzelnen Artikulationen ist zwar im allgemeinen zutreffend, klar und fafslich, auch fehlt es nicht an einigen guten praktischen Winken, doch ist auch manches zu bemerken, was man nicht gut heifsen kann. Bei

der Behandlung des *a* ist es störend, daſs hier, wie freilich auch sonst bei französischen Phonetikern, das helle *a* als offenes, das dunkle *a* als geschlossenes bezeichnet wird. Wenn man Thudichum glauben sollte, und das scheint Zünd-Burguet zu tun, so wäre das Gaumensegel bei hellem *a* höher gezogen als bei dem anderen, und dann würde allerdings eine groſse Berechtigung zu obiger Bezeichnung vorliegen, allein abgesehen davon, daſs dies doch problematisch ist (nach meinen Beobachtungen wenigstens steigt das Gaumensegel bei dem einen *a* ebenso hoch wie bei dem anderen), wird man es gewiſs als praktischer und anschaulicher erachten dürfen, die Mundöffnung zum Einteilungsgrunde zu machen, also das *a* in *âme* ein offenes, das *a* in *salle, part* ein geschlossenes zu nennen. Wenn übrigens bezüglich der Artikulation des offenen *a* gesagt wird (S. 5): *le voile du palais est modérément abaissé sur la partie postérieure de la langue*, so kann diese Ausdrucksweise leicht zu einer schiefen Auffassung führen; man muſs meines Erachtens von der Ruhelage des Gaumensegels ausgehen und sagen, es hebe sich etwas, und das gleiche gilt auch von dem S. 6 Bemerkten. Daſs bei der Besprechung des kurzen offenen *o* kein Beispiel mit betontem *o* wie *école, homme* angegeben ist, beruht wohl nur auf einem Versehen. Unter den Ausspracheſehlern von Ausländern, welche zu den meisten Lauten registriert sind, finden sich einige, welche mit meinen Beobachtungen nicht übereinstimmen, z. B. wenn es heiſst, daſs die Deutschen das *a* in *part* wie langes offenes *e* auszusprechen die Neigung haben.

Berlin. Schultz-Gora.

Französisches Übungs- und Lesebuch für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. Von Johann Fetter und Rudolf Alscher. V Teile in 4 Bänden. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1902.

Die Errichtung humanistischer Lehranstalten für das weibliche Geschlecht auch bei uns ist nur noch eine Frage der Zeit, Realschulkurse für Mädchen haben schon längst ihre Lebensfähigkeit und selbst die Notwendigkeit ihres Bestehens durch fortwachsende Besuchsziffer nachgewiesen. Gerade für diese Anstalten ist es von allgemeinem Interesse, zu beobachten, wie in den Nachbarstaaten des Deutschen Reiches die Aufgabe der nspr. Vorbildung erfüllt wird. Ein treffliches Bild für das Frz. in Österreich gibt das vorliegende Unterrichtswerk von zwei erfahrenen Wiener Schulmännern, das durch seine Anlage und die Behandlung des Stoffes zu den guten Lehrmitteln zu zählen ist. Die Pensen sind auf fünf Jahre verteilt, Band I umfaſst das erste und zweite, die drei folgenden je ein weiteres Lehrjahr.

Von Anfang an fällt auf, daſs die Verfasser sich eine vielseitige, sorgfältige Durchdringung des Stoffes haben sehr angelegen sein lassen, daſs das Augenmerk nicht ausschlieſslich, auch nicht vornehmlich, unter Einbuſse an grammatischer Gründlichkeit, auf Sprachfertigkeit gerichtet ist. Dagegen ist das Bestreben der Verfasser unverkennbar, die Schülerin durch vielseitige, formale und sachliche Verarbeitung des Pensums gleichmäſsig zur sprachlichen Herrschaft über einen Lesestoff wie zur sicheren Erkenntnis seiner grammatischen Erscheinungen zu führen. Das Lesestück muſs nach Anlage des Werkes von Anfang an in fünf bis sieben verschiedenen Behandlungen durchgearbeitet werden; es folgen gleichmäſsig aufeinander: Lecture — Exercice de mémoire — Exercice oral (formal: Laute, Flexion) — Exercice oral ou écrit (sachlich: Erläuterung des Lesestoffes oder schriftliche Beantwortung von Fragen aus seinem Bereich) — Exercice récapitulatif (Schluſsgespräch und Wiederholung mit freier Behandlung des umgebildeten Stoffes oder selbständige Aufzeichnung darüber). Wie lange diese Durcharbeitung fortzusetzen ist, unterliegt der Beurteilung des Lehrers, der nach der Beschaffenheit der Klasse bestimmen

wird, welche von diesen Übungen zur Erreichung seines Zieles die nötigste ist, und welche einer häuslichen oder privaten Beschäftigung anvertraut werden darf. Sicherlich ist diese fünf- bis siebenfache methodische Durchdringung des Stoffes vollständig bis ins dritte Lehrjahr fortzusetzen, wo erstens eine feste Grundlage bereits gewonnen sein muſs, zweitens die Sprachfertigkeit schon so weit gediehen sein muſs, daſs der gröſste Teil dieser Exerzitien in Kürze erledigt werden kann, drittens die Zunahme des Lesestoffes und seine vielfache Verarbeitung die Fortsetzung der elementaren Übungen wesentlich einschränkt. Bis zum Ende des dritten Lehrjahres, das mit der Elementargrammatik abschlieſst, haben daher die Verfasser die Arten der Verarbeitung von Lesestoff und Grammatik, zuletzt in vielfacher thematischer Behandlung, konsequent durchgeführt und zum Gebrauch für Schülerin und Lehrenden fertig gestellt. Denn auch für diesen fehlen von der ersten Lektion an nicht die Hinweise auf das, was jedesmal zu tun ist. Das Lehrbuch ist nicht zur Benutzung ohne Lehrer, d. h. zum ausschlieſslichen Selbstunterricht gedacht; doch kann die gut eingeführte Schülerin bald selbständig die methodische Durcharbeitung nach der Anweisung des Exercice oral bei jeder Lektion verfolgen lernen, dem Lehrer aber bleibt bei dem reichlich dargebotenen Arbeitsmaterial freie Hand, das nach dem Stande der Schülerinnen besonders Geeignete zur Übung zu nehmen, wenn er nicht das Durchexerzieren aller Arten der Übung für zweckmäſsig halten muſs.

Besonderen Wert haben die Verfasser darauf gelegt, das Lesebuch nicht zu einer Sammlung von Beobachtungen abstrakter grammatischer Spekulation zu machen. Freilich scheint ein propädeutischer Lautierkursus nicht ohne lange Aufzählungen durchführbar, wie es auch in diesem Unterrichtswerk der Fall. Dazu kommen Lauthieroglyphen und fremdartige Wortungetüme, dargestellt mit deutschen Lettern, zur Nachahmung der Aussprache. Aber diesen Cours préparatoire wird die Schülerin nur an der Hand des Lehrers durchmachen, der sie S. 2 pr^e mjèrégſèrẞiẞ, dǒſjèmégſèrẞiẞ, tr^u aſjèmégſèrẞiẞ bis S. 13 duſjèmégſèrẞiẞ sprechen lehrt. — Richtig wird S. 4 dumpfes e (e sourd) angenommen in *le*, *me*, *te*, *de*, *ce*; aber stumm soll es sein in *elle*, *donne*, *une*, *porte*; le matelot (mătló), appeler (ăplé); sogar S. 1 in la *gare*, l'*âme*, la *lire*, die lă găr, lām, la līr bezeichnet werden; S. 4 wird le *beurre* = bǒr mit *sœur* = ẞǒr zusammengestellt. Demgemäſs wird auch S. 3 *père* mit pèr und ebenso mèr, frèr, ſèt, ferner frèſ, mètr, rèn, rōſ, sogar nǒtr, wǒtr, überall mit Übergehung des dumpfen e, bezeichnet. Der Name Auguste erscheint als ōgüẞt; hier wie bei *donner*, das richtig mit *donnez* und *donné* zusammengestellt wird, vermiſst man eine Hauptregel über die Betonung. Wo hat pr^e mjèrégſèrẞiẞ den Ton? -oi und -oy erscheinen nur als -^u a, -oin nur als -^u ẽ, also bois = b^u a, royaume = r^u ajōm, employer = ãpl^u ajé; loin = l^u ẽ, moyen = m^u ajẽ. S. 6 ist bei -ui, -uy essuyer = éẞi^u jé verdruckt. Ist also der Lautierkursus wohl verbesserungsfähig, so verdient die Einführung in das sprachliche Material durch die Übungen des Exercice oral wegen ihrer Zweckmäſsigkeit, Klarheit und Kürze gelobt zu werden. Hierbei erscheinen Lesestoff und zugehörige Grammatik auf derselben Seite, doch getrennt wie Politik und Feuilleton. Auch unterscheiden sie sich von Anfang an durch den Gebrauch des Deutschen: der Lesestoff und seine sachliche Verarbeitung über dem Strich erscheinen von Anfang an nur in der Fremdsprache. Auch schon in der ersten Lektion, die die ersten Regeln deutsch enthält, ist gleich die französische Fassung daneben gedruckt, die in späteren Lektionen allein erscheint, sobald die Schülerin die grammatische Terminologie beherrscht. So kann die untere Hälfte der Seite, die grammatische Abschnitte mit Verdeutschungen enthält, oder ganze Regeln und erläuternde Noten in deutscher Sprache nach Bedarf hinzugezogen werden oder völlig getrennter Verarbeitung überlassen bleiben.

Zur Belebung ihrer formalen Behandlung steht jederzeit der zugehörige Lesetext zur Verfügung, in unmittelbarer Nähe.

Diese Texte sind gerade für die drei ersten Jahre recht gut ausgewählt. Man findet gerade, was nicht als bloſse Versuchsstation für Flexionsübungen geschlechtslos und so häufig auch gestaltlos passiert, sondern was im Bereich des Erkennens bei Schülerinnen dieser Altersstufe lebendiges Interesse erregt; zunächst immer wieder aus dem Bereich des Hauses und der Familie, dann leichtere Stoffe aus den Realien, Geschichtliches, Naturgeschichtliches, Gedichte und Lieder mit beigegebener Sangesweise. Die Erfahrung, daſs die Lesestücke der zwei ersten Jahre, die viele formale Übungen erheischen, der Schülerin nur einen kleinen Schatz von Vokabeln und Wendungen zuführen, veranlaſste die Anlage eines Abschnittes für kursorische Lektüre, ohne Kommentar und ohne Grammatik. Er bildet also eine notwendige Ergänzung der zwei ersten Lehrjahre, indem er die Schülerin mit einem gröſseren Wortschatz bereichert und weitere elementare Spracherkenntnis fördert.

Dem dritten Lehrjahre fällt die Erweiterung und der Ausbau der Flexionslehre zu, dem vierten und der ersten Hälfte des fünften die Syntax. Die an den ersten Lehrjahren beobachtete Methode gründlicher formaler und sachlicher Durcharbeitung der vorgeführten Stoffe tritt auch in diesen Bänden zu Tage. Auch hier ergibt sich, daſs die Verfasser sich die Sache keineswegs leicht gemacht haben, daſs sie nicht durch leichte Stoffe den eigentlichen Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen sind. Hier konnten zusammenhängende Stücke nicht immer ausreichen, ohne in zu groſse Breite zu führen; hier waren Mustersätze mit bestimmten grammatischen Erscheinungen zulässig und förderlich. Auſser den bisher gewohnten Übungen am Stoff tritt auch die Übersetzung aus dem Deutschen in Mustersätzen und zusammenhängenden Stücken in ihr Recht. Hierbei sind auch die Anfänge stilistischer Studien und die Beobachtung der Ausdrucksweise, wenn auch in bescheidenster Form, vorbereitet, indem zu einem französisch gegebenen ersten Teil eines Lesestückes die Fortsetzung als Übersetzungsaufgabe aus dem Deutschen erscheint, dessen bestimmte Fassung, ohne undeutsch zu werden, zu der französischen Ausdrucksweise hinleitet. Auch kommen dabei mancherlei Fragen der Wortbildung, Orthographie, Orthoepie, Gallizismen, Phraseologisches zur Verhandlung. — Den Abschluſs des Unterrichtswerkes bilden nach dem vorgesteckten Ziel, im zweiten Teil des letzten Bandes, die 'Sujets de rédaction' in vier Abschnitten, nämlich narrations, descriptions, traduction de pièces de vers en prose, lettres. Die Auswahl auch dieser Stoffe verdient Anerkennung.

Von gröberen Druckversehen glaube ich die durchgesehenen Bände und Stücke freisprechen zu können; freilich überwog bei der Durchsicht das Interesse für die dargebotenen Stoffe und ihre Verarbeitung. Bd. I, S. 72, Stück 15 las ich 'des jeunes pousse' statt 'pousses'; Bd. II, S. 55: 'appellé' statt 'appelé'; Bd. III, Inhaltsverzeichnis 22: 'Exercice générale' statt 'général'.

Im ganzen betrachtet gibt das Werk Zeugnis von dem gewissenhaften Bestreben der Verfasser, auch den Lehrzielen der Mädchenlyzeen einen gediegenen Lehrgang zu geben, der für wissenschaftliche Studien eine gute Vorschule bildet.

Charlottenburg. George Carel.

Kühn und Diehl, Französisches Elementarbuch für lateinlose und Reformschulen. Mit 33 Illustrationen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1903. XXIV, 318 S. gr. 8.

Die beiden Reformer, deren Namen in den Kreisen der neusprachlichen Lehrerschaft einen guten Klang haben, geben mit dem vorliegenden Buche den

ersten Teil eines einheitlichen Unterrichtswerkes für lateinlose und Reformschulen, wozu sie auch die höheren Mädchenschulen rechnen. Als Fortsetzung ist gedacht ein Lesebuch und eine Grammatik mit Übungen für die mittleren Klassen, welche beiden Bücher auch schon in Vorbereitung sind.

Das vorliegende Elementarbuch ist bei den Knabenschulen für die drei unteren Klassen VI, V, IV bestimmt, bei den Mädchenschulen für vier Jahreskurse. Es enthält einen sehr reichlichen Stoff für die Lektüre, nicht weniger als 124 Seiten, eine Elementargrammatik von 55 Seiten und drei Teile Übungen von 15, 18 und 18 Seiten.

Was zunächst den ersten Teil, den Hauptteil des Buches, betrifft, so freue ich mich sagen zu können, dafs die 140 Lesestücke, denen sich 10 Gedichte und einige Rätsel anschliefsen, für das kindliche Alter der Schüler und Schülerinnen, die das Buch benutzen sollen, durchweg gut und zweckentsprechend gewählt sind. Sie sind von grofser Mannigfaltigkeit, behandeln alle für die Kinder in Betracht kommenden Gedankenkreise, gehen meist von französischen Verhältnissen aus und sind durch fast immer gute Abbildungen angemessen verdeutlicht. Kinderlieder, Anschauungs- und Sprechstoff über die Schule, Haus, Stadt und Land, Jahreszeiten wechseln mit Erzählungen und erdkundlichen Unterweisungen; für Liebhaber sind zweieinhalb Seiten Lautschrift und 16 Melodien (zum Teil nach Walter) beigegeben. Überall ist das Bestreben zu erkennen und zu loben, den Stoff in verschiedenartigster, anregendster Form, unter anderem auch in Gouinschen Reihen, zu bieten, überall ist die weise Beschränkung auf das Notwendigste sichtbar und rühmenswert.

Wenn so, wie es sich gebührt, der Lesestoff, zu dem ein Wörterverzeichnis von 39 Seiten am Ende des Buches gehört, den Grundstock des Ganzen bildet, so halten sich die Grammatik und der Übungsstoff in bescheidenen Grenzen. Von der Grammatik, die verständig und knapp gehalten ist, wird das jeder billigen; weniger von dem Übungsstoff, der nach meiner Meinung viel umfangreicher hätte sein können und müssen. Haben die Verfasser gefürchtet, dafs dann der Umfang des Buches zu sehr hätte anschwellen können, so hätte anderwärts gespart werden müssen; ich fürchte, 18 Seiten Übungen werden sich für ein ganzes Jahr Quartaunterricht praktisch unzureichend erweisen.

Auf die in einigen wenigen Fällen vielleicht besser anders zu fassende Form einiger Regeln will ich hier nicht eingehen; das erscheint mir angesichts des überaus günstigen Gesamteindrucks des Buches kleinlich und unangebracht. Ich will nur meinem Bedauern Ausdruck geben, dafs das Buch den Lehrplan der Berliner Realschulen, die das Französische erst in Quarta anfangen und in Tertia (also in zwei Jahren) den Stoff der Elementargrammatik bewältigt haben müssen, nicht hat berücksichtigen können. Für diese Schulgattung mit ihrem um zwei Jahre älteren Schülermaterial läfst sich das Buch leider nicht empfehlen; für jüngere Knaben und Mädchen wird es ausgezeichnete Dienste tun.

Berlin. Emil Penner.

P. Petrocchi, La lingua e la storia letteraria d'Italia dalle origini fino a Dante. Roma, Loescher & Co. 1903. 304 S. 8. Lire 4.

Policarpo Petrocchi, der bekannte Verfasser des besten italienischen Handwörterbuches, starb ganz plötzlich am 25. August 1902 morgens zwei Uhr am Schlage, während er in seiner geliebten Heimat Cireglio im Pistojesischen in heiterem Frohsinn einem ländlichen Feste beiwohnte. Den Lieblingsplan seiner letzten Lebensjahre, auf Grund der neuesten Forschungen eine Geschichte der italienischen Literatur für die gebildete Lesewelt und die höheren Schulen zu vollenden, hat er nur zum kleinsten Teile ausführen können. Was er schrieb, veröffentlicht in dem vorliegenden Bändchen sein Freund Mario Menghini.

Im Unterschiede von anderen ähnlichen Werken greift Petrocchi, ehe er mit seiner eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der italienischen Literatur, beginnt, weit aus, um seinen Lesern eine etwas genauere Vorstellung von dem Mittelalter und besonders vom dreizehnten Jahrhundert zu verschaffen. Die Einleitung behandelt auf 87 eng gedruckten Seiten den Ursprung der romanischen Sprachen und Literaturen, die Kultur des Mittelalters und die mittelalterlichen Literaturen, die älter sind als die italienische, die altfranzösische und provenzalische, und dem Kapitel 'Delle origini della nostra letteratura', das auf Seite 192 beginnt, gehen andere sechs Kapitel voraus, welche die sozialpolitischen, politischen und kulturellen Verhältnisse Italiens im dreizehnten Jahrhundert eingehend zur Darstellung bringen. Nur noch das achte und neunte Kapitel liegen dann vor: Il dolce stil nuovo und Dantes Jugend.

Die Ausführungen sind treffend und lebendig, und viele Anmerkungen, denen auch gewöhnlich das Biographische mit überwiesen ist, geben über einzelne Punkte, über die dem gebildeten Leser mehr zu erfahren erwünscht sein könnte, weiteren Aufschlufs. Einzelne Versehen, Ungenauigkeiten und auch Wiederholungen sind auf Rechnung der Umstände zu setzen, unter denen das Büchlein veröffentlicht worden ist. Sie sind bei einer neuen Auflage, die der gediegenen Arbeit zu wünschen ist, leicht zu beseitigen. In Hinblick auf eine solche will ich einiges hervorheben.

Vor allem sind die angeführten Büchertitel einer neuen Durchsicht zu unterziehen. Sehr oft ist ungenau zitiert, so dafs nur der Fachmann wissen wird, um was es sich handelt. Es mag noch durchgehen 'Cfr. Novati *Origini*, n. *Storia d. lett. ital.* del Vallardi' (S. 25), weil diese Sammlung von Literaturgeschichten in Italien allgemeiner bekannt ist. Man liest aber S. 29 z. B. 'Cfr. Graesse, Madden, Oesterley'; S. 36 'Cfr. G. Carducci, *Dello svolgimento della letteratura naz.* I. p. 33 e seg.', wo mindestens noch *Opere* vor I eingeschaltet werden mufste; S. 40 'Cfr. Lanson, *Hist. d. la litt. franç.* e Gaston Paris, *La litt. franç. au moyen âge*', beides ohne Druckort und Erscheinungsjahr; S. 67 nichts als 'Suchier'; S. 178 'Cfr. Louandre, *Les artes* (sic!) somptuaires'; S. 208 'Cf. *Codice diplomatico, fasc.* I.' usw. An anderen Stellen fehlt die wichtigste Literatur, z. B. S. 12 Anm. die italienische Übersetzung von Meyer-Lübkes Italienischer Grammatik, Turin 1901; S. 53 Wechsslers Buch über den Graal. Bei Marie de France S. 55 vermifst man Warnkes Arbeiten, bei Bertran de Born S. 69 Stimmings Ausgaben; bei Folquet von Marseille S. 71, Guillem Figueira S. 72 und anderen Trobadors fehlt jede Literatur, beim Renart fehlen die Arbeiten von Voretzsch. S. 77 war es besser, die den Lesern zugängliche italienische Übersetzung der Schrift Paris' in der Biblioteca critica della letteratura italiana anzuführen. Zur frankoitalienischen Literatur S. 195 ist nur Bartoli, I due primi secoli zitiert, usw. Von sonstigen Dingen, die mir aufgefallen sind, erwähne ich noch in bunter Reihe einige. S. 5 Anm. heifst es, das Korsische gliedere sich den mittelitalienischen Dialekten an, während es doch zum Sardischen gehört. Die fremden Kolonien in Italien sind in derselben Anmerkung etwas summarisch behandelt; von den albanesischen ist gar nicht die Rede. S. 14 vorletzte Zeile wird für *trova* ohne weiteres *tropat* als Grundlage angesetzt und so auch S. 62, ohne Schuchardts *turbat* Erwähnung zu tun. S. 15 Z. 1 fehlt *giuoco, giòco, cuoco còco* nach *lògo*. S. 17 Z. 7 steht *edēre* statt *ĕdere*. S. 40 Anm. 1 ist die Herleitung von *oil* aus '*hoc* e *il* (questo, quello)' unklar, ebenso S. 66 Anm. 1. S. 44 Anm. 1 ist *troubadour* provenzalisch genannt, während S. 62 das Richtige steht. S. 62 vorletzte Zeile l. *tensos* o *contensos*. Zu den Hauptformen der provenzalischen Dichtung ebenda und S. 63 hätte man gern etwas aus der reichen Literatur gewünscht. Ist es nicht zuviel gesagt, wenn es S. 64 von der Liebe des Ritters zur Dame heifst: 'Entrava insomma tra i patti nuziali, come nel secolo XVIII, il cavaliere servente'? Zu Dantes *prose di romanzi* S. 69 Anm. wäre

Literatur erwünscht gewesen. S. 70 Anm. fehlen dem provenzalischen Texte zwei Verse, und er enthält mehrere Druckfehler (z. B. *bandor*, *panes*). S. 78 Z. 21 ist vor san Pietro wohl *con* ausgefallen. Das längste Fablel (zu Anm. 1 S. 77) zählt über 1300 Zeilen. S. 80 fehlt Anm. 1. S. 81 und 82 steht Hondan statt Houdan. S. 84 Anm. 1 gehört als Anm. 2 nach S. 83. S. 113 vorletzte Zeile l. *Harzburg*. S. 117 Z. 22 tilge das Semikolon. S. 171 scheint die veraltete Ansicht vertreten zu sein, daſs sich die christliche Basilika aus der heidnischen entwickelt habe, während man sie jetzt aus dem römischen Wohnhause entstanden annimmt. S. 192 hätte die toskanische Cantilena giullaresca Erwähnung verdient. Das S. 196 Z. 7 ff. über den Trésor Gesagte ist unklar; es ist augenscheinlich etwas ausgefallen. Daſs die Kapitel über die italienische Politik erst in Florenz hinzugefügt seien, ist mir jetzt noch zweifelhafter geworden, nachdem der Beweis erbracht ist, daſs sie nicht, wie man bisher annahm, selbständig sind, sondern eine Übersetzung aus dem Liber de Regimine civitatum des Giovanni da Viterbo. S. 199 wohl *Mostacio* statt *Mostaico*. S. 203 Anm. wird die *Vinuta di lu re Japiou* noch für echt gehalten. Das durfte nach De Gaetanos Beweisführung (Catania 1898) nicht mehr geschehen. S. 209 Anm. 1 gehört nach S. 208 und der auf Ciullo bezügliche Teil der Anm. 1 S. 208 nach S. 209. Der Verfasser des Decalogo (S. 217) ist jetzt bekannt, es ist Cola da Perosa. Zu Pateg S. 217 fehlen Literaturangaben, ebenso S. 218 in Uguccione; die Proverbia quae dicuntur super natura feminarum sind gar nicht erwähnt, dagegen die unsinnige Frage Torracas, ob Uguccione mit Uguenzonus Brina, der 1167 in einer Urkunde vorkommt, identisch sei. Die neue Literatur zu Barsegapè (Keller, Salvioni) fehlt ebenda. S. 220 im Texte l. Z. 1 *caluçen*, Z. 4 *el*. S. 221 ist *lox* im Texte Z. 4 verkehrt mit *luce* übersetzt; es bedeutet *lode*, Lob. S. 229 in der Bibliographie l. 1896 statt 1869. Ich glaube nicht, wie es S. 232 heiſst, daſs im Tesoretto an verschiedenen Stellen Prosastücke eingeschoben waren, die jetzt verloren sind. Das sagt Brunetto auch gar nicht. Ebensowenig ist nach meiner Ansicht der Schluſs des Tesoretto verloren gegangen. Er wurde gar nicht geschrieben. Die im Erscheinen begriffene neue Ausgabe der Documenti d'Amore von Egidi ist S. 235 noch nicht erwähnt, vielleicht, weil zu spät herausgekommen. Bei der Intelligenza S. 237 fehlt Gellrichs Ausgabe. Es ist nicht ganz richtig, daſs die Magliabechianische Handschrift Compagnis Namen trägt. S. 238 Anm. 2 sähe man gern etwas Literatur angeführt. S. 247 konnte De Lollis Aufsatz zu Chiaro Davanzati im Supplemento I des Giornale storico della letteratura italiana (1896) erwähnt werden. Als Beatricens Todestag wird S. 259 Anm. der 9. Juni, S. 276 Z. 3 der 19. angegeben. S. 261 Anm. 3 wird mit Unrecht bezweifelt, daſs auch die Schwester Dantes mit unbekanntem Namen seine Stiefschwester war. S. 263 im Text Z. 6 von unten ist vor *Dante* wohl *Che* ausgefallen. S. 264 letzte Zeile l. *N*omina. Das Vorhandensein einer Tochter Dantes mit Namen Beatrice, das S. 285 als sicher angenommen wird, ist mir auch nach der Entdeckung der neuen Urkunde durch Berniсoli noch zweifelhaft. Beatrice kann der Name von Dantes Tochter Antonia als Nonne sein. Denn nur Antonia ist bekanntlich in der Verkaufsurkunde vom 3. November 1332 erwähnt. Von der Teilnahme Dantes an der Gesandtschaft nach Rom bin ich nach wie vor nicht überzeugt — und damit breche ich ab, um nur noch den Wunsch hinzuzufügen, daſs es der Verbreitung des Büchleins nicht schaden möge, wenn es ein Torso geblieben ist.

Halle. Berthold Wiese.

Verzeichnis

der vom 26. Juli bis zum 18. Dezember 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Trübner, Dr. Karl, Wissenschaft und Buchhandel. Zur Abwehr. Denkschrift der deutschen Verlegerkammer unter Mitwirkung ihres derzeitigen Vorsitzenden, Dr. G. Fischer in Jena. Jena, G. Fischer, 1903. 128 S. 8.

Theorie und Praxis. Antwort auf Dr. F. Büchers Denkschrift 'Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft'; bearbeitet vom Vorstande des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. Hamburg 1903, in Kommission bei Staackmann in Leipzig. 169 S.

Scripture, E. W., A record of the melody of the Lord's prayer. (Reprint from 'Die neueren Sprachen' for January 1903.) Marburg, Elwert. 36 p.

Scripture, E. W., Recent researches on the voice. (Reprint from The medical record, February 1903.) New York, W. Wood. 10 p.

Fiedler, A., u. E. Hoelemann, Der Bau des menschlichen Körpers. Kurzgefaſste Anatomie mit physiologischen Erläuterungen für den Schulunterricht. 8. verm. u. verb. Aufl. Ausgabe A: Für die Hand des Lehrers. Dresden, Meinhold, 1903. VII, 156 S.

The American journal of philology. XXIV, 3, whole no. 95.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, IX, 4 [F. Branky, Zu den unglücklichen Tagen des Jahres. — C. Adrian, Das Halleiner Weihnachtsspiel, Schluſs. — A. Housotter, Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens, II: Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche. — L. Mlynek, Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergleute. — Kleine Mitteilungen. — Literatur].

Festschrift zur Begrüſsung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargebracht vom Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen. Halle, Waisenhaus, 1903. 92 S. M. 1,60. [E. Regel, 'The life and death of Mr. Badman', by John Bunyan, a kind of novel. — R. Hoyer, Über die angeblichen Interpolationen im Coronement Looïs. — M. Hobohm, Victor Hugos Nachahmungen des afz. Epos und ihre unmittelbaren Quellen.]

Haym, R., Gesammelte Aufsätze. Berlin, Weidmann, 1903. VII, 628 S. M. 12.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, herausgeg. von A. L. Jellinek. Bd. I, Heft 1—4. 78 S.. Berlin, A. Duncker, 1903.

Musatti, Prof. Eugenio, Leggende popolari, terza edizione con nuove aggiunte. Milano, U. Hoepli, 1904. VIII, 181 S. L. 1,50. (Manuali Hoepli, seria scientifica, No. 341.)

Blümner, H., Das Märchen von Amor und Psyche in der deutschen Dichtkunst. 26 S. (S.-A. aus den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum etc. Leipzig, Teubner. Bd. XI.)

Altendorf, K., Ästhetischer Kommentar zur Odyssee. Gieſsen, Roth, 1904. VIII, 79 S. M. 1,50.

Berg, W., Die Erziehung zum Sprechen. Leipzig, Teubner, 1903. 55 S. M. 1.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie. XXIV, 10, 11 (Oktober, November).

Modern language notes. XVIII, 7 [E. W. Fay, The word for nightingale in the Romance languages. — K. Hechtenberg, The new German orthography. — E. H. Broades, The redcross Knight and Lybeaus desconus. — W. A. Read, Keats and Spencer. — H. S. Canby, Pamela abroad. — Reviews].

Die neueren Sprachen .. herausgeg. von W. Vietor. XI, 4 [X. Ducotterd, Die graphische Darstellung des *imparfait* und des *passé défini*. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 5 [K. Haag, Konsonantenlänge im Schwäbischen. Berichte usw.]. 6 [E. H. Tuttle, On english *ch* and *j* and other similar sounds. Berichte usw.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde .. herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. VII, 2 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. E. Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes. G. Züricher und M. Reinhard, Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern. F. W. Sprecher, Volkskundliches aus dem Taminatal. — Miszellen. Bücheranzeigen]. 3 [A. Daucourt, Traditions populaires jurassiennes. E. Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel (Schlufs). F. W. Sprecher, Volkskundliches aus dem Taminatal (Schlufs). Bücheranzeigen usw.].

Modern philology. I, 1 [G. L. Kittredge, Chaucer and some of his friends. — E. Flügel, References to the English language in the German literature of the first half of the 16th century. — F. S. Schelling, Some features of the supernatural in plays of the reigns of Elizabeth and James I. — J. D. Ford, Old Spanish etymologies. — S. N. Hagen, Origin and meaning of the name Yggdrasil. — B. Matthews, The mediaeval drama. — A. C. Brown, Welsh traditions in Layamons 'Brut'. — O. F. Emerson, Some of Chaucer's lines of the monk. — E. J. Dubetout, Romanticisme et protestantisme. — G. Hempl, Hickes's additions to the runic poem. — J. W. Hales, Milton and Ovid. — F. N. Robinson, A variant of the Gaelic ballad of the mantle. — J. Goebel, The authenticity of Goethe's Sesenheim songs. — E. E. Hale jr., The influence of theatrical conditions on Shakespeare. — F. B. Gummere, Primitive poetry and the ballad. — H. Bradley, The intrusive nasal in nightingale. — L. Wiener, Songs of the Spanish jews in the Balkan peninsula].

The journal of English and German philology. V, 1 [G. Flom, The gender of Engl. loanwords in Norse dialects in America. — A. S. Cook, Paradise lost 3, 7. — O. E. Lessing, Motive aus Schillers und Grillparzers Meisternovellen. — W. S. Johnson, Translation of O. E. Exodus. — G. H. Gerould, The sources of 'Venice preserved'. — A. S. Cook, A dramatic tendency in the fathers. — C. H. Haudschin, Die Küche des 16. Jahrh. nach Fischart. — G. H. Howe, The artificial palate. — L. Chamberlain, A source of Tennyson's 'Bugle song'. — Reviews].

Pafzkowski, W., Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Berlin, Weidmann, 1904. VIII, 296 S. Geb. M. 3.

Heintze, A., Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. VIII, 266 S.

Müller, Max, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. (Palästra XIV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 98 S. M. 2,80.

Schweizerisches Idiotikon ... XLVII. Heft (Band V. Bogen 32—41). Bearbeitet von A. Bachmann und R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber u. Co., 1903.

Diederich, Benno, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur. Leipzig, Schmidt u. Spring, 1903. XII, 354 S. M. geb. M. 5.

Bötticher, G., und K. Kinzel, Altdeutsches Lesebuch. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. VI, 192 S.

Dollmayr, H., Die Sprache der Wiener Genesis. Eine grammatische Untersuchung. (Quellen und Forschungen 94.) Strafsburg, Teubner, 1903. 110 S. M. 3.

Wolf, L., Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos. (Palästra XXV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 161 S. M. 4,50.

Pfeiffer, C., Die dichterische Persönlichkeit Neidharts von Reuenthal. Paderborn, Schöningh, 1903. 98 S.

Byland, H., Der Wortschatz des Züricher Alten Testaments von 1525 und 1531, verglichen mit dem Wortschatz Luthers. Berlin, Schwetschke, 1903. VI, 84 S. M. 5,50.

Leykauff, A., François Herbert und seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids. (Münchener Beitr. XXX.) 721 S. M. 3,25.

Zachariae, F. W., Zwei polemische Gedichte (1754, 1755), herausgeg. von O. Ladendorf. (Deutsche Literaturdenkmale No. 127.) Berlin, Behr, 1903. 20 S. M. 0,80 (Subskriptionspreis M. 0,60).

Goethe, W. v., Achilleis. Für den Schulgebrauch herausgeg. von G. Klee. Leipzig, Freytag, 1903. 48 S. Geb. M. 0,50.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. Ausgewählt und systematisch geordnet, sowie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von J. Ohquist. Leipzig, Teubner, 1903. 105 S. Brosch. M. 1.

Holzmann, M., Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. (Deutsche Literaturdenkmale No. 129.) Berlin, Behr, 1904. 224 S. M. 3,50 (Subskriptionspreis M. 3).

Bölsche, W., Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Hesse, 1903. 47 S.

Witkowski, G., Ludwig Tiecks Leben und Werke. Mit zwei Bildnissen und einer Handschriftprobe. Leipzig, Hesse, 1903. 93 S.

Müller, Wilhelm, Unpublished letters edited by J. T. Hatfield. (Reprint from American journal of philology vol. XXIV, No. 2.) Baltimore, The Lord Baltimore Press, 1903. 28 p.

Stümcke, H., Hohenzollernfürsten im Drama. Leipzig, Wiegand, 1903. XIV, 305 S. M. 5,50.

Bischoff, H., Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie. Mit einem Bildnisse Hansjakobs. Kassel, Weifs, 1904.

Stoeckius, A., Naturalism in the recent German drama with special reference to G. Hauptmann. (Columbia Univ. diss.) New York 1903. 56 S.

Bischoff, H., Richard Bredenbrücker, der südtirolische Dorfdichter. Eine literarische Studie. Stuttgart, Bonz, 1903. 86 S.

Jenewein, A. R., Das Höttinger Peterlspiel. Ein Beitrag zur Charakteristik des Volkstums in Tirol. Innsbruck, Wagner, 1903. M. 1,60.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig, G. Freytag, 1903. Die deutschen Romantiker. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Spiefs. 246 S. Geb. M. 1,50. — Lyrische und epische Gedichte des 19. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch ausgewählt von M. Heinrich. 292 S. Geb. M. 1,80.

Tumlirz, K., Deutsche Schulgrammatik. 4. umgearb. Aufl. Leipzig, Freytag, 1903. VIII, 232 S. Geb. M. 3.

Siepmann's German Series. Elementary. London, Macmillan and Co., 1903. 8. Geb. Das edle Blut von Ernst von Wildenbruch edited by Otto Siepmann. Text 42 S., dann Notes, List of strong verbs, Vocabulary,

Words and phrases for *viva voce* drill, Sentences on syntax and idioms for viva voce practice, Passages for translation into German. 43, 135 S. 2 s.

Rübezahl von Ferdinand Goebel edited by D. B. Hurley, M. A. Lond. XI, 173 S. 2 s.

Beiblatt zur Anglia. XIV, 10, 11 (Oktober, November).

Shipley, G., The genitive case in Ags. poetry. Johns Hopkins Univ. diss. Baltimore, Lord Baltimore Press, 1903. 125 p.

Luick, K., Studien zur englischen Lautgeschichte. (Wiener Beiträge XVII.) XI, 217 S. M. 6,80.

Beowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von M. Heyne. 7. Aufl., besorgt von A. Socin. (Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, III. Bd.) Paderborn, Schöningh, 1903. VIII, 298 S.

Dahlstedt, A., The word-order of the Ancren riwle, with special reference to the word-order in Ags. and Mod. Engl. Sundsvall, Sahlins boktryckeri, 1903. 48 p. 4.

Gower, Selections from the 'Confessio amantis' ed. by G. C. Macauley. Oxford, Clarendon Press, 1903. LI, 251 S. 4 sh. 6 d.

Unna, J., Die Sprache John Heywoods in seinem Gedichte The spider and the flie. Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 44 S. M. 1,20.

Fest, O., Über Surveys Virgilübersetzung, nebst Neuausgabe des 4. Buches nach Tottels Originaldruck und der bisher ungedruckten Hs. Hargrave 205 (Brit. Mus.). (Palästra XXXIV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 128 S. M. 4,50.

Hesser, R., Leben Shakespeares. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1904. XII, 411 S.

Jung, H., Das Verhältnis Th. Middletons zu Shakespeare. (Münchener Beiträge XXIX.) Leipzig, Deichert, 1903. 98 S. M. 2,80.

Lohff, A., George Chapmans Ilias-Übersetzung. Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 113 S.

Jonson, Ben, The alchemist, ed. with introduction, notes and glossary by Ch. M. Hathaway. (Yale studies, A. S. Cook XVII.) New York, Holt, 1903. VI, 373 p. $ 2,50.

Butchart, St. F., Sind die Gedichte 'Poem on pastoral poetry' und 'Verses on the destruction of Drumlanrig woods' von Robert Burns? (Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 6.) Marburg, Elwert, 1903. 60 S. M. 1.

MacClintock, W. D., Some paradoxes of the English romantic movement. (The decennial publications.) Chicago, University Press, 1903. 19 p.

Wolf, M., Walter Scotts Kenilworth. Eine Untersuchung über sein Verhältnis zur Geschichte und zu seinen Quellen. Leipzig, Fock, 1903. 77 S.

Shelley, Adonais, ed. with introduction and notes by W. M. Rossetti; a new ed. revised with the assistance of A. O. Prickard. Oxford, Clarendon Press, 1903. VIII, 162 p.

Ruskin, John, Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Th. Knorr. Zweiter Band. Strafsburg, Heitz, 1903. 320 S. Geb. M. 4.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3666—67: A. u. E. Castle, The star dreamer.
„ 3668: L. Merrick, Conrad in quest of his youth.
„ 3669—70: F. Moore, Castle Omeragh.
„ 3671: H. Harland, The cardinal's snuff-box.
„ 3672: E. Oe. Somerville a. M. Ross, All on the Irish shore.
„ 3673: A. E. W. Mason, Miranda of the balcony.
„ 3674: M. Pemberton, The gold wolf.
„ 3675: E. F. Benson, The book of the months.

Vol. 3676: Fl. A. Stael, In the guardianship of god.
„ 3677—78: G. Fr. Atherton, The conqueror.
„ 3679: I. Maclaren, His Majesty Baby and some common people.
„ 3680: P. White, The countess and the king's diary.
„ 3681: A. T. Guiller-Couch, The adventures of Harry Revel.
„ 3682: H. S. Merriman, Barlasch of the guard.
„ 3683: H. Mathers, Griff of Griffithscourt.
„ 3684: Letters from a self-made merchant to his son.
„ 3685: M. Betham-Edwards, Barham Brocklebank, M. D.
„ 3686—87: E. Th. Fowler, Place and power.
„ 3688: H. Hasland, The lady paramount.
„ 3689: R. Kipling, The five nations.
„ 3690—91: R. N. Cares, A passage perilous.
„ 3692—93: H. J. Weyman, The long night.
„ 3694: R. Whiteing, The yellow van.
„ 3695—96: F. M. Crawford, The heart of Rome.
„ 3697: J. K. Jerome, Tea-table talk and the observations of Henry.
„ 3698—99: H. G. Wells, Mankind in the making.

Kron, R., Verdeutschungs-Wörterbuch der englischen Umgangssprache. Für die Reise und den Gebrauch bei der Lektüre, sowie beim Studium von 'The little Londoner' und 'English daily Life'. Karlsruhe, Bielefeld 1903. 203 S. Geb. M. 2.

Sattler, W., Deutsch-englisches Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien, mit Zitaten und einem alphabetischen Verzeichnis der englischen Wörter. Leipzig, Renger, 1903. 1. Lief. S. 1—96. M. 2.

Thomas, N. W., u. G. Krueger, Berichtigungen und Ergänzungen zum 2. Teil von Muret-Sanders' Enzyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. (Neusprachl. Abhandlungen, herausgeg. von Klöpper, XIII.) Dresden u. Leipzig, Koch, 1903. VIII, 81 S. M. 2,20.

Boerner, O., Neusprachliches Unterrichtswerk. Engl. Teil: Lehrbuch der englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache, unter Mitwirkung von Frl. M. Ziegler herausgegeben von O. Thiergen. Ausgabe D für Bürger- und Mittelschulen. X, 202 S. — Hierzu: Grammatischer Anhang. 44 S. — Ferner: Grammatik und Vokabular. 126 S. Geb.

Sonnenburg, R., An abstract of English grammar with examination-questions, partly compiled from Adams, Angus, Allen and Cornwell, Lathane, Morris, Murray, Smart, Webster, John Earle, and others. 5th edition revised. Berlin, Springer, 1903. IV, 112 S. M. 1,20.

Bergmann, F., Leitfaden für den englischen Anfangsunterricht. 2. umgearb. u. verb. Aufl. Bremerhaven, Vangerow, 1903. 200 S. M. 1,20.

Hönncher, E., Praktischer Lehrgang der englischen Sprache als Vorbereitung auf die englische Handelskorrespondenz zum Gebrauch an Handels- und Realschulen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterricht für Kaufleute. 2., vollständig neu bearbeitete Auflage. Berlin, Simon, 1904. VIII, 468 S. Geb. M. 4.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. Erster Teil, Unterstufe. 79. Aufl., bearbeitet von G. Tanger. Leipzig, Dresden und Berlin, Ehlermann, 1903. XI, 271 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1903:

G. Hooper, Wellington. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Sturmfels. XII, 159 S., 5 Karten. Geb. M. 1,60. Hierzu ein Wörterbuch. 46 S. M. 0,50.

W. E. Lecky, English manners and conditions in the latter half of the XVIIIth century. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Hoffmann. IV, 136 S., 2 Karten und 1 Abbildung. M. 1,50.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. M. 1,20; Wörterbuch M. 0,40:

No. 46: Sheridan, The school for scandal, erklärt von H. Hartmann. XII, 121, 40 S.

No. 47: Hughes, Tom Brown's schooldays, by an old Boy, erklärt von C. Reichel. XX, 114, 29 S.

No. 49: Macaulay, Lord Clive, mit Einleitung und Anmerkungen von R. Köhler. XVIII, 146, 47 S. Dazu eine Karte von Vorderindien.

Romania ... p. p. Paul Meyer. XXXII, Juillet, no 127 [H. Suchier, Recherches sur les chansons de Guillaume d'Orange (premier art.). — E. Langlois, Notes sur le Jeu de la Feuillée d'Adam le Bossu. — J. A. Herbert, A new ms. of Adgar's Mary-legends. — F. Lot, La Mesnie Hellequin et le comte Ernequin de Boulogne. — Mélanges: G. P., *Or est venus qui aunera.* — A. Thomas, Sur un vers du Pèlerinage de Charlemagne (405). — E.-S. Sheldon, *Dehé, dehait.* — A. Delboulle, *Beltrer; Loure, Loerre;* Origine de mot *sabrenas* ou *sabrenaud.* — A. Thomas, *geline.* — P. M., *Avoir son olivier courant; Chanjon,* enfant changé en nourrice; Charme en vers français. — Comptes rendus: E. Oder, Mulomedicina Chironis (O. Densusianu). R. Weeks, Aïmer le chetif (E. Langlois). J. Tiersot, Chansons populaires recueillies dans les Alpes françaises. — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLVI 4 [Kastner, Les grands rhétoriqueurs et l'abolition de la coupe féminine. — L.-G. Pélissier, Documents milanais. — Sarrieu, Le parler de Bagnères de Luchon. — Bibliographie].

Gesellschaft für romanische Literatur. Erster Jahrgang 1902, 2 Bände (Dresden 1903; Vertreter für den Buchhandel: M. Niemeyer, Halle a. S.):

Band 1: Hervis von Metz, Vorgedicht der Lothringer Geste nach alten Handschriften zum erstenmal vollständig herausgeg. von E. Stengel. I: Text und Varianten, XI, 479 S. 8.

Band 2: La leyenda del Abad Don Juan de Montemayor publicada por Ramón Menéndez Pidal. LXXIII, 63 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur .. herausgeg. von Prof. Dr. D. Behrens. XXVI, 1 u. 3 (der Abhandlungen erstes und zweites Heft). [J. Haas, Über die Anfänge der Naturschilderung im franz. Roman: J.-J. Rousseau, B. de St-Pierre, Chateaubriand. E. Stemplinger, Ronsard und der Lyriker Horaz. Schultz-Gora, Malherbe's 'et, rose, elle a vecu ce que vivent les roses, l'espace d'un matin'. K. Glaser, Die Maſs- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen (I).] 2 u. 4 (der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft).

Revue de philologie française .. p. p. L. Clédat. XVII 3 [J. Désormaux, Mélanges savoisiens. J. Bastin, Remarques sur quelques verbes pronominaux. L. E. Kastner, Différents sens de l'expression 'Rime léonine'. E. Casse et E. Chaminade, Vieilles chansons patoises du Périgord. L. Clédat, Questions de phonétique française. — Compte rendu: Polentz, des propositions relatives (H. Yvon)].

Revue des études rabelaisiennes, I 2. Paris, Champion, 1903. 64 S. [A. Lefranc, Les lettres de Rabelais dans les collections Fillon et Morrison et notre fac-simile (5 Quartblätter Faksimile). — J. Boulenger, Etude critique sur les lettres écrites d'Italie p. Fr. Rabelais. — A. Lefranc, Un prétendu V^e livre de Rabelais (2. Artikel). — H. Vaganay, La mort de Rabelais et Ronsard. — Compte rendu; Chronique; Questions; Réponses].

Bulletin de la Société des Professeurs de langues vivantes de l'enseignement public. Première année 1903. — Les adhésions doivent être adressées accompagnées d'un mandat de 6 francs à M. Masquillier, Professeur au Lycée Rollin, 4 rue Lallier, Paris 9e.

Journal des demoiselles, revue bi-mensuelle, instructive et amusante, paraissant le 1er et le 15 chez Renger'sche Buchhandlung à Leipzig. Directeurs: Dr. Fr. Lotsch, prof. à l'Ecole de jeunes filles et à l'Ecole normale d'Elberfeld et E. de Sauzé, directeur de l'Ecole Berlitz d'Elberfeld. Ière année [1903]. Preis pro Sem. M. 3.

Aucassin et Nicolete, texte critique, accompagné de paradigme et d'un lexique par H. Suchier, 5ème éd. partiellement refondue, traduite en français p. A. Counson. Paderborn, Schöningh, 1903. X, 132 S.

Tobler, A., Bruchstücke altfranz. Dichtung aus den in der Kubbet in Damaskus gefundenen Handschriften (S.-A. aus d. Sitzungsberichten der k. preuſs. Akademie der Wissenschaften, hist.-phil. Klasse vom 29. Oktober 1903). [1. Zwei Bruchstücke der Chanson de geste von Fierabras; 2. Ein Bruchstück eines Lebens der h. Maria aus Ägypten; 3. Verse über die wunderbare Geburt Jesu.]

Jordan, Dr. Leo, Peros von Neeles gereimte Inhaltsangabe zu einem Sammelkodex. Mit Einleitung und Glossar zum erstenmal herausgegeben (S.-A. aus 'Romanische Forschungen' XVI, 2. Heft, 1903. S. 735—756).

Wurzbach, Dr. Wolfgang von, Die Werke Maistre François Villons. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. Erlangen, Fr. Junge, 1903. 186 S.

Langlois, E., Recueil d'arts de seconde rhétorique. Paris, Impr. nationale, 1902. LXXXVIII, 497 S. 4. (Aus der *Collection de documents inédits sur l'histoire de France.*)

Schulbibliothek franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Weidmann, 1903: Abt. I, 49. Bändchen: Leroux-Cesbron, C., Souvenirs d'un maire de village (extraits), avec avant-propos de M. René Bazin. Edition scolaire annotée p. H. Klinghardt, professeur au Gymnase de Rendsburg, officier d'académie. IX, 155 S. M. 1,60.

Franz. und engl. Schulbibliothek, herausgeg. von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1903:

Band 139: Journal d'un interprète en Chine par le comte d'Hérisson, ed. Prof. Dr. A. Krause.

Band 140: Récits d'aventures et expéditions aus Pôle Nord par Jules Gros, ed. L. Harberg.

Band 142: Une famille pendant la guerre 1870/71 par Mme B. Boissonnas, ed. M. Banner.

Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller. Leipzig 1904: Mme E. de Girardin, La joie fait peur, comédie. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermine Reinke; mit Wörterb. IV, 66 S. M. 1.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, R. Gerhard, 1903: No. 13: Mme Valentine Parise, Vieille fille ou une vie utile, für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Wilhelmine Fricke. I. Teil: Einl. und Text, VI, 98 S., geb. M. 1,50. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch, 36 S., M. 0,40.

Bibliothèque française à l'usage des classes. Leipsic et Berlin, Teubner, 1903. Sandeau, Melle de la Seiglière, p. J. Delâge. 135 S., mit einem Heft: Notes et répétiteur, 75 S.

Lacomblé, E.-E.-B., Histoire de la littérature française. Leipzig, Teubner, 1903. 107 S.

Engelhardt, Otto, Huon de Bordeaux und Herzog Ernst. (Inauguraldissertation, Tübingen.) Witten, C. L. Krüger, 1903. 54 S.

Hentsch, Alice-A., De la littérature didactique du moyen âge s'adressant spécialement aux femmes. Cahors, A. Coueslant, 1903. XIV, 248 S.

Nève, J. Antoine de la Salle, sa vie et ses ouvrages d'après des documents inédits. Suivi du Réconfort de Mme du Fresne, du Paradis de la Reine Sibylle etc. Paris, Champion, 1903. 289 S.

Soelter, Otto, Beiträge zur Überlieferung der 'Quinze Joyes de Mariage', mit besonderer Berücksichtigung der Handschrift von St. Petersburg. (Inauguraldissertation. Greifswald.) Greifswald, J. Abel, 1903. [illegible] S.

Dressler, Arnold, Die Chantilly-Handschrift der 'Quinze Joyes de Mariage' herausgeg. und erläutert. Inauguraldissertation. Greifswald. Greifswald, J. Abel, 1903. XX, 4[illegible] S.

Fleig, Arthur, Der Treperel-Druck der 'Quinze Joyes de Mariage'. (Inauguraldissertation. Greifswald.) Greifswald, J. Abel, 1903. XXX, 48 S. 8. [Nachdem F. Heuckenkamp vor zwei Jahren die Editio princeps der *Quinze joyes de mariage* neu abgedruckt hat (Halle, Niemeyer, 1901), folgt hier auf seine Anregung eine Wiedergabe des Trepereltextes mit einer einleitenden Untersuchung über den Wert dieses Inkunabel-Drucks, dem trotz seiner Lücken und Fehler textkritischer Wert zuerkannt wird. Gleich der Untersuchung Fleigs stellen sich auch die Soelters und Dresslers als etwas umständliche Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe der alten Satire dar, die uns Heuckenkamp hoffentlich bald liefern wird.]

Hamel, A.-G. van, L'album de Louise de Coligny. 24 S. (S.-A. aus Revue d'hist. litt. de la France. Paris, Colin. Band X.)

Langheim, Otto, De Visé, sein Leben und seine Dramen. Marburger Inauguraldiss. Wolfenbüttel, Angermann, 1903. 110 S. 4. M. 8.

Nyrop, Kr., professeur à l'université de Copenhague, Grammaire historique de la langue française, Tome IIème. Copenhague, F. Bojesen, 1903. VIII, 453 S. M. 8.

Tobler, Adolf, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe. 4. Aufl. Leipzig, Hirzel, 1903. IX, 174 S.

Plattner, Ph., Leitfaden der französischen Sprache I. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 228 S. Geb. M. 2,40.

Nicolay, W., Elementarbuch der französischen Sprache für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen. 2. umgearb. Aufl. Wiesbaden, O. Nennich, 1903. XI, 187 S.

Boerner, Dr. O., Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische. Begleitschrift zu Boerners neusprachl. Unterrichtswerk. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1903. 59 S.

Kühn, Dr. K., La France et les Français, herausgeg. von ... Mit 50 Illustrationen, 7 Kartenskizzen, einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XVI, 292 S.

Kühn, Dr. K., und **Diehl**, Dr. R., Lehrbuch der französischen Sprache. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. XII, 226 S.

Weitzenböck, Prof. Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. Leipzig, G. Freytag, 1904. II. Teil. A. Übungsbuch mit 25 Abbildungen, einem Übersichtskärtchen von Frankreich und einem Plan von Paris. 4. durchges. Aufl. VI, 196 S. M. 2,50. B. Sprachlehre. 4. durchges. Aufl. 90 S. M. 1,50.

Zünd-Burguet, Adolphe, Das französische Alphabet in Bildern. Schüler-Ausgabe zu: Méthode pratique, phys. et comparée de prononciation française. Deutsche Ausgabe. Marburg, Elwert, 1903. VI, 50 S.

Seelig, Prof. Dr. Max, Methodisch geordnetes französisches Vokabularium zu den Hölzelschen Anschauungsbildern. 5. Aufl. (13.–17. Tausend). Bromberg, F. Ebbecke, 1903. 149 S.

Peters, J. B., Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für Oberklassen höherer Lehranstalten. 3. umgearb. Aufl. Leipzig, A. Neumann, 1903. VIII, 128 S. kl. 8. M. 1,50.

Pernot, Alfred, Enseignement par l'aspect. Méthode Pernot. Leçons de Choses et Grammaire. Esslingen-Allemagne, J. F. Schreiber [1903]. 143 S. Geb. M. 3.

Georgiadès, Georges, Vademekum. Die unregelmäfsigen Verba der französischen Sprache .. zusammengestellt nach Larousse und Littré. Wien und Leipzig, Franz Deuticke [1903]. 64 S. K. 1,50.

Toreau de Marney, E. A., Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen, nach neuer Methode zusammengestellt. Leipzig, E. Haberland, 1903. VII, 136 S. Geb. M. 2,50.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo, F. Torraca e N. Zingarelli. VIII 1—4 [F. Torraca, 'Sopra Campo Picen'. G. Rosalba, Per Marc Antonio Epicuro. — Recensioni. Bollettino bibliografico. Annunzi sommari ecc.].

Società filologica romana:

Bullettino, Num. V (enthält u. a. Rajna, L'opera di G. Paris nella Société des anciens textes. F. Egidi, Un documento in volgare marchigiano del sec. XIV. Parisotti, Intorno alla leggenda di s. Giorgio). 47 S. L. 1,50.

Studj romanzi editi a cura di E. Monaci. I. in Roma, presso la Società 1903. 136 S. L. 6. [G. Bertoni, Le postille del Bembo sul Cod. Provenzale K. — S. Pieri, Appunti etimologici. — A. Parducci, La leggenda della nascita e della gioventù di Costantino Magno in una nuova redazione. — P. Toldo, Sulla fortuna dell' Ariosto in Francia. — V. Crescini, Ancora della voce *Garda*. — Notizie.] — Questi 'Studi romanzi' non sono che la continuazione degli 'Studi di filologia romanza' i quali hanno cessato la loro pubblicazione col fasc. 26.

Vofsler, Prof. Dr. Karl, Die philosophischen Grundlagen zum 'süfsen neuen Stil' des Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Dante Alighieri. Heidelberg, C. Winter, 1902. VIII, 110 S.

Jordan, Dr. Leo, N. Machiavelli und Katharina von Medici (S.-A. aus 'Histor. Vierteljahrsschrift', 1903, 3. Heft, S. 339—356).

Bibliotheca italiana. Mit Anmerkungen in deutscher, französischer und englischer Sprache herausgeg. von A. Scartazzini. Davos, H. Richter, 1903. Erstes Bändchen: C. Goldoni, Un curioso accidente. Seconda ediz. rifatta e corretta da A. Scartazzini. 61 S. 8.

Pavia, Prof. Luigi, Grammatica spagnuola, sec. edizione riveduta. Milano, U. Hœpli, 1904. XI, 194 S. L. 1,50. (Manuali Hœpli, serie scientifica, No. 186.)

Hanfsen, Prof. Dr. Fr., Metrische Studien zu Alfonso und Berceo (S.-A. aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, Band V). Valparaiso, G. Helfmann, 1903. 36 S. [I. Über den Rhythmus der Marienlieder Alfonso des Weisen. II. Zur Prosodie Berceos: Frage der Synaloephe, der Zweisilbigkeit von *rey, muy; die, dies;* zweisilbiges *dios*.]

Mendelkern, S., Russisches Elementarbuch in vier Abteilungen. Akzentuierte Texte nebst vollständigem Wörterbuch. Abt. III: Abrifs der wichtigsten Begebenheiten aus der russischen Geschichte. Leipzig, Haberland. S. 133—188. M. 0,75.

Teloni, B., Letteratura assira. Milano, U. Hœpli, 1903. XV, 267 S. und zwei Schrifttafeln. L. 3. (Manuali Hœpli, serie scientifica. No. 337 und 338.)

Beilagen:

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LVIII. JAHRGANG, CXII. BAND

DER NEUEN SERIE XII. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1904

Inhalts-Verzeichnis des CXII. Bandes,
der neuen Serie XII. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXII. BAND, DER NEUEN SERIE XII. BAND,
1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG
BREITESTRASSE 2
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1904

Herausgegeben März 1904

Inhalt.

CXII. Band, der neuen Serie XII. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 1. März 1904.

(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Die Osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575.

(Berlin, Kgl. Bibl. Mgf 753.)

III. (Schluſs.)

109. **Hette ich sieben wunssche in meiner gewalt** ... 7 fünfz. Str. *Blumm u. Aufsbund* (P. v. d. Aelst) 1602 S. 26 Nr. 39 in 7 entspr. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 25 in 7, Lhs. des P. Fabricius (Bolte a. a. O. S. 63) Nr. 135 in 9, Nd. Lb. Nr. 114 (bezw. 99; vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 38) in 9 Str. Uhland, Vl. Nr. 5; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 276, *Lh.* III S. 30 Nr. 1081. Vgl. auch noch Töppen, Volkstüml. Dichtungen: *Altpreuſsische Monatsschrift,* N. F. 9. Bd. 1872, S. 546.

110. **Brinnende lieb du heiſser flam** ... 7 zehnz. Str. (Akrost. 'Barbara') = 1582 A 110, B 134; *Blumm u. Aufsbund* (P. v. d. Aelst) 1602 S. 140 Nr. 149. — Fl. Bl. Yd 7821. 10 'Zwey Schöner Lieder' o. O. u. J. Yd 7821. 16 ebf. Druck zweier Lieder, Nürnberg, Kunegund Hergotin o. J. Yd 9362 ebf. Druck zweier Lieder, Nürnberg, Val. Neuber o. J. In diesen drei Sonderdrucken steht vorbezeichnetes Namenlied zusammen mit 'Ich armes Maidlein klag mich seer', s. oben Nr. 23. In einem Hagenauer Drucke von 3 Liedern: Ye 421 'Ein hüpsch lied: in dem thon, O mortliches mort. Ein ander lied. O fraw ich schaw ... Ein ander hüpsch lied Tag vnd nacht leyd ich grosse nodt' ... steht es an erster Stelle. — Berl. Hs. 1568 Nr. 109, 1574 Nr. 55 ebf. m. je 7 entspr. Strophen auf den Namen 'Barbara'. 'Straſsburgisches Liederbuch. 1592' (f. O. Fenchlerin) hrsg. v. Birlinger: *Alemannia* 1, 1873, S. 8 an erster Stelle das Lied mit nur 6 Strophen, unter Weglassung der Schluſsstrophe. — In dem Liede 'Wach auf meins gmüts ein trösterin' beginnt die zweite Strophe 'Brennende lieb, du heisser flamm, wie hastu mich umbgeben'.

15 G 76
WWEGMA
Jo: v. Dalwigk | der mitler.

Ein ander. 111.

Mein elend thut sich vormehren,
deweil ich scheiden muß,
Godt weiß daß ichs nicht kan wenden,
mein elendt daß ist groß,
dath wende du herz allerliebste mein,
sunst wher mich lieber der Todt,
Heer Godt helf mir auß aller nodt.

Von dich scheide ich ungerne,
nochtan so muß eß sein,
ich will dich trewe bleiben
beß auf den ende mein,
daran soltu keinen zweifel nicht haen,
mein herze ist stedes bey dir,
ich sey noch whar ich sey.

Kein großer leidt auf erden
ist mich noch ne erkandt
den dath ich moth van dich scheiden
von hir in ein ander lanth,
ich bitte dich herz allerliebste mein,
standt mich in allen trewen bey,
so byn ich aller sorge frey.

Ein ähnlich beginnendes, im weiteren Verlauf jedoch durchaus verschiedenes Lied bei Demantius, *Neue Teutsche Weltl. Lieder*, 1595 Nr. 19 (vgl. Goed. II² S. 64).

Ein ander. 112.

**Dehr ungefall hatt getroffen mich,
ach Godt vom Himell daß clage ich dich,
ich klages deiner guete,
du bist vull milder barmhersigkeit,
du wirst mich woll behoden.**

**Och Godt du hast gewalt allein,
erkenst daß traurige herze mein,
dich thu ich mein leidt klagen,
gib mich gluck deine gnade und hulfe,
laß mich nicht gans vortsagen.**

**Rechte liebe zu dir hatt mich entzundt,
in heimleicher liebe mein herz daß brindtt,
worhin soll ich mich kehren,
kein hulf kein trost ich nergens weiß,
mein trauren thut sich mehren.**

**Och scheiden du vordampt[e]s krauth,
du krenkest mich armen jungen knaben,
krenkest mich herz mueth und synne,
du bist so ghar ein bitter krauth,
deß byn ich wurden innen.**

**Trewe stede in ehren ein Dienner dein,
gefelts dir, nicht meher begher ich zu sein,
deweil ich lebe auf erden,
und so der Todt unß beiden frist,
soll mir kein lieber werden.**

**Hilf mir auß nodt darin ich byn
und laß mich dich befolen sein,
erkenne daß klagen und karmen,
mein ungefall dir nicht helfen kan,
laß dich meines leides erbarmen.**

**Eß ist mir ghar eine schwere pein,
weil eß muß gescheidet sein
und muß dich feinß lieb meiden,
daß bringet meinem herzen schwere gedanken,
daß thu ich heimlich leiden.**

**Adde darmitt scheide ich von hynnen,
doch bleibt bey dyr herz muth und synne,
ich muß dich feinß lieb laßen,
adde adde zu gueter nacht,
darmitt trabe ich mein straßen.**

**Gnade dyr Gott
1565
W: S: N: S: W:
Gelle Alhardet den | 25 Januarij.**

Ein ander. 113.

**Wher wolde dir in ehren nicht sein holt,
kurzweil und frewde mitt dir machen,
so stehet doch dein zucht, wie du wult,
mache mir kurzweil du jungeß herz,
dardurch mein gemueth
in frowden wonth
und lebet ohn alle den sorgen,
wer dir nicht engundt
auß herzen grundt,
all zucht muß sich ahn dem vorbergen.**

**Du bist eheren wertth, du holtsaliges kindt,
freundlich mitt weise und gebere,
darumb du holtsaliges : kindt : freundt,
zu willen dein sall werden
mitt luden und gesangh
mitt danzen und mitt gangh
kurzweil und frewd mitt dir machen
mitt allem fleiß
freundleicher weiß
waß denen magh zu den sachen.**

**Daß ich dein zucht und lob beschreibe,
zu dem argsten salstu mir daß nicht keren,
ich muß doch freundschaft mitt dir treiben,
daß geschut alle zu deinen ehren,
deine schone gestalt
die hatt mich mitt gewalt
so hoich und harte bezwungen,
daß mir von stunden ahn
ist gegangen also,
nach dir hab ich offt gerungen.**

Pal. 343 Nr. 200 in 3 Str. *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 8 nur d. erste Str.

114. **O wehe der tzeitt, die ich vortzerth, hab in dem Boler Orden ...** 3 neunz. Str. = 1582 A 29, B 81; Forster II 1540 u. ö. Nr. 12; Bicinia, T. I. 1545, Nr. 90; vgl. Goed. II² S. 35 u. 40. — *Wunderh.* I S. 114; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 103; Mittler S. 606 Nr. 884; Goedeke-Tittm. S. 38; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 213, *Lh.* II S. 291 Nr. 470.

115. **O dafs ich konde von Hertzen, singen ein Dagewyfs** ... 19 siebenz. Str. = 1582 A 253, Nd. Lb. 19, vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 14; *Blumm u. Aufsb.* (P. v. d. Aelst) 1602 S. 157 Nr. 166, *Venusg.* 1659 S. 122 (1656 hrsg. v. Waldberg, Neudr. 86/89 S. 87). —

Fl. Bl. Berlin Yd 7801 (v. Nagler) St. 58 offenes Bl. 'Ein schone tagweyß' o. O. u. J. Yd 9016 'Eyn schöne Tagweys' Nürnberg, K. Hergotin o. J. Yd 9021 'Ein Schöne Tageweiß' Nürnberg, F. Gutknecht o. J. Yd 9029 'Ein schöne Tageweiß' Bern, J. Stuber 1626.

Fl. Bl. Nürnberg, German. National-Mus. L 1728[k]: Ein schöne Tage | weiß, Vonn eines Königs | Tochter, In dem thon, Es wonet | Lieb bey Liebe, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg, | Durch Valentin | Fuhrman. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Anfang 'O Das ich kündt von Hertzen, singen ein tage weiß' 19 siebenz. Str.

Fl. Bl. Strafsburg, Landes- u. Univ.-Bibl. Sammelb. III 92 u. 93: Ein schöne Tagweiß, Vonn eines Königs Tochter, vnd einem jungen Grafen. Im Thon: Es wohnet Lieb bey Liebe ... Augspurg, bey Marx Anthoni Hannas o. J. 'O daß ich köndt' in 19 Str. — Zwo schöne Tagweiß ... Zu Augspurg, bey Johann Schultes o. J. 1. 'O daß ich kundt' in 19 Str.

Fl. Bl. Zürich, Stadtbibl. Sammelb. XVIII 2017 St. 5: Ein schöne Ta- | geweyß, von eines Kö- | nigs Tochter. | Im Thon: | Es wonet Lieb bey Liebe, etc. | (Bildchen) | Gedruckt zu Augspurg, | bey Michael Manger. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer.) 'O das ich künd' in 19 Str. — Sammelb. Gal. K K 1552 St. 24: Ein Hübsche | Tageweiß, von eines Kö- | nigs Tochter vnd einem jungen | Ritter, Es wohnet Lieb bey | Liebe, etc. | Ein andere schöne Tageweiß, von | eines Königs Tochter ... ||| (Bildchen) Ein ander schön Lied, Ich stund | an einem Morgen, etc. | 1613. Am Schlufs: Getruckt zu Basel, bey | Johann Schröter. | 1613. (8 Bl. 8°. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer.) 'Köndt ich von hertzen singen, ein hübsche Tageweiß' in 19 Str.

Fl. Bl. Zwickau, Rateschulbibl. Sammelb. XXX, V, 22 St. 24: Ein schöne Tagweys, | von eynes Künigs tochter. In | dem thon, Es wonet lieb | bey liebe, etc. (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg durch Georg Wachter. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'O das jch künd' in 19 Str. Dasselbe noch einmal ebenda St. 27.

Der aus Uhlands Besitz stammende, nunmehr der Tübinger Universitätsbibliothek einverleibte Sammelband niederdeutscher Stücke bietet einen verstümmelten Einzeldruck, der an erster Stelle das Lied vom Schlufs der sechsten Strophe an enthält: Keller, *Fastnachtspiele* 3 (Bibliothek d. lit. V. 30) S. 1470.

Berl. Mgq. 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 26a 'Mit lust so will ich singen' 17 Strophen, 17. u. 19. der sonstigen Fassungen sind fortgefallen. Mgq. 612 (vgl. 4°. 716) v. J. 1574 Nr. 21 in 19 Str. Lhs. f. Ottilia Fenchlerin, Strafsburg 1592, Nr. 7: Birlinger, *Alemannia* 1, 1873, S. 13: Bruchstück des Liedes, die Strophen 6, 7, 13—19 der sonstigen Fassungen begreifend. Jaufener Lhs. v. J. 1603, hrsg. v. Frhr. v. Waldberg: *Neue Heidelberger Jahrbücher* 3, 1893, S. 294 in 19 Str. Pal. 343 Nr. 55 in 19 Str.

Sonderdrucke, worin das Lied in gleicher Weise wie Mgq. 718 beginnt, sind seltener: Berl. Yd 9908 'Twe lede' o. O. u. J. (Beschr. s. oben Nr. 67), zweites Lied 'Mit lust so wil ick singen' 19 Str. niederd. — Heyse, *Bücherschatz der deutschen Nationalliteratur des 16. u. 17. Jahrh.* S. 56, (Nr.) 912 'Zwo hübsche newe Tage weyß' Nürnberg, Christoff Gutknecht o. J. Zweites Lied 'Mit lust so wil ich singen'.

Wunderh. I S. 265; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 20, *Lh.* I S. 307 Nr. 87.

116. **Viel gluck man spricht hatt Neider viell** ... 19 sechsz. Str. Niederd. Lb. 45, vgl. *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 21. Berl. Hs. 1574 Nr. 74 (untz. 1580), Reiffenberg S. 226. Fl. Bl. Yd 9665 Sonderdruck

zweier Lieder, Nürnberg, Frid. Gutknecht o. J. Zweites Lied. — Ye 437 'Sös lede' o. O. u. J. Viertes Lied, nur 4 Strophen. — Phil. Hainhoferi Lautenbücher (Wolfenb. Bibl.) 1603, 2. T. Bl. 49 A: Vil glückh man sprücht hat neider vil ... 10 Strophen. — Später noch im *Venusg*. 1659 S. 65 (1656 hrsg. v. Waldberg, Neudr. 86/89 S. 48).

Ein ander. 117.

Deiner gedenk ich offtt und viell
und sehe dich leider selten,
daß mir daß gluck nicht geben will,
darumb darf ich nicht schelten,
gedult umb hult muß tragen ich
datsu der zeit erwarten,
beß ich dich Hertzleyb widerumb sehe,
ach du mein edler und zarter.

Von dir ich itzundt gescheiden byn,
bringt mir heimleichen schmerzen,
licht mir stediglich in meinem synn
und krenkt mich fast von herzen,
gedenk ich ahn dich so betrubstu mich,
du hast mein herz umbfangen,
beß ich dich Herzleib widerumb sehe,
nach dir steith mein vorlangen.

Herbei machet sich die froliche zeit,
die mir wendet all mein leiden,
zu sehen den der mir im herzen leibt,
den ich so langk hab mußen meiden,
darumb heist mein Rehim, Mir Helff Gott,
die sachen tzu vullenden,
dir tzu eheren und auch tzu lob,
unß beiden zur salicheit wenden.

118. **Cupidinis krafft hat mich verwundt, mitt seinem Schwerdtt vorsehrett ...** 9 zehnz. Str. Akrost. 'Catarina A.'
Zusammen mit Nr. 57 in einem doppelt vorhandenen Sonderdruck d. Berl. Bibl. Yd 9862 u. 63 als hinteres von zwei Liedern, Nürnberg, V. Neuber o. J. 'Cupidus krafft hat mich verwundt' 9 entspr. Str.

Ein ander. 119.

Weß schall ich mich erfreuwen
kegen diesem winter kalt,
daß laub ist abgeresen,
mein trauren ist mannichfalt,
mein gluck ist mir vorschwunden,
ungefall hatt getroffen mir,
red ich zu dieser stunde,
mein gluck geith beider seith.

Mein herz hatt sich vorpflichtet
zu einem Meidlein ist hubsch und fein,
genßlich mein sache gerichtet,
ich hoffe sie scholle mein eigen sein,
all durch der Kleffer zungen,
durch ehren haith und nidt
byn ich noch nicht vordrungen,
gesetzt in schwere pein.

Ach leib du bitter leiden,
du untrughleicher arth,
woll dem den du must meiden,
den du gefangen hast,
du benimpst herz muth und synne,
vornunft und frewde ghar,
woll deme die deß wirtt inne,
waß die leibe wirchen thuth.

Ach leib du lerst leidt leiden
und bringst offt angst und nodt,
wen eß geith ahn ein scheiden,
so wunscht man offt den Dodt,
so geith eß in ein vortzagen,
die leib ist ganz besint,
thun unß die Alten sagen,
die leib ist genßlich blindt.

All krankheit ist zumeiden,
all wider arzenei,
kein krauth ist nicht zufinden,
daß vor die leibe sey,
kein schwerer pfein auf erden,
ach leith uber alleß leidt,
daß ich dich Schonß Leib muß meiden
die mich allzeit erfreuwtt.

Daß leidt ist gesungen
von einem Meidlein ist hubsch und fein,
Godt schend all kleffer zungen,
eß muß gescheiden sein,
sie ist von treuwen herzen
und tragt einen frisschen muth,
ich trauw Godt meinem Hern,
mein sache schall werden gutt.

120. **Ich weifs mir ein Megdlein von achtzigk jaren, mitt treiffenden augen, mitt grauwen har[e]n ...** 9 achtz. Str. Andere stark abweichende Fassungen dieses ekelhaften Zeuges findet man Lb. 1582 A 206,

B 166 in je 10 Strophen und bei G. Niege, Bd. 5 enthaltend 'Zvchtige Liedlein von der Liebe. Etliche grobe possen, Weltliche schertzlieder mit groben eingemischten warheiten' ... Bl. 99 B (alte Zählung 87 B): Ich nam ein Weib von achtzigk Jaren ... 11 sechsz. Str. Fl. Bl. London, Brit. Mus. Sammelb. 11, 515a 56 St. 3 'Ein schöns Lied, | Ich hab ein Weyb bey | Achtzig Jahren.' | ... ||| o. O. u. J. 16 Str.

1576
G. B. W. J. B.
George von Dalwigk.

Die Buchstaben sollen wohl einen Reimspruch andeuten, etwa wie 'Gott beschere, was ich begehre'.

121.

Clagen thu ich dich herz alderleibste,
hoer merk meines klagenß bescheidtt,
gereweth dich nicht du Alderschoneste
in trauren zu leuen alltzeitt,
sagh ahn meins herzen ein krone,
thu mir deine trewe baltt kundth,
o trauwte, o schone, o frome,
fruchtestu nicht meines herzen vorwunth?

Sich ahn meine große klage,
herz muth stehet alleß zu dir,
habe acht waß ich dyr sage,
recht bistu meineß herzen ein zir,
ahn zuchten und geberden
mir keine beßer geueltt,
auf dieser weiten erden
hab ich mich dich außerweltt.

Eß muchte unß beiden woll krenken,
laß dirß zu herzen geben,
wen ich ahn dich gedenke,
so muß mein herz in trauren stehen,
auß rechter liebe und treuwe
byn ich dir von herzen holtt,
und wen ich dich aufgebe,
thet ich nicht wie ich thun soltt.

Godt schicke die sache zum ende,
o Megdlein woll gethain,
laß dich nicht abwenden,
dho du wie du hast geuangen ahn,
zihe ich schon itz von hinnen
in dieser kurzen zeit,
jdoch geschehe unser beider wille,
niemant weiß unsern bescheidt.

Laß dich keine rede nicht irren,
mißgunner vindeth mhan viell,
ob sie schon ethweß darinne wirren
geschicht doch nhur alleß ain zill,
ihr stolzer muth und sinne
wirth sie bedregen seher,
mir und dir sei eß vergunnen,
doch bluhtt unser geluche desto meher.

Adde wir mußen unß scheiden
itzund eine kleine zeit,
scheiden bringt groß herzleiden,
jedoch stedeß unser wille bleibt,
sei dir Herzlieb gesungen
zu tausent gueter nacht,
zu dir will ich balt widerumb komen,
zum ehren sei eß dir Herzleib erdacht.

122. **Ein weiblich biltt mich aneficht** ... 3 zwölfz. Str. = A. v. Aich 69, vgl. Goed. II[2] S. 27; Bergr. 1574, II 10. Akrost. 'E-l-se'.

123. **Je lenger ich gedencke, ahn dich hertzliebster mein, je teiffer ich mich sencke, in deines hertzen schrein** ... 13 achtz. Str. = G. Niege von Allendorf, Mgq. 864. V. Bl. 33 B; ebenda noch einmal in abweichender Gestalt: V. Bl. 11 A: In gratiam Joannis a Dincklage, 6 Str. (I, IV—VII, XIII. Akrost. Jo-han van Ding-la-ge u. Schlufsstr.) Singweise desgl. V. Bl. 3 B.

124. **Freundlich mitt ogen wencken, bringtt lust meines hertzen begher** ... 4 neunz. Str. Dasselbe Lied schon oben Nr. 71, s. daselbst.

Ein ander. 125 (Hs. 225).

Die Lude machen sich spitzigh vff mich,
gantz vnd ghar vnuerschuldet,
daß scholt ich pillich rechenen,
nu leide ichs mitt gedult,
konde ichs auer recht erfaren,
ich wolde sie nicht widerumb sparen,
daß gelouet vorwar,
eß muß vergolden sein.

Sie thun sich bey mich setzen
vnd geben mich viell guther wordt
auß einen falschen hertzen,
daß hab ich woll gespurt,
sie thun mich freundlich fragen,
mein leith sie alleine lachen,
die mich so felschlich bedregen,
ich thu geleich alse merche ichs nicht.

Sie thun sich kurtzweilich machen,
wen sie gedencken ahn mich,
mitt viel spitzigen reden,
muß ich bey ihnen sein,
waß mir nhun bringt frowde,
daß kan mir nemant erliden,
ich redeß bey meinem eide,
ich byn vnd bleib ehm holtt alleine.

Mgf 752 v. J. 1568, Nr. 114.

Die luethe die machen sich spitzich,
auff mich gar vnuerschuldtt,
ich soltt das pillich rechenn,
noch leidtt ichs mitt gedultt,
mochtt ichs rechtt erfarrenn,
ich woltt sei wieder nitt sparrenn,
daß glaub du mir furware,
eß mus gerechentt sein.

Sie thuntt sich bei mich setzen
und geben mir guette wortt,
auß irem falschen herzen,
ich hab es offt gehortt,
sei thuntt mich freundtlich fragen,
mein leidt sei herzlich beclagen,
die mich so falschlich tragen,
ich thue als mirck ichs nitt.

Sei kunnen sich kurzweilig machen,
wann sie gedenken an mich,
mitt schimpfen und mit scherzen
so moeß ich om er sein,
und was mir brenget freude,
daß wirtt mir nemantz leiden,
ich reddenn das bei meinem eidte,
ich wils im pleiben holtt.

Die mich regieren mitt krefften
woll offt auf manchem ort,
sei dreiben vill der gescheffften,
ich trag es gar klein schuldtt,
so bin ichs nitt alleine,
man findet sei fast gemein,
die grossen und auch die kleinen,
dasselbig erfrewet mich.

Einen Sonderdruck der Wolfenbütteler Bibliothek merkt an Scheller, *Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache*, 1826, S. 478: 'Twe leder. Van dem Grauen van Rome, de in der ploch thoch. Dat ander. De lüde maken sick spitisch.' (5 Str.) Das Lied war demnach wohl niederdeutschen Ursprunges.

126. **Der reiff vnd auch der kalter schne, der thut vnſs armen Reuthern so wehe** ... 4 fünfz. Str. 1582 A 122, B 52 in je 5 Strophen, wovon die drei ersten der Hs. entsprechen. Berl. Hs. 1574 Nr. 66 mit dem Anfange 'Reif ab reif ab du kalter Schnee' 6 fünfz. Str. Uhland, Vl. Nr. 149; Mittler S. 853 Nr. 1390; Goedeke-Tittm. S. 117; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 430, *Lh.* III S. 183 Nr. 1296.

Ein ander. 127.

Mein gemueth entzundt in Venus flammen,
thuth mir im herzen umbtreiben,
nach weibeß geberd, die mir gefeltt,
so sichs gegen mich thueth neigen,
doch kan ich nitt
herzleiche pitt
in der gestalt
durch ungelucks gewalt
geghen ihr freundlich ertzeigen.

Ach Gluck erken den schmerzen mein,
den ich jetz stetz thu tragen,
ertzeighe genade dem Diener dein
und thue mein herz pald laben,
daß mir jetz bald
durch kein gewalt
freud mucht zustehen,
alß ichs woll wehn,
ach Geluck laß mirß gerathen.

Cupido hatt mitt groß gewalt
mitt seinen pfeilen durchschoßen,
daß ich so hart vorwundet byn,
kan mir der liebe nicht laßen,
wiewoll ich stetz
durch untruwen geschwetz
muß von ihr sein,
ist mir ein pein,
hoffe sie doch nitt zu laßen.

Ein ander. 128.

In stediger begher ein freulein fein
hab ich mir außerlesen,
in allen dingen recht woll gestalt,
sie fuhret ein freundlich wesen.
sie ist nitt alt,
recht woll gestalt,
von edler art getziret,
sie hatt mein herz
mitt gewalt und mitt schmerz
mitt Veneris banden durchstricket.

Lieblich bey ihr im ermlein weiß
kan sie mir freuwde vormehren,
glaubestu mir,
freundleicher zirr,
ich kan nitt von dir keren,
dweil[e]n ich leb,
sie mir trost gibt,
genßlich bey mir zubleiben,
sie ist allein
und anders kein,
die mir kan leid vortreiben.

Sie ist meins gemuts ein trosterin,
nemandt magh sie mich beleiden,
ach wie gern wolt ich ihr eigen sein,
nimmhermeer von ihr zuscheiden,
will sie mir han
und sehen mir freundlich ahn,
sie geliebet mich uber alle,
sie hatt mitt gewalt
ihr leben angestalt,
sie thut mir allzeit gefallen.

Ähnlich in 3 entspr. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 32; die niederrh. Hs. v. J. 1574 Nr. 12 bietet zunächst eine Strophe, welche der Anfangsstrophe der Fassungen von 1568 und 1575 leidlich entspricht, sodann eine Strophe, die zusammengeschweifst ist aus dem Anfang der dritten und dem Schlufs der zweiten Strophe, als dritte Strophe schliefslich eine gar nicht zu dem Liede gehörige, beginnend 'Vmb liebte noch vmb leidt', mit welchen Worten ein ganz anderes Lied, s. nd. Lb. Nr. 50 (*Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 23), einsetzt. Schon in der Weimarischen Liederhandschrift v. J. 1537, aus Zutphen stammend, steht ein Lied, von welchem die beiden ersten Strophen zu der ersten und dritten der Fassungen 1568 und 1575 stimmen, wogegen die dritte von der entsprechenden abweicht und für sich allein steht: Nr. 16 Str. 1. Ein stetig beger, ein freulein fein ... 2. Sie ist meins gemoetz ein trosterin ... 3. Woe gerne wollt ich or dienner sein ...

129. **Ich bin durch Frewleins willen, geritten so manchen tagk** ... 5 achtz. Str. = 1582 A 184, B 140, Bergr. 1536 (u. ö.) Nr. 45. Fl. Bl. Berl. Yd 7850. 16 'Drey schöne Lieder' Strafsburg, J. Martin o. J. (vgl. oben Nr. 28 u. 51). 2. Ich bin durch Frewleins willen ... 5 Str. Yd 9565 'Drey schöne Lieder' o. O. u. J. Yd 9566 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg, Gutknecht o. J. Yd 9568 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg o. J. — Niederd. Lb. 36, vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 18. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2016 St. 18 'Drey hüpsche nüwe lieder, Das erst, Ich bin durch Fröuwlin willen, geritten' ... o. O. u. J. 5 Str. — Lhs. d. Herzogin Amalia v. Cleve, hrsg. v. Bolte: *Zs. f. deutsche Philologie* 22, 1890, S. 404; Augsburger Liederbuch v. J. 1454, hrsg. v. Bolte: *Alemannia* 18, 1890, S. 227 'Kerenstein. Ich bin durch frawen willen' 7 Str. Pal. 343 Nr. 141 in 6 Str. — Antw. Lb. v. J. 1544, hrsg. v. Hoffmann: *Horae Belg.* XI S. 154, Nr. 102. — Görres S. 126, Uhland Nr. 81, Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 121, *Lh.* II S. 612 Nr. 811. — Vgl. auch *Wunderh.* II S. 282 'Ich bin durch Frauen Willen | Geritten in fremde Land.' *Liederh.* I S. 105 Nr. 34. —

130.

Ach herz du must vorbrennen
woll in der leibte glott,
wiltu daß nicht erkennen,
du reine und wollgemuth,
sunst hatt mein lebent ein ende,
verwhar ich sterbe den dodt,
gib trost herz leyb behende
und helf mich auß der nodt.

Mocht sie die treu erfaren,
meines jungen herzen ein pfein,
ihr gemothe werde sie nicht sparen,
ohn zweibell sie worde barmhertzigk sein,
und helfen mich auß dem leiden,
ich trage eß ghar unverschuldt,
die leisten muß ich meiden,
gluck gib nhur gedult.

Die allergodtseligste auf erden,
so ein adelich gebild,
kein leiben solt mir nicht werden,
du thugenthafft und milt,
daß laß mich auch geneißen
und gedenk fleißigk daran,
in mein herz wolde ich dich schlißen,
nhu noch nummher mher vorlhan.

Ein ander. 181.

Ein Megdlein weiß mit ganzem fleiß
hatt mich mein herz beseßen,
sie licht mich tagk und nacht im synn,
ich kan ihr nicht vorgeßen,
die lauthen kan sie also woll
mit ihren schleußeln klingen,
nhu grіße dich Godt ohn allen spott,
mein edle Keiserinne,
kum laufen, kum springen.

Ach Dochter, leibste Dochter mein,
will dir daß nicht gerouwen?
Ach Mutter, leibste Mutter mein,
ehr bodt mich seine treuwe,
hette ehr mich seine trewe nicht gebotten,
eß were ehne nicht gerathen,
ehr hatt der dicken pfennige so viel,
wir willen sie ihme helfen schraden,
kum drade, kum spade.

Daß Medlein zu den Brunnen gingk,
eß whar ganz suuerleiche,
dar beiegent ihr ein Knebelein jungk,
eß whar ganz thugentreiche,
sie settede ehr kroselein neben sich,
sie fragede ehne wher er were,
ehr sprach: wiltu mein beyschlaff sein,
sie sprach: von herzen gerne,
tredt here, tredt here.

Der Pastor und der Cappelan
die horden daß Megdlein bichten,
sie setzeden ehne lichte buße,
daß dauchte ihr vile tzu lichte,
sie sprach[en] kumb auf den abend zu mir,
ich will dir absoluieren,
sie nam ein kleines koruelein,
darin viel schoner Bieren,
laueren, houeren.

Die Mutter zu der Dochter sprach,
whar bleibstu nechten so lange?
Ach Mutter, leibste Mutter mein,
woll bey denn jungen Mannen,
der eine bot mir seine schnewißen hendtt,
und ehr wolt mitt mir danzen,
der ander woltt mein beischlaff sein,
dem dritten geredt die schanze,
zum danze, zum danze.

Hinder meines Vaders houe
dar ligtt ein dier garte,
eß sey gleich Her oder Knecht,
ich will dar seiner warten,
sie habtt ein feinß leib außerkoren,
ganz heimlich und gar stille,
dartzu hatt sie ehr krenßlein vorloren,
umb ihres Bulen willen,
schweigh stille, schweigh stille.

Yd 7821 (Einband v. J. 1539) St. 9: Ein hubsch Liede, Das | Maydleyn zu dem prunnen gieng. | Ein anders, Es wolt ein mayd- leyn wasser holen, bey eynem külen. | (Bildchen, e. Liebespaar darst.) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg | durch Kunegund | Hergotin. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Das Lied der Hs. ist aus einer Zusammenklitterung der beiden in diesem Einzeldruck enthaltenen Lieder hervorgegangen; die erste Strophe stimmt zu der dritten des ersten Liedes, die zweite wirft die beiden Fassungen der Anfangsstrophe im Sonderdruck durcheinander, der Grundstock beruht auf dem zweiten Liede, nämlich Hs. Str. 3, 4, 6 = Druck, zweites Lied, Str. II—IV. Die vorletzte Strophe der Hs., die Schlufsstrophe des Drucks, bleiben besonders. Druck:

A.

Das Maydleyn zu dem prunnen gieng, das was sewberleiche, Begegnet jr ein Jüngeling, er grüßt sie tugentleyche, Sie setzt das krüglin neben sich, vnnd fragt jn wer er were, er küsts an jren roten mund jr seyt mir nit vnmere, trett here trett here.

Das meydleyn tregt pantoffel an ...

Das meidlein das war hübsch vnd feyn, hat mir meyn hertz besessen, Nun grüß dich Got mein kuserleyn, ich kan deyn nicht vergessen, Falsches lachen kan sie wol, mit jren schlüsseln klingen, so grüß dich Gott on allen spot, du edle Keyserinne, laß springen las springen.

Das meydlein hat zwey eugleyn schon ...

Ach hab mich nur eyn wenig lieb ...

Der vns dises Liedleyn sang ...

B.

Ein anders, in dem thon.

Es wolt ein Meydleyn wasser holen, bey einem külen prunne. Was fand sie an dem wege stan, eyn kneblein das was junge. Es setzt sein krüglein neben sich, vnd fraget wer er were, Er sprach wölt jhr meyn bule seyn, Sie sprach von hertzen gerne, Kumpt here kumpt here.

Die muter zu dem töchterlein sprach, wo warstu necht so lange. Ey du liebes mütterleyn, jch stund bey dreyen manne, der ein der pfiff mir also wol, das jch mit jm must tantze, Der ander wolt mein bule sein, dem dritten geriet die schantze, beym tantze, beym tantze.

So schaw meyn liebes töchterleyn, das es dich nit gerewe. Ach neyn du liebes mütterlein, er gab mir des seyn trewe. Hett er mir seyn trew nicht gegeben, es wer jm nicht geroten, er hat der gulden pfenning vil, die wöl wir von jm schroten, kum spate kum spate.

Dort in meines vaters hauß, steet ein baum im garten. Es sey gleich ritter oder knecht, so darff er meyn nit warten. Hab mir ein feyns lieb außerkorn, gar heymlich vnd gar stille, Ich hab mein krentzlein hie verlorn, durch meynes bulen wille, schweyg stille, schweyg stille.

Der vns dises Liedleyn sang, von newem hat gesungen. Das hat gethan ein Lantzknecht gut, jm ist nit wol gelungen. Er singt vns das vnd noch vil mer, Er hats so frey gesungen. Er hatt kein gelt im seckel mer, der würffel hats jm gnumen, beym prunnen beym prunnen.

Ähnlichen Einzeldr. im Weim. Sammelb. s. Mones *Anz.* 8 Sp. 368.

Yd 9326: Zwey hubsche lieder, | Das Meydlein zu dem prunnen gieng (Bildchen, e. Paar im Gespräch darst.) (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer.) Dieser Sonderdruck enthält 3 Lieder: A. 'Das Meydlein zu dem prunnen gieng' ... 6 Str. nach Wortl. u. Reihenf. bei starken Abweichungen im einzelnen entspr. Yd 7821. 9. Bemerkenswert ist namentlich in der dritten Strophe der Anfang, der sich in dieser Fassung schon ganz dem Anfang des Liedes in der Hs. annähert: 'Ein Meydlein was mit gantzem fleyß, hat mir mein hertz besessen' ... B. 'Ein anders in dem thon. | Es wolt ein Meydlein wasser holen' ... 5 Str. entspr. Yd 7821. 9. (C. 'Ellendt byn ich' ...)

Yd 9330: Drey schöne Newe Lie-|der das erste, Das Meidlein zu | dem Brunnen gieng, etc. | Das Ander Lied, Es | wolt ein Meidlein Wasser holen, | bey einem külen, etc. | Das Dritte Lied, Was | wöllen wir auff den Abent thun, | schlaffen wöllen wir gan. | (Bildchen, e. Mädchen am Brunnen im Gespräch mit e. Kavalier darst.) (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) Die beiden ersten Lieder mit fünf und sechs Strophen entsprechen in Reihenfolge und Wortlaut dem Sonderdruck Yd 9326; die dritte Strophe des ersten Liedes beginnt auch 'Ein Meidlein was mit gantzem fleiß' ...

Wegen eines anderen Liedes, welches ebenfalls anhebt 'Es wolt ein Megdlein wasser holen', vgl. unten Nr. 149.

'Ein meidlein zu dem brunnen gieng' in 3 Strophen geben auch die 121 Lieder, Nürnberg, Ott, 1534 Nr. 59; vgl. Goed. II² S. 30; Nr. 62 'Es wolt ein meidle wasser holn' nur die Anfangsstrophe des mit Nr. 149 zu vergleichenden Liedes.

Des Knaben Wunderh. 1, 1806, S. 156 'Ein Mägdlein zu dem Brunnen ging'; vgl. ebenda 1, 69; 3, 68 u. 142; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 258 Nr. 437 u. 438.

132. **Die vntreuw jts boschwertt | viell frommer Leuthe auf erden...** 9 siebenz. Str. In diesem Gedicht sind ausnahmsweise die Zeilen abgesetzt. Es gehört zusammen mit einer längeren, 14 strophigen Fassung, die man unter den handschriftlich erhaltenen Gedichten des G. Niege von Allendorf, Mgq. 864. IV. Bl. 4 B, findet. Von den 14 Strophen dieser Hs. sind in vorliegender Fassung nur die neun ersten in der durch Umstellung der vierten Strophe veränderten Reihenfolge 1—3, 5—8, 4, 9 anzutreffen.

Eine Junckfrauw de gerne brande wynh drincket
Vnd einem mit dem augen wincket
Vnd mit dem fueß scharret auf der erden
Das ist eine Huer oder will eine werden.

Vgl. J. Petrus de Memel, *Lustige Gesellschaft*, 1656 S. 199, 1657 S. 169, 1659 S. 171 u. ö.

Ein Mägdlein das gern Wein trincket,
Vnd Junggesellen mit den Augen wincket,
Vnd scharret mit den Füssen auff der Erden,
Ists keine Hur, so wird sie eine werden.

Merkwürdigerweise findet man bisweilen unter den beim Richtfest üblichen Sprüchen der Zimmerleute folgende Zeilen oder ähnliche:

Pots tausend, ich hätt bald vergessen,
Den schönen Jungfern einzumessen,
Den Jungfern, die gern den Brandwein trinken,
Und den Gesellen mit den Augen winken,
Welche thut mit Füssen scharren auf der Erden,
Die ist eine Hur, oder wird bald eine werden.
Diesen Spruch hab ich bekommen im Land Sachsen,
Da die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen ...

Ein ander. 133.

Scheiden mich krenkt,
wenn ich der liebe gedenke,
die mich vann ihr widerfahren ist,
ewigh will ich dein sein,
Herz allerliebste mein,
kein getreuwer Mensch auf dieser erden nicht ist,
muß im derwegen ich
vnd muß verlassen dich,
das bringt meinem herzn eine grosse klage,
wiewoll ichs keinem menschen auf dieser erden nicht sage.

Ist mich mein junges herz
bekümert sehr mit schmerz,
geschicht alles durch denn willen dein,
darumb ich sprich,
das ich frolich
ahne dich keine stunde im tage sein mach,
herz einiges Lieb,
nach ehren dich stedes begib,
halt dich in guther hoeth,
so ist mein junges herze stedes woll gemoeth.

Ewig will ich dein pleiben,
meinen schatz den will ich dir vorschreiben,
wen[n] ich schon von dich binn,
so hastu doch mein junges herze moeth und synn,
nicht vorgessen will ich dein,
in ehren als du bist mein,
inn stediger liebe wirt deiner gedacht,
adde zu hundert thausent guther nacht.

Pal. 343 Nr. 16 in 3 Str.

Ich weiß ein wordtt, dat hatt ein L,
Wer das sicht, begerts schnel,
Wen das L hen wech ist,
Kein besser dinck im hemell vnd erden ist.

Die Lösung dieses nicht gerade schwierigen Rätsels ergibt sich durch die Worte Gold und Gott. Vgl. Philo Aretaeus, *Pfältzer Zehrpfennig*, 1630, S. 18: Es ist ein wort, das hat ein L ... 4 Z. Joh. Petrus de Memel, *Lustige Gesellschaft* 1656 S. 107, 1657 S. 93, 1659 S. 89, 1660 S. 83, 1701 S. 84 u. ö.:

Ich weiß ein Wort das hat ein L,
Wers sihet, begehret es schnell,
Wenn das L hinweg und ab ist,
Nichts bessers im Himmel und auff erden ist.
Gold, Gott.

Vgl. noch Töppen, Volkstüml. Dichtungen: *Altpreufs. Monatsschrift*, N. F. Bd. 9, 1872, S. 518 (Sammelbuch des Danzigers Mich. Hancke, um 1630):

Ich weis ein wörtlein, das hat ein L,
Wer es siehet, der begert es schnell;
Wen aber das L hinweg ist,
Nichts liebers im himmel und auf erden ist.

Goed. II² S. 54: J. Knöfel, *Neue Teutsche Liedlein*, Nürnberg 1581, Nr. 14 'Es ist ein wort das hat ein L'. Mone, *Anzeiger f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 8, 1839, Sp. 317 'Es ist ein wort das hat ein L'. Huldrich Therander, *Aenigmatographia* o. J. Bl. J 2a 'Ich weiß ein wort, das hat ein l'.

134. **Wie kan ich frolich werden, keine freude wirt myr nicht mher zu theill** ... 3 achtz. Str. = 1582 A 80. Fl. Bl. Ye 29 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, Val. Neuber o. J. Drittes Lied ebf. in 3 entspr. Strophen. Desgl. nd. Lb. 8, vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 11. Vgl. noch Franck, *Musical. Bergkreyen* 1602 Nr. 2 in 3 Str.

135. **Gehabe dich woll zu diesenn zeittenn, freudenn vull sey bei denn Leuthen** ... 3 Str. Berl. Hs. 1569/75, v. Helmstorffsche, Nr. 34 Gehabt euch wol zu disen zeitten, frölich sein soll mann beyn leütten ... 3 der Hs. v. J. 1575 entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 7831. 15 Drey schöne neüwe Lieder ... Durch Joseph Engelsheimer, auß dem Land ob der Ens ... Getruckt zu Augspurg, durch Mattheum Francken. (7 bzw. 8 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten Bl. u. das letzte leer.) 'Das Dritt Lied. Josephen Engelsheimer. 1. Gehabt euch wol, zu disen zeiten' ... 5 Strophen, untz. 'Gunst vnd Glück: Selten ohn Dück. 1566. Joseph Engelsheimer.' Hierbei stimmt nur die jedesmalige Anfangsstrophe der verschiedenen Fassungen genauer, die zweite Strophe des Einzeldrucks verläuft ähnlich der handschriftlichen Fassung, deren Schlufsstrophe ganz von der Vorlage abweicht. — Frankfurt a. M. Stadtbibl. Sammelb. L 521 Bl. 20: 'Drey schöner geistlicher Lieder ... Das erste, Ghabt euch wol, zu disen zeyten' ... Am Schlufs: Bey Val. Newber. [Nürnberg.] 'Ghabt euch' in 3 Str. untz. V. S. — Ebenda Bl. 266: 'Drey schöne Geistliche Lieder ... Das Erst, Ghabt euch wol, zu diesen zeiten' ... (3 Str. untz. V. S.) Schlufs: Gedr. zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht. — München, Hof- und Staatsbibl. P. O. germ. 1865 (10d) 'Zwey schöne Newe Lieder ... Das erst, Ghabt euch wol zu disen zeyten' ... (4 Str.) Schlufs: Gedruckt zu Augspurg bey Josiam Wörlin. — Fischart, *Gargantua*, Kap. 8, Truncken Gespräch: Gehabt euch wol zu diesen zeiten, freuden voll seit bei den Leuten. —

136. **Recht ist das mann in aller noth, zuflucht suchett zu dem leibenn Godt** ... 9 vierz. Str. Vgl. Reiffenberg, *Nouv. souvenirs d'Allem.* I S. 244 Nr. 15: Radt ist, daß man in aller nohtt | suche tzuflucht tzu dem

lieben Gott ... 8 vierz. Str., nur in den ersten 6 Zeilen entsprechend, im weiteren Verlaufe stark abweichend; Harnisch, *Newe Auserlesne Teutsche Lieder*, Helmst. 1588 Nr. 1 Recht ist ... 3 vierz. Str.

137. **Meynenn Godtt will ich vortrauwen, jetz vnd zu aller zeitt ...** 7 neunz. Str.

Ein ander. 138.

Es ist kein glaub auf erden
itzunder in dieser welt,
ich kann nicht frolich werden,
ich hatte mich auserwehlt,
mit minschen ist es vorloren
alhier zu dieser frist,
ich hadde mich auserkoren,
das alles umme sunst nhun ist.

Leibe tragen machet groß leyden,
ist meinem herzen ein klagen,
meinen bolen muß ich meiden
denn ich geleibet habe,
das es mir jemant thutt weren,
ist mir ein schwere pein,
Godt woltte mir gelucke bescheren,
es will hie kein trost nicht sein.

Untreuwe ist its gemeine,
nimpt its gaer uber hant,
ich meinete ich were gaer alleine,
ich hette ihr herze zu pfand,
so thu ich its[o] spüren
alle zeit das wider spill,
wie balt thutt sich vorkeren
eines falschen minschen syn.

Vorborgen hab ich es getragen,
viel zeit und mannigen thaehg,
ich habe oft horen sagen,
noch habe ich es nhü ge[g]laubt,
itzundes thu ich es befinden,
das spore ich taghlich woll,
ihr rede wahr gaer geschwinde,
ihr herze waer untreuwe voll.

Doch will ich es mich getrosten,
es ist myr ein kleines leidt,
ich bin auch nicht der erste,
denn sie soliche untreuwe erze[i]gt,
ich will mich es woll ergeben,
will haben einen guten mudtt,
ich will es Godt bouelenn,
mein sache kann werden gudtt.

Viel falsche zungen mich neiden,
sie hassen mich mit gewalt,
mein Godt dir thu ich es klagen,
der mich vur ihnen behalt,
das sie mir thun vorgunnen,
das mir Godt hatt gegeben,
sie konnen myr es doch nicht wehren,
Gottes wille der mueß ges[ch]ehen.

139. **Feinſs lieb ich muefs dich meidenn, ist alles der kleffer schult ...** 5 achtz. Str. = Fl. Bl. Berl. Yd 7821. 11 u. 24 (zweimal derselbe Druck): Ein hübsch new Lied, | Schürtz dich Gredlein schürtz dich. Ein ander lied, Feins lieb jch muß | dich meiden, ist als der klaffer schuld. (Bildchen.) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürmberg durch | Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) — Yd 9372 Ein hübsch new Lied, | Schürtz dich Gredlein schürtz dich. | Ein ander lied, Feins lieb jch muß | dich meyden, ist als der klaffer schlud. [!] (Bildchen.) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg durch | Valentin Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) — London, Brit. Mus. 11, 522 df 44 Ein hüpsch New | Lied, Schürtz dich Gredlein | schürtz dich etc. Ein anders Lied, | Feins Lieb ich muß dich meyden, | ist alles des Klaffers schuldt. | (Bildchen.) Am Schluſs: Getruckt zu Augspurg, durch Mattheum Franchen. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) — In allen diesen Einzeldrucken steht das Lied mit 5 der Hs. entspr. Str. Desgl. in der Lhs. f. O. Fenchlerin: *Alemannia* 1, 1873, S. 39. Nur 4 vierz. Str. I 1—4, II 5—8, III 1—4 und besondere Schluſsstrophe nach Pal. 343 (Nr. 12) s. Mone, *Anzeiger f. Kunde d. t. Vorzeit* 7, 1838, Sp. 238.

Ein ander. 140.

Mein gmuett und geblutt das ist dir holtt,
was du mich aber gunnest und wolt,
das dho mich zu wissen werden,
dan ich dich liebe vur allen auf erden,

wenn ich dich liebste angesehe,
so wird mich von grossen freuden wehe,
verfluchet sey de ungeluchliche zeit,
wen wir bei (l. von) einander sein beidt.

Str. I Z. 1 gemutt oder gmuett?

Liebste einige außerwelte schatz,
gelebet habe ich dich vur allen stetz,
wie du woll hast gespuret,
ahn orten das mich nicht geburt
kunt und offenbar zu machen,
weiter aus zu sprengen die sachen,
thutt dich hinfurder freuntlich erze[i]-gen,
mein herz kan sich von dir nicht neigen.

Dich ereutreich und getreuw,
och Herzliebste nicht mache wider reuw,
rein aufricht sei mir von herzen,
ach liebste nicht bringet widerumb schmerz,

trauwe alle zeit meinem redelichen gemudt,
es trauwe ich nicht anders deiner ade-lichen ehr und gute,
als einer aufrichtigen und frommen,
ich habe es nicht anders von dir vor-nommen.

Zu guter nacht bewar dich Godt,
vur allen unfall und spott,
wie ich es dir von herzen ghann,
so wirt Godt und das geluche stedes bei dir staen
bewar dich Godt vur allen leidt
van nu ahn bis in ewighkeit,
nach alles deines herzen bogehr,
ich vorgesse diner nymmermehr.

Ein ander. 141.

Ick bins bedrouet, konts anders sein,
ich kont [e]s woll erleiden,
ich habs gehort wie groß[e] pein
sie leib bei den so sich scheiden,
das befinde ich itz in schmerz und pein,
kein ogenblick ich frolich bin,
du hast hen wech herz mott und synn.

Ach guter gesell stell ab dein klag,
der du vor war selbst schuldich bist,
wehnn ist die schult, dasselbige sage,
das leib in leidt vorwandelt ist,
togest du nicht hen und vorgassest mein
und letest mich in jammers pein,
vahr henn, ich achte oich nicht dein.

Von grundt meines herzen rede ich das,
feins leib, gib glauben meinen worden,
du gleibest mich bauen alle das,
so van anfange ist geboren,
ob gleich mein leib nicht stets bei dir ist,
so bleibet doch mein junges herze bei dir,
wen ich schon ferne sey van hier.

Vorgeue[n]s deine entschuldungh ist,
ich weiß gar woll der jungen gesellen list,
der negeste alle zeit der liebeste ist,
alle freunttschafft balde vorgessen ist,
es ist ein sprickwort wie man sagt,
wer kunfft all aus den ogen sein,
der kumpfft oich woll auß denn herzen dein.

Denke leff waß vann scheiden kumpft,
gedenke, wo es Piramus und Thisbe ginck,
alse se ehren mantell blodich fant,
ehren dodt bechlaget mit schmerzen.
ohne ehr kont he nicht leeben mehr,
he nam sein schwert und stack dorch sich,
bedenke dich leff das bitte ich dich.

Heddest du das vorhen besser bedacht,
du heddest dich woll anders erzeigt jegen mich,
du heddest woll einen freuntlichen ab-scheidt genhomen,
weß ich mich zu dir scholde gudes vorsehn,
dein herz ist aller untreuw ful,
du sagst idt gudt du meinst idt nicht,
schaff aff ich kenne deiner nicht.

142. **Es ist auff Erdenn kein schwerer leiden, den wen zwey Hertz-lieb müssen scheiden** ... 12 sechsz. Str., wovon die letzte Strophe mehrfach in anderen Fassungen als besonderer 'Beschlufs' abgetrennt erscheint; 1582 A 118 in 13 Strophen (8 u. 9 mehr) nebst 6 (richtiger 4) Schlufszeilen, 1582 B 2 in entspr. 13 Strophen ohne die Schlufsz. Niederd. Lb. Nr. 49 in 14 sechsz. Str. u. 'Beschluth' (Str. 6, 7, 12 mehr als die Hs.); vgl. *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 22. — Fl. Bl. Berl. Yd 7850. 2 'Zehen Schöner Lieder' Augspurg, Mich. Manger o. J. Das neundt Liedt. Es ist auff Erden kein schwerer leyden ... 11 sechsz. Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 64 'Vier Schöne newe Lieder: Das Erste. Es ist auff Erden kein schwerer Leiden' ... o. O. u. J. 14 Str. u. 'Beschlus'. — Zürich, Stadtbibl. Sammelb. Gal. KK 1552 St. 42 'Sechs schöne newe

Lieder, Das erst, Es ist auff erden kein schwerer leiden' ... Basel, Joh. Schröter 1611. (Beschr. s. oben Nr. 92, vgl. auch unten Nr. 150.) — Ebenda, Sammelb. XVIII 2016 St. 3 'Zwey hübsche newe Lieder, Das erst Es ist auff erden kein schwerer leiden' ... o. O. u. J. 13 Str. (Beschr. s. ebf. oben Nr. 92.) — Lhs. 1592 f. O. Fenchlerin: *Alemannia* 1, 1873, S. 52 in 11 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 65 Nr. 73 in 11 Str. entspr. Yd 7850. 2. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 266, *Lh.* II S. 558 Nr. 755. —

143. **Hortt tho wat ich will singenn, wat will ich heuenn an ...** 26 achtz. Str. Dieses Lied ist abgedruckt und mit gründlichen Erläuterungen versehen durch Bolte: *Altpreufs. Monatsschrift*, Bd. 25, 1888, S. 333 bis 338 'Ein Lied auf die Fehde Danzigs mit König Stephan von Polen (1576).' — 26, 1889, S. 158—160; 28, 1891, S. 636—639 Nachträge, eine Gegenschrift in lateinischen Hexametern von polnischer Seite und einen in Zittau befindlichen Sonderdruck vorbezeichneten Liedes betreffend:

'Der Polnisch | verstand. (Danziger Wappen mit zwei Kreuzen übereinander, darüber eine Krone.) In der Melodey, Magde-|burgk halt dich feste, du | wol gebawtes, etc. | M. D. LXXVII. (4 Bl. 8⁰ o. O. Zittau, Stadtbibl. Th. 8⁰. 435, 10.)'

(Berl. Bibl. Sz 5728 u. 29. 4⁰.) Clades Dantiscana anno Domini M. D. LXXVII. XVII. Aprilis. A Joanne Lasicio Polono descripta. Posnaniae 1577. — (Eine deutsche Übersetzung davon:) Der Dantziger Niederlag: Welche geschehen im Jar Christi, M. D. LXXVII. den XVII. tag Aprillis ... v. Johanne Lasitio ... 1578 (Königsberg). Vorr. unts. 20. Mai 1577.

(Ui 26150. 8⁰.) Clades Dantiscorum, anno Domini MDLXXVII, XVII Aprilis: A Joanne Lasicio Polono descripta, & emendatius secundò edita ... Accessit Satyra Joachimi Bielscij, in quendam maledicum Dantiscanum. Francofurti 1578. Am Schlufs findet man, statt einer Prophezeiung des Johannes Dantiscanus nebst deutscher Übersetzung in der früheren lateinischen Ausgabe, hier S. 44 zunächst eine Verwahrung: Ad lectorem Germanum. Ne, quaeso, crebra Germanorum hac in clade mentione offendare, lector ... Gedanenses Germani sunt ... sodann S. 45—48 (Ende): Joachimi Bielscii Satyra in quendam Dantiscanum, qui leuibus ac ineptis suis quibusdam Germanicis rhythmis multa nefaria de Rege et regno Poloniae scribere, & per Germaniam vbique spargere impudenter ausus est: anno Dn. 1577. — Lustris tempus ad hoc ductis iam paene duobus ... (119 Hexameter).

Ein ander. 144.

Leyb haben und zu meiden
bringet meinem herzen pein,
das schaffet der kleffer neiden,
de wolden vnnß (?) haben darein,
sie gedenchen uns zu vordreiben,
zu vordreiben ganz und gaer,
noch habe ich dich leib im herzen,
das glaube du myr vurwar.

Ach gutter geselle sydtt wollgemodt,
du erfrouwest mich so sehr,
de blomelynn ahn der heyde gudt,
noch inne ist meyn boger,
ich drage eine freuntliche leibe,
leyb, umme den willen dyn,
das glaube du meiner im beßten,
herz aller leybster meynn.

Ich gynck mych in einen garten,
der zeit wart myr nicht lanch,
nach der schonen und zarten
dede ich so mannigen ganck,
ich brack ein kleynes blomeleynn,
warp sie zum venßter ein,
ach schlaiffstu leyb oder wachstu,
du herz aller leybste meynn.

Ich schlaiffe auch nit, ich wache,
du feines knebelein,
ich habe so lange gestanden,
gestanden [ge]wartet dein,
mein herze leidet schmerze,
vonn dir habe ich keine rouw,
scholde ich dich ubergeben,
das wolde ich nicht gerne thuen.

Doch will ich nit vurzagen
unde lassen ab,
de henker solle inne plagen,
der vnnß belogen hatt
mitt seinen valschen zungen,
der ich gar weinich achte,
sey dir braunß mettleyn gesungen
zu tausent gutter nacht.

Vgl. Wolkan, *Sammlung von Volksliedern* (16. Jahrh.): Euphorion 6, 660 Lieb haben und zu meiden | bringet mir ein schwere pein ... 10 achtz. Str. 1—4 entspr. Hdschr. 1—4. Pal. 343 Nr. 166 in 6 achtz. Str.

Einn Jaermarcktt sonder Deibe,
Einn schone Frouwe sonder Leibe,
Einn altt Zegen Bock sonder Bartt
Ist alles weder seine naturliche Artt.

Dieser Spruch, mit anderen Vordergliedern in mannigfacher Verbindung, läßt sich in ungemein zahlreichen Fassungen nachweisen, z. B. 'Künstlike Werltspröke' 1562 Bl. G 2 Rückseite:

Ein Jarmarcket ane deue,
Eine schöne Frouwe ane leeue,
Ein Büdel ane Geldt,
Desse dre ding syn nicht yn der Werlt.

Ähnlich 'Werldtspröke' 1601 Bl. 27 Rücks. — Seelmann, *Niederd. Reimbüchlein* S. XX. —

J. P. de Memel, *Lustige Gesellschaft*, 1656 S. 200, 1657 S. 169, 1659 S. 171 (u. ö.):

Ein Mägdlein ohne Liebe,
Ein Jahrmarckt ohne Diebe,
Ein Peltz ohne Läuse,
Eine Scheune ohne Mäuse,
Ein Bock ohne Bart
Ist wider Natur vnd Art.

E. G. Happelii, *Denckwürdigkeiten der Welt oder so gen. Relationes curiosae* II 1685 S. 436:

Eine Jungfrau ohne Liebe,
Ein Jahrmarckt ohne Diebe,
Ein alter Peltz ohne Läuse,
Ein Hauß ohne Mäuse ...
Ein Bock ohne Bahrt:
Sind zusammen wider ihre angebohrne Arth.

Koddige en Ernstige Opschriften I 1731 S. 25:

Glas-Schrift.

Een schoone Jonkvrouw sonder Lief,
Een groote Stad sonder Dief,
Een oude Pels zonder Luizen,
Een oude Schuur zonder Muizen,
Een oude Bok zonder Baart,
Is alles tegen den rechten aart.

Opschr. II 1732 S. 42:

Glas-Schrift.

In een Ovaal, daar rond om stont. | Elk Huis heeft zijn kruis.

Een schoone Maagt zonder lief,
Een Jaarmarkt zonder dief ...
Een quaat wyf sonder schelden,
Deze zeven vint men zeer zelden.

Veelderhande geneuchlijcke dichten, tafelspelen ende refereynen, t'Antwerpen 1600, Neudruck 1899 S. 2: Een Jaer marckt sonder dieuen, | Een schoone Vrouwe sonder soete lieven, | ... 4 | Een quaet wijf sonder schelden, | Dese seven vint men selden. Vgl. noch v. Keller, *Fastnachtspiele* T. 3: Bibliothek des lit. V. 30, 1853, S. 1162 'Ein junge meit an lieb', S. 1165 'Eyn jung meid on liep', S. 1337 'Ein junge fraw one lieb', S. 1370 'Ein junge maid on lieb', S. 1456 'Ein jungck mayd ane lieb'; ferner Töppen, Volkstüml. Dichtungen, in der *Altpreuß. Monatsschrift* N. F. 9, 1872, S. 522 Ein heldt ohne hertz ... (Z. 4) Ein jahrmarck ohne diebe ... Bolte, 'Aus dem Liederbuche des Petrus Fabricius' *Alemannia* 17, 1889, S. 250 Ein große Stadt ohne Diebe, | Ein schön Jungfrau ohne Liebe ... Lauchert, 'Priameln bei Abraham a S. Clara' *Alemannia* 18, 1890, S. 173 Ein altes Hauß ohne Mäuß, | Ein wenig kämpelter Kopff ohne Läuß, | Ein Jahrmarck ohne Dieb ... Joh. Val. Reiner, *Neu Ausgelegter Curioser Tündel-Marckt*, Th. 1, 1749, S. 58: Ein Jahrmarckt ohne Dieb, | ein Mägdlein ohne Lieb, | ein Scheuren ohne Mäus, | ein Bettler ohne Läus ... (20 Z.) ... ein böses Weib ohne Schelten, | seynd Ding so man find selten. Vgl. auch Weber, *Demokritos* II, Kap. 15, Stereotypausg. S. 163. Fl. Bl. Sieben schöne Lieder. 1. Der Adel. Edel kommt von — eitel her ... 6. Widersprüche. Ein schönes, junges Weib ohn' Lieb'. 7. Ein Jahrmarkt ohne Dieb'. [90] (Yd 7904. II. Berlin, Littfas).

145. **Ach Godtt ich klag dir all mein leidt, darinne mein junges hertze gefangen leigt** ... 7 fünfz. Str. = Hs. oben Nr. 99, ebenfalls 7 fünfz. Str.

146. **Nu wende, nu wende vngelücke von myr, wendt dein herts fynfs medtlein zu myr** ... 6 fünfz. Str. = 1582 A 227 'Wiewol ich arm und elend bin' Str. 6—11. Niederd. Lb. 1883 S. 32 Nr. 52; *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 23. Vgl. oben Hs. Nr. 45.

Ein ander. 147.

Kann es doch nit anders sein,
das ich dich feinß lieb muß meiden,
so bidde ich dich, du wollest mich
trosten in meinem leide.

Du hast mein herz mit groisser schmerz
in heisser liebe umbfangen,
du soltt es sein und anders kein,
nach dir drage ich vurlangen.

Darumb wollestu herz allerliebste mein
bewilligen mit grossen freuden,
das ich allein der liebste dein
sall sein auf dieser erden.

Beß das es Godt wendet zum andern anfange,
das ich dir mit schmerzen muß lassen,
so wirt alßdan das herze mein
betrubet sein uber die maesse[n].

Nach deiner liebe habe ich getrachtet
mannich jaer, dagh, nacht und viel stunde,
wenn ich dich anblicke so werde ich erquicket,
schaffet Liebe dein Rotermundtt.

Ganz froudenreich achte ich die zeit,
dho ich dich zum ersten maell thette kennen,
du weist es alleine woll wehn ich meine
darumb darf ich dich nit nennen.

Dein lieblich gebehr und tugent schon
hatt mir mein herze bosessen,
darumb bitte ich dich, du wollest mich
alle zeit in ehren nitt vurgessen.

Nu grüße dich Godt, mein mundtlein rott,
meines herzen eine froude und wunne,
wen ich bin an einem anderen ort,
dar ich dich nit weiß zu finden.

So gedenke an mich wie ich an dich,
das bidde ich dich in treuwen,
es kumpt die zeit de uns erfreuwet,
das laß dich nit gereuwen.

Laß nit von myr mein hoigester zier,
ob ich schon von dir muß scheiden,
deine wengelein weiß, dein ogelein klaer
lüchten mich auf gruner heide.

Hs. Str. I Z. 2 scheidenn. II 4 vurlangent. III 3 alleine die.

Ob ich gleich itzund fahr darben
aus trurichlichen gemuethe,
dein gerattes lieb und dein getreuwes hertz
das erfrouwet myr mein gemute.

Wie byn ich so hart mit einem schoß,
mit Venus pfeil durch schossen,
viel scharfer dan mit einem schwerde
hatt sie mir mein herze betroffen.

Bewahr dich Godt, mein mundtlein rodtt,
ich mueß von hinnen fahren,
den lieben Godt beuele ich dir,
der will dir inn tugent sparen.

Gedenche daran wie treulich das ichs meine,
von hinnen mues ich faren,
bitte vor mich wie ich vor dich,
der liebe Godt wert uns alle beide woll bewahren.

Im Strophenbau sowie wegen einiger Anklänge läßt sich mit vorstehendem Liede vergleichen des niederd. Liederbuchs Nr. 147 bzw. 138, Hamburg 1883 S. 108: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 45 'Nu gröthe dy Godt, myn Mündelin rodt' 16 Str.

Ein ander. 148.

Ich binn darzu gebaren,
das ich kein geluche sall haen,
eine habe ich mich außerkare[n],
dieselbigen mueß ich vurlahnn,
das thutt mich in meinem herzen so wehe,
wehn ich daranne gedenke,
so vorgeße ich ihrer nummermehr.

Sie erfreuwet mir mein junges leebent,
wenn ich sie ansahe,
gleichwoll hatte ich mich zu ihr ergeben,
wie freuntlich das sie zu mir sprach,
sie sprach sie wolte mich nit furlahn,
ich solte in ihren herzen
eine stettige liebe hann.

Da moste ich von ihr scheiden,
o scheident wie thustu mich so weh,
wie geschicht mir so ein leide[n],
wie geschicht mir ein so wehe,
wen es gelich were der bitter dodt,
keme ich nach diesem dage
nicht mehr in de schwere nodtt.

Die guette zeit ist vurgangen,
die kumpt uns gar selden mehr,
wolde Godt das ich zu ihr keme
und vurmaente ihr deselbig Ehr,
de sie durch Godt hat sich erplicht,
sall alles vnuorgessen pleiben,
gedenke nur ofte an mich.

Zu ihr so will ich setzen
treuw und auch stetichkeit,
ich hoffe sie sall es ermessen
das ich ihr bin boreit,
wen sie sich wolle bedenken recht,
stetichlichen woltte ich ihr deinen
wie ein getreuwer knecht.

Das laß dir gehn zu herzen
du außerwelte mein,
vurwair du bringest mir schmerze[n],
ich kan nit alle zeit bei dich sein,
darumb laß ich dich den lieben Godt beualen sein,
hirmit dho ich dir wünschen
viel gelucke und alles heil.

Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 37 'Vier Hüpsche nüwe lieder' o. O. u. J. (vgl. oben Nr. 92):

Das vierdt Lied.

Ich bin darzu geboren,
das ich kein glück sol han,
ich het mir vß erkoren
ein lieb, das muß ich lan,
thut mir in mynem hertzen wee,
vnd ist myn gröste sorge,
ich gesech sye nymmerme.

Ee ich von jr thet scheyden,
geschach mir also wee
vor grossem hertzen leyde,
begert nitt anders me,
dann das mich näm der bitter todt,
in allen mynen tagen
leyd ich nye grösser nodt.

Rüwen muß mich myn leben lang,
das ich dich ye gesach,
ich het mich dir ergeben,
ich zu dem freüwlin sprach,
sye sprach sye wölt mich nit verlan,
ich müst in jrem hertzen
allzyt ein stülin han.

Bist du als ich dir trüwen,
gantz grecht vnnd stät an mir,
Hertz lieb soll mich nit rüwen
all lieb vnd die ich dir
erzeyg biß an den jüngsten tag,
du myn fründtlicher schatze,
merck vff was ich dir sag.

Ich thu nit me begeren
yetzundt zu diser stund,
das solt du mich geweren,
büt mir dyn roten mund.
Ich schmuck mich an jrs hertzen brust,
mit jr schneewyssen armen
sye mich vmb fieng vnd kußt.

Lachen das ward vns thüre,
red ich vff mynen eydt.
Ach scheyden vngehüre,
du stiffst groß hertzen leydt,
gesegen dich Gott du reynes wyb,
soll ich dich nimmer sehen,
du mir ein brieflin schryb.

Ich will es thun myn guter gseil,
du solt keyn zweyfel han.
Nun behüt dich Gott für vngefell,
das ist das ich dir gan.
Damit schied ich von der liebsten myn.
ich meynt vor grossem leyde,
myn hertz wölt brechen syn.

Görres S. 121 (nach Pal. 343 Nr. 18) 'Ich bin zu früh geboren', 7 diesem Sonderdruck nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str.

Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 8:

Bin ich darzu geboren,
das ich kain glück nit han,
ich het mir ausserkoren
ain medlin das muß ich lan,
dut mir in meinem hertzen wee,
ich stee inn grossen sorgen
sy werdt mir nymmer mee,
ich stee in grosen sorgen
sy werdt mir nymmer mee.

[Nun] ich mich doch muß schayden,
meim hertzen dem gschicht wee,
vor grossem [hertze] layde,
beger ich doch nit mer,
wenn das mich nem der bitter todt,
bey allen [meinen] tagen
lit ich nye grösser not,
bey allen meinen tagen
lit ich nie grösser not.

[Re]üen muß mich mein leben,
das ich sy yee gesach,
ich het mich ir ergeben,
das [medlin] zu mir sprach,
sy sprach sy wölt mich nit verlan,
alzeyt inn irem hertzen
zu [ainem] steten bullen han,
alzeyt in irem hertzen
zu ainem steten bullen han.

[Bi]st du als ich dir vertrawe,
gerecht vnd stet an mir,
das sol dich nit gerewen,
[halt] du dein trew an mir,
dein trew bis an den iungsten tag,
du mein außerweltes [meg]etlein
glaub mir was ich dir sag,
du mein außerweltes megetlein
glaub mir [was] ich dir sag.

[N]och ains wil ich dich biten,
hertz edels iunckfrebelein,
vnd wil du mich geweren,
[w]er es der wille dein,
so schmuck vnnd druck mich an dein brust,
mit weisen armen [v]mmfangen
wer vnser bayder lust,
mit weisen armen vmmfangen
wer vnser bayder lust.

Ein ander. 149.

Ich weiß myr ein haselen streuchlein
das neget sich zu der erden,
ich weiß mir ein hupsches Metlein
das sall mir eigen werden.

Dein eigen so werde ich nicht,
du bringest mich dan drey rosen
die in dem jahre gewachsen sein
zwisschen Fastnachten und Ostern.

Der Reutter zwang sich auf sein pferdtt,
ehr reidt woll uber bergh und teiffe daell,
ehr reidt woll uber bergh und teiffe daell,
ehr fandtt der roselein keinne.

Ehr kam vur eines Malers doher,
Maler bistu dareinne,
bistu darein so tredtt her vor,
male mir drey roselein kleine.

Der Maler wahr ein geschwinder Man,
ehr malede drey roselein kleine,
ehr malede se in eine kurze zeit
drey roselein also kleine.

Und dho de Reutter de roselein ansahe,
hoiff ahn heimlichen zu lachen,
ich weiß mir ein hupsches Metlein
das will ich hiemit frolich machen.

Und dho das Metlein die roselein ansahe,
hoiff an heimlichen zu weinen,
ich habe ein wordt im schimpfe geredet,
ich mende du fundest ihrer keine.

Hastu ein wordt im schimpfe geredet,
im ernste solstu es mir halten,
so bin ich dein und du bist mein,
darumb laß dir denn lieben Godt walten.

Hs. Schlufsz. noch: Die wert vnnß woll erhaltenn.

Das Lied von den gemalten Rosen beginnt gewöhnlich 'Es wolt ein Megdlein Wasser holen', so 1582 A 100, B 41; in A hat das Lied 10, in B nur 9 Strophen, indem die Schlufsstrophe, die ganz entbehrlich und anderswoher entlehnt ist, in B wegfällt. Die Fassung der Hs. weicht von der gedruckten sehr stark ab; ähnlich einander sind Hs. Str. 2 = Drucke Str. IV, 4 vgl. V u. VI, 6 vgl. VII, 7 = VIII, 8 = IX. Es gibt aber auch noch ein anderes Lied, welches beginnt 'Es wolt ein megdlein wasser holen'; dieses gehört zusammen mit oben stehender Nr. 131. Damit diese Lieder auseinander gehalten werden können, folgt hier ein ähnlich wie Nr. 149 beginnendes, aber ganz davon verschiedenes Lied und eins von den Liedern mit dem Anfang 'Es wolt ein megdlein wasser holen'. Forster III 1552 Nr. 27:

Het mir ein eßpes zweygelein, gebogen zu der erden, den liebsten bulen den ich hab der ist mir leyder all zu ferre, der ist mir leyder all zu ferre.

Er ist mir doch zu ferre nicht, bey jm hab ich geschlaffen, von rotem gold ein fingerlein, hab ich in seinem bett gelassen.

Vnd do ichs doch gelassen hab, wil ichs wider bekommen, vnd thun ob ich solichs bey mir het, vnd wer mir nie kein mal genommen.

Ja zwischen berg vnd tieffe thal, da geht ein enge strasse, wer sein bulen nicht haben will, der soll jn allzeyt faren lassen.

Scheyd dich nicht hertzes dockelein, von dir will ich nit weychen, hab kein andern lieber dann mich, im reych find man gar nicht deins gleychen.

IV 1556 Nr. 32 in 5 entspr. Strophen: Het mir ein espes zweigelein, bogen ... der ist leyder al zu ferr ... (Hier gesetzt durch J. V. B., d. i. Jodocus vom Brant, dort durch G. Othmayr.)

1582 A Nr. 100:

Es wolt ein megdlein wasser holen
bey einem külen brunnen,
ein schneeweis hembdlein hat sie an,
dardurch schein jr die sonne.

Sie sicht sich hin sie sicht sich umb,
sie meint sie were alleine,
es kompt ein ritter und sein knecht,
er grüsset die jungfraw reine.

Gott grüsse euch zart jungfrewlein,
was stehet jr hie alleine,
wolt jr das jar mein schlaffbul sein,
so ziehet mit mir heime.

Und ewer schlaffbul bin ich nicht,
ich bin ein megdlein reine,
ihr bringt mir den drey röselein rot,
die dis jar sind gebrochen.

Er reit den berg und tieffen thal,
er kundt jr keine finden,
er reit wol für einer malerin thür,
fraw malerin seid jr darinnen.

Seid jr darinnen so trett herfür,
und malet [mir] drey rosen,
[und] malet mir sie hübsch und fein,
wie sie dis jar gewachsen sein.

Und da die rosen gemalet waren,
da hub er an zu singen,
frewe du dich feins megdlein wo du bist,
drey rosen thu ich dir bringen.

Das megdlein an dem laden stund,
gar bitterlich thet sie weinen,
ach herr ich habs in einem schimpff geredt,
ich meint jr find jr keine.

Hastus in einem schimpff geredt,
gar schimpfflich wöllen wirs wagen,
so bist du mein, und ich bin dein,
und schlaffen wir beide zusammen.

Der uns zwey scheidt das ist der todt,
er scheidet gar manches mündlein rot,
er scheidet die knaben und die diren,
er scheidt das kind aus der wiegen.

1582 B 41 hat an bemerkenswerten Abweichungen davon folgende: Str. I Z. 4 schien, Str. II Z. 1 Sie sach sich vmb sie sach sich her, 2 wer, 3 da kam ein Ritter dort her geritten, 4 der, III Z. 1 grüß euch zartes, 2 steht, 3 diß Jar mein Schlaffbule, IV 1 nit, 2 Medelein, 3 Rößlein, 4 seind gewachsen, V 1 Er reit vber Berg vnd tieffe Thal, VI 1 darinn, 2 mir, 3 malet sie mir hüpsch vnd darzu fein, 4 das Jar, VII 3 frew dich du, VIII 2 bitter thet, 3 'ach herr' fehlt, was auch besser ist, 4 meinet jhr findet, IX 1 Hastu es, 2 wir es, 3 bistu, 4 schlaffen wir beyd zusamen.

Die Schlufsstrophe von A fehlt in B, dieselbe gehört zu den stehenden, formelhaften Wendungen, die willkürlich nach Eingebung des Augenblicks, des Einfalls und der Laune hier oder dort angebracht werden.

Wieder eine besondere Fassung mit anderem Anfang bietet *Ander teyl der Berckreyen* 1574 Nr. 12: Es ritt ein Herr mit seim Knecht an, des morgens in dem Tawe, Alle, was fand er auff der Heyden stan, Ein wunder schöne Junckfrawe, ja Frawe. 10 Str.

Höchst bemerkenswert ist auch das Vorkommen des Liedes in dem späteren sächsischen Bergliederbüchlein, das man gewöhnlich in die Zeit kurz nach 1740 setzt, das aber unzweifelhaft um 1700 bereits gedruckt worden ist. S. 153 daselbst liest man:

Es fuhr ein Bauer :|: Ey Hans was du sagst, es fuhr ein Bauer, ey Nicol was du klagst, es fuhr ein Bauer ins Holtze, mit seinen Rößlein stoltze.

Was fand er da, ey Hans was du sagst, was fand er da, ey Nicol was du klagst, was fand er an jener Aue, eine wunder schöne Jungfraue.

Er grüsset sie, ey Hans was du sagst, er grüsset sie, ey Nicol was du klagst, er grüsset sie mit massen, wolte Gott ich solt die halbe Nacht, in ihren Aermlein schlaffen.

In meinen Arm, ey Nicol (l. Hans) was du sagst, in meinen Arm, ey Nicol was du klagst, in meinen Arm da schläffst du nicht, du bringst mir denn drey Rosen.

Drey Rosen roth, ey Hans was du sagst, drey Rosen roth, ey Nicol was du klagst, drey Rosen roth, sey wohlgemuth, die mitten im Winter gewachsen seyn, wohl zwischen Weynachten und Ostern.

Yd 7904. IV Sechs neue Arien. 1. Gespräch zweier liebenden Eheleute. Genug für heut'! es dunkelt schon ... 5. Ein Mädchen mit der Wassertonn. 6. O Himmel! ich verspüre [173] (Berlin, Littfas).

Ein Mädchen mit der Wasserkann, kam an die Wassertonne, ein schneeweiß Hemdchen hat sie an, dadurch schien' ihr die Sonne.

Sie sah' sich hin, sie sah' sich her, sie meint, sie wär' alleine, da kam ein Reiter ungefähr, der grüß't die Jungfrau feine.

Gott grüß' euch zartes Jungfräulein, was steht ihr hier alleine, woll't ihr dies Jahr mein Schlafbuhl seyn? so zieh't mit mir alleine.

Nein, euer Schlafbuhl werd' ich nicht, ich bleib' ein Mädchen reine, bring' du mir Rosen, Bösewicht, die dies Jahr sind die deine.

Er ritt' gleich über Berg und Thal, er konn't gar keine finden, er ritt vor eine Thür einmal, beim Mahler unter'n Linden.

Seyd ihr darin'n, so tret't hervor, und mahlet mir drei Rosen, ja mahl't sie flink bei den Rumor, das Mädchen liebzukosen.

Und als die Rosen fertig seyn, da fing er an zu singen: freu' dich, du kleines Mägdelein, die Rosen will ich bringen.

Das Mädchen auf der Laub' sich dreht, gar kläglich thät sie weinen: ach Herr! ich hab's im Schimpf geredt, ich meint' ihr find't hier keine.

Hast du es denn im Schimpf gered't, gar schimpflich woll'n wir's wagen, du bist jetzt mein, und ich bin dein, wir woll'n es niemand sagen.

Und der uns scheid't, das ist der Tod, er scheid't das [Kind] aus der Wiege, er scheidet auch manch Mündchen roth, er scheidet Wahrheit, Lüge.

Andere Sonderdrucke neuerer Zeit s. Yd 7902 (II. 102); Yd 7903 (102); Yd 7912 St. 98; Yd 7919 St. 15. Als Arbeitslied, von Schiffern beim Treideln gesungen, bei Bücher, *Arbeit und Rhythmus*, 2. Aufl. 1899 S. 170.

P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 137 Nr. 145 'Es wolt ein Mägdlein wasser holen' 9 Str. — Nur die Anfangsstrophe: *121 Lieder*, Nürnberg, Ott, 1534, Nr. 62; desgl. Forster II 23; *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 60.

München, Universitäts-Bibl. Ms. 328, schön geschriebene Liederhdschr. m. Noten, Bl. 139 'Es wolt ain maydlein wasser holl, bey ainem kuelen prunnen' 16 vierz. Str.

Des Knaben Wunderh. 3, 1808, S. 68 u. 142, vgl. auch 1, 69 'Gar hoch auf jenem Berg allein | Da steht ein Rautensträuchelein' Str. 3 'Es wollt ein Mädchen Wasser holen'; Uhland Nr. 113; Goedeke-Tittm. S. 95 und 104; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 60—64 u. 178, *Lh.* I S. 418 Nr. 117a bis e, II S. 254 Nr. 483a bis c.

Meinert, *Alte teutsche Volkslieder in d. Mundart d. Kuhländchens*, 1817, S. 95: Dos woulld' a Maedl' eim Wosser gien, | Onn ai da' kuhle Brounne ... 11 vierz. Str.

Zurmühlen, *Des Dülkener Fiedlers Liederbuch*, 1875 (bzw. 1879) S. 14: Do reet sich ne Heär on sein Stolzknecht | Des Morgens in dem Thaue ... 9 vierz. Str.

Ein ander. 150.

Venüs du und dein kyndt
seint alle beide blindt
und thust die auch vurblenden
die sich zu dir thuen wenden,
das habe ich woll erfaren
in meinen jungen jahren.

Amor du kindtlein bloß,
wem dein vergiffte erschos
das herze thustu es beroren,
dem thustu es auch vorvoren,
das habe ich woll erfaren
in meinen jungen jahren.

Nur vur eine froude alleine
gibstu es vele hundert peine,
nur vur ein freüntliches scherzen
gibstu es vile tausent schmerze[n],
wie ich es woll habe erfaren
in meinen jungen jahren.

Darumb rade ich iderman
von der liebe baldt ab zu stahn,
ahn der liebe ist nicht[s] zu erjagen
den betrüebnisse unde klagent,
wie ich es woll habe erfaren
in meinen jungen jahren.

Das Lied fehlt in 1582 A und lautet in 1582 B Nr. 27 also:

Venus du vnd dein kind
seind alle beyde blind,
vnd pflecht auch zuuerblenden,
wer sich zu euch thut wenden.
Das hab ich wol erfahren
in meinen jungen jaren.

Amor du kindlein bloß,
wem dein vergifftes geschoß
das hertz ein mal berüret,
der wird als bald verfüret.
Wiewol ich habs erfaren
in meinen jungen jaren.

Für nur ein frewd allein
gibst du vil tausent pein,
für nur ein freundlichs schertzen
gibst du vil tausend schmertzen.
Wiewol ich habs erfahren
in meinen jungen jaren.

Darumb raht ich jederman,
von der Lieb abzustahn,
dann nichts ist z[u]erjagen
in lieb dann weh vnd klagen.
Das hab ich alles erfahren
in meinen jungen jaren.

Wer wird dann trösten mich,
wann ich verleure dich,
wie wirt mir doch geschehen,
wann ich dich nit kan sehen.
Mich duncket bey alle mein sinnen,
ich werd in Lieb verbrinnen.

Wann ich die süssen wort,
die ich offt hab gehort,
nicht mehr wird künden horen,
so ists mit mir verloren.
Mich duncket bey alle mein sinnen,
ich werd in Lieb verbrinnen.

Die Adeliche blick,
dardurch Amor sein strick
an mich thet erstlich werffen,
thun mir mein leiden scherpfen.
Mich duncket bey alle mein sinnen,
ich werd in Lieb verbrinnen.

Darumb hertzlieb gedenck,
wie hart mich dises kränck,
vnd laß dir gehn zu hertzen
mein kümmerlichen schmertzen.
Doch halts bey dir alleine,
du weist wol wen ich meine.

P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 76 Nr. 85 in 11 Strophen. Niederd. Lb. Nr. 34: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 17 in denselben 11 Strophen. Handschriftlich im Lb. f. Ottilia Fenchlerin aus Strafsburg v. J. 1592: Birlinger, *Alemannia* 1, 1873, S. 40, vgl. 28; Liederhdschr. aus Westfalen (um 1579) bei Mone, *Anz. f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 7, 1838, Sp. 77; hier mit 4, Fenchlerin mit 3 Str. entspr. I—III, X der elfstr. Fassung. — Lb. 1582 B 27 besteht wohl aus zwei Liedern, seine vier ersten Strophen stimmen nach Wortlaut wie Reihenfolge zu den sonstigen kürzeren Fassungen des Liedes 'Venus du und dein Kind'; die folgenden vier Strophen heben sich durch einen besonderen Kehrreim selbständig ab und haben auch mit der elfstrophigen Fassung nichts gemein. Es liegt somit der nicht ungewöhnliche Fall vor, dafs zwei Lieder von gleichem Tonfall zu einem einzigen zusammengelegt wurden. Dieselben acht Strophen hintereinander, aber zu vier und vier auf zwei besondere Lieder verteilt, bietet die zu Kopenhagen befindliche Liederhdschr. des Rostocker Studenten P. Fabricius 1608, Ms. Thott. 4°. 841, Bl. 54 B Nr. 99: Venus du vnd dein kind, seind alle beyde blind ... (4 Str.) ... Bl. 54 B Nr. 100 (fehlt) ... Bl. 55 A Nr. 101: Wer wirdt dan trösten mich, wan ich verleure dich ... 4 Str. — Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 33; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 219, *Lh.* III S. 478 Nr. 1676. —

Goedeke-Tittmann, *Liederb. aus d. 16. Jahrh.* S. 61 'Wer wirdet trösten mich, wann ich verliere dich', 4 sechsz. Str. entspr. 1582 B 27 Str. V bis VIII, nach Demantius, *Lieder* 1595 Nr. 10; vgl. Goed. II² S. 64.

Verzeichnis der Lieder.

Berlin. **Arthur Kopp.**

Vindicta Salvatoris.

Mittelenglisches Gedicht des 13. Jahrhunderts, zum erstenmal herausgegeben von

Rudolf Fischer.

II.

(Schluſs.)

A morowe he rose, þe good knyȝt,
Pryuelyche yarmed *and* wel ydyȝt.
He and Jacob, boþ two,
To her synagoge þei gune go.
That was þere by þilke dawe
The temple of þe Jewenlawe.
And Syr Pylate þei founde þere,
That stode þerin, his seruyce to here,
And al aboute enuyroun
Stoode þe grettest of þe towne.
Tho Jacob drowe him into þat stedde,
For to hure, what þei seide.
And Syr Uelosian forþ spronge
On his stede styffe and stronge;
But adowne wolde he noȝt lyȝt,
Tyl he come to Pylate ryȝt.
'Syr, he seid, wel þe be!
My lord grete þe wel by me,
The kyng of Gallyce, Waspasian.
He holdeþ þe for his man
And askeþ of þe, if þou wolt knowe
Of þe trewage, þat þou schalt him owe.
Vnder him þou holdyst þis cyte,
I vnderstonde; þi lord is he.
Al þe trewage is behynde
Of his tyme, as we fynde,
And þat wol be a gret raunson,
That schal falle of suche a towne.
And þerfor nowe wyte I wolde,
Why þou hit hast so longe wiþholde.
I rede, ȝif þou wolt be his frende,
By me þe trewage þat þou him sende;
Oþer he himself wol hit fette,
That none of ȝou schal him lette!
Nowe haue ydo *and* answere me anoon,
For homwarde sone I muste goon.'
'What, quod Pylate, is Nero deed?
How longe haþ he had þe lordheed?'
'He is bycome Syr Nero his leftenaunt,
And þat I darre ryȝt wel waraunt;
And ȝif þou wylt noȝt yleue me,
Som tyme þou schalt þe soþe yse.'
'Master, quod Pylate, þou seyest amys;
Were hit so, I had wyst or þis.'
Tho seid Uelosian in a while:
'Syr Pylate to begyle.'
That he schuld noȝt anoþer tyme
Fayle of his visage to knowen him,
He forgate him neuer a dele,
He toke his marke of him ryȝt welle.
Pylate stared, as he were woode,
Vppon Velosian, þere he stoode.
'What, he seid, haue I no men?
This þeef is come, me to sleen.
Helpeþ me nowe, þat I awreke were
Of þis þeef, þat honeþ þus here.'
Than spake a knyȝt, þat hyȝt Barabas,
That out of prison delyuered was
That ylke tyme, þat Jesus dyde;
Forþ he stertte and lowde cryde.
'Syr, he seid, þis knyȝt is alon,
Hit were shame to vs echon,
To do hym any vilanye;
For he is none aspye.
He semeþ to be a douȝtty knyȝt,
For he seiþ his eraunde aryȝt.
But be þou euer of hardy chere,
For þou art most master here;
Ne drede þou noȝt Waspasian noþing,
For we schul make þe oure kyng.
And ȝif he come, the ouȝt to lette,
I hope, he schal be wel ymette;
And or he haue ouer vs þe mastrye,
I hope, he schal ful dere abye.
And let we nowe þis goodman go
And grete him wel and sey him so.'

Velosian grette al þat þere stode,
And out he spronge, as he wer woode.
To his ynne he come ful ryȝt,
And of his stede adowne he lyȝt.

Tho Jacob sawe him lyȝt adowne,
He went to him, as was resoun,
And seid: 'Welcome be ȝe hyderwarde.'
'Ȝee, Jacob, nowe I am ascaped harde;
But nowe I wote, þat I him knowe.
Wel I holde bysette þis þrowe:
Whan tyme comeþ, shewe I can,
To knowe him fro anoþer man.'
'Syr, seid Jacob, I may se,
How þat ȝe ygreued haue be.
And Jesus let me neuer erst dye,
Of þis despyte but he hit abye.
Syr, beþ nowe glad, I pray þe
And ryȝt welcome be ȝe to me.
Comfort þe and drede þe ryȝt noȝt,
For, þat I behet, I haue þe brouȝt:
Syr, take dame Veronye here!
Sche oweþ to be ȝou wel and dere,
For sche wylle shewe þe eche dele,
How þat þi lord schal haue his hele.
Pylate hateþ hyr and me,
For we haueþ longe frende ybe.
Whan sche is agreued, sche comeþ me to,
And I to hyr wende also;
For we beþ Crysten pryuely.
Vppon us boþ he haþ enuy,
And so he weneþ witterly,
To do vs gret vylany.'
Tho þei eten and made hem glade,
And mochel ioye þe styward made,
For he had þe woman yfonde.
Thei sowped togeder in þat stonde;
Afterward he shewyd hyr al his cas
Of his lord, how hit was.
'Jacob, he seid, I prey þe,
That þis lady go wiþ me
To my lord, þat is syke and sore;
And sche schal haue wel þerfor.'
'Syr, seid Jacob to him þo,
I prey hyr fayre wiþ þe to go;
I hope, ȝe wol hyr safelyche lede
And also wel acquite hyr mede.'
Than seid Velosian hym to:
'Al þat sche wol, I wylle also.
Dame, he seid, I prey þe,
That ȝe graunte, to wende wiþ me,
And ensure me also somdele,
Howe my lord schal haue his hele.'
'Syr, sche seid, drede þe noȝt,
For þerto schal hit wel be brouȝt,
Also ferforþ as we kune,
Ȝif he wylle lyue in goddes sone.
As Jesu cryst heled me,
So schal I nowe shewe þe.
I woned fer besyde þe see
In þe lond of Galylee.
Wiþ þe fluxe I was þorouȝ souȝtte;
Jacob, þou wotyst, þat I lye noȝtte.
The euyl last long, as me þouȝt,
And to speke wiþ Jesu here I souȝt.
Whan I was to towne ycome,
The Jewes had him ynome.
Tho I þis herd, hit was me loþ,
And anoon I toke a pece of cloþ,
And to a peyntoure I gan gon,
To peyntte his visage þervppon,
That I myȝt eche day hit yse,
Euer in my mynde for to be.
For I wyst, I had him forgo,
Therfor in hert me was wo.
And as I toward þe peynttoure come,
I mette my lord toward þe dome,
Vppon his schuldre beryng þe croys,
And I cryed to him wiþ a lowde voys:
"Jesu me reweþ for þi pyne
And þat I schal þe so sone tyne.
Moche nede I haue to speke with þe;
Swete lord, loke onys on me,
For I haue yloued þe here byfore;
Therfor I tryste on þe moche þe more."
A lytel besyde ȝede Marye
And herde me so lowde crye.
Anoon fro me þe cloþ sche kypte
And þerwiþ Jesus vysage sche wypte;
So harde swetyng þan was he
For þe burdon of þe tre.
I wende after, as he ȝede,
And handeled a lytel of his wede,
I kneled and wepte and his feet;
He blessed me and þer me leet.
Marye beckenyd uppon me, þat is so good,
As sche ȝede vnder þe rood;
My cloþ sche me toke and I hit kyst,
Anoon I feled me hole and tryst;
And in my cloþ þoruȝ his grace
Is þe lest semblaunte of his face.
In my cofre I haue hit spered
And siþþe þe better haue yferd.
And eueryche day I knele þerto,
As I was woned to do;
And euer þe more, þat I hit se,
Mochel þe better I fele me;
And euer siþþe I haue dwelled here,
That home aȝeyn wold I noȝt stere.
Naþeles, Syr, to þe I telle,
Here may I noȝt long dwelle,
For Pylate is my strong fo,
Therfor me is þe leuere wiþ þe to go.

To feche þe semblaunte wol I gon,
And I schal me dyȝtte *and* come anoon.'

Uelosian was so ful gladde,
For he spedde, of *þat* he badde.
'Jacob, he seid, here *þou* me.
A tydyng I wolle nowe telle þe.
Ʒif I lyue, Pylate schal abye,
For he wolde me haue ysleye.
Ʒif my lord be hole and fere,
Hyderward sone he schal hi*m* stere
And on Pylate he schal be awreke
For þe wordes, þat he er speke.
Wel may he be a schrewe aȝenst vs,
That gyltles slowe swete Je*s*us.
Holde þe in couerte, tyl *þou* hit se;
I telle þe wel, hit schalle so be.'
'Ʒee, quod Jacob, I *pra*ye C*ris*t, þat I may
Abyde, to se þat ylke day.
And also sende hi*m* hele sone,
That þe veniaunce myȝt be done.'
'Lord, seid Uelosian,
Jacob, knowyst þou any man,
That ben alyue in þis towne,
That were at Crystes passio*un*?'
'Syr, q*uo*d Jacob to hi*m*, ywys,
Manyone of hem ȝit alyue is;
I may se hem eu*er*y day
Go byfore me in þis way.
Ʒif ȝe wolle, I schal for he*m* sende,
And þei wolle telle ȝou worde *and* ende;
Of her dede wol þei noþing hyde.
But make þ*er*of bost and pryde;
To speke þ*er*of þei beþ glad *and* mery,
That þei þ*er*of beþ neu*er* wery.'
To Jacob seid Velosian:
'I *pra*y þe, þat þou sende for hem þan;
I praye þe, þat I had yherde,
With Je*s*u c*ris*t howe þat þei ferde.'
'Syr, quod Jacob, I gra*u*ntte þe,
Ryȝt anoon þou schalt he*m* yse.'
He sent pryuelyche for hem alle,
And þei come anoon to his halle.
He welcomed h*em* þo *and* made he*m* gladde
And gret semblaunte hem made.
'Lordyngg*es*, welcome mote ȝe be
Here to my gyste and to me.
He is my frende *and* he wolde hure,
Howe Je*s*u c*ris*t dyed here.
For þat were to hi*m* ioye and game,
That he myȝt hure telle of his shame.'
Anoon þei sette adowne *and* louȝ,
And al were glad ynowȝ.
'Syr, seid one to hi*m*, we hi*m* bounde
To a pylo*ur*e of marbyl rounde.
There we hi*m* bete *and* hi*m* hyrte
Wiþ long scourges fele *and* smerte,
Tyl þat he ranne al ablode,
And siþþe nayled hi*m* on þe roode.'
Forþ byfore hi*m* stertte oþ*er* two.
'Wylt þou hure, what we dude þo?
We blente hi*m* and bete hi*m* al nyȝt;
Ʒit vs reweþ, þat he had so lyȝt.
And byfore Pylate we herde hi*m* telle,
That he myȝt oure temple felle
And arere hit þe þirdde day.
Bytwene vs we seid: nay.
Therfor we shewed Pylate þis pleynt;
Amonge þe Jewes he was ateynt.'
And þei tolde one and one,
Tyl þei knowleched eu*er*ychone;
And eu*er* satte þe styward to byholde,
Tyl al was seid, þat þei wolde.
'Lordyngg*es*, he seid, boþ gret and smale,
I þanke ȝou of þis feyre tale.
That ȝe haueþ ytolde me of þis man,
I schal reherse hit, ȝif I can,
In anoþ*er* stedde, al how it was;
There men desireþ, to hure þis cas.'
Than were þei al swyþe glade,
That þe good man suche ioye made.
For þei wende, wel to haue ydo;
Muchel myrþe þei made þo.
But I hope, þat ylke game
Turned he*m* siþþe al to shame.
Thei toke her leue *and* went her way,
Thei þanked he*m* of her feyre play.
Tho seid to hi*m* Velosian:
'Jacob, ȝit ȝif þat I can
And þou lyue and here dwelle,
Of þis þou schalt yhere telle:
Gret veniaunce schal falle *and* be
Amonge þe peple in þis cyte.
For ȝit herde I neu*er* in none stedde,
In al storyes, þat men may rede,
That wreche ne come of manys dede.
So wolle falle of þis, I drede!'
'Ʒee, q*uo*d Jacob, C*ris*t grauntte hit ay,
That I mowe se þat day.
A frende of þe I hope to haue.'
'Mafay, Jacob, *and* I schal þe saue;
When tyme comeþ, *þat* þou art in nede
Then wol I þe of frendship heed.'

* * *

Forþ anoon dame Veronye came,
Thei toke her leue *and* wende þan;
Lyste he*m* noȝt to styntte in no towne,
Tyl þei come into Gaskoyne.
Velosian was of hyr ielouse,
That he hyr had into his house;
For þe*r* he hoped to ese hyr best,
After trauaylle hyr to rest.
He wente hi*m* also blyue þan
To his lord Waspasian.
'Syr, he seid, beþ noȝt adradde,
For I hope, ȝoure nedes beþ spedde;
Take nowe gladenys in þin hert
And forȝete also sorowe *and* smert.
I haue ybrouȝt a woman of þe best,
Sche is at myn house at reste;
Sche haþ brouȝt þ*i* bote, I vnderstonde,
From Cryst, þat saueþ al in londe.
Also I spake wiþ Syr Pylate,
That I knowe hi*m* by his state;
Fro hi*m* I scaped. I am feyn,
For I was almost þere ysleyn.
Syr, al hit is soþe, verament,
That I tolde, or I went.
Of Crystes deþ I haue outsouȝt
Of hem, þat haþ þe dede ywrouȝt,
Byfore Jacob, my good frende,
Whan þ*at* he aft*er* he*m* sende;
And þus þei tolde on a rowe,
Al þat þere was ysowe.'
Tho þe kyng his armes outcast
And clypte Velosian wel fast
And kyssed hi*m* mowþe to mowþe,
And mochel þanke he hi*m* cowþe.
'Thise wordes, þ*at* þou hast me ybrouȝt,
Stereþ me mochel in my þouȝt;
Thus wonderwordes here byfore
Ne herde I neu*er*, siþþe I was bore.
Lyue I or dye I, muste proue
Som tyme þat p*r*ophete for to loue,
That I þus sone am ycast
To that lord, þat is stedfast,
Siþþ*e* he doþ al dedes at wylle,
And þat hi*m* lykeþ to fulfylle.
By þis hit semeþ, Velosian,
That he is a wel p*er*ylous man.
Thise wordes I haue so in recorde,
That, ȝif I be hole þoruȝ þat lorde,
I schal brynge hem to confusiou*n*,
That dude þat lord to þat passiou*n*.'
'Syr, quod Velosian, haueþ no care;
For syker I am, þou schalt welfare.
That, I hope, schal be to morowe,
That þou schalt be quyte of þi sorowe.'
A morowe, whan þe day spronge,
Velosian þouȝt hit ful longe.
To crowne his sone þei were aboute,
For of his lyffe he was in doute;
Of al londes þere were þe best,
That come to þe kyngg*es* fest.
To Tytus þei dude hem al swere,
That þei schulde hi*m* fewte bere.
That day men myȝt þere yse
Feste and game gret plente;
There was ynowe of al þing,
As fel to þe crowneme*n*t of a kyng.

Nowe a stounde I muste dwelle,
Of dame Veronye I wol ȝou telle.
In hyr ynne sche stode *and* say
Seynt Clement come by þe way,
That in þilke tyme was Pope of Rome,
And his clerkes wiþ hi*m* come.
And by his beryng þouȝt sche,
An holy man he myȝt be;
For wyse draweþ to þe wyse,
And folys eu*er* to folys syse.
Sche preyed hi*m* in pees and gryþe,
That he wolde come *and* speke hyr wiþ;
He come and satte by hir stylle
And asked þo, what was hir wylle.
'Syr, sche seid, I prey þe,
A c*r*istenman ȝif þou be,
Sey me, ȝif þou be or none.'
'Ȝys, dame, he seid, I am one.
Suche as I am wytterly,
Seynt Peters disciple was I.
I sewyd hi*m*, dame, to Rome;
There he suffred harde dome.
Fro Jer*usa*lem I come wiþ hi*m* hyder
And eke Poule, boþ togeder.
Nero was Emp*er*our*e* þan
And ȝit lyueþ, þat cursed man.
He slowe boþ on a day;
And siþþe haue I dwelled þ*er* ay,
To se ȝit, ȝif god wolde sende,
That þis folke wolde he*m* amende.
For long I haue preyed so,
God g*ra*untte vs to se, þ*at* it come þ*er*to.
Therfor fro Rome hyder I fleiȝ on a day,
And here I holde me alway.
Ȝif Nero myȝt sone dye,
Oþer come out sone of his eresye.
That were nowe for vs good,
For Waspasian is next of blood.

Ȝit may hit falle, as I seye,
For god is euer þere, beþ þre oþer tweye,
That beþ ygaderd to speke in his name,
In his worshipp for soule game.'
'Ȝee, Syr, seid Veronye him to,
As god wol, so be hit ydo.
Syr, sche seid, nowe am I glad,
For I haue founde, þat I bad;
Glade I am þis ylke stounde,
That I haue þe here yfounde.
For Peter and Poule boþ I knewe,
That went with my lord Jesu
Thoruȝ þe londe of Iude;
There I knewe hem and þei me.
Therfor, Syr, I prey þe,
That þou woldest my frende be.'
Anoon sche tolde him al þis cas,
Wherfor þat sche ycome was.
'A, dame, he seid, I wol þe kyþe,
That of þi comyng I am ful blyþe.
I hope þoruȝ goddes helpe and þine,
We schul ascape al oure pyne.
No crystenman ne dar him shewe,
But he wol be al to hewe;
Therfor wol we priuely
Speke of god boþ, þou and I.'
'Syr, sche seid, for þi lore
I wylle be wiþ þe euermore,
To dwelle nyȝe þi companye,
Tyl my lord wol, þat I dye.'
Thus þei spake of holy wrytte,
As þei þere togeder gan sytte;
That of a long while litel hem þouȝt,
For þei were togeder ybrouȝt.

Tho Waspasian in his palyse
Wayted after hir alwayes.
No wonder was, þouȝ him þouȝt longe;
His yuel on him was wonder stronge.
He cleped þo Velosian
And bad him hast for þat woman.
The styward went forþ swyþe
After hir with hert blyþe.
'Dame, he seid, þou and þi fere,
Wel be ȝe yfounde here.
Dame, þou muste come with me,
My lord haþ now ysent for þe.'
'Gladlyche, sche seid, ȝif my frende
Wol wiþ me to courtte wende;
For he haþ power, nyȝt and day,
To do and sey, þat I ne may,
And ȝif we mowe him with vs lede,
I hope, þe better for him we schul spede.'
'Syr, seid Uelosian þo,
I prey, þat ȝe wold wiþ vs go.'
Thei rose vp and went þan
To þe kyng Syr Waspasian;
On her knees þei hem sette,
Wiþ mochel honoure þei him grette.
'Syr, seid Velosian,
Here I brynge þe þis woman,
That I ȝou hette ȝoure bote to brynge.
Doþe hir worshipp in al þing;
And also þis clerke with hir here,
That can ȝou boþ wysse and lere.
For dame Verony here seiþ:
But ȝe knowe wel þe feiþ,
Thou worþest neuer hole aryȝt,
While þou lyuest, day ne nyȝt.
Ȝit is better to lerne her lawe,
Than wiþ þis yuel to be yslawe.'
Syr Waspasian for socoure
Welcome hem wiþ honoure
And seid: 'Dame, welcome mote þou be;
And Syr clerke, I prey þe,
The ryȝt feiþ þat þou me ken
Here byfore al þis men.'
Seynt Clement þan was wel glad
Anoon to do, þat he him bad;
Pees he made anoon to be
In al þat gret assemble.
'Lordes, he seid, I wol ȝou preye,
Lysteneþ; now I schal ȝou seye:
Hennys haþ be al to longe in londe
Crystendome, I vnderstonde.
Amonge hem, þat him loue and drede,
God wol helpe hem euer and spede.
My lord of heuene, as I ȝou telle,
He made heuene, erþe and helle;
And al, þat euer is hem wiþin,
At him bygan and at him schal blynne.
Thise beþ þe diuisiouns,
Of þre manere habitaciouns:
Heuene he made wiþ ioye and blysse,
That euer schal laste wiþoutte mysse,
There aungels and manys soule to wone
Euermore wiþ goddes sone.
The erþe he made to manys swyncke,
To tulye him cloþ, mete and drynke.
Fyue wyttes he has man yȝyue,
To kepe him wiþ, while he doþ lyue:
Wiþ eres to here; with yȝen to se
Al, þat aboute vs be;
Wiþ nose to smelle swete fro sowre,
That is to vs a grete honoure;

Wiþ mowþe to taste drynke *and* mete,
Whiche to take *and* whiche to lete.
Ȝit he ȝaue vs anoþ*er* þing also:
Wiþ hondes to handel, *with* feet to go.
And none of al þise, as we rede,
Ne may stonde in oþ*er*es stedde.
Ȝif man wiþ þise wol hi*m* lede,
Heuene blysse schal be her mede;
Ȝif he doþ yuel, as I ȝou telle,
Wiþoute*n* ende he goþ to helle.
That is þe þirdde habitacion
For synful manys p*ri*son.
And þider went þe first man,
That first be hi*m* synne bygan.
And þus he *and* his kynde lay
And schuld haue do tyl domes-day;
But god þan of his gret pyte
Forto saue vs þan þouȝt he.
For manys synne was so gret
Byfore god in his sete;
Ȝif man schuld to helpe be brouȝt,
Thoruȝ manes deþ hit muste be brouȝt.
The synne was foule, as we fynde,
And hit folowed al mankynde.
Thouȝ god had an a*un*gel sent,
He myȝt noȝt dye verament;
Man dude þe dede, þat man muste dye;
Thoruȝ pite god sauȝ þis *with* his yȝe
God myȝt noȝt dye, ac he bycome man,
And þus he dyed for vs þan.
Wiþ aungels *and* his fader, þ*at* is lorde,
Thus brouȝt he man to accorde.
He defended hi*m* wiþ none oþ*er* staf,
But þe manheed for vs he ȝaf.
For mannys loue þus toke he dede
Thoruȝ þe grace of his godheed.
Of mayde Marye he was ybore,
Cleen mayde siþþe and byfore;
In þe londe of Jude he gan dwelle,
And þere fele men to hi*m* felle.
For his wordes soþ þei founde;
Tho, þat were syke, he made hem sounde.
And of þis þe Jewes had enuye,
Therfor þei dude hi*m* to dye.
Judas for þirtty pans hi*m* solde
To þe Jewes, felle and bolde.
Of his disciples he was one,
That *wiþ* hi*m* was woned to gon.
He hynge hi*m*self *and* þat was his ende;
He had no grace, hi*m* to amende.
For he nolde no mercy seke
Of his master, þ*at* was so meke.
That salue is to eche sore:
Ou*er* eny synne his mercy is more.
Man is hi*m* next of any kynde,
As we in holy writte do fynde.
Therfor ȝif any man trespasse,
He fayleþ noȝt, ȝif he seke grace.
Me þinkeþ, Syr, þis man was wood,
That solde his lord, þat was so good.'
Than spake Waspasian so fre:
'I behote nowe to þ*at* god *and* to þe,
That, ȝif he wol me hole make,
I schal be crystened for his sake;
And I schal sle al, þat I fynde
Of þe Jewes and her kynde.
And þirtty of hem I schal selle *and* ȝeue
For a peny, ȝif þat I lyue,
For þ*at* þei bouȝt hi*m* in despyte aplyȝt
For þirtty pans wiþ vnryȝt.
And J*esu*s let me neu*er* dye,
Tyl þat I be awreke of þat felonye.'
Than seid Clement hi*m* tylle:
'I hope, þou schalt haue al þi wylle.
For þoruȝ þis yuel, I vnderstonde,
My lord wylle, þ*at* þou schalt fonde,
To awreke hi*m* of his foon;
And þat þou schalt yse anoon,
For þoruȝ his vertu þou schalt yse,
That hool sone þou schalt be.
The ensample I telle þe, as hit sitte
Ryȝt in þe boke of holy writte.
He come to seche, þat was ylore;
His enchesou*n* was þerfor
To restore, þat was yfalle.
For þi he dyde, for vs alle,
To conferme vs in *oure* fay
And synful men to turne awey.
The Jewes seid, þat he come
In destruccion here of man;
But nowe I vnderstonde me,
That þei seid hit by þe.
The p*ro*phetes haueþ hereof yspoke,
That ȝit his deþ schal be wroke.
Mochel ioye were to vs alle,
Ȝif hit myȝt þoruȝ þe byfalle.
Kyngg*es* worshipped hi*m* at his byrþe
Wiþ offryng *and* wiþ mochel myrþe;
Kyngg*es* were siþþe in wylle
Thoruȝ dynte of deþ don hi*m* spylle.

Herodes first, whan he was bore,
Afterward his deþ had yswore;
Tho first Herodes þe childern slowe,
I wote, he had peyne ynowe.
Al man*er* yuels, seiþ þe boke,
He had, or he þe deþ toke
Wiþout þe stronge peyne of helle
Eu*er*more þ*er*in to dwelle.
Wiþout gylt he hated Jesus,
And gyltles þe Jewes slowe hi*m* þus.
Kyngges beþ yflocked, to awreke his dede,
Thoruȝ þe grace of his godheed.
Suche knowlache of kyngg*es* he nam,
Whan he into erþe cam.
Ȝif þou wolt wel leue on hym,
That he may hele lippe *and* lym,
I warau*n*te, he schal hele þe.
By ensample þ*ou* myȝt yse:
There was a knyȝt dede in londe,
Lazar he hyȝt; I vnderstonde,
That foure dayes in graue he laye;
He arered hi*m*, þat many hit saye.
And also, as we of hi*m* rede,
He dude many anoþ*er* dede.
The best men, þat myȝt be,
Twelue dysciples had he.
When he out of þe erþe went,
The holy gost he hem sent.
Syxty and ten languages, I herde,
That þei of þeyre master lered;
He bad he*m* go into eu*er*yche londe,
To preche his worde þoruȝ his sonde;
Of al yuels he ȝaue hem myȝt,
To hele hem, þat lyueþ aryȝt;
And þei, þat nolde to hi*m* wende,
Schulde be lore wiþoutten ende.
Suche wonder herde ȝe neu*er* none,
That had shappe of man to goon.
For god *and* man, boþ he is,
Ther is no god but he, ywys!
Therfor, Syr, leueþ my sawe,
And al þi hert to hi*m* þou drawe.
And al þ*at* I sey, I dar wytnesse.
This is þi feiþ more and lesse,
I was wiþ hem, þ*at* were hi*m* by,
And þus þei tolde me wytterly.
And þis lady, þat here stante,
I wol take hir to warante,
For sche se my lord Jesus.
Nowe, dame, I prey þe, was hit þus?'
Than seid Veronye at one brayde:
'I witnesse al, þat he haþ seid.
Fulle wel telle ȝou, I owe,
That Jes*u* c*ri*st haue I knowe.
Of gret yuel he heled me,
Som tyme I schal hit telle þe.
For loue and feiþ I hi*m* dradde,
And þ*er*for my hele I hadde.
Knele adowne wiþ hert fre,
And þis good man schal assoyle þe.'
Whan þis was do eu*er*y del
Sche toke þe vernycle feyre *and* wel.
'This had I of my lord Jesu so kynde,
To haue hi*m* eu*er*more in mynde.'
Seynt Clement was þan reuest
In ryche vestimentes of þe best.
Sche bytoke hit to Seynt Clement,
And he receyued hit *with* good entent.
He and al kneled adowne
For þis relyke wiþ good deuocio*un*;
Byfore þe kyng Waspasian,
That lay ful sore syke þan.
'Syr, þis is leche þi Sauyo*ur*e,
Wiþ al þi myȝt do þin hono*ur*e.
Leuyst þou, þat I haue seid, eche del?'
'Ȝee, Syr, quod Waspasian, swyþe wel.'
'Then kysse þis, I bydde þe,
In þe vertue of þe trynite;
And hole be þou eu*er*more.
Stonde nowe vp vs byfore,
And god þe grau*n*tte þe blysse, þ*at* is most,
Fader *and* sone and holy gost!'
When þe good man had þus yspeke,
Out he byganne his lymes to reke
And stode up hool byfore he*m* alle.
And alle his sores away gan falle,
He bycome cleen, smeþe *and* mylde
As þe body of a childe.
When he feled hi*m* hool *and* cleen,
Mochel ioye þere was seen,
Of al man*er*e mynstralsye.
And he helde vp his hondes an hye
And seid: 'Jesu, I trowe hit wel,
That I haue hurde of ȝou eu*er*y del.
Certes, lord, ȝif þ*at* I lyue,
To þi seruice I schal me ȝeue.
I prey þe, lord, ȝif hit be þi wylle,
Ȝeue me lyffe, þis to fulfille,
And I schal hye, þat I may,
That hit were ydo, nyȝt and day.
When we haueþ ydo *and* beþ ycome,
We wolleþ be crystened also sone.'
Thei toke hi*m* vp bytwene her honden
And made hi*m* þo byfore he*m* stonden.

'Dame, he seid, ȝif I may spede,
Ȝe schul of me haue ryche mede.
What þing of me þou wolt craue,
Syker þou be, þou schalt hit haue.'
'Syr, sche seid samfaylle,
I vowchesaffe al my trauaylle,
That I haue hadde, for þe;
And þat þou woldest ȝeue me,
That ȝe ȝeue hit to þis good man;
And mochel þanke I ȝou can.
For wiþ him I wol wone *and* wende
Euer to my lyffes ende.'
Londes and rentes he ȝaue him wyde,
Cloþes, tresoure, hors to ryde;
He made hir þat to speke,
That þei schuld hem neuer breke.
Clement seid: 'Hure þou me,
I rede, þat ȝe ycrystened be.
And haste ȝou sone *and* ȝoure men alle
For any chaunce, þat I may byfalle.
Thyn ost þou myȝt þe surer lede,
And þere þou myȝt þe better spede.'
'Nay, he seid, þat nyl I noȝt.
First hureþ, what is my þouȝt.
Do me come Tytus, my sone,
And al my folke, þat none ne shone.'
Tytus come his fader to
And many gret lordes also.
'Nowe, sone, he seid, wolt þou me swere,
Thou *and* al þis folke here,
Wiþ me to wende to Jerusalem
Ouer þe see, þe hiȝe streem,
To destroye hem *and* þe stedde,
That dude Jesu cryst to dede?
For I schal neuer be fulfayn,
Tyl þat I se þat kynde ysleyn.
Thyder to wende haue we enchesoun
Sykerlyche, wiþ good reson;
Thyder we muste go þis gate,
To be awreke of Syr Pylate
For my lordes loue so fre,
That so fayre heled me.
Ȝit dude I neuer noȝt him fore;
Therfor my hert is wel sore.
I were to blame *and* al myne,
But we dude hem moche pyne;
I hote ȝou, þat schal neuer betyde,
While þat I may go oþer ryde.
And nowe I am hool *and* fere,
This oþer day myȝt I noȝt stere;
I þonke god, þoruȝ whom hit was,
I wote, he heled me for þis cas.
For his deþ schuld avenged be!
I grauntte to go. What sey ȝe?'
'Syr, quod Tytus, so do I
And al, þat here beþ, sykerly.'
When þis was grauntted, men myȝt se
Songe and playe, game *and* gle.
'For leue, he seid, I wol sende anoon
To Syr Nero, to let vs goon.
I prey ȝou al, dyȝt ȝou fast,
That ȝe were redy al in hast
Of men, of armes *and* of vytaille,
So þat vs noþing ne faylle.'
Than sende he to þe Emperoure
Nero, þat cursed traytoure
By a letter, as ȝe mowe se:
"Vaspasian and Tytus grette þe!
For gret need we beþ in wylle
At Jerusalem to fulfylle;
Of a gret vylonye
To avenge vs, we muste hye,
Of a trespas, þat vs was do.
We preyeþ þe leue þereto;
Grauntte [t]his vs wiþ oute feyntyse,
For hit muste be do in al wyse.
Hit schal þe turne to profyte
And to no man despyte."
The Emperoure sent hem to sey:
"Go, whan ȝe wol, in ȝoure wey
And on ȝoure enemyes venge ȝou,
So þat hit be noȝt aȝen my prow."
Than seid Waspasian and Tytus:
'Yblessyd be oure lord Jesus.'
Also quycke þei made hem ȝare,
In her wey for to fare.
Seynt Clement and dame Veronye
Were ful glad of þat feyre companye
And seid: 'Syr, or ȝe go henne,
Grauntte ȝoure pees to cristenmen,
For loue of god do hem to wyte,
That no man do hem despyte,
Fro þat ȝe go, tyl þat ȝe come;
But ȝif he suffre harde dome.'
'Mafay, quod he, and I grauntte,
And þe, Clement, I schal warauntte:
Thou schalt haue large commyssioun
For þis countre *and* for þis towne.
For al, þat leueþ in god almyȝt,
Myn men schul warde day *and* nyȝt.
Thou *and* Veronye, boþ tweyn,
Drede ȝe noȝt, tyl I come ageyn.'
This was ycryed þoruȝ þe countre,
That hit schulde yholde be.
'Kepe nowe wel þi clergye,
Al þat þou hast in þi baylye,
When þat we comeþ at certeyn terme,
I schal þe *and* þi state conferme.

I schal bydde hem, þat dwelleþ here,
That þou and þin ou*er* al were.
Preye for vs, tyl we come ageyn;
And when we comeþ in certeyn,
I wol be c*r*istened ryȝt anoon
And myn mayne eu*er*ychon.
Preyeþ for vs, þ*at* god vs spede,
And haueþ nowe no more drede.'
'Syr, he seid, now I am bolde.
God of heuene þi lyffe holde,
Longe þat I hit mote yse,
And namelyche, tyl þat þou yc*r*istened be;
And ellys were it rewþe,
Siþþe þou goyst in wey of trewþe.'
'Thoruȝ C*r*istes helpe I hope to gon,
To do þis nede, *and* come anoon;
And þat I may, I wol me rape,
So þat Pylate noȝt ne ascape.'
Anoon he dude his shyppes dyȝt,
Wel a þousand, I þe plyȝte;
Wiþ hi*m* *and* wiþ his sone also
An hunderdþousand men and mo.
Clement and dame Veronye, boþ two,
Toward þe see wiþ hi*m* gune go,
Tyl þei were yshipped alle.
And Waspasian to hi*m* gan calle:
'Blesse vs nowe, Syr, *and* let vs gon
And turneþ boþ aȝeyn home.'
'Syr, he seid, now god þe saue,
And his blessyng *and* myn þou haue
And þe wat*er*, þat ȝe in wende,
Tyl *Jesu* c*r*ist aȝen ȝou sende.'
And siþþe þ*at* blessyng dude hi*m* good
And al men, þat passed þat flood;
Thoruȝ goddes helpe *and* seynt Clement
Siþþe þer was none yshent.

* * *

Thei drowe vp sayle byfore *and* behynde,
And god he*m* sent ful redy wynde,
So þ*at* in sixe wykes ou*er* þei come.
And þo a crye vp þei nome,
That þe towne wonderd þ*er*fore
And wexed agast of he*m* ful sore.
Thei dude anoon, as þei schulde;
Wiþoutten stryffe þe towne þei ȝelde.
Waspasian lefte þere his warden,
And in þe morowe þei went þen.
Thei went forþ into þe londe
And slowe *and* brentte al, þat þei fonde,
And droue bestes wi*þ* he*m* gret route,
That þei purueyde al aboute.
Fro Acrys þei come þe first Fryday
To Japheth, as I ȝou telle may,
And bycaste al þe towne
Wiþ many a ryche pauylon.
Thei souȝt w*ith*out and wiþin
And þere men myȝt se, wonders bygynne.
God he*m* sent suche a chaunce
Aȝens her allyr veniaunce:
Reyne, hayle, froste and snowe,
Styffe wynde *and* lowde to blowe,
Hung*er*e, þurst *and* gret colde
And oþ*er* yuels manyfolde.
And Waspasian wiþ al his ost
Had ioye and myrþe most:
Wedyr, game and gret plente
Of al cases, þat myȝt be;
And so he had fro þe tyme, þ*at* he come,
Tyl he turned aȝein home.
Waspasian his sege þere helde
Longe, or þei wolde hem ȝelde.
Thei wiþin swore echon,
That þei nolde he*m* ȝelde neu*er*one,
For noþing, þ*at* myȝt falle,
Thouȝ þei bete adowne þe walle.
The kyng swore, þ*at* he ne schulde
Wende þennys, tyl þe towne were ȝelde.
Whan þei wiþin hurde þis ooþ,
Eu*er*yche of hem aȝens oþ*er* gooþ
Wiþ swerdes, sperys and knyffes-drawe,
So þat eche oþer gan slawe,
That þ*er* ne lefte man childe ne wyff,
But twey knyȝttes, w*ith* þe lyff.
Douȝtty men þei were boþe,
For neiþ*er* was wiþ oþ*er* wroþe;
Thei had long frendes ybe,
Therfor neiþ*er* wolde oþ*er* sle.
Syr Japhel, I wote, hyte þ*at* one,
Of þ*at* oþ*er* name haue I none.
Thei ȝelde hem to þe kyngge*s* socoure,
And he hem reseyued w*ith* gret honoure.
He drowe Japhel nere *and* nere,
That he bycome his co*un*seller.
And for Waspasian was yware,
That he was sybbe to Cesare
And also of his owne bloode,
He seid to hi*m*, as he vnderstode.
And for he knewe þe counttre,
His lodys man he had hi*m* be.

And he fulle wel ladde hem,
Tyl þei come to Jer*usa*lem.
He left at Japheth kepers good,
To kepe be cytee w*ith* feld *and* wode.
Here I may telle, þat [ȝe] hit knowe,
Howe Jes*u* þinkeþ on his owe.
Byfore þe tyme of his wreche
Thus he beganne his folke to knowlache.
Crysten þ*at* were in þat counttre,
Thei we[re] warned, þennys to fle,
Thoruȝ þe holy gost for þis veniaunce.
But any wold stonde to his chaunce,
As som dude dwelle stylle,
To abyde goddes wylle.
The *cri*stenmen fleiȝ *and* ran
Anoon ou*er* þe flom Jordan.
The place, þere þei dwelled *and* cam,
Was yhote Castel Pellan;
There þei helde he*m* eu*er*ychon,
Tyl þe veniaunce was ydon.
The Jewes were trapped *and* holde in,
That were encombred in her synne.
For þ*er*e is no good dede vnȝelde
Ne no wycked vnpunyesshed be schulde.

Tho Pylate wyst, þ*at* Japheth was take,
For drede *and* tene he gan to quake.
For eu*er* he was in mochel drede,
Siþþe Velosian fro hi*m* ȝede.
For þe wordes, þat he had spoke,
He wolde, he had be in erþe ylocke.
He was in so gret doute,
That he sent aft*er* men al aboute
And ȝaue hem ful gret mede,
To come *and* helpe hi*m* at his nede.
Syr Archylaus come hi*m* to,
Kyng of Galylee þ*at* was þo,
Herodes' sone men dude hi*m* calle,
He þat slowe þe childern alle.
Wiþ mochel p*ri*de and gret bost
He brouȝtte wiþ hi*m* a mochel ost.
And for drede, I wote also,
Al þe counttre fylle hi*m* to;
And eu*er*yche man to hi*m* fleiȝ fro home,
And to Jer*usa*lem þan þei come
Wiþ wyffe *and* childe *and* her fee,
Therin in sykernys for to be.
For Waspasian *and* his ost
Slouȝ *and* brende by eu*er*y cost.
Pylate sent out his aspyes
Pryueliche by fele styes,
For to do hi*m* to sey,
Where þei come *and* by what weye.
Archilaus *and* Syr Pylate,
Boþ rode out at one gate
Wiþ her ost, her hors to proue,
Ȝif þei were to her byhoue.
And ȝit had Pylate no grace,
To fle awey fro þ*at* place.
He herde, what he schulde haue,
And ȝit he myȝt noȝt hi*m*self saue.
For lost is better, as hit is founde,
In wode þan in towne ybounde.
And so ferde he by his reso*u*n,
Whan he fleiȝ aȝen to towne.
But god wolde noȝt, þ*at* he schulde scape,
But to his bale forto rape.
For he had hi*m* space ylent,
Fourty ȝeer to amendement.
Than come his asspyes home
And tolde hi*m* al, wherforþ þei come,
The most folke, þat eu*er* þei say;
Than was Pylate in gret afray.
Tho seid þe kyng Archilaus:
'Syr, þou art master of vs.
I rede þe, Syr, be bolde ynowe,
For I dar make þe þis avowe,
That þou schalt be so wel byforn
Of men, of vitaylles *and* of corn,
That noþing schal fayle þe,
And hereof borouȝ wol I be.
And þei beþ oure, eu*er*yche man,
So moche I þe telle can.
Noþing but holde vs stylle
And let he*m* come at her wylle.
For fresshe wat*er* nere is none
Than hennys to þe flom Jordan.
For ȝif þei wol hemself saue,
Fresshe wat*er* þei muste haue.
And þei se, þ*at* þer is none,
Home aȝen þei mote gon,
For þei beþ þ*er*of noȝt ware;
Therfor þe lesse is oure care.
And ȝif þei turne ones þe backe,
Thei beþ oure, al þe packe.
Hi[t] is for þe p*ro*phetes sake
Al þe sorowe, þat þei make.
Thei schul wiþ shame turne aȝein,
For þei worcheþ al in veyn.'

Whan he had his tale ytolde,
Ou*er* þe walle þei gune byholde,
And al þe feldes *and* eke þe fen
Thei say bycast wiþ hors *and* men,
Wiþ her bancr*er*s brode yspredde,
That al þe cyte þo was adredde.

In eu*er*yche wyndowe þei gan he*m* byholde,
And þan her hartes waxed colde;
And afterwarde þe belles þe[i] ronge,
Ther was outhest of many a tonge.
Wiþ horne *and* mowþe þei cryed out,
Whan þe towne was byseged aboute.
This was foure *and* þirtty ȝeer,
After þat Jes*us* dyde here.
Wiþin þei made sorowe *and* care
And w*ith*out ioye *and* mochel fare;
Thei w*ith*in her honden wronge,
And þei w*ith*out lowde songe.
On Paske day þe sege bygan,
As þe story telle can.
Waspasian was þo ful blyþe,
And he pyȝt his pauylon also swiþe.
And whan þei were pyȝt echon,
He sent aft*er* Japhel anoon.
He seid: 'Japhel, I wol þe telle,
Here we muste nedys dwelle,
Tyl we haue wonne þis cytee
And al, *þat* þerein be.
What is best to do, þ*ou* wotyst,
For þou knowyst þis counttre most.
Therfor, Syr, I þe preye,
That þou take anoon þe weye
Al aboute þis cytee,
To ordeyne for myn ost *and* for me
And loke, what we haue nede
Of al þingg*es*, þat may vs spede.'
Japhel rode by eu*er*y cost,
To ordeyne and araye þe ost.
Aboute þe towne þei set engynes,
To destroye her wiþ wynes;
And ofte to þe towne þei cast
Wist bowes shotte *and* w*ith* arblast,
Wiþ tarbarelles *and* w*ith* wylde fyer,
Wiþ staffe slyngges *and* oþ*er* atyre;
Sowys to iuyn men made sleye
And borfreyes to ryse an hiȝe,
That þei myȝt se into þe towne,
What men dude vp *and* downe;
Men of armes, þ*er*in to stonde,
To fyȝt wiþ hem honde of honde;
Ladders of leþer *and* of corde
Fro þe cornels to þe sworde,
And masters, þat were slye to kest,
To kepe þe spryngoles at þe best;
And many oþ*er* queynt engyne,
To shende hem, þat were w*ith*ynne.
Naþeles for al þis wo
Hit was ful longe, or hit were do.
Of al þe sawte, þat was w*ith*out,
There w*ith*in had þei no dout;
The cyte was so large wiþynne,
That hem ne dradde none engyne.
For to hem rauȝtte no caste
But þe quarel of þe arblaste,
Tyl al þe subbarbes of þe towne
To grounde þo were cast adowne
And yswept al cleen ou*er* alle
Into þe bare towne-walle.
Than byganne her wo w*ith*ynne
And her folke faste to þynne.
Ȝit last þe sege seuene ȝere
Wiþ mochel drede *and* gret werre;
For al, þat goddes men myȝt do,
Thei dude, to lengþe her paynes þo.
Whan Japhel had do, he come aȝe.
'My lord, he seid, þei wol vs al sle;
But al þin ost by *Cristes* myȝt,
By hi*m* þi men beþ wel ydyȝt.
But of one þing I haue gret þouȝt:
Fresshe water haue we noȝt,
But I haue cast by my skylle,
Where to feche hit, *and* ȝe wylle.'
That seid Waspasian hi*m* to:
'As þou wolt, I wolle also.'
'Syr, quod Japhel, þis is my rede,
Howe we schulle oure wat*er* lede;
For fresshe wat*er* nere is none,
Than hennys to flom Jordan.
Therfor we schulle do sle o*ur*e praye,
That we toke by þe weye:
Hors, asses, oxen and kyne,
Mules, kamels *and* gret swyne,
Many þousand we haue brouȝt.
Of he*m*, I telle ȝou in my þouȝt,
I schal do sewe þe hydes fast
Wiþ good semes, þat wol last
And so do sowe eu*er*ychon,
Forto lede water þ*er*on.
Of som we schulle þonges make,
Ou*er* þe semes forto rake,
And ou*er*cast al þe walle
Of Josephath, þe depe dale.
Thus in þe valy we schul fonde,
Oure water to do wiþstonde.
Foure hunderd somers, ȝif I may,
Schulle feche vs water eu*er*yche day,
Alwey tyl þe vale be hylde
And wiþ fresshe wat*er* yfulfylde.'
Whan he had seid also sone,
He lefte noȝt, tyl hit was done.
Pypes he made manyone
By eu*er*yche syde out forþ to gon
The olde wat*er*, *þat* was astonde,
There come newe at her honde,
That þoruȝ þe ost, man *and* best,
Had ynowe, boþ lest *and* mest.
This come of a noble wytte:
Do wat*er* to stonde w*ith*out pytte.

Thoruȝ ordinaunce of god *and* þe wyse
Makeþ men ofte to wynne þe pryse.
Al was ydo by goddes wylle,
For to make þe Jewes spylle.

Tho þei wiþin þe water sawe
Stonde so ful in þat lawe,
Mochel wonder was he*m* amonge,
How þe water þ*er*out spronge.
Thei went to Pylate *and* hi*m* tolde,
And he went þid*er* to byholde;
And wiþ hi*m* went Archilaus
And þe clerke Mast*er* Josephus.
Than seid þei al þre:
'Whennys may þis wat*er* be?'
Tho spake Master Josephus:
'Certys, Messias is wroþe *with* vs;
Thei haueþ his helpe, I am al ware,
For late was þis place bare;
Of fresshe wat*er* nere is none
Than hennys to þe flom Jordan.
I ne wote, whennys hit comeþ, ne howe,
But þoruȝ þe p*ro*phetes vertue.'
Than spake Archilaus þus
Anoon ryȝt to Syr Pylatus.
'Syr, he seid, be noȝt aferd
For ouȝt, þ*at* þou hast seye ne hurde,
But kepe þe in þis cyte stylle,
And þou schalt haue al þi wylle.'
And as þei stode *and* out byhelde,
Waspasian stode þ*er* in þe felde.
He se hi*m* on þe walle gon
Vp *and* downe ful good won.
And Syr Japhel stode hi*m* by
And Velosian witterly.
That of Pylate was sonyst ware,
Howe þat he his mase bare
Ou*er* his werkmen, þ*at* þere wrouȝt,
And þe walle ou*er* þoruȝ souȝt.
Tho seid Uelosian: 'Sir, I se,
That þ*er* is Pylate, so þinkeþ me.
Spekeþ to hi*m*, Syr, I ȝou preye,
For to wyte, what he wol seye.'
Waspasian loked vp to þe walle,
And to Pylate he gan calle.
'Pylate, he seid, speke wiþ me.
I am þ*i* lord, as þou myȝt se,
And þat I schal þe make to knowe,
Ȝif I may lyue any þrowe.
Loke out, trayt*oure* *with* þin yȝe
And be aknowe of þi felonye,
Of al þe yuel, þ*at* þou hast don
Aȝens Je*sus* *and* us echon.
And also þou doyst vs gret outrage,
To wiþholde oure trewage.
For þou art Je*su* trayt*oure* *and* myne,
Therfor þou schalt haue þe more pyne.'
Ȝit was noȝt Waspasian
Pylatus' lord, ne he his man;
Al he seid, to make hi*m* adredde,
Ȝif he myȝt þe bett*er* haue spedde.
Neþeles, I wote, in þat ylke ȝere
Pylate come into his daungere.
Pylate answerd hi*m* ryȝt noȝt,
For he was sory in his þouȝt.
Waspasian was agreued þo,
That he ne wold speke hi*m* to.
Than seid Waspasian þus
To þe kyng Archilaus:
'Bewe Syr, þou art forswore
And Herodes, þi fader, byfore;
Thou ouȝttest bett*er* to be wiþ me
Than þ*er*in in þat cyte.
Thi fader dyde in sorowe ynowe,
For he al þe childern slowe,
Whan Je*su* *crist* was here ybore;
Therfor he wolde haue hi*m* forlore.
And þou art nowe in wylle,
Thiself þereynne forto spylle.
Thi fader dyde in peyne stronge,
So schalt þou, or come ouȝt longe.
Be þou *and* Pylate neu*er* so bolde;
That I haue seid, I wol hit tolde.'
Al þat he seid, þei toke in veyn,
And Waspasian þo went ageyn.
Archilaus seid to Syr Pylate:
'This kyng to vs haþ gret hate.'
'Ȝee,' q*uod* Pylatus to Archilaus,
'Hit semeþ, he wol be awreke on vs.
To be felle, hit hi*m* comeþ of kynde,
And þat, I drede, we schul fynde.
He is of Cesarys kynde, ywys,
Of þe more felonye he is;
That he byhoteþ, he wol holde,
He nyl noȝt lette for hote ne colde.'
Quod Archilaus: 'Haue no drede,
Moche is bytwene worde *and* dede,
This holde is stronge ynowe aboute,
Thouȝ he do þrete, he is þ*er*out;
Make he neu*er* so muche to done,
Ȝit comeþ he noȝt in so sone.
But go we to þe walle ageyn,
And do þou, a[s] I schal þe seyn:
Take vp a flo*ure* uppon þe walle
And to Waspasian loke þou calle
And to hi*m*, þat al mowe se:
"Batelle, Syr, I wage þe".'
Pylate ȝede wiþ hert gladde
And dude, as Archilaus hi*m* badde.

Tho he had seid, what he wolde,
Waspasian gan þo hi*m* to byholde
And seid: 'Pylate, þat I hit take,
Thi worde wolle I noȝt forsake.
Suche a shame I byhote þe,
That þou schalt dye oþ*er* fle.
Sorowe haue he, þat ȝou spare.
Myn engynes makeþ ȝe ȝare;
Kype al men, þat ȝe beþ myn,
For J*e*sus loue, to do hi*m* pyne;
Lokeþ, þat þei haue no rest
And let Pylate nowe do his best.
For so J*e*sus cryst me saue,
Ne schal I neu*er* let hi*m* haue,
Ȝif god wol *gra*untte me lyf þ*er*to.'
And al his frendes seid so:
'Be ȝe wiþin neu*er* so stronge,
We schulle dwelle also longe,
Tyl we haue wreke þe gret wronge,
That J*e*su *crist* ȝou sufferd amonge.'
He coma*un*ded þan, to trumpe anoon
And to arme his men eu*er*ychon.
Into þe towne þe[i] shotte *and* kast
And men wiþin þei slowe fast;
Thei fouȝtte so, tyl hit was nyȝt,
That hem fayled dayes lyȝt.
And happelyche a quarel drowe
And a pore knaue hit slowe,
That ȝede *and* pleyed in þe strette;
And he was yholde a *pro*phete
Of al þe Jewes of þe lawe
For many wonders *and* many sawe.
Waspasian long hem assayled,
But lytel hit hi*m* avayled;
Neþeles many a Jewe þere he slowe
And dude wiþin sorowe ynowe.

Hit was w*ith*in þe firste ȝeer;
Fro Rome come a messanger,
As he at þe sege lay
Al þat tyme aȝens his pay.
He brouȝt worde to Waspasian,
That Nero was deed, þe cursed man,
That was Emp*er*oure of Rome.
'And vppon ȝou is ȝeue þe dome,
Ȝe muste nedys home come,
For her conseille þei haue ynome:
Thei haue al ychose þe,
Forto bere þe dignite.
Syr, take noȝt þis sonde in veyn,
Thou myȝt wende *and* come ageyn.'
He went forþ *and* wolde noȝt shone,
And he lefte þere Tytus his sone.
Suche ioye Tytus gan þo vndertake,
That hi*m* toke a cardyacle
Of his faders gret hon*oure*,
That he schulde be Emp*eroure*.
Wiþ ou*er*doyng ioye come al þis wo,
And w*ith* ou*er*doyng sorowe hit muste awey go,
As we mowe here in a stounde,
Ther Josephus siþþe was yfounde.
When al þilke, þ*at* were in Rome,
Wyste, þat Waspasian come,
Thei rode hem al hi*m* ageyn,
Erles, barons, knyȝttes *and* swayn.
Thei crowned hi*m* þ*er* Emp*eroure*
Wiþ fest solace *and* gret hon*oure*;
Thei crowned hi*m* in his palyce
In þe gyse of Sarasynes;
But afterward seynt Clement
Confermed his crownement.
He gladed his frendes eu*er*ychon
And to Jer*usalem* he went anoon,
For hi*m* þouȝt ful longe at Rome,
Tyl he were aȝeyn ycome.
And so he dude, I telle hit þe,
Wiþ ioye *and* myrþe gret plente.
Herkeneþ, lordyngges, nowe efte;
I mote telle, þere I lefte,
Of þe knaue *prophete*,
That was ysleyn in þe strette.
Tho Jacob of þis knaue herde,
To Pylate anoon he ferde.
'Syr, he seid, nowe is falle,
I wene, we schulle yse hit alle,
That þis Jewe seid vs to
Twenty ȝeer ago *and* mo:
That þis cytee schuld be lore
And al, þ*at* þerein were ybore.
For nowe I wote hi*m*self yslawe,
Wel þe bett*er* I leue his sawe.
I rede, þat þou do aft*er* me
And ȝelde vp swyþe þis cytee;
For eu*er* þe lenger þat we abyde,
The more shame vs wol betyde.'
This was Jacob, þe good man,
That herborowed þe styward Uelosian,
As hit telleþ here byfore.
But Pylate was agreued sore
And seid: 'On þe I schal be awreke
For þe wordes, þat þou erst speke;
For þoruȝ þe co*un*selle of þe
I leue, þat al þis sorowe be.
Velosian *and* þou þat ȝeer
Kyste al þis, þo he was here.
He spake to me wordes smerte;
Siþþe come þo wordes noȝt out of myn hert.
And ȝif I may, I schal þe sette,
There no frende schal þe fette.'
He dude fettyr hi*m* fast
And in a foule stedde let hi*m* cast

And swore: he schulde þere lye
Wiþout mete, tyl he dye.
And in þat foule dongeon
Ther he lay in pryson.
When Marye, his douȝt*ter*, hit wyst,
That she had hyr fad*er* myst,
Anoon sche seid þis oryson
To J*esu* cryst, goddes sone.
'Lord, sche seid, nowe here me,
Ȝif þi swete wylle be.
As wyssely as I þe souȝt
Wiþ þe oynement, þat I brouȝt
To þe tombe, þere þou lay,
Ȝif hit were to þi pay,
That I dude þat ylke dede,
Lord, hure me nowe at þis nede.
Thou helpe my fader also wys
Out of sorowe, þat he in is;
And also wys as he loued þe,
Lord, þat he vnbounde be.'
Whan þat sche had seid þis oryson,
God sent an aungel adowne
And come to Jacob, þ*er* he sette,
That for sorowe sore wept.
'Jacob, he seid, come wiþ me;
My lord wol, þ*at* hit so be.
Take to þe comfort and solace
And þanke god of his grace.'
He toke hi*m* out of pryson
And brouȝt him wi*th*out þe towne
And seid: he ne schuld no man drede.
'Go, fare wel, he seid, god þe lede.'
Jacob þanked god anoon,
Whan he felde hi*m* loce to gon,
Feyre on knees w*ith* boþ his hondes,
That louced hi*m* of his bondes.
Toward þe ost he toke þe way,
So þat Velosian anoon hi*m* say.
He seid to þe Emp*er*oure: 'I se
Jacob, my frende; I wene hit be.
Now I wote, Syr, hit is he aryȝt!
Thonked nowe be god almyȝt.'
Thei welcomed hi*m* fayre *and* wel
And asked of his fare eu*er*y del.
Anoon he tolde hem al þat cas
Of þe Jewes, howe hit was,
And howe he was ydo in p*r*ison,
And howe he come out of þe towne.
Thei þanked god as þe wyse,
That so wel þinkeþ vppon hyse.
Tho seid Velosian to Jacob ryȝt:
'Jacob, þou wotyst, what I þe hyȝt:
That at nede to be þi frende,
Whan I wolde homward wende,
Whan þe Jewes her tales tolde,
Howe þat þei J*esu* slowe *and* solde.
As þei beþ worþi, þei schul haue,
For no treso*ure* schal hem saue.
I owe þe eu*er*more hono*ure*
And namelyche my lord, þe Emp*er*o*ure*;
Thoruȝ goddes helpe *and* counselle þin,
He is ascaped mochel pyne.
On myn half also I þanke þe
For þe gret hono*ure*, þat þou dudyst me.
Ȝif my lord were heled, I þe hyȝt,
To brynge hi*m* hyder wiþ moche myȝt.
Loke, he is here, as þou hit bad.
Syr, þonkeþ Jacob *and* make hi*m* glad,
For ȝe beþ gretly yholde þ*er*to;
I telle ȝou for soþe, he dude so.'
He seid: 'Jacob, þou getyst hono*ure*,
And þe Jewes schal haue sorowe ful so*ure*.
I se, hem falleþ mochel shame,
For hem is loked goddes grame.
God is wiþ vs *and* hem ageyn,
Al þat þei doþ, hit is in veyn;
Suche is my hope *and* my tryste:
Her is þe trauaylle *and* oures is þe rest.'
The Emp*er*o*ure* þan of hi*m* was glad;
He p*ra*yed Jacob *and* feyre hi*m* bad,
That he schuld hi*m* say som reso*un*,
Howe he myȝt best wynne þe towne.
'Forsoþ, quod Jacob, *and* I schalle
Do make a dyche aboute þe walle,
So þat none awey ne fle,
But al þe ost may hi*m* yse,
And þan ypalyssed by þe bry[n]cke
Hye *and* stronge, as men may þinke.
I wol myself þ*er*aboute be,
Tyl hit be do, so mote I þee.'
The Emp*er*o*ure* seid: 'Gra*u*nte mercy!
I g*ra*untte þe al wel, sykerly,
Al þing, þat þou wolt haue:
Tymber, water, man *and* knaue.'
The Emp*er*o*ure* dude sende his sonde
For dykers in al þe londe;
He bad hi*m* ȝeue eche to his paye
Foure pans vppon þe daye;
Eu*er*yche master twey shelyngges hadde.
So he coma*u*nded *and* hi*m* badde.
Whan þe dyche was made eche del,
Hit payed þe Emp*er*o*ure* wonder wel.

Also Jacob let make
Tweyne charnels for þe ostes sake,
Forto hyde hem in þat stedde
Al þe folke, þat þere were dede,
That þe quycke dyed noȝt for stynke of hem.
And so þei dude in Jer*usa*lem,
Neþeles þere were charnels two
Amydde þe cytee þan also.
Than þe Jewes loked out
And sawe þe dyche ymade hem aboute.
Moche sorowe men myȝt se,
Who so had wiþin ybe.
Anoon þe Jewes eu*er*ychon
Toke her rede. what was to done.'
Thoruȝ þe co*un*selle of Archilaus,
Barrabas *and* also Josephus
Thei seid to Pylate her avyse:
'For vs is feyrer *and* more pryse,
To fyȝt wiþ he*m* out in gesse,
Than to lygge here in dystresse;
And bett*er* is vs amonge he*m* to dye,
Than here as cowardes longe lye.'
Thei put planckes ou*er* þe dyche
Al by nyȝt wel pryuelyche;
Pylate anoon went hi*m* out
Wiþ þirtty þousand at one route,
And fyfty þousand men afote
Hym to helpe þere come tobote.
There was anoon swyþe stronge metyng
Wiþ swerdes, speres, sharpe keruyng.
As we in þe story of hem mowe rede,
Of eche party mochel folke was dede.
Ac wiþ þe Emp*er*ou*r*e þe felde þo lefte;
Fourty þousand of hem he refde.
Al þei dude hem forto fle
Aȝeyn home into þe cytee.
Al þe while, þat þei fouȝt,
God lengþed þe day, as hem þouȝt.
And Josephus was þere ywonded sore,
That noble clerke, swyþe sore;
He cowde most in dede *and* in sawe
Of al, þat þere were of þe Jewys lawe;
But one þing wol helpe hi*m* þan:
He was p*ri*uelyche a c*ri*stenman.
And for his kynne was noȝt so,
Therfor he was wonder-wo.

Tho the cyteȝeynes se þis fare,
Than had þei sorowe *and* care,
That þei so ou*er*come were.
And also suche hungg*er* gan hem dere,
That þe stronge þe feble ete,
Ȝee, *and* þe fen vnder her feete
And her owne donge also.
Hors ne ho*u*nde let þei none go,
Hors, bestes, rote ne grasse,
And eche by lotte oþer chasse.
Whan two ȝéer were al ago,
Thoruȝ þe sege gan come þis wo.
Thoruȝ þe towne þan gan þei fayle
Al man*er*e of vytaille,
So þat þe strengg*er* robbed þ*at* oþ*er*,
The fader þe sone, *and* þe suster þe broþ*er*;
Men *and* wymmen her childern ete,
And eche ete oþ*er* by þe strette.
A ryche lady of þ*at* countre
Of large londes *and* of fe.
Marye sche hiȝte, sykerliche,
A crystenwoman p*ri*ueliche,
Sche had a queyntaunce in Jer*usa*lom,
And þ*er*for sche þider come.
A good lady, þat sche had yknowe,
Wiþ hir sche þouȝt to dwelle a þrowe.
Dame Claryce was hir name,
A woman of wel holy fame.
Thei lyued þ*er*e togeder longe,
That þis wo byfylle so stronge.
Oþ*er* werke cowde þei none worche,
But dwelle moche in holy chirche
And lye in her afflixcions,
In pen*au*nce and in orysons.
So hit byfylle, what more, what lesse,
That þei were boþ in gret dystresse.
For defaute of mete *and* drynke
That dye þei muste for any þinke.
Hem was no lyflode ylost,
But al forrobbed *and* al forrefte.
Marye had a douȝtt*er* dere,
That for hung*er* dyed þere;
For wham sche made moche sorowe
Boþ an euen *and* a morowe.
And þei hemself so gret hung*er* had,
That Dame Claryce to Marye bad:
'Ete we nowe þis child anoon
For þe hung*er*, þat vs is on.'
'Nay, quod Marye, þat wol I noȝt:
Dye I wolde, or hit come in my þouȝt.
Oure lord god, þat is so hende,
Of his grace may vs sende;
Be we noȝt for þis to sory,
Hit may vs stonde in purgatorye.'

So schul al, þat wel byleue,
That no wo ne schal him greue.
In þis talkyng, ry3t as þei satte,
J*es*us c*ri*st hem no3t for3ate.
An aungel come fro heuene shene,
As god hi*m* sent hem bytwene,
And seid to hem: 'Letteþ 3oure stryffe;
Al þat 3e mowe, lengþeþ 3o*ur*e lyffe;
Marye, loke nowe, þat þou do so,
As charyte seid þe raþ*er* to.
God wol, þ*at* 3e do so, raþ*er* þan 3e dye,
To fulfylle þe p*ro*phecye,
That spekeþ of þis by waye *and* strete,
That wymmen schal her childern ete.
Grocheþ no3t to fulfylle
Al, þat is goddes wylle;
Thou3 3e dye in his nede,
Heuene-blysse schal be 3o*ur*e mede.'
Whan þe a*u*ngel had seid his sawe,
A3en to heuene he gan to drawe.
Thei putte þe childe on a spytte
A3ens þe fyer, to roste hit,
And dude, as þe aungel hem bad:
Thei ete þ*er*of *and* made hem glad.
And as Pylate satte in his towre,
Of roste he had a gret sauo*ur*e,
And where hit was, anoon hit was outsou3t;
He bad, to hi*m* hit schulde be brou3t.
Thei went *and* founde, where hit was,
And come *and* tolde hi*m* al þat cas.
Than was Pylate noþing fawe,
Whan þei had tolde þis sawe.
And þo þe Jewes þider rune
Vppon his erande þei bygune.
The wymmen hungred *and* were ful wo,
That þei her lyflode bare hem fro.
For þis si3t þei were in drede,
That þei dude þat luþ*er* dede.
Pylate had hung*er* none,
Thou3 her vitaylles were al agon;
Ne none of þe oþ*er* gret,
Thou3 þe pore dyde for defaute of mete.
For þei had þe noble stones
Of gret vertye for þe nones,
And þat made he*m* laste so longe,
Tyl al þe peple hem amonge
No leng*er* suffer ne wolde,
Than god þat had þe termes tolde.
Pylate þo in þe towne let crye
And forbad þe felonye,
That no man schuld no more ette
In þat wyse her bygete.
But gold *and* syluer ete he bad
To al þilke, þat any had.
Than þei ete her treso*ur*e al,
Boþ hey *and* corn wiþal.
And 3it for al þ*at* dyed manyone,
In eu*er*y street wel gret won;
For hit was no kyndely fode
In no stede hit hem stoode,
But hem al to be kylde,
Whan þe towne was 3elde.
For to haue out þe treso*ur*e
Men pyned hem wel þe bytter*our*e.
Eche oþ*er* day þei dude ete,
For deynte þei helde hit swete.
The wyff þe housbonde *and* þe housbonde þe wyff,
Eche bynome oþers lyff,
Som wiþ teeþ oþ*er* to gnawe,
Som wiþ handes oþ*er* to drawe.
So þicke þei dyde by street *and* way
For stynke of dede, þ*at* adowne lay;
For þe comyne rauns*ou*n
Thei buryed þe bodyes of þe towne,
And whan hem fayled treso*ur*e,
Than dude þei burye he*m* no more,
But leyde he*m* togeder alle,
Thilke þat for hung*er* þere gune falle.
Than stancke þe towne, hit was so fylde
Of deed bodyes, þat lay vnhylde,
That fader *and* moder, sust*er* *and* broþ*er*
Dyde, þat no man my3t burye oþ*er*.
Siþþe whan þe towne was ytake,
Tytus mochel moone gan make;
For þe peple so þicke laye
On hepes, dyde by eu*er*y waye.
Downe he fel uppon boþ knee.
'Lord, he seide, for me fader *and* me.
For þoru3 vs þei lye no3t so deed.
But for her owne feble rede.
Had þei raþ*er* yturned to vs,
Than had þei no3t leye þus.'
Dyches þei let make *and* belde
And þ*er*in þe bodyes þei helde.

Pylate anoon his co*u*nseille gan take,
For drede þo he gan to quake.
Thei seid to hi*m*: 'We redeþ þe,
Let 3elde vp anoon þe cytee;

Thus, þinkeþ vs al, hit is þe best,
Herein schul we haue no rest.'
'Nay, quod Pylate, þis is my rede:
I wote, þ*er* is no wey but deede;
Ȝit we wol a while abyde
For to se, what wol betyde.
Thise lordes mowe dye, þ*at* beþ wi*th*out,
Here amydde al þe rowte;
Than dar we care litel wiþ alle,
On wheþ*er* syde so hit falle.
Oþ*er* we schul do, as I schal seye
To seche vs helpe anoþ*er* weye:
Caste we, what we wol hem ȝeue
Here to dwelle *and* to leue.'
To þis þei *gra*unted eu*er*ychon
And cast, howe þei wold don.
The while, þat þei cast hit so,
The Emp*er*oure seid to Jacob: 'Go
And speke to som of þat cytee
And wyte, at what poyntement þei be,
And loke, wheþ*er* þei wolle ȝelde þe towne
Forto come out of *pry*son.
For þei haueþ noȝt al her wylle,
I trowe, for hung*er* þ*at* som spylle.
Go now þider. for wete I wolde,
Whereto we schulle vs holde.
They dyed adowne in þe street
For hung*er* and no meet.
Sey, þei come *and* ȝelde he*m* vs to
For at þe last þei schul do so.'
Tho Jacob went to þe walle,
A Jewe he sawe *and* he gan hi*m* calle.
'Clepe me þere, he seid, Josephus,
Bydde hi*m* come *and* speke wiþ vs.'
He wente *and* brouȝt hi*m* also swyþe;
Jacob of hi*m* was ful blyþe
And he of hi*m* was also.
Than q*uo*d Josephus: 'Howe come þ*ou* vs fro?'
He tolde hi*m* þo, howe hit was;
And he seid þo: 'Deo gracias.'
'What, q*uo*d Jacob, art þou *cri*sten?'
'Ȝee, felawe, he seid, wolt þou lystenne:
I am a preuy *cri*stenman,
And my feiþ ful wel I can:
To loue *Cri*st ful wel I owe.
And þat I am to þe yknowe:
This oþ*er* day, þo we out nome,
Whan þat ȝe vs ou*er*come,
I was ywonded þere ful sore,
That I was nyȝe deed þ*er*fore;
And þoruȝ þe myracle of Je*su*
Nowe I am ryȝt hole ynowe.
My fader *and* moder I haue tolde
To turne hem, *and* þei ne wolde;
And þ*at* I may noȝt he*m* bryngge þ*er*to,
Therfor, Jacob, me is ful wo.'
'Ȝee, quod Jacob, holde þe stylle
And þou schalt haue al þi wylle;
And I schal be for þe, ȝif I can,
To my lord Waspasian;
And al þilke, þat *cri*sten be,
Whan þis is do, þou schalt yse.
Sey me nowe, howe fare ȝe þ*er* wi*th*in
And whan schul we þe towne ywynne?'
'Mafey, he seid, I wol þe sey,
Ful þicke oure folke gynneþ to dye,
And for þe styncke, þ*at* comeþ he*m* fro,
In þe cytee dyeþ manyone þe mo.
And þ*er*for we haueþ let make
Amydde þe towne a gret lake;
Al þilke, þat deed doþ falle,
In þat lake we casteþ hem alle.'
'Mafey, quod Jacob, *and* so do we;
And he seid: hit was firste þoruȝ me.
Me þinkeþ, þei doþ gret folye
To holde aȝens god *and* oure partye;
And ȝit I hope at þe laste
To wynne þis towne þoruȝ my caste,
As Pylate seid amydde þe towne.
And þo he dude me in *pri*son,
That I *and* Veronye w*ith* good spede
That we procured al þis nede.
Forsoþe, he gabbed þ*er*of ryȝt noȝt,
I wene, þ*er*to hit wol be brouȝt;
Forsoþe, my broþ*er* Josephus,
I wysshed to god, hit myȝt be þus.
And dame Veronye, þe good woman,
Byfore þe styward Velesian
I made þat dame Veronye ȝede
For to boten þe Emp*er*oure*s* nede.
Therfor I am w*ith* hi*m* pryue,
So, I hope, ȝit þou schalt be.
So helpe me *Cri*st, nowe I am glad,
That hit schal falle, as I bad.
The Emp*er*oure was wonder-syke
And wende to haue ydyed eke;
And god haþ heled hi*m* þoruȝ his grace,
And also ymade hi*m* to seke þis place.
He þinkeþ al þe Jewes shende,
Er þat he hennys wol wende.

He wyl neu*er* let þis towne,
Tyl al toged*er* be bete adowne.
Thou myȝt yse, hit is goddes wylle
This veniaunce to fulfylle.
By many tokens men may yse
And þou wolt beþinke þe:
Al þilke, þ*at* beþ þerin,
Beþ encombred in gret synne,
But hit be any preuy crystenman
Late yturned to god þan.
And for þei wol no m*er*cy craue,
I telle þe, þei schul none haue
Neiþ*er* of god, ne of man,
Neiþ*er* of my lord Waspasian;
For he *and* his sone Tytus, boþ,
Wiþ al þe Jewes þei beþ so wroþ;
That oþe þei made, þei nyl noȝt breke
Ne leue þe sege, tyl þei be awreke.
Therfor I prey þe, sey me sone,
What þei þinkeþ þ*er*in to done;
Wheþ*er* þei wol þe towne holde,
Oþ*er* haue ydo and vp hit ȝolde.'
Josephus answerde hi*m* ful stylle:
'Jacob, hit was noȝt last her wylle,
That þei wold also do.
Whan þ*at* I come to þe hem fro,
I wote, forsoþ I telle hit þe,
Hit dureþ noȝt long, as þinkeþ me.
Me were wel leu*er*, we were wiþout,
For we lyueþ here in doute.
I wene, þei casteþ to make agree,
Ȝif þei mowe, w*i*þ any fee.
Prey for vs *and* be us for,
That no c*ri*stenman be forlor.
For had my lord Waspasian
Ymade hi*m*self a c*ri*stenman
And his sone wiþ al his ost,
Er he come hyder, wel þou wost.
For hi*m* hit had be sykernys,
Than had we ȝelde vs boþ more *and* lesse.
Ȝit is vs leu*er*e to dye here in pyne,
Than ȝelde vs to a Saraȝyne;
But we holde vs worþi more,
Tyl nede dryue vs to suffre sore.
Fare wel, Jacob, my leue broþ*er*,
Ȝe schul sone wyte anoþ*er*.'
'Nowe god of heuene be wiþ þe
And al, þ*at* þerein c*ri*sten be.'
The Emp*er*our*e* anoon he come to;
Worde for worde he tolde hi*m* þo.
Than answerde þe Emp*er*our*e*:
'Sone I hope scape þis erro*ure*.
By þise wordes nowe I se,
On haste þei schulle ȝelde be.
Jacob, wake we al, þ*at* we may.
Hit nyȝeþ fast þe terme-day.'
Josephus come þe Jewes to.
'Lordyngges, he seid, what wol ȝe do?
Waspasian ne Tytus, his sone,
For wreche leue þei ne kone.
Tyl þei haue wreke her tene;
And þat wol newlyche here bysene.
So moche I wote, Syr Pylate,
As I haue asspyed here nowe late,
I can noȝt se no waye but one,
That we be noȝt here deed eu*er*ychon:
Loke, what al oure folke wol sey,
And doþ nowe ryȝt, as I ȝou prey.
For certes, Syr, þe comynte
Makeþ moone more þan we.'
A crye was made, þat þe folke come al,
Boþ þe gret and þe smal.
Than Pylate seid: 'What rede ȝe nowe?
We doþ vs al vppon ȝou.'
The peple byfore hi*m* made a crye
Ful rewþeful *and* ful gryslye
And seid: 'Feyrer hit were to dye,
Than in þis myschieff longe to lye.'
And som of hem seid amonge:
'We lyeþ herein ysperryd to longe,
We dyeþ here in gret dystresse.
And þat is for oure wyckednesse,
For we dude Messias to dye;
Hit is his wylle, þat we hit abye,
And þat sheweþ þe Romaynes ful wel,
For to hi*m* we were unlele.
Som tyme hit was, we fyndeþ hit so,
That þe Romaynes þus schul do,
Whan we *and* oure kynde ran
Forto destroye þe good man.
By þis we mowe knowe *and* se,
The tyme is come, þat hit schal so be.
Hit semeþ, Messias may fulfylle
Of al þing to do his wylle;
For lengg*er* w*i*t*h* no man*er* gynne
Ne mowe we last for oure synne.
He sheweþ wel, þat he is god almyȝt;
We dude as foles wiþ hi*m* to fyȝt,
We byddeþ his m*er*cy al to late,
And þou also, Syr Pylate.
Therfor let vs al *out* gon,
To ende oure sorowe ryȝt anoon.'
'And ȝit, seid som hem amonge,
Wel bett*er* is shortte sorowe þan longe:

To sle eche oþer fayrer hit ys,
Than ȝelde vs vp and fare amys.'
A eleuen þousand þere lost her lyff,
Eche slowe oþer *with* his knyff;
And for þe stynche, þat of hem come,
Manyone his deþ þere þei nome.
And þan þei cryed at one crye
To Jesu crist, þat sytteþ an hiȝe:
'Aȝens þe lord we haue mysdon,
That suche a wreche comeþ vs on.
Nowe mowe we sey, as he dude,
Whan he toward þe crosse ȝede;
He bad vs wype noȝt for hi*m*,
But for vs self *and* for oure kynne.
We mowe warye al *oure* kynde
For þe sorowe, þat we fynde;
Wiþout ende mote þei care,
That makeþ vs þus yuel to fare.
Nowe is come, þat he vs behiȝt:
Aȝens oure wrong he doþ vs ryȝt.
Forþi, Pylate, ȝeue up þe towne
And let vs go out of presou*n*;
Oþ*er* we schulle þe smertlyche take
And al þe grettest eke forsake
And ȝelde *oure*self þis cytee,
Howe so eu*er* hit of vs be.
Thereof besy þe, Syr Pylate,
Oþ*er* þou schalt be siþþe ware al to late;
For we mowe no leng*er* lyue,
Hye, þ*at* þe towne were vp yȝeue.'
Whan Pylate sawe þis *and* Josephus,
Barabas and Archilaus,
Thei *and* þe peple went al
And to þe Emp*er*oure þei gan calle:
'The tyme is come, as we þe telle,
That we ne mowe no leng*er* dwelle;
For we haue do al, þat we may.
Of seuene ȝeer þis is þe last day;
Therfor, Syr, we þe preye,
Wheþ*er* schulle we lyue or dye or wende aweye.'
Tho þe Emp*er*oure þis wordes herde,
Wiþ mochel ioye forþ he ferde.
Also swyþe he gan downe falle
On his knees byfore he*m* alle
And seid: 'Welcome be goddes sonde,
For he is lord of al londe.
Nowe I se, he wol fulfylle,
That I schal haue al my wylle.'
He arose *and* spake to hem al:
'Hereþ nowe, what schal byfalle;
That ȝe schulle hure yspeke *and* se:
Ȝe schulle no m*er*cy fynde in me!
For ȝe slowe in þis stedde
Jesu *crist* in his manheed
Wiþout any gylte, al for eye;
Nadde ȝe be, I had hi*m* seye.
Ȝe haue fayled of his grace,
So schulle ȝe of myn in þis place!
Al my wylle I haue ȝou tolde,
Whereto ȝe schulle now ȝou al holde.'
Than seid þe kyng Archilaus:
'Syr Emp*er*oure, schal hit nowe go þus?'
He gan to rente a gappe wyde
Adowne anoon be his syde;
Anoon his swerde out he drowe
And þerwiþ hi*m*self he slowe;
He fel adowne tofore he*m* alle
Into þe dyche ou*er* þe walle.
'Forsoþe, þo seid þe Emp*er*oure,
Archilaus was a trayto*ure*;
Therfor in suche a deþ he sterued,
As he had ryȝt deserued.
Go, burye hi*m* uppon al þing
Wiþ hono*ure*, for he was a kyng.'
Pylate *and* al þei wente adowne
To þe ȝate of þe towne,
He went out þo, I vnderstonde,
Wiþ þe keyes in his honde;
The ȝate was openyd *with* sorowe most.
And Tytus was redy wiþ his ost,
When þe towne schulde be ȝelde *and* take.

* * *

In þe pres gan outshake
Josephus wiþ many a man
Into þe cytee of Jenopoȝam,
For to ascape al þe wo,
That þe Jewes schuld to.
The Emp*er*oure wyst hit al in hast
And sone after he was bycast
Wiþ men of armes, wiþ many a gynne,
Nyȝt *and* day þe towne to kepyn.
And Josephus strongly þere wiþstode,
Er þat he wold shedde his bloode
To þe Emp*er*oure, Syr Waspasian,
For he was no *crist*enman.
But I am syker, at þe last
The Emp*er*oure þouȝt on hi*m* so fast,
That þe sege he let be.
And wiþ a. x. felawes he gan fle
Vnder þe erþe into a caue,
Hem to soco*ure* *and* to saue.
Whan her vytailles were al gon,
His felawes seid eu*er*ychon:

'Syr, þus mowe we noȝt here lye;
But ȝif we wol abyde *and* dye,
Eche of vs schal oþ*er* ete
At þe last for nede of mete.'
Than Josephus answerde as a man
Queyntelyche, as nede was þan:
'Nay, hit wylle noȝt wel be so.
Cast we lotte bytwene two *and* two,
Whiche of vs schal oþ*er* ete
And whiche we schulle alyue lete.
Holde ȝe al nowe to þis?'
'Ȝee, þe[i] seid, forsoþe ywys!'
Thus eche of hem to nam,
Tyl þ*at* hit to Josephus cam,
That þe lotte fyl hi*m* vppon;
And dye he muste ryȝt anoon.
But god wolde noȝt, þat he schuld dye þan,
For his witte holpe many a man.
Hys felawe gan þo his swerde to drawe
And Josephus þ*er*wiþ he wold haue slawe.
Josephus þo — þat sotyl was —
Sawe, þat he was nyȝe þat cas,
He lepe on hi*m*, ryȝt as he cam,
And his swerde he hi*m* bynam.
The same dome he hi*m* gaue,
That he schuld hi*m*self haue.

And he hem lefte þere aloon
And so he come out by hi*m* one
Wiþ his swerde in his honde
And to þe Emp*er*oure þo he wonde.
The Emp*er*oure to hi*m* Josephus drowe
And seid: 'Felawe, who art þou?'
'Syr, he seid, I hiȝt Josephus,
That wrote þe story amonge vs,
Al þat eu*er* in wrytte I cowde fynde
Amonge þe Jewes *and* al her kynde.'
The Emp*er*oure seid to hi*m*: 'þou art asspye,
Thou schalt be bonde, tyl þou dye.
For me þinkeþ, þou seyst amys;
Ȝif þou haddest be so wyse,
Whi haddyst þou noȝt ywarned he*m* to saue
Fro þe harmes, þat þei schul haue?'
'Syr, seid Josephus hi*m* to,
Vppon hem, þat hit hurde, ȝit I hit do,
That I warned hem of þis cas
Fele ȝeres, or hit was;
And of her bokes I take wytnesse,
That I haue wrytte, as I gesse.'
The bokes of þe lawe were brouȝt echon,
And þo him lyued manyone,
And al þei wytnessed in þat stedde,
That Josephus hit wrote *and* to he*m* so seid.
Than spake Jacob for hi*m* þore:
'Al, þat he haþ ydo, I wol be fore.'
Tho seid Syr Waspasian:
'Josephus, art þou a crystenman?'
'Ȝee, Syr, he seid, sykerly,
But I haue ybore hit pryuely.'
Ryȝt anoon he was vnbo*u*nde
And þanked god þat ylke sto*u*nde.
'Syr, he seid, ȝif þou wolt loke,
Ȝit þou schalt fynde in þis boke,
That I seid: þin was þe hono*ure*,
Of Rome to be Emp*er*o*ure*,
Fourty dayes, or hit fylle,
And howe Syr Tytus forȝede his hele.
And þoruȝ þe counselle ȝit of me
I hope, hole þat he schal be.'
Than was þe Emp*er*o*ure* ful glad
And seid þo: 'I haue, þat I bad.'
Than seid: 'Master Josephus,
I nolde forgo my sone Tytus,
And þou myȝt his lyffe saue;
No þing but þin al þat I haue.
Mochel hono*ure* þe schal be ȝeue
And þou may helpe hi*m* to lyue.'
'Syr, he seid, haue no drede,
I hope ful wel, we schul spede.'
He wente þo to Tytus swyþe,
Of his companye he was blyþe.
When Tytus hurde his faders sawe,
To Josephus þan he gan hi*m* drawe.
He loued siþþe Josephus most,
Saue his fader, of al þe ost.
On a day he seid to Josephus:
'Whan schal hit be do, þat þou hiȝttest vs?'
'Syr, he seid, to morowe-day
Hit schal be do, ȝif I may.
Come to morowe *and* ete *with* vs þan,
And I schal be redy, ȝif þat I can.
One forwarde I bydde, þat þou ne wreþe þe
Wiþ þat man, þat I bryngge *with* me.'
'I schal come by þis couenau*nt*,
Parfay, quod Tytus, and I graunt.'

Josephus in his þouȝt gan cast
And byþouȝt hi*m* at the last:
Wiþ a ioye come his yuel, parfay,
And wiþ a sorowe hit most away.
Anoon he dude to spye þan,
Ȝif þere were eu*er* any man,
That Tytus had hated stronge
And þe wreþþe ylasted longe.
Tho hi*m* was tolde of sucheone,
He let hi*m* come forþ anoon;
And ryȝt anoon he let calle
The styward of þe kyngg*es* halle.
Tho seid Josephus: 'Good felawe,
Wolt þou do aft*er* my sawe,
Loke, þat þou assent to me nowe
For Tytus loue *and* f*or* his prowe.'
'Syr, he seid, sykerlyche,
I grauntte to do hit bleþelyche.'
'Wel, seid Josephus, also sone
As mete-tyme is at noon,
Do me feche a lytel borde
Ryȝt byfore Tytus, my lord;
And þ*er*at schal þis man be set.
And loke, þat hi*m* be mete yfet,
Gret plente, and also drynke,
As schal come byfore a kyng.
And ȝif I rehete hi*m*, do þou so.'
'Syr, quod þe styward, hit schal be do.'
Al þis was ydo worde for worde.
Tho þe man satte at þe kyngg*es* borde,
Tytus was agreued in his þouȝt,
How þis man was þider y-brouȝt.
Thus he satte agreued longe,
That mete ne drynke wold he none fonge.
For tene he chaunged al his mode,
That suche an heet come in his blode,
That his yuel hi*m* forsoke
And neu*er* aft*er* hi*m* ne toke.
Josephus þan byhelde þis man
And comforte hi*m*, þo he bygan;
And þe styward dude also
Wiþ fayre semblante *and* speche þ*er*to.

Auf eine durchgehende Säuberung des Textes, wozu viel Anlaſs vorhanden wäre, sowie auf eine sprachliche und stilistische Untersuchung des Denkmals verzichte ich, da die hier abgedruckte Hs. nicht die einzige ist, die wir besitzen.

'Vindicta Salvatoris' ist nämlich, wie Walter Suchier gesehen hat, eine Teilfassung der me. Dichtung 'Vengeaunce of goddes deth' oder 'Battle of Jerusalem', ohne die ersten 812 Verse und mit vielen abweichenden Lesarten. Von der 'Vengeaunce' waren bisher sechs Hss. bekannt; hiezu kommt jetzt die oben gedruckte als siebente. Alle weitere Forschung wird warten müssen, bis F. Bergau wenigstens von den vier Hss., die ihm zugänglich sind, seine lange geplante Ausgabe veröffentlicht; vgl. inzwischen seine Diss. (*Untersuchungen über Quelle und Verfasser des me. Reimgedichts 'The vengeaunce of goddes deth'*, Königsberg 1901) und dazu die Anzeige von Walter Suchier, Archiv CXI 285—298.

Das

Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Parlement of Foules'.

III. (Schluſs.)

42. Andere Kombinationen gegen Gg. *α*) Die Lesart von Hss. der c-Gruppe in Verbindung mit B erscheint als die beste.

V. 168 *of to write*; vgl. § 40.

V. 342 *swan*, von Gg. u. Ff. als Feminin behandelt (*hire deth*), erscheint bedenklich, da es ursprünglich männlich war und auch so von den anderen Hss. behandelt wird. Umgekehrt ist V. 562 ff. *his* und *he* in Gg. auf *goos* bezogen, was dem sonstigen Sprachgebrauch zu widersprechen scheint.

V. 345 ist *crow* in Gg., Ff. und Jo. offenbar Schreibfehler für *chough*, da vom ersteren Vogel erst V. 363 die Rede ist.

V. 462 *Take she my lyf*: sowohl *the* in Gg., wie *ye* in γ erscheinen als Schreibfehler.

V. 520 *behynde*. Ich berufe mich bei Annahme dieser Lesart auf V. 323 ff., wonach die geringeren Vögel einen entfernteren Platz erhalten hatten. Die Auslassung dieses Wortes in Gg., wie auch *blynde* in γ und *by kynde* in Cx. wären dann ebenfalls als Schreibfehler zu erklären.

V. 526 Auffälliger ist, daſs Gg., Pp., Se. und γ *was* setzen, wofür die übrigen Hss. ein dem Subjekt des Satzes *briddis* in V. 527 genauer entsprechendes *were* bieten. Vielleicht ist aber das erstere das ursprünglichere, und wir hätten hier eine ähnliche lose Konstruktion, wie sie Einenkel, *Streifzüge* S. 45, bespricht, anzunehmen, die die jüngeren Hss. verbessern zu müssen glaubten.

V. 604 *blyve*; *blythe* in Gg. beruht wiederum auf ungenauem Lesen der Abschreiber; *by lyfe* in γ + Cx. ist aus metrischen Gründen (s. § 23) zu beanstanden.

β) Sonstige Fälle, wo Hss. verschiedener Gruppen eine bessere Lesart als Gg. bieten.

V. 114 ist *þe lest* nach Cx. u. Se. die grammatisch genauere Konstruktion, obwohl *thow lest* in den anderen Mss. nicht undenkbar ist. Vgl. Einenkel, S. 115.

V. 214 *wyll* in Tr.; Cx., Jo., Pp.; Fx., Bo. scheint hier Übersetzung des ital. *Voluttade* (Name der Tochter Cupidos — vgl. u. a.

Skeats Note zum Vers) zu sein, so daſs das *wel* in Gg. und Se., obwohl dem Sinne nach möglich, hier unrichtig wäre. *Whill* in den übrigen Hss. ist dagegen unzulässig.

V. 307 (Ne ther nas foule) *Þat þer ne were prest*: Ha.; Jo., Hh., Pp.; B. Gg. und die übrigen haben *they* für *þere*, was aber schwer zu erklären wäre.

V. 473 *Þis twenty wynter, and wel happen may*, etc. So *γ*, Se. und B: die der Satzkonstruktion nach einzig mögliche Lesart; daher ist *as*, das Gg., Jo., Ff. u. Pp. nach *and* einfügen, falsch, eher möglich *it* nach *wel* in Cx. Fällt aber *as*, so ist *ȝeer* in Gg. für *wynter* (ebenso Cx.) metrisch nicht mehr haltbar, während die Lesart von Cx. allen Anforderungen genügt, aber nicht genügend Autorität besitzt. Daher dürfte die obige zu bevorzugen sein.

V. 533 *that* nach *seyde* in Jo., Ff. und Pp. dürfte nur Schreibfehler für *then* in Tr., Ha., Cx. und B (auſser Lt.) sein. Die Weglassung dieses Wortes in Gg., Se. und Lt. beruht daher jedenfalls auf Versehen, da *then*, abgesehen von metrischen Gründen, hier eine bessere Verbindung mit dem vorigen ergibt.

V. 644 *you wil I sey right soone* in Ff., Pp., Fx. u. Ta. möchte ich für die richtigste Form des Versausganges halten; denn *that* für *yow* und *wol* für *right* in Gg. sind bedenklich; ersteres, weil es das unmittelbar vorhergehende Objekt unnützerweise wiederholt; letzteres, weil es offenbar ein Schreibfehler (für *ful?*) ist. Die Lesart der übrigen *I wil yow seye* (doch *shewe* f. *sey* Di., *shall* f. *wil* Bo.) sieht zu modern aus.

43. Aus der bisherigen Zusammenstellung ergibt sich, daſs Gg. allein oder in Verbindung mit anderen Hss. weit häufiger die beste überlieferte Lesart enthält als andere Hss. ohne Gg. Wir werden daher — trotz mancher nicht zu leugnender Mängel — das Zutrauen zu diesem Kodex haben, daſs er auch in anderen Fällen den im ganzen richtigsten Text uns aufbewahrt hat. Versuchen wir nunmehr, ob dies auch in metrischer Hinsicht zutrifft. Um hier den Bedenken der Miss Hammond Rechnung zu tragen, wollen wir hier zunächst nichts weiter als sicher annehmen, als daſs Chaucer zehnsilbige Verse mit fünf Hebungen zu bauen beabsichtigte, und daſs diejenige Versform, welche diesem Ideale am nächsten kommt — vorausgesetzt, daſs kein Verstoſs gegen Sinn, Sprache und Satzbau darin erscheint —, auch die ursprüngliche und echte Form war. Gehen wir auch hierbei denselben Gang wie im vorigen Abschnitt.

a) G g. allein bietet den metrisch (und rhythmisch) vollkommensten Vers.

V. 148 *Right as betwixsyn adamauntis two.* Die anderen Hss. (s. § 17, *β*) haben *bitwix, bitwen*. Bezüglich des *For* am Anfang vgl. § 14 u. § 45.

V. 209 *Than man can telle, ne neuere wolde it nyghte.* Die C-Mss. fügen *any* vor *man* ein, die B-Hss. haben *No* statt *Than*, was

der Konstruktion nach unmöglich und wohl aus V. 207 hineingekommen ist. Ebenso wie Gg. beginnt Se., endigt aber: *for It was neuer nyght* (Tr. *ne neuer was hit nyght*), während hierin die meisten Hss. Gg. beistimmen.

V. 232 *daunsedyn,* die ungekürzte Verbalform, gibt allein dem Verse, gegenüber dem *daunsed* der übrigen Hss., die volle Form; dasselbe ist der Fall mit

V. 249 *madyn* f. *made.* — V. 367 *myghtyn* f. *myght.* — V. 515 *entirmetyn* f. *entremete.*

V. 298 Gg.: *Tho was I war wher that ther sat a queene*; *that* hinter *wher* hat nur noch Hh., läfst aber *ther* fort, so dafs der Vers auch hier unvollständig überliefert ist. Dagegen verdient die Lesart von Se. *quhere as ther* im Vergleich mit V. 185 (§ 47) Beachtung.

V. 381 *noumb[e]ris* Gg., *membris* Ff. (verschrieben), *mesure* Se. Das *nombre* der anderen müfste vor Vokal seine zweite Silbe verlieren. Vgl. *Engl. Stud.* XXVII, 49.

V. 428 *And If that I to hyre be founde vntrewe.* Alle Hss. aufser Gg. lassen *that* fort und stellen *to hir* hinter *founde.* Letzteres mag zweifelhaft sein, ersteres aber gibt allein dem Verse die richtige Abrundung. Ähnlich ist

V. 460 ist *that* nach *as* mit Gg. einzufügen. Sonstige Fehler in diesem Verse s. § 20, γ u. ϑ und 30, β.

V. 514 *bet* in Gg. ist dem *better* in den übrigen Hss. vorzuziehen, da es nur für eine Silbe steht. Andererseits könnte wohl letzteres vor Vokal verschleift werden, oder es müfste *that* (wie in Jo.) fortfallen; indes erweckt doch *better* als die jüngeren Hss. geläufigere Form Verdacht.

V. 537 *That non by skillis may been brought a-doun* ist unzweifelhaft die wohllautendste Lesart gegenüber den anderen, die *by skyles may none* etc. stellen, so dafs hier *skylès* zu betonen wäre.

V. 551 *sittyngest*; vgl. § 36.

V. 564 *And herk[e]nyth which a resoun I shal brynge. Forth,* das die übrigen Hss. vor *brynge* einsetzen, überladet den Vers und wird durch den Sinn der Stelle nicht erfordert.

V. 585 Die Einfügung von *that* hinter *til* gibt dem Verse die metrisch beste Form von allen im § 12 zitierten Lesarten, wenn man nicht *euer* in Ff., Cx., Ha. etc. einsilbig machen will.[1]

V. 626 *Than w(il) I don hire this fauour that she.* Hier fügen die übrigen Hss. (s. § 21) ein überflüssiges *to* vor *hir* ein.

V. 632 Die in allen anderen Texten fehlenden zwei Silben werden durch *certis* in Gg. angemessen ersetzt. Vgl. auch § 39.

V. 670 *For ech gan othir in his wyngis take*; *of hem,* welches die übrigen nach *ech* einfügen, ist überflüssig und bedrückt den

---

[1] Vgl. Kittredge, *Observations on the Language of Chaucer's Troilus,* S. 204.

Vers. Anderenfalls müfste wenigstens *his* fehlen, welches Cx., Jo., Tr. etc. (s. § 15, b) weglassen.

V. 672 *queen* für *goddes(se)* gibt dem Verse allein die richtige Silbenzahl; vgl. damit V. 298, wo dieser Ausdruck ebenfalls auf *Nature* angewendet wird. Vielleicht ist diese Änderung von der gemeinsamen Vorlage der übrigen Hss. eingeführt, weil *Nature* meist das Attribut *goddesse* erhält (s. V. 303, 368, 639).

V. 676 *To dón to Nátur' hónour & plesáunce.* Die anderen lassen *to* vor *Nature* fort, welches dann den Akzent auf der zweiten Silbe und tönendes *-e* erhielte. Letzteres ist aber bedenklich, weil *h* in *honour* stumm ist (ten Brink, § 122) und folglich Hiat, den Ch. gern vermeidet, angenommen werden müfste.

V. 677 Die Form *I-makid* scheint mir den Vorzug zu verdienen; sonst wäre die Lesart *was made* (s. § 9) nur möglich, wenn man *trowe* zweisilbig spricht. Dagegen ist *were* st. *was* in Gg. ein Flüchtigkeitsfehler.

V. 678 *here,* das die anderen Hss. vor *fynde* einfügen, ist Lückenbüfser für *-e* in *were,* also mit Gg. zu streichen.

44. b) Gg. in Verbindung mit Hss. der c-Gruppe bietet in metrischer Hinsicht die beste Lesart.

V. 15 *Of vsage, what for lust what for lore* etc. Das *and* fehlt zwar überall, aufser in Gg., Cx. und La., ist aber für den Vers unentbehrlich, da *luste* mit gesprochenem Flexions-*e* mindestens bedenklich ist. — Vgl. Kittredge, l. c. § 18.

V. 17 *But wher fore that I speke al this?* etc. Das von Cx., Pp., Hh., *γ* weggelassene *that* findet sich in Gg., Ff., Jo., La., Se. Auch die Lesart in B, die allerdings *why* für *wherfore* setzt, mag als Bestätigung hierfür angesehen werden (vgl. § 28, *ε*).

V. 34 *Of whiche — as shortly as I can it trete —,* etc. Hier ist *it* (so Gg., Hh., La., Se.) weder metrisch noch grammatisch als Objekt des Verbs im eingeschobenen Satze zu entbehren.

V. 46 *And seyde what man lernyd oþer lewid* ist nach Gg. die vollkommenste überlieferte Form dieses Verses, mit der Ff. bis auf die Variante *other lerde or lewede* übereinstimmt. Se. hat *quhoso he be* für *what man*; alle anderen fügen *hym* nach *seyde* ein und ändern — dies auch Se. — *oþer* in *or*. Dies *hym* sieht aber sehr wie eine spätere Zutat aus, da das *hym* nach *warnede* im vorigen Verse auch für diesen ausreicht und dieses hier für das in jüngerer Zeit verstummte *e* von *seyde* eingetreten zu sein scheint. Ob aber mit allen anderen Hss. *lered* für *lernyd* in Gg. einzusetzen sei, mag dahingestellt bleiben. — Vgl. § 39, V. 121 etc.

V. 72 *into that heuene blysse* (Gg., Cx., Jo., La.) ist entschieden den anderen Lesarten (s. § 28, *α*) vorzuziehen, da *heuenly* in den einen den Vers zu lang, die Auslassung von *that* und *to* f. *into* in B ihn zu kurz macht.

V. 114 *firy,* welches Ff., Fx., Bo. u. Ta. für *fir(e)* lesen, ergibt eine Silbe zu viel.

V. 124 *There were vers I-wr(iten), as me thoughte.* Diese, allerdings nur durch Hh. und Pp. gestützte Form des Verses in Gg. (*I-wrete*) wird als die richtigste durch V. 141 verbürgt, wo außer den genannten Hss. noch Cx., Jo., La. u. B *vers* und *I-writen* haben. Freilich wäre auch *writen,* wie oben die meisten schreiben, möglich, wenn man die Form *verses* gleichzeitig einführen würde. Doch findet sich diese nur in Cx., Ff., La. und Se., so daß hierfür keine größere Autorität vorhanden wäre wie für die Lesart in Gg. etc.

V. 144 *to* vor *bolde* in Ff., Cx., Jo., B (außer Di.) ist mit Gg., Tr. etc. zu streichen, da der Dichter unzweifelhaft *herte* zweisilbig sprach. Vgl. V. 46 oben und § 39, V. 221. Daher ist auch mit Gg., Ff., Jo. + B *gan* f. *began* zu lesen.

V. 152 *Ferde I* in Gg., Pp., Hh., Ha.; Fx., Ta. bedarf als Nachsatz zu V. 148 keiner einleitenden Partikel. Der Vorsatz von *To* in Ff., Cx., Jo., Se. u. Bo., von *Thus* in β^1 ist daher schon aus diesem Grunde unnötig.

V. 156 Das metrisch erforderliche *to* vor *me* in Gg. wird hier durch eine ganze Reihe von Hss. (s. § 8) bestätigt.

V. 205 Das vor oder hinter *greuaunce* eingeschaltete *there* (s. § 3), das den Vers überladet, ist freilich nur in Gg., Ff. u. Cx. weggelassen, erscheint schon durch seine schwankende Stellung verdächtig und ist überdies für den Sinn der Stelle unwesentlich. Allerdings ließe sich das vorhergehende *newer* vielleicht als einsilbig (vgl. Kittredge, l. c. S. 207) behandeln, wodurch *there* metrisch zulässig würde.

V. 209 *any,* welches die meisten c-Hss. vor *man* einschieben, überladet das Metrum. Es ist daher einfach mit Gg. und Se. (das allerdings einen falschen Versausgang bietet) zu streichen, was insofern durch B unterstützt wird, als es den Vers mit *No man* (statt *That man*) beginnt. Der Fall kann auch zu den im vorigen Paragraphen erwähnten zählen.

V. 273 *no* vor *defence,* obwohl dem Sinne nach scheinbar überflüssig, wird vom Verse verlangt. (Über doppelte Negation vgl. Koch ed. Zupitza, II 528.) Außer Gg., Hh., Pp., Se. tritt hier noch Ha. hinzu, woraus folgen würde (vgl. § 40), daß *no* auch in der Vorlage von Tr. vorhanden war. — Vgl. V. 446 u. 512.

V. 278 Die Einfügung von *there* vor *cryede* nach Gg., Ff., Jo. und Hh. vervollständigt das Vermaß. Man könnte auch an die Lesart einiger anderer Hss. (Pp., Se., Tr.; b) denken, die *folkes* für *folk* setzen. Indes ist der erstere Plural, wenn auch nicht unmöglich, doch immerhin selten (vgl. Kittredge, l. c. § 43) und die Autorität für diese Lesart keineswegs größer als für die andere.

V. 282 gilt von der Form *I-broke* im ganzen dasselbe, was vorhin (V. 124) von *I-writen* gesagt wurde. Doch tritt hier noch b zu Gg., Hh. und Pp. hinzu.

V. 348 haben Gg. und Se. *starlyng,* was dem Versbau vollkommen gerecht wird. Indes kann wohl auch — mir fehlt es zurzeit an sicheren Belegen — *stare* bei den anderen als zweisilbig gelten.

V. 361 wird *the* vor *wreker*, das mehrere Hss. fortlassen, ebenfalls gefordert. Es findet sich diesmal aufser in Gg., Jo. und Pp. auch in γ. Gleichzeitig mufs aber *avouterye* fünfsilbig gelten. So Gg. und Se.

V. 375 ist die Wiederholung von *the* vor *goodlieste* nach Gg., Cx., Pp., Se. und Lt. metrisch durchaus erforderlich. Freilich bleibt auch dann noch ein Hiat zwischen *benigne* und *and* bestehen. Dieser würde beseitigt, wenn man mit Di. *the most goodliest(e)* lesen wollte, was in Ff. (*moste g.*) eine Stütze findet. Indes scheint solche Korrektur doch nicht genugsam begründet. — Vgl. auch unten § 48.

V. 396 Gg. u. Ff. lassen *The*, das die anderen vor *which* setzen, fort, fügen aber *wel* vor *se* ein, wodurch der Vers die rhythmisch geschickteste Form erhält.

V. 426 *And*, das nur Gg. und Cx. diesem Verse voransetzen, würde ihn auf die regelrechte Silbenzahl bringen. Indes ist dieser Zusatz nicht gerade notwendig, da der Vers, wie auch andere, als auftaktloser (§ 48) gelten könnte.

V. 446 *She neythir answerde* etc. In diesem Versanfang folgt Gg. die ganze c-Gruppe, aufserdem noch Ha., so dafs hier von Tr. dieselbe Bemerkung wie oben zu V. 273 gilt. Im übrigen vgl. § 30, β.

V. 452 Das den Vers überladende *hir* hinter *loue* kann mit Gg., Cx. und Se. sehr wohl gestrichen werden, da dies Objekt sich bequem aus dem vorhergehenden wie auch aus dem folgenden Verse ergänzen läfst. Vgl. V. 46.

V. 512 *oon (th'v)nworthieste*, worin Gg. und Ff. noch durch Ha. und b unterstützt werden, ist mit der angedeuteten Elision die metrisch einzig brauchbare Lesart, von der die anderen Hss. durch Einfügung von *of* nach *oon* abgewichen sein mögen, da diese bei Chaucer übliche Konstruktion (vgl. Einenkel, l. c. S. 88) ihnen als ungewöhnlich aufstiefs. Vgl. auch § 28, ε.

V. 517 *And who so doth* Gg., Cx., *He þat so dois* Se. Das dem Verse überflüssige *it* mag in die übrigen Hss. dadurch hineingekommen sein, dafs ihre Schreiber *whoso*, wenigstens dem Sinne nach, verbanden und dann eines Objekts benötigten.

V. 527 In der Weglassung des Artikels vor *foulis* wird Gg. hier freilich und wohl nur zufällig durch Lt. begleitet; doch fehlt dasselbe auch in anderen Hss. bei ähnlichen Verbindungen; s. V. 324 (§ 47), 575, 689 (s. § 46); ebenso bei der Form *foul* V. 327 u. 505.

Zu V. 583 vgl. § 36.

V. 602 *nat* in Gg. und Cx. gibt dem Verse gerade die richtige Silbenzahl, die *neither* etc. in den anderen unnötig überschreitet.

V. 642 ist die Einfügung von *that* nach *while* mit Gg. und Ff. naheliegend, doch nicht unbedingt nötig, da *youre(s)* auch zweisilbig sein kann. Vgl. u. a. Kittredge, l. c. S. 157.

45. Gg. in Verbindung mit der B-Gruppe, öfters auch mit anderen Hss., bringt die metrisch beste Lesart.

V. 18 *for to beholde* (s. § 17, β) entspricht besser dem Versmaſs als die Lesart der anderen, die *for* weglassen.

V. 53 *worldes* wird vor *lyues* auſser von Gg. (das allerdings *wordis* schreibt) von Cx., Hh. und der B-Gruppe gebracht. Dem Sinne nach könnte es allenfalls fehlen, doch wäre dann der Vers um einen Fuſs zu kurz.

V. 79 Auch hier ist mit Gg., Pp., La. und B wohl *that* nach *after* einzufügen (vgl. V. 17, § 44, V. 428 u. 460, § 43), da sonst *likeroùs folk* (statt *lik'rous fólk*) betont werden müſste, was dem sonstigen Brauche des Dichters widersprechen dürfte, da ein Substantiv nach einer nebentonigen Silbe wohl nirgends die Senkung bildet. Die Taktumstellung nach der Cäsur (*áfter that* f. *aftèr that*) hat dagegen nichts Auffälliges (vgl. ten Brink, § 316). S. auch unten V. 588.

V. 129 Durch *vnto* (*on to* Gg.) f. *to* erfolgt eine so augenscheinliche Besserung des Rhythmus, daſs es des Zeugnisses der B-Gruppe auſser Cx. und Se. kaum bedarf, um sie zur Annahme zu empfehlen.

V. 141; vgl. V. 124, § 44.

V. 148 Das von der c-Gruppe (auſser Ff.) an den Anfang des Verses gestellte *For* überladet den Vers und bildet keine notwendige Satzverbindung. Vgl. § 43.

V. 159 Desgl. der Zusatz von *if* nach *but* in Ff., Cx., γ.

V. 196 *Squyrels and bestes smale of gentil kynde.* So die vollkommenste Form des Verses nach Gg. und B — alle anderen Lesarten (s. § 17, α) sind holprig.

V. 282 *I-broke*; vgl. § 44.

V. 297 *Forth welk I tho myn seluyn to solace.* Auch diese, wesentlich von Gg. und B gestützte Versform verdient in metrischer Hinsicht vor allen Varianten (*tho* fehlt Jo., Se., Hh.; *walked* Ff., Jo., Pp., Se., Hh.; γ; Lt., Di.; *self* Cx., Jo., Pp., Se.; γ) den Vorzug. Bezüglich des redupl. Praet. *welk* vgl. Kittredge, l. c. S. 250.

V. 365 *of* vor *euery kynde* ist offenbar späterer Zusatz und kann, da letzteres als adverbialer Akkusativ (vgl. u. a. Einenkel, S. 50 ff.) aufzufassen ist, mit Gg., Pp., Hh. u. B gestrichen werden. Ähnlich V. 457.

V. 440 *how fer so that* in Gg. wird durch Cx., Ha., Se., Fx., Bo., Ta. bestätigt, so daſs über die Form dieses Verses kein Zweifel sein kann (*so* fehlt Ff., Jo., Pp., β; *how so euer* Tr.).

V. 457 *in* vor *any wyse* ist aus demselben Grunde wie *of* V. 365 mit Gg., Ff., Pp., Se.; b., Ta. fortzulassen.

V. 508 *For to delyuere vs is gret charite.* Alle Abweichungen hiervon (*ffor* vor *forto d.* Ff., Jo., γ; *hit* nach *vs* Tr., Cx.) verderben Vers- und Satzbau.

V. 512 vgl. den vorigen Paragraphen.

V. 588 Nur wenige Hss. lassen *that* nach *til* fort (s. § 21), das hier ebenso zur Vervollständigung des Verses notwendig ist wie in den oben erwähnten Fällen; s. V. 79.

V. 650 *This* f. *This is,* eine auch sonst bei Chaucer gebräuchliche Verschmelzung (vgl. u. a. ten Brink, § 271), wird nur in Gg., Ff.; b + Ta. ausgeführt. Nach den übrigen Hss. würde der Vers eine Silbe zu viel zählen.

V. 666 *And whan this werk al brought was to an ende* (Gg., Cx.) scheint mir wohllautender als die Lesart von γ, welche *was* vor *al* stellt. Erstere erhält eine gewisse Bestätigung durch B, welche Gruppe dieselbe Wortfolge hat, allerdings *wrought* f. *brought* gebraucht. Vgl. § 17, β.

46. Fälle, in denen eine von Gg. abweichende Lesart in metrischer Hinsicht als die bessere erscheint.

V. 77 *of,* das Gg., Jo., Hh. und B vor *soules* fortlassen, wird vom Versmaſse verlangt.

V. 90 u. 91 sind nach Gg. und Ff., zum Teil auch nach anderen Hss. (s. § 13, b u. 14) um eine Silbe zu kurz. Im ersteren wird *which* mit der Mehrzahl nach *thyng* einzusetzen sein, im zweiten *that* vor *thyng,* welche Zusätze überdies durch die darauf folgenden Relativsätze mindestens nahegelegt werden. Auſserdem ist jedenfalls *n'hadde* für *ne hadde* (Gg., Ff., Lt.) oder *ne had* zu sprechen.

V. 155 gibt die Form *stondeth* (Jo., Ff.; B; vgl. § 24, γ) dem Verse eine vollständigere Gestalt als *stant* nach Gg., Pp., Hh., γ.

V. 207 *Ne no man may there wexe seke ne old* — so Cx., Tr., Ha. (*may* fehlt) — ist die am meisten befriedigende Lesart; doch mag auch die von Jo. + B (ähnlich Pp.), die *Ne* fortläſst, die ursprüngliche sein. Jedenfalls kann die von Gg. (*No man may waxe there*) nicht das Richtige bieten.

V. 256 ist *with his septre in honde* mit Cx., Jo., Hh., γ, B den übrigen Varianten[1] vorzuziehen.

V. 435 steht Gg. mit *hire louyth non* allein da; die Stellung *noon loueth hir* ergibt aber eine kräftigere Cäsur (nach *noon*).

V. 436 *Al be she neur' of loue me behette* entspricht nach Ha., Jo., Ff. (Tr. bringt ein überflüssiges *of* vor *me* herein) am besten allen Anforderungen, obwohl auch gegen *Al though* etc. in der B-Gruppe nichts einzuwenden wäre. Doch wird ersteres durch die übrigen c-Hss. gestützt, in denen nur ein hier unnützes *that* zu streichen wäre. Die verderbte Lesart in Gg. s. § 15, a.

V. 471 *to* vor *me* in Gg., Jo. u. Se., obwohl grammatisch möglich, gibt dem Vers eine Silbe zuviel. Überdies ist die Satzverbindung mit *That* in Gg., wie auch mit *For* in Se. undenkbar; vielmehr ist *But* bei den übrigen Hss. die richtigere.

V. 507 ist die Lesart von Gg. (s. § 15, a) sinnlos; fast alle übrigen haben eine Silbe zuviel; metrisch genügt allein Tr. mit *For comon spede take the charge now* — oder, da das *-e* in *spede* zweifel-

---

[1] *with septure In his honde* Gg., *with a ceptre in his honde* Ff.; *and his ceptre in his honde* Pp., *with ceptur in hand* Se.

haft ist (s. Kittredge, § 11), vielleicht *profit* mit Gg. und Jo. Jedenfalls überladet *on me*, das Cx., Jo., Pp., Se., Ha. + B (*vpon me* Ff.) nach *take* einfügen, den Vers. Wie Tr. nun dazu kommt, allein die relativ beste Lesart bewahrt zu haben, ist vielleicht auf dieselbe Art wie einige in § 40 erörterte Fälle zu erklären — vielleicht eine zufällige Auslassung. Oder kann man ein Kompositum *take on* annehmen?

V. 533 vgl. § 42, β.

V. 623 entspricht die in der B-Gruppe (aufser Lt.) zu findende Schreibung *cheest* (vgl. ten Brink, § 186) für *cheseth* (*chese* in Cx. und Jo. ist unmöglich) besser dem Metrum.

V. 627 wird das in Gg. fehlende *right* vom Versmafs erfordert.

V. 689 Dafs *the* vor *fowles* in Gg. (Tr. läfst *That* davor aus) zu streichen sein wird, ist bereits § 44, V. 527 erörtert worden.

Diese unbedeutende Zahl von Fällen, wo Gg. metrisch schlechter ist als andere Mss., verglichen mit der Zahl der in § 43—45 aufgeführten, zeigt nun abermals, dafs es von allen uns erhaltenen relativ das beste ist.

47. Wir haben nunmehr noch eine Anzahl zweifelhafter Fälle zu erörtern, und zwar zunächst solcher, in denen keiner der überlieferten verschiedenen Lesarten unbedingt der Vorzug vor der (oder den) anderen einzuräumen ist.

V. 2 *Thassay so sharp, so hard the conquerynge.* Cx., Hh., Pp., γ u. B stellen hier *sharp* und *hard* um, was vielleicht besser den beiden Substantiven entspricht. Doch ist auch die obige Lesart von Gg. und den übrigen Hss. nicht zu verwerfen.

V. 7 C *flete* (*slete* Gg.) *or synke,* B *wake or wynke* (aufser Di.). Beide Redewendungen erscheinen auch sonst bei Chaucer; erstere z. B. Analida V. 182, letztere im Parl. selbst V. 482, und ergeben hier einen brauchbaren Sinn. Auch ob *wher that* (Gg.; Fx.; *whether that* Cx., *wher* Ff.; Ta.) oder *whether* zu lesen ist, läfst sich nicht sicher entscheiden, obwohl ersteres wohllautender erscheint.

V. 10 *ful ofte in bokis rede* Gg., γ, Ff., Cx., Hh. (Pp. .. *for to rede*; *ful ofte* fehlt Jo., La.); *in bokes ofte to rede* Fx., Di. (.. *ofte rede* Ta.; *oft* .. *for to Rede* Lt.). Hier würden nur die zahlreicheren Belege für die erste Lesart sprechen.

V. 14 *I sey na moore* (Gg., Ff., Jo., La., Pp.) — *I can no more* (die anderen) sind nach Form und Inhalt ziemlich gleichwertig; desgl.: V. 32 *Chapitres seuene it hadde* C, *Chapitres hyt had VII* B.

V. 29 *of which I make of* in Gg., Jo., Hh., La. u. Ha. ist wegen des doppelten *of* nicht möglich; die Weglassung des ersten *of* nach Se. und Tr. beraubt den Vers einer Silbe. Zulässig sind aber die Lesart von Cx.: *the whiche I make of* und die von Pp. und B (Lt. *wherof*): *of which I make* mit gesprochenem *-e*. Letztere scheint etwas besser verbürgt als die von Cx.

V. 39 sind *of the blysse* (Gg., Ff., Jo., La.) und *al the blysse* (vgl. § 28, ϵ) beide zulässig, während die dritte Lesart *al hir blysse* wegen

des folgenden, auf *blysse* bezogenen Relativsatzes weniger gesichert erscheint.

V. 66 *in the world* Gg.; b; *on the wor(l)de* Ff.; *in this world* die übrigen: letzteres ist vielleicht nachdrücklicher, doch auch ersteres nicht abzulehnen.

V. 102 *The carter dremeth how his cart is gon* in Gg., Ff., Jo., Pp. scheint ebenso zulässig wie .... *cartes gon* in den anderen Hss.

V. 119 *to ryme & ek tendyte* in Gg. (ähnlich Ff.: .. *eke and endyte,* Hh.: .. *and eke endite*) wie auch die anderen Varianten: *to ryme hit and endyte* und *to ryme and to endyte* (s. § 28, ε) sind grammatisch und metrisch möglich.

V. 125 *syde* in Gg. und Pp. läfst sich vielleicht mit Verweis auf V. 134 rechtfertigen; indes ist *half* in den übrigen Hss. auch hinreichend verbürgt.

V. 126 *I schal now seyn* (Gg. etc., s. § 24, δ) oder *I shall yow seyne* (Jo., Ha. etc.)?

V. 133 ist *hye* in Ff. und B nicht schlechter als *spede* in den anderen, wiewohl weniger autorisiert.

V. 142 ist *Of* in Gg. und B kaum möglich, dagegen *On* in Ff., ebenso aber *The* in den übrigen Mss.

V. 165 *It likyth hym* in Gg. und β ist möglich, doch ergibt *Yet liketh hym* (so nur Ff. u. Fx.; Cx. hat *to* vor *him*) eine bessere Satzverbindung. Auch die übrigen Hss. (Jo., Pp., Se., Hh., γ) nähern sich diesem Ausdruck, doch mufs in ihnen *hit* vor *hym* fallen, da es auch grammatisch (s. z. B. Koch, II § 305) überflüssig ist. Dagegen darf *for* vor dem Infinitiv, das Ff. u. B fortlassen, des Versmafses halber nicht fehlen.

V. 183 Alle drei Formen (s. § 20, ϑ): *blosmy* (*blospemy* in Gg. ist offenbar Schreibfehler), *blossom* und *bloss(u)med* sind metrisch und allenfalls auch dem Sinne nach zulässig. Am wenigsten befriedigt die zweite Variante, am besten verbürgt (da auch Ha. zu Gg., Jo. etc. tritt) scheint die erste.

V. 185 *ther* nach *There as* in Gg. wäre durch das folgende *is* zu erklären, doch auch *that,* welches Hh. und Pp. dafür haben, läfst sich verteidigen (vgl. V. 298, § 43), während bei Weglassung beider Partikel in den übrigen Hss. der Vers nur lesbar würde, wenn man zwischen *swetnesse* (dreisilbig) Hiat annähme, was immerhin bedenklich ist, oder ihn als auftaktlosen behandelte. Vgl. § 48.

V. 186 fragt es sich, ob man *blewe* mit flexivischem End-*e* sprechen oder mit Gg. *and* zwischen ihm und *ȝelwe* einfügen will. Denn die zweisilbige Form *yelow,* die alle anderen Hss. gebrauchen, wird sich schwerlich bei Chaucer nachweisen lassen. Vgl. ten Brink, § 231.

V. 195 bietet einen ähnlichen Fall: Gg. setzt *and* vor *hert(e)* und vor *hynde,* alle anderen (aufser Ff., wo es fehlt) ersetzen das erstere durch *the,* einige (Jo., Pp., Se., Hh., Tr.; Lt.) auch das zweite.

Diese letztere Lesart dürfte am wenigsten Belege bei unserem Dichter finden, der die asyndetische Satzverbindung nicht zu lieben scheint. Bei den beiden ersteren läfst sich aber eine sichere Entscheidung nicht treffen. Vgl. auch V. 227, 228 u. 417.

V. 208 stehen sich *Acordaunt* und *Acording* fast gleichwertig gegenüber, doch dürfte ersteres (in Gg., Hh., Ha. + B aufser Lt.) als die allmählich aus der Sprache schwindende Form die ursprünglichere gewesen sein. Ähnlich verhält es sich mit *attempre* (Gg., Cx., Pp., Se. + B aufser Lt.) und *attempred* im nächsten Verse.

V. 214 bieten Gg., Jo., Ff., Hh., Pp. *al this while,* die anderen *al the while,* ein Fall, ähnlich dem in V. 66 vorkommenden.

V. 224 haben Gg., Pp. und B (*stode*) *with gentilesse,* die anderen *by* für *with*: auch hier ist es schwer, das Richtige zu bestimmen.

V. 227 und 228 handelt es sich, wie in V. 195, darum, ob *and* mit Gg. und einigen anderen Hss. (227 mit Hh., 229 mit Cx., Jo., Hh., Pp., Ha.) zwischen je zwei Gliedern einer Aufzählung einzufügen ist oder nicht. Da an beiden Stellen ein Wort auf *-ye* vorangeht, wird diese Einschiebung durch das Metrum nicht gefordert. Vgl. auch V. 417.

V. 259 hat Gg. allein: *flourys frosche & newe,* alle anderen lesen *fresche flowres newe,* welche beide Lesarten zulässig erscheinen; zugunsten der ersteren jedoch spricht V. 174, wo alle Hss. *of colour frosch and greene* haben, vielleicht auch V. 354 (s. u.).

V. 271 Entweder: *The rém'naunt wás wel cóuer'd* etc., oder: *The rémenaùnt wel cóuer'd,* ersteres in Gg., Tr., letzteres in Cx., Ha. Die übrigen Lesarten (s. § 20, δ) stehen zwischen beiden, sind aber metrisch mangelhaft.

V. 279 *hem* in Gg. und Se. (*thame*) würde sich auf die V. 278 genannten *two ȝonge folk, hir* in den anderen Mss. auf *Cypride* in V. 277 beziehen. Obwohl ich zur Bevorzugung des letzteren neige, könnte ich erstere Lesart doch nicht für unzulässig erklären.

V. 306 *Ne there was foul* (Gg., Cx.; Lt., Di.) oder *Ne ther nas f.* (Ha., Pp.; b + Ta.) ist als die ursprüngliche Lesart anzunehmen, während *Ther was no f.* (Tr.), *Nevir was f.* (Jo.) und *Noght was there f.* (Se.), obwohl nicht unmöglich, zu isoliert dastehen, um weitere Beachtung zu verdienen. Zu verwerfen sind aber *wasse ther neuer* (Ff.) und *Nethyr was* (Hh.).

V. 324 lassen Gg. und Se. den Artikel vor *foules* fort, so dafs dann *thanne* zweisilbig gelten würde. Obwohl diese Lesart einen altertümlichen Eindruck macht, ist doch auch die der anderen Hss. mit Artikel nicht abzuweisen. Vgl. auch V. 527 (§ 44) u. 689 (§ 46).

V. 327 beginnt teils mit *And* (Gg., Ff., Cx.), teils mit *But,* ebenso V. 328 mit entsprechendem Wechsel (*But* Gg., Ff., Cx., Jo., Pp., *Bothe* Se., *And* die übrigen), ohne dafs ein wesentlicher Unterschied dabei bemerkbar wäre.

V. 354 kann *flouris frosche & newe* in Gg. u. Ff. ebenso richtig sein wie *floures fresshe of hewe* in den anderen Hss.

V. 369 Entweder *And év'rich óf hem did' his bésy cúre* (Gg., Ff., Jo.) oder *And éch of hém didè his b. c.* (die anderen Hss.).

V. 382 *gan for to speke* Gg., *began to speke* (*he gan* Jo., *thus by-gan* Ff.) die anderen Hss. Obgleich letztere Lesart vielleicht wohllautender ist, ist auch gegen die erstere nichts Erhebliches einzuwenden.

V. 386 Ob es *how* (Gg., Jo.) oder *that* (Tr., Ff., Se.) nach *ȝe knowe wel* heifst, mufs dahingestellt bleiben; *how that* in den übrigen Hss. ist aber metrisch nicht möglich.

V. 391 *breke* in Gg. ist unanfechtbar, aber auch gegen *lete* in den anderen Hss. (*suffre* in Jo. ist natürlich falsch) ist kein Bedenken zu erheben.

V. 393 *ye knowe ful wel* Gg., *y. kn. all wele* Se. sind nicht gerade zu beanstandende Lesarten; doch verdient *ye knowen wel* (*know* Tr., Ha., Ff. etc.) vieleicht den Vorzug, da hier die schwindende Flexionsendung zu sprechen wäre. Vgl. § 39, V. 121, § 44, V. 46 u. 144, unten V. 578 etc.

V. 417 *with wil & herte & thought* (Gg.; b, Ta.) oder *with wille, hert' and th.* (Cx., Jo., Ff., Pp.; Di.) oder *with herte, wyll and th.* (Tr., Se.; Lt.)? Vgl. auch oben V. 195 etc.

V. 461 Ob *From paynt in poynt* mit Gg., Ff., Hh. u. Ta. oder *From poynt to poynt* mit den übrigen Hss. zu lesen ist, wage ich ebensowenig zu entscheiden.

V. 476 Dasselbe gilt auch hier von *man doth* (Gg., B) und *men doon* (die übrigen Hss.; Se. *othir sum*).

V. 487 ist nach der Überlieferung der meisten Hss. ein auftaktloser, denn das *But,* das Ff. und Pp. an den Anfang setzen, ist sinnlos. Vielleicht deutet aber *who-so* in Jo. statt des einfachen *who* auf die ursprüngliche Lesart.

V. 490 *drow* in Gg. scheint mir wohl bedeutungsvoller als das matte *went(e)* der anderen, doch nicht gesichert genug, um dies letztere zu verdrängen.

V. 497 *with outyn othir preue* in Gg. und Se. entspricht dem Sinne der Stelle vielleicht besser als *w. any pr.,* doch ist auch dieses nicht zu verwerfen.

V. 501 Ähnlich verhält es sich mit *nys* (Gg., Ff., Ha.; B) und *is.* Vgl. V. 694.

V. 511 An Bedeutung sind hier *fayr* und *good* ziemlich gleich; doch scheint ersteres besser durch Gg., Ff., Jo., Se., γ (vgl. § 4) verbürgt.

V. 558 Die Einschiebung von *so* zwischen *facounde* und *gent* in Gg. sieht zwar verdächtig aus (vgl. oben V. 393), ist aber nicht unmöglich.

V. 567 *take* Gg., *loue* (s. § 15, b) die anderen. Ich möchte ersteres

für wirkungsvoller halten, doch ist der zweite Ausdruck keineswegs zu beanstanden.

V. 571 *now were it bet* in Gg. ist wegen des *Now* am Anfang des Verses bedenklich; *yit,* das die meisten Hss. für *now* setzen, befriedigt eher. Vielleicht ist aber *it were bet,* worauf Jo. und Se. (s. § 26, β)) hindeuten, die ursprüngliche Lesart.

V. 578 *And preyd' hir for to seyn* Gg.; *And preyd(en) hir t. s.* die anderen (Se. s. § 31, a). Vgl. hierzu die Bemerkungen zu V. 393 usw.

V. 590 *louyn alwey* und *alwey loue* (s. § 12, c) halten sich meines Erachtens völlig die Wage.

V. 598 Dasselbe gilt von *what* (Gg., Se.) und *which* (die übr. Hss.).

V. 619 *not* Gg., *neuer* die anderen. Metrisch scheint jenes den Vorzug zu verdienen; aber auch *neuer* kann, besonders in Verbindungen mit *the* und Komparativ oder *so* und Positiv (vgl. Kittredge, S. 207), auf den Wert einer Silbe reduziert werden. Vgl. § 44, V. 205.

V. 629 *Thus* in Gg. und Jo., *This* in den übrigen Hss. geben ziemlich gleichen Sinn.

V. 638 Gg. hat *tho* vor *answerde,* die anderen (Pp. läfst es aus) *hir*; auch hier sind beide Lesarten zulässig. Dasselbe gilt von

V. 647, wo Gg. *vnto this ȝer be gon,* die anderen *don* für das letzte Wort lesen.

V. 654 Auch gegen *othirwise* (Gg. etc.) gegenüber *other wayes* (vgl. § 26, *a*) läfst sich nichts einwenden, wenn nicht Einenkel mit seiner Beobachtung (S. 66) recht hat, dafs erstere Form nicht bei Chaucer zu belegen sei.

V. 694 *nele* (*nyl*) in Gg., Ff. und Ta. und *wil* in den übrigen sind beide möglich. Vgl. V. 501.

Wenn in den vorstehenden Fällen die Abgabe eines bestimmten Urteils für die eine oder andere Lesart vermieden ist, so soll damit noch nicht gesagt sein, dafs ein solches überhaupt unmöglich ist. Vielmehr werden wir später versuchen, durch gewisse Kombinationen ein weiteres Kriterium zu gewinnen, und wenn auch dann noch manches unentschieden bleibt, ist doch zu erwarten, dafs fernere Forschung Handhaben finden wird, um echte Phrasen des Dichters von späterem Ersatz zu scheiden.

48. Wir wenden uns nunmehr zu solchen Stellen, in denen keine der vorhandenen Hss. eine befriedigende und hinreichend gesicherte Fassung bietet.

V. 39 Alle Hss. haben *telleth he,* während es *t. it* heifsen mufs, da ja von dem Buche (*Tullius of the dreme of Scipion* — V. 31) die Rede ist, wie auch richtig V. 36 *it* (Jo. hat auch hier *he*) steht.

V. 65 bieten zwar die Hss. der c-Gruppe eine für sich ganz brauchbare Lesart: *And ful of turment and of harde grace,* der aber sowohl Gg. und Ff. wie auch die B-Gruppe gegenüberstehen, die den Vers mit *And was sumdel* beginnen. Hierauf folgt in Gg. *disseyuable & ful* und in B *ful,* was beides in Ff. fehlt. Ich habe daher bereits

in *Engl. Stud.* XXVII, 49 eine Rekonstruktion des Wortlauts versucht, die ich hier mit einer kleinen Änderung (Weglassung von *was*) wiederhole: *And sumdel fals and ful of harde grace.*

V. 163 Für die verworrene Überlieferung (s. § 20, η) habe ich bereits früher (*Engl. Stud.* XI, 295) vorgeschlagen, *Yit that thou canst nat do, thow mayst it se* zu lesen, was auch Skeat in seine Ausgabe des Gedichtes aufgenommen hat.

V. 284 Von der ursprünglichen Gestalt dieses Verses ist bereits § 37 die Rede gewesen. Von den dort angeführten Lesarten würde sich die von Ff. am meisten empfehlen: ... *and peýnted wás ovr'ál Ful many (a story).* Es scheint jedoch bedenklich, dieser Hs. zu viel Vertrauen beizumessen, und wenn auch der Versschlufs wie oben zulässig ist, liegt doch eine gewisse Härte in der angedeuteten Verschleifung am Versende. In der Fassung von Gg. müfste mindestens *were* in *was* geändert werden, wodurch aber dieselbe Härte nicht beseitigt wäre. Ich habe daher früher (*Engl. Stud.* XXVI, 151) daran gedacht, diesen Vers in der Fassung der c + γ + B-Gruppen zu lassen, das erste Wort des nächsten aber in *Was* (aus Gg. und Ff. V. 284) zu verwandeln, wodurch wir gewifs einen recht lesbaren Vers erhielten. Gleichzeitig deutete ich aber an (vgl. auch *Engl. Stud.* XI, 286), dafs auch die Annahme der synkopierten Form *peynt* (vgl. ten Brink, § 182) dem Versmafs förderlich sein würde, wodurch der nächsten Zeile die in Gg., Ff. und Cx. überlieferte Form gewahrt würde. Jedenfalls wird aber die in allen Hss. aufser Gg. (*I-peynted*) vor diesem Worte befindliche Verbindung mit *and* vom Sinn der Stelle verlangt, da die im folgenden erwähnten Bilder eben die der vorher bezeichneten '*maydens*' sind.

V. 337 Von der allgemeinen Überlieferung *The gentyl faucoun that with his feet distreyneth* weicht nur Hh. ab, welches statt *with his feet* kurz *with fote* liest, wodurch die richtige Silbenzahl hergestellt würde. — Es fragt sich nur, ob diese Lesart sich sonst rechtfertigen läfst. Da diese Hs. im Verein mit Gg. und B manchmal (s. § 17, β) neben unzweifelhaften Mängeln ganz brauchbare Lesarten bietet, so wäre die Erhaltung eines sonst abgeänderten Ausdrucks in diesem Ms. nicht unmöglich, vielleicht aber verdankt er sein Dasein auch einer zufälligen Korrektur. Andererseits ist auch die Verbindung einer Präposition mit *fote* ohne Artikel zu belegen; s. Kittredge, S. 40.

V. 353, wo allein Tr. brauchbar ist, ist bereits § 40 besprochen.

V. 364 Darauf, dafs *old* in Beziehung auf *throstel* keinen rechten Sinn gibt, habe ich ebenfalls früher (*Engl. Stud.* XXVII, 51) aufmerksam gemacht und vorgeschlagen, dafür *cold* zu setzen.

V. 380, welcher, von geringen Abweichungen (s. § 26, β) abgesehen, allgemein *That hot, cold, hevy, light, moyst, and drye* etc. lautet, entbehrt einer Senkung. Möglich, dafs der Dichter bei den schwer aufeinander folgenden Tonsilben eine solche nicht als notwendig empfunden hat. Andererseits läfst sich aber leicht die fehlende Silbe durch

Einfügung von *and* vor *moyst* ergänzen, wobei ich auf meine Bemerkungen zu den Versen 186, 195 etc. im vorigen Paragraphen verweise. So auch Skeat.

V. 411 Der Überzahl an Silben, die dieser Vers bietet, wird abgeholfen, wenn wir *This is* ebenso kontrahieren, wie dies in V. 650 (s. § 45) von mehreren Hss. ausgeführt ist. Vgl. auch § 31, a.

V. 453, regelmäſsig gesprochen, ergibt sechs Versfüſse. Die richtige Zahl lieſse sich wohl durch Unterdrückung zweier tonloser Silben herstellen, dann müſste aber *háv' serv'd hir* akzentuiert werden, was zu schwerfällig wäre. Stellt man aber um, so erhält man einen recht lesbaren Vers: *And lénger háv' hir sérv'd in mý degrée* (*hir* fehlt Se.).

V. 507 ist oben in § 46 erörtert.

V. 613 fehlt nach der Überlieferung der meisten Hss. eine Senkung vor der letzten Hebung; Gg. schreibt hier *rewfulles,* indem es vielleicht das End-*t* des Superlativs wegläſst. Indes wäre diese Form hier kaum zu rechtfertigen. Skeat legt darum die Lesart von Pp. *rowth(e)ful* seiner Emendation zu Grunde; doch hat auch diese, da die genannte Hs. zu wenig Autorität besitzt, nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die Korrektur ist vielmehr ganz einfach: *thow réwfullè glotoún.* Das Adjektiv hat nämlich als Vokativ (vgl. ten Brink, § 235, Kittredge, § 55) ein flexivisches End-*e*.

V. 639 ist das *of,* welches hier alle Hss. bieten, zwischen *goddesse* und *nature* zu streichen, wie dies mehr oder weniger einstimmig in den Versen 303 und 368 tatsächlich geschieht.

Zu den mangelhaft überlieferten Versen rechne ich nicht die auftaktlosen (426, 445, 487, 510, 569, 641, 655), von denen die zweifelhafteren (426, 655) noch einer besonderen Besprechung unterzogen worden sind. Auch gegen die wenigen, in denen ein Hiat anzunehmen ist, will ich keinen ernstlichen Widerspruch erheben, da hier das schwache *-e* stets in der Cäsur erscheint, wo die nachfolgende Pause dieselbe Wirkung üben konnte wie sonst der Konsonant. V. 375 ist oben § 44 erörtert. V. 401 lautet:

After your kynde | ev'rich as ȝow lyketh

V. 496 *How shulde a Iuge | eyther parti leue?* —

wobei ich meine *Engl. Stud.* l. c. ausgesprochene Vermutung als nicht genügend begründet zurückziehe.

49. Aus den bisherigen Darlegungen folgt nun aber, daſs von den ziemlich zahlreichen Versen, deren ursprüngliche oder richtigste Fassung zweifelhaft sein konnte, keiner übrigbleibt, der nicht durch den Vergleich der verschiedenen Hss., stellenweise auch durch Berufung auf des Dichters Quelle oder den Zusammenhang der Darstellung in die dem sonstigen Sprachgebrauch Chaucers oder den in seinen anderen Dichtungen beobachteten Versregeln entsprechende Form gebracht werden kann, ohne daſs dabei der Überlieferung ein Zwang angetan zu werden braucht. Die von Miss Hammond gefor-

derte abermalige Prüfung der Metrik unseres Dichters erscheint daher, wenigstens was das Vogelparlament betrifft, völlig unbegründet.

Ehe wir indes darauf eingehen, den Stammbaum der Hss. aufzustellen, erübrigt es noch, über die im § 2 angedeutete Frage des als V. 680 ff. eingeschalteten Rondels ins klare zu kommen.

Von den den echten Schlufs des Gedichtes (V. 688—94) enthaltenden Hss. findet es sich nur in zweien von demselben Schreiber eingetragen, von dem auch der übrige Teil des Ms. herrührt, in Jo. und Di., und zwar in beiden in verschiedener verstümmelter oder verderbter Gestalt. In einer dritten Hs., Gg., ist es erst von späterer, doch dem 15. Jahrhundert angehöriger Hand eingetragen, und zwar hier, von ein paar vielleicht der Besserung bedürftigen Stellen abgesehen, in einer korrekteren Form als in den beiden anderen. Jedenfalls war aber Raum dafür freigelassen, so dafs auch dem ersten Kopisten die Existenz dieses Rondels bekannt war. Von den übrigen haben vier — Tr., Cx., Fx., Bo. — statt dieses Einsatzes den französischen, zum Teil allerdings etwas verderbten, Spruch *Qui bien aime, a tard oublie.*[1] Ohne jede Unterbrechung fügen V. 688 an V. 679 Ff. und Ta. Endlich läfst Ha. wohl den Raum für eine Strophe offen, aber wahrscheinlich nicht für das Rondel, sondern für die Verse 688—94, die in ihm gleichfalls fehlen. Dafs dann eine unechte Strophe, mit Tr. übereinstimmend, den Beschlufs in Ha. macht, ist bereits erwähnt (§ 21). Nach diesen Verhältnissen könnte nun vielleicht die Vermutung aufgestellt werden, dafs das Rondel unecht sei. Allein einmal legen es die unmittelbar vorhergehenden Verse:

The wordes were swich as ye may fynde
The nexte vers, etc.

nahe, dafs Chaucer tatsächlich ein Loblied auf St. Valentin hier eingeflochten hat. Aufserdem fügen sich aber Inhalt und Worte (letztere freilich erst nach ein paar Besserungen) so harmonisch in das Ganze ein, dafs das Rondel schwerlich als späterer Zusatz eines fremden Dichters aufgefafst werden kann.

Wie ist es dann aber zu erklären, dafs dies Intermezzo in der Mehrzahl der Hss., soweit diese erhalten sind, einfach weggelassen und nur in solchen vorhanden ist, die in keiner engeren Beziehung miteinander zu stehen scheinen? Hierfür wüfste ich nur eine Erklärung zu finden: in der gemeinsamen Quelle, auf die alle existierenden Mss. zurückgehen, war das Rondel, vermutlich durch die sich wiederholenden Refrainzeilen, bereits so verwirrt, dafs nachdenkliche Kopisten es für besser hielten, es ganz zu unterdrücken. Darauf deutet auch der Zustand der Überlieferung in Jo., wo die ersten drei Verse fehlen, und Di., wo das Rondel, so gut wie es ging, in eine

[1] Genauer: *Que bien ayme a tarde oublie* Fx., Bo., *Qe bien amy tarde obl(i)e* Tr., Cx. (*ayme*).

siebenzeilige Strophe verwandelt ist. Daher überliefs es der Schreiber von Gg. auch seinem Nachfolger, einen besseren, wenn auch nicht fehlerlosen, Text aus einem anderen — leider verlorenen — Ms. zu holen. Auch der oben zitierte französische Sinnspruch in anderen Hss. scheint gewissermafsen einen Ersatz für das Fehlende bilden zu sollen, vielleicht die vom Dichter selbst gegebene Überschrift. Am verhältnismäfsig korrektesten erhalten ist dieser Spruch in Fx., Bo., aus deren gemeinsamer Vorlage er nach Tr. und nach Cx. (vgl. § 24, ε u. ζ, § 35) übergegangen sein dürfte.

Auffällig bleibt nur noch die Tatsache, dafs das Rondel in die ziemlich untergeordnete B-Hs. Di. aufgenommen worden ist. Wie aber § 10 nachgewiesen, zeigt dieses Ms. deutliche Spuren der Kontamination mit einem Text der C-Gruppe. Am nächsten würde die Vermutung liegen, dafs die Vorlage hierfür Jo. gewesen sei. Allein unter den l. c. sub b) angeführten Fällen sind es nur zwei (V. 83 u. 417), die einigermafsen dafür sprechen würden. Wenig entscheidend sind auch einzelne Ähnlichkeiten, die Di. mit Gg. und Ff. u. a. gemeinsam hat (s. V. 27, 375, 426, 460, 677 etc.). Etwas zahlreicher und zum Teil bedeutsamer sind aber die Übereinstimmungen mit Tr. (s. V. 53, 255, 524, 530, 659), welcher Hs. aber, wie gesagt, das Rondel fehlt. Es mufs also ein Ms. vorhanden gewesen sein, das dem letzterwähnten am nächsten stand und gleichzeitig jenes Vogellied enthielt. Als gewifs können wir ferner annehmen, dafs das Rondel in der gemeinsamen Vorlage von Fx. und Bo., deren Kopisten § 6 als sorgfältig dargestellt sind, wie auch in den von Caxton benutzten Mss. (vgl. § 24) fehlte, da die genannten Texte es sicherlich nicht unterdrückt hätten. Für sehr wahrscheinlich halte ich nach § 27, dafs das mit Jo. näher verwandte, doch nur fragmentarisch vorhandene Ms. La. es dagegen enthielt. Bezüglich der übrigen Mss. ist ein einigermafsen bestimmtes Urteil nicht möglich, da schon ihre Vorlagen ziemlich verderbt gewesen sein müssen, so dafs bei deren Schreibern eine gewisse Willkür vorauszusetzen ist. Nach den mir bekannt gewordenen Texten dürfte das Rondel nun folgendermafsen gelautet haben:

Now welcome, somer, with thy[1] *sonne softe,*
That hast this winters weders overshake,
And driue[2] *awey the longe*[3] *nightes blake!*
Seynt Valentin, that art ful hye o lofte,
Thus singen smale foules for thy sake:
  Now welcome,[4] etc.
Wel han they cause for to gladen ofte,
Sith eche of hem recouered hath his make,
Ful blisful mowe they singe[5] *when they awake:*[6]
  Now welcome,[4] etc.

[1] *thy* fehlt Gg. [2] *dreuyne* Gg. [3] *large* Gg. [4] Von Furnivall ergänzt. [5] *ben* Gg. — V. 680—83 fehlt Jo. V. 685 fehlt Di. [6] *wake* Jo.; *and endless ioy þei make* Di.

50. Um nun mit aller Vorsicht die besprochenen Hss. in einen engeren Zusammenhang miteinander zu bringen, wollen wir noch nachsehen, wie sich dieselben in anderen Stücken unseres Dichters zueinander verhalten, soweit wir hierüber genauere Kunde haben. Ich verweise auf meine früheren Ausführungen in *Anglia* III, Anz., S. 181 ff. ,IV, 95 ff., VI, 80 ff.; *Engl. St.* XXVII, 4 ff.; dann auf Langes Dissertation über das Boke of the Duchesse, 1883, Willerts über das Hous of Fame, 1884, S. Kunz' über die Hss. der Legend of Good Women (vgl. *Engl. Stud.* XV, 422 ff.).

Am klarsten liegen auch hier die Verhältnisse in der B-Gruppe. Die Verbrüderung von Fx. und Bo. findet sich wie in § 5 auch im Boke of the Duchesse (B.D.), in der Legend of good women (LGW.), im Hous of Fame (H. F.), in Pité, im ABC., in Anelida (Anel.) und in Fortuna. Mit Ta. stehen Fx. und Bo. in ähnlicher Beziehung, wie sie in § 8, b dargelegt ist, in den beiden ersteren Gedichten; in etwas entfernterer in Anel., wo Ta. merkwürdigerweise Ff. näher verwandt ist, wie auch in 'Pité', wo es sich gleichzeitig mit Lt. und Tr. berührt. In der 'Venus' (V.) steht Ta. nur Fx. zur Seite, da dieses Gedicht in Bo. nicht vorhanden ist; dasselbe gilt vom 'Mars', wo ebenfalls noch Lt. hinzutritt.

Aus Lt. ist ferner noch Anel. publiziert, worin es — s. oben § 8 ff. — ebenfalls mit Di. auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht. Letztere Hs. enthält aufserdem noch Troilus & Cressida, worüber ich aber, bis McCormicks versprochene Untersuchungen vollständig vorliegen, vorläufig nur auf dessen kurze Angaben in der Globe Edition, p. XLII verweisen kann.

Bezüglich der C-Gruppe bemerke ich zunächst, dafs aus Jo. und La. keine weiteren Stücke Chaucers aufser dem Vogelparlament bekannt sind. Um so inhaltreicher ist Gg., das bekanntlich auch die *Canterbury Tales* enthält. Über seine Bedeutung in dieser Hinsicht s. *Specimens* etc. II § 3 (Zupitza), meine Pardoner-Ausgabe, p. XL f. und meine soeben in den Schriften der Chaucer Soc. (*Specimens* IX) erschienene Einleitung zu *Acht Mss. der Clerkes Tale* § 14—16. Hiernach gehört Gg. zum Typus der Ellesmere-Hs. und bietet teils allein, teils von anderen unterstützt eine Anzahl beachtenswerter Lesarten. Andererseits ist es aber auch hier nicht frei von Flüchtigkeitsfehlern und augenscheinlich willkürlichen Änderungen, so dafs es für die C. T. nur einen bedingten Wert besitzt. — Auch in 'Truth' steht Gg. in Beziehung zu E., im ABC. dagegen zu Pp., gleichzeitig aber zu Fx. und Bo., während im 'Scogan', wo aufserdem Fx. und Pp. (Hand E.) in Betracht kommen, bestimmte Anhaltspunkte nicht zu finden sind. Betreffs des 'Troilus' mufs ich ebenfalls auf die Globe Edition und meine Ausführungen in *Anglia* VI, 80 ff. verweisen.

Bedeutsamer ist aber die Stellung von Gg. in der LGW., wo es bekanntlich die einzige Hs. ist, die eine besondere Form des Prologs

erhalten hat. ten Brink wollte diese Redaktion als eine spätere Bearbeitung auslegen, welcher Darlegung ich im Anschlufs an Furnivalls Auffassung im Appendix meiner *Chronology* etc. (S. 81 ff.) entgegentrat, worin ich vor kurzem die Unterstützung von E. Legouis (vgl. *Engl. Stud.* XXX, 456 ff.) fand. Es dürfte daher, trotz der Bedenken E. Koeppels, der ten Brink folgt, kaum noch ein Zweifel sein, dafs dieser Prolog den ersten Entwurf des Dichters darstellt. Wir werden daher Gg. eine besondere Stellung unter den Hss. einräumen müssen, ob es nun direkt aus einem älteren, sonst unbekannt gebliebenen Codex abgeleitet oder nur mit einem solchen kontaminiert ist. Was sein Verhältnis zu den anderen Mss. der LGW. betrifft (vgl. auch S. Kunz' Dissertation), so sehen wir, dafs es auch hier mit Tr., Se., Pp. und Ff. — soweit die fragmentarische Überlieferung der letzteren beiden dies beurteilen läfst — in näherer Beziehung steht, die jedoch ohne Berücksichtigung anderer, hier nicht in Betracht kommender Hss. nicht kurz dargelegt werden kann.

Aus Tr. ist ferner nur 'Pité' bekannt, worin es, wie bereits erwähnt, merkwürdigerweise Verwandtschaft mit Lt. und Ta. beweist.

Se. enthält als umfangreichstes Gedicht den 'Troilus', bezüglich dessen hier nur auf die schon angezogene Stelle verwiesen werden kann. Von kleineren Stücken bietet es 'Truth', worin es mit Ha. und Cx. zu einer Familie gehört; ähnlich im 'Mars', in welchem sich aufserdem Pp. hinzugesellt, das gleichfalls in 'Venus' einige Ähnlichkeiten mit Se. wie auch mit Ff. erkennen läfst. Dafs Pp. mit Gg. im 'ABC.' und 'Scogan' (in der zweiten Kopie, E.) zusammengehört, ist schon bemerkt; im 'Hous of Fame' dagegen bildet es mit Cx. eine Gruppe, wie auch in 'Fortune', die sog. Hand E in Pp. auch in 'Anelida' und 'Purse'. Ebenfalls erwähnt ist, dafs Ff. in 'Pité' und in 'Anelida' zu den der B-Gruppe angehörigen Hss. Ta., Lt., im letzteren Gedicht auch zu Fx., Bo. und Di. in engerer Beziehung steht, was jedoch damit vielleicht seine Erklärung findet, dafs es von verschiedenen Händen geschrieben worden ist. In 'Venus' und 'Purse' ist sein Charakter weniger ausgeprägt, doch ist auf ein paar Ähnlichkeiten mit Pp. im ersteren bereits aufmerksam gemacht worden.

Dasselbe gilt von Caxtons Druck des H. F., 'Anel.', 'Purse', 'Fortune' und 'Scogan' (E). In 'Truth' gehört er, wie schon gesagt, mit Se. und Ha. zu einer Familie, der sich hier auch Fx. anschliefst, während in 'Gentilesse' sein Verhältnis zu anderen Texten nicht klar genug ist. In den C. T. (vgl. *Specimens* III, § 10, V, § 18; *Pard.* S. LI ff.) wieder sind beide Ausgaben Caxtons Glieder derselben Hss.-Gruppe, der auch Ha. angehört, doch so, dafs die zweite Ausgabe mancherlei Besserungen aus anderer Quelle, mit der auch Gg. verwandt ist, aufgenommen hat. Fernere Ähnlichkeiten zwischen Ha. und Cx. finden sich, neben solchen mit Pp., in 'Anelida', doch stehen sich hier die beiden letzteren Texte näher, die in 'Fortune' mit Fx. und Bo. zu einer Familie gehören.

Was Ha. weiter angeht, so ist sein Wert für die C. T. (s. *Pard.* S. LIV und *Clerkes Tale* l. c. § 24) gering, da es mit anderen Hss. kontaminiert und sonst sehr fehlerhaft ist. Von seinen kleineren Gedichten ist 'Truth' (s. o.) mit Cx. und Se., teilweise auch mit Fx., 'Mars' mit Pp. und Se. verwandt, während 'Gentilesse' keine nähere Beziehung zu Cx. zeigt.

Was endlich Hh. angeht, so ist in ihm nur noch ein anderes Stück Chaucers enthalten: 'The Former Age', welches sich außerdem nur in einer zweiten Hs. (Ii.) findet, so daß wir über sein sonstiges Verhältnis zu den übrigen hier in Betracht kommenden Mss. nichts weiter erfahren.

Wir sehen also, daß die Beziehungen der Hss. des Vogelparlaments im ganzen denen in den übrigen Dichtungen Chaucers entsprechen, wenn in einzelnen Stücken allerdings auch Abweichungen hiervon vorkommen.

51. Die Ergebnisse aller dieser Betrachtungen sind nun:

1) Keine der uns erhaltenen Hss. des P. F. geht direkt auf das Original (A) des Dichters zurück, da alle gewisse Fehler (§ 48) gemeinsam haben.

2) Dieser gemeinsamen Vorlage (a) steht Gg. (§ 43—46) am nächsten, da es die größte Zahl sinngemäßer und formell richtiger Lesarten bietet. Daß etwa der Kopist dieser Hs. von selbst im Original unregelmäßig gebaute Verse berichtigt habe, wie Miss Hammond meint, ist um so unwahrscheinlicher, als er vielmehr mehrere sinnentstellende Schreibfehler (s. § 15, a) hineingebracht und sogar Reime verdorben hat (V. 152, 516, 604). Wenn Gg. hier sich so von allen anderen Hss. absondert, so entspricht diese Stellung ganz der, welche es in den anderen in ihm überlieferten Dichtungen Chaucers (s. den vorigen Paragraphen) einnimmt.

3) Am nächsten verwandt mit Gg. ist Ff.; da diese Hs. jedoch häufiger (s. bes. § 17, 36 u. 43) dieselben Fehler enthält wie eine Anzahl anderer Mss., so muß sie noch eine zweite, diesen näherstehende Vorlage (f) gehabt haben, welche wahrscheinlich bereits kontaminiert war, weil Ff. allein (s. § 18), namentlich in der ersten Hand, zahlreiche Mängel aufweist, die bei direkter Benutzung eines besseren Ms. wohl vermieden oder korrigiert worden wären.

4) Diese Vorlage f bildet nun mit mehreren anderen Hss.: Tr., Ha., Jo., Pp., Se., den Fragmenten Hh. und La. und dem Drucke Caxtons, eine besondere Abteilung, die wir mit c bezeichnet haben, während C die ganze Gruppe, einschließlich Gg., umfaßt, welche sich von den übrigbleibenden Hss. — der B-Gruppe — deutlich trennt (§ 3—4).

5) Innerhalb der c-Gruppe finden sich aber verschiedene Unterabteilungen, von denen sich am bestimmtesten die von Tr. und Ha. gebildete abhebt (§ 21—23). Unter diesen gibt Ha. die ge-

meinsame Quelle γ am treuesten wieder, während sich in Tr. Einflüsse von anderer Seite her geltend machen (§ 40).

6) Um so verworrener liegen die Fäden bei den übrigen Hss. dieser Gruppe. Einmal sehen wir, wie Ff., Jo., Pp. (§ 20) sich zusammenstellen, dann wieder Jo., Pp., Se. (§ 26); wie Cx. deutliche Beziehungen zu Pp. u. Se. (§ 24) enthält; Se. wieder solche zu Ff. (§ 20). Pp. zeigt dann ferner (§ 28) Einfluſs — aktiven oder passiven — der B-Gruppe, worin ihm wieder Cx. und Hh., die auch sonst Übereinstimmungen aufweisen (§ 32), ähneln. Andererseits hat aber Hh. Beziehungen zu Ff., während La. sich zu Jo. stellt (§ 26 und 33). Anklänge an γ, insbesondere an Tr., erkennt man in Cx. und Jo. (§ 24 und 25), welche Hss. sich jedoch ebenfalls an Gg. (§ 16) anlehnen.

Dieser letztere Umstand führt uns nun dazu, Cx. und Se., die, wie schon früher bemerkt, offenbar mit anderen Mss. kontaminiert sind, vorläufig auszuschalten; ebenso La., dessen Beziehungen sich auſser der zu Jo. nicht genau feststellen lassen, und Hh., das sich mit Cx. von einem Aste abzweigt. Da nun Ff. wieder mit Gg. verwandt ist, Pp. mit B ein näheres Verhältnis hat, so bliebe allein Jo. als unverdächtiger Repräsentant der c-Gruppe übrig: Jo., welches eines der wenigen Mss. ist, die das Rondel enthalten, und dessen Übereinstimmungen mit anderen (vgl. § 26) erst in seinem späteren Teile bemerkbar werden. Leider ist sein Wert, wie § 27 dargelegt, durch die Nachlässigkeit seines Kopisten stark beeinträchtigt, so daſs seine vereinzelten oder nur von wenigen anderen Hss. geteilten Lesarten als unzweifelhafte Fehler unberücksichtigt bleiben müssen. Doch in den Fällen, wo es mit besseren Hss. übereinstimmt oder von einer gröſseren Zahl von Texten unterstützt wird, darf man wohl die ursprüngliche Lesart von c erblicken, die, wenn auch selbst öfters fehlerhaft, doch mehrfach dazu beiträgt, mehr oder weniger isolierte Lesarten in Gg. als die richtigen zu erweisen. S. besonders die in § 47 als zweifelhaft angeführten Stellen V. 2, 7, 14, 39, 102, 183, 214, 228, 328, 369, 386, 511, 590, 629 usw. Vgl. auch § 16, β. Andererseits aber nötigen die schon erwähnten Übereinstimmungen in Jo. mit La., eine gemeinsame Vorlage für beide anzusetzen, die c^1 heiſsen möge.

Für alle anderen Hss. dieser c-Gruppe, die nicht das Rondel enthalten, können wir wiederum eine gemeinsame Quelle annehmen, die wir **k** nennen wollen, zu denen dann auch die unter 5) besprochene Untergruppe γ gehört. Hierher rechnen wir auch Ff., insofern es durch eine zweite Vorlage f mit k und weiter mit c zusammenhängt. Dann gehört hierhin das stark geänderte Ms. Se., dessen vereinzelte gute Lesarten (s. § 16, δ) auf Einfluſs einer mit Gg. verwandten Vorlage (nicht Gg. selbst; s. u. a. V. 553, § 24, γ), zum Teil auch auf Tr. (§ 30, β) deuten; ferner Pp., das, wie § 9 erwähnt, einiges aus β^1 (Lt.) entlehnt haben muſs.

Was sodann Cx. und Hh. angeht, so dürfte deren gemeinsame Vorlage, k¹, bereits mit einer B-Hss. kontaminiert worden sein, was namentlich V. 346 (§ 32, γ) höchst wahrscheinlich macht. Wenn dann Cx. (§ 24, ζ) noch in ein paar Lesarten mit B übereinstimmt, so könnte Hh. diese nach Ff., mit dem es einige Ähnlichkeiten, besonders in V. 348, aufweist (§ 20, ε), oder dessen direkter Vorlage korrigiert haben, was allerdings bei V. 142 (§ 47) nicht zuträfe. Hierfür bietet aber die gleichzeitige Beziehung von Hh. zur γ-Gruppe (§ 32, β) eine Erklärung, während die Anlehnung von Cx. an die letztere, namentlich an Tr. (§ 24, ε), zumeist andere Stellen betrifft. Zusammenzutreffen scheinen Cx. und Hh. hierin nur in V. 2, V. 14 (§ 47) und V. 207, was wohl Zufall sein dürfte.

7) Bestimmter treten die Züge, welche die B-Gruppe charakterisieren, vor Augen: Fx. und Bo. sondern sich von den übrigen und gehen auf eine gemeinsame Quelle b (§ 5—6) zurück, die neben einigen Fehlern auch bessere Lesarten (s. V. 154, 512 etc.) als die übrigen Hss. dieser Gruppe, Ta., Lt., Di., bietet, und welche wir mit β bezeichnen. Von diesen bilden wieder Lt. und Di. eine Untergruppe β¹, die von einer Hs. der C-Gruppe beeinflufst sein mufs (s. § 8, b), und zwar stimmt sie am meisten zur γ-Gruppe, doch ohne dafs damit alle Ähnlichkeiten erklärt wären; wir werden sie daher am besten mit k verbinden. Auch das im vorigen Abschnitt angezogene Verhältnis von β¹ zu Pp. kann nicht für alle diese Fälle verantwortlich gemacht werden, vielmehr dürfte der Einflufs der umgekehrte sein. Ebenso scheinen die Übereinstimmungen mit k¹ (s. o.) durch Einwirkung von B entstanden und weisen eher auf b als auf β als ihren Ursprung. Wir werden daher diese Frage unentschieden lassen sein müssen.

Dasselbe mufs auch von der besonderen Beziehung von Di. zur C-Gruppe gelten (§ 10, b), wiewohl es klar ist, dafs das Ms., mit welchem Di. kontaminiert worden, näher c als k stand, da es, wie wiederholt erwähnt, das allerdings etwas umgestaltete Rondel enthielt.

Ta. wird durch den Umstand, dafs es die mancherlei Eigentümlichkeiten von β¹ vermeidet, näher an Fx. und Bo. herangerückt, und die Lesarten, welche es mit diesen beiden gemein hat (z. B. s. § 4, V. 142), müssen eben die der Hs. gewesen sein, von welcher alle Hss. der B-Gruppe abstammen. Da Ta. aber selbst nicht fehlerlos ist (§ 11), hat es nur geringe Bedeutung für die Herstellung eines kritischen Textes. Und mögen Fx. und Bo. auch verhältnismäfsig sorgfältige Kopien ihrer Vorlage sein, sie allein können ebensowenig als mafsgebend gelten, da offenbar b schon stark verderbt war. Indes ist diese Gruppe doch insofern von Wichtigkeit, als sie wiederholt in Verbindung mit Gg., und teilweise auch Ff. (s. § 39 u. 45), dazu beiträgt, die Fehler oder zweifelhaften Varianten der c-Gruppe, insbesondere von k, erkennen zu lassen.

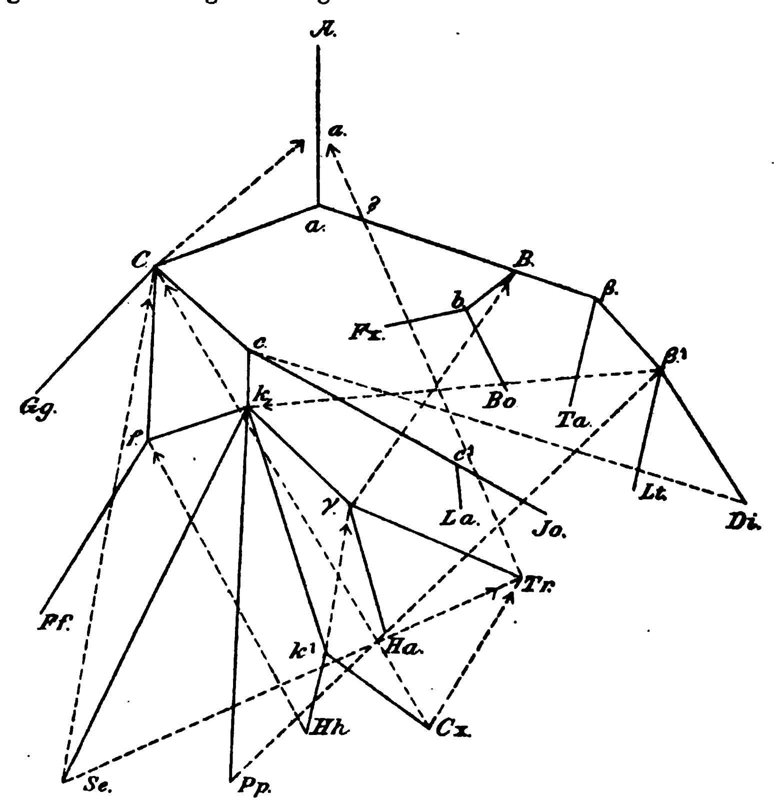
8) Ob auch eine Kontamination von B mit c, speciell mit γ an-

zunehmen ist, wurde in § 35 unentschieden gelassen, da die nachweisbaren Übereinstimmungen beider nicht auffällig genug sind, um zu solch einer Annahme zu zwingen. Indessen würde es doch wenig plausibel sein, alle die Fälle, in welchen c + B von Gg. oder Gg. + Ff. (s. § 36 f. u. 43 f.) auf dieselbe Art abweichen, als bloſse Zufälle zu erklären, wiewohl dieselben Änderungen in der Sprachform (z. B. V. 148, 232, 249 etc.) sehr wohl jüngeren Hss. gegenüber einer älteren gemeinsam sein können.

Ebenso können Abweichungen wie die folgenden sehr wohl unabhängig voneinander entstanden sein: V. 227 u. 228 die Auslassung von *and*, V. 273 die von *no*; die Verwechselung von *Cupide* und *Cypride* in V. 277 u. 652; V. 102 der Übergang von *carte is* in *cartes*; der Abfall der Vorsilbe in *I-writen* (V. 124 u. 141) und *I-broke* V. 282; das Schwanken zwischen *stont* und *stondith* (*stondes*) V. 155, zwischen *byrd* und *foul* V. 310, zwischen *bet* und *better* V. 514 usw. Schwerlich lassen sich aber auf solche Weise Fälle erklären wie in V. 54 (§ 38), V. 117 (§ 36), V. 284—85 (§ 37), V. 305 (ebd.), V. 354 (§ 47), V. 480 (§ 38), V. 507 (*profit* und *spede*, § 46) usw., in denen ganze Gruppen dieselbe, meist fehlerhafte Lesart gemein haben. Entweder müssen daher diese, d. h. also c und B, eine gemeinsame Vorlage gehabt haben, oder Gg. muſs neben seiner direkten Quelle, a, auf die auch die übrigen Hss. mehr oder weniger mittelbar zurückgehen, gelegentlich eine andere benützt haben, die dem Original A näher stand als a. Die erstere Annahme wird dadurch weniger wahrscheinlich gemacht, daſs sich dann die Erhaltung des Rondels in Jo. allein nicht gut begründen lieſse, da in diesem Ms. Jo. am wenigsten Einflüsse anderer Hss. erkennbar sind. Lassen wir aber die zweite Hypothese gelten, indem wir eine verlorene Hs. α näher an A heransetzen, aus der der Schreiber der Vorlage C mitunter schöpfte, so wären damit alle Schwierigkeiten beseitigt. Daneben mag noch ein gewisser Zusammenhang zwischen γ und B, der sich dann weiter bis k^1 fortsetzte, bestanden haben, obwohl ein solcher sich nur an einzelnen Stellen fühlbar macht.

Wenn nunmehr die Beziehungen der Hss. zueinander nach allen Richtungen geklärt erscheinen, so ist doch nicht zu leugnen, daſs noch mehrere Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Hss. bestehen, wie z. B. zwischen Ff. und Se., § 20, δ, die wiederum auf einen gemeinsamen Ursprung deuten. Da aber Se. auch mit Cx. (§ 24, γ) wieder andere Varianten teilt und die Hss. der k-Untergruppe überhaupt mehrfache Kontaminationen mit anderen zeigen, halte ich es für untunlich, solche Sonderbeziehungen zum Ausdruck zu bringen, da sich die Zahl der möglichen Zwischenstufen nicht mit Sicherheit angeben läſst. Bei dem untenstehenden Stammbaum setze ich aber die stillschweigende Annahme solcher voraus. Zur weiteren Erklärung desselben bemerke ich, daſs ich die erwähnten Kontaminationen durch punktierte Linien bezeichne.

52. Der Stammbaum der Hss. des Parlements of Foules gestaltet sich demgemäſs folgendermaſsen:



Bei der Herstellung eines kritischen Textes wäre demgemäſs Gg. als die dem Original am nächsten kommende Hs. zugrunde zu legen, wonach auch solche schwankenden Lesarten, die im vorstehenden etwa nicht besonders erörtert sein sollten, leicht ihre Erledigungen finden werden.

Gr.-Lichterfelde. John Koch.

Zur Frage: Wer war Byrons Thyrza?

Der in diesem Punkte von der neuen Byron-Ausgabe (Murray, London 1898—1903) erhoffte mafsgebende Aufschlufs ist ausgeblieben. Der Herausgeber der poetischen Werke, E. H. Coleridge, erklärt (*Poetry* III, S. 30 Anm.) eine autoritative Lösung der Frage, wer Thyrza gewesen, und ob sie überhaupt gelebt habe, schlechterdings für nicht mehr möglich.

Die Gedichte, welche als Thyrza-Lieder in Betracht kommen, sind:

1. *To Thy*[*rza*], 11. Okt. 1811.
2. *Away, away* [*ye notes of woe!*], 8. Dez. 1811.
3. *One Struggle* [*more, and I am free*].
4. *And thou art dead* [*, as young and fair*], Febr. 1812.
5. *Ch*[*ilde*] *H*[*arold*] C. II, Stanze IX, XCV, XCVI, XCVII, XCVIII.
6. *If sometimes* [*in the haunts of men*], 14. März 1812.
7. *Hebrew melodies; Oh! snatched away* [*in Beauty's bloom*], 23. April 1815.

Alle Biographen Byrons schliefsen sich im grofsen und ganzen drei bisher aufgestellten Vermutungen über das geheimnisvolle Urbild der Thyrza an. Diese sind: 1) die Moores, der in der Liebe zu Thyrza *an imaginary affection* sah und in dem Schmerze um sie: *the essence, the spirit, as it weve, of many griefs, a confluence of sad thoughts from many sources of sorrow*, nämlich den Gesamtausdruck aller jener schmerzlichen Gefühle, die die gehäuften traurigen Ereignisse nach seiner Rückkehr (1811) in Byron erregt hatten (*Life,* [*Letters and Journals of Lord Byron*], 1901, S. 140).

Die zweite Vermutung hat Minto in einem Aufsatze *Lord Byron and Thyrza* im Athenaeum 1876 ausgesprochen. Danach wäre Thyrza das Mädchen, das Byron als Page begleitete, eine Cambridger Geliebte.

Die dritte, ebenfalls im Athenaeum (5. Juli 1884, *Byron's Thyrza*) aufgestellte Hypothese will in Thyrza einen Versteck-namen für den am 11. Mai 1811 an der Schwindsucht verstorbenen, Byron in schwärmerischer Freundschaft verbundenen Cambridger Chorsänger Edleston sehen.

Keine der drei Deutungen befriedigt. Gegen die Moores spricht derselbe Umstand, den er gelegentlich des Gedichtes *To my Son* erwägt: *so entirely was all that he wrote — making allowance*

for the embellishments of fancy. — the transcript of his actual life and feelings. that it is not easy to suppose a poem, so full of natural tenderness, to have been indebted for its origin to imagination alone (*Life* S. 5). Eingeflochtene Details, vor allem aber die Gestalt Thyrzas selbst, erscheinen in diesen Liedern, durch die eine Welle warmen Herzblutes flutet, zu plastisch, zu lebensfrisch, um eine kalte Abstraktion, eine fleischlose Allegorie in ihnen zu erblicken. Eine noch stärkere innere Unwahrscheinlichkeit steht der Annahme Mintos entgegen. Byron ist kein Dichter, dem sich auch die oberflächliche Empfindung zu einer Perle echter Lyrik rundete — daher die grofse Ungleichheit seiner Dichtungen. Es scheint darum nicht recht glaubwürdig, dafs die Thyrzalieder, die zu seinen tiefempfundensten gehören, auf jene wilde Cambridger Zeit zurückgehen sollten, in der er sich in *early riot* über den Verlust Mary Chaworths zu betäuben suchte. Es ist nicht glaublich, dafs sie einem Verhältnisse gelten sollten, welches Moore (*Life* S. 70) folgendermafsen charakterisiert: *An amour (if it may be dignified with such a name) of that sort of casual description which less attachable natures would have forgotten, and more prudent ones at least concealed.* Andererseits spricht allerdings für Minto eine Stelle in Byrons Tagebuch (12. Januar 1821, wo er, in der Erinnerung an die Cambridger Zeit und seinen Jugendfreund Long († 1809), sagt: *His friendship and a violent, though pure, love and passion — which held me at the same period — were the then romance of the most romantic period of my life.*

Der dritten Vermutung, dafs Thyrza Edleston sei, stellt sich nichts in den Weg in den Liedern *And thou art dead* und *If sometimes,* in welchen wohlweislich Thyrza nicht genannt wird. Die übrigen drücken so deutlich eine sexuelle Neigung aus, dafs mit der Annahme, sie seien an einen Jüngling gerichtet, ein neues Problem entstünde, welches diese Gedichte neben die Sonnette Shakespeares und einige Gedichte Michelangelos stellen würde — ganz abgesehen von kleineren Differenzen, die neben dieser inneren Unwahrscheinlichkeit verschwinden, z. B. *To Th.*: 1) *The pledge we wore — I wear it still,* während Byron den *Cornealian,* den ihm Edleston zum Andenken gegeben hatte, erst am 28. Oktober 1811 von Miss Pigot zurückerbittet, der er ihn übergeben. 2) Thyrza hat mit Byron in Newstead geweilt, von Edleston ist dies zum mindesten nicht bekannt. Es liegt also durchaus kein Grund vor, Byrons ausdrücklichen Vermerk, *To Th.* und Stanze 9, 95—98 gelte keinem Freunde (Brief an Dallas, 31. Oktober 1811), für eine Mystifikation zu halten.

Diese Stanzen, die den Schlufs des 2. Ges. *Ch. H.* (und den vorläufigen Abschlufs des Werkes) bilden, stehen mit ihrer Klage um ein geliebtes und liebendes Wesen, das der Heimkehrende nicht mehr am Leben findet, in einem sonderbaren Widerspruche mit der am Anfang ausgedrückten Wehmut, dafs er kein Ge-

schöpf zurücklasse, *that would claim a tear.* In einem Briefe an Hodgson (25. Juni 1809) bezeichnet er Gleichgültigkeit als die ihn beherrschende Stimmung, vergleicht sich aber mit demselben Bilde, das er in den *Stanzas* [*to a Lady*] *on being asked* [*my Reason for quitting England in Spring*] (2. Dez. 1808) gebraucht, Adam, dem ersten zur Deportierung verurteilten Sträfling, *but I have no Eve, and have eaten no apple but what was sour as a crab.* Die Anspielung bezieht sich natürlich auf Mary Anne Chaworth. In Vers und Prosa steht seine Abreise unter dem Zeichen dieser seiner nicht erwiderten leidenschaftlichen Jugendliebe zu der schönen Erbin des benachbarten Annesley Hall, die im August 1805 Mr. Musters heimgeführt hatte. Es kommt hier nicht darauf an, wie weit noch andere Erwägungen auf seinen Reiseplan bestimmend wirkten. Sicher ist, dafs er selbst ihn in unmittelbaren Zusammenhang mit einem vereinzelten Besuche in Annesley (vgl. *Well, thou art happy* und Brief an Hodgson, 3. Nov. 1808) brachte, der alte Wunden wiederaufgerissen hatte (vgl. Brief an Hodgson, 27. Nov. 1808), *Stanzas on being asked, Stanzas* [*to a lady*] *on leav*[*ing*] *Engl*[*and 1809*], die im Manuskript *To Mrs. Musters* überschrieben sind, und *Ch. H.* I, St. 5, 6, 8, 9. Die Verse des *Good Night*: *And now I am in the world alone* | *Upon a wide, wide sea* bezog er selbst noch in späteren Jahren auf seine enttäuschte grofse Liebe; vgl. *Detached Thoughts*, 1821: *this* (das Erlebnis mit Mary Chaworth) *threw me out again "alone on a wide, wide sea".* Es liegt uns hier nicht ob, die mehr als wahrscheinliche Möglichkeit ins Auge zu fassen, dafs Byron auch unter viel günstigeren äufseren Lebensbedingungen nicht fähig gewesen wäre, ein stilles Glück zu geniefsen, und dafs es wohl unter allen Umständen auch für ihn vermutlich so gekommen wäre, wie er es (C. I, St. 5) für seinen *Childe* voraussetzt. Er selbst jedenfalls hat zeitlebens diese frühzeitige Vernichtung seiner liebsten Lebenshoffnungen für die Quelle all seines Unglücks wie aller seiner Vergehungen erklärt (vgl. Tagebuch 1821 oder Medwins *Conversations* S. 68, wo Byron 1822 sagt: *Had I married her, the whole tenour of my life, would have been different*). Er selbst hat Mary Chaworth zeitlebens, wie er sie im *Dream* nennt, als sein Schicksal bezeichnet. Dem inneren Zusammenhange der Dichtung nachspürend, gelangt man unversehens vor die Frage: könnte unter Thyrza, die ihm mehr gilt als Mutter und Freund, deren Liebe den Inhalt seines Lebens bedeutet, nicht ebenfalls Mary Chaworth gemeint sein?

Zwei grofse Schwierigkeiten, die die Frage von vornherein zu verneinen scheinen, lassen sich überwinden: Thyrza hat den Dichter hingebungsvoll geliebt, Mary ihn verschmäht; Thyrza ist tot, Mary lebt. Was das erstere betrifft, so ist es zweifelhaft, ob Byron die Aussichtslosigkeit seiner Bewerbung immer so klar erkannt habe wie in späteren Jahren. Eine Überlieferung frei-

lich, der Byron selbst im *Dream* folgt, läſst die junge Dame von Anfang an einen anderen im Herzen tragen, und diese Tradition scheint, nach einem Briefe der Mrs. Byron vom 30. Oktober 1803 zu schlieſsen, die richtige. Mrs. Byron klagt, daſs ihr Sohn nicht nach Harrow zurück wolle, weil er *distractedly in love with Miss Chaworth* sei, und erklärt, daſs sie die Verbindung nichts weniger als wünschen würde, selbst wenn ihr Sohn volljährig und die Dame frei wäre. Eine zweite Überlieferung aber, der Terese Guiccioli (*Lord Byron [jugé par les témoins de sa vie]* II, S. 160) und Washington Irving (*Newstead Abbey, Works* IX, S. 316) folgen, läſst sie Musters erst nach den Sommerferien kennen lernen, in denen sie sich die Huldigungen des schönen Dichterjünglings, der an Jahren ein Knabe, innerlich aber weit über sein Alter gereift war, gern hatte gefallen lassen. Sein Ausdruck gegen Medwin (*Conversations* S. 68): *she jilted me,* spricht jedenfalls dafür, daſs Mary zu einer Zeit, wirklich oder scheinbar, so weit auf seine Gefühle eingegangen sei, um wenigstens für Augenblicke den Glauben an Gegenseitigkeit der Empfindung in ihm zu erwecken. Vgl. *The Tear* (26. Okt. 1806) Str. 8, 9; *Stanzas on leav. Engl.*, Str. 2; *Fragment written shortly after the Marriage of Miss Chaworth,* Str. 2; *The Adieu* (Jan. 1807), Str. 6. Sie alle deuten auf ein wenn auch noch so geringes Quantum Wirklichkeit, auf das sich die poetische Fiktion einer erwiderten Liebe pfropfen lieſs. Zeitliche und räumliche Entfernung — bei Byron bekanntlich mächtige Faktoren — und dichterische Exaltation taten dann das übrige. Zu Medwin sagte Byron (*Conversations* S. 65): *She* (Mary) *was the beau Ideal of all my youthful fancy could paint of beautiful; and 'I have taken all my fables about the celestial nature of women from the perfection my imagination created in her, I say created — for I found her anything but perfect'.*

Die zweite Fiktion, die des Todes, erklärt sich leichter. In einem Fragment vom Juli 1816 sagt Byron: *The absent are the dead, for they are cold | And never can be what once we did behold.* Wer aber war ihm ferner gerückt als diejenige, die sich in der Kälte ihres Herzens auf ewig von ihm geschieden hatte? Wenn die Liebe stärker ist als der Tod, so hatte er die Lebende, die nichts für ihn empfand, völliger, unbedingter verloren als die Verstorbenen, um die er nach seiner Rückkehr trauerte. Schlag auf Schlag hatte ihm der Tod im Sommer 1811 die Mutter und die besten Freunde geraubt. Was lag näher, als daſs er, von Gräbern umgeben, verdüstert und überreizt, auch jene Teuerste von allen zu den Toten legte und als abgeschieden betrauerte, die ja für immer aus seinem Dasein entschwunden war. Dazu kam noch ein schwerwiegendes Moment. Mary war infolge ihrer sehr unglücklichen Ehe schwermütig geworden (Teresa Guiccioli läſst Byron noch im Orient Kunde davon erhalten, *Lord Byron* II, S. 167). War der Geist, der sich umnachtet hatte, nicht unwieder-

bringlicher dahin als die abgeschiedene Seele, die zur Unsterblichkeit eingeht, indes nur der Staub zum Staube kehrt? Bei der außerordentlichen verklärenden Kraft, die der Tod bei Byron ausübt — man vergleiche den Schmerz um seine Mutter und seine übertriebene Verherrlichung Matthews! (Anm. zu *Ch. H.* C. I) —, könnte dann diese Fiktion wieder auf die erste zurückgewirkt haben.

Unterstützt würde die Mary Chaworth-Hypothese durch mannigfaltige Übereinstimmungen im Detail. Sie würde vor allem erklären, daſs die Marys Andenken gewidmete *Epistle to a friend* und *To Th.* an demselben 11. Oktober 1811 entstehen konnten. Gleich der Anfang von *To Th.* (*Without a stone to mark, the spot*) bezöge sich auf die lebendig Tote, auf das Grab, das nirgends in der Wirklichkeit bezeichnet ist (vgl. *Manfred* II, 4, V. 82: *Whom wouldst thou uncharnel? Manfr.: One without a tomb*). Während im Gegenteil das zweideutige *gone* — dahin! — in *Ch. H.* II, 95 (*Thou too art gone, thou loved and lovely one*) nichts anderes sagt als das zweifellos an Mrs. Musters gerichtete *To a Lady* (Str. 5: *Ah, since thy angelform is gone* und Str. 11: *To know that thou art lost for ever*).

In demselben Gedicht *To a Lady* legt Byron alle Torheiten, die er begehen würde, alle die tolle Vergeudung seiner Jahre, all das gedankenlose Drängen und Lärmen, mit dem er die innere Trauer und Leere zu betäuben suche, feierlich vor Marys Tür. *I would I were a careless child* (*Poems original and translated*, 1808) schildert, an seinen flüchtigen Glückstraum anknüpfend, die das Herz kalt lassenden Lustbarkeiten, zu denen der Einsame vergeblich seine Zuflucht nimmt (Str. 4). Diese Strophe stimmt mit Ausnahme eines Adjektivs wörtlich mit Str. 3 von *One struggle more* überein und inhaltlich ebensowohl mit der *Epistle to a friend* als mit St. 97 *Ch. H.* C. II.

Der Schauplatz der unschuldsvollen Liebe in *To Th.* ist Newstead. Sowohl der Ort wie die Art des Verhältnisses paſst auf Byrons Beziehungen zu Mary. Bei Medwin sagt der Dichter (*Conversations* S. 65): *A gate leading from Mr. Chaworth's grounds to those of my mother was the place of our interviews* (die infolge des alten Familiengrolls heimlich waren). Nachdem er gesagt, daſs Mary seine Liebe nicht erwidert habe, fährt er fort: *she, however, gave me her picture, and that was something to make verses upon.* Medwin spricht auch von einer Kapsel mit Haar und einem Bilde, die er an einem schwarzen Bande stets um den Hals getragen habe (S. 66). Teresa Guiccioli berichtet (*Lord Byron* II, S. 159): *Miss Chaworth lui donnait son portrait, ses cheveux et une bague.* Auch in *To a Lady* ist von einem *pledge* die Rede. Nichts hindert, es für dasselbe zu halten, das in *To Th.* und *One struggle* Str. 6 erwähnt wird. Ferner heiſst es bei Moore (*Life* S. 24): *But his chief delight was in sitting to hear*

Miss Chaworth play; and the pretty welsh air Mary Anne was (partly, of course, on account of the name) his special favourite. Und die Guiccioli sagt (II, S. 158): *C'est pour lui qu'elle jouait et chantait à son piano.* Die Erinnerung an eine jener Volksweisen, die ihn in Annesley entzückt hatten, könnte sehr wohl in *Away, away, ye notes* nachklingen, das er *on hearing a song of former days* schrieb (Brief an Hodgson, 8. Dez. 1811).

Im *Dream*, das die Schicksale des Dichters in abgerissenen Bildern an uns vorüberführt, deutet IV, die Szene im Orient, gewissermaſsen die Erinnerung des Wanderers in weiter Ferne an die Geliebte daheim an, deren Banne er auch dort nicht entflieht. Die in wunderbarer Plastik hervortretende Landschaft ist von Kölbing (*Lord Byrons Werke, The Prisoner of Chillon and other Poems* S. 165) auf Korinth gedeutet worden. Von Korinth begab Byron sich unmittelbar nach Patras, wo er erkrankte (Brief an Hodgson, 3. Okt. 1810). Hier gedenkt er Thyrzas, *when stretched on fever's sleepless bed* (*One struggle* Str. 5). So ergäbe sich auch darin eine Übereinstimmung zwischen Mary und Thyrza, und die betreffenden Stellen beider Gedichte könnten ihre Entstehung einer und derselben besonders sehnsüchtigen Erinnerung in jenen Tagen verdanken.

Schlieſslich wäre zu der Bezeichnung Thyrzas als *a star that trembled o'er the deep* (*Away, away, ye notes* Str. 4) noch anzuführen, daſs Byron Mary *his bright Morning Star of Annesley* zu nennen pflegte (Washington Irving IX, S. 322). Vgl. auch *The Giaour* V. 1127—1130.

Allein alle diese Übereinstimmungen werden durch zwei bedeutsame Zahlen zunichte gemacht.

1. Byron schreibt am 28. Oktober in bezug auf Edleston, dessen Tod er Anfang Oktober erfahren, an Mrs. Pigot; er sei *the sixth, within four months, of friends and relatives that I have lost between may and the end of august.* Die Zahl sechs wird nur voll, wenn man Thyrza mitrechnet. 1) Edleston († 11. Mai 1811), 2) Wingfield († 14. Mai), 3) Heargraves Hanson, 4) Mrs. Byron († 1. August), 5) Skinner Matthews († 2. August). Nun wäre es zwar möglich, daſs Byron in überlegter Zurückhaltung und oft bekundeter Geheimnisliebe (man vergleiche *Stanzas on leav. Engl.* Str. 9: *And who that dear loved one may be, | Is not for vulgar eyes to see*) Dallas, der nicht zu seinen Intimsten zählte, eine tote Thyrza statt einer lebendig toten Mary vorgespiegelt hätte. Aber es scheint doch mehr als unwahrscheinlich, daſs er diese Fiktion auch gegen Mrs. Pigot bei einer direkten Aufzählung der Toten beibehalten haben sollte. Man wird wohl an einen tatsächlichen sechsten Todesfall zu glauben haben (was übrigens auch ein Grund gegen die Edleston-Hypothese ist).

2. Byron schreibt am 14. Oktober 1811 an Dallas, Stanze 9 (*Ch. H.* C. II) beziehe sich auf *an event which has taken place since*

my arrival here. Byron kam am 2. August in Newstead an. Der unbestimmte Ausdruck *event* ließe sich darauf deuten, daß er von dem traurigen Ereignis der Geisteskrankheit seiner Schloßnachbarin Kunde erhalten und dies die unmittelbare Veranlassung der Thyrzalieder gegeben habe, sowie auch der Vers *whose life and love together fled* (*Ch. H.* C. II, St. 9) sich auf Marys Wahnsinn (ihren moralischen Tod) beziehen läßt, der eine Folge ihrer unglücklichen Ehe (ihrer enttäuschten Liebe) war. (Vgl. dieselbe Auffassung im *Dream* V, VII.) Dieser Vermutung aber rückt die Jahreszahl 1815 auf den Leib, die mit Sicherheit als der Zeitpunkt von Marys Erkrankung aus Byrons Brief an J. J. Coulmann vom Juli 1823 hervorgeht. Er erzählt hier, wie er 1814, nachdem er Mary jahrelang nicht gesehen, auf dem Punkte gewesen sei, einer Einladung der Mrs. Chaworth, die ihre einstige Sprödigkeit später tief bereute, zu folgen, es aber auf Anraten seiner Schwester unterlassen und bald darauf geheiratet habe. Er fährt fort: *Mrs. Chaworth some time after, being separated from her husband, became insane.* Da Byrons Hochzeit nun am 2. Januar 1815 stattfand, so kann Marys Trüb- oder Irrsinn nichts für die Thyrzalieder (1811) bedeuten.

Man steht also neuerdings vor der Frage: wer war Thyrza?

E. H. Coleridge veröffentlicht (*Poetry* III, S. 31 Anm.) folgende ihm gemachte Mitteilung: *There can be no doubt, that Lord Byron referred to Thyrza in conversation with Lady Byron and probably also with Mrs. Leigh, as a young girl who had existed and the date of whose death almost coincided with Lord Byron's landing in England 1811. On one occasion he showed Lady Byron a beautiful tress of hair which she understood to be Thyrza's. He said he had never mentioned her name, and that now she was gone his breast was the sole depositary of the secret.* Übereinstimmend hiermit erzählt Isaac Nathan, der Komponist der *Hebrew Melodies,* in seinen *Fugitive Pieces and Reminiscences of Lord Byron,* 1829, der Dichter habe auf seine Frage, in welchem Verhältnis das Lied *Oh! snatched away in beauty's bloom* zur Heiligen Schrift stehe, betroffen geschienen, mit einer Ausflucht geantwortet und hinzugefügt: *She is no more and perhaps the only vestige of her existence is the feeling I sometimes fondly indulge.*

Wenn nun diese wirklich im Fleisch existierende Thyrza nicht Mary Chaworth war, so war sie vielleicht jene 'andere', mit der er den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben suchte (vgl. *Stanzas on leav. Engl.* Str. 10). Und diese 'andere' könnte jene Mary gewesen sein, an die die Verse *To Mary* [*on receiving her picture*] gerichtet sind (undatiert, aber schon in der Quart-[ersten] Ausgabe von Byrons *Juvenilia,* Dez. 1806, erschienen). Coleridge warnt (*Poetry* I, S. 32 Anm.) davor, sie mit Mary Chaworth oder der *Highland Mary* (vgl. *When I roved a young Highlander*) zu verwechseln, weiß uns aber nichts über sie zu sagen,

als was bereits Moore (*Life* S. 41) berichtet: *she was of humble if not equivocal station in life. Byron used to show a lock of her light golden hair, as well as her picture, among his friends.* Dieses blonde Haar könnte Thyrzas gewesen sein, nämlich dasselbe, von dem Coleridges Anmerkung spricht. An dieselbe Mary ist nach Coleridge das Gedicht *To a Lady who presented the author a lock of hair braided with his own, and appointed a night in December to meet him in the garden.* In *To Mary* zerstreut die Gabe des Bildes die Besorgnis des Dichters und belebt seine Hoffnung; in dem zweiten Gedichte (*To a Lady*) sagt er der Eifersucht ab (*Then wherefore should we sigh and whine | With groundless jealousy repine*). Inhaltlich reihen sie sich an das erste von fünf Gedichten aus dem Jahre 1805, die ebenfalls in der Quarto erschienen und untereinander in Zusammenhang stehen. Es sind die vier Gedichte *To Caroline,* die in der Quarto ohne Titel erschienen, und das *To Emma.* Das erste (*Poetry* I, S. 9) wirft der Geliebten Kälte vor. Das zweite (*Poetry* I, S. 23) klagt über die Vergänglichkeit auch der echtesten Liebe und mahnt zum Genusse. Das dritte (I, S. 21) ist ein ziemlich phrasenhafter Verzweiflungsausbruch über die notwendig gewordene Trennung, *fiends who have hurled me from bliss* und Tyrannen, die die Liebenden zu scheiden zwingen. Das vierte ist ebenfalls dem Abschied gewidmet. Der Dichter scheint der Gefaſstere zu sein, er redet der Geliebten zu, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Wieder dem Abschied ist *To Emma* (I, S. 12) gewidmet, und dieses Gedicht war in der Quarto *To Maria* überschrieben. Auch hier redet der Dichter dem Mädchen zu, die Trennung mutig zu ertragen (*one pang, my girl, and all is over!*). Wir erfahren aus diesem Gedichte, daſs Maria eine Inwohnerin von Newstead war, und daſs sie nun *this happy vale* verlasse, *Departing for a distant shore.* Eine weitere Anspielung enthält das Gedicht *To Edward Noel Long, Esq.* (*Poems Original and Translated*): *And Carolina sighs alone And Mary's*[1] *given to another.* Mit Coleridges Bemerkung, daſs sie *of a humble station in life* gewesen sei, zusammengehalten, kann man aus diesem Gedichte folgenden Lebenslauf konstruieren: Mary ist auf dem Schlosse aufgewachsen, eine Spielgenossin des jungen Lord (Str. 4—7), dann in einem näheren Verhältnis zu ihm gewesen und muſste schlieſslich, auf Befehl von Personen, denen Macht über sie zukam, Newstead verlassen, ohne daſs Byron sich widersetzte.

Es gibt auſser den eben besprochenen noch ein Gedicht *To Mary,* jenes, um dessenwillen auf den Rat von Byrons väterlichem Freund Rev. John Thomas Becher die ganze erste Auflage der *Poems on various Occasions* vernichtet wurde. Es ist auch in keiner späteren Ausgabe seiner Gedichte mehr abgedruckt

[1] Chaworth.

worden (selbst in der neuesten nicht), eine Tatsache, die in Anbetracht dessen, dafs die rohe Sinnlichkeit, die es atmet, weder durch leidenschaftliche Glut des Ausdrucks, noch durch Anmut der Form in eine höhere Sphäre gehoben wird, nur berechtigt scheint. Auch dieses Gedicht hat einen Abschied zum Inhalt, diesmal von einer Geliebten, die ihn betrogen hat. Obzwar gerade die krasse Hüllenlosigkeit der Darstellung den Knaben verrät, der den Wüstling spielen will, bekundet es doch — es stammt aus dem Jahre 1803 — eine Frühreife, die noch über Chatterton hinausgeht. Elze vermutet (*Lord Byron* S. 455), Mary wäre keine wirkliche Persönlichkeit, sondern ein Phantasiegeschöpf, und preist die Lenksamkeit und Bescheidenheit des jugendlichen Dichters, der sich dem Tadel des erfahreneren Freundes alsogleich unbedingt unterwarf (S. 63). Wie aber, wenn Mary kein Phantasiegeschöpf, sondern eben jene Mary aus Newstead gewesen wäre und der fünfzehnjährige Byron — wie es seinem Alter nach alle Wahrscheinlichkeit hat — nur das Erlebnis aus der Luft gegriffen hätte, vielleicht um mit einem solchen Weltmannsabenteuer gegen Mary Chaworth zu prahlen, die ihn nicht für voll nahm? Wie, wenn Byron sich der Mahnung des Freundes darum so gefügig gezeigt hätte, weil er fühlte, dafs er mit seinem verleumderischen Gedicht das Mädchen in Verruf brachte, und dafs es ein Unrecht gut zu machen galt? Der Ausdruck *that unlucky poem to my poor Mary,* den er (13. Jan. 1807) gegen Mrs. Pigot gebraucht, klingt danach, als hätte er eine unüberlegte Torheit begangen und dann eingesehen. Bezieht man die Thyrzalieder auf diese Mary, so ergeben sich folgende Übereinstimmungen:

Die aus unschuldsvoller Jugendliebe herauswachsende heifsere Neigung in *To Th.* pafst zu den in *To Emma* (Str. 4—7) geschilderten Kinderscenen im Parke von Newstead. Auch *affections mingling tears* (*To Th.*) deckt sich mit *To Emma* Str. 3.

By many a shore and many a sea | *Divided* (*To Th.*) könnte sich auf Marys Entfernung von Newstead beziehen (*To Emma* Str. 2, 8).

A word, a look, | *That softly said "We part in peace"* — | *Had taught my bosom how to brook ... thy souls release* (*To Th.*), sowie die ursprüngliche Lesart von Vers 2 (*To Th.*): *And soothe, if such could soothe, thy shade,* beziehen sich auf einen Schatten, der auf das Verhältnis der Liebenden gefallen sein mufste, auf einen Selbstvorwurf des Dichters, welcher in bezug auf die gewissermafsen im Exil gestorbene Mary verständlich wäre.

The pledge we wore (*To Th.* und *One struggle* Str. 6) könnte Marys Haar und Bild bedeuten. Der Gesang läfst sich bei ihr nicht nachweisen.

Teach me — to early taught by thee! | *To bear forgiving and forgiven* (*To Th.*) deutet auf eine Liebe hin, der mitunter Ge-

legenheit geboten wurde, milde Nachsicht zu üben, wie es Mary getan haben müfste, wenn sie, ungeachtet jenes Gedichtes von 1803, 1805 noch Beziehungen zu Byron hatte.

Der Umstand, dafs Marys Roman zur Zeit von Mary Chaworths Brautstand spielte, also zeitlich und örtlich mit Byrons Erinnerungen an diese zusammenfiel, mochte neben der bedeutungsvollen Gleichheit des Namens bewirken, dafs die Nachricht von dem Tode des unglücklichen Mädchens in seinem Gemüte wieder das Gedächtnis an alle jene Gefühlsstürme heraufbeschwor, die sein Inneres vor sechs Jahren für beide Marien durchwühlt hatte. Die eine Leidenschaft war das Widerspiel der anderen, sie gehörten zusammen, sie verschmolzen ihm in eins. Dies hat halb und halb schon Moore herausgefühlt, der (*Life* S. 140) sagt, die Erinnerung an die teuren Abgeschiedenen habe sich in Byron vermengt mit dem Bilde derer, die *though living, was for him as much lost as they. ... It was the blending of the two affections, in his memory and imagination, that thus gave birth to an ideal object combining the best features of both, and drew from him these saddest and tenderest of love poems, in which we find all the depth and intensity of real feeling touched over with such a light as no reality ever wore.*

So erklärt sich jener Schmelz tiefer Wehmut, jener Adel lauterster Empfindung, der auf den Thyrzaliedern wie auf seinen an Mary Chaworth gerichteten Gedichten liegt, während er den Liedern *To Caroline* und *To Emma* abgeht. So erklärt sich die Abfassung von *To Th.* und *Epistle to a friend* an einem und demselben Tage, so erklärt sich der erschütternde Eindruck, den die Nachricht von Thyrzas Tod auf ihn macht, ein Eindruck, der ihn am 11. Oktober in bezug auf Edlestons Hinscheiden an Dallas schreiben läfst, er habe keine Träne mehr übrig für ein Ereignis, das vor fünf Jahren sein Haupt zu Boden gebeugt hätte. In der Tat hat er, wenn die hier dargelegte Hypothese Stich hält, dem Cambridger Jugendfreunde erst 1812 ein Denkmal gesetzt in den beiden Gedichten *And thou art dead* (Februar 1812) und *If sometimes in the haunts of men* (März 1812). Beide durchzittert die schwärmerische Wehmut um ein sanftes, schönes Wesen ohne jeden Anklang an geschlechtliche Liebe. Die dritte und sechste Strophe des ersten Gedichtes stimmt fast wörtlich mit einem Briefe an Hodgson (vom 16. Februar) überein, in dem es daran anschliefsend heifst: *I believe the only human being that ever beloved me in truth and entirely, was of or belonging to Cambridge,* eine Versicherung, die zu den enthusiastischen Freundschaftsbeteuerungen früherer Jahre stimmt (vgl. Brief an Elizabeth Pigot, 5. Juli 1807).

Wien. Helene Richter.

Joachim du Bellay und Horaz.

Alle Studien über den Wortführer der französischen Renaissancepoesie hat H. Chamard in seinem Werke: *Joachim du Bellay* (*Travaux et, Mémoires de l'Université de Lille* tome VIII, *Mém.* 24; Lille 1900) überholt. In seiner breiten Anlage gibt es nicht bloſs eine Biographie und literarische Wertschätzung von Du Bellay, sondern eine gründliche Analyse der politischen und literarischen Geschichte, insofern sie auf das Leben und Schaffen des Dichters Einfluſs hatte.

Du Bellay war, wie Ronsard, ein begeisterter Nachahmer der Antike und der italienischen Renaissance. Chamard hat auch bei der Aufdeckung antiker und italienischer Einflüsse groſsen Fleiſs und staunenswerten Spürsinn bewährt. Indes ist trotz allem die genaue Quellenkenntnis zu den Dichtungen Du Bellays noch nicht erschöpft. So hat Vianey (*Bulletin de la Faculté des Lettres de Bordeaux, Bull. It.* I, 1901, p. 187 ff.) zu den *'Antiquitez de Rome'* bemerkenswerte Ergänzungen geliefert; Clément (*de Adriani Turnebi regii professoris praefationibus et poematis,* Pariser These 1899) die Abhängigkeit unseres Dichters von Turnèbe eingehendst nachgewiesen.

So ist auch der Einfluſs der Horazischen Lyrik auf Du Bellays Dichtungen längst im allgemeinen vorausgesetzt und anerkannt. Chamard versäumt selbstverständlich nicht, diese Frage näher zu beleuchten und einzelne der aufdringlichsten Entlehnungen und Kontaminationen aus Horaz darzulegen (besonders S. 208—210; 225—226). Jedoch bietet uns Chamard keineswegs eine erschöpfende Behandlung des Abhängigkeitsverhältnisses Du Bellays von Horaz, eine Parallele, die nicht bloſs einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kenntnis der Arbeitsweise eines der hervorragendsten Renaissancedichters liefert, sondern auch auf die Renaissancedichtung Deutschlands Schlaglichter wirft: sind doch die Hauptsterne der 'Plejade' Lichtspender für Weckherlin und Opitz. ...

1541 erschien die Übersetzung der Horazischen *ars poetica* von Grandichan, 1545 die von Peletier; im Frühjahr 1549 (d. h. 1550 nach unserer Jahreseinteilung) verlieſs die *'Deffence'*

die Presse, mit Horazischen Zitaten der *ars poetica* gespickt (n. 10 = v. 133 ff.; 14 = 33 ff.; 16 = 323; 28 = 368—73; 31 = 38—40; 32 = 268 f.: 35 = 83—5; 51 = 359 f.; 65 = 438—44; vgl. 26 = II ep. 1, 48; 64 = II ep. 1, 239—41; 66 = II ep. 1, 115 –7; 68 = I sat. 10, 73 f.; 73 = I sat. 10, 31—5).[1] Peletier hatte neben Ronsard unseren Du Bellay zur Ode begeistert. *Voulant*[2] ... *enrichir nostre vulgaire d'une nouvelle, ou plustost ancienne renouvelée poësie, je m'adonnay à l'immitation des anciens Latins ... Ce fut pourquoy, à la persuasion de Jaques Peletier, je choisi le Sonnet et l'Ode ...* Und so ruft er auch den jungen Dichtern zu:[3] *Chante moy ces Odes, incongnues encor' de la Muse Françoyse d'un Luc bien accordé au son de la Lyre Greque et Romaine et qu'il n'y ait vers, ou n'aparoisse quelque vestige de rare et antique erudition.* Und in dem an Ronsard gerichteten Gedichte *Contre les envieux Poetes*[4] erklärt er nochmals:

Peletier me fist premier
Voir l'Ode, dont tu es prince,
Ouvrage non coutumier
Aux mains de nostre province.
Le ciel voulut que i'apprinse
A le raboter ainsi,
A toy me ioignant aussi,
Qui cheminois par la trace
De nostre commun Horace.

Du Bellay hatte seinen Horaz inne, den Horaz der Ursprache, vermutlich in den Ausgaben entweder der *Aldina* von 1501 (1503, 1511, 1519) oder in der von 1528 mit Nic. Perottis *Libellus de metris odarum Horatianarum.* Eine französische Übertragung des Venusiners existierte noch nicht: erst J. Mondot übersetzte die fünf Bücher Oden 1579, die Sermonen (l. I) zuerst Fr. Habert 1549. Du Bellay übersetzte, wie später Racine, zur Erholung und Übung antike Dichter: so entstand die Version des vierten und sechsten Buches der Äneide Vergils: eine Frucht dieser Studien sind auch die Übersetzungen zu verschiedenen griechischen und römischen Dichtern, die Du Bellay zu den *Kommentaren des platonischen Symposions,* herausgegeben von Loys le Roy, dit Regius (Paris 1558), beigesteuert hatte. Aufser Stellen aus Vergil, Lucan, Ovid, Properz, C. Gallus u. a. hatte Du Bellay auch Horazische Verse übertragen, so c. IV, 8, 11—29 (I S. 460 f.); IV 9, 25—30 (I S. 461 f.); II 20, 1—5 u. 21—24 (I S. 462); III 30, 1—7 (I S. 462 f.); ep. II 1, 5—17 (I S. 463 f.).

---

[1] Zitate aus Horaz finden sich auch sonst, so u. n. 79 = a. p. 386 f.; 85 = ep. I 3, 18 f.; II 195 = a. p. 295 (nach Marty-Laveaux).

[2] I S. 72; vgl. Chamard: *L'invention de l'Ode et le différend de Ronsard et de du Bellay* (*Rev. d'hist. litt. de la France,* 1899, S. 21 ff.).

[3] I S. 39. [4] I S. 164.

Die Sprache, die Gedanken, die Wendungen, alles Horazische war dem Dichter geläufig. Und was ein ungemein beachtenswerter Fortschritt ist, Horaz war Du Bellay nicht bloſs der anerkannte Satiriker, sondern auch der vorzügliche Lyriker. Seine Oden sind ihm Muster, Vorbild. Er versenkt sich in die Lebensanschauung Horazens — und wahrlich, der Hof Franz' I. gab dem des Octavianus Augustus nichts nach, fehlte diesem doch eine Margareta von Valois! Und die Liebe zu Kunst und Künstlern ging von Franz und Margareta auf den Renaissancehof Heinrichs II. über. Du Bellay fühlte sich ganz als der heidnische Horaz. Einladung zum heiteren Lebensgenuſs, Aufforderung, bei der Kürze des Daseins möglichst viele Freuden des Bacchus und der Venus auszukosten, das Morgen angesichts des schönen 'Heute' zu vergessen, das ist die 'Sokratische Weisheit', die der kränkliche, im Alter von 38 Jahren scheidende Dichter der französischen Welt predigt.

Dabei steckt sich der Dichter häufig ganz in das Horazische Gewand und weiſs so geschickt die Anleihen unter dem Eigenen unterzubringen, daſs sie nicht nur die einheitliche Komposition nicht stören, sondern sehr oft nur dem Kundigen in die Augen springen. Du Bellay läſst uns über seine Grundsätze betreffs Nachahmung der Vorbilder nicht im Zweifel. In der *Deffence* (I S. 17) erklärt er: *Tout ainsi que ce feut le plus louable aux Anciens de bien inventer, aussi est-ce le plus utile de bien immiter, mesmes à ceux dont la Langue n'est encor' bien copieuse et riche. Mais entende celuy qui voudra immiter, que ce n'est chose facile de bien suyure les vertuz d'un bon Aucteur et quasi comme se transformer en luy* ... Und später, im Vorwort zu '*Olive*' (1550²), ruft er den Plagiatsuchern zu (I S. 76): *Si par la lecture des bons livres, ie me suis imprimé quelques traictz en la fantaisie, qui apres, venant à exposer mes petites conceptions selon les occasions qui m'ent sont données, me coulent beaucoup plus facilement en la plume, qu'ilz ne me reviennent en la memoire, doibt-on pour ceste raison les appeller pièces rapportées?*

Verfolgen wir nun des Näheren den Anschluſs Du Bellays an die Lyrik des Horaz.

L'Olive ist von Horazischen Reminiszenzen frei. In der Hauptsache wiegen italienische Quellen vor; nur s. 102 paraphrasiert c. III 16, 1—16 des Horaz.

In dem Ronsard gewidmeten *Contre les envieux poetes* ist der Schluſs (S. 168) echt horazisch.

D'où vient ce plumâge blanc
Qui ma forme premiere emble?
Desia l'un et l'autre flanc
Dessous une aele me tremble.
Nouveau Cygne, se me semble,

Je remply l'air de mes cris.
Mes aeles sont mes ecris,
Et je porte par le monde
La memoire vagabonde
De mon Prince non pareil,
Des l'Aurore iusq'à l'onde
Ou se baigne le Soleil.[1]

Vgl. Horaz c. II 20[2] (*Non usitata nec tenui ferar*).

Die meisten Anklänge und Entlehnungen aus Horaz finden sich natürlich in den Oden (*Vers lyriques* und *Recueil de Poesie*).

So sind die Oden *A Mercure et à sa Lyre* (I S. 261) und *Du Retour du Printens* (I S. 194 f.) wörtliche, wenn auch breite Übersetzungen der Horazischen Oden III 11 und IV 7.[3] Während nun Du Bellay diese Versionen als Originalgedichte erscheinen läfst, kündigt er ein andermal (II S. 102 f.) die Übertragung von c. I 21 also an:

Là des beaux vers d'Horace
Imitant les doulx sons,
Pour donner plus de grace
A mes humbles chansons,
J'empliray l'univers
Du doulx bruit de ces vers.

Und nun folgt die Version. Wünscht aber Horaz Pest, Hunger und Krieg den Persern und Briten auf den Nacken, so singt der Franzose:

Luy à vostre priere
La peste chassera,
Et sa fureur guerriere
Sur Charles poussera,
Il envoyra la faim
Au Flamant et Germain.

In anderen Fällen sind Horazische Stellen fast wörtlich Eigengedichten eingefügt, so I S. 264 f.:

Comme l'oyzeau de prodige annonceur,
Du blond Troyen fidele ravisseur,
A qui des dieux le souverain otroye
Les vagabonds volatiles en proye,
Des plus doulx vents au printemps soutenu,
Vole hardy parmy l'air incongnu
Si tost que l'aage et vigueur paternelle
Dehors le nid ont esbranlé son aile,
Suit les oyzeaux, puis faict plus couraigeux,
Ose assaillir des serpents outraigeux:
Tel fut senty et tel sera encore
Ce nouveau Roy, que nostre siecle adore.

---

[1] Vgl. Ronsard II S. 109 (Marty-Laveaux).
[2] Die Verse von Horaz auszuschreiben, scheint mir unnötig.
[3] Vgl. die Übersetzung der gleichen Ode von Saint-Gelais (I S. 61); man ist versucht, an einen Übersetzungswettstreit zu denken.

La bische ainsi, ou le jeune cheval,
Ont veu de loing descendre contreval
Le lyonceau hardy, qui les devore
Avec' ses dents innocentes encore ...,

eine fast wörtliche Einlage aus Horaz IV 4, 1—16. Und wie bei Horaz die Räten und Vindelicier die Nachkommenschaft des Augustus fürchten, so fährt Du Bellay fort:

Jadis, Angloys, jadis preuve tu feis,
Que c'est d'avoir de François esté filz,
Et combien vault la bonne discipline
Au naturel qui à vertu s'incline.

Spricht ferner Horaz in I 1 (*Maecenas atavis*) von den einzelnen Berufen und ehrgeizigen Bestrebungen der Römer seiner Zeit, so transponiert Du Bellay (I S. 205) das Ganze ins Französische, um schliefslich in der gleichen Tonart wie der Römer zu schliefsen: ich bin ein Dichter, ein Auserwählter ...

Cetuy quiert par divers dangers
L'honneur du fer victorieux:
Cetuy la par flotz etrangers
Le soing de l'or laborieux.
L'un aux clameurs du Palaiz s'etudie,
L'autre le vent de la faveur mandie:
Mays moy, que les Graces cherissent,
Je hay' les biens que l'on adore. ...
Rien ne me plaist, fors ce qui peut deplaire
Au iugement du rude populaire.
  Les Lauriers, prix des frontz sçavans,
M'ont ia fait compaignon des Dieux:
Les lascifz Satyres suyvans
Les Nymphes des rustiques lieux,
Me font aymer loing des congnuz Rivaiges,
La sainte horreur de leurs Antres sauvaiges.
(Vgl. II S. 184.)

Eine äufserst geschickte Modernisierung eines Teiles der ersten Ode des zweiten Buches (II 1, 17 ff.) bietet Du Bellay I S. 259:

J'oy la buccine à ceste fois,
  Avec l'épouventable voix,
  Du canon qui l'oreille etonne,
  Et le hault phyfre qui resonne.
Ja le harnoys resplendissant
  Fait peur au cheval hanissant,
  Et aux yeux du souldard timide,
  Qui fait de sang la terre humide.
Je voy les vainqueurs chevaliers
  Ardents au milieu des miliers,
  Souillez des piedz iusqu'à la teste
  D'une pouldre non deshonneste.
Quel champ par la main des Valoys
  N'est engressé du sang Angloys?
  Qui n'oit le bruit que fait la terre
  Soubs la ruine d'Angleterre?

Quel destroict, quel haure et rocher
  Ne void le nefz s'entreaccrocher?
  Sur l'onde de flotant bagaige,
  Et le feu qui la mer saccaige?
Mais affin, luc trop couraigeux,
  Que tu ne delaisses tes ieux,
  Cesse ton chant, ou bien accorde
  Un plus doulx son dessus ta chorde.

Ein ungemein beliebtes Thema der Renaissanceliteratur war der Vergleich der einfachen, sorglosen Landarbeiter mit den kummervollen, reichen Städtern. Und so benützt auch Du Bellay die erste Ode des dritten Buches (V. 18—32) zur Illustrierung dieses Gedankens, vermeidet aber die Erwähnung der *Siculae dapes* und *Tempe* (I S. 250 f.).

Venus et la forte liqueur,
Qui arrache le soing du cueur,
Les viandes elabourées
Avec sauces bien savourées,
Le son du luc, et sur les eaux
Le doulx ramaige des oyseaux
N'ostent de l'or la faim sacrée
Au cueur ambicieux ancrée,
Qui iamais ne sent en son oeil
Couler l'emmiellé sommeil:
Le doulx sommeil plus tost habite
La maisonnette humble et petite
Du berger ou du laboureur
Que le Palaiz d'un Empereur.
La mer qui est tempetueuse.
Par la descente impetueuse
De l'Arcture, ou par le lever
Du Bouq ne sceurent oncq' grever
Celuy qui d'assez se contente.
La gresle qui decoit l'attente
Du vigneron, le champ trompeur,
L'arbre sans fruict, ne luy font peur:
Soit que la terre soit bruslée
Du chault, ou par l'yver gelée ...

Auch die vielgerühmte Ode IV 3, von der Scaliger (*Poetice* S. 339 [Lyon 1561]) meint, eine ähnliche gedichtet zu haben, wäre ihm lieber als spanischer König zu sein, reizte unseren Dichter zur Nachahmung (I S. 252 = Horaz IV 3, 1—10):

  Boviv, celuy que la Muse
  D'un bon oeil a veu naissant,
  De l'espoir qui nous abuse,
  Son coeur ne va repaissant.
La faveur ambitieuse
  Des grands, voluntiers ne suit,
  Ny la voix contentieuse
  Du Palaiz, qui tousiours bruit ...
  Mais bien les fontaines vives
  Meres des petits ruisseaux
  Autour de leurs verdes rives
  Encourtinez d'arbrisseaux ...

Du Bellay zog auch die Epoden des Horaz, die Ronsard nachweislich nicht verwertete,[1] zur Nachahmung heran. So singt er in den *Regrets* (II S. 201) ähnlich wie Horaz epod. VI:

[1] Vgl. meine Studie: *Ronsard und der Lyriker Horaz* (*Zeitschr. f. frz. Spr. u. L.* 1903, S. 90).

Pourquoy me grondes-tu, vieux mastin affamé,
Comme si Dubellay n'avoit point de defense?
Pourquoy m'offenses-tu, qui ne t'ay fait offense,
Sinon de t'avoir trop quelquefois estimé?
Qui t'a, chien envieux, sur moy tant animé,
Sur moy, qui suis absent?

L'Antérotique de la vieille et de la jeune Amie (I S. 169—174) steckt voller Reminiszenzen an epod. 8 und 12.

Unmittelbar an epod. 7 schliefst er sich in dem 24. Sonett der *Antiquitez de Rome* an (II S. 275):

Quelle ardente Erinnys de ses rouges tenailles
 Vous pinsetoit les coeurs de rage enuenimez,
Quand si cruellement l'un sur l'autre animez
 Vous destrempiez le fer en voz propres entrailles?
Estoit-ce point (Romains) vostre cruel destin,
 Ou quelque vieil peché qui d'un discord mutin
 Exerçoit contre vous sa vengeance eternelle?
Ne permettant les Dieux le iuste iugement,
 Voz murs ensanglantez par la main fraternelle,
Se pouvoir asseurer d'un ferme fondement.

Man erinnere sich, dafs Du Bellay in Rom lebte, als Papst Paul IV. in blindem Hasse gegen einzelne römische Adelsgeschlechter wütete und schliefslich die 'Inquisition' in Italien einführte — Regierungsakte, die Bürger gegen Bürger aufstachelten!

Wir sahen also bisher, dafs Du Bellay ohne weiteres ganze Oden oder Odenabschnitte aus Horaz entlehnt, aber meistens mit zeitgemäfsem Kolorit übermalt, ein Verfahren, das in der Geschichte des Fortlebens antiker Dichtwerke eine hervorragende Rolle spielt, leider aber bisher noch viel zu wenig Beachtung bezw. Würdigung fand. —

Ungleich gröfser ist die Zahl der entlehnten Einzelstellen. Gewifs sind einzelne Glanzpunkte, Wendungen, Sentenzen der Horazischen Lyrik auf dem Wege der Tradition Gemeingut der Gelehrten geworden; aber Du Bellay verwertet nicht selten Horazische Verse, die sonst von der Zitatenheerstrafse abliegen, er verwebt eben absichtlich Horazische Motive in seinen bunten Teppich. Verfolgen wir kommentarmäfsig Du Bellays Dichtungen.

I S. 138:

Arriere arriere ô mechant Populaire,
O que ie hay ce faulx peuple ignorant!
Doctes esprits, favorisez les vers
Que veult chanter l'humble prestre des Muses.

= c. III, 1—4 (Odi —).

Weist der Römer, wie ein Priester, das unheilige Volk zurück, so verschiebt Du Bellay das Verhältnis: der gelehrte Dichter

verachtet die ungebildete Menge — ein beliebtes Motiv der Renaissancelyrik.

I S. 155 (ähnlich I S. 145):

Ma Muse, ta voisine,
Deffendra que l'oubli
Du bruit ne s'ensaisine
Que tu as annobli. = c. IV 9, 30 ff.

I S. 190:

Ce qui viendra demain
Ja pensif ne te tienne;
Les dieux ont en leur Main
Ta fortune et la mienne. = I 9, 13.

I S. 195 f. findet sich die Übersetzung der folgenden Verse (I 9, 14—15):

Ce que les destinées
Nous donnent de journées,
Estimons que c'est gaing.

I S. 192:

Que bruyt inusité
A mes oreilles tonne?
Je suy' tout excité
De l'Horreur qui m'etonne:
Mon Coeur fremist et tremble,
Evoë, Evoë! = II 19, 5.

Ebenda S. 193 folgt er noch der Horazischen Schilderung des Gigantenkampfes (II 19, 21 ff.):

Rhete, cest inhumain
D'une horrible Machoire
Renversé par ta Main,
Feut temoing de ta gloire,
Quand les filz de la Terre
Ozerent s'avancer
Pour au ciel faire Guerre,
Et ton Pere offenser.

I S. 195 verkündigt er die bekannte Sokratische Weisheit:

Pourquoy doncq' avons-nous enuie
Du Soing qui les Coeurs ronge et fend?
Le terme bref de notre vie
Long Espoir nous deffent. = I 4, 15 f.

I S. 203 zieht er die zwei vorausgehenden Verse der genannten Horazischen Ode heran:

D'un egal pié la Mort qui tout attrape,
Et des petiz les humbles manoirs frape,
Et des plus grands les tours hautes et fortes.

Ebenda paraphrasiert er die berühmten Verse (III 3, 1 ff.):

O bienheureux qui de rien ne s'etonne,
Et ne palist, quand le Ciel iré tonne. ...
Cet Homme la pour vray iamais ne tremble,
Bien que le Ciel à la Terre s'assemble,

und in anderer Weise nochmals I S. 255:

D'un mur d'airain son coeur environné
La froide peur ne peindra dans sa face,
Soit que le pere ait en fureur tonné,
Ou que le vent soubs la terre entonné
Les fondemens du monde trembler face.

Aber die *voltus instantis tyranni* gibt er jedesmal preis! Dafür verquickt er das *nil admirari* und *murus aheneus* mit dem Horazischen Gedanken.

I S. 203 spricht er von der *Solicitude*:

Ell' suyt des Roys les Palaiz sumptueux,
Conventz sacrez, Parquetz tumultueux. ...
L'Homme de Guerre aussi la porte en croupe,
Et le Marchant avare dans la Poupe = II 16, 21 f.,

ein Gedanke, den er auch anderswo (I S. 251 f.) nochmals verwertet:

Cerne le tour continuel
Si tu veux, de l'astre annuel
Avecques un labeur extreme,
Et te fuy, si tu peux, toymesme:
Pourtant si ne fuiras tu pas
Le soing qui te suit pas à pas,
Et la crainte qui tourne et vire
Le gouvernail de ta navire. ...

Exegi monumentum (III 30, 1 ff.) wurde zur stehenden Formel aller selbstbewufsten Dichter. So ruft auch Du Bellay (I S. 233):

On ne verra par le fer demolir,
Ny par l'orage, ou la flamme abolir
Cet oeuvre faict de matiere si dure,
Que la rigueur des siecles il endure,

ähnlich wie I S. 215:

Quelques autres plus sages
Voulant perpetuer le bruit de leur vertu
Par oeuvre qui ne peust du temps estre abbatu,
Qui ne craignist le feu, ny le fer, ny l'orage ...

I S. 222:

Son (*sc. des Henry II.*) lustre
Ard tout l'obscur de ce beau siecle ici,
Comme la Lune aux etoilles eclaire
Par le serain de quelque nuict bien claire = I 12, 46 f.

I S. 227:

Le nouveau siecle, à l'antique semblable,
Verra fleurir le sceptre de Valois.
La Foy chenue (= I 35, 21), alors non violable,
Tiendra le lieu des punissantes loix.
Vice mourra: et les nopces pollues
Ne seront lors par amours dissolues = IV 5, 20 f.

Kein Wunder, wenn die geflügelten Worte (*dulce et decorumst pro patria mori*, III 2, 13 ff.) auch bei Du Bellay ein Echo finden. I S. 229 f.:

C'est chose doulce et belle que mourir
Pour son pays et son Roy secourir.
De quoy te sert, ô personne craintive!
Fuir la mort d'une course hastive?
Elle te suit, qui n'a point pardonné
Au doz craintif a la fuite addonné,
Ny au iaret trop peu ferme et debile
De la ieunesse à la guerre inhabile.
La vertu seule, à qui a merité
Avoir le prix de l'immortalité,
Oeuvre le ciel et d'une aile courante
Laisse la terre à la tourbe ignorante.

Fast mit denselben Wendungen wiederholt Du Bellay diesen Gedanken II S. 154:

C'est chose fort douce et belle,
Que pour son Prince mourir,
Puisque de la mort cruelle
On n'est sauvé pour courir.
Combien que la crainte donne
L'aile au talon fugitif,
Pourtant la mort ne pardonne
Au dos de l'homme craintif.

Und noch ein anderes Motiv dieser Ode (III 3, 9 ff.) benützt der Franzose (I S. 230) zur Verherrlichung des Königshauses:

Hercule ainsi par cet art glorieux
Jadis s'assist à la table des dieux....
Ainsi Auguste, ainsi le grand François,
Et toy Henry ...

Wie oft kehrt der Gedanke wieder, dafs der über die Lyrik hinausstrebende Dichter von Apoll auf sein eigentliches Gebiet zurückgerufen wird. Wie Horaz (IV 15, 1 ff.) singt auch unser Poet (I S. 238):

Quand le Dieu, qui regne en la lyre,
Ceinct du laurier victorieux,
Me reprist, de vouloir elire
Un oeuvre tant laborieux;
Ne souille point le luc doré
Au sang, qui coule en la campaigne ...

Ronsard hatte es gewagt, als der erste Franzose, mit Pindar zu wetteifern. Dies reizte Du Bellay nicht. Er meint, wie Horaz (IV 2, 1 ff.):

Qui du cygne Dorien
Le vol immiter desire,
D'ung ozer Icarien
Le ioint des ailes de cire (II S. 50).

Und anderswo (I S. 240 f.) wendet er das Horazische Gleichnis auf den Nachahmer der Alten im allgemeinen an:

Quiconque soit, qui s'estudie
  En leur langue imiter les vieulx,
  D'une entreprise trop hardie
  Il tente la voye des cieulx,
Croyant en des ailes de cire,
  Tout Phebus le peul deplumer;
  Et semble à le voir qu'il desire
  Nouveaux noms donner à la mer.

Oder er vergleicht sich mit Alcaeus (I S. 248 = Hor. I 32, 5 ff.):

Le Lesbien ses vers sonnoit
Parmy les armes non timide,
Ou quand à sa nef il donnoit
Repos sur le rivaige humide.

Oder er versetzt sich mit Horaz (I 22, 5 f.) an die grauenvollsten Plätze der Erde (I S. 249):

Mais les dieux n'ont voulu chasser
De moy cet heur tant souhaitable,
Que d'estre tien, feust pour passer
Le froid Caucase inhospitable,
On parmy les ondes avares
Le destroit des Syrthes barbares.

Die prächtige Stelle Horazens (III 24, 5 ff.), die auch Voltaire (*Œuvres* XI S. 42) nachahmt, begeistert ebenfalls Du Bellay (I S. 250):

La dure necessité
Qui a toutes les loix renonce,
Ses cloux de dyamant enfonce
Dessus toy iusqu'au dernier point,
Ton serf esprit ne sera point
De peur delivre, ny ta teste
Des liens, que la morte t'appreste.
Le Scythe ta plus grand raison,
Qui sa vagabonde maison
Par tout, ou bon luy semble, meine:
Et les Getes durs à la peine
Nature a trop mieulx contentez
Qui ont leurs champs non arpentez:
Et ou la culture annuelle
A chacun n'est perpetuelle.

Der Dichter ist frei; er lebt sorglos und stillzufrieden; was kümmert ihn, was draufsen Diplomaten und Fürsten bewegt? Diese von Horaz glücklich angeschlagene Saite (I 26, 1 ff.) klingt auch bei Du Bellay nach (I S. 252):

Moy, que la Muse veult aimer,
Par les vents ie feray semer
Tout le soucy qui me fait guerre
Dessus l'ennemie Angleterre

Du regne l'horrible fureur
D'Erynnis avec' la terreur
Des armes ...

Kein Wunder, wenn unser Dichter nicht versäumt, gleichwie Horaz die Bandusiaquelle (III 13, 9 ff.), so einen französischen Quell unsterblich zu singen (I S. 253):

Les fontaines ...
Dont la frescheur qui contente
Les beufz venans du labeur,
De la Canicule ardente
Ne sentit onques la peur.

Das geflügelte Wort (*virtute me involvo* III 29, 55) wendet unser Dichter also (I S. 255):

Il ne craindra le bras du fier Angloys,
Qui sa vertu porte enclose en sa trousse.

Eine der lebenskräftigsten Oden des Horaz ist die dritte des ersten Buches. Sowohl Übersetzer wie Nachahmer und Parodisten aller Literaturen wetteiferten, diese Horazischen Motive in ihrer Weise umzumodeln. Neben Ronsard (I S. 204 und I S. 321) benützte auch Du Bellay (I S. 255) diese Ode:

Il sent encor' les furieux serpens ...
Et toy aussi qui en vain te repens
Du larecin de la flamme celeste.
Ce fut au temps que ce languissant corps
Sentit premier les fievres tant cruelles.
Mille malheurs, mille sortes de morts
Le ciel vengeur feist descendre et alors
La mort boiteuse à ses piedz mist des aisles.
Que n'ont ozé les hommes attenter
Contre les dieux? cet audacieux feuvre
De l'air iadis le vyde osa tenter:
Mais bien l'Enfer ne se peult exempter ...

Ebenso I S. 274:

Croyez que d'un triple fer
De l'enfer
Trois fois retrempé en l'onde,
Son coeur durement charmé
S'est armé,
Pour combatre la faconde.

Das Selbstbewufstsein der Dichter drückt sich häufig darin aus, dafs sie hervorheben, wie Helden und Heroen nur mittels der Dichtkunst fortleben, so Horaz (IV 8, 22 ff.) und Du Bellay (I S. 258):

Qui eust sceu de Mars les enfans,
Leurs lauriers, leurs chars triumphans,
Si ores l'envieux silence
A leurs noms faisoit violence?

Oder (II S. 154):

Ainsi la race d'Alcmene
S'est assise entre les dieux,
Ainsi des freres d'Helène
Les Astres luysent aux cieux.

Von den Epoden ahmt Du Bellay außer den oben angeführten noch folgende nach. I S. 285:

Le Tygre au Tygre se mesle,
Le Lyon n'engendre pas
Le Cerf qui a le coeur bas,
Ni l'Aigle la Colombelle (= ep. 16, 31 ff.)

und II S. 371:

Tu peulx destourner en arriere
Du ciel la course coustumiere,
Tu peulx ensanglanter la Lune,
Tu peulx tirer soubs la nuict brune
Les umbres de leur sepulture,
Et faire force à la nature. = ep. 17, 77 ff.

Somit wäre der Rundgang beendet. Du Bellay verdankt dem Meister Horaz sehr viel. Aber er ist kein sklavischer Nachahmer, zählt nicht zu dem *imitatorum pecus*. Gewiß nimmt er öfters ohne Quellenangabe ganze Gedichte und Stellen aus seinem Vorbilde Horaz herüber, und man könnte ihn 'Plagiator' schmähen. Aber wir müssen bedenken, daß das 'Plagiat' keineswegs die gleiche Beurteilung in allen Zeiten gefunden hat.[1] Im übrigen verstand es Du Bellay wohl, die Horazischen Gedanken und Wendungen aufs engste mit seinen Dichtungen zu verweben, so daß dem Nichtkenner des Horaz der Einschlag nicht in die Augen fällt. Der Humanist Du Bellay war eben in stetem Umgang mit der Antike mit ihren Ideen und ihrem Gedankenkreis völlig eins geworden. Das Haus der Julier wandelt sich in das der Valois; die Feinde Roms — Parther, Briten und Spanier — sind für ihn die Engländer; heiterer Lebensgenuß bei Wein, Mädchen und Laute ist ihm die höchste Tugend, das preisenswerteste Glück.

Man mag immerhin das Vorherrschen der antiken Welt bei Du Bellay und den übrigen Sternen der Plejade vom französisch-nationalen Standpunkt aus beklagen; die Renaissancepoeten wollten aber die Nationalpoesie heben und fördern. Irrten sie hierin, so teilen sie diesen Irrtum mit den Renaissancedichtern der meisten Kulturvölker damaliger Zeit.

---

[1] Vgl. Dom. Giurati, *Il Plagio* (Milano 1903); eine charakteristische Stelle führt auch Morf (*Geschichte der neueren frz. Literatur*, Straßburg 1898, I S. 177/8) an.

Übersicht der Parallelen von Du Bellay und Horaz.

Horaz	Du Bellay	Horaz	Du Bellay	Horaz	Du Bellay
I 1	I S. 205	19, 5	I S. 192	IV 2, 1 ff.	I S. 240
1, 15 ff.	II „ 184	19, 21 ff.	I „ 193		II „ 50
3, 8	II „ 171	20	I „ 168	3, 1 ff.	I „ 252
3, 9 ff.	I „ 274			3, 1 f.	I „ 438
3, 30 ff.	I „ 255	III 1, 1—4	I „ 203	4, 1 ff.	I „ 264
4, 13 f.	I „ 203		I „ 255	5, 20 f.	I „ 227
4, 15 f.	I „ 194 f.	1, 17 ff.	I „ 250	7	I „ 194
9, 13 ff.	I „ 190	2, 13 ff.	II „ 154	8, 22 f.	I „ 258
	I „ 195		I „ 229	8, 29 ff.	II „ 154
12, 46 f.	I „ 222	3, 1 ff.	I „ 255	9, 23 ff.	I „ 245
21	II „ 102 f.		I „ 203	9, 30 ff.	I „ 145
21, 13 ff.	II „ 73	3, 13 ff.	I „ 229	15, 1 ff.	I „ 238
22, 5 ff.	I „ 249	3, 9 ff.	I „ 230		
26, 1 ff.	I „ 252	11	I „ 261	ep. 6	II „ 201
32, 5 ff.	I „ 248	13, 9 ff.	I „ 253	7	II „ 275 ff.
		16, 1 ff.	I „ 102	8	I „ 169 ff.
II 1, 17 ff.	I „ 259	24, 5 ff.	I „ 250	12	
7, 27 f.	I „ 192	29, 55	I „ 255	16, 31 ff.	I „ 285
16, 18 ff.	I „ 251 f.	30, 1	I „ 215	17, 77 ff.	II „ 371
16, 21 f.	I „ 203	30, 1 ff.	I „ 233		

München. **Eduard Stemplinger.**

Die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée.

II. (Schluſs.)

III. Die Versöhnung.

Korsische Geschichte. 1830.

Unter den historischen Anekdoten, welche von den Schriftstellern zur Charakteristik der Korsen angeführt werden, finden wir öfters, trotz des fast heiligen Gesetzes der Blutrache, Züge einer hochherzigen Vergebung. So erzählt Renucci, l. c. S. 7 ff., unter dem Titel '*Il perdono*': Zwischen den Familien Venturini und Dezii hatte lange blutige Feindschaft bestanden. Aber die 'parolanti' hatten endlich einen Vertrag zustande gebracht. Eines Tages werden dennoch in einer öffentlichen Kommunalversammlung harte Worte zwischen dem alten Nicolao Venturini und dem heiſsblütigen jungen Dezio Dezii gewechselt. Es kommt zu Tätlichkeiten. Dezio erschieſst schlieſslich den Alten und flüchtet sich dann nach Genua unter die Fahnen, weil er nirgends mehr vor dem Sohne des Getöteten, Luigione, sicher ist. — Nach mehreren Jahren kehrt der Mörder, mit einem Freibrief ausgestattet, in die Heimat zurück. Die Rache wacht noch immer. Luigione findet bald darauf gelegentlich eines Jagdzuges seinen Gegner im mâquis eingeschlafen. Trotz seines Rachedurstes weckt er ihn, weil er einen Schlafenden nicht töten will. Der Geweckte ist über diese Groſsmut gerührt, er will sich nicht wehren und wirft die im ersten Schreck ergriffene Waffe wieder fort. Schlieſslich erfolgt eine Versöhnung. Luigione tritt in den geistlichen Stand ein und hat noch viel Gutes gewirkt.

S. 49 ff. hören wir in demselben Buche: Bei Gelegenheit eines öffentlichen Balles wird Felice Pozzodiborgo, ein Mitglied der berühmten Familie, im Verlauf eines Streites erschossen. Seine Mutter verfolgt fortan in Männerkleidung den flüchtigen Mörder. Während einer Gewitternacht sucht dieser in seinem eigenen Haus ein Obdach, wird entdeckt, gefangen genommen und soll von der Partei des Getöteten gerichtet werden. Ein würdiger Priester legt sich ins Mittel, rührt die unglückliche Mutter, diese verzeiht nach einem inbrünstigen Gebet dem Mörder im Namen des allbarmherzigen Gottes und zwingt so auch die anderen Mitglieder ihrer Familie, dem bereits zur Exekution an einen Baum gebundenen Mörder zu vergeben.

Bei Germanes, l. c. II S. 271, und nach ihm bei Gaudin und Renucci S. 83 wird uns endlich also berichtet: Einem edelgesinnten Einwohner von Ziccavo wird der einzige Sohn erschossen. Obwohl er als ein aufgeklärter Geist selbst die Vendetta verurteilt, wird er doch durch seine Familie und die nationale Tradition gezwungen, den Mörder zu verfolgen. Eines Tages sitzt er mit einigen Verwandten, die sich ihm bei diesem Vorhaben angeschlossen haben, an der Fontana di Frasso, an der Strafse von Ajaccio nach Sartène. Da erscheint von ungefähr der Mörder, den er allein kennt. Er ladet ihn ein, an ihrem bescheidenen Mahl teilzunehmen, geht dann mit ihm abseits und verzeiht ihm unter der Bedingung, dafs er seine Feinde in gleicher Weise behandele.

Bei dieser Gelegenheit mag nicht unerwähnt bleiben, dafs auch der grofse Freiheitskämpfer Giovan Paolo den Mördern seines Sohnes verzeiht und um ihre Freilassung bittet, als sie wegen des Verbrechens hingerichtet werden sollten (Filippini V).

Das sind die Stoffe, die ich zunächst als mit unserem Gedicht entfernt verwandt aufzufinden vermochte.

Als ich nun die ersten Drucke der Mériméeschen Novellen in der *Revue des Deux Mondes* und der *Revue de Paris* nachschlug, fiel mir im 15. Bande S. 65 der letzteren Zeitschrift aus dem Jahre 1830 ein Aufsatz in die Augen: *Souvenirs de Corse. — La Trève de Dieu.* Der Verfasser ist Rosseeuw Saint-Hilaire.

Die ersten Zeilen zeigten bereits, dafs hier der Prosatext für Chamissos Gedicht vorliegt.[1] Chamisso hat sich wiederum fast wörtlich an seine Quelle gehalten. Aber auch diesmal mufs ich sagen, dafs ein Vergleich des Originals mit der poetischen Bearbeitung nicht zugunsten des deutschen Dichters ausfällt.

Diesmal hat Chamisso auch den Anfang seinem Original entlehnt: Il pouvait être huit heures du matin quand nous entrâmes dans les bureaux de la préfecture à Ajaccio.

Saint-Hilaire hat etwa 20 Korsen dort vorgefunden. Chamisso sagt nicht sehr glücklich: Die echten Korsen ... Erfüllen heut Ajaccios Präfektur. Dieser Schauplatz veranlafst Chamisso zu einer Frage, die durch das Gedicht nicht beantwortet wird und gewifs dem harmlosen Leser unklar bleibt:

Was bringt den tief gehegten Groll zum Schweigen,
Den diese freien Männer fort und fort
Zu den Beherrschern ihres Bodens zeigen?

Der Verfasser des Originals ruft, nachdem er berichtet hat, dafs in dem Saal ein Altar improvisiert ist, ganz verständlich aus:

---

[1] In einer hübschen, auf eingehenden Studien beruhenden Programmabhandlung: *Studien zur Lyrik Chamissos*, Bremen 1902, hat auch Dr. Herm. Tardel auf diese Quelle hingewiesen.

Mais la préfecture! une salle des séances du conseil général pour y prêcher trève de Dieu! Une scène du moyen âge au dix-neuvième siècle dans ce prosaïque séjour de la bureaucratie!

Getreu nach dem Original (ich kürze entsprechend den Prosatext) erzählt dann Chamisso weiter:

Ils étaient séparés en deux groupes .... Le personnage principal d'un de ces groupes me frappa ... rude comme son sayon de peau de chèvre .... Il portait une longue barbe rude et noire qui formait un contraste frappant avec quelques mèches de cheveux gris .... Sa figure, sombre et dure, ... n'exprimait qu'une sorte de résignation soupçonneuse.... De temps en temps, quand son œil s'arrêtait sur l'autre groupe, un éclair sortait encore de cet œil éteint, et sa main droite, avec un mouvement convulsif, semblait chercher quelque chose dans son sein ....

Entre les deux groupes un autre personnage me frappa bientôt: c'était un prêtre italien, missionnaire ambulant. ... Ce digne homme, dont chacun au reste reconnaissait l'utile influence et la charité toute chrétienne, venait de parcourir l'intérieur de l'île. On ne pouvait compter, disait-on, le nombre de familles qu'il avait réconciliées, de '*vendette*' qu'il avait éteintes, de trèves qu'il avait fait conclure. ... Je devinai sur-le-champ ce qui l'avait amené. D'ailleurs une sorte d'autel improvisé qu'il avait devant lui, composé d'une table et d'un tapis vert surmonté de la Bible et d'un crucifix, aurait suffi pour me l'expliquer. Ces deux groupes, c'étaient deux familles ennemies qu'il allait rapprocher ...

Saint-Hilaire hörte und gibt nur den Schlufs der Predigt, und mir will scheinen, dafs auch Chamisso dies hätte andeuten müssen, weil die gewaltige Wirkung der abschliefsenden Priesterworte nach der deutschen Fassung etwas unverständlich ist. Ich halte das Original für wirkungsvoller. Es lautet:

'Mes frères, dit le prédicateur en promenant sur eux un regard scrutateur, il n'est aucun de vous, je pense, qui ne se vante au moins d'avoir tué son homme, n'est-ce pas?' Dans quelque sens que la question fût posée, la réponse écrite dans tous les yeux, quoique muette, fut unanime. Tous les regards se levèrent spontanément vers lui: j'en excepte ceux d'un jeune garçon de 14 à 15 ans, qui détourna les siens avec une sorte de honte; mais l'éclair qui brilla dans les yeux du prédicateur fit bientôt baisser tous les autres: 'Les entends-tu, mon Dieu, s'écria-t-il en s'adressant au crucifix, comme s'il dédaignait de parler plus long-temps à ses auditeurs; entends-tu, mon Dieu, toi qui es mort pour eux sur la croix, toi qui leur donnes tous les jours ton sang à boire et ta chair à manger; il n'y a pas un d'eux qui ne se vanterait, s'il l'osait, de t'avoir fait mourir dans la personne d'un de ses frères; pas un, si ce n'est peut-être ce jeune garçon, tout honteux sans doute de s'entendre donner en face un pareil éloge, qui n'ait fait couler sous son stylet plus de sang qu'il n'en est sorti de tes plaies sacrées et sous le fer de la lance qui perça ta céleste poitrine. Les voyez-vous, dit-il en se retournant brusquement vers ses auditeurs, les voyez-vous ces plaies adorables que je baise, que je baigne de mes larmes (et de grosses larmes tombaient en effet sur ses joues), êtes-vous dignes de les baiser, de les adorer comme moi, vous juifs, vous assassins, vous bourreaux du Christ, vous qui le remèneriez au Calvaire, la croix sur le dos, s'il revenait encore sur la terre?' et il jeta encore un coup d'œil sur son auditoire silencieux.

Das ist die echte Kanzelberedsamkeit, und wir begreifen den Erfolg:

... leurs regards s'étaient baissés vers la terre; des larmes sincères roulaient dans ces yeux qui brillaient tout à l'heure d'une haine farouche ... tout le monde était ému ...

... les deux groupes, entraînés par une émotion commune, s'étaient rapprochés peu à peu; le prédicateur, observant du coin de l'œil l'effet de son éloquence, saisit enfin un moment favorable: il étendit son crucifix entre les deux groupes comme une bannière sacrée qui les rapprochait au lieu de les désunir.

Ich glaube, Chamisso nicht unrecht zu tun, wenn ich sage, daſs die nun folgenden Terzinen die rechte Klarheit vermissen lassen:

Schon haben auf dem Kreuze sich berührt
Zwei Hände, schaudernd schnell sich auch getrennt,
Als habe jede heiſses Gift verspürt.

Denn Recco, jener grimme Greis, erkennt
Sich gegenüber eben den Verhaſsten,
Den er den Mörder seines Sohnes nennt.

Das Angesicht erglüht dem Schmerzerfaſsten,
Die alten Wunden brechen auf, es walten
Der Zorn, der Rachedurst nach kurzem Rasten;

Noch stehet tief gebückt — ob vor dem Alten,
Ob vor dem Kruzifix? — der Jüngling bleich!
Erwartend, ob Vergebung zu erhalten.

Mit keiner Silbe war vorher des Jünglings Erwähnung getan, und unwillkürlich denkt man daher an den Knaben, von dem die Rede war.

Ebensowenig scheint mir die Strophe durchsichtig, die des Alten Gesinnung wiedergeben soll:

Still! Gnecco, still! — Dort warst du nicht allein —
Ein andrer ... Still! — Ich wills vergessen. Schweige!
Von seinem Blut sind deine Hände rein. —

Auſserdem spricht der Greis immer von einem Sohn, der ihm ermordet, während es nachher plötzlich heiſst: Vier Söhne raffte dieser Zwist mir fort.

Alle diese Unklarheiten werden mühelos beseitigt durch das zum Teil wörtlich übereinstimmende Original:

Deux mains, deux mains ennemies se rencontrèrent sur cet emblème de paix, et reculèrent instinctivement comme effrayées de se toucher. C'étaient celles du vieillard dont nous avons parlé, et d'un jeune homme à l'œil brillant, au teint plus frais, au front plus ouvert qu'on ne le rencontre communément en Corse; un regard, empreint d'une contrition profonde, se tournait vers le vieillard avec une expression suppliante mêlée d'une espèce de honte; des larmes brillaient dans ses yeux; et ses genoux, inclinés involontairement devant le vieillard peut-être autant que devant le crucifix, semblaient implorer un pardon plutôt qu'une réconciliation. Il y avait du sang entre ses deux mains-là; chacun pouvait le deviner en voyant le vieillard, évidemment ému, se détourner du crucifix, sur lequel le prêtre retenait sa main, et éviter le regard suppliant du jeune homme. Le prédicateur, penché vers lui, murmurait à son oreille quelques paroles de pardon et de paix. Quelles qu'elles fussent elles étaient élo-

quentes, elles étaient inspirées; on n'en pouvait douter en voyant sur le front chauve du vieillard le combat qui se passait dans son âme: il ne pleurait pas, mais de grosses gouttes de sueur coulaient le long de ses tempes; on entendait le bruit de sa respiration entrecoupée, c'était le seul qui troublât le silence religieux qui régnait dans la salle.

Und dann hebt der Greis zu sprechen an:

'Gnecco, dit-il enfin au jeune homme avec un violent effort, Gnecco, la balle qui est partie du buisson où tu étais caché m'a tué un fils, un fils l'héritier de mon nom, le plus brave, le plus hardi qui ait jamais poursuivi gendarme dans la plaine ou muffolo sur la montagne ... ... non, ne me dis rien, tu n'étais pas seul dans le buisson: je ne veux rien savoir, j'aime mieux croire que ce n'était pas toi; tu aimes ma fille, n'est-ce-pas? car l'amour n'a rien à faire avec les "vendette"; Gnecco, veux-tu épouser ma fille, et me tenir lieu du fils que tu ... non, que j'ai perdu? le veux-tu? et je te pardonne à ce prix.' Et comme Gnecco, trop ému pour répondre, se jetait dans les bras du vieillard, celui-ci, le repoussant doucement de la main comme s'il n'était pas encore résigné à sentir dans ses bras un ennemi: 'Aussi bien, ajouta-t-il d'une voix plus ferme, cela fatigue à la longue de haïr; voilà vingt-huit ans bientôt que le premier coup de fusil a été tiré par cette main; il était bien juste qu'elle en fût punie: mais ce n'est pas le vieux tronc qui a été battu, ce sont les jeunes rameaux, quatre fils ...'

Und dann nach neuem, kurzem Kampf:

'Père, dit-il d'une voix brusque, père, signons la trêve, signons-la vite, car un quart d'heure plus tard peut-être je ne la signerais plus, et laissez là le crucifix. J'ai besoin de le regarder pour me rappeler que j'étais chrétien avant d'être père; le ciel me pardonne si c'est un blasphème. Mais pour ne pas venger la mort d'un fils, il faut être Dieu comme celui-là, et non pas un misérable pécheur de chair et d'os comme moi.'

Saint-Hilaire gibt hierauf den ungefähren Wortlaut dieser, wie er versichert, historischen Urkunde, und ich kann es mir nicht versagen, sie wegen ihrer Seltsamkeit auch hier einzuschalten:

'Par devant le secrétaire général, le curé de la paroisse et le père ***, prêtre italien, les deux familles *** et ***, après une guerre d'extermination qui avait duré vingt-huit ans, et emporté vingt-deux des membres de l'une et de l'autre famille, faisaient trêve et paix perpétuelle, au nom de Dieu, de la Vierge Marie et de son divin fils, et promettaient de vivre désormais, ainsi qu'il convient entre chrétiens, en bonne et durable intelligence; faute de quoi, chacune des deux parties contractantes, s'engageait à passer un dédit de 12,000 francs si la trêve était rompue par aucun d'eux en particulier ou par consentement unanime; en foi de quoi ils avaient signé, et priaient Dieu et les saints anges de leur être favorables, et de veiller à l'exécution du présent contrat. Ajaccio, le .. septembre 182*.'

Nun schreitet die Handlung wieder für Chamisso benutzbar fort:

Toutes les parties contractantes, celles mêmes qui ne savaient pas écrire, se faisant guider la main par le prêtre, apposèrent leur signature; une seule y manquait encore, c'était celle du jeune garçon, que j'entendais dans un coin disputer vivement (Chamisso setzt dafür 'hadernd') ... 'Non, disait-il ... en dressant en l'air son petit poing fermé, non, vous avez beau dire, je ne vendrai pas ainsi le sang de mon père. Tous les curés

du monde auraient beau prêcher contre la "vendetta", le sang veut du sang; je le sais bien, moi: j'ai sué ça avec le lait de ma mère. ... Oui, j'y songe encore, au jour où on le rapporta devant moi, tout saignant d'un coup de fusil que ce vieux démon de Recco lui tira derrière une haie, et où on vous l'étendit tout de son long sur une table. Les femmes criaient et s'arrachaient les cheveux; mais moi je ne pleurais pas, ni ma mère non plus, la forte et digne femme. ... Alors ma mère prit sa chemise sanglante, et me la mit sur le dos. Tommasino, me dit-elle, tu es bien petit encore; mais tu te rappelleras toute ta vie, n'est-ce pas, la promesse que tu vas me faire?'

Bei Chamisso heifst diese Stelle:

... Versprich mir zu gedenken dieser Stunde.'
Des Priesters Eifer lodert auf in Flammen:
'Tomasio! sei ein Christ!' Doch er im Flug:
'Hört erst mich aus, dann mögt ihr mich verdammen.'

Wiederum ist das Original verständlicher. Der Knabe erzählt nach den Worten der Mutter weiter:

Je ne répondis rien; mais il me semblait que ces mots venaient de me grandir de dix ans. Tommasino n'était plus un enfant; c'était un homme: il allait venger son père!

Deswegen fährt der Priester auf:

Tommasino ... è questo parlar da cristiano?

Und der Knabe:

Laissez-moi achever, mon père; vous me gronderez après ...

Und er fragt:

... que faut-il faire pour qu'on ne dise pas que la chemise de Tommasino a passé sur le dos d'un lâche, et que ce lâche c'était son fils. — Écoute, m'a-t-elle dit, le vieux Recco a une chemise aussi; mais il n'y a pas de trou à celle-là: il faut lui en percer un. ... Il n'y a pas de sang sur cette chemise-là; il faut la teindre comme la tienne; entends-tu, Tommasino? — Vrai comme il y a un Dieu, je le ferai, ma mère!

Malheureux, s'écria le prêtre indigné, as-tu pu prendre ainsi le nom de Dieu à temoin d'un pareil serment!

— Et pourquoi pas, si c'est pour le tenir?

Chamisso bringt diese Blasphemie nicht übers Herz. Er schwächt ab: 'Was ich schwöre, halt ich auch.'

Enfin le vieux Recco ... sentit que c'était à son tour à faire le premier pas, puisqu'il était le coupable. Une mauvaise honte le retint quelque temps; on le vit hésiter; et le combat entre sa fierté et son repentir, entre son bon et mauvais ange, comme murmura le prêtre, se peignit sur sa figure. Le bon ange l'emporta à la fin. Il s'approcha du jeune garçon, lui prit la main, que l'autre essaya en vain de retirer, et s'inclinant vers lui avec une humilité toute chrétienne: 'Tommasino, lui dit-il, j'ai pardonné à ce jeune homme, qui m'a peut-être tué mon fils; ne peux-tu me pardonner à ton tour? Tu seras père un jour, Tommasino, et tu sauras que le fils de notre germe nous est plus cher que le père qui nous a engendré du sien. J'ai pardonné pourtant! Seras-tu plus inflexible que moi?' ... Tout le monde était ému; l'enfant lui-même l'était plus qu'il n'eût voulu le paraître. Sentant qu'il allait céder, il détourna les yeux, et voulut s'éloigner; mais sa main rencontra celle du prêtre: elle tenait une plume toute prête; l'acte était là, au pied du crucifix; une main s'offrait

pour guider la sienne. Tommasino, honteux, indécis, ému et irrité de l'être, promena autour de lui un regard incertain. Tous les yeux semblaient l'implorer comme ceux de Recco. Il céda avec un mouvement de dépit, et laissa prendre sa main, plutôt qu'il ne la tendit.

Viva Maria! s'écria le digne prêtre, en s'en emparant pour la guider, et en lui faisant tracer sur le papier une croix irrégulière; car les deux mains tremblaient d'émotions sans doute bien contraires.

Soulevant l'acte d'un air de triomphe, il le montra aux assistants; et la trêve de Dieu fut conclue! ...

Wie bei Mateo Falcone sehen wir also auch hier, daſs Chamisso sklavisch seiner Vorlage gefolgt ist. Der Stoff hat keinerlei individuelle Färbung bekommen. Es ist eben auch eine einfache Versifizierung. Freilich ist anzuerkennen, wie Chamisso oft trefflich zusammenzudrängen verstand, und wenn auch öfters das Gedicht hinter seiner Vorlage an Klarheit und Anschaulichkeit zurückbleibt, so wird man doch nicht selten überrascht sein, wie geschickt sich die wörtlichen Entlehnungen gleichsam von selbst in Rhythmus und Reim zusammenbinden.

Saint-Hilaire sagt, wie erwähnt, der ganze Vorgang sei historisch. Tatsächlich wurden gerade in den zwanziger Jahren von Missionaren besondere Anstrengungen gemacht, um die Korsen milderen Sitten zuzuführen. Sie gingen dabei oft etwas radikal vor. So erzählt Valery in seinen *Voyages en Corse,* Paris 1837, S. 271, man hätte ihm in Fiumorbo die erste Rede eines Curé de Poggio di Nozza mitgeteilt, der seine Gemeinde beim Amtsantritt also begrüſste: 'Je sais que vous êtes d'assez mauvais chrétiens et que vous ne vous souciez guère de votre curé, mais j'ai de quoi vous mettre à la raison.' Puis posant son fusil contre l'autel, 'Voici le Père,' dit-il, et plaçant son pistolet sur le même autel, 'Voici le fils, et si cela ne suffit point,' ajouta-t-il, en tirant son stylet, 'Voici le Saint-Esprit.' — Der würdige Mann lebte in voller Eintracht mit seiner Gemeinde, und sein Wirken war vom besten Erfolg gekrönt.

Ein Schatten von dieser biderben Art ist in die Predigt bei Chamisso hineingefallen.

In einer längst verschollenen Zeitung: *Journal du département de la Corse,* 3. März 1828, fand ich folgende Notiz: Nous nous félicitons d'avoir à signaler de nouveau les heureux effets du zèle charitable et des talens oratoires de M. l'abbé Pierre Orsini, de Lento, docteur en théologie, missionnaire apostolique et curé de Renno. Ce respectable ecclésiastique, envoyé dernièrement à Prunelli de Casacconi, pour détruire les haines et les inimitiés sanglantes qui désolaient depuis long-tems cette commune, a complètement réussi dans sa mission; M. l'abbé Orsini jouit de la satisfaction d'avoir réconcilié un grand nombre de familles, ramené ses auditeurs à l'exercice des vertus chrétiennes, et emporté les regrets de la population de Prunelli, qui n'oubliera

jamais les secours spirituels et autres bienfaits qu'elle a reçus de ce digne missionnaire.

Aus derselben Zeitung vom 21. Mai 1826 veröffentlicht auch der *Moniteur* unterm 2. Juni desselben Jahres folgenden Artikel: 'Il existait dans la commune de Levie, arrondissement de Sartène, quatre inimitiés, dont le nom seul, inimitiés de sang, attestait assez comment elles avaient été produites, et ce qu'on devait en attendre. Ces inimitiés, qui avaient porté la désolation dans cette commune, auraient, à la longue, bouleversé l'arrondissement. L'administration locale était inutilement intervenue plusieurs fois comme médiatrice; ce que tous ses soins n'ont pu obtenir, la religion vient de l'opérer: à la voix du révérend Père Philippe, prêchant au nom du Ciel l'oubli des injures et la concorde, les cœurs ont été amollis, et cet homme évangélique a eu le bonheur d'amener les partis à une réconciliation inattendue. Le 12 mai, à la satisfaction de tous, une paix générale a été faite en présence de ce respectable missionnaire, qui a vu ainsi couronner ses vœux et ses efforts.'

Am 17. November 1826 schreibt der *Moniteur* wiederum: M. l'abbé Filippi, ancien curé de l'Isle-Rousse, continue ses travaux évangéliques toujours avec le même succès. Il vient de terminer une mission à Vico. Par ses talens et l'énergie qu'il a développée dans ses différens sermons, il a su attirer l'attention de tous les fidèles, et les habitans de Vico lui doivent d'autant plus que par ses soins il est parvenu à réconcilier plusieurs familles en inimitié depuis long-tems.

Obwohl nichts hindert, in dem Priester unseres Gedichtes diesen Abbé Filippi zu sehen, so führe ich diese Zeitungsnachrichten aus den von Saint-Hilaire bestimmten Jahren (182*) nur an, um dem merkwürdigen Ereignis dadurch die historische Grundlage zu sichern.

IV. Colomba.

Ich stelle hier ein paar Dinge zusammen, die für die Geschichte der *Colomba* von Wichtigkeit sind, und auf die, soweit ich sehe, noch nicht im Zusammenhang aufmerksam gemacht worden ist.

Voraus will ich bemerken, daſs ich die Möglichkeit der Benutzung einiger Briefe Mérimées, die gelegentlich und zwar an ohne diese Hilfe kaum auffindbaren Stellen veröffentlicht worden sind, dem umsichtigen, zuverlässigen und sachkundigen Maurice Tourneux verdanke, der einen unentbehrlichen Wegweiser gab durch seine Arbeit: *La Correspondance générale de Prosper Mérimée. Notes pour une édition future. Revue d'histoire littéraire de la France* 1899, S. 55 ff.

Man weiſs, mit welchem Eifer und welchem glücklichen Er-

folge Mérimée den Pflichten seines Amtes als Inspecteur général des monuments historiques oblag, und wie unermüdlich er sich den Beschwerden der Inspektionsreisen unterzog.

Was hat ihn nun bewogen, nach Korsika zu gehen? Antwort darauf scheint mir ein Artikel im *Moniteur* vom 4. April 1839 zu geben. Dort heifst es: Le comité historique des arts et monuments a répandu dans tous les départements de la France de nombreux exemplaires d'un formulaire archéologique destiné à préparer l'histoire, la description, l'inventaire et le cadastre de tous nos monuments religieux, militaires et civils. De toutes les provinces arrivent au comité des réponses faites aux questions posées par le formulaire archéologique sur les monuments gaulois, romains et chrétiens en France.

M. Pierangéli, conseiller à la cour royale de Bastia, correspondant très-instruit et très-laborieux du comité des arts, vient d'adresser au comité un travail important: c'est une série complète de réponses précises et détaillées sur les monumens entiers et fragmens de monumens de toute nature qui parent aujourd'hui encore l'île de Corse. L'extrait du travail de M. Pierangéli, fait par M. Didron, secrétaire du comité, nous a paru de nature à intéresser les antiquaires et les historiens. Nous croyons utile de publier cet extrait, qui fait en quelque sorte un appel à tous les savans dont le comité provoque et réclame le zèle.

Die Seele und zum Teil der Vater dieses Komitees war ja Mérimée.

Herr Pierangéli berichtet dann nach diesem Auszuge, dafs auf der Insel keine gallischen Denkmäler, wohl aber einige römische zu finden seien. Er behandelt darauf die zahlreichen christlichen Denkmäler Korsikas, Kirchen und Kapellen, sowie deren Form, die Klöster und die Skulpturen in den Kirchen.

Wenige Wochen darauf schreibt Mérimée an seinen Freund De Saulcy: Je crois que je vais aller en Corse travailler de mon métier et voir un peu s'il y a quelque chose de ce côté-là. J'en doute fort, mais ce doit être un pays curieux. Je tâcherai de vous déterrer quelques monnaies puniques et peut-être vous apporterai-je dans mon innocence des sous de S. M. le roi des Marmottes. ... Je partirai probablement dans une dizaine de jours ... (Wallon, *Éloges académiques,* Paris 1882, II S. 250). Wallon datiert den Brief: fin de mai 1839. Hat die Abreise Mérimées nicht eine erhebliche Verzögerung erfahren, so ist die Datierung nicht ganz zutreffend, denn bereits am 3. September 1839 wird dem *Moniteur* aus Ajaccio gemeldet: 'M. Mérimée, inspecteur général des monuments historiques de France et maître des requêtes au conseil d'État, est arrivé dans notre ville samedi dernier. Il en est reparti lundi matin. M. Mérimée va dans l'arrondissement de Sartène continuer ses explorations archéologiques.'

Die Ergebnisse seiner Forschungen in Korsika hat Mérimée, wie bekannt, zusammengefaſst in seinen *Notes d'un voyage en Corse 1840*.

Während meines Aufenthaltes in Korsika gelang es mir, mit der liebenswürdigen Hilfe meines Mentors und Gastfreundes, des Friedensrichters von Olmeto, Herrn Michel Galloni d'Istria, festzustellen, daſs Mérimée Mme Colomba Bartoli, née Carabelli, in ihrem 72. Lebensjahre kennen lernte, und mir wurde versichert, daſs ein naher Verwandter der Colomba, Herr Roccaserra in Sartène, jenen 'coup double' getan haben soll, der in der Novelle eine so groſse Rolle spielt. Die Lieblingstochter der Colomba, Catherine, war in Olmeto an einen Herrn Joseph Istria verheiratet. Deren Kinder lernte ich persönlich kennen und erfuhr durch sie von einer ernsten Familientradition, daſs Mérimée sich um die Hand dieser Catherine beworben hätte, aber als Franzose, als 'pinsuto' und 'Literat' abgewiesen worden sei.[1]

Nach diesen Feststellungen wird man mit erhöhtem Interesse einen Brief lesen, der auch mir erst nachträglich bekannt geworden ist. Mérimée hat ihn am 30. September 1839 aus Bastia an seinen Freund Requien gerichtet, und man findet ihn in der *Revue de Paris* vom 15. Mai 1898. Man könnte in dem Brief das Samenkorn für die Novelle sehen. Der Dichter teilt seinem Freunde mit, daſs er an seine Adresse drei korsische Dolche geschickt habe, sagt ihm: 'Je me suis fort amusé dans ce pays-ci et j'ai tâché de tout voir, depuis le cèdre jusqu'à l'hysope', berichtet ihm in wenigen Zeilen von seinen archäologischen Funden und fährt dann fort:

'Mais c'est la pure nature qui m'a plu surtout. Je ne parle pas des makis, dont le seul mérite est de sentir fort bon, et le défaut, de réduire les redingotes en lanières. Je ne parle pas des vallées, ni des montagnes, ni des sites tous les mêmes et conséquemment horriblement monotones,[2] ni des forêts assez piètres, quoi qu'on en dise mais je parle de la pure nature de l'HOMME. Ce mammifère est vraiment fort curieux ici et je ne me lasse pas de me faire conter des histoires de vendettes. J'ai passé plusieurs jours dans la ville classique de la 'schiopettata', Sartène, chez un homme illustre, M. Jérôme R…, qui le même jour fit coup double sur deux de ses ennemis. Depuis, il en a tué un troisième, toujours acquitté à l'unanimité par le jury. J'ai vu encore une héroïne, madame Colomba, qui excelle dans la fabrication des cartouches et qui s'entend même fort bien à les envoyer aux personnes qui ont le malheur de lui déplaire. J'ai fait la conquête de cette illustre dame qui n'a que soixante-cinq ans,[3] et en nous quittant nous nous sommes embrassés à la Corse, *id est* sur la bouche. Pareille bonne fortune m'est arrivée avec sa

[1] Vgl. im ersten Teil dieser Abhandlung (Bd. CXI) S. 360, Anm. Man findet in dem Aufsatz der *Deutschen Rundschau* oder in meiner Schulausgabe der Novelle (G. Freytag 1903) genauere Daten über Colomba.

[2] Dies Urteil kann man nur für den Südwesten und den Osten der Insel unterschreiben.

[3] Da sie 1768 geboren war, so stand sie tatsächlich im 72. Lebensjahre.

fille, héroïne aussi, mais de vingt ans, belle comme les amours, avec des cheveux qui tombent à terre, trente-deux perles dans la bouche, des lèvres de tonnerre de Dieu, cinq pieds trois pouces et qui à l'âge de seize ans a donné une raclée des plus soignées à un ouvrier de la faction opposée. On la nomme la Morgana et elle est vraiment fée, car j'en suis ensorcelé; pourtant il y a quinze jours que cela m'est arrivé. Sans les punaises, la Corse serait un pays charmant, mais on en trouve partout. Il faudrait encore qu'il y eût des dryades et des nymphes pour répondre aux soupirs des voyageurs, mais on y est horriblement moral.'

Mögen die guten, schlichten Enkelkinder der Colomba, die mich so treuherzig in die erwähnte Familientradition einweihten, diese Zeilen nie lesen. Wir aber können uns freuen, dafs die Seufzer Mérimées kein Echo fanden, denn *'Colomba'* wäre wahrscheinlich nie geschrieben worden, und es hätte zurzeit nur einen Banditen mehr gegeben.

Ohne weitere Folgerungen ziehen zu wollen, erwähne ich nur, dafs Catherine dauernd im Gedächtnis Mérimées lebte. Noch 17 Jahre später schreibt er an eine befreundete Dame (*Revue des deux mondes* 1879, 15 août: Prosper Mérimées, à propos de lettres inédites par M. Othenin d'Haussonville, S. 749 f.):

J'ai rencontré l'autre jour Mlle *** chez une dame russe de mes amies. Elle m'a paru plus belle et avoir un faux air de statue antique. Seulement elle est trop bien portante. Je trouve à redire aux femmes malades, mais il ne faut pas qu'elles soient trop florissantes et qu'elles soient en état de rosser les gens qui leur feraient une déclaration. J'ai connu en Corse une demoiselle admirablement belle qui fut traduite en police correctionnelle pour avoir battu un homme. Elle fut acquittée bien entendu.

Über den 'coup double' fand ich noch eine interessante Notiz in dem Buche: *La vendetta, le banditisme et leur suppression* par Félix Bertrand, 1er avocat général à la Cour impériale de Bastia en 1858, Paris 1870. Bertrand erzählt:

A une faible distance de la ville de ..., j'ai vu sur la pente d'un coteau un mausolée de ce genre (es handelt sich um die korsischen Grabkapellen). Sur une plaque de marbre noir un peu dégradée par le temps, on pouvait déchiffrer cette inscription qui est encore lisible: 'Giace quà la spoglia insanguinata di due fratelli crudelmente feriti; la Giustizia divina scoppierà, l'umana s'aspetta'.

Je connaissais l'événement que cette inscription rappelle et qui s'est passé à cet endroit même, dans le cours de l'année 1833. A cette date un personnage distingué, dont je dois taire le nom, eut le malheur de rencontrer, au moment où ils allaient visiter leurs héritages, deux frères avec lesquels il était en inimitiés. Une fusillade s'engagera entre eux. Le personnage en question, ayant eu le bras gauche cassé, riposta de l'autre bras et fit coup double sur ses deux ennemis qu'il tua raides. Les détails de ce combat ont été recueillis par M. Mérimée et il les a utilisés dans son beau roman de Colomba.

Les deux jeunes gens qui venaient de succomber si malheureusement n'avaient qu'un seul parent. C'était un oncle plus que septuagénaire. Grave par habitude, ardent par nature, mais impuissant à raison de son âge, il pensa qu'un Corse offensé ne pouvait vivre honorablement sans vengeance, et il résolut de s'isoler du monde.

Und nun erzählt Bertrand, wie der alte Mann sich in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer bis zum Tode des Mörders einschlofs. Diesen Teil der Anekdote kann man bei Ortoli, *Les voceris de l'île de Corse* S. 180 f., nachlesen.

Bertrand setzt das Ereignis in das Jahr 1833, nach Mérimée mufs es 1839 gewesen sein. Leider wurde mir das Buch Bertrands erst nach meiner korsischen Reise bekannt. Ich zweifle nicht, dafs an einer der Kapellen, die auf Sartène herniederschauen, die erwähnte Inschrift zu finden ist.

Im Oktober 1839 verläfst Mérimée bereits wieder die Insel. Ihm sind bei seinen Streifzügen allerlei Unannehmlichkeiten zugestofsen, worüber uns ein Brief an den Unterpräfekten von Corte, Morati, belehrt, den Robert Caze in der französischen Zeitung *Le Réveil* am 4. Dezember 1881 veröffentlicht. Es heifst darin:

'La renommée vous dira mes tribulations à la tour de Sénèque, les pierres qui m'ont roulé sur les pieds à Sainte-Catherine de Sisco, la gymnastique qu'il m'a fallu mettre en usage pour porter mon cheval d'Erbalunga à Bastia (Porter est ici au propre et non dans l'acception figurée reçue en Corse). Enfin je remporte ma peau et mes oreilles, et m'en vais à Livourne. Je suis tellement pressé que je ne puis que vous prier d'agréer l'expression de ma vive reconnaissance pour votre accueil si obligeant à Bastia et à Murato. Croyez que je quitte votre pays avec peine et avec l'espoir d'y revenir.'

Und später, am 20. August 1845, dankt er demselben Herrn für die Gastfreundschaft, die er einem Vetter des Dichters und dessen Gattin erwiesen hat, und fügt zu dem Lobe der Insel nur die Klage über die Sprödigkeit ihrer Frauen, wobei er gewifs nicht zuletzt wieder an Catherine denkt. Er sagt:

'Vous passez en France pour des sauvages, malgré quelques badauds comme moi qui s'évertuent à dire toutes sortes de biens de vous. Il faudra que nos Parisiennes viennent aux bains d'Orezza pour qu'on apprécie votre île comme elle le mérite. Quand viendra cet heureux temps que nous verrons, j'espère, je n'aurai plus à vous faire le seul reproche que je vous adressais, il y a quelques années, sur la sauvagerie de vos femmes et l'excès de moralité qui désolait les voyageurs lorsque vous surveilliez les mœurs de Bastia.'

Das begeisterte Lob Korsikas ist aber nicht allzu wörtlich zu nehmen, denn am 15. November schreibt Mérimée seinem Freunde Lenormant, er sei froh, sich 35 Tage in Italien aufgehalten zu haben:

'j'avais tellement mené en Corse une vie de chien que les délices de la civilisation avaient pour moi deux fois plus de prix qu'à l'ordinaire.'
(*Revue de Paris*, nov. 1895. Lettres à M. et Mme Lenormant.)

Vierzehn Tage nach seiner Rückkehr, am 29. Dezember 1839, gibt er De Saulcy einen kurzen Bericht über seine korsischen Freunde und schliefst mit den Worten:

'Tout cela vous sera dit par le menu dans un rapport que je veux imprimer et donner aux doctes comme vous.'

Durch diesen Bericht, der bald darauf, wie bereits erwähnt, als *Notes sur un voyage en Corse,* Paris 1840, erscheint, hat er zuerst das Interesse für die Insel wiedergeweckt. Es geht dies u. a. aus einem Brief an Libri hervor, der sich sehr anerkennend über die *Notes* geäufsert zu haben scheint und wohl mehr über die korsische Poesie zu erfahren wünschte. Mérimée schreibt ihm:

'... je n'ai pu encore retrouver un recueil de ballate et de voceri corses imprimés. Je prends la liberté de vous envoyer quelques-unes de ces poésies manuscrites, vous demandant grâce pour l'orthographe qui n'est pas facile pour un patois aussi sauvage que le corse.'
(*Gazette anecdotique, littéraire, artistique et bibliographique,* 15 mars 1880.)

Am 1. Juli 1840 erscheint dann *Colomba* in der *Revue des Deux Mondes.* Am 28. Juli dankt Mérimée seinem Freund Lenormant für die Anerkennung, die er der Novelle gezollt hat:

'Je suis bien content que mademoiselle Colomba ne vous ait pas trop déplu. J'aurais pu ajouter à son portrait quelques touches qui l'auraient peut-être rendu plus ressemblant, mais j'ai craint "l'offensionem gentium".' (*Revue de Paris,* novembre 1895.)

Um so merkwürdiger ist danach ein Brief an De Saulcy vom 29. November 1840 (Wallon, *Eloges académiques* II S. 254 ff.), in dem Mérimée auf eine Anfrage des Freundes Bericht über seine Tätigkeit während des letzten Jahres gibt. Er spricht von der Beendigung seiner 'guerre sociale', von seinen Inspektionsreisen, seinem Aufenthalt in Madrid, von einer beabsichtigten numismatischen Arbeit; die in dieselbe Zeit fallende *Colomba* aber zu erwähnen, scheint er einem Gelehrten wie De Saulcy gegenüber nicht für wert zu erachten.

Ein Glück, dafs auf literarischem und künstlerischem Gebiete die Selbsteinschätzung des Individuums nicht für die Nachwelt verbindlich ist.

Nachdem ich in Korsika auch festgestellt habe, dafs der Vater der Colomba Bernardin Carabelli, ihre Mutter Innocence Bernardini hiefs, dafs sie sich 1795 in Fozzano mit Antoine Bartoli verheiratet hat, und dafs ihr ein Sohn François ermordet wurde, bekamen einige Auszüge aus amtlichen Urkunden, die Robiquet in seinen *Recherches historiques et statistiques sur la Corse,* Paris 1835, gibt, einen besonderen Wert. Dieses Buch ist oft zitiert und benutzt worden, und Mérimée hat es sicher gekannt. Man wird in den folgenden trockenen Berichten unschwer die amtlichen Daten für die Familiengeschichte der Colomba und die Grundlage für einige Episoden der Novelle erkennen.

Auf S. 428 f. liest man:

'6 juin 1830 et 18 mai 1831. La commune de Fozzano est divisée, depuis long-temps, en deux partis, dont le moindre événement suffit pour réveiller l'animosité. A la tête de l'un de ces partis sont les Carabelli, les Bartoli, les Bernardini; l'autre a pour chefs les Grimaldi, les Paoli et les Durazzo. En 1830, un léger différend s'étant élevé entre Paul et

Pierre-Paul Paoli, le premier s'éloigna peu à peu du parti qu'il avait appuyé jusqu'alors, et finit par s'attacher à l'autre: cette espèce de désertion le rendit odieux à ses anciens amis. Le 6 juin 1830, jour de la fête patronale de Fozzano, après les vêpres, Paul et son frère retournaient au village, situé à quelque distance de l'église. Pierre-Paul, son fils et son neveu, qui les suivaient, les ayant dépassés, le premier se retourna pour les regarder. 'Pourquoi me regardes-tu?' lui dit Paul. Aussitôt ils s'attaquent: l'un est armé d'un stylet, l'autre d'une canne à épée. Amis et ennemis accourent: Pierre-Paul est tué, ses deux fils et son neveu sont blessés, de l'autre côté Paul le transfuge et Jean-Baptiste Bernardini sont tués.

'Le 17 mai suivant, Michel-Ange Paoli, celui qui avait porté le coup mortel à Jean-Baptiste Bernardini, fut acquitté par la Cour royale de Bastia. Le lendemain, à dix heures du soir, il se rendait, avec son frère et son neveu, à l'hôtel où il était logé; trois coups de pistolet furent tirés sur eux, et ne les atteignirent pas; un des assassins se précipita sur le frère de Michel-Ange, et le blessa d'un coup de stylet: c'était Antoine Bernardini, voltigeur corse, frère de Jean-Baptiste.

'Entre ces deux événements, un des Carabelli se rendant de Sartène à Fozzano, avec une escorte nombreuse, tomba dans une embuscade et fut tué: ses compagnons de voyage blessèrent et prirent un des assassins. Fozzano présentait l'aspect le plus sombre: les maisons en étaient crénelées et barricadées; personne n'osait se montrer au dehors. (*Acte d'accusation* du 11. octobre 1831.)

'30 décembre 1830. — Michel Durazzo se rendait de Fozzano à ses propriétés, situées à peu de distance du village, il était accompagné de ses deux fils, Jean-Paul et Ignace, de deux de ses neveux, François et Baptiste, et de plusieurs ouvriers lucquois. Les ennemis de Durazzo, embusqués, firent feu sur eux: Baptiste et Ignace tombèrent morts, Jean-Paul fut blessé; ceux qui restaient ripostèrent, et tuèrent François Bartoli et Michel Bernardini.'

Die *vendetta* für diesen Sohn François hat dann, nach Angabe ihrer Verwandten, Colomba Bartoli mit ihrem Bruder Simon Carabelli für einige Zeit in den Makis getrieben.

Zur Vorgeschichte des bereits oben erwähnten 'coup double' des Herrn Roccaserra diene noch folgende, an derselben Stelle zu findende Episode:

'16 septembre 1830. A Sartène, comme à Fozzano, il existe deux partis, celui des Roccaserra et celui des Ortoli. Les familles dont se compose le parti Roccaserra, les plus riches et les plus puissantes du pays, habitant le quartier de Sant' Anna, ce qui leur a fait donner le nom de Sant' Anninchi. En juillet 1830, les Sant' Anninchi étaient en possession de l'autorité municipale; on supposait même qu'ils avaient une grande influence sur le sous-préfet: la révolution de juillet fut donc, abstraction faite des opinions politiques, un triomphe pour le parti contraire. Le sous-préfet était absent: un Ortoli fut chargé de l'intérim. La garde nationale s'organisa. Le maire s'était, dit-on, montré contraire à cette mesure: tout se fit sans lui à la sous-préfecture. Les Sant' Anninchi se tinrent sur la défensive, et se constituèrent en quelque sorte en état de siège. Le 16 septembre, des montagnards armés descendent à Sartène; la plupart se rendent à Propriano pour accompagner le sous-préfet, qui devait arriver ce jour-là; ceux qui restent garnissent les maisons du quartier Sant' Anna. La nouvelle garde nationale prend la résolution de faire une patrouille, et de traverser ce quartier, malgré la vive opposition manifestée par ceux qui l'habitent. Cette patrouille s'avance: elle était com-

posée de trente à quarante gardes nationaux, auxquels on avait adjoint huit gendarmes; une foule d'enfants l'accompagnait; un jeune homme du parti Ortoli la commandait. Elle pénètre, sans difficultés, sur la place, un coup de fusil, parti d'une des maisons qui l'environnent, vient frapper le malheureux commandant (Sébastien Pietri): il tombe mort. Aussitôt toutes les autres maisons répondent à ce signal par une vive fusillade: un des gardes nationaux est blessé mortellement, plusieurs autres reçoivent des blessures graves; deux gendarmes sont également blessés. La troupe riposte en vain: elle n'atteint que des murailles, et bientôt elle est obligée de chercher son salut dans la fuite.'

Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dafs Mérimée diese Notiz namentlich für das sechste Kapitel der Novelle benutzt hat. Vielleicht ist auch nicht überflüssig zu bemerken, dafs wenige Seiten später, S. 434, Robiquet einen amtlichen Bericht über die Gefangennahme des Agostini gibt. Auch über die zu einer Bande vereinigten Banditen Gambini, Sarochi, Théodore Poli und Brusco, die wir in der Novelle in derselben Zusammenstellung (S. 221) wiederfinden, kann man sich an demselben Orte (z. B. S. 422) unterrichten, und dafs die Hauptzeugin bei Mérimée Pietri heifst, ist dann vielleicht auch kein Zufall, weil wir ebenda mehr über die Brüder Pietri hören (S. 430).

Endlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dafs Mérimée von der Colomba Bartoli und ihrer Tochter Catherine wahrscheinlich bereits vor seiner Reise nach Korsika gehört hat. Jedenfalls hat er nicht zuerst den romantischen Ruhm der Damen auf dem Festlande verkündet. Denn etwa zwei Jahre vor Mérimées korsischer Reise erschienen die *Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne* par M. Valéry (Bibliothécaire du Roi aux palais de Versailles et de Trianon).

S. 202 f. spricht er von Fozzano:

'Fozzano, village de près de sept cents habitans, foyer de vendette, est divisé en deux partis composés des familles les plus distinguées, ce qui contribue à prolonger le mal. Ces vendette qui remontent à plus de quarante ans, ont ruiné le pays, autrefois un des plus riches de la Corse, et qui pourrait encore le devenir ...

L'aspect de guerre du village était affreux, misérable: les paysans marchaient armés; les maisons étaient crénelées, barricadées et les fenêtres bouchées par de grosses briques rouges. Un quart environ de la population est en inimitié; les hostilités existent principalement entre les habitans du village *di Sotto* et *di Sopra*; ceux des familles en inimitiés sont consignés chez eux, et les enfans même ne peuvent aller à l'école, car ils ne seraient point épargnés; il est vrai que ces gamins rustiques savent très-bien faire le coup de pistolet, et qu'ils ont quelquefois aussi leurs propres vendette.

Les femmes ne se portent pas avec moins d'ardeur que les hommes aux vendette. J'ai visité Madame Colomba Bartoli qui, malgré la douceur de son nom, fut jadis un véritable amazone, et tirait fort joliment des coups de fusil. Madame Bartoli, âgée de soixante ans,[1] mais verte encore, propriétaire de champs d'oliviers et de blé et appartenant à l'une

[1] Vgl. oben S. 103, Anm. 3.

des familles qui mènent un des deux partis, perdit son unique fils à une rencontre arrivée le 30 décembre 1833,[1] dans laquelle quatre hommes périrent et un fut blessé. Le jeune homme paraît avoir été l'un des agresseurs, puisque ses adversaires furent acquittés, arrêt que la douleur passionnée de la mère accusait à tort de vénalité: "La justice se vend à Bastia comme tout le reste," me disait madame Bartoli. Elle a consacré à ce fils regretté une petite chapelle où elle voulut bien me faire conduire par sa fille Catherine, jeune personne belle, blanche, forte, qui fait aussi bien le coup de fusil que madame sa mère, et dont les habits de deuil rappelaient la funeste rencontre où son frère avait péri.'

Man möchte danach annehmen, dafs Valery Mérimée den Weg zur Colomba gewiesen hat.

Zum Schlufs sei mir noch eine allgemeine Bemerkung gestattet. Man kann Quellenstudien gegenüber sehr leicht die Empfindung haben, dafs es von zweifelhaftem Werte ist, nachzuspüren, woher ein Dichter seinen Stoff genommen hat, und wenn das Suchen von Erfolg gekrönt ist, so schleicht sich wohl auch zuweilen das Bedauern ein, durch Aufdeckung der Quelle den unbefangenen Genufs eines Dichtwerkes zerstört zu sehen. Dies trifft nach obigen Ausführungen wohl auch für 'Mateo Falcone' und 'Die Versöhnung' von Chamisso zu. Ich mufs selbst bekennen, dafs mir das sich aus der Untersuchung notwendig ergebende absprechende Urteil Leid bereitete, denn Chamisso steht mir von Jugend auf menschlich sehr nahe. Aber die Literargeschichte, meine ich, hat nicht nur die Aufgabe, konstatierend den Fäden nachzugehen, die sich zu geistigem Bande von Volk zu Volk schlingen, sondern sie hat auch die Pflicht, wie die Weltgeschichte, unparteiisch Recht zu üben und ursprünglichem Besitzstand Achtung zu verschaffen. Nur wo fremder Stoff als blofse Materie übernommen und, von künstlerischer Eigenart erfüllt, zu selbständiger individueller Gestaltung gelangt ist, liegt berechtigte Aneignung vor. Ein einfaches Umgiefsen der Form berechtigt noch nicht zu stillschweigender Besitzergreifung.

Aus den voraufgehenden Untersuchungen ergibt sich, dafs Mérimée bei den in Betracht kommenden Stoffen als wahrer Künstler verfahren ist, und wird vielleicht aus dem Dichterkranze Chamissos ein Blättlein genommen, so ist es nur das gleiche Recht, das es dem Kranze Mérimées als Eigentum wieder einflicht.

[1] Nach Robiquet (vgl. oben S. 107) geschah dies am 30. Dez. 1830.

Berlin. Max Kuttner.

C. F. Meyers 'Amulett' und seine Quelle.

Schon vielen Lesern Meyerscher Novellen ist die Ähnlichkeit mit Prosper Mérimée aufgefallen, ohne daſs es bisher gelungen wäre, Entlehnungen irgendwelcher Art nachzuweisen. In einem Falle ist Meyer indes tatsächlich bei Mérimée in die Lehre gegangen; dessen *Chronique du règne de Charles IX,* ein 1829 erschienener und erst 1842 zum zweiten, 1860 zum dritten Male aufgelegter Roman, hat ihm nämlich für eine seiner ersten Novellen, *Das Amulett,* als Quelle gedient. Durch seines Vaters *Geschichte der evangelischen Gemeinde in Locarno* für die Zeit der Glaubenskämpfe interessiert, durch Vulliemin, seinen väterlichen Freund, und Verkehr mit französischen Schweizern in dieser Sphäre festgehalten, ging Meyer frühzeitig mit dem Gedanken um, gleichsam als Ergänzung zu des Vaters Locarnesenbuch in einer Novelle zu erzählen, wie aus Frankreich flüchtende Hugenotten in der Schweiz eine neue Heimat finden. Was er selbst plante, fand er teilweise in Mérimées *Chronique* vorgebildet und begann seinen eigenen Bau, Mérimée als Richtschnur in der Hand, oder, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, der Roman desselben ward für ihn 'ein Ackerfeld, das er immer wieder umpflügte, damit ihm kein allfällig vergrabener Schatz, auch nicht das kleinste Kleinod entgehe.'

Mérimées Hauptmotiv — eine Reliquie schützt den Ungläubigen und läſst den Gläubigen im Stich — ward auch die Achse seiner Erzählung. Übernommen sind ferner die begleitenden Nebenumstände, der Ungläubige ist Protestant, der Gläubige Katholik, der Protestant wird durch das Amulett bei Gelegenheit eines Zweikampfes mit einem Katholiken gerettet, und der wundergläubige Eigentümer triumphiert über diese Rettung als über einen Sieg seiner Religion. Mérimée: '*Maintenant, je l'espère, l'opiniâtreté huguenote est un peu ébranlée. Il fallait des miracles pour vous convertir. — Comment? — Quoi n'avez-vous pas éprouvé par vous-même les surprenants effets du pouvoir des reliques?*' Meyer: 'Ob nun gewisse Leute ihre Meinung ändern werden über Unsere liebe Frau von Einsiedeln? Daſs du hier neben mir sitzest, hast du nur ihr zu danken!' Aber der Ungläubige ist nicht zu über-

zeugen. Mérimée: *'Dieu me préserve de croire à ces reliques papistes! Le souvenir de la belle main qui m'a donné cette petite boîte, et l'amour qu'elle m'a inspiré, ont doublé mes forces et mon adresse.'* Meyer: 'Sein Aberglaube war verwerflich; aber seine Freundestreue hatte mir das Leben gerettet.' Die Rettung ist um so auffallender, als der Hugenott, auch dieses Moment war bei Mérimée gegeben, ein ungeübter Provinzler ist, der seinen ersten Waffengang tut, sein Gegner aber *'roi des raffinés'* und *'favori des dames'*, Damenfänger und berüchtigter Raufer, wie Meyer übersetzt. Sie erklärt sich freilich ganz naturgemäſs, auch das schon in der Vorlage, dadurch, daſs die Degenspitze an der Reliquie abprallt und so der Langsame dem Schnellen, der 'weit ausgefallen' (= Meyer, *se fendant avec impétuosité'*, Mérimée) und durch das unvermutete Hindernis ins Schwanken geraten war, den Todesstoſs versetzen kann. Auch hier fast wörtlicher Anschluſs! Mérimée: *'il l'aurait infailliblement percé d'outre en outre sans une circonstance qui fut presque un miracle et qui dérangea le coup: la pointe de la rapière rencontra le reliquaire d'or poli, qui la fit glisser et prendre une direction un peu oblique.'* Meyer: 'Blitzschnell kam der Stoſs, aber die geschmeidige Stahlklinge bog sich hoch auf, als träfe sie einen harten Gegenstand.' Auch alle Nebenumstände, die Kaltblütigkeit des Hugenotten gegenüber der Erregung und Verzagtheit seines Sekundanten, die Trauer über den Tod des fast unbekannten Gegners, waren bei Mérimée vorhanden. Übernommen sind auſserdem folgende Momente: die äuſsere Ursache des Duells, absichtliches Anrempeln, der innere Grund Eifersucht auf den begünstigten Nebenbuhler und das wichtigste: das Duell ist der Mittelpunkt, um den sich die politische und die Familiengeschichte drehen, und von dem alle Fäden der Erzählung ausgehen: die Liebenden werden einander genähert, die religiöse Feindschaft der Parteien verschärft, 'der verhängnisvolle Tag, an welchem ich Guiche getötet und Gaspardes Liebe gewonnen hatte,' sagt Meyer in seiner pointierten Weise. Coligny äuſsert sich bei Mérimée darüber: *'Voilà à peine deux ans que les guerres civiles sont éteintes, et ils ont déjà oublié les flots de sang qu'ils y ont versés,'* bei Meyer nennt er ihn 'einen ins Pulverfaſs springenden Funken, der uns alle verderben kann, ein Verbrechen an unsern Glaubensgenossen und am Vaterlande.'

Etwas anders verhält es sich mit dem zweiten Gliede der Antithese: der Gläubige findet trotz der Reliquie den Tod. In Mérimées Roman wird von einem katholischen Edelmann, der indes in die Handlung nicht eingreift, berichtet, daſs er in der Schlacht von Montcontour erschossen sei, obgleich er sich die Brust durch eine Reliquie geschützt hatte. Das Motiv war also vorhanden; aber die Verknüpfung der beiden sich entsprechenden Fälle untereinander und mit der Haupthandlung ist erst

durch Meyer vollzogen. In seiner Novelle handelt es sich in beiden Fällen um dasselbe Amulett, und der Katholik, der es bei der zweiten Feuerprobe trägt, fällt im Dienste des protestantischen Freundes, dem das Amulett zuvor das Leben gerettet hatte.

Bei Mérimée sind die beiden feindlichen Konfessionen durch zwei Brüder repräsentiert. Meyer setzt an ihre Stelle zwei Schweizer, die sich in der Fremde begegnen und als Landsleute zu gegenseitigem Schutze verpflichtet fühlen, und zwar behält der protestantische Schweizer bei ihm die Rolle des protestantischen Bruders, dem katholischen Schweizer aber fallen aufser den Funktionen des katholischen Bruders die der katholischen Geliebten zu. M[me] de Turgis, dies ihr Name, ist bei Mérimée im Besitz der Reliquie; sie sucht den Hugenotten Bernard von der Wunderkraft derselben zu überzeugen, für ihren Glauben zu gewinnen und, als ihr dies nicht gelingt, aus dem Blutbade zu retten. Infolge dieser Verschiebung der Rollen konnte Meyer einerseits die beiden abwechselnd im Vordergrunde stehenden Gegenspieler in einen zusammenstreichen und dadurch seiner Novelle eine gröfsere Einheitlichkeit verleihen und andererseits den französischen Roman in eine Schweizergeschichte verwandeln; auch zu dieser bedeutsamen Änderung hat, meine ich, Mérimées *Chronique* den ersten Anstofs gegeben; denn den französischen Schweizern wird hier die Bewachung des Louvre und der Bastille in der Mordnacht übertragen, und von Coligny wird erzählt, dafs er seine Kriege mit Reitern aus der Pfalz und Berner Scharfschützen führe. Kinder eines Volkes und Landes stehen sich also schon in Meyers Quelle als Feinde gegenüber. Die sonst wohlerwogene Änderung hat indes den Fehler im Gefolge, dafs die starke Zuneigung, die der katholische Schweizer beim ersten Sehen für den protestantischen Landsmann fafst, nicht genügend motiviert wird. Soll sie als 'Schicksalsschlufs' — Schadau ist strenger Calvinist — erscheinen, so hätte Meyer nicht der Prädestinationslehre den katholischen Wunderglauben gegenüberstellen und sie dadurch in Zweifel ziehen dürfen. Rein menschlich betrachtet, läfst sich die plötzliche leidenschaftliche Vorliebe für den Ketzer eher aus Liebe als aus dem bei weitem schwächeren Gefühl der Landsmannschaft verstehen. Auch die Mannhaftigkeit des Berners kann diese wunderbare Anziehungskraft nicht erklären; in Goethes *Egmont* versichern die Bürger, 'Oranien ist ein rechter Wall,' aber ihre Liebe gehört nicht ihm, sondern dem glänzenderen Egmont.

Bei Mérimée fällt der eine Bruder durch die Hand des anderen, da beide sich wegen ihrer konfessionellen Trennung als politische Feinde begegnen müssen. Auch dieses Moment hat Meyer nicht ungenutzt gelassen; aber er mildert die Tragik:

Boccard fällt durch die Waffe, aber nicht durch die Hand Schadaus und nicht als Feind, sondern als ein Opfer seiner Freundestreue.

Was den Kontrast zwischen Papisten und Hugenotten betrifft, der naturgemäßs die ganze Erzählung beherrscht, so ist Meyer darin scheinbar konsequenter als seine Quelle. Mérimée fühlt sich gedrungen, in einer besonderen Vorrede seine Ansicht über die Bartholomäusnacht und ihre Ursachen auszusprechen. Er sagt: *'La Saint-Barthélemy me semble l'effet d'une insurrection populaire qui ne pouvait être prévue, et qui fut improvisée.'* Das Volk von Paris, so führt er aus, war fanatisch; zwischen Katholiken und Protestanten bestand ein unauslöschlicher Haſs; der Herzog von Guise war beliebt und suchte beim Volk eine Stütze gegen den Hof; des Königs Anteil ist zweifelhaft; *'s'il n'approuva pas, il est certain qu'il laissa faire.'* Dieser Auffassung ist er in seinem Roman indes nicht treu geblieben; hier ist der Hugenottenmord ein Werk Karls IX.; alle Valois sind Meister in der Verstellung und echte Schüler Machiavells; jedes Verbrechen, das ihre Fürstenmacht stützt, gilt ihnen als erlaubt; Heinrich von Guise ist ihr Werkzeug; das Volk tritt kaum hervor, da der Roman in der höfischen Sphäre spielt. Unter den Höflingen sind die wirklich Frommen Zerrbilder von Weltmann und bigottem Katholiken, *'salmigondis de la religion et des mœurs du temps,'* wie Mérimée sagt, die meisten jedoch, gleichviel ob hugenottisch oder papistisch, indifferent. Der Hugenott geht in die Messe, wenn er seine Geliebte sehen will; der Katholik stellt die seinige als Madonna auf das Betpult. Wunder- und Aberglaube findet sich bei Protestanten so gut wie bei Katholiken. *'Papistes! huguenots! superstition des deux parts!'* Meyer hält sich an die Geschichtsauffassung der Vorrede und sucht den Haſs, der in der Bartholomäusnacht zur Explosion gelangte, psychologisch zu erklären, indem er zwischen den beiden Konfessionen scharfe Kontraste schafft. Mérimées humorvollen rabelaisischen Pater ersetzt er durch einen italienischen Eiferer und Hetzer. Dem Wunderglauben der Katholiken stellt er die starre calvinistische Prädestinationslehre entgegen. Nicht das Bekenntnis, sondern ihre sittliche Strenge und Menschenmäkelei machen die Hugenotten verhaſst. 'Ihr Hugenotten verfehlt euch gegen den ersten Satz der Lebensweisheit: daſs man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Miſsachtung seiner Sitten beleidigen darf. Ihr kleidet euch düster, tragt ernsthafte Mienen, versteht keinen Scherz und seid so steif wie eure Halskragen. Kurz, ihr schlieſst euch ab, und das bestraft sich in der gröſsten Stadt wie auf dem kleinsten Dorfe!' Diese Betrachtungen sind Montaigne, der in seinen *Essays* die religiösen Fragen der Zeit aus politischen Gesichtspunkten behandelt, in den Mund gelegt, eine

Besserung Mérimée gegenüber, dessen skeptischer Raisonneur zu jung und oberflächlich für diese Rolle ist. Der Kontrast der Lebensanschauungen reicht indes zur Erklärung der Bartholomäusnacht nicht aus, und Meyer ist genötigt, zu der allgemeinen Ansicht, die in Karl IX. den Urheber des Frevels sieht, zurückzukehren. Den Übergang maskiert er durch die Frage: 'Konnte ein Mensch, ohne dem Wahnsinne verfallen zu sein, von warmer Neigung zu stumpfer Gleichgültigkeit oder wildem Hasse in der Frist weniger Stunden übergehen?' In der Aufsenschilderung Colignys, Karls IX., der Katharina von Medici bleibt Meyer seiner Quelle stellenweise bis auf das Wort getreu. Karl IX. heifst bei Mérimée *'un jeune homme, assez bien fait au teint blafard'*, bei Meyer 'ein junger Mann von schlanker, kränklicher Gestalt'; die Unordnung in seinem Zimmer wird wie bei Mérimée als ein Abbild seines verworrenen Gemütes behandelt. An dem zum Hugenottenmorde Entschlossenen hebt Mérimée den unruhigen Blick, den diabolischen Ausdruck, das wutverzerrte Gesicht hervor; auch Meyer spricht von dem 'nicht unedlen Antlitz, das Angst, Wut, Wahnsinn zu einem wahren Höllenausdruck verzerrten.' Von der Mediciäerin sagt Mérimée: *elle a les yeux à demi fermés; elle bâille à tout moment'*, Meyer: 'bleich und regungslos, die Gefafsteste von allen, stand Katharina die Medicäerin mit halbgeschlossenen Augen und gleichgültiger Miene.' Coligny wird bei Mérimée beschrieben: *'barbe blanche, les joues creuses, l'expression de sa physionomie était plutôt triste que sévère; il réunissait en une seule personne le héros et le saint.'* Meyer: 'seine Haare waren schneeweifs, und eine fieberische Röte durchglühte die abgezehrten Wangen. Ein furchtbarer Ernst sprach aus seiner Miene. Er schaute wie ein Richter in Israel.' Im übrigen hat Meyer seinen Coligny würdiger und edler gehalten; keine klaffende Narbe entstellt sein Gesicht, kein lächerlicher Zug seinen Charakter; in seinen Niederlagen, die nicht zu leugnen sind, hebt er die Kunst des Rückzugs und der Ausnutzung schwieriger Situationen hervor, und wie er sind alle Hugenotten einem Prozefs der Veredelung unterzogen. Schadau ist kein tändelnder Frauenliebling wie Bernard; seine Schuld an dem Tode des Gegners ist geringer; er schlägt sich nicht um einer Nichtigkeit willen, sondern aus zwingenden Gründen und trägt das schützende Amulett gegen seinen Willen und ohne sein Wissen. Warum aber läfst ihn Meyer dem Admiral keine Mitteilung von dem Vorfalle machen, wie es bei Mérimée geschieht? Dies Verschweigen bedeckt den Mannhaften mit dem Makel der Feigheit. Eine andere Inkonvenienz, zu der die Quelle ihn verführen konnte, hat Meyer indes vermieden. Der katholische Bruder verweigert hier plötzlich die Teilnahme an dem Blutbade und läfst sein Regiment im Stich, was für einen Höfling, der wie

er nach Ehre geizt, unverständlich ist und dadurch noch unwahrscheinlicher wird, daſs er sich weder um die Rettung seines Bruders kümmert, noch auf den königlichen Dienst endgültig verzichtet, noch von dem nächsten Hugenottenkriege absteht. Meyers katholische Schweizer gehorchen, obgleich sie das Gemetzel und die Mordbrenner, die es angezettelt, verabscheuen. 'Wir Schweizer können nichts dafür; der König hat es befohlen; aber einen Landsmann und Bürger von Bern dürfen wir von diesen Mordbrennern auch nicht abschlachten lassen,' und Boccard weiſs Mittel und Wege zu finden, um den Landsmann zu retten, während George Mergy die Sorge um den Bruder Fremden überläſst. Gasparde, die Braut des Hugenotten, ist im Widerspruch zu Mme de Turgis entwickelt. Sie ist keine Weltdame, sondern eine gute Hausfrau, keine eifrige Kirchgängerin, sondern eine praktische Nothelferin, keine Amazone, die ihresgleichen auf Pistolen fordert; aber sie wehrt sich wie ein Mann, wo es not tut, auch mit der Waffe in der Hand. Es ist für Meyer charakteristisch, daſs er von dem Mons Veneris, in den die Französin ihren Céladon lockt, und dem erotischen Getändel, in dem Mérimée sich wohlgefällt, abgesehen hat. Nur eins hat seine Gasparde mit der bigotten Französin gemein, die strahlenden blauen Augen, die den ersten Funken in die Seele des Liebhabers werfen. Vielleicht hat dieser in der Vorlage gegebene Zug Meyer bewogen, zwischen Gasparde und Coligny, dessen Antlitz nach den vorhandenen Porträts groſse blaue Augen belebten, eine Verwandtschaft zu erfinden.

Eine beträchtliche Anzahl von Änderungen hat Meyer um der Konzentration und Motivierung willen vorgenommen. Ich führe einige Beispiele an. Der Admiral arbeitet, als Bernard sich bei ihm vorstellt, mit einem Sekretär; Meyer weist Schadau diesen Posten an und stellt so zwischen ihm und seinem Helden eine Verbindung her. Mérimée spricht von zwei Mördern Colignys; Meyer erwähnt nur den zweiten und verknüpft ihn mit der Erzählung, indem er ihn, der nach de Thou, Brantôme und d'Aubigné, 'Besme' hieſs, zu einem Flüchtling böhmischer Abkunft und zu Schadaus unheimlichem Fechtmeister und späterem Retter macht. Bei Mérimée nehmen sich die jungen Edelleute Ungezogenheiten gegen die ihnen auf der Straſse begegnenden Bürger heraus; die Beleidigung Bernards aber erfolgt im Audienzsaal. Meyer zieht beide Szenen in eine zusammen: Schadau wird auf der Straſse von einem Höfling beschimpft und gestoſsen. Auſser der Schlacht von Dreux, wo Mergys Vater sich ausgezeichnet hat, werden bei Mérimée Montcontour, Jarnac und Saint-Quentin, *'où les reîtres allemands se battaient comme des diables'*, in den Vordergrund gerückt. Bei Meyer steht Saint-Quentin, wo Schadaus Vater gefallen und Coligny eine Denk-

schrift verfaſst hat, im Mittelpunkt. Um der Straffheit des Aufbaues willen läſst er ferner die Katastrophe nicht erst in den folgenden Religionskriegen, sondern in der Bartholomäusnacht, als dem bedeutendsten Ereignis der Hugenottenkämpfe, eintreten und gewinnt dadurch einen wirkungsvollen Schluſs.

Mit der Motivierung pflegt es Mérimée nicht streng zu nehmen; er liebt es vielmehr, festgefügte Formen wie in einem Anflug von Weltverachtung zu zerstören. M[me] de Turgis, deren Liebe zu dem hugenottischen Edelmann eine tragische Wendung genommen, tröstet sich schlieſslich mit einem anderen Liebhaber. Hier blieb Meyer, dem Meister der Motivierung, viel zu tun übrig. Ich füge zu den gelegentlich besprochenen Fällen noch einige Beispiele. Dem Hugenotten Bernard wird von einer Wahrsagerin zu Beginn der Erzählung prophezeit *'des yeux bleus font du mal et du bien';* aber Bernard scheint das völlig vergessen zu haben; denn im Verlauf des Romans ist nicht mehr davon die Rede. Meyer läſst zwar keine Prophezeiung aussprechen; aber die blauen Augen der Geliebten werden Schadau zum Schicksal, weil es die Augen Colignys sind, den er sich zum Heiligen erkoren. 'Ich fühlte, daſs ich die ganze Summe meines Herzens auf diese Nummer zu setzen habe. Dunkel schwebte mir vor, in der Umgebung meines Helden müsse ich die Gelegenheit finden. Daſs ich Gaspardes Liebe gewinnen könne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal, daſs ich es muſste, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen.' — Über Heimat, Eltern, Bildungsgang der Brüder macht Mérimée sehr unbestimmte Angaben — *'le fils du baron de Mergy qui a fait plus de deux cents lieues pour être des nôtres'* — heiſst es nur. Meyer erzählt im Chronikenstil, was Mérimée trotz seines Titels nie tut, wie die Schadaus nach Bern gekommen, warum Schadau ein strenger Calvinist, Boccard ein eifriger Verehrer der wundertätigen 'Dame von Einsiedeln' geworden, warum Schadau nach Paris eilt, ehe der flandrische Krieg erklärt ist, usw.

Wie sorgfältig Meyer jede Einzelheit bedachte, sieht man an den vielen kleinen Motiven, die er aus Mérimée gewonnen und vielfach erst zu rechter Wirkung gebracht hat. So ist z. B. der miſsglückte Einfall in Flandern bei Mérimée nebenbei abgemacht; er kommt darauf zu sprechen, als der eigentliche Roman schon zu Ende ist. Bei Meyer ist dieser Umstand in volles Licht gerückt und dem Hauptgedanken, der Kontrast zwischen Katholiken und Protestanten — ihr Schicksal, untertan gemacht. 'Während dieser Zeit hatte sich die Lage der Protestanten in Paris sichtlich verschlimmert. Der Einfall in Flandern war miſslungen, und der Rückschlag machte sich am Hofe und in der öffentlichen Stimmung fühlbar.' — Nach Mérimée hat die Bastille eine starke Besatzung von Schweizern; Meyer läſst, diese Kenntnis nutzend, dem Hauptmann derselben in der Bartholomäus-

nacht eine Ordonnanz überbringen und auf diese Weise Schadau in der Uniform eines königlichen Schweizers aus dem Louvre entkommen. — In der Vorlage ist einer der Höflinge *'raffiné'* und trotzdem eifriger Katholik, Meyer überträgt diese widersprechende Charakteristik auf Schadaus Gegner Guiche. Bei Mérimée wird *'en chemise'* gefochten, bei Meyer von dieser Gepflogenheit abgesehen, weil, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, 'der Morgen kühl ist.' Der Sekundant des Gegners ist eine verdächtige Persönlichkeit. Meyer verknüpft ihn mit der Handlung; er erkennt Schadau in der Bartholomäusnacht als Mörder Guiches und hetzt die Mordbrenner auf ihn. — Aus Mérimée übernommen sind noch folgende Einzelheiten: der Hugenott ist erpicht, bei Coligny Dienste zu nehmen, weil sein Vater unter ihm gefochten. Ein strenger Calvinist und guter Disputant hat ihn erzogen. Er wird kurz vor der Mordnacht abkommandiert und merkt nichts von dem Gewitter, das in Paris gegen die Hugenotten heraufzieht. Der Ort des Duells, die Stammkneipe der Höflinge *'auberge du More'* — 'Schenke zum Mohren' —, der Schwur Karls IX. *'par les boyaux du pape'* — 'bei den Eingeweiden des Satans' — sind gleichfalls aus der Quelle übernommen.

Meyer hat es indes keineswegs bei der Lektüre der *Chronique* bewenden lassen; neben seiner Motivjagd gehen umfassende historische Studien einher, wovon die gerade im einzelnen grofse historische Genauigkeit der Novelle Zeugnis ablegt. Bei der Aufsuchung seiner Quellen vermögen uns aufser der Novelle die mit ihr zu gleicher Zeit und aus gleicher Interessensphäre entstandenen Gedichte gute Dienste zu leisten. Vor allem sind Mérimées Hauptquellen Brantôme, *Sur les duels,* und de Thou, *Histoire universelle,* von ihm sorgfältig zu Rate gezogen. Bei Brantôme fand Meyer alles Wissenswerte über die Duellgesetze des 16. Jahrhunderts, hier ist z. B. das Befühlen der Wämser durch den Sekundanten als Vorsichtsmafsregel empfohlen: *'il faut aussi visiter les pourpoints, s'ils ne sont point plus advantageux les uns que les autres, et s'il n'y a point de fer ou maille ou papier collé, et cela peuvent faire les seconds.'* (t. VI, p. 420). Meyer: '"Der Herr ist nicht gepanzert," warf Lignerolles hin, indem er eine tastende Bewegung nach meiner Brust machte.' Auch diesen Namen dürfte er bei Brantôme gefunden haben, wo Lignerolles indes die Rolle des Guiche spielt, *'l'un des gallands de la cour'* genannt wird und ein Duell wegen einer Dame hat (t. VI, p. 438). Für die Vorgänge der Bartholomäusnacht hat de Thou als Gewährsmann gedient. Meyer fand hier folgende Momente:

1. die Schweizer der fünf katholischen Kantone werden von Henri de Guise nach dem Louvre beordert,
2. Karl IX. und Katharina besuchen den verwundeten Coligny,

3. die Losung: *'le roi l'a ordonné!'*
4. Katharina läſst vorzeitig von Saint-Germain l'Auxerrois ('eine nahe Glocke' bei Meyer) Sturm läuten,
5. greller Fackelschein flammt in diesem Augenblicke auf,
6. die Freunde des Königs von Navarra werden aus ihren Zimmern getrieben und im Hof des Louvre niedergemacht,
7. die Anekdote, daſs Coligny, die den Hugenotten bei Bassac und Montcontour abgenommenen Fahnen erblickend, zu seiner Umgebung äuſsert: *'Dans peu on les arrachera de là et on en mettra d'autres en leur place, qui seront plus agréables à voir. Il vouloit parler sans doute de ceux que l'on gagneroit dans la guerre contre Philippe qu'il croyoit résolue. D'autres cependant interprêterent ces paroles bien autrement'* (t. LII, p. 570). Meyer: 'Notre-Dame ist mit den Fahnen behängt, die man uns im Bürgerkriege abgenommen; sie müssen weg und ehrenvollere Trophäen an ihre Stelle.' Damit meinte er spanische Fahnen; aber das Wort wurde falsch gedeutet,
8. unter den nachgelassenen Papieren des Admirals befand sich ein Memorandum an den Prinzen von Oranien (das Schadau abzuschreiben hat).

Über die Stellung, die Karl IX. und Katharina zu den blutigen Ereignissen einnehmen, suchte er Belehrung bei Häusser, *Geschichte des Za. der Reformation,* 2. Aufl., p. 384 ff. Dieser sieht wie Mérimée in seiner Einleitung die Bartholomäusnacht als Vorstoſs der katholischen Partei gegen die hugenottische an und vergleicht das Blutbad mit den Gefängnismorden von 1792, was Meyer vielleicht zu der gleichen Parallele in der *Karyatide* (Ged., p. 379, Urform in der Novelle) angeregt hat. Häusser beruft sich auf den sogenannten *Discours de Henri III à Miron,* die Fälschung eines Liguisten und Parteigängers des Herzogs Gondi de Retz; Meyer verdankt demselben zwei wirkungsvolle Szenen: 1. Karl IX. ertappt seinen Bruder beim Horchen. Im *Discours* erzählt Heinrich von Anjou, daſs der Bruder ihn einst, als er, Colignys Abgang erwartend, hinter der Tür gestanden, mit dem Schwerte bedroht und mit so haſserfüllten Augen angesehen habe, daſs er vorgezogen, mit einer kurzen Verbeugung zu verschwinden. 2. Auf einem Balkon des Louvreturmes steht Katharina mit ihren beiden Söhnen, in qualvoller Spannung den Pistolenschuſs erwartend, der das Signal zum Angriff geben soll.

Über Henri de Guise, den Liebling des Pariser Pöbels, konnte ihm ein Aufsatz Mérimées, *Portraits historiques et littéraires,* Nr. III, Aufschluſs geben, der neben Vitet, *Les États de Blois,* auſserdem Quelle für das *Mourir ou parvenir* betitelte Gedicht (Ged., p. 380) geworden ist.

Aus d'Aubigné, *Histoire universelle,* kannte er den fanatischen

Barfüßsermönch Panigarola (liv. II, chap. IV) und den grausamen Baron des Adretz (liv. III, chap. VII), von dem im 'Hugenottenlied' (Ged., p. 378) die Rede ist. Er fand hier ferner die Argumente für Schadaus und Boccards Disputation über die Gnadenwahl. Auf das hugenottische Glaubensbekenntnis vom Jahre 1559, wo der Artikel 12 von der Gnadenwahl handelt, läßst d'Aubigné die (katholische) *Confession de Bordeaux* vom Jahre 1572 folgen, die im Artikel 8 die Gnadenwahl widerlegt (liv. II, chap. 3 u. 4). Aus dessen *Histoire universelle* wufste er auch von der Verbrennung des Anne du Bourg auf dem Grèveplatze (liv. II, chap. XII), deren sich der furchtsame Schneider seiner Novelle mit Grausen erinnert. Die Bekehrung Colignys, die d'Aubigné (liv. III, chap. II) als *intermède* in halbpoetischer Form erzählt, deutet Meyer in der Novelle nur an, gestaltet aber aus dem Stoff unter sehr genauem Anschlufs an seine Quelle ein wirkungsvolles Gedicht, *Das Weib des Admirals* (Ged., p. 377). Auch für das, was er über Colignys Denkschrift *Siège de Saint-Quentin* berichtet, könnte d'Aubignés kurzer Bericht ausgereicht haben; es ist indes möglich, dafs er eins der vielen Sammelwerke, Chevalier, Camusot, Gamart usw., nachgelesen. Delabordes grofses Werk über Gaspard de Coligny erschien erst 1879 und konnte von Meyer nicht mehr benutzt werden; daher weifs er nichts von den auf Anstiften des Admirals gegründeten hugenottischen Kolonien in Florida und Brasilien. Der Plan desselben, nach Amerika auszuwandern, ist bei Brantôme, *Grands capitaines fançais* (t. IV, p. 319), erwähnt und dürfte Meyer daher bekannt sein. Die Erzählung von d'Andelots kühner Brautfahrt — er holte sich seine Braut Anne de Salm zum Ärger der Guisen aus dem von diesen besetzten Nancy — ist dagegen nicht bei Brantôme zu finden. Es ist darüber in Granvellas *Papiers d'État,* t. VIII, p. 278, und in Du Bouchet, *Hist. de la maison de Coligny,* p. 1112, gehandelt; doch ist kaum anzunehmen, dafs Meyer diese versteckten Quellen aufgesucht habe; die ergötzliche Geschichte war ihm vielleicht aus einer Schweizer Zeitschrift oder Novellensammlung bekannt.

Die Szenerie seiner Novelle ist zwar anschaulich, sieht aber etwas komponiert aus und erinnert gerade dadurch an ein altes Bild, das sich im Musée Arlaud in Lausanne befindet und von François Dubois aus Amiens herrührt. Der Maler gehörte zu den wenigen Glücklichen, denen es gelang, in der Mordnacht aus Paris zu entkommen. Als er in der Schweiz in Sicherheit war, malte er im Auftrag einer reichen Genfer Hugenottin, was er als Augenzeuge erlebt hatte. Bestrebt, möglichst alle zu trauriger Berühmtheit gelangten Örtlichkeiten festzuhalten, schuf er ein etwas willkürliches Stadtbild, und mit diesem stimmt Meyers Darstellung in einigen Punkten auffallend überein. Das Louvre stöfst bei ihm wie auf dem Bilde unmittelbar an die Seine,

Schadau sieht, wie wir wissen, aus seinem Versteck in den Fluſs hinab, während in der Tat Wassergräben und Gärten zwischen Louvre und Seine lagen. Vor demselben liegt ein Knäuel hingemordeter Hugenotten, nach Meyers Novelle die Freunde des Königs von Navarra. Auf der Brücke im Vordergrunde links, die ins Faubourg Saint-Germain führt, windet sich ein junges Weib in den Armen ihres Verfolgers; auch das wird bei Meyer erzählt. Ein hohes, schmales Haus blickt mit seinen Fenstern auf der einen Seite in die Seine, auf der anderen über die Gasse hinweg in die Fenster einer gotischen Kirche, das Haus des Parlamentsrats und das Kirchlein, in dem Panigarola predigt. Dem Louvre gegenüber steht auf demselben Seineufer ein Tor, durch welches Bewaffnete hinausziehen; Wachthaus und Brücke schlieſsen sich an; auf dem nahen Hügel sind Flüchtlinge zu sehen. So wird in der Novelle der Weg, den Schadau und Gasparde nehmen, beschrieben. Von der Veranschaulichung der Mordszenen hat Meyer aus ästhetischen Gründen und um der Kürze willen abgesehen; im übrigen ist die Übereinstimmung mit dem Bilde so auffallend, daſs die Frage, ob er es etwa bei seiner Darstellung in Erinnerung oder vor Augen gehabt, Erwägung verdient. (Das Bild ist in dem Sammelwerk von Henri Bordier *La Saint-Barthélemy et la critique moderne,* Genève 1879, reproduziert und daher leicht zugänglich.)

Ganz anders, als hier zu zeigen versucht ist, hat sich Adolf Frey, Meyers verdienstvoller Biograph, die Entstehungsgeschichte unserer Novelle gedacht. Nach seiner Ansicht ist Meyer, wie immer so auch hier, von einer persönlichen Erfahrung ausgegangen: Da er selbst sich mit romanischem Wesen auseinanderzusetzen hatte, ehe er zu künstlerischer Selbständigkeit gelangte, wollte er, wie Frey meint, die Schicksale eines Deutschschweizers, der 'in die schärfere Luft des welschen Wesens', dadurch in Konflikte und endlich 'in ein festeres nationales Element hineingelangt', zum Gegenstande seiner Novelle machen. Nachdem das Thema umgrenzt war, stellte er den historischen Hintergrund fest und erfand endlich einen 'Mittelpunkt, auf den alle Teile der Erzählung ausnahmslos hinschauen.' Nur dieses Hauptmotiv würde Frey also seiner Ansicht gemäſs als Entlehnung gelten lassen, alles übrige aber als freie Erfindung Meyers in Anspruch nehmen.

Nach der Aufklärung, die Meyer selbst seinen Lesern in der *Hochzeit des Mönchs* über seine künstlerische Produktion gegeben, pflegte er bei der Konzeption einer Erzählung keineswegs von Stimmungen und eigenen Erlebnissen, sondern gerade von einem sogenannten Hauptmotiv auszugehen, das wäre also für unsere Novelle, wie der Titel sagt, das Amulett, und von da aus die Perspektive zu ziehen, in unserem Falle etwa: an ein

Amulett muſs man glauben: das Überraschende an meiner Erzählung ist, daſs der Glaube nichts hilft, was an zwei kontrastierenden Fällen zu zeigen ist. Für das Unerwartete muſs dann ein Kausalnexus gefunden werden: für unser Beispiel wäre zu fragen, wie kommt es, daſs der Unglückliche gerettet wird und der Günstige untergeht? Darauf folgt die Erfindung der näheren Umstände und die Fixierung der Charaktere, und erst nachdem das Werk so weit gediehen, ist dem persönlichen Erlebnis und den Eigenheiten vertrauter Freunde Einfluſs verstattet. So etwa würde sich, Meyers eigenem Bekenntnis zufolge, der Bildungsprozeſs unserer Novelle darstellen, und der Vergleich mit der Quelle bestätigt diesen Werdegang. Ich meine daher, daſs bei Meyer dem persönlichen Erlebnis gegenüber dem historisch gegebenen Stoffe eine nebensächliche Bedeutung zukomme und in besonderem Maſse bei dieser Novelle, wo die Benutzung einer Quelle feststeht.

Berlin. Anna Lüderitz.

Der gleichteilige Zehnsilber.

Der Zehnsilber mit der Cäsur nach der fünften (betonten) Silbe ist nie einer der geläufigeren französischen Verse gewesen. Die altprovenzalische und altfranzösische Lyrik hat ihn gelegentlich und mit Geschick verwendet; die Beispiele sind aber nicht zahlreich. Vgl. Tobler, *Der franz. Versbau*[4] 102; Stengel, *Grundriſs* II, I § 74. Die bis jetzt nachgewiesenen Proben gehören dem 12./13. Jahrhundert an und reichen nicht bis in die mittelfranzösische Zeit hinein; der bürgerliche Meistergesang kennt diese Zeile nicht, und somit scheint eine direkte Vermittelung an die Neuzeit ausgeschlossen, da das 16. Jahrhundert die altfranzösische Lyrik nicht mehr gekannt hat. Clair Tisseur (*Modestes observations* S. 67) scheint geneigt, das Volkslied als Zwischenglied anzunehmen, was an sich denkbar wäre; allein, wie die Fälle vorliegen, kommt diese Möglichkeit nicht in Betracht; denn erst in neuerer Zeit hat diese Versart ihre Verwendung wieder in der Chanson gefunden. Sein Fortleben fand der Zehnsilber mit gleichen Vershälften auſserhalb Frankreichs; Portugal übernahm ihn mit den anderen provenzalischen Versarten und erweiterte und belebte seinen Gebrauch, besonders im Tanzlied; von hier überkam ihn Spanien und zog daraus das vornehmste Versmaſs seiner älteren Hoflyrik, den von 1380—1530 herrschenden *verso de arte mayor*. Vgl. Baist, *Grundriſs* II, II § 37.

Im 16. Jahrhundert taucht nun unser gleichteiliger Zehnsilber in Frankreich wieder auf, allerdings nicht bei Christophle de Barrouso, wie man seit F. Gramont (*Les vers français* S. 102) lehrt. Es war auch nicht recht erfindlich, wie Barrouso auf dieses Versmaſs verfallen sein mochte, und wie sein belangloser '*Jardin amoureux*'[1] solchen Einfluſs gewonnen haben sollte; eigentümlich berührte auch der spanische Klang des Namens (Barroso). Herr Dr. Ph. Kaiblinger, den ich jüngst auf dieses Problem hinwies, hat zu meiner Freude die sichere Lösung gefunden, indem er zunächst

---

[1] Das von Du Verdier angegebene Datum 1501 ist bestritten worden; auf alle Fälle soll die Vision, die den Inhalt des *Jardin amoureux* ausmacht, nach der umständlichen Angabe des Dichters im September 1500 stattgefunden haben; dieses Datum ist als das der Entstehung resp. des Entwurfs der Dichtung festzuhalten.

in Barrousos Dichtung statt des angeblichen Zehnsilbers einen Vers von freiem Rhythmus feststellte, der unzweideutig an den *verso de arte mayor* erinnerte, und bei genauerer Prüfung die Eingangsworte:

O tu Caliope de science ineffable,
Humblement te supply, soyes moy favorable,
Et donne moy ailes de don vertueux ...

als eine ziemlich getreue Nachbildung der Invokation in Juan de Menas *Labirinto* (copla 3) erkannte:

Tu Calliope me sey favorable
Dándome alas de don virtuoso, etc.

Barrousos Verse gehören also nicht in das Kapitel des gleichteiligen französischen Zehnsilbers, sondern stehen isoliert für sich da als ein Versuch, französische Verse nach nationalspanischem Prinzip und Schema zu bauen. Schliefslich konnte noch die Quelle, aus der Gramont seine irrige Information schöpfte, nachgewiesen werden: es handelt sich nämlich um eine willkürliche Korrektur, die La Monnoye an den von Du Verdier zitierten Versen vornahm (vgl. *Bibliothèque françoise* ed. Rigoley de Juvigny), und zu der sich dieser jedenfalls durch die bekannte Epistel des abbé Regnier-Desmarais, seines Vorgängers in der Akademie, verleiten liefs.

Nachdem auf diese Weise Barrouso endgültig ausgeschieden ist, erscheint für die französische Renaissancezeit Bonaventure des Periers als der bewufste Neuerer, der den gleichteiligen Zehnsilber als eine ungewöhnliche Spielart einzuführen versuchte. Den Geist der Initiative besafs er unstreitig dazu; woher ihm aber die Anregung kam, ist schwerer zu sagen; denn bei seinen beiden hierher gehörigen Gedichten handelt es sich nicht um Strophenbildungen, also auch nicht um volksmäfsige Nachahmungen, sondern um stichische Aufreihung paarweis gereimter Verse (vgl. *Œuvres* p. p. L. Lacour I, 110. 169). Undenkbar wäre eine Beeinflussung durch Spanien nicht; denn Des Periers lebte am navarrischen Hofe, und für einen Franzosen lag es nahe, die Freiheit des *arte mayor* in strengen Syllabismus zu zwängen. Der Inhalt der Gedichte gibt keinen Anhaltspunkt; aber ein Indizium scheint mir nicht ohne Bedeutung: das erste der zwei Zehnsilbergedichte, acht Verse zum Willkomm an Marot bei seiner Rückkehr von Ferrara, hat nämlich Des Periers wie Prosa, ohne Versabsätze, geschrieben; ebenso verfuhr er mit der Übersetzung der ersten Horazischen Satire in reimlosen Achtsilbern (l. c. S. 97); dieselbe Form von rhythmischer Prosa, die mir sonst nicht bekannt ist, verwendet aber Fray Aguayo in seinem *Boecio* von 1516 (vgl. Gallardo, *Ensayo* I s. v.); ist es Zufall oder sollen wir annehmen, dafs Des Periers mit spanischen Literaturprodukten bekannt war?[1]

[1] Bekanntlich hat Des Periers dem zweiten Gedichte die burleske Überschrift *Caresme prenant en taratantara* gegeben. Wenn seinerseits

Allerdings läfst sich der genetische Prozefs, der Des Periers zur Anwendung des gleichteiligen Zehnsilbers führte, auch als eine spontane Folge scherzhafter Einfälle zurechtlegen. An die Königin von Navarra hat nämlich der Dichter, bevor er in ihren Dienst trat, als er aber schon Aussicht auf Anstellung hatte, gleichfalls als Prosa geschriebene Verse gerichtet (*Œuvres* I, 141), gewöhnliche Zehnsilber mit Reimen: *Sans rithme donc, mais non pas sans raison, en prose veulx faire mon oraison.*[1] Eine so leicht erkennbare Mystifikation wäre einem Marot gegenüber gar zu durchsichtig gewesen, daher (um das Erraten zu erschweren) der ungewöhnliche Rhythmus des gleichteiligen Zehnsilbers: *mes pauvres versetz, craintifz et doubteux, ne s'osent monstrer (tant ilz sont honteux!) à vous, veu qu'ilz sont sans rythme et raison; dont je vous salue en simple oraison.* Von hier aus ergab sich dann einerseits der Versuch der reimlosen, als Prosa geschriebenen Verse in der Horazischen Satire (*Dont vient cela, mon amy Pierre, que jamais nul ne se contente de son estat* ...), andererseits die offene, unumwundene Anwendung des zum Scherz versuchten ungewöhnlichen Metrums im burlesken *Caresme prenant*:

Caresme prenant, c'est pour vray, le diable,
Le diable d'enfer le plus insatiable,
Le plus furieux, le plus dissolut,
Le plus empeschant la voie de salut. ...

Das Erscheinen des gleichteiligen Zehnsilbers bei B. des Periers ist ein isoliertes Faktum. Deswegen ist aber der Vers bei den Plejadedichtern nicht so unbeachtet geblieben, wie man wohl behauptet hat. J.-A. de Baïf hat ihn 1553 in seinem Dithyrambus auf Jodelle unter anderen Versmafsen, namentlich Fünf- und Siebensilbern, verwendet (ed. Marty-Laveaux II, 209) und abermals in den Chören seiner Antigone (IV, 2 épode; V, 3 Str. 2 u. 3); an reimlose Fünfsilber kann man nicht denken, weil andere Blankverse in diesen Dichtungen nicht vorkommen. Mir scheint es wahrscheinlich, dafs Baïf bei diesen Versuchen irgendein bestimmtes Versmafs seiner griechischen Vorbilder zur Wahl dieser Zeile bestimmt hat. Einen ähnlichen Vers bietet M.-C. de Buttet in seiner eigenartigen Nachbildung der Sapphischen Strophe, die er aus drei weiblichen gleichteiligen Zehnsilbern (5 + 5 ⏑) und einem weiblichen Viersilber (4 ⏑)

M. Menéndez y Pelayo, *Antol. de poet. lír. cast.* V, CXCV, die Wendung gebraucht: *La monotonía del metro de 'arte mayor', el fiero taratántara' que hubiera dicho Tomé de Burguillos*, so hat sich möglicherweise die Erinnerung an Lope de Vegas *Gatomaquia* I, 12 und I, 90 (vgl. auch *Aeneis* IX, 503) mit dem von Morel-Fatio (*Romania* XXIII, 209) zitierten Des Periersschen *taratantara* gekreuzt.

[1] Wäre der Reim nicht, so hätten wir hier eine jener Molinetschen baguenaudes (vgl. Stengel, *l. c.* § 17): '*Baguenaudes sont couplets faits a voulenté contenant certaines quantités de sillables sans rime et sans raison, pou recommandee ymo repulsee de bons ouvriers et fort autorisee du temps maistre Jehan de Virtoc.*'

mit Plattreimen aufbaut (ed. Bibl. Jacob II *Poës. div.* II, 4. 17. 22. 29). Endlich führt Gramont S. 103 eine paarweis gereimte Achtzeile von Olivier Mage aus dessen *Polymnie* (1601) an, welche direkt an B. des Periers erinnert.

In eine ganz andere Kategorie gehören die zerstreuten Beispiele des gleichteiligen Zehnsilbers, die im 17. Jahrhundert vorkommen. Ihr Bereich ist das Tanzlied oder das Lied mit Tanzrhythmus; sie sind also nicht nach dem Schema der regelrechten französischen Verse gedacht, sondern nach einem durch die Musik und den Tanzschritt bedingten Rhythmus oder gar nach einem fremdsprachlichen Muster; sie dürfen deshalb auch nicht den gebräuchlichen metrischen Kategorien untergeordnet werden. Denn nennt man mit Edm. Stengel (l. c. § 74. 76) den letzten Vers von Malherbes Chanson *Chere beauté* einen gleichteiligen Zehnsilber mit weiblicher Cäsur und konsequenterweise den zweiten Vers derselben einen Achtsilber mit weiblicher Cäsur, so statuiert man (was dem genannten Forscher gewiſs nicht entging) mit den weiblichen Cäsuren und mit der Pflichtcäsur im Achtsilber Dinge, die in der literarischen Verstechnik des 17. Jahrhunderts undenkbar sind, wohl aber in der durch den Tanzrhythmus bestimmten Dichtweise Wirklichkeit haben. Ähnliche Versbildungen finden wir noch anderwärts, z. B. bei Scarron, *Recueil des œuvres burlesques* (Paris 1654) S. 121 in einer 'Courante' unter Zwölf-, Acht-, Sieben- und Sechssilbern einen cäsurlosen Zehnsilber und einen gleichteiligen mit weiblicher Cäsur; S. 122 in einer anderen 'Courante' unter Zehn-, Acht-, Sechs- und Viersilbern drei Zehnsilber mit Cäsur nach der sechsten und einen Neunsilber mit weiblicher Cäsur; S. 159 in einer Chanson unter Vierzehn-, Acht- und Sechssilbern einen korrekten gleichteiligen Zehnsilber. Aber, wie gesagt, vom Standpunkt der literarischen Verstechnik sind dies lauter metrische Anomalien.

Bei diesem Stand der Dinge begreift man, daſs Regnier-Desmarais (1632—1713) aufrichtig des Glaubens sein konnte, daſs eine Versart, die nur zehn Silben zähle, wie der gewöhnliche Zehnsilber, aber in gleiche Hälften zerfalle wie der Alexandriner, in der französischen Poesie noch nicht versucht worden sei. Als ein Novum unterbreitete er seine Lettre morale à Timandre zur Probe dem öffentlichen Urteil.[1] Es läſst sich schwerlich entscheiden, was Regnier-Desmarais zu dieser Neuerung geführt haben mag. Vielleicht ist es in der Tat nur der Versuch, die Eigenschaften der beiden Langzeilen, Zehnsilber und Alexandriner, zu vereinigen, wie das '*Avertissement*' andeutet. Undenkbar ist es nicht, daſs ihm eins der

[1] *Poesies françoises* de M. l'abbé Regnier-Desmarais, secretaire perpetuel de l'Academie Françoise, Nouvelle edition. La Haye 1716, S. 398—406. Vgl. Gramont *l. c.* S. 108, der das *Avertissement* wiedergibt. Die erste Ausgabe der *Poesies françoises* ist von Paris 1708, und ihr ging eine Sonderausgabe der *Lettres morales* ibid. 1700 voraus.

oben besprochenen oder ein verwandtes Beispiel bekannt war trotz ihres sporadischen Auftretens; denn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen neugierigere Geister hin und wieder noch die älteren Dichter zur Hand, auch wenn sie es nicht gern eingestanden. Möglicherweise hat aber spanisches Muster gewirkt; denn Regnier-Desmarais beherrschte die spanische Sprache, die er durch die Bücher erlernt hatte, und gelegentlich dichtete er sogar spanische Romanzen und Coplas.[1] Allerdings waren die *coplas de arte mayor* zu seiner Zeit fast gänzlich außer Gebrauch gekommen;[2] J. de Mena jedoch war nicht vergessen, er stand noch im Ansehen als der Vater der spanischen Poesie; eine Copla von ihm oder einem anderen oder etwa eine Angabe irgendeiner spanischen Verslehre über den früher gebräuchlichen Vers genügten, um das Ohr auf die Eigenartigkeit dieses 5 + 5 silbigen Rhythmus aufmersam zu machen und zur Nachahmung zu reizen. Schließlich läßt sich auch vermuten, daß Regnier-Desmarais vom Fünfsilber aus auf die neue Form des Zehnsilbers gekommen ist; denn Fünfsilber verwendet er dreimal für sich mit gemengten Reimen (*La maison en decadence, La lotterie de la vie, Que l'amour de la poësie empesche de vieillir. Poesies* ed. 1716, S. 535. 537. 541) und zweimal den entsprechenden spanischen Vers in Romanzen (*Hermosa zagala, Una bella niña.* Ed. 1708, S. 393. 397). Ein bestimmter Schluß ist angesichts dieser vielen, ziemlich gleich wahrscheinlichen Möglichkeiten schwer zu ziehen; denn mit Möglichkeiten muß gerechnet werden, wenn es auch phantasievolleren Forschern nicht immer behagt.

Regnier-Desmarais' Versuch fand keine direkte Nachahmung, er wurde aber nicht vergessen. B. de La Monnoye, der sein Nachfolger in der französischen Akademie wurde, ließ sich durch denselben zu seiner irrigen Auffassung der Verse Barrousos verleiten; und wenn Verslehren wie Quitard, *Dictionnaire des rimes,* den gleichteiligen Zehnsilber erwähnen, so geschieht es immer im Hinweis auf Regnier-Desmarais und auf Voltaire. Denn auch Voltaire hat sich im Artikel *Hémistiche* der '*Encyclopédie*' (t. VIII, 1865. *Œuvres* ed. Moland XIX, 329) über diese Versart geäußert, in seiner gewöhnten geistreich unexakten Weise, mit Erwägungen, die Berücksichtigung verdienen.

'*Dans les vers de cinq pieds ou de dix syllabes, il n'y a point d'hémistiche, quoi qu'en disent tant de dictionnaires; il n'y a que des césures: on ne peut couper ces vers en deux parties égales de deux pieds et demi.*

Ainsi partagés — ooiteux et malfaits,
Ces vers languissants — ne plairaient jamais.

[1] Die italienischen, spanischen und lateinischen Verse des abbé Regnier-Desmarais finden sich nur in der ersten Ausgabe seiner Gedichte, Paris 1708, 8° (Dresden, Königl. öffentl. Biblioth. Lit. Ital. A 857).

[2] Vom Jahre 1691 ist z. B. der *Romance de arte mayor,* den Zamora für ein in Madrid gefeiertes Certamen schrieb.

'On en voulut faire autrefois de cette espèce, dans le temps qu'on cherchait l'harmonie, qu'on n'a que très-difficilement trouvée. On prétendait imiter les vers pentamètres latins, les seuls qui ont en effet naturellement cet hémistiche. ... Mais ce genre de vers français, ne pouvant jamais avoir que des hémistiches de cinq syllabes égales, et ces deux mesures étant trop courtes et trop rapprochées, il en résultait necessairement cette uniformité ennuyeuse qu'on ne peut rompre comme dans les vers alexandrins. ...

'Ces vers de cinq pieds à hémistiches égaux pourraient se souffrir dans les chansons: ce fut pour la musique que Sapho les inventa chez les Grecs, et qu'Horace les imita quelquefois, lorsque le chant était joint à la poésie, selon sa première institution. On pourrait parmi nous introduire dans le chant cette mesure qui approche de la saphique:

L'amour est un dieu — que la terre adore;
Il fait nos tourments; — il sait les guérir:
Dans un doux repos, — heureux qui l'ignore,
Plus heureux cent fois — qui peut le servir.

'Mais ces vers ne pourraient être tolérés dans des ouvrages de longue haleine, à cause de la cadence uniforme.'[1]

Voltaires so gut begründetes Verdikt war von großem Gewicht. Sein ungünstiges Urteil, vereint mit dem Einfluß der Tradition und der rhythmischen Sonderstellung des gleichgeteilten Zehnsilbers, erschwerte gewiß dessen Einbürgerung. Nur in der Chanson- und Coupletdichtung, für die er ihn als geeignet bezeichnete, fand er neben den anderen seltenen und eher librettomäßigen Versarten Verwendung. So kam er Béranger zu, bei dem er sich viermal in drei gegebenen Singweisen findet; auch bei Désaugiers kommt er vor.

Wirklich heimatberechtigt wurde aber der Zehnsilber mit betonter fünfter Silbe erst bei den Romantikern der zweiten Generation, in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Von den älteren Lyrikern der Zeit haben Lamartine, Vigny und Sainte-Beuve dem Zehnsilber mit ungeradsilbigen Vershälften keine Aufnahme gewährt. Bei V. Hugo finden wir in den *Chants du crépuscule* 18, *Rayons et Ombres* 22. 27. 39, *Contemplations* I, 1. 11. II, 28 noch den gemeinen Zehnsilber; erst *Contemplations* III, 27 (*J'aime l'araignée,* juillet 1842) und *Art d'être Grand-père* III, 2 den neuen. Vor V. Hugo scheint Alfred Musset den gleichteiligen Zehnsilber gebraucht zu haben, nämlich in der Chanson *J'ai dit à mon cœur* (*Premières poésies*), die in mehreren Ausgaben, die ich zur Hand hatte, mit dem Datum 1831 versehen ist; erst nach längerem Zwischenraum verwendet er ihn dann wieder in den *Conseils à une Parisienne* (décembre 1845) und im *Souvenir des Alpes* (1852) (*Nouvelles poésies*) und in seinen *Derniers vers* (*Œuvres posthumes*). Bei Th. Gautier

[1] Mit bedeutenden Varianten und anderer Vierzeile zitiert Quitard, *Dict. des rimes,* die Stelle.

verzeichne ich diese Versart erst im Gedichtband *España* (1845) Nr. 41 und in fünf Sonetten der *Poésies nouvelles*. Um 1845 wird ihn auch Brizeux verwendet haben. Bei Th. de Banville werden die Zehnsilber mit gleichen Vershälften erst in den *Stalactites* (1843—46) zahlreicher; das Sonett *Sous bois* der *Cariatides*, das einzige Gedicht dieser Sammlung, das solche bietet, dürfte wohl jüngere Zugabe sein (éd. Lemerre, Paris 1877, livre III; diese Ausgabe enthält spätere Zusätze). Bei A. Barbier tritt die neue Versform erst in den *Rimes légères, chansons et odelettes* (1851) auf, usw. Man sieht also, daſs Musset mit seiner Chanson *J'ai dit à mon cœur* voraufgegangen ist, ohne zunächst Nachfolge zu finden; erst V. Hugos Anregung scheint entscheidend gewesen zu sein. Das Auftreten dieses Verses bei Musset kann nun aber nicht befremden, da er eine gewisse Beziehung zur Chanson nie verleugnet hat; im Kreise seiner Familie waren Bérangers Lieder beliebt; vielleicht hat ihn aber auch die von Voltaire probeweise versuchte Vierzeile angeregt. Seine Autorität in metrischen Dingen bedurfte aber gewichtigerer Unterstützung, um durchzudringen.

Seither halten sich die beiden Zehnsilber die Wage; vielleicht dürfte man sogar sagen, daſs der gleichteilige dem alten ungleichteiligen den Rang abgelaufen hat. Banville ist dem letzteren nie ganz untreu geworden und hat ihm in den von ihm wiedererweckten Rondeaux und Ballades wieder einen Platz geschaffen. Sully Prudhomme, der in seinem ersten Bande (*Stances*) den alten Zehnsilber noch mehrmal gebrauchte, hat ihn später aufgegeben, den neuen hat er aber nur einmal in den *Solitudes* (1869) verwendet (*L'Agonie*). Fr. Coppée hat beide Zehnsilber erst in der Sammlung *L'exilée* (1877) versucht, den alten einmal, den neuen dreimal, und später den Gebrauch des alten auf die Balladen beschränkt. Bei Marc-Monnier (*Poésies* 1872) konstatiere ich den alten, ungleichteiligen Zehnsilber nur in zwei seiner *Napolitaines*, usw. Die früher ungebräuchliche oder wenigstens ungewöhnliche Form der zehnsilbigen Zeile, die mit gleichen Vershälften, ist also in der neuen französischen Poesie nicht nur vollkommen rezipiert, sondern, man darf sagen, der lebende Vers, während der alte Zehnsilber mit betonter vierter zum alten Hausrat geworfen ist und nur als Seltenheit noch gepflegt wird.

Aus alledem ergibt sich, daſs der symmetrisch geteilte Zehnsilber (5 + 5) auf französischem Boden keine zusammenhängende Existenz hat; er ist wenigstens dreimal selbständig erstanden. Der sporadisch vorkommende altprovenzalisch-altfranzösische Vers hat sich nicht direkt in die Neuzeit fortgepflanzt; seiner geringen Verwendung entsprechend war ihm nur ein kurzes Leben beschieden. Im 16. Jahrhundert hat B. des Periers den betreffenden Vers aus eigenen Stücken wiedererzeugt, vielleicht unter Anregung des spanischen *verso de arte mayor*, vielleicht in Verfolg eines eigenen scherzhaften Einfalls. Baïf könnte auf Des Periers fuſsen, es ist aber wahrscheinlicher, daſs auch er eine eigene Kombination versucht oder noch eher eine ge-

wisse Form griechischer Verse nachahmt; O. Mage folgt vermutlich Des Periers; Buttets pseudosapphischer Vers steht wieder für sich. Spontan stellen sich dann im 17. Jahrhundert Zeilen ein, die dem gleichteiligen Zehnsilber ähneln, wo einer gegebenen Sing- oder Tanzweise Worte untergelegt werden, wie bei Malherbe und Scarron. Dann kam Regnier-Desmarais noch einmal von selbst, ohne Kenntnis der früheren Versuche, auf die benannte Verszeile, die seither wenigstens Gegenstand der Erörterung blieb. Nicht ganz klar ist es, ob die Verwendung der Zeile in der Chansonliteratur, wie sie um die Neige des 18. Jahrhunderts gepflegt wurde, mit jenen Erörterungen im Kausalnexus steht, oder ob hier wieder die Musik den Weg gewiesen hat. In die Buchlyrik führte, wie es scheint, A. Musset den gleichteiligen Zehnsilber ein, wenn seine Chanson *J'ai dit à mon cœur* wirklich von 1831 ist und um jene Zeit veröffentlicht wurde, was ich nicht feststellen konnte; bei ihm ist eine Erinnerung an die Chansons oder an Voltaire nicht unwahrscheinlich; es ist aber doch eine literarische Tat, dafs er dem noch nicht hoffähigen Verse das Existenzrecht in einer ernsteren lyrischen Sammlung sicherte und ihn auf eigene Füfse stellte, indem er seine richtige Verwendung durch das Beispiel lehrte. Für die gröfsere Verbreitung der Zeile wurde anscheinend V. Hugos Beispiel mafsgebend. Von 1843 an gewinnt sie rasch an Boden, und heutzutage gehört der gleichteilige Zehnsilber unstreitig zu den geläufigeren französischen Versmafsen, insofern der traditionelle Versbau überhaupt noch als zu Recht bestehend anerkannt wird.

Budapest. Ph. Aug. Becker.

Kleine Mitteilungen.

Eine neue Handschrift der altdeutschen Passionsspiele in Tirol.

In meiner Passionsspiel-Ausgabe (Innsbruck, Wagner, 1897) habe ich dargelegt, wie die Tiroler Passionsspiele am Beginn des 15. Jahrhunderts von Sterzing ausgingen und sich südlich und nördlich über die Städte des Landes verbreiteten: nach Norden bis Hall und Schwaz; nach Süden bis Brixen, Klausen und Bozen, von wo sie der Maler Vigil Raber bis nach Cavalese und Trient vorschob, in zwei Städte, die heute verwelscht sind, so daſs Aufführungen deutscher Volksschauspiele nicht mehr möglich wären. Ein anderer Zweig zog wahrscheinlich nach Osten durch das Pustertal über Innichen nach Villach. Ein unerwarteter Fund bezeugt nun, daſs das Verbreitungsgebiet noch gröſser gewesen ist und sich auch nach Nordwesten gegen Vorarlberg hin erstreckt hat. Herr Archivar Viktor Kleiner in Bregenz sendet mir soeben eine Spielhandschrift, Eigentum der Frau Friederike Witwe Findler daselbst. Sie ist ein Quartband, von alter Hand paginiert, in altem Einband, von dem jedoch der Vorder- und Hinterdeckel und damit leider auch viele Blätter weggerissen wurden, vorne alle bis Fol. 66. Von Fol. 67—149 läuft das erste Spiel für den Gründonnerstag. Am Fuſse von Fol. 149 steht nach dem *Amen* des Textes von der Hand des alten Schreibers: Im *1574 Jahr zu hall im Inthal abgeschriben wordn. Jecx zu sondthoffn Anno 1661 aus denselbn gelichnen biecher* (so!) *auch abgeschribn worden.* Unter *sondthoffn* ist Sonthofen an der Iller zu verstehen, von wo die Handschrift leichtlich nach Vorarlberg gelangen konnte. Das zweite Spiel für den Karfreitag trägt neue Paginierung von derselben Hand (Fol. 1—156) und bricht mit der Grablegung Christi ab.

Die Angabe dieser Inschrift über den Ursprung der Spiele ist richtig, denn die Vergleichung beweist, daſs der Text des alten Haller Passions (H.) zugrunde liegt; doch zeigt die neue Fassung (S.) viele Veränderungen. Stumme Handlung des alten Spiels wird häufig in lebendige Rede umgesetzt. So hieſs es z. B. in der Abendmahlszene ehemals bloſs: (*Jhesus*) *accipiens calicem benedicit*; jetzt dagegen steht statt des *benedicit*: *sicht über sich gehn himel und spricht*:

Gott vatter, ich sag dir lob und danckh
Mit disem kölch und mit disem tranckh.

Sogar auffallende Lokationen von Personen werden ausdrücklich motiviert. Laut der biblischen Überlieferung (Joh. XIII, 23, 25) ruhte Johannes beim Abendmahl am Herzen Jesu. Das wurde in H. stillschweigend so ausgeführt, in S. dagegen ausführlich durch die Müdigkeit des Johannes begründet und mit einem schönen Motiv verknüpft: Johannes erhält hier Einblick in das Wesen der Gottheit, in die Unendlichkeit der Liebe und des Leidens Christi, in die geheime Offenbarung: in die *gross heimligkait,*

Davon kein mensch nie hat geseit
Und kein menschenohr nie gehört hat
Und keines menschen hercx hat gedacht,
Noch keines menschen mund nie sprach,
Auch keines menschen aug nit gesach.

Neben solch erhabenen fanden auch komische Elemente Vermehrung, um den Wechsel von Ernst und Heiterkeit bei den Zuschauern zu fördern. So beteuert Petrus seine Anhänglichkeit an den Heiland mit den Worten:

Herr, du soldt glauben mir:
Ich will ehe sterben bey dir,
Ehe dass ich dich lass in solcher noth,
Ehe wolt ich leiden den bitern todt,
Und man miest mich wirgen als ein hun.

Worauf *Philiphus* zustimmend ergänzt:

Das selb miest man uns alle thun.

Das Streben nach Erweiterung des alten Textes tritt stark hervor: ganze Szenenteile werden neu eingesetzt, die Dialoge weiter ausgesponnen. Selten tritt dagegen Beschränkung ein, am ehesten bei Monologen. Einen charakteristischen Beleg bietet die bekannte Abschiedsrede Jesu nach dem Abendmahl:

Der sohn des menschn erkleret[1] *ist*
Und gott in im zu diser frist usw.

Für den Chor ist vereinzelt ein eigener Gesang nach Art des geistlichen Volksliedes eingelegt; man vgl. die Kommunionszene: *Hie pricht der sallvator das prot und hebt bey Johanne an, gibt einem Jünger nach dem anderen, yedem ein schnit bis auff Juda,* (der) *soll der leczte sein. Dieweil soll gesungen werden durch den Chor oder die Jünger. Chor:*[2]

---

[1] Daſs *erkleren* hier nur verklären, verherrlichen bedeuten kann, stellt schon der Zusammenhang auſser Zweifel, es bedarf gar nicht der Bestätigung des Vulgatatextes (Joh. XIII, 31 und noch einmal 32), der zugrunde liegt. Die Korrektur in den *Gött. gel. Anz.* 1899, S. 866 ist daher falsch, wie die meisten anderen Korrekturen; noch ärgerlicher aber ist, wenn mir daselbst einkorrigiert wird, was zuvor schon in meinen Anmerkungen steht.

[2] Das Versende des folgenden Gedichtes ist nicht abgesetzt, sondern nur durch Beistrich bezeichnet.

O Jesu gueth,
Dein leib und blueth
Im abendmahl hast gebn
Im proth und wein,
Den jüngern dein
Befohln nach zu leben.

(Folgen noch zwei Strophen.)

Die Spielanweisungen sind nun durchweg deutsch, überdies viel ausführlicher und eingehender als früher; besonders willkommen sind die Angaben über die Aktionen und Mimik der Schauspieler: *Hie nimbt der sallvator zwölff schniten prot oder zwölff oblath und sicht über sich gehn himel und spricht* (Fol. 74). *Hie naigt sich Johannes dem sallvator an sein brust* (Fol. 76). *Hie sicht der sallvator über sich und schlecht die Hend zusamen* (Fol. 94). *Indem sechen die drey Jünger auff, wischen die schläffrigen augen* (Fol. 104). Merkwürdig ist die Form der direkten Anrede an den Spieler, die gelegentlich zum Vorschein kommt; man vgl. z. B. die Anweisung an den Salvator vor H. 689: *Hie schweig ein wenig und wisch dir den bluetigen schwais under das angesicht*; oder die an Petrus (Fol. 99): *Hiemit heb die schwert über sich, zeuch eins aus der schaid,* womit Petrus die Verse zu begleiten hat:

Herr und maister, zway schwert seind hie,
schaw, lieber herr, es send gleich die.

Dadurch kann die neue Handschrift unsere Kenntnis vom altdeutschen Bühnen- und Spielwesen fördern. Ihre stilistischen Fähigkeiten sind gering: je weiter diese Spiele sich vom alten Tiroler Passion zeitlich entfernen, um so mehr sinkt ihre Ausdrucksfähigkeit, um so flickenreicher, breiter und wässeriger wird ihre Darstellung. Sie ist der jüngste von den bis jetzt bekannt gewordenen unmittelbaren Abkömmlingen des Tiroler Passions; früher war es der Brixner vom Jahre 1551. Durch sie können wir nun die Entwickelung der Tiroler Passionsspiele durch drei Jahrhunderte verfolgen; aus ihrer oben angeführten Inschrift erhalten wir auch Kunde von einer Haller Handschrift aus dem Jahre 1574, welche zum Schlusse drängt, daſs dort die Passionsspiele länger fortlebten, als wir sonst mit urkundlichen Zeugnissen belegen können (vgl. meine Ausgabe S. CCXXXV). Wie weit S. neben diesem Haller Texte noch andere Spiele benützt hat, wird die genauere Untersuchung lehren.

Innsbruck, Juni 1903. J. E. Wackernell.

Zum Schluſs des altengl. 'Phönix'.

Die mit Z. 667 beginnenden englisch-lateinischen Schluſsverse des Phönix lauten nach der Hs.:

Hafað ús ályfed lucis auctor
þæt wé mótun hér merueri
góddædum beȝietan gaudia in celo, etc.

Das seltsame *merueri* von V. 668 ist bisher noch unerklärt,[1] denn Greins und Wülkers Änderung in *mereri* verstöfst gegen die Gesetze der Metrik, und Ettmüllers *meruisse* dürfte wenig Beifall finden. Ich bessere in *mer*[*i &*] *ueri*, wodurch wir nicht blofs einen guten Vers und Sinn, sondern dazu noch einen Binnenreim erhalten wie *sine fine* V. 675. Die beiden Adjektiva finden sich auch in der klassischen Latinität zusammen, vgl. *libertas mera veraque virtus* Hor. ep. 1, 18, 8, und *illa vera et mera Graecia*, Plin. ep. 8, 24, 2 (Georges, *Lat. Handwörterb.*[7] unter *merus* am Schlufs). Natürlich sprachen die Angelsachsen schon — wie wir noch! — *mēri* und *sīne.*

Kiel. F. Holthausen.

Eulenspiegel in England.

In seiner den obigen Titel tragenden Schrift hat Brie nur zwei Dramatiker als Zeugen für die Popularität Eulenspiegels in England anführen können, und ich selbst habe in meiner Besprechung seines Buches (*Deutsche Literaturzeitung* 1903, Nr. 40 col. 2433 ff.) bemerkt, dafs auch mir keine weitere Anspielung im Drama bekannt sei. Inzwischen habe ich aber doch noch eine beachtenswerte Stelle gefunden, die ich heute nachtragen möchte, weil sie unter den bis jetzt bekannten dramatischen Eulenspiegel-Erwähnungen die einzige ist, die sich auf das Volksbuch selbst bezieht.

Diese Stelle findet sich in dem fälschlich mit Shakespeares Namen geschmückten Schauspiel *The First Part of Sir John Oldcastle* (gedr. 1600) in der dritten Szene des vierten Aktes. Der unversöhnliche Feind des der Ketzerei angeklagten Titelhelden, des Sir John Oldcastle, Lord Cobham, der Bischof von Rochester, hat diesen verhaften und all sein Hab und Gut für den König mit Beschlag belegen lassen. Einer der Schergen bringt einen Haufen Bücher geschleppt, unter denen sich zu des Bischofs Empörung kein einziges lateinisches Werk befindet: es sind lauter englisch geschriebene, der Häresie verdächtige Bücher, die sofort verbrannt werden sollen. Dagegen protestiert Harpool, ein treuer, alter Diener des Lord Cobham, mit folgenden Worten: *But do not, sumner, as you'll answer it; for I have there English books, my lord, that I'll not part withal for your bishoprick:* Bevis of Hampton, Owleglass, The Friar and the Boy, Elinour Rumming, Robin Hood, *and other such godly stories; which if ye burn, by this flesh I'll make you drink their ashes in Saint Margaret's ale* (cf. *Supplement to the Edition of Shakespeare's Plays,* published in 1778 by Johnson and Steevens, London 1780, vol. II p. 338 f.).

Strafsburg. E. Koeppel.

---

[1] Kaluzas Besserung: *þæt wé mótun* | *hic mereri* (Beibl. zur *Anglia* XIV, Nr. VI, S. 162) ist metrisch unmöglich, weil gegen die lat. Betonung verstofsend.

Byrons *To Mary*

ist eines jener 38 Gedichte, die er im Dezember 1806 unter dem Titel *Fugitive Pieces* bei Ridge in Newark veröffentlichte. Da es in dem Kreise des jungen Dichters in hohem Grade anstöfsig gefunden wurde, vernichtete er um seinetwillen auf die Vorstellungen des Rev. J. Beecher hin die ganze Auflage seiner poetischen Erstlinge. Beecher selbst bewahrte jedoch ein Exemplar auf, von dem 1886 durch die Chiswick Press in einem Faksimile-Druck hundert Kopien *for private circulation* hergestellt wurden. Nach dem im Britischen Museum befindlichen Exemplar dieser Ausgabe wird *To Mary* hier abgedruckt, da es in keiner einzigen allgemein zugänglichen Sammlung von Byrons Juvenilia — auch nicht in der neuesten von Coleridge und Prothero veranstalteten — Aufnahme gefunden hat. Möglichste Vollständigkeit der literarischen Dokumente ist als eine Grundbedingung aller ehrlichen Forschung ein so unbedingt erstrebenswertes Ziel, dafs dagegen ästhetische oder moralische Bedenken nicht in Betracht kommen.

Fugitive Pieces by | George Gordon Lord Byron | A facsimile reprint of the suppressed edition | of 1806 | London 1886 | printed for private circulation | [page 17].

To Mary.

1.

Rack'd by the flames of jealous rage,
By all her torments deeply curst,
Of hell-born passions far the worst,
What hope my pangs can now assuage?

2.

I tore me from thy circling arms,
To madness fir'd by doubts and fears,
Heedless of thy suspicious tears,
Nor feeling for thy feign'd alarms.

3.

Resigning every thought of bliss,
Forever, from your love I go,
Reckless of all the tears that flow,
Disdaining thy polluted kiss.

4.

No more that bosom heaves for me,
On it another seeks repose,
Another riots on its snows,
Our bonds are broken, both are free.

5.

No more with mutual love we burn,
No more the genial couch we bless,
Dissolving in the fond caress;
Our love o'erthrown will ne'er return.

6.

Though love than ours could ne'er be truer,
Yet flames too fierce themselves destroy,

Embraces oft repeated cloy,
Ours came too frequent, to endure.

7.

You quickly sought a second lover,
And I too proud to share a heart,
Where once I held the whole, not part,
Another mistress must discover.

8.

Though not the first one, who hast blest me,
Yet I will own, you was the dearest,
The one, unto my bosom nearest;
So I conceiv'd, when I possest thee.

9.

Even now I cannot well forget thee,
And though no more in folds of pleasure,
Kiss follows kiss in countless measure,
I hope you sometimes will regret me.

10.

And smile to think how oft were done,
What prudes declare a sin to act is,
And never but in darkness practice,
Fearing to trust the tell-tale sun.

11.

And wisely therefore night prefer,
Whose dusky mantle veils their fears,
Of this, and that, of eyes and ears,
Affording shades to those that err.

12.

Now by my soul, 'tis most delight
To view each other panting, dying,
In love's extatic posture lying
Grateful to feeling, as to sight.

13.

And had the glaring God of Day,
(As formerly of Mars and Venus)
Divulg'd the joys which pass'd between us,
Regardless of his peeping ray.

14.

Of love admiring such a sample,
The Gods and Goddesses descending,
Had never fancied us offending,
But wisely followed our example. 1803.

Wien. Helene Richter.

Eine weitere Quelle des Sachsenkriegs im Ogier.[1]

Pio Rajna hat in seinen grundlegenden *Origini dell' epopea francese* aus *Liber Historiae* Kap. 41 den alten epischen Kern des Sachsen-

[1] Vgl. *Archiv* CXI, 349.

kriegs am Schlufs der *'Chevalerie Ogier'* beigebracht: Zu Clothars Zeiten ist sein Sohn Dagobert in den Marken König. Er unternimmt einen Zug gegen die Sachsen und wird an der Weser hart bedrängt. In der Not schickt er um Hilfe an seinen Vater und gibt dem Boten als Ausweis ein Büschel seiner Haare mit (episch!). Clothar kommt, besiegt und tötet den Sachsenkönig im Zweikampf und rettet so seines Sohnes Heer.[1]

Ebenso wie Clothar erscheint Ogier unerwartet vom Gegner als Retter in der Not gegen eindringende Sachsen, ebenso tötet er im Zweikampf den Sachsenkönig durch Kopfabschlagen. Es wurde also die Heldentat Clothars durch eine totale Modernisierung (Änderung aller Figuren; die Sachsen erhalten den Charakter eines nomadischen Reitervolkes, ähnlich den Hunnen; Anpassung des Ortes) auf eine jüngere Sagenfigur, Ogier, übertragen; und zwar so, dafs für einen Chronisten des 13. Jahrhunderts noch zweifelhaft war, wem sie in Wirklichkeit zukäme: *'Auctarium ducem, qui in cantilena vocatur Lotharius Superbus'*, schreibt Alberich von Trois-Fontaines (Voretzsch). Die Übertragung mufs also eine verhältnismäfsig späte gewesen sein und ging unmittelbar von Clothar auf Ogier über. Hier wurde dann der *'Sachsenkrieg'* den übrigen Taten Ogiers angereiht, indem er nach seiner Gefangensetzung (ursprünglich und so noch in den franko-ital. und nordischen Versionen: Als Strafe für den Mord an Carlot, 'nachdem ihn dieser aus Neid und Eifersucht schwer gereizt', Voretzsch S. 110) aus dem Gefängnisturm heraus als Retter in der Not erscheint.

Doch hat der Verflechter beider Handlungen (*'Enfances'* [= *'Geisel O.'*] und *'Sachsenkrieg'*) nicht das übrige zu erfinden brauchen, sondern hatte (nach Voretzsch) ein *'Moniage Ogier'* vor sich, welches den Helden aus dem Kloster in Meaux holt, um ihn sein Land vor feindlichen Eindringlingen retten zu lassen. Dieses *'Moniage'* ist durch eine Anspielung von Alexander Neckam († 1217) gesichert: Ogier ist im Kloster in Meaux; unüberwindliche Feinde dringen ein; er bittet selber, helfend eingreifen zu dürfen. Charakteristisch ist das vergebliche Suchen nach einem für seinen Riesenleib passenden Pferde, bis man sein altes Rofs Broiefort als Ackergaul wiederfindet. — Nun läfst der Sachsenkrieg der *'Chevalerie'* Ogier in Rheims im Turme sitzen. Nach seiner Berufung enthält er dieselbe Pferdewahl, läfst aber Broiefort im Kloster St. Faro zu Meaux wiederfinden (Voretzsch S. 114), ein Beweis dafür, dafs er das *'Moniage'* an dieser Stelle benutzt hat.

Somit ist ein grofser Teil dieses *'Sachsenkriegs'* auf seine Quellen bestimmt. Einzelne und zwar wichtige Züge können jedoch weder aus der einen noch aus der anderen Quelle hergeleitet werden, hängen

---

[1] Vgl. Voretzsch, *Über die Sage von Ogier dem Dänen* S. 108, 109. S. 109 lies 'Als Clothar ankommt' statt 'Als Dagobert ankommt'.

also in der Luft, wenn man sie nicht für Erfindungen der Nachdichter und Vereiniger halten will. Da diese sonst nie erfinden, sondern stets kopieren (vgl. *Archiv* CXI, 346), so ist eine solche Annahme unberechtigt. Vorab erinnere man sich des Inhalts:

Ogier ist im Gefängnis unter Turpins Obhut, der ihn auf Befehl Karls verhungern lassen soll, aber dies Gebot zu umgehen weiß. Um, wie der Befehl lautet, ihm täglich nur e i n Brot und ein bestimmtes Maß gemischten Weines zukommen zu lassen, läßt er Riesenbrote backen und braucht Riesengemäße. Zugleich bittet Ogiers Sippe bei Karl um sein Leben. Doch ist dieser so zornig auf ihn, daß er bei Todesstrafe verbietet, in seiner Gegenwart nur seinen Namen zu nennen (9690).

Die Sachsen fallen ein, nachdem sich das Gerücht verbreitet, Ogier sei im Gefängnis gestorben (9803). Nach den ersten schweren Verlusten und Mißerfolgen auf seiten der Franken beginnt das Heer ganz leise zu murren und nach Ogier zu verlangen:

10077 'Qui ëust ore le bon Danois Ogier,
Il nos vengast du Sarrasin Braihier!' —
Dist l'uns a l'autre: 'Sire car vos taisies!
Que ne vos oye l'empereres proisies,
Tost nos feroit tos les membres tranchier!'

Die Ratgeber, vor allem Naimo, beschließen zu handeln: sie rufen Baire, den Armbrustschützen, bitten ihn, sich zu erinnern, wie er Ogier sein Weib Maroie verdanke. Er solle das seinem Herrn nun heimzahlen: auf schnellem Pferde sitzend solle er vor Karl nach Ogier rufen und sich dann fortmachen. Baire tut so und entkommt zum großen Ärger Karls. Die anderen verfolgen ihn zum Schein und belügen dann Karl: sie hätten ihn eingeholt und getötet. Es geschieht nichts weiter. — Da tun sich dreihundert Knappen zusammen, fassen sich alle bei der Hand und schreien gemeinsam nach Ogier. Karl hört in ohnmächtiger Wut zu. Er kann doch nicht dreihundert auf einmal umbringen lassen:

10148 Grans fu la rote si prisent a hucier
Trestot ensanble: 'Ogier! Ogier! Ogier!'
Li rois les ot, prist color a cangier: ...
'Coment poroie tant home detranchier!'

Nun, da 'Kinder und Narren die Wahrheit gesprochen haben',

10155 Puisque li fols a dite sa folie ...

entschließt sich auch Naimo, nach Ogier zu verlangen. Karl antwortet (10171), Ogier sei ja längst verhungert. — Sie ziehen trotzdem nach Rheims, die 'Vavassor' Ogiers voran in der Sehnsucht nach ihrem Herrn. Vor dem Turme angelangt, hören sie Ogier, der sich in seinem Innern mit Schlangen und Kröten plagt, rufen nach ihm und künden ihm Karls Nahen und Befreiung. Da dehnt sich der Recke in seiner Freude, daß die ihn umschließenden Mauern platzen (10260). Nun kommt auch Karl, bittet um seinen Beistand gegen

die Sachsen, der ihm unter Bedingungen, welche mit dem Morde an Ogiers Sohn Balduin zusammenhängen (sekundärer Zug aus der Enfances-Dichtung) gewährt wird. Jetzt führt man ihm aus Meaux sein Pferd zu, findet seine Waffen wieder usw.

Diese Schilderung kann nicht aus Clothars Sachsenkrieg stammen. Denn es ist nicht recht denkbar, daſs das Verhältnis zwischen Dagobert und Clothar umgedreht worden sei, daſs der Sohn den Vater ins Gefängnis geworfen, verboten, seinen Namen zu nennen, und schlieſslich seine Hilfe doch nicht habe entbehren können. — Auf der anderen Seite weist man darauf hin, daſs der Sachsenkönig bei der Mitteilung: Clothar sei im Lager! ungläubig antwortet: Clothar sei ja längst tot. Es ist ratsam, dieses Zwiegespräch als Quelle des gleichartigen im Ogier anzusehen. Brehier sagt (10299):

'Ogiers est mors, ben a deus ans ou trois.' —
E dist Ogiers: 'Dit as un serventois —
Morir m'estuet encor un autre fois.'

Aber hieraus zu schlieſsen, daſs auch die Vorgeschichte von Clothars Sachsenkrieg dem Ogier ähnliche Ereignisse enthalten müsse, welche das Gerücht des Todes motivierten, geht zu weit. Es ist ausdrücklich gesagt, daſs der Sachsenkönig 'cacine' spricht, und man weiſs, daſs es bei 'gab' und 'reprovier' nicht sowohl auf die Wahrheit der Aussage als auf die Schärfe des Spottes oder die Gröſse der Übertreibung ankommt, daſs die offenbare Unwahrheit oder Unmöglichkeit im Gegenteil für die Lachmuskeln jener Zeit einen ungewöhnlichen Reiz hatten. Zudem lieſs sich bei Festhalten der Persönlichkeiten Clothars und Dagoberts als gemeinsam Regierende, sonderlich ihres Verhältnisses zueinander, aus diesem 'gab' des Sachsenkönigs nicht das entwickeln, was wir im Ogier finden.

Aber auch aus dem *'Moniage'* kann die Intrige, welche auf dem Verbot der Namennennung beruht, nicht herstammen. Denn diese ist ihrer Natur nach mit einer Gefangensetzung, wie das Staunen des Königs, daſs der Held noch lebt, mit beabsichtigter Tötung verbunden.

Daſs das Ganze kaum auf Erfindung der Kompilation beruhen kann, haben wir schon gesagt und wird noch durch ein anderes bestätigt: Der kulturelle Inhalt der Partie ist nicht fränkisch.

Den kapriziösen König, der den Seinigen recht zu schaffen macht, kennen wir auch aus anderen Gedichten. Aber nirgends finden wir eine erfolgreiche Einschränkung der Meinungsäuſserung durch den Herrscher. Im Gegenteil entspricht der Entwickelung des germanischen Königs als *primus inter pares,* daſs ein jeder der Berater (*Pers* = *pares*) sprechen darf: Daſs 1) der König unter gewissen Umständen (wenn er den Rat verlangt hat?) so handeln muſs, wie die Berater wollen. (Man vergleiche das *'Rolandslied'*: Roland zur Nachhut; Gottesgericht am Schluſs.) — Daſs er 2) nicht so handeln kann, wie

er will, wenn ihm die Gesamtheit der Räte entgegensteht (*'Renaut de Montauban'* u. a.), — und daſs er 3) gehörig mitgenommen wird, wenn er auf guten Rat nicht gleich hören will (die Beratungen im *'Girart von Rossillon'*). Aus dem im Detail und besonders in der Wahl der Konflikte echt germanischen *'Renaut von Montauban'* (= vier Heimonskinder) beachte man folgende Parallele:

Karl verbietet, daſs einer seiner Barone von Frieden mit den Haimonskindern spreche;

S. 344, 4 'Il n a çaians vassal de si haut parenté,
Si parole d'acorde vers les desmesurés
Que jamais en sa vie fust ja de moi privéz ...'

die Barone schweigen; gleich darauf weigert sich Haimo, der Vater der Belagerten, Wurfgeschütze zu beschaffen. Wütend verschärft Karl die Drohung.

S. 349, 8 'S'il en i a un sol ki die o ne non,
Ne face mon commant, ensi com dit l'avon,
Je en prendrai la teste par desor le menton.'

Haimo gehorcht; als er aber, um seinen Kindern zu helfen, statt der Wurfgeschosse Schinken und Weinfäſschen in die Stadt schleudern läſst, will Karl seine Drohung wahr machen, was er aber nicht ohne Zustimmung der Räte kann:

S. 357, 30 'Je m'en voil ainz la nuit si hautement vengier,
Que le cief me laires, — se on le velt jugier.'

Da tritt Naimo auf, erklärt, daſs die Pers dem Urteilspruch nicht beistimmen werden:

S. 358, 11 'On ne jugera pas que il soit malbailli.'

Karl ist machtlos, seinen Willen durchzuführen, denn nachdem Naimo gesprochen, wird er die Zustimmung seiner Räte nie erlangen:

S. 358, 12 Quant li rois ot Naymon si ot le cuer mari,
Que il savoit de voir, Aymes n'ert pas honi,
Puisque jugié l'a Naymes, li rices dus flori;
Ne le desdiroit mie, desqu'il l'a dit issi. —

Der Gehorsam dagegen, der im *'Ogier'* dem Verbot, den Helden nicht zu nennen, entgegengebracht wird, entspricht den fränkisch-französischen Anschauungen vom Verhältnis des Königs zu seinen Beratern keineswegs. Noch weniger entsprechen denselben die Listen, die angewandt werden, um das Verbot zu umgehen: die Pers sind zu feige, ihr Recht zu behaupten, und bestimmen einen Armbrustschützen (an sich eine Rarität im Epos), seine Haut daranzusetzen. Sie lassen ihn, nachdem der Streich gelungen ist, entkommen und lügen Karl vor, sie hätten ihn getötet:

10228 Et cil l'aquellent e prisent a cachier;
Mais sacies bien n'ont cure de baillier.
Au roi repairent e si li vont nunchier
Que il ont mort e ocis l'esquier.

Solche Züge sind nicht aus einem Lande, in welchem die Macht des Herrschenden gesetzlich begrenzt war — offenbar stammen sie aus einer Autokratie, in welcher die Hofleute nur durch Politik und Intrige etwas zu erreichen gewohnt waren.

Weiter: Dreihundert Knappen schreien gemeinsam nach Ogier:

10142 Tos fix as contes as dux e as princiers.

Das letztere ist wahrscheinlich eine naive Zufügung im fränkischen Sinne, denn die ganze Stelle scheint offenbar dazu bestimmt, zu zeigen, wie in den unteren Schichten des Heeres mehr Mut und Entschlossenheit zu finden ist als in der unmittelbaren Umgebung des Königs.[1] Gar nicht im fränkisch-französischen Sinne, wo von Roland bis Bayard, von Clothar bis Duguesquelin der Führer alles ist, die Masse des Heeres kaum erwähnt wird. Dafs gar in der Leitung des Heeres Soldaten irgendeine Rolle gespielt hätten, ist durchaus unfränkisch.

Somit ist es denn keine allzu grofse Überraschung, wenn wir in byzantinischer Geschichte und Sage ein Urbild zu diesen Vorgängen finden. Ich meine die Schicksale des Belisar, vorab wie sie uns des berühmten und glänzenden Feldherrn Sekretär und Biograph Prokopos berichtet:

Belisar hatte in fast allen Unternehmungen mit dem Neid des Kaisers und seiner Höflinge zu schaffen, dagegen die Gunst der Soldaten und des Volkes für sich: In den Jahren 545—548 stand er in Italien gegen Totila und seine Goten zu Felde. Da man ihn von Konstantinopel aus ohne Verstärkungen und ohne Geld liefs, kam er mit seinen Unternehmungen nicht vorwärts, wurde 548 abberufen und durch Narses ersetzt. Diesem wurde gewährt, was Belisar verweigert worden war, so dafs er den Krieg zu Ende bringen konnte. Belisar lebte inzwischen untätig in Konstantinopel, bis 559 eine Hunnenschar die Kaiserstadt bedrohte; da, in der höchsten Not, gedachte man Belisars, Justinian rief seine Hilfe an, und mit dreihundert Veteranen gelang es dem alten General, den Feind zu schlagen. Später fiel er abermals in Ungnade, während welcher er sogar zeitweilig gefangen gesetzt wurde. Bald darauf starb er.

Dafs dieses Ereignis auf Volk und Soldaten grofsen Eindruck machen mufste, ist klar. So wurde es der Anlafs zur Belisarsage. Diese Belisarsage ist uns nun nicht durch echt epische Zeugnisse,

[1] Diese dreihundert 'esquiers' waren wohl ursprünglich dreihundert Soldaten; auch Baire wird immer esquier genannt, obgleich er als arbalestier eingeführt wurde. Der Name Baire ist ungewöhnlich; er ist nicht = Bero, Name, der im Ogier oft als Berron vorkommt. Der Diphthong scheint echt zu sein:

10084 Il ont mandé Baire l'arbalestier;

cf. 10086 u. p. 431 var.

sondern durch ein in dreifacher Redaktion bewahrtes Gedicht[1] erhalten (A, C; B), das ein literarisches Produkt ist. Es gibt wohl nur einen Auszug von ca. 600 Versen aus der Sage (B und C bis zu 1000 Versen), um sie in ihren einzelnen Teilen moralisierend als Beispiel von der Scheuſslichkeit des Neides und der Verleumdung (*φθόνος*) hinzustellen, zu einem echten *'Belisar'* sich wie Bänkelsängerlied zu Epos verhaltend.

Trotzdem sind die einzelnen Episoden, die den Sagenkomplex ausmachen, noch so scharf zu erkennen, daſs Heisenberg in seiner jüngst veröffentlichten Kompositionsbehandlung des Gedichtes[2] Ereignisse aus den Jahren 866, 1149, 1261 als sichere Quellen derselben noch nachweisen konnte. Von Belisar blieb nach seiner Ausführung allerdings bloſs der Name übrig: 'Die Sage von Belisar ist also jung; wesentliche Bestandteile gehören dem 12. und 13. Jahrhundert an. Älter ist nur der Kern (?), daſs Belisar von Justinian geblendet worden sei und dann sein Brot gebettelt habe. Aber auch dieser Teil der Sage stützt sich auf ein historisches Ereignis, die Blendung des aufrührerischen Feldherrn Symbatios durch Michaël III.' (anno 866).

Ich erklärte dann,[3] von allgemein epischen Theorien ausgehend, daſs, wenn im 9. Jahrhundert Belisar der Typus eines Feldherrn war, auf den das Schicksal eines anderen übertragen wurde, auch eine Sage über ihn existiert haben müsse, und daſs es wunderbar sei, wenn sich im 'Belisar' nicht Reste davon erhalten hätten; wies dann nach, daſs, wenn auch die im Gedichte geschilderte Expedition gegen Korfù erst im Jahre 1149 ihr historisches Urbild hätte, die Vorgeschichte dieser Expedition mit dem von Belisar eben Erzählten identisch sei.

Die Hofleute verleumden Belisar:

A 55 *μαρτυροῦσιν ἄδικα κατὰ τοῦ Βελισάρη.*
ὦ φθόνε καστροχαλαστὴ, ἔχθρε τῆς Ῥωμανίας ...
(Vgl. B: 95; C: 112.)

Der Feldherr wird drei Jahre (A: 62; B: 102; C: 112) in den Turm (*ἐκάθετον εἰς τὸν πύργον*) geworfen, wo er eingeengt (B 113 *'περιορισμένος'*), im Dunkeln gefangen gehalten wird. 'Er wurde beraubt des Lichtes und des üppigen Tisches, sollte Brot nur zugewogen bekommen und Wasser nur nach Maſs:

B 103 *νὰ ὑστερῆται καὶ τὸ φῶς καὶ τῆς ἀβροτραπέζης*
νἄχῃ ψωμὶν καμπανιστὸν και ὕδωρ μὲ τὸ μέτρος.

[1] *'Carmina Graeca Medii Aevi'* ed. Wagner, Leipzig 1873, S. 304 ff.

[2] *'Belisar und Ptocholeon'*. Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* 1902, S. 370. Ich glaube mir ein Eingehen auf die weitere, mir fremde Belisarliteratur ersparen zu dürfen, um mich nur auf diese Gesamtdarstellung zu beziehen.

[3] Beilage zur *A. Z.* l. c.

Nicht damit zufrieden, sinnen die Neider auf seinen Tod. Da dringen Feinde ein, verwüsten die Küsten und hausen übel zu Wasser und zu Lande. Der Kaiser rüstet eine große Armada und beruft eine Versammlung aller Offiziere, damit sie ihm einen Befehlshaber vorschlagen. Die Offiziere geben keine Antwort, sehen sich verlegen an und wagen nicht, Belisar zu nennen. Da ruft die Menge (A 104; C 181: 'τὸ πλῆθος'. B 167: 'τὸ πόπολον τῆς χώρας'), wie sie die Unentschlossenheit der Führer sieht: 'Belisar wollen wir, o König; denn erstens vertrauen wir auf Gott, zweitens auf den König, drittens aber auf Belisar.' Und sie rufen nach ihm:

A 117 *ὁ βασιλεὺς ὁ θαυμαστὸς ὡς ἤκουσεν τὸ πλῆθος*
τὸ πῶς ζητοῦν καὶ θέλουσιν τὸν μέγαν Βελισάριν …

C 203 *τοῦ πλήθους βοῶντος: Βελισάριον!*

B 177 *τὸ πῶς ζητοῦν καὶ θέλουσιν Ἀβελισάριόν* (?) *τε*

Wie der König das Geschrei des Volkes hört, schickt er nach ihm, und wie er ihn kommen sieht, dankt er Gott, daß er noch lebt:

B 189 *ἐγὼ τοίνυν εὐχαριστῶ θεὸν τὸν παντεπόπτην*
ὁποῦ σὲ βλέπει σὲ καλῶς κ'ἔχεις τὸ φῶς καὶ βλέπεις

C 212 *εὐχαρισῶ τὸν ὕψιστον ὅτι ἐπήκουσέ μου*
καὶ οὐ κατῆλθες εἰς νεκροὺς οὐδὲ σὲ ᾄδου γοῦλα.

Er läßt die Ketten lösen und gibt ihn dem Heere als Generalissimus.

Es läßt sich nicht gut daran zweifeln, daß diese Partie innerhalb der Belisarsage den Kern dieser Sage bildet, da sie mit den eben erzählten Geschehnissen der Jahre 548—559 in den Hauptzügen übereinstimmt, im übrigen aber die Auffassung zeigt, die Volk oder Soldaten von den Geschehnissen haben mußten: Belisar verschwand von der Bühne, sie schlossen auf seine Einkerkerung, wobei die spätere Freiheitsberaubung das ihrige getan haben mag. Daß die Expedition nach Korfù nicht die ursprüngliche Fortsetzung der erzählten Vorgeschichte ist, scheint ersichtlich: der Feind fällt ein und haust zu Wasser und zu Lande, und eine Expedition gegen Korfù soll da Abhilfe schaffen? Das paßt nicht zueinander! Eine Offensive ist für die historische Defensive eingetreten. Daß übrigens, wie in der Geschichte, Konstantinopel der Angelpunkt der Ereignisse war, bevor es (nach 1149) Korfù wurde, zeigt die Überleitung von der Gefangensetzung Belisars zum Einfall der Feinde, die ganz naiv mit der Frage bewerkstelligt wird: 'Was aber geschah mit Konstantinopel?' (A 67, C 119.)

Die Zusammengehörigkeit des ältesten Belisarkernes mit der entsprechenden Exposition des Sachsenkrieges im *'Ogier'* glaube ich als sicher annehmen zu dürfen, da außer völliger Identität im Hauptgang der Erzählung auch Züge des Details sich erhalten haben: in beiden wird der Held in einen Turm gesetzt, wo er eingeengt ist und im Dunkeln verweilt, in beiden ist er auf ein bestimmtes Maß Brot und Wasser

gesetzt, in beiden denken seine Gegner daran, ihn zu töten (im *'Ogier'* die letzten Züge verflochten). — Feinde fallen ein: in beiden ist die Umgebung des Herrschers zu feige, den Helden zu proklamieren, in beiden sind es niedere Leute, die nach dem bewährten Führer verlangen; im *'Ogier'* zweifelt der König, ob Ogier noch am Leben sei, im *'Belisar'* dankt Justinian, daſs er noch lebt, hat ihn also auch bereits für tot gehalten. Lieſse sich nicht auch an einen Zusammenhang zwischen den 300 Veteranen des historischen Belisar und den 300 'escuiers' denken, die nach Ogier rufen? —

Von nun an ist die griechische Version sich selbst nicht treu geblieben, indem die Defensive gegen die Eindringlinge einer späteren Offensive gegen Korfù weichen muſste. Dagegen zeigt die französische Version in modernisierter Form den historischen Tatbestand: Einfall von Heiden in das eigene Land und Bedrohung der Hauptstadt. Sie verdankt diese Defensive dem *'Belisar'*, da ihr anderes Vorbild, Clothars *'Sachsenkrieg'*, einen Angriffskrieg behandelt, dessen Entscheidung an der Weser stattfindet. Auf der anderen Seite hat der *'Ogier'* dem *'Sachsenlied'* den Gegner entnommen und die Hunnen der ursprünglichen Belisarsage unterdrückt. Allerdings nur dem Namen nach, der Sache nach hat er ein echtes Bild des schrecklichen Reitervolkes erhalten:

9829 Brehus reitet einher der treulose.
Ganz Allemanien haben sie in Not gebracht,
Keinen Turm, kein Schloſs haben sie unzerstört gelassen.
In vier Scharen (en quatre lius) reiten ihre Horden (gloton) daher:
Von Arle der weiſsen bis Ais,
Von Lothringen bis Besençon,
Von der Normandie bis zum Mont St-Michel,
Kein Fort, kein Schloſs,
Kein Hof, kein Schlupfwinkel, keine Stadt, kein Haus,
Kein Kloster, keine Abtei,
Die sie nicht eingeäschert hätten.
Nun sind sie schon in der Ile-de-France
Töten Frauen und Kinder ...

Hierzu die Beschreibung eines ihrer Führer:

9811 Er läſst den Kapaunbraten liegen, um Kinderfleisch zu fressen
Er tötet sie und hängt sie an den Sattelbogen
Kein Wildpret steht ihm gleich hoch als solche Speise.[1]

Die offenbare Kürzung der Belisarversionen, ihr geringes Alter, die Verwischung ihrer Motive berechtigt uns, die um drei Jahrhunderte ältere französische Version, welche zudem den epischen Ton gewahrt hat, für die authentischere anzusehen. Die Züge in ihr, die die

[1] Herr Professor Krumbacher macht mich darauf aufmerksam, daſs in dem wahrscheinlich alten griechischen Volksliede Charon (übersetzt von Goethe: 'Aus fremden Zungen') die kleinen Kinder am Sattelbogen als Attribut des 'Charon' erscheinen.

Belisarsage nicht hat, sind kaum Interpolationen, sondern alte Züge der Belisarsage: das Verbot, den Helden zu nennen, hat ursprünglich auch im Belisar gestanden, denn sonst erscheint das feige Schweigen der Archonten nicht genügend motiviert. Daſs auch das Gerücht, der Held sei tot, auf das hin die Feinde einbrechen, dem Belisar ursprünglich sei, zeigt die geäuſserte Absicht seiner Gegner, ihn zu töten, und der Dank des Königs, als er ihn am Leben findet. Auch die Armbrustschützenepisode gehört wohl zum alten Sagengut, weil sie nicht fränkisch ist wie die ganze schöne Vorbereitung der Namennennung, statt deren im erhaltenen Belisar einem späteren Geschmack zufolge Beschreibung von Rüstungen und Zeremoniell getreten ist.

Wie und wann ist nun die Belisarsage nach Frankreich gekommen? Von Byzanz zu dem Frankenreich haben das ganze Mittelalter hindurch vielerlei Fäden geführt. Vor den Kreuzzügen ist es die alte, feine Kultur, welche die halben Barbaren anzieht. Die 'Karlsreise' belegt das Interesse, der 'Girart von Rossillon' zeigt die Vorliebe für byzantinische Frauen und die hohe Meinung von solchen. Das Epos ist nur ein Echo tatsächlicher Verhältnisse: 'Intelligente Ausländer, namentlich gebildete "Franken", haben (an der byzantinischen Kultur) manches von groſsem Interesse beobachtet ...' Weil sich diese 'als das Kulturvolk par excellence fühlten ..., trachteten alle Völker ringsum, für ihre Höfe Heiratsverbindungen mit Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes zu erzielen. Denn nicht nur, daſs die Erziehung und Ausbildung in der Tat mustergültig war, so galten diese Heiraten weitaus als die vornehmsten'.[1] Solche Heiraten sind natürlich für die Übertragung geistigen Besitzes auſserordentlich förderlich. Man erinnere sich, daſs das 'Eia Popeia' als Verstümmelung von *εὖδε ἐμοῦ παῖ* auf eine Byzantinerin auf dem deutschen Kaiserthron zurückgeführt wird.

Später brachten die Kreuzzüge fortwährende Beziehungen, ebenso der Handel: die byzantinische Goldmünze kursiert überall, die byzantinischen Fahrzeuge kennt schon das Rolandslied: dromont.

Wichtig ist, daſs die Sage, die der *'Ogier'* gekannt hat, weder von einer Blendung (9. Jahrhundert) noch von der Eroberung von Korfù etwas weiſs, ein Umstand, der dafür spricht, daſs sie Byzanz früh verlassen hat. Den Termin genauer zu bestimmen, ist unmöglich, die Tatsache an und für sich muſs uns genügen und den bereits bekannten Fällen von Byzantinischem in der französischen Literatur: *'Heraclius', 'Die sieben Weisen'* usw., angereiht werden. Allerdings, da diese literarisch sind, als die älteste und einzige volkstümliche Übertragung.

München. Leo Jordan.

---

[1] Hertzberg, *Geschichte der Byzantiner* etc. S. 193.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 9. Dezember 1902.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des Oberlehrers Blücher (Charlottenburg), der Mitglied der Gesellschaft gewesen ist. Die Versammlung ehrt sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Herr Spies hält seinen Vortrag 'Neues über Thomas Kyd'. Der Vortragende wirft einen historischen Rückblick auf den Gang der Kyd-Forschung und legt ihren gegenwärtigen Stand dar unter Kritik der neuerdings erschienenen Ausgaben von Schick und Boas. Die Ausführungen werden in einer Besprechung dieser Werke im *Archiv* veröffentlicht werden.

Darauf sprach Herr Krüger über Wort- und Satzadverb. Der Begriff des Satzadverbs ist auch von den Grammatikern, welche viel damit arbeiten, wie Henry Sweet und nach ihm K. Stoffel, gar nicht bestimmt worden, so dafs man annehmen mufste, er sei allgemein festgestellt. Von allen dem Vortragenden Bekannten hat sich nur einer, nämlich Mätzner, dazu herbeigelassen, und seine Bestimmung ist sehr anfechtbar, wie überhaupt viele grammatische Bezeichnungen einer gründlichen Durchsicht bedürfen. Der Vortragende kommt zu dem Ergebnis, dafs das Satzadverb ein verdichteter Satz ist, indem 'Unglücklicherweise spielt er' besagt: 'Es ist ein Unglück, dafs er spielt'. Seine Stellung im Satze ist eine sehr freie; aus ihr kann man es ebensowenig vom Wortadverb unterscheiden wie nach dem Ton; steht es im Satzinneren, so macht man davor eine wenn auch oft sehr geringe Pause. Die Franzosen kennzeichnen es in einem solchen Falle dadurch, dafs sie es in Kommata einschliefsen. Der Gang der Entwickelung war der, dafs die Sätze abbröckelten zu Redensarten und diese, in vielen Fällen wenigstens, dann zu einem Worte wurden.

Herr Förster weist darauf hin, dafs eine Menge dieser Adverbien eingeschaltete Ausrufe seien, wie forsitan, Gott sei's gedankt; man könne also von interjektionalen Adverbien sprechen. — Herr Kuttner meint, es sei musikalisch ein grofser Unterschied zwischen einem Adverb wie *enfin* am Anfang oder am Ende des Satzes, wohingegen Herr Krüger mehr die Pause bei der Aussprache für das Charakteristische hält. — Herr Tobler glaubt, es sei gefährlich, Satzadverbien die zu nennen, die durch einen Satz ersetzt werden können. Das könnte nur bei einigen Adverbien geschehen. Es gibt auch Adverbien, die zu einem Substantiv gesetzt werden können, z. B. *presqu'île*. Im Französischen unterscheidet man die Wort- und Satzadverbien sehr sorgfältig durch die Interpunktion. Auf die Frage: Wann starb Karl der Grofse? antwortet man: Er starb im Jahre 814; auf die Frage: Was geschah im Jahre 814? antwortet man: Im Jahre 814 starb Karl der Grofse, beides mit verschiedener Betonung. Mätzner nennt die Adverbien, die eine nähere Bestimmung zur ganzen Aussage des Sprechenden angeben, subjektive Adverbien.

Sitzung vom 13. Januar 1903.

Herr Tobler sprach über die drei Verse Dantes *Inf.* VI, 91—93. Seine von derjenigen früherer Erklärer, auch Porenas (*Delle manifestazioni plastiche del sentimento nei personaggi della D. C.*, Mailand 1902), abweichende Auffassung dessen, was von Ciaccos Bewegungen gesagt wird, geht dahin: Nachdem dieser, im Schlamme sitzend (38), die Unterredung mit dem vor (39) ihm stehenden Dichter abgeschlossen und sie nicht fortsetzen zu wollen erklärt hat (90), dreht er die bis dahin naturgemäfs auf letzteren geradeaus gerichteten (*diritti*) Augen seitwärts, also vom Dichter ab und auf den widerlichen Schlamm, in dem er nun wieder bis zum Schall der Posaune des Gerichts wird liegen bleiben (94), wirft dann noch einmal einen letzten Blick auf Dante, an dessen Mitleid er nach den Worten der Verse 46—48 nicht zweifeln kann, einen Blick unaussprechlichen Jammers über das Los, das seine Sünde ihm auf ewig bereitet hat, einen Blick, den Dante sicher wohl verstanden und teilnahmvoll erwidert hat; darauf läfst er das Haupt in dumpfer Ergebung auf die Brust und sodann den Oberleib rücklings in den Schlamm zurückfallen. Der Vortragende erkennt an, dafs, was er aus Dantes Worten herausliest, nicht alles ausdrücklich darin steht, dafs nicht gesagt ist, die 'scheelen' Augen seien noch einmal auf einen Augenblick (*un poco*) geradeaus gewandt worden, bevor das Haupt sich neigte, und dafs von dem Ausdruck des letzten ihm zugewandten Blickes der Dichter schweigt; er erklärt aber, dafs er das mit gewohnter Knappheit von Dante Gegebene vor der Phantasie kaum lebendig werden zu lassen vermag ohne das rührende 'stumme Spiel' (wie man es auf der Bühne nennt) der Augen, das er (der Vortragende) zu veranschaulichen versucht hat.

Herr Tobler sprach ferner über Z. 488 (erste Ausg. 484) der provenzalischen Novelle Flamenca. Dafs der Vers *Ben lo feiran el cais gelar* mit 'wohl hätten sie (die Hochzeitsgäste) ihn (den König) beinah festzufrieren (d. h. vom Johannistag bis zu den Frösten des Winters in Bourbon zu bleiben) veranlafst' nur dann übersetzt werden kann, wenn man *el*, wie Paul Meyer im Glossar (unter el) tut und wie Chabaneau ebenfalls fordert, in *il* verändert, ist sicher. Aber, auch so berichtigt, bleibt der Ausdruck doch ungemein gezwungen. Der Vortragende erinnert an den von ihm vor langen Jahren in Gröbers Zeitschr. XI 149 gegebenen, wie es scheint, unbeachtet gebliebenen Hinweis darauf, dafs in dem von Morel-Fatio in der *Romania* XV 192 ff. herausgegebenen katalanischen Facetus Z. 1658 der Ausdruck *fer glassar al quaix* vorkommt, welcher, da katal. *glassar* mit *gelar* gleichbedeutend ist, zur Deutung der Flamenca-Stelle sicher herbeigezogen werden darf oder mufs und, wie die katal. Stelle unverkennbar zeigt, 'den Mund stopfen', 'auszusprechen hindern', eigentlich 'am (oder im) Munde festfrieren machen' bedeutet. Wer mit Kenntnis dieser Tatsache an die provenzalische Stelle herantritt, wird auf jede Änderung am Überlieferten verzichten, wird dann wohl auch den Punkt, den der Herausgeber nach Z. 486 setzt, lieber nach Z. 487 anbringen und die Worte *Ben l'o feiran el cais gelar* übersetzen: 'Mit Fug hätten sie ihn (den Bischof) daran verhindert es auszusprechen', d. h. sie hätten ihm sehr wohl sagen können, er brauche sie dazu nicht aufzufordern. *lo* ist dann = *li o*, und wer das i von li nicht gern elidiert sieht, darf Ben lo auffassen als *Be·lh o*, vgl. *no·il preses La ma e non la l'estreisses* (oder *la·il estreisses*) 284, *que l'aport* (oder *que·il aport*) *tost Sas armas*, 785.

Herr Spies widmete dem am 29. August 1902 verstorbenen Otto Gildemeister einen Nachruf. Er zeichnete in grofsen Zügen ein Bild von seiner Tätigkeit als liberal gesinnten Bremer Lokalpolitikers und Senators, hob im Zusammenhang damit seine publizistische Wirksamkeit, besonders in der Weserzeitung, hervor, schilderte die dadurch gewonnene

Bedeutung Gildemeisters als Essayisten und sein Vorbild Macaulay und charakterisierte schliefslich unter Mitteilung von Proben und Erörterung der dabei zur Anwendung gebrachten Prinzipien seine Stellung als Byron-, Shakespeare-, Longfellow-, Ariost- und Dante-Übersetzer.

Als Rechnungsrevisoren werden die Herren Adolf Müller und Cohn gewählt.

Sitzung vom 3. Februar 1903.

Herr Brandl sprach über die 'Entwickelung des Originalitätsbegriffs'. Man redete im Altertum nicht viel von Originalität. Die alten Stoffe wurden von den verschiedenen Dichtern verschieden behandelt, man denke an die grofsen griechischen Tragiker; so auch im Pastoral. Erst Quintilian sagt, durch blofse Nachahmung sei noch nie ein Dichter entstanden. Horatius lobt, dafs neue Formen versucht werden; aber das Neue mufs auch ein Fortschritt sein. Im Mittelalter lag es noch anders. Jeder Dichter tut da, als ob er Historiker sei, er will wahr berichten, nicht originell sein; aufserdem waren ja die christlichen Dichter durch die Lehre der Kirche gebunden. Doch allmählich erringen sie sich gröfsere Freiheit, so die Provenzalen; noch mehr die Humanisten, die anknüpfen an die in Platons Symposion enthaltene Lehre, dafs der Dichter eine nichtwirkliche Welt, die der Schönheit, aufbauen solle. Fracastor ist der Theoretiker dieser Lehre; sodann Scaliger in seiner Poetik, 1561; Sidney 1579, Tasso, Shakespeare, der im Sommernachtstraum das Ergriffensein des Dichters als einen schönen Wahnsinn bezeichnet nach des Horaz amabilis insania; in As you like it, All's well that ends well, Winter's Tale spricht er sich ebenfalls über das Wesen des Dichtens als das Walten der freien Phantasie aus. Im 17. Jahrhundert entwickelt sich der Geniegedanke. Die Kritiker verlangen Naturnachahmung, Aristoteles ist ihre Richtschnur; der Dichter soll die Alten kennen, die besten Vorbilder, soll learning haben. Shakespeares Bedeutung suchte man entweder herabzudrücken, wozu Ben Johnson das Beispiel gab; Pepys fand 1603 den Sommernachtstraum das albernste Stück, das er gesehen. Oder man erklärte Sh. als Ausnahme; so Milton in seinem Sonett, 1630. In Frankreich war keine solche Ausnahme aufgetreten. Dryden nennt Sh. ebenfalls eine solche, ein Genie; er braucht das Wort zum erstenmal so; aber zugleich nennt er ihn unnachahmlich. Pope jedoch betont streng die Regeln; aber auch er mufs zwei Ausnahmen anmerken, Shakspeare und Homer. Der Umschwung war naturgemäfs. Ihn bringt Addison. Anfangs schreibt er wie Pope, bald aber stellt er drei Ausnahmen auf, Shakespeare, Homer und Pindar, die eine Klasse bilden, die anderen sind Genies des Fleifses, wie Cicero, Virgil, Bacon, Milton. Einen Caliban zu schaffen erfordert mehr als einen Cäsar zu schreiben. Unter seinem Einflufs formt Johnson seine Ansichten: novelty is one of the greatest beauties of poetry; er stellt sich gegen Pope. Nun kommt die letzte Phase. Man glaubt Originalität lehren zu können; so Young in seinem Essay on Original Composition, 1759. Jeder soll versuchen, Original zu sein, auch ein mittelmäfsiges sei wertvoll. Die jungen Dichter lassen sich einschüchtern durch die berühmten Vorbilder. Daraus folge nicht, dafs man die Alten nicht nachahmen solle, man solle aber nicht ihre Stoffe, sondern ihre Methoden nachahmen, sich mit Rom verbinden, nicht von Rom erobern lassen. Als grofses Beispiel des Originaldichters wird Shakespeare aufgestellt; er ist the adult genius, die anderen haben nur den infantine genius, der erst grofsgezogen werden mufs; hierher gehört Swift. Man sage, das Genie sei selten; man könne sich aber zum Genie erheben durch: 1. Erkenne dich selbst, deine Kraft. 2. Setz dich durch. Was ist an Youngs Lehre neu? Der Gedanke, dafs wir die Art der Alten nachahmen sollen, kommt schon bei Warburton, der andere schon in Bacons *Advancement of Learning* vor. Anlafs zur

Schrift Youngs, der schon in den Siebzigern stand, war 1. sein Ehrgeiz, 2. Johnsons *Rasselas*, wo sich im zehnten Kapitel findet: no man was great by imitation; aber, wird dort ausgeführt, es sei höchst schwer, Original zu sein. Dazu bildet nun einen gewissen Gegensatz, wenn man lehrt, es sei gar nicht so schwer, eins zu werden. Seine vielen Vergleiche hat Young aus dem *Novum Organon* genommen. Seine Schrift wirkte in Deutschland stark, es entstanden sehr bald zwei deutsche Übersetzungen. Elias Schlegel, Gerstenberg, Hamann, der ganze Sturm und Drang wurde wesentlich durch ihn angeregt, so daſs Herder bald mäſsigend eingreifen muſste. Darum wählten auch die Stürmer Shakespeare zu ihrem Vorbild.

In der sich anschlieſsenden Besprechung hob Herr Tobler hervor, es lohne sich zu fragen, ob man einmal die Forderungen aufgestellt habe, die erfüllt werden müſsten, damit jemand ein Original genannt werde? Neu sein könne erstens der Stoff; so haben Dichterinnen wie Marie Madeleine einen ganz neuen behandelt, den der weiblichen Begierde; man könnte auch nach neuen geschichtlichen Stoffen zu greifen versuchen, obwohl in bezug hierauf wohl kaum noch Neues möglich sei. Oder die Auffassung könne neu sein. Man nehme Dante. Die Schilderung des Jenseits war schon öfter versucht worden, er aber trägt sie als eigenes Erlebnis, das zu seiner Läuterung von Gott gewollt sei, vor; das war unerhört. Oder man nehme die Karlssage. Die Italiener, wie Bojardo, Pulci, behandelten sie höfisch, leichtsinnig und trugen sie wie ein Kindermärchen vor. Schwierig sei zu entscheiden, ob etwas entlehnt sei, da ähnliche Züge mehrmals selbständig entstehen könnten. Oft habe ferner der alte Dichter den älteren ganze Stellen entlehnt, weil er voraussetzte, daſs sie alle Hörer als Zitate erkannten; er glaubte, dies werde sie ergötzen; so habe man ganze Absätze aus Virgil entnommen. Merkwürdig sei, wie schwer man sich entschlieſse, neue Formen zu erfinden; man denke an die Alleinherrschaft der Ottava Rima, des Sonetts, des Alexandriners. Das Sonett besitze ja einen schönen Aufbau, aber warum muſste es gerade vierzehn Verse haben? Die Theoretiker hätten sich darüber aussprechen sollen.

Herr Münch glaubt auf Grund seiner sämtlichen Erfahrungen die Zweifel an Originalität bekämpfen zu müssen, die man so häufig äuſsern hört, sobald der gleiche Gedanke bei einem neuen Autor auftaucht. Interessant scheint ihm übrigens die Vergleichung der Nationen in Beziehung auf Originalität der Individuen; diejenigen Nationen (Franzosen, Italiener), welche die originellsten ästhetisch-literarischen Kunstformen hervorgebracht haben, weisen dafür auch um so weniger Bewegungsfreiheit der einzelnen Autoren auf. Bei den Germanen bleibt nach der formalen Seite vieles unfertiger, aber auch flieſsender.

Herr Förster bemerkte, die Ansicht, wieweit ein Dichter oder überhaupt ein Künstler seine Vorgänger benutzen dürfe, habe seit je geschwankt, je nach Völkern und Entwickelungsstufen; so habe Calderon ein Schauspiel Lopes frei bearbeitet und umgestaltet, ohne auf Tadel zu stoſsen. Mit den 'Reminiszenzen' werde oft Unfug getrieben; warum sollten sich nicht, als gleiche Wirkungen gleicher Ursachen, dieselben Empfindungen und Gedanken in ähnlicher, ja gleicher Form äuſsern, ein Wort, eine Tonfolge, ein Entwurf, ein Scherz? Die Frage selbst besage: Hier steht der ungebundene Genius, der keine Gesetze anerkennt, der sich selbst zum 'Maſse der Dinge' setzt; dort die Ansicht von der Lehrhaftigkeit aller Kunst, die gar die Gesetze einer 'ars poetica a priori' geben und aus dem Klassizismus eine alle Freiheit des Schaffens lahmlegende Klassifexerei und Autoritätenanbetung machen möchte. Die Wahrheit liege in der Mitte: der von der Besonnenheit (*σωφροσύνη*) gezügelte Genius; der Kultus des Dionysos, bestrahlt vom Sonnenlichte Apollos. Die groſsen Geister hätten eine solche Selbstzucht allzeit geübt. An der typischen

aber vorbildlichen Form gewisser Versmafse lasse sich ohne Schaden nicht rütteln; die obenan stehenden seien der Hexameter, das Sonett, der Alexandriner. Man denke an den unglücklichen Versuch eines E. v. Kleist, dem Hexameter eine unbetonte Silbe vorn anzufügen.

Sitzung vom 24. Februar 1903.

Herr Tobler macht Mitteilung von dem Tode des Professors Ernst Wetzel, des langjährigen früheren Schriftführers der Gesellschaft. Die Anwesenden ehren sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Die neuphilologische Gesellschaft zu Leipzig hat einen Bericht über die neue Einrichtung der deutschen Repetitoren in Frankreich, die Dresdener Gesellschaft über die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens eingesandt.

Herr Willert sprach dann über biblische Zitate in neuenglischen Schriftstellern. Nach einem Überblick über Stoffels Artikel 'Scriptural Phrases and Allusions in Modern English' aus dessen *Studies in English* gab er weitere Belege zu einigen schon bei Stoffel angeführten Stellen und wies dann auch andere Zitate oder Entlehnungen aus der Bibel nach, wie 'howling wilderness; under vine and fig-tree; the land of the living; bread upon the waters; beat their swords into plowshares and their spears into pruninghooks; weak as water; the one thing needful; to kick against the pricks; the straightest sect of the Pharisees; of the earth, earthy' usw. Zum Schlufs äufserte er den Wunsch, dafs eine vollständige Sammlung solcher biblischen Zitate eine bessere Anordnung als bei Stoffel, etwa nach der Reihenfolge der biblischen Schriften, erfahren möge.

In der sich anschliefsenden Besprechung gab Herr Krüger Aufschlufs über mehrere Stellen, wie 'the everlasting hills, tender mercies, to escape with the skin of one's teeth, to kick against the pricks' u. a. — Herr Spies regte an, dafs bei einer gröfseren Sammlung unterschieden werde zwischen Ausdrücken, die Gemeingut des ganzen Volkes geworden wären, und solchen, die sich nur bei einzelnen Schriftstellern fänden. — Herr Tobler hob hervor, dafs naturgemäfs die Bibelkenntnis bei den germanisch-protestantischen Völkern gröfser sei als bei den romanisch-katholischen; bei Schriftstellern französischer und italienischer Zunge, selbst bei den frommen Spaniern, begegne man nur selten biblischen Zitaten, und auch dann fast ausschliefslich solchen aus dem Neuen Testament; ein so grundgelehrter Theologe wie Dante bilde allerdings eine Ausnahme.

Herr Bieling macht eine kurze Mitteilung zur Geschichte der *Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen* im Hinblick auf das in einigen Jahren bevorstehende fünfzigjährige Stiftungsfest derselben. Die mündlichen Quellen zur Entstehungsgeschichte der Gesellschaft sind bereits fast ganz versiegt, und auch zur Geschichte der ersten Jahrzehnte fliefsen sie nur noch spärlich. Die schriftlichen Quellen für die ältere Zeit sind sehr dürftig, und auch die gedruckten lassen vieles vermissen, namentlich nach der persönlichen Seite; Präsenzlisten fehlen, ebenso Mitgliederverzeichnisse, wie sie jetzt geführt und veröffentlicht werden; der löbliche Brauch, die Sitzungsberichte zu datieren, ist anfangs streng innegehalten, dann aber während einer ganzen Reihe von Jahren unterbrochen und erst später mit Recht wiederaufgenommen worden. Hauptquelle ist das *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, und zwar von Band XXIII an (erschienen Braunschweig 1858, G. Westermann); diese Zeitschrift wurde nach Begründung der Gesellschaft durch Ludwig Herrig im Jahre 1857 das Organ derselben und stand bis zu seinem Tode unter seiner alleinigen Leitung, während Band XXII noch Hiecke und Viehoff als Mitleiter bezeichnet. In einem Vorworte zu Band XXIII

finden sich einige Angaben über die Begründung der Gesellschaft; die Sitzungsberichte erwähnen ganz kurz die erste Arbeitssitzung (1. Dezember 1857). Eine eingehende Schilderung der Vorgänge vor dieser Sitzung fehlt, selbst der Tag der Gründung ist nicht erwähnt. Die Gesellschaft erteilte früher ihren Mitgliedern bei der Aufnahme Diplome, die jetzt auch schon fast verschollen sind. Mit Hilfe eines solchen Diplomes gelang es dem Vortragenden, den Tag der Gründung urkundlich festzustellen. Es trägt den Vermerk: 'Gegründet zu Berlin am 26. Oktober 1857.' Diese Angabe erleichterte weitere Nachforschungen über Stiftungsfeiern der Gesellschaft. Es ergab sich, daſs in den ersten Jahren ziemlich regelmäſsig, und zwar meist am Stiftungstage selbst, eine Feier veranstaltet wurde; so 1858, 1859, 1860, 1862, 1863 (vgl. *Archiv*, Band XXV, XXVI, XXVIII, XXXII, XXXIV). Dann fehlen weitere Angaben bis zum Jahre 1882; nach dem Sitzungsberichte vom 28. Oktober dieses Jahres beging die Gesellschaft in besonders feierlicher Weise ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest in den Arnimschen Sälen des Hotel Métropole (Unter den Linden); vgl. *Archiv*, Band LXX. Seitdem scheint eine besondere Feier des Stiftungsfestes unterblieben zu sein; eine Erinnerung hat sich wohl erhalten in der Bestimmung der geltenden Satzungen, die Vorstandswahl während der ersten Novembersitzung vorzunehmen. Die fünfzigjährige Erinnerungsfeier an die Stiftung der Gesellschaft würde demgemäſs auf den 26. Oktober 1907 fallen.

Herr Carel berichtet über die neueste Übersetzung der 'Rimas' von Gustavo Adolfo Bécquer, die unter dem Titel *G. A. Becquers Gedichte, übertragen von L. Darapsky*, Leipzig 1902, bei Ernst Heitmann erschienen ist. In der Vorrede nimmt der Verf. für seine Arbeit die 'Treue' in Anspruch, die 'jedem Übersetzer das Erste und Höchste sein soll,' und bekennt weiterhin, 'daſs er sich nach langjähriger Lektüre der Rimas für einen gründlichen Kenner derselben hielt, aber erst beim Übertragen gar manches entdeckte, das er sonst wohl nie bemerkt hätte.' Trotzdem enthält seine Wiedergabe auf Schritt und Tritt die bedenklichsten Willkürlichkeiten und Versehen neben sprachlichen und metrischen Unmöglichkeiten. Verf. hat 9 Gedichte von 79 der Madrider Ausgabe, bei Fernando Fé, 4. Aufl., 1885, ohne Not ausgelassen, aber auch in den von ihm angenommenen willkürlich Strophen ausgelassen oder eigenartige Bezeichnungen, die manchem Gedicht einen bestimmten Charakter geben, willkürlich getilgt, statt dessen aber auch subjektive Zutaten gegeben, die dem Geiste des Dichters nach Carels Urteil nicht entsprechen. Auch hat D. die Anordnung des Madrider Textes durch willkürliche Umstellung der von ihm zugelassenen Gedichte gestört und die Vergleichung des Originals mit seiner Übersetzung durch die verkehrte Numerierung unnütz erschwert.

Kann sonach seine Arbeit die Überschrift 'Becquers Gedichte' nicht rechtfertigen, so kann es noch weniger seine Wiedergabe der Stoffe, die oft nicht einmal der Gedankensphäre des Dichters in einem ganzen Gedichte gerecht wird, abgesehen von unrichtiger oder willkürlicher Übersetzung einzelner Stellen.

Carel hat Text und D.s Übersetzung genau verglichen und kommt zu dem Resultat, man müsse einen Kommentar schreiben, fortlaufend und für alle Gedichte, um D.s Irrtümer klarzulegen. Auch das Deutsch in D.s Gedichten ist reich an Mängeln: sie leiden fast alle an drückender Reimnot, obgleich sich der Verfasser auch durch seine selbstgewählten Maſse reichlichen Genuſs gröſserer Freiheit und damit die Möglichkeit leichteren Ausdrucks hätte zunutze machen können. Die Reimnot wurde Veranlassung zu einer sehr groſsen Zahl der festgestellten Versehen, die auch in seiner Rhythmik zu Tage treten.

Carel beschränkt sich daher auf eine kleine Anzahl von Belegen. [B. = Madrider Text, D. = D.s Zählung.]

In B. 43 = D. 37 ist der Charakter des Gedichts dadurch verändert, dafs D. aus 'La embriaguez horrible del dolor' nur 'la embriaguez' übersetzt und die folgenden Worte einfach fortläfst. In B. 70 = D. 62 ist willkürlich die Beziehung auf das weibliche Wesen, das der Dichter im Sinne hat, und zwar im ganzen Gedicht im Sinne hat, ausgemerzt worden, Zeile 19—20 an Zeile 13—14 einfach angeschlossen. Eine unberechtigte Amputation. Unmögliches Deutsch, noch durch Druckfehler verschlimmert, zeigt die erste Strophe von B. 31 = D. 25.

B.:

Nuestra pasión fué un trágico Sainete
En cuya absurda fábula
Lo cómico y lo grave confundidos
Risos y llanto arrancan

übersetzt D.:

Ein unglückliches Spiel war unsre Liebe
Mit schlecht erdachter Fabel.
So wirr war Lust und Kummer drein geflochten;
Es war ein wahrer Babel.

Carel verliest B. 73 zu D. 66 Strophe für Strophe. St. 4, 5—8 lautet bei B.:

Allí reodaron
Sus pálidos restos
De amarillas velas
Y de paños negros.

D. übersetzt (es handelt sich um eine Tote im noch offenen Sarge):

Auf die blassen Züge
Fielen gelbe Lichter
Und gefüllte Krüge. (!)

Eine Vergleichung mit einer anderen Übersetzung, die der Bearbeiter vorlegte, erwies noch zahlreiche Versehen bei D.

Ebenso las Carel zu B. 43 = D. 37 die von Grund aus falsche Wiedergabe von D. und fügte eine richtige Übersetzung hinzu.

Sitzung vom 10. März 1903.

Herr Tobler macht tiefergriffen Mitteilung von dem Ableben seines Freundes Gaston Paris, des Ehrenmitgliedes der Gesellschaft. G. Paris ist nur 64 Jahre alt geworden, Grofses und Bedeutendes war von ihm noch zu erwarten. Aber sein Leben ist auch so aufserordentlich reich gewesen an Arbeit, die ihm immer eine Lust war; reich an Erfolg für die, denen diese seine Arbeit gewidmet war; reich an Lohn für ihn selbst, wie denn ein Bergsteiger beim höheren Steigen seinen Horizont immer weiter werden sieht; sein Leben war auch reich an gegebener und empfangener Liebe. Der Herr Vorsitzende geht sodann zu einer warmen Schilderung der stattlichen und überaus gewinnenden Erscheinung des Dahingeschiedenen über, mufs aber, von Rührung überwältigt, dabei abbrechen und wird vielleicht später dem bedeutenden Manne gerecht zu werden suchen.

Herr Dibelius spricht über Chaucers Verhältnis zu den höfischen Idealen seiner Zeit. Die meisten Werke des Mittelalters machen auf den heutigen Leser einen durchaus typischen Eindruck, sie sind aufserordentlich arm an individuellem Gehalt, lassen uns nur selten einen Blick tun in die Persönlichkeit des Dichters. Und wo dies möglich ist, finden wir nur ganz ausnahmsweise einmal das, was uns heute für eine starke Individualität charakteristisch erscheint, eine innere Entwickelung. Ganz in moderner Art als Wandel der Ideale zeigt sie sich nur bei einer mittelalterlichen Persönlichkeit, bei Chaucer: In den ersten Jahren seines dichte-

rischen Schaffens erscheint er noch durchaus als Anhänger der mittelalterlichen konventionellen Auffassung von Liebe und Rittertum, seine Stellung zu diesen Idealen macht darauf mancherlei Wandlungen durch, um dann am Ende seines Lebens in Ironie und Humor auszuklingen. Chaucers frühe Liebesgedichte, die wir wohl vor die erste italienische Reise setzen müssen, wenn uns auch zu einer genaueren Datierung jeder sichere Anhalt fehlt, zeigen noch ganz die höfisch-konventionelle Auffassung der Liebe als einer beseligenden, den Menschen läuternden und erhebenden Macht. Aber schon 1369 im Buch von der Herzogin stellt sich Chaucer etwas skeptisch zu den überschwenglichen Liebesklagen des ritterlichen Witwers, und 1379 in der Klage des Mars können wir aus der astrologischen Umdeutung bekannter Liebesmotive ersehen, daſs Chaucer diese nicht mehr pathetisch, sondern humoristisch auffaſst. Seine völlige Loslösung von der höfischen Konvention zeigt dann der Troilus. Die ziemlich typischen Liebhabergestalten von Boccaccios Filostrato hat Chaucer in überraschender Weise individualisiert: den Troilus hat er noch typischer gemacht, indem er kleine Züge seiner Vorlage, die nicht ganz zur Konvention zu passen schienen, entfernte; den Pandarus dagegen hat er umgewandelt zu einem Liebhaber, der nur das Äuſserliche des Minnedienstes kennt, von seinem ethischen Gehalt dagegen nichts weiſs, auf den Zuschauer daher halb abstoſsend, halb lächerlich wirkt. Kressida schlieſslich wird ihm zum Beispiel für die alles bezwingende Macht der Liebe; er hat alles aus dem Original getilgt, was für eine Schuld Kressidas spricht, und eine Menge von Zügen eingefügt, die sie als widerstrebendes Objekt eines höheren Willens erscheinen lassen. Chaucer erscheint also hier als der philosophische Beobachter der vielen Liebeswirrungen auf der Welt: er selbst ist nicht mehr persönlich daran interessiert, sondern über die Jahre der Liebe hinaus, wie verschiedene Stellen des Troilus, des Parlaments der Vögel und des Hauses der Fama erweisen. Gegen Ende seines Lebens nimmt dann die philosophische Betrachtung mehr und mehr ironisch-humoristische Färbung an: deutlich zeigen dies die beiden Episteln an seine Freunde Scogan und Bukton.

Auch in seiner Stellung zu dem zweiten Ideal der Zeit, dem Rittertum, zeigt sich dieselbe Entwickelung, nur können wir sie leider bloſs an wenigen Stellen, die sich dazu nicht immer sicher datieren lassen, nachweisen. Schon im Buch von der Herzogin hält er es eher für einen Miſsbrauch als für eine löbliche Sitte, daſs eine edle Dame ihren Ritter zu Heldentaten in ferne Länder entsendet, und bei der Übertragung von Boccaccios Teseide hat er verschiedene bemerkenswerte Änderungen vorgenommen, die deutlich zeigen, daſs er der höfischen Konvention auch in diesem Punkte entwachsen war: ihm erscheint es anstöſsig, daſs bei dem Kampfe um Emilys Hand viele Hunderte unbeteiligter Ritter das Leben einbüſsen sollen, und er macht daher aus dem ernsthaften Kampfe ein Turnier, bei dem nur Palamon und Arcitas ihr Leben wagen. Emily ist bei ihm auch nicht bloſs das Kampfobjekt, er findet es nicht wie Boccaccio selbstverständlich, daſs sie unmittelbar nach dem Tode des Arcitas dem Überlebenden der beiden Bewerber die Hand reicht, sondern er läſst eine Reihe von Jahren verstreichen, bis dieser Schluſs ihm möglich erscheint, und fühlt das Bedürfnis, ihn erst durch eine philosophische Rede des Theseus zu motivieren. Diese Änderungen sind für uns wichtig als ein Schlüssel zum Charakter des Dichters, sie geben uns aber auch einen Anhalt für die Chronologie dieser Teile der Teseide; die Stellen, an denen Chaucer die höfisch-konventionellen Motive Boccaccios streicht, werden sicher der zweiten Bearbeitung des Werkes angehören.

Herr Brandl findet diese reale Art Chaucers, das Leben zu schauen, vortrefflich. Er ist vielleicht nicht nur der Vater der modernen Dichtung, sondern auch der Vater der psychologischen Dichtung. Mit

Chaucer tritt wieder eine germanische Auffassung des Lebens in die Literatur ein. Auch vor ihm war hin und wieder Verspottung der romanischen Liebeslyrik vorhanden. Ganz freilich kann Chaucer sich von der Romantik nicht abkehren, ebensowenig wie Shakespeare. Im Romeo haben wir einen Hymnus auf die Liebe, in der Zähmung der Widerspenstigen macht er sich darüber lustig.

Herr Tanger spricht über Thiergens 'Methodik des neuphilologischen Unterrichts.' Die Besprechung erscheint im *Archiv.*

Sitzung vom 24. März 1903.

Herr Tobler macht Mitteilung von dem Ableben des langjährigen Mitgliedes der Gesellschaft, Herrn Direktor Dr. Huot. Die Anwesenden ehren sein Andenken durch Erheben von den Sitzen, und Herr Hahn gibt ein kurzes Lebensbild des Dahingeschiedenen.

Herr Herzfeld spricht über Holland House und die literarischen und kulturhistorischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Das von einem prächtigen Park umgebene, jetzt mitten im Häusermeer Londons gelegene Schloſs wurde 1607 gebaut und kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts in den Besitz von Henry Fox, des ersten Lord Holland, der als Staatsmann eine hervorragende Stellung einnahm. Sein Sohn war der groſse Redner und Parlamentarier Charles James Fox. Die eigentliche Glanzperiode des Hauses ist die Zeit von 1800 bis 1840. Damals war es der Mittelpunkt eines Kreises von Geburts- und Geistesaristokraten, zu dem nicht nur England, sondern ganz Europa sein Kontingent stellte. Zum Schluſs wurden Urteile und Schilderungen von einzelnen Besuchern aufgeführt (Byron, Macaulay, Charles Greville).

Herr Werner verlas zwei Briefe von Friedrich Diez an den Wirkl. Geh. Rat Johannes Schultze, die ein grelles Schlaglicht auf die traurigen Besoldungsverhältnisse der Universitätslehrer vor fünfzig Jahren werfen.

Herr A. Tobler begann die Mitteilung der in seinem Besitze befindlichen Briefe von Paulin und von Gaston Paris an Friedrich Diez. Von den beiden Briefen des Vaters ist der erste (aus dem Dezember 1856) eine Danksagung für die einige Wochen zuvor ihm und dem zum Studium nach Bonn gebrachten siebzehnjährigen Sohne gewährte freundliche Aufnahme. Der zweite (aus dem Jahre 1861) macht Diez Mitteilung von seiner eben erfolgten Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres.* Der Vortragende gab über die in den Briefen genannten Personen und über die darin erwähnten Schriften des Urhebers und des Empfängers derselben die zum Verständnis notwendigen Erläuterungen.

Sitzung vom 21. April 1903.

Herr A. Tobler verliest einen Brief von Gaston Paris an Friedrich Diez aus dem Jahre 1861, worin er — anknüpfend an seine Abhandlung *Etude sur le rôle de l'accent latin en français* — seinem Meister und Lehrer seine Zweifel und Bedenken über verschiedene Punkte darlegt. So erörtert er die Frage, ob die weiblichen Akkusative Evain, Bertain, nonnain, antain wirklich auf die Endung -am zurückgingen, wie Diez meinte, analog den männlichen Akkusativen Jeson, Pierron = lat. -um. Gaston Paris schreibt, man habe wohl eher ein selbständiges französisches Diminutivsuffix ähnlich dem *-in* von Catin, Robin anzunehmen. Wie Diez in einer ausführlichen Note der 3. Auflage seiner Grammatik darlegt und zuletzt Philippot im einunddreiſsigsten Jahrgang der *Romania* weiter zu beweisen sucht, ist wohl eine Akkusativendung -anem, ähnlich männlich -onem, als Ursprung anzusetzen. Eine andere Frage, die in dem erwähnten

Briefe erörtert wird, ist die, woher wohl die Verbalendung -ons selbst in Verben wie legere, currere käme, und ob selbst eine Form legímus und currímus lisons und courons ergeben könnten. Man sieht jetzt bekanntlich sons = sumus als die Form an, deren Analogie die anderen Verben folgten. Drittens spricht Gaston Paris von Infinitiven auf -ir, wie courir, querir, die sicher auch nicht auf Akzentverschiebung, sondern auf Analogiebildung zurückgehen.

Herr Krüger spricht über Konrad Meiers Buch *Racine und St-Cyr*, in welchem gezeigt wird, daſs Esther sowohl wie Athalia nicht bloſs zum Vergnügen der Demoiselles von St. Cyr geschrieben seien, sondern eine Fülle von Anspielungen auf Personen des Hofes und auf politische Pläne der Frau von Maintenon enthalten; es scheint sicher zu sein, daſs der Höfling Racine sich von Frau von Maintenon zur Befriedigung ihres Ehrgeizes hat gebrauchen lassen.

Herr Herrmann gibt Proben von metrischen Übersetzungen englischer Gedichte, die er in der Klasse zur Belebung des Unterrichts und zur Erzielung besseren Verständnisses vorgelesen hat. Es sind selbstverfaſste Übertragungen folgender Gedichte: *John Gilpin* von Cowper, *We are seven* von Wordsworth, *The Miller of the Dee* von Mackay, *Tne Burial of Sir John Moore* von Wolfe, *Casabianca* von Felicia Hemans, *The Inchcape Rock* und *The Well of St. Keyne* von Southey, *King Canute* von Thackeray.

Sitzung vom 5. Mai 1903.

Herr Risop bespricht die heute vornehmlich in Paris, aber auch anderswo der Volkssprache eigentümlichen Futura *aurerai, verrerai, croirerai* und belegt sie aus solchen modernen Autoren, die bei gegebener Gelegenheit volkstümliche Redeweise zu verwenden sich nicht scheuen. Zur Erklärung verweist der Vortragende auf die schon in seinen Studien S. 69 ff. behandelten Futura *courerai, mourerai, quererai* (alt auch *fererai, aparerai*), die man zum Teil noch in neuester Zeit aus hochgebildetem Munde vernehmen kann, und die durch ihre Schreibung andeuten, daſs in ihnen das geminierte *r*, das sonst — von wenigen auſsenstehenden Fällen abgesehen — im Verlaufe der Sprachentwickelung der Vereinfachung verfiel, noch seinen alten doppelgipfeligen Lautwert bewahrt hat, was ja auch heute noch immer von *courrai, mourrai, querrai* gilt und nicht verwundern kann, da hier jedes der beiden *r* eine besondere morphologische Funktion erfüllt, während das scheinbar gleiche, aber seiner inneren Bedeutung nach wesentlich verschiedene Phonem in *terre, arriver* und dergl. und sogar in *verrai, pourrai* nicht so wirksam gegen Beeinträchtigung seiner ursprünglichen Lautung geschützt war. Das einer zersetzenden volkstümlichen Neigung gegenüber immer wieder hervortretende, wenn auch nicht gleichmäſsig erfolgreiche Bestreben der Schriftsprache, in *courrai* usw. die Doppelgipfeligkeit des *rr* aufrechtzuerhalten, hat es nun nach der Ansicht des Vortragenden zuwege gebracht, daſs innerhalb der sprachlich nicht genügend geschulten Volksschichten in allen Zeitwörtern, deren Stamm am Ende einen Vokal aufweist, dieses *rr* nunmehr als ein wesentliches Merkmal der Futurbildung überhaupt aufgefaſst wurde und nun auch auſserhalb der Schranken seines eigentlichen Bereiches Verbreitung fand. Derartige aus dem Kontakt zweier sozial voneinander getrennten sprachlichen Kulturen hervorgehende Analogiebildungen, die, wie ein Vergleich mit den sonstigen assoziativen Veränderungen der Sprache ergibt, nicht minder wie diese als Zeugnisse unbewuſster psychischer Sprachschöpfung gewürdigt zu werden verdienen, weist nun der Vortragende in gröſserer Anzahl, insbesondere aus modernen Mundarten, nach und wirft dann noch einen Blick auf die anders gearteten neufranzösischen Futura *distraierai, braierai, fuierai, concluerai*, deren lautlich

indifferentes *e* der Nähe von gleichklingenden Futurformen, wie *paierai, appuierai, tuerai*, zu danken ist; neuerdings bei guten Autoren auftretende Perfekta, wie *extrayai, conclua* (ersteres neben *braya* schon bei Meigret), bestätigen den Einfluſs solcher Zeitwörter erster Konjugation in noch sinnfälligerer Weise.

Herr Penner verweist auf Erscheinungen des Berliner Dialekts, der 'ich dürf' und 'wir darfen' bildet und 'ja nicht' und 'gar nicht' nicht auseinanderhalten kann. — Herr Förster fragt, ob schon eine zusammenfassende Darstellung der Analogie in der Neuschöpfung von Verbalformen existiere, worauf Herr Risop einige neuere Werke nennt, die die Analogiebildung im allgemeinen behandeln, aber hervorhebt, daſs seines Wissens eine umfangreichere, alles umfassende Arbeit über die in seinem Vortrage erörterte Materie nicht vorhanden sei. — Herr A. Tobler rühmt die erstaunliche Belesenheit des Vortragenden und die Sicherheit, mit der er die psychologischen Grundlagen für auffällige Erscheinungen zu finden und aufzudecken wisse. Nur sei ihm zweifelhaft, ob in *verrai, asserrai* bloſs ein *r* hinzugekommen sei, oder ob man hier an den Ursprung *dr* zu denken habe. Vorherrschend sei schon im Afrz. die Schreibung mit *rr*, wie auch in *oirre* (= *iter*), *terre* oder *voirre*. In *père, mère* ist allerdings *rr* selten, aber auch nicht unerhört. — Herr Risop erklärt, daſs er keineswegs den doppelten Wert des *rr* in *verrai* für die alte Sprache in Abrede stelle, die fast konstante Schreibung mit *rr* lasse in der Tat darüber keinen Zweifel; er habe nur darauf hinweisen wollen, daſs die Vereinfachung des *rr* in *verrai, pourrai* schneller, sorgloser vor sich gegangen sei als in *acquérir*, wo das Sprachgefühl auf das *rr* deutlicher hingewiesen sei.

Herr Ludwig spricht über die Technik der geistlichen Dramen Calderons. Der Umstand, daſs Calderon bisher noch gar nicht mit Bezug auf seine dramatische Technik studiert worden ist, hat den Vortragenden zu dem Versuch veranlaſst, an einer Gruppe der Dramen des Dichters — den dreizehn geistlichen Comedias — einen Einblick in die Art seines Schaffens zu gewinnen. Er bespricht zuerst die Gestaltung des Konflikts in diesen Dramen und zeigt, daſs nur in zweien, in *Los dos amantes del cielo* und in *El príncipe constante*, der Konflikt in der uns gewohnten Weise behandelt wird, in den anderen Dramen fehlt er teils gänzlich, teils beherrscht er nicht die ganze Handlung, teils entsteht er nicht durch den Zusammenprall menschlicher Leidenschaften, sondern durch den Kampf des Teufels gegen die göttliche Gewalt. Weiterhin sucht der Vortragende Calderons Stellung zu den drei Einheiten klarzulegen. Er zeigt, wie Stoff und Tendenz der geistlichen Dramen sich einer einheitlichen dramatischen Handlung entgegenstellen: der Stoff, da Calderon die oft sehr undramatischen Legenden in ihren Grundzügen stets beibehielt, die Tendenz, da der Dichter im Interesse der Veranschaulichung theologischer Lehren die Forderungen der Kunst hintansetzte. So zeigen denn nur *El príncipe constante* und *El mágico prodigioso* wirklich eine einheitliche Handlung. Die Forderung der Einheit der Zeit und des Ortes bestand für Calderon nicht, er hatte sich für die Behandlung von Ort und Zeit sogar gewisse Freiheiten der mittelalterlichen Bühne bewahrt: gelegentlich ändert sich der Ort, ohne daſs die Personen die Bühne verlassen; gelegentlich schreitet die Zeit bei offener Szene um Tage vorwärts, indem eine Person durch Erzählung der dazwischenliegenden Ereignisse die entstehende Lücke ausfüllt.

Sitzung vom 19. Mai 1903.

Herr Adolf Tobler verliest zwei weitere Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez. Der erste ist vom 23. Januar 1862 und behandelt wieder verschiedene Einwendungen des Schreibers gegen Diez' Erklärungen

sprachlicher Erscheinungen, Einwendungen, die er in seiner damals noch ungedruckten Schrift *Étude sur le rôle de l'accent en français* niedergelegt hat. So spricht er von der Erklärung der auffälligen schwachen Perfekta *nourresis, choisesis.* Diez hielt dies *es* für inchoative Erweiterung gleich der des Präsens, ohne der Frage näher zu treten, warum sie denn nicht *is* laute. G. Paris und nach ihm Chabaneau, Risop, Meyer-Lübke und alle anderen Fachgelehrten halten jene Form für eine Anlehnung an die starken endungsbetonten Perfektformen wie *desis, desimes, desistes.* Diez ist auffälligerweise auch in der 3. Auflage seiner Grammatik bei seiner unrichtigen Auffassung geblieben, ohne Gründe dafür anzugeben. Sodann erörtert G. Paris in seinem Briefe etymologische Fragen: *derver* oder *desver* (rasend sein) wird von Diez für *dissipare* gehalten; nach ihm ist also *desver* die ältere Form; G. Paris aber hält *derver* für die ältere Form, die er von *derogare* (mit Hinweis auf *corvée* = *corrogata*) ableitet. Diez hat später anerkannt, daſs diese Ableitung lautlich befriedige, er stöſst sich aber an der Schwierigkeit des Bedeutungswandels. Er verweist, um *dissipare* als Etymon zu stützen, auf das Dantische *scipare;* auch denkt er an *desve* — *desipit,* welche Form sich zu einem selbständigen Verbum ausgewachsen habe. Diez hatte *chauffer, calfar* von *calefacere* abgeleitet, was G. Paris bestreitet; es müsse von spätlatein. *caleficare* kommen, das Ducange belege. Diez verwirft diese Etymologie später mit guten Gründen und nimmt ein romanisches *calefare* (für calefacere) an, das ganz unabhängig von dem Simplex nach der ersten Konjugation gegangen sei, ähnlich wie *restare,* das nichts mehr mit *stare* in der Formenbildung gemein habe. Zweifellos hat aber G. Paris recht, wenn er *nobile* von *nobilius* bezw. *nobilicus* ableitet, was durch die Form *nobilie* der *Chanson de Roland* gestützt wird. Am Schlusse des ersten Briefes erwähnt G. Paris noch die *Épître farcie sur Saint Étienne,* deren burgundischer Dialekt solche Formen wie seet, avet (sedetis, habetis), haïerent, batterent (für haïrent, battirent) aufweise. In dem zweiten kürzeren Briefe vom 14. Mai 1862 spricht G. Paris von vier Exemplaren seiner unterdes gedruckten und öffentlich verteidigten Schrift über den Akzent und bittet, zwei davon an Delius und Monnard zu geben. Delius (1813—1888) war damals Professor der romanischen Philologie in Bonn, während Diez die germanische Philologie amtlich vertrat und für die romanischen Sprachen nur Lektor war. Bei Delius' Tode widmete G. Paris ihm in der *Romania* einen auſserordentlich warmen und anerkennenden Nachruf. Monnard vertrat in Bonn französische Literatur; ursprünglich waadtländischer Geistlicher, wurde er durch Friedrich Wilhelm IV. persönlich nach Preuſsen berufen. Er war nicht Philologe, versuchte sich aber als solcher in einer Chrestomathie des Prosateurs français du 14ième au 16ième siècle, die in Genf einen Preis gewann, aber nach Anlage und Ausführung wenig befriedigt.

Herr Splettstöſser trägt vor: Über Alfieris *Agamennone* und *Oreste.* Der Vortragende gibt einen kurzen Überblick über den eigenartigen Lebensgang Alfieris, seit dessen Tod am 8. Oktober hundert Jahre verflossen sind, und bespricht seine Geistesarbeit. Er verteidigt ihn gegen unbillige Kritik der Franzosen, der Deutschen und seiner eigenen Landsleute, besonders gegen A. W. Schlegels und Villemains Urteil, als habe er das französische Drama ins Italienische übertragen und Eigenes nicht hinzugetan, ferner gegen Bertanas Vorwurf, er habe an Voltaires Tragödien Plagiat begangen. Einer gerechteren Würdigung des Dichters soll die Besprechung der beiden Dramen *Agamennone* und *Oreste* dienen. Der Vortragende geht die einzelnen Phasen der Handlung beider Stücke durch, die nicht reich ist an äuſseren Begebenheiten. Dieser Armut steht ein auſserordentlicher Reichtum in der von alten und neuen Vorgängern vielfach abweichenden Behandlung der Charaktere gegenüber, deren Gröſse und Wirksamkeit der Vortragende — zum Teil im Widerspruch mit Alfieri

selbst — deutlich zu machen sucht. Besonders eingehend behandelt er *Ägisth* und *Klytämnestra*. Zum Schlufs liest der Vortragende Proben seiner Übersetzung des *Agamennone* vor.

Herr Adolf Tobler hebt hervor, dafs Alfieri sicher nicht die Geringschätzung verdiene, mit der auch seine eigenen Landsleute von ihm sprächen. Die französischen Klassiker hätten von ihm lernen können, da die widerlichen 'Vertrauten' der französischen Stücke bei ihm nicht vorkommen und auch die höfische Redeweise durch eine unendlich viel kräftigere und zu Herzen dringende Sprache ersetzt wird. Dafs die Franzosen nicht gut auf Alfieri zu sprechen sind, erklärt sich am Ende aus seinem *Misogallo*, in welchem er unter dem Eindrucke der Revolution spricht und sehr deutlich seine Abneigung gegen Frankreich zu erkennen gibt.

Sitzung vom 22. September 1903.

Herr Tobler macht Mitteilung von dem Ableben eines der ältesten und eifrigsten Mitglieder der Gesellschaft, des Herrn Charles Marelle. Die Gesellschaft ehrt sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Herr Mackel spricht über lateinische und französische Lehnwörter im Altniederdeutschen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Bedeutung von Lehnwörtern für die Kulturgeschichte und die Sprachgeschichte überhaupt zeigt er an einigen ausgewählten Beispielen (as. **kopor*, *krûzi*, *kostarair*, **krîta*, *spunsia* u. a. m.) die Bedeutung auf, welche lat.-rom. Lehnwörter im Altniederd. für die Erkenntnis der romanischen Sprachentwickelung haben. In bezug auf die französischen Lehnwörter in den ostelbischen ndd. Maa. stellt er die Gründe zusammen, welche gegen die gewöhnliche Annahme sprechen, dafs diese Fremdwörter in der sogenannten Franzosenzeit ins Ndd. eingedrungen seien, und zählt dann die Gründe auf, die dafür sprechen, dafs sie gröfstenteils im 17. und 18. Jahrhundert in der alamodischen Zeitepoche entlehnt sind und zwar nicht direkt aus dem Französischen, sondern indirekt durch die Vermittelung des Hochdeutschen. Beweisend sei vor allem, dafs diese französischen Lehnwörter genau denselben Begriffssphären und Sachgebieten angehören wie die hochdeutschen Wörter, die um dieselbe Zeit von den Niederdeutschen übernommen wurden. Für die niederrheinischen Maa. ergebe sich die Notwendigkeit, zu unterscheiden, welche Fremdwörter direkt aus dem Französischen entlehnt, und welche indirekt durch das Hochdeutsche hineingekommen seien.

In der sich daran anschliefsenden Erörterung gibt Herr Penner Ergänzungen aus dem Danziger Dialekt, der Schimpf- und Fluchwörter aus der Franzosenzeit aufweist, Herr Gade aus dem holsteinischen Dialekt, die er auf Schifferbeziehungen zurückführt, und Herr Schulze-Veltrup aus dem Münsterländischen Dialekt. Der letztgenannte Herr macht aufserdem aufmerksam auf den überseeischen Verkehr der Hansa, sowie auf die alten Beziehungen Deutschlands zu Holland und Burgund und auf die aufserordentlich häufige Einwanderung von Holländern nach Niederdeutschland; das Holländische habe mit seinem reichen Schatz von französischen Lehnwörtern indirekten Einflufs auf das Niederdeutsche ausgeübt. — Nach weiteren Bemerkungen der Herren Lamprecht, Münch und Sabersky weist Herr Mackel Herrn Schultze-Veltrups Behauptungen als zu weit gehend zurück; der Hansa verdankt das Niederdeutsche nur Lehnwörter, die den Handel betreffen; dem Holländischen so gut wie keine.

Herr Adolf Tobler verliest vier Briefe von Mätzner an Diez aus den Jahren 1856, 1859, 1863 und 1865, welche die Übersendung der französischen Grammatik, sowie der englischen Grammatik in ihren drei Teilen begleiteten, und Herr Bieling verliest die darauf bezüg-

lichen freundlichen und anerkennenden Dankschreiben von Diez an Mätzner.

Herr Oberlehrer Julius Zack hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 13. Oktober 1903.

Herr Rosenberg spricht über Gottfried Kellers Legende *Der schlimmheilige Vitalis* und *Thaïs* von Anatole France. Der Vortrag wird im *Archiv* zum Abdruck kommen.

Herr Ludwig spricht über die dramatische Technik der religiösen Comedias Calderons. Nach kurzem Überblick über die grundlegenden Verschiedenheiten des klassischen und des romantischen Dramas wendet sich der Vortragende zur näheren Besprechung der Expositionsweise Calderons. Er verteidigt den Dichter gegen Schaeffers Vorwurf, daſs er mit Vorliebe in unkünstlerischer Weise durch lange Erzählungen exponiere. Diese Erzählungen, die Calderon allerdings sehr liebt, dienen vielmehr nur einem Teile der Exposition, der Mitteilung der Vorfabel, die bei dem Dichter im Gegensatze zu Shakespeare reich entwickelt und romanhaft verschlungen ist. Die Exposition im engeren Sinne, also die Darlegung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, sowie der Beziehungen der handelnden Personen zueinander wird dagegen durch dramatische Handlung gegeben, allerdings ohne daſs diese Expositionshandlung der Steigerung der eigentlichen Handlung dient. Die Exposition ist stets sehr ausführlich, fast der ganze erste Akt ist ihr gewöhnlich gewidmet; der Beginn der eigentlichen Handlung — das erregende Moment — liegt gegen das Ende des ersten Aktes. Wenn es früher, etwa um die Mitte, liegt, leitet es nicht sofort zur steigenden Handlung über, sondern wird von ihr durch Expositionsszenen getrennt und dann am Ende des ersten oder am Anfang des zweiten Aktes noch einmal wiederholt.

Herr Oberlehrer Zack wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. Oktober 1903.

Herr Gade spricht über Louis Bertrands Vorrede zu den *Chants Séculaires* von Joachim Gasquet. Louis Bertrand, ein durch mehrere Dichtungen, u. a. den in der *Revue de Paris* erschienenen Roman *Le Sang des Races,* bekannter Dichter, tritt in der ein literarisches Manifest darstellenden Vorrede für eine klassische Renaissance der französischen Literatur ein. Er hält das Wiederaufblühen einer groſsen, auf nationalen Grundlagen ruhenden Dichtung aber nur dann für möglich, wenn die Dichter Frankreichs mit den Tendenzen der Romantiker und der Naturalisten brechen. Den ersteren wirft er vor, daſs sie, in eitlem Streben nach Originalität, in Exotismus und Kosmopolitismus verfielen; die anderen klagt er an, durch ihre scheinbar mit gröſster Objektivität geschriebenen Werke, deren Objektivität aber wegen der von ihrer mangelhaften Bildung herrührenden Unfähigkeit, richtig zu beobachten, von der menschlichen Gesellschaft nur Zerrbilder gibt, die Volksseele vergiftet, das moralische Ansehen Frankreichs in den Augen des Auslandes herabgesetzt zu haben. Beide literarischen Richtungen, Romantik wie Naturalismus, schildern zudem nur das Tote und das im Verfall befindliche, treiben einen *culte de la mort et de la pourriture*; beide haben die Klarheit und Reinheit der Sprache getrübt, die Pflege des Stils vernachlässigt.

Diesen Richtungen, die sich des groſsen Erbes aus klassischer Zeit so wenig würdig zeigten, will Bertrand mit seinen Freunden eine durch und durch nationale Kunst entgegenstellen, die nach seiner Meinung aussichtsvoll nur an die klassischen Traditionen anknüpfen kann. Nur dann wird sie von dem Wesen des französischen Geistes durchhaucht, nur

dann sicher sein, zu dem Gemüte des Volkes zu sprechen, es zu erheitern und zu belehren, kurz, volkstümlich zu sein.

Der Vortragende weist zum Schlufs darauf hin, dafs, wenn auch noch nichts in der heutigen französischen Literatur, wo jeder Dichter seiner Eigenart folge, auf das Aufkommen einer neuen vorherrschenden Bewegung mit bestimmtem Programm schliefsen lasse, doch ein gemeinsamer Zug immer deutlicher hervortrete: die Dichter wenden sich mit ihren Werken an immer breitere Massen des Volkes; es entwickelt sich eine im besten Sinne des Wortes populäre Kunst.

Herr Adolf Tobler kennt die Gedichte Gasquets noch nicht und ist begierig, sie kennen zu lernen. Er zweifelt aber, ob der Verfasser recht daran getan hat, gleich mit einem Programm beladen in die Öffentlichkeit zu treten. Er sollte erst zeigen, dafs er eine künstlerische Persönlichkeit ist; jedenfalls wird eine unbefangene künstlerische Entwickelung eines Dichters durch ein festes Programm sehr erschwert. Ihm ist auch nicht ganz klar, wie die klassische Richtung heute wiederhergestellt werden soll; die ganze Gesellschaft hat sich geändert, und ein unendlich viel weiter gezogener Kreis von literarisch interessierten Leuten will befriedigt sein. Bertrand hätte in seiner Vorrede auch etwas von dem Versbau, dem Reime, dem Hiatus der neuen Kunst sagen können; die Sprache hat sich doch gegen frühere Jahrhunderte zu sehr verändert. Es ist schwierig, das Volk an eine andere Art des Versbaues zu gewöhnen; glückte einem Dichter dies, dann hört das Volk auf, die Schönheiten der alten Klassiker zu geniefsen. Die beiden neuesten recht guten Arbeiten über neufranzösische Lyrik sind ein Artikel von Albert Schinz in einer amerikanischen Zeitschrift und ein in Paris erschienenes Buch von Groussac, Bibliotheksdirektor in Buenos Aires. Namentlich die letztere Arbeit enthält viel Verständiges über bisher noch nicht gebrauchte Rhythmen, warme Anerkennung des von Spaniern Geleisteten und Aufdeckung der Mängel der neufranzösischen Lyrik.

Herr Ludwig beendet seinen Vortrag über die Technik der religiösen Comedias Calderons. Der Vortragende spricht über den Aufbau der Handlung in diesen Dramen. Es ergibt sich, dafs auf eine Gruppe derselben unsere termini technici nicht angewendet werden können, da die Gestaltung der Handlung von der uns gewohnten prinzipiell verschieden ist, wie der Vortragende näher darzulegen sucht. Bei den übrigen Dramen ist die steigende Handlung der schwächste Teil, gewöhnlich sehr mager und dabei schleppend, der Höhepunkt liegt hinter der Mitte, gewöhnlich am Schlusse des zweiten Aktes, die sinkende Handlung ist der sorgfältigst ausgearbeitete Teil. An einigen Beispielen sucht der Vortragende die Eigentümlichkeiten, die der Bau des Schlufsaktes zeigt, klarzulegen; er bespricht sodann Art und Herbeiführung der Lösung. Zum Schlufs gibt er noch eine Übersicht über die Züge, die Calderons Technik im Vergleiche mit der Shakespeares eigentümlich sind.

Herr Oberlehrer Dr. John Block-Wilmersdorf hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 10. November 1903.

Herr Fuchs berichtet über den Verlauf der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 6. bis 10. Oktober d. Js. in Halle stattgefunden hat. Von den in den allgemeinen Sitzungen gehaltenen Vorträgen hebt er besonders den von Professor Sievers-Leipzig hervor: 'Über ein neues Hilfsmittel der philologischen Kritik.' Es handelt sich um eine jedem Menschen, also auch jedem Autor, eigentümliche Sprachmelodie, die auch in der geschriebenen Rede wahrnehmbar sei, und deren Kenntnis den Philologen in den Stand setze, jede Abweichung von

dem ursprünglichen Texte festzustellen und als spätere Änderung, fremde Einschiebung usw. zu erkennen. Dann geht der Vortragende auf die Verhandlungen der romanistischen Sektion näher ein; er gibt über sämtliche dort gehaltenen Vorträge Auskunft und verweilt etwas ausführlicher bei dem Vortrage von Professor Voßler-Heidelberg: 'Die philosophischen Grundlagen des dolce stil nuovo.' Er fordert zum Schluß die Vertreter der neueren Philologie auf, sich zahlreicher als in Halle an dem nächsten Philologentage, der im Jahre 1905 in Hamburg stattfinden soll, zu beteiligen.

Herr Adolf Tobler, Herr Kuttner, Herr Rödiger und Herr Brandl erörtern den Inhalt des Sieversschen Vortrages und drücken ihre Zweifel an der praktischen Verwertbarkeit seiner Theorien aus. Sievers' musikalisches Gehör habe nicht jeder, und seine wunderbare individuelle Vortragsweise sei nicht von anderen nachzuahmen.

Herr Brandl spricht eingehend von den Eindrücken seiner letzten Reise nach England. Er erzählt von der Reise selbst, den Einrichtungen in London für die Volksbildung, von seinem Aufenthalt in Oxford, von der Stellung der Lehrer der neueren Sprachen daselbst, sowie von den Dialektstudien, die er in Burns' Heimat, in Mauchline, gemacht hat. —

Herr Oberlehrer Dr. John Block-Wilmersdorf wird als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen.

Der bisherige Vorstand wird für das Jahr 1904 mit großer Mehrheit wiedergewählt.

Sitzung vom 24. November 1903.

Herr Risop behandelt eine Reihe von Erscheinungen aus der historischen französischen und italienischen Syntax; vgl. die Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. vom 6. bis 10. Oktober 1903.

Herr Rudolf Tobler spricht über das bei Velhagen u. Klasing 1902 erschienene Bändchen: *Voltaire, Diderot, Rousseau. Morceaux choisis.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Paul Voelkel. Der Vortragende tadelt die Auswahl der Voltaireschen Stücke, aus denen die Bedeutung des Schriftstellers nicht hinlänglich erkennbar werde. Auch von Rousseaus Werken hätte sich eine charakteristischere Auswahl treffen lassen. Für die Stücke aus Rameaus Neffen von Diderot ist nicht die beste Ausgabe benutzt worden, welche für einige hier unverständliche Stellen einen vorzuziehenden Text gewährt. Der Vortragende gibt einen Überblick über die Überlieferung dieses Dialogs und berichtigt einige Anmerkungen der vorliegenden Ausgabe.

Herr Oberlehrer Felix Wilke-Charlottenburg hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Verzeichnis der Mitglieder
der
Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.
Januar 1904.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ H. Bieling.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ G. Krueger.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Strafsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien XIII, Trauttmannsdorfferstrafse 50.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Wielandstrafse 38 part.

„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N., Schönhauser Allee 31 III.

„ Dr. Block, John, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Preufsische Strafse 7.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Marthastrafse 2.

„ Dr. Bohnstedt, Kurt K. R. Pyrmont.

„ Dr. Born, Max. Berlin NW. 52, Thomasiusstrafse 26.

„ Bourgeois, Henri, Konsul der französischen Republik. Berlin W., Pariser Platz 5.

„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Strafse 73 III.

Herr Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W., Kurfürstendamm 259.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.

„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.

„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Kaiserin-Viktoriastraſse 20 a III.

„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Westend, Königin-Elisabethstraſse 1.

„ Dr. Dressel, Richard, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Friedenau, Sponholzstraſse 53/54.

„ Dr. Ebeling, Georg. Charlottenburg, Goethestraſse 56.

„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 79 a.

„ Dr. Engelmann, Hermann, Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C., Niederwallstraſse 12.

„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.

„ Falck, Karl, Oberlehrer an der XI. städtischen Realschule. Berlin SW., Solmsstraſse 7 III.

„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.

„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 6.

„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.

„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.

„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 16.

„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Viktorialyzeum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.

„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.

„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.

„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 48.

„ Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der Oberrealschule. Kiel, Wilhelminenstraſse 28.

„ Dr. Hecker, Oscar, Professor, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Traunsteiner Straſse 10.

Herr Dr. Heinze, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 35, Derfflingerstraſse 3 III.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berlinerstraſse 40.

„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Straſse 39.

„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Straſse 44.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastraſse 77 part.

„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.

„ Jaegel, Emil, Oberlehrer am Kgl. Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 49.

„ Dr. Johannesson, Fritz, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO., Köpenickerstraſse 133.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstraſse 6.

„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

„ Dr. Keesebiter, Oscar, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Westfälische Straſse 38.

„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

„ Dr. Keller, Wolfgang, auſserord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Dozent an der Kgl. Technischen Hochschule. Aachen, Marktstraſse 11.

„ Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Neue Ansbacherstraſse 11 IV.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straſse 90 I.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Straſse 17 part.

„ Le Tournau, Marcel, Lehrer an der Humboldt-Akademie. Berlin W. 30, Zietenstraſse 2.

„ Dr. Lindner, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SO., Köpenicker Straſse 88.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straſse 8 a.

Herr Dr. Ludwig, Albert, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Meiningerstraſse 8.

" Dr. Lummert, August, ordentlicher Lehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Camphausenstraſse 3.

" Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Dürerplatz 3.

" Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Groſsbeerenstraſse 71.

" Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstraſse 28.

" v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 2.

" Dr. Mertens, Paul, wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule in Charlottenburg. Berlin W., Lutherstraſse 44.

" Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 92.

" Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstraſse 149.

" Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straſse 3.

" Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin W., Geisbergstraſse 15.

" Dr. Müller, August, ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Groſsbeerenstraſse 55 part.

" Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W., Bülowstraſse 104.

" Dr. Münster, Karl, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Kurfürstenallee 1.

" Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek. Groſs-Lichterfelde, Moltkestraſse 22 A.

" Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Groſs-Lichterfelde O., Boyenstraſse 24.

" Dr. Nobiling, Franz, Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Berlin N. 54, Lothringerstraſse 82.

" Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraſse 88.

" Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Goethestraſse 81 III.

" Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraſse 76 II.

" Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 50, Rankestraſse 15 part.

Herr Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 9.

" Reich, G., Oberlehrer am Gymnasium. Groſs-Lichterfelde, Schillerstraſse 22.

" Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW. 16, Groſsbeerenstraſse 61 III.

" Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.

" Dr. Roediger, Max, auſserord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 140 III.

" Roettgers, Benno, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstraſse 83.

" Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 75.

" Rossi, Giuseppe, Kgl. italienischer Vizekonsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.

" Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraſse 5 I.

" Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 28 I.

" Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.

" Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin NW., Albrechtstraſse 26 I.

" Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraſse 29.

" Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstraſse 22.

" Dr. Schmidt, Karl, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Yorkstraſse 68.

" Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraſse 29 III.

" Schreiber, Wilhelm, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Tegel, Hauptstraſse 33 a.

" Dr. Schultz-Gora, Oscar, auſserord. Professor an der Universität. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 85.

" Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraſse 11.

" Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstraſse 30.

" Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 52.

" Selge, Paul, Oberlehrer an der Realschule. Groſs-Lichterfelde, Holbeinstraſse 39 B I.

" Dr. Simon, Philipp, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Wilhelmsaue 11.

Herr Sohier, Albert, Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin W., Linkstraße 9 part.

" Dr. Sommer, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Friedenau, Niedstraße 36.

" Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Hauptstraße 146.

" Dr. Speranza, Giovanni. Berlin N., Pappelallee 112.

" Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin, W. 57, Kurfürstenstraße 164 II l.

" Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der Realschule zu Steglitz. Berlin SO., Schmidstraße 28.

" Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Charlottenburg, Kantstr. 104 a.

" Stromer, Theodor, Schriftsteller. Berlin W., Kurfürstenstraße 25, Gartenhaus II.

" Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Hohenzollernschule zu Schöneberg. Friedenau, Illstraße 9.

" Dr. Tanger, Gustav, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin S., Elisabethufer 32 III.

" Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Rönnestraße 25 II.

" Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

" Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 15, Kaiserallee 1.

" Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.

" Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstraße 30/31.

" Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Güntzelstraße 28.

" Dr. Waetzoldt, Stephan, Professor, Geh. Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten. Berlin W., Neue Winterfeldtstraße 24.

" Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraße 4.

" Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstraße 12.

" Wilke, Felix, Oberlehrer am Reformgymnasium. Charlottenburg, Carmerstraße 7.

" Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin W. 9, Köthenerstraße 39 II.

" Dr. Wychgram, Jakob, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars und der Augustaschule. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstraße 16 I.

" Zack, Julius, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstraße 10.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Kreſsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meiſsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Berlin, Körnerstraſse 18.
„ Dr. Steudener, Professor. Roſsleben.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

---

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Berg, Die Erziehung zum Sprechen. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 55 S. Geh. M. 1.

Der Verfasser dieser Schrift ist Oberlehrer am königl. Kadettenkorps in Karlsruhe und Schüler des bekannten Lehrers der Stimmbildung, Professor Engel in Dresden. Er spricht zunächst von der Vernachlässigung der Stimmbildung in der Gegenwart, dann von der Stimmbildung bei Griechen, Römern und Franzosen, endlich vom Wesen der Stimmbildung. Berg hat sich für seinen Gegenstand begeistert, er tritt nachdrücklich für die Erziehung zum Sprechen ein und gibt beherzigenswerte Ratschläge für eine kunstmäſsige Ausbildung von Stimme und Sprache. Allein er sagt uns nicht viel Neues, und in der Begeisterung für die gute Sache, die er anstrebt, stellt er teilweise Behauptungen auf, die nicht ganz richtig sind. Daſs zu starkes Schnüren, Straſsenstaub und Eisenbahnrauch der Stimme schaden können, dürfte allgemein bekannt sein. Ob jeder junge Römer von Bildung in der Lage war, öffentlich erfolgreich zu sprechen, erscheint mir zweifelhaft. Übrigens ist es sicherlich kein Unglück, daſs bei uns nicht jeder Gebildete auch ein erfolgreicher Redner ist. Der Verfasser verlangt, daſs die Zunge 'in ruhiger, gerader Richtung derart liegt, daſs ihr vorderer Rand die untere Zahnreihe berührt', und daſs sie diese Lage auch beim Hervorbringen aller Vokale und Diphthongen beibehalten müsse; diese Forderung ist nicht wohl zu erfüllen. *v* scheidet für Berg als Schriftzeichen aus, da es dieselben Geräusche bezeichnet wie *f;* wie bezeichnet er dann stimmhaftes *f?* Das Gaumen-*r* ist nach S. 36 'eigentlich gar kein *r*'; richtig ist nur, daſs das uvulare *r* häufig von einem Geräusch begleitet ist, welches dem gutturalen *ch* ähnlich ist, und daſs es bisweilen ganz in letzteres übergeht.

Im übrigen berührt die Wärme, mit der Berg für den Stimmbildungsunterricht eintritt, äuſserst angenehm, und sein Schriftchen kann Lehrern, Geistlichen, Offizieren und allen denjenigen, die auf Erlangung und Erhaltung einer klangvollen Stimme und einer reinen Aussprache Wert legen müssen, bestens empfohlen werden.

Stuttgart. Ph. Wagner.

Josef Müller, Das Bild in der Dichtung. Philosophie und Geschichte der Metapher. Bd. I: Theorie der Metapher. — Indien, China, Chaldäa, Ägypten. In Kommission bei C. Bongard in Straſsburg i. E., 1903. II, 170 S. M. 2.

Die 'Philosophie der Metapher' geht wundersamerweise an Bieses *Philosophie des Metaphorischen* vorbei und hält sich an so veraltete Gewährsmänner wie Creuzer und Sulzer (S. 13. 25)! Sie bringt übrigens ein paar gute Gedanken, wie den Hinweis auf das 'Vorwiegen der Ähnlichkeitsbetrachtung' (S. 5); daneben mühsame Abgrenzung gegen Allegorie (S. 4) und Symbol (S. 12). Die Regeln für die Metapherbildung (S. 21 f.)

sagen wenig Neues, während auf die Bedeutung dieser Form (S. 32 f.) ganz gut hingewiesen wird. Die 'Geschichte der Metapher' (S. 39 f.) bringt einstweilen nur einen ungeordneten Haufen von Belegen aus indischen, chinesischen, assyrischen, ägyptischen Denkmälern (S. 39 f., 154 f., 166, 167) mit besonderer Berücksichtigung der Denksprüche (S. 148, 161, vgl. S. 13). Für die Charakteristik geschieht weniges; es wird nur etwa auf die indische Bizarrerie (S. 67) aufmerksam gemacht. Mit einem Zitat schliefst der Band ganz plötzlich ab. Es wäre wohl besser gewesen, noch zu warten und dann mehr in abgerundeter Form zu geben.

Berlin. R. M. M.

P. Maurus, Die Wielandsage in der Literatur. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, XXV. Heft.) Erlangen und Leipzig, 1902. 226 S. M. 5.

In den letzten Jahren hat sich in erfreulicher Weise die Zahl derjenigen Arbeiten gemehrt, die entweder ein dichterisches Motiv oder eine Gestalt der Sage oder Geschichte sei es durch eine einzelne, sei es durch mehrere Literaturen hindurch verfolgen. Zu den älteren Schriften der Art gehören: Ellinger (über *Alceste*, 1885), Möller (*Kleopatra*, 1888), Westenholz (*Griseldissage*, 1888). Aus dem letzten Dezennium wären beispielsweise zu nennen: Schwartz (*Esther*, 1894), Thümen (*Iphigeniensage*, 1896), Krause (*Marino Faliero*, 1897—98), Smyth (*Pericles und Apollonius*, 1898), Lebermann (*Belisar*, 1899), Tardel (*Robert der Teufel*, 1900), May (*Eginhard und Emma*, 1900), Grack (*Herodes und Mariamne*, 1901), Oeftering (*Heliodor*, 1901). Diesen Vorgängern schliefst sich das Buch von Maurus würdig an.

Die Untersuchung der Wielandsage gliedert sich naturgemäfs in zwei Teile, indem zuerst die mittelalterlichen, sodann die neuzeitlichen Bearbeitungen ins Auge gefafst werden. Das älteste Zeugnis für die Sage, wenn man von der neuerdings verschieden gedeuteten bildlichen Darstellung auf dem Clermonter Runenkästchen absehen will, ist die 'Volundarkviđa', bekanntlich eines der frühesten Lieder der Edda. Dazu kommt als späterer, aber nicht minder wichtiger Beleg für das Fortleben der Sage ein längerer Abschnitt aus der Thidrekssage (um 1250). Was uns sonst das Mittelalter von Wieland überliefert, beschränkt sich auf eine allerdings sehr beträchtliche Anzahl von Anspielungen auf ihn in deutschen, französischen und englischen Epen und Liedern, zum Teil auch in lateinischen Chroniken. Diese hat der Verf. alle mit grofser Sorgfalt gesammelt und uns hier übersichtlich vorgeführt.

In einem Anhang zu diesem ersten Abschnitt verzeichnet Maurus die 'blutigen Mohrengeschichten' des Mittelalters, die in ihren Hauptmotiven grofse Ähnlichkeit mit der Wielandsage zeigen. Auf diese Ähnlichkeit hat vor allem Sarrazin (*Archiv* XCVII, 373) hingewiesen, einige Bedenken dagegen bleiben aber doch bestehen. Die Mohrengeschichte erscheint zuerst in einer Erlanger Hds. des 13. bis 14. Jahrhunderts (vgl. hierzu Varnhagen in den *Engl. Stud.* XIX, 163, wo über die Herkunft dieser Hds. leider nichts mitgeteilt ist), dann erst wieder bei dem italienischen Humanisten Giovanni Pontano (1426—1503), auf den alle weiteren Fassungen zurückgehen. Nun ist es nicht klar — und auch M. macht keine Andeutung hierüber —, wie man sich den Zusammenhang zwischen der alten Sage und dieser Erzählung vorzustellen hat. Dazu kommt noch ein anderes. Auf S. 44 wird ein französisches Wielandmärchen (Pieds-d'or, nach Bladé, contes populaires de la Gascogne) mitgeteilt, welches bereits Reinhold Köhlers Aufmerksamkeit erregt hatte und neuerdings von Jiriczek (*Stud. z. vergl. Litgesch.* III, 354) besprochen wurde. Dies hat gleichfalls grofse Ähnlichkeit mit der Sage von Wieland, jedoch weichen die Haupt-

motive des Märchens ab. Wie in diesem Falle, so liegt auch wohl bei der Mohrengeschichte eine alte Volksüberlieferung zugrunde, die für die übereinstimmenden Züge die Erklärung liefert.[1] Ferner ist zu bemerken, daſs beide Geschichten sich in einem wesentlichen Punkte noch unterscheiden: während Wieland, nachdem er seine Rache vollzogen, durch List entkommt, geht der Mohr elend zugrunde. — Was übrigens Shakespeares *Titus Andronicus* angeht, so hat M. ein nicht unwichtiges Moment übersehen. Während in den anderen Fassungen der Mohr durch erlittene Miſshandlung zu seiner Untat angereizt wird, fehlt für Aarons satanisches Wüten eigentlich jedes Motiv. Wir erblicken in ihm eine jener Figuren von absoluter Ruchlosigkeit, wie sie zur Zeit der Renaissance in Italien nicht eben selten vorkamen (vgl. Burckhardt, *Kultur der Renaissance*[3] II, 324). Der Charakteristik solcher Erscheinungen hat der oben erwähnte Pontano ein eigenes Kapitel seiner Schrift 'de immunitate' gewidmet. Jedenfalls müſste also Shakespeares Drama nebst den von ihm abhängenden Fassungen von den übrigen abgezweigt werden.

Wenn die Wielandsage in neuerer Zeit eine solche Bedeutung nicht erlangt hat wie etwa die vom Gral oder von den Nibelungen, so liegt dies wohl daran, daſs ihr Held ziemlich isoliert dasteht, obschon es an Ansätzen zur zyklischen Verbindung nicht fehlt (p. 18). Von den modernen Versionen des Stoffes ist zu sagen, daſs wohl keine einen bleibenden Wert hat. Es ist eben alles Epigonenpoesie. Eine allerdings bildet eine glänzende Ausnahme: es ist Richard Wagners Entwurf zu einer dramatischen Dichtung *Wieland der Schmied* im dritten Bande seiner gesammelten Werke. Der Entwurf ist im Jahre 1849 entstanden, und so spricht aus ihm ganz unverkennbar der revolutionäre Geist der Zeit. Noch deutlicher wird dies aus den Ausführungen am Schlusse von Wagners Schrift *Das Kunstwerk der Zukunft*, wo er zuerst auf den Sagenstoff zu sprechen kommt und andeutet, wie er ihn aufgefaſst wissen möchte. Für Wagner ist Wieland (wie der Verf. p. 131 treffend bemerkt) das Symbol des geknechteten menschlichen Geistes, der sich aus erdrückenden Zuständen losgerissen und machtvoll zu freien Höhen sich erhoben hat. Solch tiefen Sinn hat kein anderer Dichter in die Sage hineinzulegen gewuſst, keiner hat es so wie er verstanden, den Stoff mit dem Geiste seiner Zeit zu erfüllen, wodurch es ihm möglich wurde, Sinn und Gemüt der Mitlebenden aufs tiefste zu ergreifen. Wie weit steht hinter ihm Simrock, dessen Epos Wagner als Quelle diente, und selbst ein Dichter wie Holger Drachmann zurück!

Berlin. Georg Herzfeld.

Wörterbuch zu Hartmanns Iwein von G. F. Benecke. Dritte Ausgabe, besorgt von C. Borchling. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1901. IX, 313 S. 8.

Aus dem gelehrten Kreise, der zuletzt in Roethes Neudruck der Grimmschen Syntax ein Denkmal seiner Pietät errichtet hat, kommt uns eine neue Bearbeitung des Beneckeschen Wörterbuches, die die Pflichten des Herausgebers mit umfassender, ins kleinste gehender Sorgfalt durchführt und das Werk des Jahres 1833 mit den Forschungen der Gegenwart verbindet. Schon daſs Borchling die höchst unbequemen Zitate nach Seiten mühsam in Verszahlen verwandelt hat, würde ihm unseren Dank

---

[1] Man denke nur an die Hephästus- und Dädalussage, bei denen auch eine enge Berührung mit der Wielandsage stattfindet; trotzdem wird eine Beeinflussung der einen durch die andere nicht mehr angenommen (*Grundr. d. germ. Philologie*[2] III, 727).

sichern; aber er hat auch die Beziehungen auf Lachmanns und Beneckes Anmerkungen vermehrt, in der Ausschreibung der Belege den Text der vierten Ausgabe zur Norm gemacht, das, was die neuere Kritik an Erträgen geliefert hat, benutzt, zahlreiche Einzelheiten über Sprache und Stil Hartmanns, die sich aus den reichen und fruchtbaren Forschungen der letzten Jahre ergaben, ergänzt. Dabei ist der Charakter des Buches unangetastet geblieben — ist doch ein gut Teil des Neuen, das er aufnahm, ein kräftiger Trieb aus jenem Stamme.

Die Detailarbeit des Herausgebers wird deutlich, wenn man umfänglichere Artikel durchgeht: so wurde — unter *al* — das Beispiel 685 (alt 34) mit Recht an den Schlufs seiner Reihe, im Artikel *als* der Beleg 790 (alt 38) aus der 'Zweiten Art', 2 nach S. 3, I, 1, das Beispiel 1627 (alt 68) aus der 'Ersten Art', I, 1 nach I, 2, b gerückt; so wurden — bei *ander* — die Fälle *daz ander pardîse* (alt 34) und *als ein ander schâf* 4817 (alt 181) aus ihrer farblosen Umgebung herausgenommen und mit Hervorhebung ihrer Eigentümlichkeit zusammen an den Schlufs des Artikels gestellt. Bei *âne* kamen die Belege 502 (28), 2657 (104), 6515 (239) von der adverbiellen Partikel zur Präposition, so dafs zu deren Bedeutungen eine neue Nummer 'b) aufser, abgesehen von' zugewachsen ist; ebenhierher wurden auch 5366 (200), das früher unter den Belegen für 'ohne' stand, und 6893 (252) gebracht — letzteres (*ân*) allerdings in formalem Widerspruch zum Haupttitel *âne*. Der genetivische Fall der Konstruktion mit *âne* 4735 (178) wird von der Präposition getrennt und steht nunmehr mit den übrigen bei dem Adverb. Im Artikel *dâ* ist 787 (38) aus 1 a *α* nach 1 a, 7729 (281) von 3 weg nach 4 (das auch sonst Vermehrungen erfuhr) gerückt und nochmals unter 1 a *α* zitiert worden. *ie sîn einer slac* 5347 (199) — unter *ein* — hat mit Recht eigene Hervorhebung erhalten (S. 50), die Belege für *alle sament* stehen jetzt gleich bei *alle*, usw. usw.

Auch die Deutungen haben Korrekturen und Bereicherungen erfahren: *aventiure* 2 z. B. heifst nicht mehr 'Geschichte, Erzählung', sondern 'die urkundliche Quelle des *mæres*', *behalten* 3726 (142) nicht mehr 'unverloren', sondern 'wohl aufgehoben', *von deheiner sache* 4025 (153) steht nicht mehr unter 'Ursache', sondern heifst 'in keiner Hinsicht'; anderswo, z. B. bei *sus*, *und*, wird Beneckes Deutung durch Hinweisung auf neuere Ansichten ergänzt oder durch Übernahme einer in den Anmerkungen gebotenen Übersetzung spezialisiert. In diesen Beziehungen waren dem Herausgeber durch Beneckes bekannten Wunsch Grenzen gezogen, freilich recht unbestimmte.

In den Hauptgliederungen der Artikel mufste Borchling wohl auch dort konservativ verbleiben, wo sich Bedenken erheben, die vielleicht auch er selbst teilte, z. B. in der völligen Trennung der Wörter *als* und *also*, bei der aber dennoch die dem *alsô* eigentümliche Verwendung im Gegensatz zu der des *als* nicht scharf genug hervortritt, oder in der Übernahme der Unterscheidung eines relativen und eines 'determinativen und zugleich relativen' Pronomens (Partikel), bei *dâ*, *2der*, *3der* (wobei unter *3der* von 'Verschmelzung' des Relativs mit einem vorhergehenden determinativen Pronomen die Rede ist, während bei der 'Konjunktion' *daz* S. 37 von 'Auslassung' der Konjunktion gesprochen wird [zu 7650]). Umstellung von Belegen, wie wir sie bei *âne* beobachteten, wünschte man ab und zu auch sonst, z. B. bei *tuon*, wo die Belege 644, 6188, 4649 nicht unter 2 (persönlicher Akkusativ) gehören, anderseits unter 9 Belege mit persönlichem Akkusativ stehen.

Die vorstehenden Bemerkungen erschöpfen durchaus nicht die Absichten der Bearbeitung: die nur im Reim vorkommenden Wörter sind durch einen Stern ausgezeichnet, manches Überflüssige, vor allem viele der althochdeutschen Ansätze Beneckes, Verweisungen auf Lachmanns erste Auflage des Textes, auf Anmerkungen Haupts zum Erek, die Wilken ein-

gefügt hatte, wurde gestrichen, Druckfehler, Versehen beseitigt, kurz in jeder Beziehung ist die neue Gestalt des Wörterbuches so, daſs auch der Besitzer der zweiten Ausgabe die dritte nicht wird missen wollen oder können.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Paul Weber, Die Iweinbilder aus dem 13. Jahrhundert im Hessenhofe zu Schmalkalden. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für bildende Kunst.) Leipzig und Berlin, E. A. Seemann, 1901. 24 S. fol. mit 3 Tafeln. M. 2,50.

Beim Durchlesen der vorliegenden trefflichen Arbeit ist mir wieder einmal der Gedanke aufgestiegen, wie beschämend selten wir Germanisten uns eigentlich um die mittelalterliche Kunstgeschichte kümmern, die doch recht oft die literarische Überlieferung ergänzen und lebendiger machen könnte. Dreimal in den letzten acht Jahren sind die Wandgemälde im Schmalkaldener Hessenhofe, die eins der berühmtesten höfischen Epen illustrieren und wenige Jahrzehnte nach dessen Entstehung angefertigt sind, behandelt worden: von dem Architekten C. W. Hase (1893), dem Juristen O. Gerland (1896) und dem Jenaer Kunsthistoriker P. Weber, ohne daſs die Germanisten davon sonderlich Notiz genommen haben.

Es handelt sich, kurz gesagt, um das älteste gröſsere und gut erhaltene Denkmal mittelalterlicher Profanmalerei, das neuerdings im Kohlenkeller des Landratsamtes zu Schmalkalden zutage gekommen ist. Dieser Raum, in dem Hase irrig die Krypta einer Kapelle erblickte, war einst die zu ebener Erde gelegene gewölbte Trinkstube eines für den landgräflich thüringischen Verwalter erbauten Herrensitzes und gleich dem jüngst durch Durrer und Wegeli beschriebenen Zechgemache zu Dieſsenhofen[1] mit reichen figürlichen Malereien geziert. Die Deutung dieser Figuren, bei der Hase noch sehr in die Irre ging, wird erheblich erleichtert durch den mehrmals beigeschriebenen Namen IWAN. Gerland und Weber erkannten darin die auch von Wolfram gebrauchte Nebenform für Iwein und wiesen in den flotten Zeichnungen der sieben Parallelstreifen, die sich nur in den Farben Rotbraun und Gelb von dem weiſsen Grunde abheben, einen Bilderkreis aus Hartmanns gleichnamigem Epos nach. Während aber Gerland nur einen Teil dieser Bilder nach photographischen Blitzlichtaufnahmen zu reproduzieren vermochte, glückte es Weber, nach Öffnung der vermauerten Fenster und sorgsamer Entfernung der Schmutzkruste nahezu die doppelte Zahl der Szenen in zuverlässigen Pausen für die Nachwelt zu retten. Leider muſste er für seine die Farben des Originals wiedergebenden Abbildungen einen kleineren Maſsstab als Gerland wählen. Wir erhalten, abgesehen von der eine besondere Wand einnehmenden Darstellung der Hochzeit Iweins und Laudines, 21 Szenen, die durch Bäume oder Türme deutlich voneinander geschieden sind und sich getreu an den Gang des Epos anschlieſsen; den Anfang macht der mit seiner Gemahlin in der Kemenate ruhende König Artus, den Beschluſs der den Löwen vom Drachen errettende Iwein. Wenn nun auch einst vier weitere Szenen, die jetzt zerstört sind, noch folgten, so bleibt immerhin auffällig, daſs für die ganze zweite Hälfte der Dichtung (V. 3865—8166) nicht mehr Raum erforderlich gewesen sein sollte. Ich vermute, daſs der Maler in seinem Skizzenbuche eine ausführliche Illustrationsreihe zum Iwein besaſs, die er gegen das Ende hin (auch zwischen der 19. und 20. Szene klafft eine

---

[1] *Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich* 24, 270 (1899). Das dort S. 275, Taf. II wiedergegebene Bild ist das älteste Zeugnis für den Schwank von Neidhart mit dem Veilchen; bei Gusinde (*Neidhart mit dem Veilchen*. Breslau 1899) ist es leider noch nicht verwertet.

Lücke) aus Mangel an Raum abkürzte, und möchte nicht mit Weber an die Benutzung der weniger ausführlichen französischen Dichtung Crestiens denken.

In vortrefflicher Weise erläutert Weber sodann die Körperbildung, den Gesichtsausdruck, die Handbewegungen, Tracht und Bewaffnung (Iwein reitet z. B. stets eine Rotschecke), weist auf den Einfluſs der älteren Teppichstickereien und den Zusammenhang mit französischer Kunstübung und bestimmt aus diesen Momenten und aus der Vergleichung mit den ältesten illustrierten Handschriften des Parzival und Tristan als Zeitpunkt der Entstehung die erste Hälfte bis Mitte des 13. Jahrhunderts, also die Blütezeit der ritterlichen Kultur, für die es uns bisher an auſserkirchlichen Denkmälern der Malerei durchaus gebrach.

Berlin. Johannes Bolte.

Klara Hechtenberg, Dr. phil., Dozentin der germ. Phil. in Oxford: Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage. Berlin, B. Behr, 1903. 47 S. M. 1,50.

Die Verfasserin stellt aus den 'bekanntesten politischen sowie literarischen Briefen' des 17. Jahrhunderts Fremdwörter in drei alphabetisch geordneten Registern zusammen und bemerkt (S. 44), was man wuſste, daſs der Briefstil noch fremdwörterreicher ist als die übrige gleichzeitige Prosa. Hinsichtlich der geplünderten Sprachen ist zwischen beiden kein Unterschied vorhanden. Latein herrscht vor, dann Französisch. Den 'Briefstil' macht das allein freilich noch nicht aus!

Wünschenswert wäre eine Berücksichtigung auch eigentlicher Privatbriefe gewesen; Frl. H. hat nur solche von politisch oder literarisch tätigen Männern rezensiert. Überhaupt sind mir die Prinzipien der Auswahl nicht klar; es scheint hier lediglich der Zufall gewaltet zu haben.

Berlin. R. M. M.

Diary and Letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index ed. by Ph. Sch. Allen and J. T. Hatfield. Chicago, Univ. of Chicago Press, 1903. II, 201 S.

Diese wunderhübsch ausgestattete Ausgabe von Tagebuch und Briefen eines unserer liebenswürdigsten Dichter ist selbst ein liebenswürdiges Unterpfand der jungen literarisch-historischen Geistesgemeinschaft zwischen Deutschland und Amerika.

Die rührende, freilich bald abgelöste Liebe des philhellenischen Waldhornisten zu Luise Hensel tritt im Tagebuch (S. 26, 39, 44, 47, 53, 58, 60, 64 f., 70, 75 usw.) so anschaulich hervor wie die friedfertige Neigung zur Gattin in den Briefen (S. 102 f., 144, 155). Mancherlei Verkehr tritt auf: Fr. A. Wolf in seiner imposanten Gespreiztheit (S. 35 f., 41, 51, 53) und Fr. L. Jahn (S. 53), Freunde, mit denen man in Schokolade Schmollis trinkt (S. 85), und Mystiker wie Novalis (S. 4), Jakob Böhme (ebd.), der 'Prophet' Adam Müller (S. 89). Bei Boeckh werden (S. 69) böse Witze erzählt; auf einem Polterabend Stegreifverse (S. 48) vorgetragen; mit Tieck über Shakespeare (S. 168) und Goethe (S. 166) korrespondiert. Ihm, dem 'Gesprenkelten' (S. 33), steht Müller fern und weiſs auch (S. 6 f.) seine Autobiographie nicht zu würdigen; über Fouqué (S. 11), Rückert (S. 12, 61), Schenkendorf (S. 67) urteilt er kongenialer, doch ohne Verblendung, entzückt (S. 60) über den 'Armen Heinrich'. All das wird von den Herausgebern ruhig und sachlich erklärt, wie der 'blaue Mondschein' (S. 178); und unerklärt bleibt glücklicherweise das Gefühl des vom Preuſsentum erlösten Anhaltiners (S. 102).

Berlin. Richard M. Meyer.

Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke. In vier Bänden herausgegeben mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters von Eduard Grisebach. Berlin W. 35. B. Behrs Verlag. 1902. 8. XVI, 483; 479; 429; 526, LXIV S. 12 Mk., geb. 16 Mk.

Christian Dietrich Grabbe. Eine Einführung. Von Dr. O. Nieten. Ebenda 1902. 8. 43 S.

Eine neue Ausgabe von Grabbes Schriften war seit längerer Zeit unabweisbares Bedürfnis. Die einzige wissenschaftlich brauchbare Sammlung, Oskar Blumenthals längst vergriffene Edition von 1874, ist im Buchhandel kaum mehr aufzutreiben; ja sie erscheint in Antiquariatskatalogen seltener noch als die Originaleinzeldrucke der Dichtungen. Und diese wiederum geben nicht immer den echten, sondern gelegentlich einen in usum delphini zurechtgemachten Grabbe. Grisebach aber hat in den letzten Jahren so ausgezeichnete und brauchbare Ausgaben uns geschenkt, daſs wir vertrauensvoll diese neueste Leistung seines Sammelfleiſses zur Hand nehmen. Überraschendes war ja freilich nach Blumenthal nicht mehr zu liefern, der aus den Handschriften den unverfälschten Grabbe geholt und die Stellen kenntlich gemacht hatte, an denen ältere Drucke dem Rotstift Zoten Grabbes opfern.

Die Anordnung der Dichtungen ist in der neuen Ausgabe streng chronologisch. Band 1 umfaſst die beiden Teile der 1827 in Frankfurt veröffentlichten 'Dramatischen Dichtungen von Grabbe. Nebst einer Abhandlung über die Shakespearo-Manie'; Band 2: Don Juan und Faust, Kaiser Friedrich Barbarossa (1829), Kaiser Heinrich der Sechste (1830), Aschenbrödel (1830; gedruckt 1835); Band 3: Napoleon (1831), Barbarossa im Kyffhäuser, Kosciuszko, Hannibal (1835), Cid, Hermannsschlacht (1838), Alexander der Groſse, Christus. Die Prosaschriften bilden den 4. Band: Das Theater in Düsseldorf (1835) und die Fortsetzung aus dem Düsseldorfer Tageblatt, Grabbes Vorwort zu Hartenfels' 'Grupello' und sein Beitrag zum Stuttgarter Schilleralbum von 1837, Artikel aus dem Düsseldorfer Tageblatt und dem Lippeschen Magazin, aus dem handschriftlichen Nachlasse die Rezension von Bettinas Goethe und drei kleine Aufsätze ('Notiz', 'Volksdichtung', 'Allerlei'); im textkritischen Anhang zu Bd. 4 (S. 513—515) wird nachträglich noch ein Artikel 'Korrespondenz-Nachrichten. Detmold, im Mai 1829' aus der 'Frankfurter Iris' vom 10. Mai 1829 Grabbe zugewiesen und abgedruckt. Den Abschluſs des 4. Bandes bilden Grabbes Briefe, von denen unten die Rede sein soll.

Zum erstenmal erscheinen in einer Gesamtausgabe von Grabbes Schriften: Kosciuszko, das Vorwort zu Grupello, der Beitrag zum Schilleralbum, die Rezension von Bettina, die 'Korrespondenz-Nachrichten'. Aus ungedrucktem Material konnten lediglich kleinere Nachträge und Ergänzungen zu einzelnen Dichtungen geboten werden. Beträchtlich ist immerhin die von Grisebach zum erstenmal benutzte Anzahl von Handschriften.

Für die 'Dramatischen Dichtungen' lieferte das Druckmanuskript, das Blumenthal besitzt und für seine Ausgabe schon verwertet hatte, die Grundlage der Textgestaltung. Neben diesem konnte für 'Herzog Theodor von Gothland' eine vier Jahre ältere Kopie mit eigenhändigen Korrekturen Grabbes (Berliner Kgl. Bibliothek M. 55, 9738) herangezogen werden (vgl. I 437, III 426), ebenso für 'Nannette und Maria' (vgl. I 477, III 427) noch ein Originalmanuskript aus Tiecks Nachlaſs (gleichfalls Eigentum der Berliner Bibliothek); freilich ergab diese ältere Gestalt der Dichtung nichts für die Redaktion des Textes, da der erste Druck nur bessernde Eingriffe des Dichters aufweist. Für 'Scherz, Satire, Ironie usw.' lieferte

eine neue Durchsicht des Blumenthalschen Manuskripts einige Textverbesserungen (III 428). Die von der Kgl. Bibliothek in Berlin verwahrte Handschrift von 'Marius und Sulla' (vgl. I 479, III, 429) bot neben dem Druckmanuskript wiederum kein Ergebnis, da sie eine ältere, von der endgültigen abweichende Fassung darstellt; eine Probe erscheint S. 480 f. Dem Aufsatz 'Über Shakespearo-Manie' (vgl. I 482, III 429) kam das Originalmanuskript (Besitz Julius Stettenheims) zugute. Dagegen ist 'Don Juan und Faust' nach dem ersten Drucke wiedergegeben (II 463); handschriftlich erhalten ist nur der Entwurf von II 1 (im Briefe an Kettembeil vom 16. Mai 1827) und die erste Niederschrift von II 2 (in Grisebachs Besitz). Vom 'Aschenbrödel' besitzt Blumenthal ein von ihm noch nicht verwertetes Manuskript, eine ältere Fassung, deren Eigenheiten von Grisebach durch den Abdruck eines gröfseren Abschnitts (II 467—479) gekennzeichnet werden. Für 'Napoleon' lag das Druckmanuskript (Eigentum Paul Lindaus; vgl. III 411) vor, für 'Barbarossa im Kyffhäuser' eine Handschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin; beide waren Blumenthal noch unbekannt. Die Handschrift des 'Kosciuszko' besitzt Hallgarten, der sie vor kurzem zum erstenmal abgedruckt hat (Euphorion VII 547—564). Zum 'Hannibal' erflossen nur Mitteilungen über zwei ältere Fassungen aus dem handschriftlichen Material (III 416). Der 'Cid' ruht auf der Abschrift der Originalhandschrift, die Wolfgang Müller von Königswinter besorgt hatte und die jetzt auf der Detmolder Landesbibliothek liegt (III 418). Die 'Hermannsschlacht' ist nach dem Druckmanuskript (Berl. Kgl. Bibliothek) hergestellt; Blumenthal hatte es nicht benutzt (III 419); Mitteilungen über Grabbes frühere Bearbeitungen gibt Grisebach S. 421 Anm. Die Rezension von Bettina geht auf Hallgartens Handschrift zurück (Euphorion VII 761—764).

Der 'Textkritische Anhang' liefert, wie aus diesen Angaben schon zu ersehen ist, keinen vollständigen Apparat. Für die 'Hermannsschlacht' stellt Grisebach (III 421) eine Sonderausgabe in Aussicht, die durch eine vollständige Variantensammlung ein Bild von den zahlreichen früheren Bearbeitungen geben soll. Dagegen erlauben Grisebachs Angaben, die Drucke des 'Gothland' und von 'Scherz, Satire etc.' zu rekonstruieren. Zum 'Napoleon' bringt ferner Grisebach interessante Mitteilungen über Grabbes und Kettembeils Striche, zur 'Hermannsschlacht' über die Eingriffe der Witwe Grabbes.

Einzelne Druckfehler haben sich in den Anhang eingeschlichen: I 475, Z. 3 v. u. soll es doch wohl 'Präsens' statt 'Imperfektum' heifsen? S. 476, Z. 8 v. u. lies: 208 für 288. S. 479, Z. 3: '12. Juli' für '1.—2. Juli'. III 412, Z. 4 v. u. lies 'Angouleme' für 'Auguleme'. S. 413, Z. 22: 'La Joie' für 'La doie'.

Erläuterungen sind im allgemeinen, so nötig sie wären, nicht hinzugefügt. Da aber etwa I 478 zu S. 311, Z. 13 u. 25, S. 482 zu S. 446, Z. 6 v. u. einige Namen und Titel gedeutet werden, so verstehe ich nicht, warum Grisebach nicht weitergegangen ist. Wer nicht weifs, dafs 'Meister Spinarosa, ein Mahler' und 'Camilla, verw. Gräfin von Nord' in Houwalds 'Bild' auftreten, dem dürfte doch auch mit der Erläuterung gedient sein, dafs die 'Fliegenklatsche' (I 289, Z. 14 v. u.) Houwalds Schwank 'Seinem Schicksal kann niemand entgehen' (1822), dafs S. 292, Z. 1 'Van Dyk' der Titelheld von Joh. Friedr. Kinds 'malerischem' Schauspiel 'Van Dyks Landleben' (1817), der 'Marchese di Sorrento' gleichfalls eine Gestalt in Houwalds 'Bild' sei. Einen Kommentar hätten indes insbesondere die Briefe verdient, in deren Sammlung Grisebach weit über seine Vorläufer hinausgekommen ist. Auf ihren authentischen Abdruck hat er besondere Mühe gewandt. Er kann (IV 145—504, 526) 271 Nummern vorlegen gegenüber den 190 Stücken von Blumenthals Ausgabe; und weitaus der gröfste Teil ist nach Handschriften wiedergegeben. Wenige Dichter haben

in ihren Briefen gleich viel Material zur Geschichte ihrer Konzeptionen niedergelegt; immer wieder werden von Grabbe Umgestaltungen seiner Dichtungen brieflich erwogen. Um so wichtiger ist ein korrekter Abdruck. Grisebach verweist wohl in seinem textkritischen Anhang auf diese Zeugnisse zur Textgeschichte; da er aber einen vollständigen Apparat nicht gibt, muſs man um so mehr die Briefe immer wieder heranziehen.

Den gröſsten Teil der Briefe fand Grisebach in der fürstlichen Landesbibliothek in Detmold: die Briefe an seine Eltern, an seine Frau, an Petri. Das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar bot die Briefe an Immermann, und zwar weit mehr, als deren Immermann selbst im 'Taschenbuch dramatischer Originalien' (Leipzig 1838) veröffentlicht hatte. Oskar Blumenthal steuerte insbesondere die Briefe an Grabbes Freund und Verleger Kettembeil bei. Die Kgl. Bibliothek in Berlin besitzt unter anderem wenigstens einen der Briefe an Tieck; zwei weitere eignen R. Brockhaus, der Rest ist vorläufig nicht nachweisbar. Einzelnes lieferten die Autographensammlungen von Ebert in Gotha, Weiſsstein, Meyer-Cohn, Hans v. Müller in Berlin-Friedenau, auch das germanische Nationalmuseum in Nürnberg, dann Hallgarten, Grisebachs eigener Besitz, endlich die Buchhandlungen Liepmannsohn und Baer. Dieser Reichtum an handschriftlichem Material läſst begreifen, daſs Grisebach frühere Drucke der Briefe nur dann nannte, wenn er mangels authentischerer Vorlagen ihren Text übernehmen muſste. Freilich läſst sich jetzt aus seinen Angaben nicht immer erkennen, welche Briefe noch niemals gedruckt waren. Dagegen macht Grisebachs Ausgabe durch besondere Zeichen kenntlich, was nicht nach dem Original, dann was fragmentarisch nur mitgeteilt ist.

Leider fehlt nicht nur ein alphabetisches Register, auch ein Verzeichnis der Adressaten.

Die Biographie, die unter dem Titel 'Grabbes Leben' der Ausgabe angefügt ist, beschränkt sich, ebenso wie neue ähnliche Versuche Grisebachs, auf eine sorgsame, durchweg auf Quellennachweise gestützte Zusammenstellung der Geschichte von Grabbes Lebensgang. Wiederum imponiert die Fülle des verwerteten handschriftlichen Materials, das auch diesmal zum überwiegenden Teile der Kgl. Bibliothek in Berlin und der Detmolder Landesbibliothek entnommen ist. Glückt es doch dem Verfasser, noch einige Dichtungen Grabbes beizubringen: S. XXII ein Gelegenheitsgedicht zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Vaters von Grabbes Freund Petri (5. Mai 1826); S. XXXVII Grabbes Eintragung in das Album seiner Gattin vom 11. März 1833 (ebenda in der Anmerkung ein anderes Verschen, das Grabbe am 23. April 1833 an seine Frau richtete, dann auch die bei Blumenthal IV 135 f. abgedruckten Devisen); S. XL schon von Ziegler mitgeteilte Verse an seine Xanthippe; S. XLVII Titel und Personenverzeichnis einer dramatischen Szene 'Der Student tritt ins Philisterium'. Dazu kommen S. XXXIII Nachrichten von Grabbes verschollener Abhandlung 'Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805 ... sowie auch einiges über die eben genannten beiden Dichter selbst und über unsere Zeit'. Dagegen konnte Grisebach über Grabbes Roman 'Ranuder' nichts in Erfahrung bringen (S. XXXIV).

Ungewöhnlich zahlreich ist die Anzahl der Dokumente zu Grabbes Leben, die ganz oder teilweise zum Abdruck kommen, und zwar jederzeit nach den Originalen: seine Schul- und Universitätszeugnisse (S. V, XXI), Briefe seiner Eltern an Grabbe und andere, insbesondere genau nach dem Original der Brief der Mutter an Kettembeil vom 10. November 1838, der sich gegen Dullers Verleumdungen richtet (S. LVI ff.); Blumenthal hatte ihn (IV 672 ff.) 'aus der fabelhaften Orthographie ins Lesbare übersetzt'; Briefe und Brieffragmente Kettembeils (S. XVIII), Lucie Clostermeiers, der Gattin Grabbes (S. XXXV f.), Immermanns (S. XLV, XLVIII,

XLIX) an Grabbe und andere; ein nie abgesandtes Gesuch Grabbes an den Kronprinzen von Preußen (S. XIV f.), eine Verfügung Grabbes in Sachen seiner Mutter (S. XXXIX).

Sorgsame Verwertung dieser Dokumente und anderer Zeugnisse ermöglicht Grisebach manche Berichtigung zu geben: Grabbes Jugendfreund Robert ist nicht der Bruder Rahels (S. IX); die von Heine in seinen 'Memoiren' erzählte Anekdote von Grabbes silbernen Löffeln wird auf den wahren Tatbestand zurückgeführt, der Heines Bericht zu einem Witz eigener Mache stempelt (S. X); der Konflikt zwischen Heine und Grabbe gehört wohl der Wahrheit an, beruht indes nicht auf der 'Nichtbeachtung', die Grabbe durch Heine widerfuhr (S. X f.), dagegen ist wohl Heines Erfindung, was er von Rahels Urteil über den 'Gothland' erzählt (S. XIII); der von Steinmann ('Briefe von H. Heine.' Amsterdam 1861. S. 111 f.) abgedruckte Brief an Grabbe ist eine Fälschung (S. XI); E. T. A. Hoffmanns Kneipgenosse ist Grabbe nie gewesen (S. XIII).

Weniger glücklich als in diesen tatsächlichen Berichtigungen scheint mir Grisebach, wenn er den Menschen Grabbe gegen Vorwürfe verteidigt, die man gegen ihn erhoben hat. Schon die Biographie E. T. A. Hoffmanns, die Grisebach uns jüngst vorgelegt hat, bekundet eine stark ausgeprägte Neigung, die Ecken und Kanten einer originellen Persönlichkeit abzuschleifen. Um Hoffmann gegen die Angriffe philiströser Beurteiler zu schützen, tauchte Grisebach ihn selbst tief ins Philiströse. Die Biographie Grabbes gemahnt zuweilen an Mohrenwäsche. Mit anerkennenswerter Diskretion sagt Grisebach von Grabbes ersten Lebenserfahrungen: 'daſs er ... in die Abgründe des wirklichen Lebens schon damals tiefe Blicke getan haben muſs, davon zeugt der "Gothland"' (S. VIII); allein wird da nicht schon das schlimme Dilemma stark verschleiert, vor das den Biographen Grabbes die maſslosen gigantischen Zoten des Stückes stellen, ich meine die Frage, ob hier Erlebtes von unerquicklichster Gemeinheit oder künstliche Überreizung einer unkeuschen Phantasie zum Worte komme? Auffallender noch ist eine andere Wendung Grisebachs: 'Die zahlreichen, auf die Ehe [mit Lucie Clostermeier] bezüglichen, von diesem Biographen [Ziegler] beigebrachten Anekdoten übergehe ich, zumal sie doch meist nur auf Hörensagen beruhen. Ebenso habe ich es mit seinen anderen (z. B. die Amtsführung Grabbes betreffenden) Anekdoten gehalten. Auf die "Sonderbarkeiten" Grabbes haben die früheren Biographen überhaupt viel zu viel Gewicht gelegt. Ich habe dies psychologische Kapitel absichtlich übergangen und begnüge mich, die Worte seines humoristischen Erzbischofs von Mainz auf ihn selbst anzuwenden: "Wer sonderbar ist, der ist edel! Denn das Schlechte ist nun just nichts Sonderbares!"' (S. XXXI*.) Die Anekdoten schenke ich Grisebach gern; aber was berechtigte ihn, das 'psychologische Kapitel' zu übergehen? Nach seiner Darstellung war Grabbe ein pflichttreuer Beamter, der von einer greulichen Xanthippe bitter gequält worden ist. Beileibe sei er kein Trinker gewesen! 'Richtig ist nämlich, daſs der junge Grabbe schon auf dem Gymnasium einen kräftigen Trunk liebte und auch auf der Universität und später dem Rheinwein und Burgunder mehr als ein gewöhnlicher Philister zusprach, aber ein Trinker ist er darum niemals gewesen. Ein Trinker schreibt keine Werke wie den Don Juan und Faust, die Hohenstaufen und Napoleon, Hannibal und die Hermannsschlacht. Als er sein Amt verloren und sich zu Immermann geflüchtet hatte, traf ihn dieser eines Morgens bei der Rumflasche — wie er auch schon in der letzten Detmolder Zeit statt des Morgenkaffees Rum zu sich genommen hatte —, er lieſs sich aber leicht das Gelübde abnehmen, künftig davon abzulassen ...' (S. LVIII f.). Ja, fühlt denn Grisebach nicht, wie kleinlich sein Held und sein Werk im Lichte dieser kleinlich-spieſsbürgerlichen Rechtfertigungen wird? Was verschlägt es dem Dichter Grabbe, wenn

der Mensch ungesunde Lebensgewohnheiten hatte, wenn er zum Beamten nicht taugte und wenn er seiner Gattin das Leben sauer machte? Und welche Blicke in die Schöpfungen Grabbes ermöglicht Grisebachs Bemühen, all diese Schwächen sorglich zu verhüllen? Was nützt dem Literarhistoriker endlich eine Biographie Grabbes, die sein Schaffen auf den Thesen aufbaut: er war kein schlechter Ehemann und trank nicht über den Durst?

Glücklicherweise hat Grisebach, wo seine eigene charakterisierende und seelendeutende Kraft versagt, anderen das Wort erteilt. Da es ihm nicht gegönnt ist, einen Menschen und eine Dichtung aus dem vollen zu würdigen, sammelt er Urteile der Zeitgenossen und der neueren Kritiker; zunächst freilich nur wohlwollende. Gervinus und Scherer kommen wiederum, wie bei Gelegenheit Hoffmanns, schlecht weg, weil sie zu wenig Lob übrig haben (S. III); besser ergeht es Adolf Stern (S. IV), R. M. Meyer und C. A. Piper (S. LIX ff.). Doch eine Phrase Sterns vom Jahre 1879: 'Grabbes Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur wird man vielleicht nicht zu hoch auffassen, wenn man ihn neben H. v. Kleist das gröfste dramatische Genie nennt, das unser Volk nach Schiller besessen hat', sollte man heute nicht blofs mit dem Zusatz: 'und Friedrich Hebbel' abdrucken; Grillparzer, um nur einen zu nennen, war doch wohl auch da!

Wichtiger sind die zahlreichen testimonia auctorum aus Grabbes Zeit: S. XXIII ff. über die 'Dramatischen Dichtungen', S. XXVI über 'Don Juan und Faust', S. XXVII f. über 'Kaiser Friedrich Barbarossa', S. XXIX f. über 'Heinrich VI.', S. XXXII f. über 'Napoleon', S. XXXIV und XLIV Immermann über Grabbes Persönlichkeit, S. XLIII Schack über sein Zusammentreffen mit Grabbe, S. XLVI ein Urteil über 'Hannibal'.

Die Porträts Grabbes sind S. LI verzeichnet, S. LXII f. die Uraufführungen seiner Dramen; hier mufs es, beim 'Napoleon' unter Wien, 'Theater an der Wien', nicht an der Wieden, heifsen. Die bibliographischen Angaben werden S. XXIX durch die Anführung einer schwedischen Übersetzung des 'Barbarossa' ergänzt.

Grisebachs Vorzüge, sein Sammelfleifs, seine Akribie, seine Andacht fürs Kleine kommen in Ausgabe und Biographie ebenso zur Geltung wie seine Unfähigkeit, eine Dichtergestalt lebendig vor die Augen des Lesers hinzustellen. Allein die Vorzüge überwiegen auch diesmal so stark, dafs der ganzen Arbeit unser wärmster Dank gebührt.

Vielleicht im Bewufstsein, dafs neben Grisebachs Wertung eine Charakteristik der Dichtungen Raum habe, wies der Verleger einem anderen die schöne Aufgabe zu, 'eine Einführung' zu schreiben. Glücklich war er nicht beraten, als er Nieten zu solchem Zwecke sich auslas. Wenig deutsche Dichter sind mit einem gleich starken Wall von Phrasen umringt worden wie Grabbe; allein unter all den phrasenhaften Panegyrikern hat Nieten durch sein kritikloses Geschreibsel wohl die Krone zu beanspruchen. Wie unsäglich viel wäre noch über Grabbe zu sagen! Es fehlen auch die kleinsten Ansätze, seine Technik zu ergründen. Selbst Pipers Arbeit über den 'Gothland' ist über die Vorfragen nicht hinausgekommen; um wieviel wichtiger wäre eine technische Untersuchung der späteren Wagnisse Grabbes. Das ewige Gestreite über Grabbes Wert und Unwert scheint jede tiefere Erforschung seiner Leistungen zu hindern. Und da kommt Nieten und weifs in salzlosen Inhaltsangaben nicht ein Wort zu sagen, das belehrte und weiterführte. Gibt es wirklich noch Leute, seien sie Autoren oder Leser, die meinen, in poetisch gehobener, schwülstiger Sprache eine Dichtung nacherzählen, hiefse ihr Verständnis erschliefsen? Eine hahnebüchene Psychologie trägt das Ganze: 'Wie sollte er,' heifst es von Grabbe (S. 7), 'der die Gedanken und Empfindungen eines Hannibal, eines Barbarossa, eines Napoleon nachempfand, noch Ge-

schmack finden an dem Taubenglück der Philister.' Oder: 'Wie ungeheuer Grabbes Wollen war, das geht am besten hervor aus den unausgeführten Szenen in seinem "Marius und Sulla"' (S. 41). Solche Phrasen werden zusammenhanglos hingeworfen. Ich sehe mich nicht veranlafst, dem Verfasser weiter als Abschreiber zu dienen; zu beherzigen gebe ich ihm blofs, dafs eine Schützenbruderrede keine Charakteristik ist.

Gut beraten war der Verleger auch nicht, da er sich die verfratzte Athletengestalt für den Umschlag der vier Bände zeichnen liefs. Verschone man uns doch lieber mit solchen Ausgeburten moderner Kunst! Auch finde ich, es heifst mit Goethes Wort Mifsbrauch treiben, wenn man auf den Umschlag von Grabbes Werken das Motto setzt: 'Denn ich bin ein Mensch gewesen, Und das heifst ein Kämpfer sein.' In Goethes Sinn war Grabbe kein 'Kämpfer'. Die Ausstattung — Druck und Papier — ist im übrigen sehr zu loben. Beigegeben ist ein Porträt Grabbes; es ist der seltenen Zeitschrift 'Rheinisches Odeon' (1838, Jg. 2) entnommen. Der 3. Band bringt ein faksimiliertes Blatt der Handschrift der 'Hermannsschlacht'.

Bern. Oskar F. Walzel.

Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt u. hrsg. von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther, 1902. XVII, 307 S. M. 5, geb. M. 6.

Der letzte historische Roman der fruchtbaren Schriftstellerin hat literarisch nichts zu bedeuten! Der altmodisch sentimentale Stil sagt uns nun einmal nicht mehr zu, und Lässigkeiten wie die (S. 61), dafs das kleinste Kind auf einem hohen Stuhle safs und doch schon einen Nachfolger gefunden hatte, an einem allerkleinsten Kinde also — solche angenehmen Nachlässigkeiten verdriefsen uns, wo sie uns nicht amüsieren. Die Nachrichten über die Gräfin Hahn (S. 137 f.) und ihren Vater (S. 141) bringen nichts Neues und sind überdies viel zu romanhaft gehalten. Ein Beitrag zur Geschichte der Schüttelreime (S. 67) oder ein neuer Beleg für Büchers 'Arbeitsrhythmen' (S. 130) können auch eine besondere Bedeutung nicht beanspruchen. Es bleibt eine ganz anschauliche Schilderung patriarchalischer Jugendzustände mit naiv-behaglichem Kinderreichtum — sieben bis elf sind der Durchschnitt, so dafs man sich wundert, dafs Mecklenburg-Strelitz, die Heimat der Luise Mühlbach, nicht längst ein paar Millionen Einwohner hat. Ein paar Zimmerbeschreibungen (S. 215) ermöglichen es uns, modernen Ungeschmack mit dem früherer Zeiten zu vergleichen. — Kaum ergiebiger sind die (S. 283 f.) beigegebenen Briefe Theodor Mundts. Höchstens ist es interessant zu beobachten, in welchem Tone der jungdeutsche Emanzipator seiner Frau gegenüber (S. 290, vgl. S. 296) von den Juden spricht. Ein Besuch Hebbels (S. 300), ein boshaftes Witzwort Kossaks (S. 306) über die Romane der Verfasserin, ein paar Stimmungsbilder aus Paris — das ist hier der Ertrag. — Von Druckfehlern bemerke ich (S. 299) Tollkampf statt Tellkampf.

Berlin. Richard M. Meyer.

Paul Suter, Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten. (Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. VII.) Zürich, Zürcher u. Furrer, 1901. X, 140 S. gr. 8. M. 3,20.

Die Arbeit bildet eine sorgfältige und im ganzen vollständige, wesentlich deskriptiv gehaltene, auch auf die vergleichende Heranziehung anderer Mundarten verzichtende Darstellung der Laute und Formen nicht nur von Usteris Idiom, das durch die Schriftsprache und den Dialekt seiner

unmittelbaren Vorbilder stark beeinflufst ist, sondern auch von zwei lebenden Zürcher Mundarten, der Stadtmundart und der Landmundart von Äsch und Birmensdorf; die Bemerkungen zur Syntax und zum Wortschatz gelten dagegen fast ausschliefslich der Sprache Usteris. Dafs letztere zugrunde gelegt wurde, erklärt sich daraus, dafs die Abhandlung anfänglich als das sprachliche Kapitel einer gröfseren literarischen Arbeit über den Zürcher Dichter gedacht war, an welche jetzt noch die lesenswerte Einleitung über die ästhetische Wertung und literarische Verwendung der Schweizer Mundarten bis auf Usteri erinnert (nachzutragen wäre dabei der Aufsatz von Dr. Bachmann in Belp über das schweizerische Teutsch in Wielands neuem teutschen Merkur 1809, S. 158 ff.; s. jetzt Quellenverzeichnis zum schweiz. Id. S. 26 a). Die Behandlung von Usteris Sprache hat den Vorteil, dafs in einigen Fällen sich eine Weiterentwickelung der Mundart aufzeigen läfst (vgl. die Zusammenfassung auf S. 138): freilich besteht die Geschichte der stadtzürcherischen Mundart im 19. Jahrhundert fast lediglich in einer fortschreitenden Angleichung an die Schriftsprache (die bei der jüngeren Generation teilweise noch weiter fortgeschritten ist, als S.s Darstellung annehmen läfst), und eine wirklich historische Fundierung dürfte Urkunden und Flurnamen nicht vernachlässigen; andererseits fehlt jetzt ein so wichtiges Kapitel wie der Akzent, das gewifs zur Geltung gekommen wäre, wenn der Verfasser von vornherein die lebende Mundart ins Auge gefafst hätte. Am Schlufs der Lautlehre vermifst man eine tabellenmäfsige Zusammenstellung der Entsprechungen, und die Darstellung des Verbums wäre vollständiger geworden durch die Beigabe einer Verbaltabelle nach den Mustern in der *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten*, wobei dann wohl der Imperativ gleichmäfsiger berücksichtigt worden wäre, als es jetzt geschieht.

Doch ist die Arbeit durch frühere Besprechungen schon bekannt genug, als dafs sie hier noch lange im allgemeinen charakterisiert zu werden brauchte. Dagegen seien noch einige Bemerkungen zu einzelnem angeschlossen.

p. IX, X. Für die heutige Stadtmundart, die sich hierin allerdings zu mancher Schweizermundart in Gegensatz stellt, sind meiner Ansicht nach eigentliche geminierte Konsonanten entschieden abzulehnen, nicht nur bei den Verschlufslauten, Liquiden und Nasalen, sondern auch bei den Spiranten.

S. 24. Als Beispiele für den Wandel von *ǒ* zu *a*, *ā*, der leider nur ganz äufserlich an Brugmanns bekanntes Gesetz erinnert, sind noch zu nennen *lās*, der veraltete Imperativ von *losə* (s. Schweiz. Id. III, 1446—48), und *Brāb*, *brābierə* (ebd. V. 304, 306). Der Umlaut des aus *ǒ* entstandenem *ā* fällt mit dem jüngeren Umlaut des alten *ā* zusammen: es heifst z. B. *brǭblə*, *Trǭgli* (diese Form sowie das nicht diminuierte *Trāg* und *Tänn-Tār* habe ich noch aus meiner Jugend als stadtzürcherisch in Erinnerung). Für *nänig* (noch nicht) ist mir dagegen *nanig* geläufiger, und neben *na* (noch) erscheint ein emphatisches *nā*, in der bei Kaffeegesellschaften gehörten Frage *nā es Tässli, Frau* (*Frä*) *Bās?*

S. 29. Mir persönlich ist nur die Form *Chāt* (mit Umlaut *chǭtlə*), nicht *Chōt* geläufig; letztere beruht offenbar auf junger Beeinflussung durch die Schriftsprache. Den Beispielen für Erhaltung des alten Wandels von *a* zu *ō* sind beizufügen *Brumbēri*, Brombeere, aus *brām-ber* über **brōm-ber(i)*, ferner *lōnə*, im Walde die Grenzzeichen an den Bäumen aufsuchen und wieder auffrischen, aus mhd. *lāchenen* (Id. III, 1001; den Hinweis auf dieses Wort verdanke ich meinem Kollegen am Idiotikon, Herrn Dr. H. Bruppacher). Auf einer Linie mit *Chāt* steht *āni*, das laut Id. I, 261 am Zürichsee gebraucht wird (die als *-i* erhaltene Endung deutet aber auf schriftsprachliche Beeinflussung); *ōni* ist wohl ganz das schrift-(und kanzlei-)sprachliche ōne; auch *wō* dürfte gleichen Ursprungs

sein. In *ənōt* aus ân nôt (Id. IV, 854) hat die Kürzung wohl schon vor Beginn des Überganges von *ā* zu *ō* eingesetzt.

Für den alten Umlaut *ę* zu *ä* bietet die neueste Lieferung des Idiotikons einige Beispiele, die auch allgemeiner bekannt zu werden verdienen: *Brę̄m* für Pelzbesatz, Verbrämung (V, 598 f.; diese Zürcher Form verbietet den Ansatz eines mhd. *brëm*, das trotz Hildebrands Ausführungen in Grimms WB. IV, 1a, 1816, noch bei Kluge EWB.[6] 405 erscheint); *Brę̄mi*, Fruchtzweig (Id. V, 602 f.); die Aargauer und Zürcher Form *Brę̄m(ə)* für Bremse erklärt sich nur unter der Voraussetzung einer ahd. Grundform **brāmm(j)o, -a*, die bei der aufserordentlich reichen Entfaltung des Wortes in unseren Mundarten nicht weiter aufzufallen braucht (Id. V, 603 bis 606). Vgl. auch *Blę̄ster* (Id. V, 171). *Trę̄ə* gehört nicht zu den isolierten Formen; vgl. *blę̄ə, chrę̄ə, mę̄ə, sę̄ə.*

S. 34, 35. Die Wörter, welche ausnahmsweise Hiatus-*iu* bezw. *ün* vor *s* zu *äu* (statt *öi*) diphthongieren sollen, sind gewifs verschieden zu beurteilen. *Bräusələ*, brenzeln, ist entweder aus *breisələ*, das in gewissen Gegenden noch vorkommt und regelrecht aus **brenselen* entstanden ist, labialisiert (vgl. *Gläus*, Geleise, *Mäusi*, Meise) oder sekundär zu *brausə* (aus **bransen*) gebildet. Mit *späuzə* dürfte es sich ähnlich verhalten: es ist aus *speizə* mit altem *ai* labialisiert, das noch in Mundarten erhalten ist, die weder die Hiatusdiphthongierung noch die Entrundung kennen; in gewissen zürcherischen Landmundarten gilt übrigens das formal verschiedene *spöizə* (aus spiuwezen).

Läusə, Achsnagel, nimmt als Lehnwort eine besondere Stellung ein; *Gläusə* für *Glöisə*, Funken, beruht dagegen wie das nicht erwähnte, aber mir bekannte *zäuslə* für *zöislə*, mit Feuer spielen, auf einer ganz jungen Unsicherheit des Sprachgefühls rücksichtlich des Unterschiedes zwischen *öi* und *äu*, die sich in städtischen Kreisen bemerkbar macht.

S. 48—50. Vgl. auch das schon genannte *ənōt*.

Nirgends wird beim Vokalismus erwähnt die qualitative Assimilation in *ępę̄ri*, Erdbeere, aus *ępę̄ri, ęrpę̄ri, ërdber*, einem Worte, das zugleich ein Beispiel von vielen für die ebenfalls nicht behandelte konsonantische Dissimilation gebildet hätte. Qualitative Ausgleichung innerhalb eines Flexionsschemas zeigen die Pronomina *de(r), wer* (S. 107, 112).

S. 57. Das Nebeneinander von *šārpf:* schriftsprachlich scharf, *Hārpf:* Harfe hat neben Larve eine hyper-zürichdeutsche, jetzt veraltete Form *Lārpfə* (in *Lārpfə-G'sicht*) erzeugt.

S. 58. Der Unterschied zwischen *Mę̄ndig* und *Suntig*, der schon zu Usteris Zeit in der Stadtmundart bestand, erklärt sich kaum durch Beeinflussung durch die Schriftsprache, weil dann *Mę̄ndig* unerklärt bliebe. Für das natürliche Gefühl e n d e t die Woche mit dem Sonntag: so ist es begreiflich, dafs die Reihe *Dunštig, Frītig, Samštig* das als letztes Glied dazu gehörende *Sundig* in *Suntig* verwandeln, das aufserhalb stehende *Mę̄ndig* dagegen unberührt lassen konnte.

S. 59 oben. Wie *früntli* (vriuntlich) hat die Zürcher Mundart auch *Püntli* (ahd. *gibuntilīn*); s. Id. IV, 1357. — An lautliche Entwickelung von *-ent* zu *-ig* glaube ich nicht.

S. 67. Zu § 78 vgl. noch *Bla(c)hə* (Id. V, 46 ff.); zu § 80 den jetzt wieder allgemeiner bekannt gewordenen, wenn auch nicht mehr verstandenen Eigennamen 'Rêchberg'.

S. 69, § 86. Warum ist *m* in Wörtern wie *Chrā* (krâm), *hai* (heim) u. a. geschwunden, dagegen in *lām* (lam), *Līm* (lîm), *Baum* (boum) unter gleichen Bedingungen erhalten? S. macht keinen Versuch, die Differenz zu erklären, während doch beide Behandlungsweisen nicht lautgesetzlich sein können. Offenbar ist im zweiten Fall *-m* nach den zweisilbigen Formen und Ableitungen restituiert, und zwar konnte die Restitution schon stattfinden, als das auslautende *-m* noch nicht geschwunden, son-

dern erst auf der Stufe *-n* angelangt war. Diese finden wir ja noch erhalten in Mundarten, die auslautendes *-n* bewahren; vgl. *chunn* (komm!), *Boin* (Baum) im Oberhasli, *Boun* (Baum) in Brienz u. ä.

S. 73, § 95. Neben *blüə* auch *blüə-ə*; Usteris 'Wejer', Fächer (zu *wę̄ə*, wâjan) wird doch kaum gleich gesprochen worden sein wie *Weiər* (vivarium), sondern als *Wę̄jər*. — § 97 fehlt unter c und d *šwalmə*, die noch jetzt in Zollikon gebräuchliche Form für Schwalbe; *šwalb* (auf S. 74) ist vielleicht doch die Form der Schriftsprache. *Brāmə* für Augenbraue ist wohl unabsichtlich nicht angeführt, wenn auch mit Recht: vgl. Id. V, 598.

S. 85 f. fehlt das nur in erstarrten Formen wie *über-*, *ab-*, *um-gänt*, *obsigänt* (s. S. 121) vorkommende Part. Praes. zu *gā(n)*. In dieser Form ist übrigens wohl trotz Id. II, 7 das ahd. gênti zu sehen; vor *nt(nd)* ist Kürzung und *ä*-Stufe weit verbreitet. Beachtenswert ist, dafs unsere alten Belege im Ptc. Präs. fast durchweg e zeigen, auch neben sonstigem a; vgl. 'als fer die 2 ufgende acherli oben für die zil und marchen usgand ...' aus einer Unterwaldner Urkunde von 1467 (Id. II, 12). — Beim Verbum fehlt *sęnd*, das pluralisierte *sę* (tiens!).

S. 129. *toll* ist in ähnlicher Bedeutung im Zürcher Oberland üblich; s. das Beispiel unter *brav* (Id. V, 428 oben).

Druckversehen sind selten; nicht korrigiert ist die Vertauschung der Zitate in den Anm. 1 und 2 auf S. 95 und auf S. 96 *plāt* für *plat*.

Zürich. Eduard Schwyzer.

Neuere Literatur zur Volkskunde.[1]

Seit unserem letzten Berichte (Bd. CX, S. 434 ff.) ist eine Reihe ausgezeichneter gröfserer Arbeiten zur germanischen und allgemeinen Volkskunde erschienen, die uns hier und da zu längerem Verweilen und dementsprechend zur vorläufigen Zurückstellung der Zeitschriftenartikel nötigt.

[1] 1. Kaindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode, mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. (A. a. d. T. 'Die Erdkunde', hrsg. von Klar, Bd. XVII.) Wien, Deuticke, 1903. XI, 149 S. gr. 8. M. 5. — 2. Reuschel, Volkskundliche Streifzüge. 12 Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1903. VIII, 266 S. 8. M. 4. — 3. Ad. Rittershaus, Die neuisländischen Volksmärchen. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung. Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. L, 457 S. 8. M. 12. — 4. B. Diederich, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur. Leipzig, Schmidt u. Spring, 1903. XII, 354 S. 8. M. 4, geb. M. 5. — 5. Sartori, Die Speisung der Toten. Programm des Gymnasiums zu Dortmund. 1903. Nr. 406. — 6. Friedr. W. D. Brie, Eulenspiegel in England. (Palaestra, Bd. XXVII.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. VII, 151 S. 8. — 7. E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz. Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. XIV, 404 S. kl. 8. M. 8. — 8. A. Hauffen, Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. (Erweiterter Sonderabdruck aus der Monatsschrift 'Deutsche Arbeit'.) Prag, Calve, 1903. 92 S. 8. — 9. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von A. Hauffen. Bd. I, Heft 2. Gustav C. Laube, Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Mit 4 Phototypien. Ebenda 1902. 135 S. 8. M. 1,60. Bd. IV, Heft 2. A. John, Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. Mit 3 Phototypien, 3 Plänen und 1 Kartenskizze. Ebenda 1903. 196 S. M. 3. Bd. V, Heft 1. J. Lippert, Hausbaustudien in einer kleinen Stadt (Braunau in Böhmen). Mit einer Phototypie und mehreren Abbildungen usw. Ebenda 1903. 41 S. — 10. Sammlungen des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung. Heft 1. C. Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach i. d. Pfalz. Kaiserslautern, Kayser, 1902. 130 S. 8.

Ein erneuter Gesamtüberblick über das ganze Gebiet wird uns freilich nicht gewährt, denn Kaindls Buch (das uns nicht geliefert wurde) kann diesen Rang nicht beanspruchen, und die Vorträge von Reuschel setzen sich bescheidenere Ziele. Immerhin hat der letztere einen recht brauchbaren Überblick über unser Fach als Ganzes und über wichtige Einzelgebiete gegeben, längst Bekanntes knapp und lebendig zusammenfassend, hier und da mit eigener Forschung einsetzend. Ich brauche auf seine einleitenden Bemerkungen nicht einzugehen und seine im grofsen ganzen mit Hoffmann-Krayer zusammenstimmende Definition der Volkskunde — deren englische Bezeichnung 'folklore' er nicht richtig erklärt — nicht näher einzugehen. Auf die Bedeutung des Gemeinwillens, dessen Analyse in Wundts *Ethik* die *Völkerpsychologie* desselben Forschers so bedeutsam ergänzt, auf den Unterschied zwischen mechanischer und willkürlicher Perzeption, der sich für die Entstehung von Sitten und Bräuchen einerseits, geordneter Gesetzgebung andererseits, dort Volkspoesie, hier Kunstdichtung usw. überaus fruchtbar erweist, gehen diese, aus Vorträgen für Lehrer hervorgegangenen und darum an eine gewisse Kürze gebundenen Ausführungen nicht ein. Der praktische Gesichtspunkt war wohl auch entscheidend bei der historischen Übersicht über die Entwickelung unseres Faches, und mit Recht werden die Forderungen G. Meyers und W. H. Riehls eingehender behandelt. Auch in den Einzelausführungen beschränkt sich R. meist auf die Wiedergabe der wichtigsten vorgetragenen Ansichten und einzelne kritische Bemerkungen, die durchaus nicht belanglos sind. In der Frage: 'Was heifst Volkslied?' — von ihr reden ist Verlegenheit — geht er freilich auf den allerbedeutsamsten, leider in unseren Kreisen nicht genügend gewürdigten Beitrag zur Frage, auf Krejcis Aufsatz in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* 1889, nicht ein; der psychologische Grund des stilistischen Unterschieds, auf den R. als auf den eigentlich entscheidenden hinweist (S. 52), ohne doch die Konsequenzen aus seiner Andeutung zu ziehen, bleibt somit unklar. Ganz mit Recht geht er auch auf die Entstehung des Begriffes der Volksdichtung im 18. Jahrhundert zurück; aber hier hätte sich wohl noch tiefer greifen lassen; es wäre zu zeigen gewesen, dafs der im Mittelalter gar nicht so sehr bedeutende Unterschied in Hinsicht auf die soziale Stellung und geistige Bildung seit dem 16. Jahrhundert unser Volk in Stände zerspaltet, wie seit diesen Tagen der Renaissance ein exklusiver Individualismus aufkommt, der vorzugsweise intellektualistisch gerichtet ist, und der denn auch die Dichtung in ein akademisch-gelehrtes Fahrwasser drängt, während freilich neben der gelehrten Poesie, die das 'prodesse' des Horaz zu bewahrheiten sucht, eine volkstümliche Unterströmung herläuft, die in dem 'delectare' ihre Hauptaufgabe sieht und mit der erwachenden Gefühlsphilosophie zum Durchbruch gelangt. Herders Scheidung zwischen 'Kunstpoesie' für literarische Feinschmecker und einfach-natürlicher 'Volksdichtung' ist im Grunde dieselbe, die Schiller später seiner Abhandlung über 'Naive und sentimentalische Dichtung' zugrunde legt. Ebenso wie gegen den Intellektualismus aber erfolgt ein Rückschlag gegen den Individualismus — wunderlich genug im Zeitalter der Romantiker —, und von daher datiert nach manchen Umwegen die Annahme von den sich selbst dichtenden volkspoetischen Erzeugnissen, von der Verfasserlosigkeit des Volksliedes, wie sie unter Grimms Schülern gepflegt ward. Das Schlufsergebnis der sehr gescheiten Abhandlung Bergers (Trennung von geschriebener und ungeschriebener Literatur) erscheint mir nach wie vor als unzureichend, weil auf zufälligen Kriterien beruhend, J. Meiers Bestimmung, dafs das Volkslied im Volke lebe und von ihm verändert werde, bleibt zu äufserlich und sagt uns nichts über das Wesen der Art, Dungers wohlmeinende Ausfälle gegen die 'Gassenhauer' können uns nichts anderes sagen, als dafs es ephemere und bleibende Volksgesänge gibt. Ich halte an dem Merk-

mal der mechanischen Denkweise fest, die auf die Auswahl der Vorstellungen und ihre poetische Gestaltung von gröfstem Einflufs ist, freilich kein abschliefsendes Merkmal zwischen Volks- und Kunstpoesie liefert, sondern schliefslich auf fliefsende Grenzen weist, womit ja wohl den Tatsachen Rechnung getragen sein dürfte. (Vgl. meine Arbeit über *Volkstümliches Denken und Volksdichtung* in den *Hessischen Blättern für Volkskunde*, Bd. II, Heft 3.) — Weiter als seine allgemeineren Ausführungen fördern uns R.s Einzeldarlegungen, z. B. über den Stil des Volksliedes (Syntaktisches, sprunghaftes Fortschreiten, Dialog und Frage, Beiwörter, Wiederholungen, Andeutungen usw.), vor allem aber der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des Verhältnisses, in dem 'die deutschen Landschaften und das Volkslied' zueinander stehen (Verhältnis von geistlicher und weltlicher Dichtung, Lied, Schnaderhüpfel, Vierzeiler und Kinderlied, Schriftsprüche und Dialekt, bevorzugte Melodien; es fehlen Ausführungen über die volkskundlich interessante und anscheinend einen Bezirk für sich bildende Rheinpfalz). — Die Schlufsabschnitte behandeln die Sage, die Entstehung und Verbreitung der Volksmärchen und den Aberglauben. Ein 'Phantasiespiel' möchte ich so kurzweg im 'Märchen' nicht sehen, wie Reuschel tut. Mit dem 'Reflex der Wirklichkeit' ist es auch nicht getan; es kommt noch etwas dazu, das eine wirklich künstlerische Tätigkeit des Volkes verbürgt; abgesehen von den Erzeugnissen ganz roher Völker, wie wir sie etwa in Rinks *Eskimo-tales* kennen lernen, sind die Märchen im ganzen vorzüglich komponiert und vor allem einheitlich, insofern ein fester Plan durch das Ganze geht, die Erzählung einem von vornherein ins Auge gefafsten Ende zustrebt, wobei man wohl an Goethes Wort denken mag: 'Nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen.' Vernünftigerweise hält sich R. von allen generalisierenden Theorien, von der indischen Benfeys so gut wie von der anthropologischen Langs, fern, gesteht jedem einigermafsen begabten Volke die Fähigkeit zur Märchenerzeugung und zum Eintausch und Austausch von Märchen zu und weist auf die Notwendigkeit wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen über das Wesen des Märchens hin; übrigens hat R. vollkommen recht, wenn er sagt, dafs sich die von mir zuerst betriebenen, leider bis heute nicht viel nachgeahmten Untersuchungen sich auf das Gewand, aber nicht auf die Gestalt (ich möchte lieber sagen, das Wesen) der Märchen beziehen; vielleicht kann ich doch in einiger Zeit den Fachgenossen einiges über die stofflichen Elemente und ihre Verknüpfung im Volksmärchen vorlegen. — Man sieht, das Buch gibt nicht überraschende, neue Resultate, aber es wirkt einführend und anregend, und das war das Ausschlaggebende für die Zuhörerschaft des Verfassers, dem wir nun auch einen zahlreichen Leserkreis für seine gedruckten Ausführungen wünschen.

Die alte Streitfrage nach der Herkunft und Verbreitung der Märchen hat Ad. Rittershaus mit Mut und Geschick wiederaufgegriffen und viel, wenn nicht zu ihrer Lösung, so doch zu ihrer Klärung beigetragen. Dank den Bemühungen der isländischen Literaturgesellschaft in Kopenhagen ist seit dem Jahre 1817 auf der Insel gesammelt worden, doch ist durchaus nicht alles, was späterhin, besonders unter der unermüdlichen Beihilfe Konrad Maurers, in die Scheuern gebracht wurde, schon jetzt dem gelehrten Publikum durch den Druck zugänglich gemacht. Reiche Nachträge harren auf der Landesbibliothek zu Reykjavik des Benutzers, und es ist, bei der Entlegenheit des Materials, nur mit Freuden zu begrüfsen, dafs uns die kundige Verfsserin wenigstens reiche Inhaltsangaben von diesen und allen anderen bisher veröffentlichten neuisländischen Volksmärchen in einem bequem zu benutzenden Korpus vorlegte. Damit ist der Motivforschung, wenigstens der gröberen, neues und gutes Material zugeführt, wenngleich natürlich die stilistische Durcharbeitung sich direkt

an die Quellen wenden müfste, zumal sie unbedingt mit den Texten in der Originalsprache zu arbeiten hat, soweit solche vorliegen. Fräulein Rittershaus kam es mehr auf den Inhalt der Märchen und auf die Verbreitung der Stoffe an; in dieser Richtung bewegt sich denn auch ihre reichhaltige und meines Erachtens sehr wichtige und förderliche Einleitung. Naturgemäfs kommt sie von den modernen Fassungen der Märchen zu den ältesten Spuren märchenhafter Züge, wie sie uns in der altisländischen Literatur überliefert sind, und damit auf v. d. Leyens seinerzeit hier angezeigte Arbeit über die *Märchen in der Edda*. Ihre Ergebnisse stimmen freilich nicht mit denen jenes Forschers zusammen, und ihre Gegengründe verdienen zum wenigsten Gehör. v. d. L. schlofs aus der Betrachtung jener eddischen Stoffe, die uns in mehreren Fassungen vorliegen, und von denen die ältere, etwa aus dem 9. bis 10. Jahrhundert stammende von märchenhaften Motiven frei, die jüngere dagegen mit solchen durchsetzt ist, dafs die Märchen etwa um 1200 nach dem Norden gelangt sein müfsten und zwar noch in einer nicht fest ausgebildeten Gestalt, so dafs sie bei Saxo ganz anders erzählt werden konnten als in der Edda. Dagegen macht R. geltend, dafs wir die Aufzeichnungen keines einzigen unserer Eddalieder in der heute vorliegenden Form mit Sicherheit in das 9. oder 10. Jahrhundert zurückdatieren können, dafs die sicherlich sehr alte Þrymskviđa nicht blofs mit Märchenmotiven durchsetzt, sondern ein echtes, mit mythologischem Beiwerk verbrämtes Märchen sei, und dafs die verschiedenen Formen bei Saxo und in der Edda sicherlich nicht auf gleichzeitige Übernahme eines soeben erst eindringenden und 'noch nicht' zu fester Form gelangten Märchens hinweisen. Die Verfasserin glaubt überhaupt nicht daran, dafs ein Märchen nach langer Existenz innerhalb eines Stammes eine feste Form erhalte. Ich weifs nicht, ob ich ihr darin recht geben darf. Zum mindesten verhalten sich hier die einzelnen Stämme je nach ihrer geistigen Beweglichkeit und nach dem schon vorhandenen Besitz an Märchen ganz verschieden. Für Deutschland möchte ich im allgemeinen sogar eher mit v. d. Leyen an eine allmähliche Konsolidation glauben, nur ist das Argument, das er aus der Verschiedenheit zwischen Saxo und der Edda zieht, nicht gerade entscheidend; es kann sehr wohl nach Dänemark auf anderem Wege eine andere Fassung dieses und jenes Märchens gelangt sein als nach Island, Saxo kann auch wohl den fremden Stoff vergewaltigt haben usw. Vor allem ist der Fall sehr wohl möglich, dafs bestimmte Kreise in Island die fremden Wundergeschichten gläubig und pietätsvoll aufnahmen, andere dagegen das neue Gut mit altheimischem frischweg verschmolzen, so dafs Saxo von seinen 'isländischen Gewährsmännern' anderes zu hören bekam, als die Verfasser der betreffenden Eddalieder in ihrem Gedächtnis hegten. Daraufhin würde sich, gerade im Zusammenhang mit der vergleichenden Märchenforschung und mit unserer Kenntnis über die Art der Verbreitung von Volksmärchen, eine neue Untersuchung der Frage lohnen, wie sie hier natürlich nicht angestellt werden kann. Jedenfalls haben uns v. d. Leyens Studien bis heute noch nicht von dem indischen Ursprung der internationalen Märchenliteratur überzeugen können, wenngleich ich von der steten Wanderung der Motive viel stärker überzeugt bin, als es R. zu sein scheint. Wenn sie darauf hinweist, dafs von den im 14. Jahrhundert durch den Bischof Jón Halldorsson nach Island gebrachten fremden Erzählungen, die Gering herausgegeben hat, soviel wie nichts im Volke fortlebt, und dafs die seit vierzig Jahren übersetzte Sammlung *Tausendundeine Nacht* nicht populär geworden sei, so ist doch zu bedenken, dafs das Volk eben nicht blindlings annimmt, was ihm geboten wird (und es verlohnt sich wohl, den inneren Gründen nachzufragen, die für jeden Stamm bei der Auswahl mafsgebend sind, was ja auch R. am Schlufs ihrer Abhandlung versucht), und andererseits, dafs die Rezeptionsfähigkeit nicht zu allen

Zeiten gleich grofs ist, zum mindesten Höhe- und Tiefpunkte hat, wenn sie nicht gar, was bei manchen Stämmen der Fall zu sein scheint, eine ephemere Erscheinung ist, wie ja auch die Heldensage nur einmal ihre volle Blüte zu zeitigen pflegt. Übrigens sind die Isländer überhaupt konservativer als andere Stämme; liest doch der Bauer auf der fernen Insel noch heute die Sǫgur seiner Voreltern; bei uns sind z. B. in Pommern, wie U. Jahn nachgewiesen hat, sehr wohl Märchen aus *Tausendundeine Nacht* in Umlauf gekommen, und moderne Einrichtungen und Kulturverhältnisse ändern mancherlei an dem überkommenen Text; hat doch derselbe Forscher erzählt, wie pommersche Bauernknechte die im Märchen auftretenden Soldaten frischweg zu roten Husaren machen usw. Dagegen kann A. R. im neuisländischen Volksmärchen eine grofse Fülle von Einzelheiten nachweisen, die auf sehr alte Kulturverhältnisse zurückgehen. Übrigens möchte ich hier doch betonen, dafs unter all den angeführten Belegen nur ganz wenige den Kern des Märchens berühren, also für die Erfindung des Ganzen auf der Insel sprechen. Denn wenn Schiffe im Nebel an unbekanntes Land geraten, so ist das nur eine spezifisch isländische Einkleidung des auch sonst wohlbekannten Motivs vom Sturm, der die Schiffe an ferne Küsten treibt. Dagegen scheint die grofse Zahl der Verzauberungs- und Elfenmärchen (fast möchte man von Sagen sprechen, zum mindesten von Erzeugnissen der 'niederen Mythologie') allerdings zum gröfsten Teile autochthon zu sein. Besonderen Nachdruck legt A. R. sodann auf die Zusammenstimmung der heutigen Volksmärchen mit den Eddaliedern, doch geht sie auch hierin gelegentlich zu weit, z. B. wenn sie Þórrs Erscheinen auf den Hilferuf der Götter mit jenen wunderbaren Wesen in Parallele setzt, die auf einen Pfiff, einen Ruf usw. 'erscheinen', jene 'dankbaren Toten und dankbaren Tiere', von denen unsere Märchen soviel zu erzählen wissen; hier handelt es sich zwar um einen im Grunde gleichen Gedankengang — um die geglaubte Verwirklichung eines allgemeinen Wunsches der Menschheit nach Überwindung der räumlichen und zeitlichen Schranken, die ihrem Handeln gezogen sind —, aber nicht um Übernahme und Fortbildung des literarischen Motivs. Doch tritt im übrigen allerdings die märchenhafte Natur vieler Einzelheiten der Eddalieder, auch des Beowulf, klar zutage, und wenn die Verfasserin, was wir sehr dankbar begrüfsen würden, wirklich die gesamte altgermanische Literatur auf Ähnliches durchforschen und das Material gehörig sichten wollte, dann würden wir wohl auch da zu dem Schlusse kommen, dafs, wie die Sagen von Perseus bei den Griechen, auch bei unseren Verfassern viele Märchenmotive lebendig waren, ehe an irgendwelchen Verkehr mit dem fernen Osten zu denken war. Dann würde aber auch die Wanderung einzelner Züge innerhalb verwandter Stämme besser zu verfolgen sein, und ich glaube nicht, dafs wir schliefslich bei Langs 'anthropologischer' Erklärung stehen bleiben müfsten, für die R. beinahe mehr übrig zu haben scheint als nach den letzten Veröffentlichungen ihr eigener Urheber; ich bin nach wie vor von der Migrationstheorie überzeugt, glaube auch an starke Einwanderungen aus Indien, halte aber an heimischer Erzeugung märchenhafter Züge und an ihrer Fortexistenz auch nach Einwanderung des orientalischen Gutes fest, so lange ich nicht eines Besseren belehrt werde. Zwingenden Beweisen will ich mich gern fügen; philologischen Wahrscheinlichkeitsrechnungen aber könnte ich psychologische Erwägungen entgegensetzen die zum mindesten ebensoviel Gewicht beanspruchen dürften. Hier schliefst übrigens A. R. ihre Ausführungen verständigerweise mit einem non liquet und macht dann einen höchst beachtenswerten Ansatz zu der von uns oft geforderten, aber in der Praxis selten versuchten stammlichen Charakteristik des Märchenschatzes — allerdings bei der grofsen Abgeschlossenheit und Sonderart der isländischen Bevölkerung eine ganz besonders dankbare

Aufgabe. Hier nur so viel, daſs eigentliche Kinder- und Tiermärchen fehlen. Das mag zum Teil, wie R. richtig bemerkt, mit den Kulturverhältnissen zusammenhängen, wenigstens was den letzteren Punkt betrifft. Aber die mangelnde dichterische Verkörperung des Kinderlebens scheint doch nicht bloſs auf die Wohnungsverhältnisse zurückzugehen, sondern mag sehr wohl in der etwas harten Art der Bewohner mitbegründet sein. Erzählt man sich doch 'Hänsel und Gretel' in einer der unserigen ziemlich nahestehenden Fassung sogar am Rande der Sahara! (Socin-Stumme, *Der arabische Dialekt der Houwara* [*Abhandlungen der phil.-histor. Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften*, Bd. XV, Nr. 1], vgl. die *Mitteilungen und Umfragen für bayerische Volkskunde* 1904, Nr. 1.) Überhaupt möchte ich noch, um mit Schiller zu reden, für die isländische Volksliteratur eher die 'energische' als die 'schmelzende' Schönheit in Anspruch nehmen. — Jedenfalls ist das Werk eine höchst beachtenswerte Gabe für den Philologen wie für den Volksforscher, ein Werk, das als Vorbild empfohlen zu werden verdient. Möge es aufmerksame Leser und tüchtige Nachfolger gewinnen!

Ungleich weniger bietet uns das Buch von Diederich, das freilich keine wissenschaftlichen Prätensionen erhebt, sondern nur das gröſsere Publikum auf einen Literaturzweig aufmerksam machen möchte, der unseres Erachtens jedenfalls nicht die höchsten Blüten der Poesie zeitigt und da, wo er in seiner vollen Eigenart gepflegt wird, niemals einen rein ästhetischen Genuſs hervorrufen kann. Auf die physiologischen und psychologischen Bedingungen des Schauderns und Entsetzens geht D. freilich nicht näher ein, obwohl das Thema recht dankbar wäre; er scheidet auch nicht die Gespensterliteratur bei den verschiedenen Völkern und in einzelnen Zeitaltern (wie freudig würden wir eine wissenschaftliche Arbeit über die Geisterwelt der Romantiker begrüſsen!); er wirft Erzählungen von wiederkehrenden Toten, von eigentlichen Geistern, d. h. von einer übersinnlichen Welt neben der sinnlichen, und von bloſsen Trugerscheinungen durcheinander und behandelt in höchst äuſserlicher Anordnung nacheinander die Gespenster im Drama, im Roman, in der Novelle und in der Versdichtung! Immerhin wollen wir ihm gern zugestehen, daſs er eine feine Witterung für das Gruselig-Wirksame besitzt und auf Grund umfassender Literaturkenntnisse sehr geschickt seine etwas reich bemessenen Beispiele auswählt. Für uns kommt vor allem das Kapitel über die 'Technik der Gespenstergeschichten' in Betracht, das im Anschluſs an die Analyse einiger Gespensternovellen (die Novelle ist um ihrer Kürze willen die geeignetste Form für gruseligen Inhalt), übrigens in wenig systematischer Art, die Haupt-'Momente' entwickelt, die für die Gattung in Betracht kommen. Im ganzen sagt D. sehr richtig, daſs eine etwaige Auflösung, eine Beseitigung des spukhaften Elements durch eine rationelle Erklärung sehr kurz sein, sich womöglich auf ein einziges Wort beschränken muſs, daſs vor allem, wenn die Auflösung länger ausfällt, also ein absinkender, aufklärender Teil das Ganze beschlieſst, neue Momente nicht mehr ohne Schädigung der Wirkung des Ganzen eingeführt werden können, daſs das Spukhafte nicht massenhaft auftreten darf, um sich nicht selbst zu beeinträchtigen, und die einzelnen gruseligen Elemente nach dem Gesetz der Steigerung angeordnet sein müssen. Sehr wichtig ist für die Wirkung des Ganzen die Einkleidung in die Ich-Form (vgl. E. A. Poe), innerhalb deren dann durch gelegentliche symptomatische Andeutungen (mir erstarrte das Blut, als ich ...) die stärksten Wirkungen zu erreichen sind. — Die Darstellungselemente selber gliedert dann D. in vier Klassen: I. Momente, die unsere Phantasie auf einen bestimmten Punkt lenken; ich möchte sie 'vorbereitende Elemente' nennen. Hierher gehören z. B. Ortsangaben: wir werden in einen finsteren Wald, ein altes Haus, überhaupt in die Einsamkeit geführt, welche die Phantasie zu bevölkern eilt, da sie in

ihrer unmittelbaren Umgebung keine Nahrung findet; Tages- und Jahreszeiten kommen in Betracht: der Geist von Hamlets Vater erscheint um Mitternacht, doch dürfen wir auch an Immermanns Fragment *Tristan und Isolde* mit seinem wundervollen Mittagszauber erinnern oder an Theodor Storms künstlerische Verwertung der *Regentrude*; hier wirken schon atmosphärische Erscheinungen mit ein, wie der blendende, sengende Sonnenschein; doch auch Sturm und Gewitter sind fruchtbare Momente, wie der Eingang des *Julius Cäsar* beweist. 'Titel' endlich, die auf Tod und Teufel oder auf abergläubische Dinge hinweisen, leiten schon zu der II. Klasse über, zu den Momenten, die 'wahrscheinlich machen, daſs etwas passiert'; ich möchte 'Spannungselemente' sagen; Vorbedeutungen, Träume usw. gehören hierher. III. Momente, die Gewiſsheit geben, daſs etwas Spukhaftes im Werke ist. Diese 'Einführungselemente', wie man allenfalls sagen könnte, sind für die Gespenstergeschichte schon wesentlich: eine Türklinke wird niedergedrückt, obwohl auſser dem Beobachtenden kein lebendes Wesen im Hause ist, also sind übersinnliche Mächte an der Arbeit. Diese Momente können gehäuft, d. h. gesteigert werden, bis endlich IV. der Spuk selber hervortritt. Für diesen gilt das Wort Erwin Rohdes: 'Das Unerklärliche ist das Element des Gespensterglaubens', wobei aber immer die eigentümliche Logik des Übersinnlichen, seine Übereinstimmung mit dem laxer gehandhabten, aber nicht geradeswegs auf den Kopf gestellten gesetzlichen Verlauf des wirklichen Geschehens auf das stärkste betont werden muſs. Die Stimmung ist es, die uns an solche Erweiterung der physischen Möglichkeiten glauben läſst, und für diese Stimmung sind die unter I bis III geschilderten Elemente überaus wichtig. Sagt doch Lessing mit Recht, das Milieu wirke mehr als die Gespenster selbst.

Eine ganz anders geartete Arbeit über den Seelenglauben und die volkstümliche Vorstellung vom Fortleben der Toten hat uns der rühmlich bekannte Mytholog P. Sartori geliefert. Auf Grund eines überaus reichhaltigen, die gesamte Menschheit berücksichtigenden, wohlgeordneten und vorsichtig gedeuteten Materials schildert er die Pflege der Abgeschiedenen, sowohl der einzelnen Seele durch Speisung vor der Bestattung, durch Mitgabe von Speisen ins Grab, durch den Leichenschmaus der Hinterbliebenen, durch Opfer am Grabe, als auch die der Gesamtheit der Seelen gewidmeten Spenden.

Mannigfach wird dabei das Gebiet der Sage berührt, aber eine zusammenfassende Beschreibung der Volkssage haben wir noch nicht erhalten. Eher wird durch Einzeluntersuchungen unsere Kenntnis über ihre Einwirkung auf die Literatur gefördert. Eine treffliche Studie auf diesem Gebiete hat uns Brie beschert, die hier aufgeführt sei, wenngleich seine Arbeit über den 'Eulenspiegel' mehr der Literaturgeschichte als der Volkskunde anzugehören scheint. Die höchst gediegene und scharfsinnige Arbeit schreitet in den durch Herfords klassisches Buch *Studies on the Literary Relations of England and Germany in the XVIth Century* (1886) gewiesenen Bahnen rüstig fort. Bei den fast unlösbaren Fragen, die uns die Textgeschichte des alten Eulenspiegelbuches in Deutschland vorlegt, erscheint es doppelt verdienstvoll, die Übersetzung des Büchleins in fremde Sprachen genau zu verfolgen, wodurch wir auf manche verlorene deutsche Zwischenstufen hingeführt werden. Das ist sicher, daſs die älteste Fassung des Volksbuches niederdeutsch war, wie das Wortspiel Hennep (Hanf): Sennep (Senf) und manche Übersetzungsfehler der hochdeutschen Bearbeitung beweisen. Aber von diesen niederdeutschen Ausgaben hat sich nichts erhalten; es ist nun die Frage, ob die niederländischen, französischen und englischen Übersetzungen aus hochdeutschen Bearbeitungen oder aus dem niederdeutschen Original geflossen sind. Für England standen uns bisher nur drei mehr oder minder vollständige Exemplare

des von William Copland gedruckten *Howleglass* (anno 1566) zur Verfügung. Vor ganz kurzer Zeit erst fand sich ein immerhin beträchtliches Fragment eines viel älteren Druckes, der aus der Presse des Niederländers v. Doesborgh (1505—30) hervorging, und auf den die Coplandschen Ausgaben einfach zurückgehen. Für die Frage nach der Entstehung dieser englischen Übersetzung, die übrigens doch recht mangelhaft ist, kommt besonders die in Antwerpen (bei Hoochstraten) erschienene niederländische Ausgabe in Betracht, die jetzt in einem trefflichen photo-lithographischen Abdruck von Nijhoff vorgelegt ist (1898). Auf diese niederländische Übersetzung gehen alle französischen Bearbeitungen zurück. Es ist nun B. gelungen, nachzuweisen, dafs die englische Fassung nicht auf die niederländische oder die ihr entstammende französische, sondern, wie die nahe Übereinstimmung mit den hochdeutschen Texten beweist, direkt auf das niederdeutsche Original zurückgeht, das gleiche Original, das der niederländische Übersetzer, freilich mit viel mehr Geschick, benutzte. Daraus folgt, dafs die englische Übersetzung für denjenigen, der uns endlich einmal eine vollständige Geschichte des Eulenspiegeltextes zu geben versuchen wird, von hohem Werte sein mufs. Minder interessant ist eigentlich die literarhistorische Seite des Büchleins. Mit grofsem Spüreifer und Geschick hat B. das Vorkommen verwandter Motive in der englischen Schwankliteratur und das literarische Fortleben der Gestalt Eulenspiegels und seiner Schwänke verfolgt. Aber allzuviel kommt dabei nicht heraus. Es ist freilich doch möglich, dafs unter den englischen Fastnachtsspielen, von denen wir ja so sehr wenig wissen, die aber im merry old England sicherlich nicht gefehlt haben, auch Eulenspiegel mit seinen Schwänken vertreten war. Denn dafs er eine gewisse Popularität besafs, beweist doch sein Vorkommen in der Bibliothek des Kapitän Cox usw. Zu wahrer Bedeutung ist er freilich nie gelangt. B. hat uns nicht recht dargelegt, wie das kam. Er überschätzt nämlich das ganze Büchlein ein bifschen, das doch auch in seinem deutschen Original in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht durchaus nicht etwa neben die *Schildbürger* gestellt werden kann. Für ihn ist Eulenspiegel ein 'Bummler, der am liebsten mit den Handwerksmeistern sich einläfst, ein witziger, hübscher Bursche, der sich vor nichts scheut, sondern das Leben und die Menschen nur seiner eigenen Laune folgend anpackt, derb in Wort und Tat, selten um den eigenen Vorteil, meist nur um das Lachen sorgend, so dafs selbst der Geprellte bisweilen sein Freund wird.' Das ist eine viel zu optimistische Auffassung. Eulenspiegel ist ein roher, grober, unflätiger, hinterlistiger und durchtriebener Bauer, der den kleinen Krieg gegen das aufblühende Bürgertum in den Städten führt und seinen Stand schadlos hält für die jahrzehntelange Mifshandlung und Verachtung durch die Städter. Freilich wird kaum ein Bauer die Schrift geschrieben, und die umlaufenden Ameis- und Kahlenberger Späfse auf die Figur dieses bäuerlichen Narren übertragen haben. In den fürstlichen Kanzleien, die von einer anderen Seite her den gleichen Feind, das Bürgertum, bekämpften, wird der Verfasser oder Redakteur des alten Volksbuches zu suchen sein. In England lagen aber die sozialen Verhältnisse bedeutend anders, und der Klassenhass war lange nicht so grofs. Darum mufste Eulenspiegel notwendig hinter volkstümlicheren Figuren, wie Skogin, zurücktreten.

Einen überaus erfreulichen Zuwachs hat auch die Volkslieder-Literatur erfahren durch die musterhafte und wohl in Zukunft als Vorbild zu benutzende Sammlung von Fräulein Marriage, die sich vor einiger Zeit durch ihre Studien über *Poetische Beziehungen des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im Volkslied* (*Alemania*, Bd. 26) vorteilhaft unter uns eingeführt hat. Wie dort als Forscherin, bewährt sie sich hier als Sammlerin, und zwar hat sie Worte und Weisen gleichermafsen und mit gleichem Erfolge berücksichtigt. Die Bemerkungen über die Verbreitung der ein-

zelnen Nummern sind mit Recht sehr kurz gehalten, wo sich die Herausgeberin auf Köhler-Meiers reiche Sammlung beziehen kann, die aber doch mannigfach ergänzt wird. Gewöhnlich ist eine wohlerhaltene Fassung zugrunde gelegt, die Abweichungen der anderen aufnotierten Form folgen in den Lesarten. M. gibt, von ephemeren Gassenhauern abgesehen, so ziemlich alles, was im Volke gesungen wird, also 'Volkslieder' und 'Volkstümliche Lieder', zwischen denen ja die Grenze doch immer fliefsend bleiben wird, durcheinander. Ich bin jetzt zu der Ansicht gekommen, dafs dies Verfahren das richtige sei, und nehme die seinerzeit gegen Meier geäufserten Bedenken (*Archiv* C, S. 188—191) hiermit zurück. Von den Liedern, die sie nicht vollständig hat erlangen können, hat die Sammlerin wenigstens den Anfang aufgezeichnet und damit für die Forschung über die Verbreitung der einzelnen Nummern ihr Vorhandensein konstatiert.

Nur erwähnt werden kann in diesem Zusammenhang die inhaltreiche Studie von Hauffen über die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, die nicht, wie die üblichen Arbeiten dieser Art, Texte mit ein paar Redensarten aneinander flickt, sondern auf wirkliche wissenschaftliche Charakteristik hinarbeitet. Wie rüstig die von H. geleitete Gesellschaft vorwärts schreitet, und welcher Beliebtheit und Anerkennung sich ihre Arbeiten zu erfreuen haben, zeugt die Neuauflage von Laubes Studien über Teplitz, die nun auch den ländlichen Hausbau stärker berücksichtigt und durch vier wohlgelungene Abbildungen uns sinnlich näher bringt. Wie stark in unseren kleineren Städten noch die Formen des Bauernhauses nachwirken, zeigt auch die kleine, aber wichtige Studie von Lippert. Eine ähnlich umfassende Studie wie diejenige von Laube, aber mit noch viel stärkerer Heranziehung des Geschichtlichen, hat auf Grund gewissenhaftester Ausnützung des urkundlichen und lebendigen Materials Alois John geliefert, der verdienstvolle Förderer egerländischer Volkskunde. So wenig uns im Grunde an Oberlohma liegt, so wichtig sind diese Schilderungen um ihres typischen Wertes willen, vor allem aber als Vorbild für ähnliche Arbeiten, die den Lehrern und anderen Freunden unserer Arbeit draufsen auf dem Lande die Augen öffnen können für das, was vorhanden ist und sich bergen läfst. Eine ähnliche treffliche Arbeit hat, wenn ich hier pro domo sprechen darf, der Würzburger Verein für Volkskunde veröffentlicht: die Studie Kleebergers über Fischbach, die ein pfälzisches Dorf von typischem Werte möglichst allseitig behandelt.

Es war eine reich besetzte Tafel, zu der wir heute unsere Leser führen konnten; hoffentlich kommt der Appetit beim Essen, damit der kräftige Aufschwung, den unsere Wissenschaft, nicht zum wenigsten durch Stracks bahnbrechende Zeitschrift im letzten Jahre genommen hat, anhalte und dauernd werde. Vielleicht dürfen wir das nächste Mal etwas über eine Vereinigung der volkskundlichen Arbeiter verraten, die auch auf der diesjährigen Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine noch das nötige Zusammenstehen vermissen liefsen.

Würzburg. Robert Petsch.

Lingua. Een beknopt Leer- en Handboek van Algemeene en Nederlandsche Taalkennis, door Dr. J. M. Hoogvliet. Amsterdam, S. L. van Looy, 1903.

Der Name des Verfassers hat in Holland einen guten Klang. Seine Originalität, wodurch er sich schon in den dem vorliegenden Buche vorausgegangenen Sonderarbeiten auszeichnete, macht jede neue Schrift von seiner Hand zu einem Ereignis. Aber ob ihm schon das Schicksal des im eigenen Lande nicht geehrten Propheten erspart geblieben, so hat er doch der Enttäuschung nicht entgehen können, dafs er seine Weisheit

zwar geehrt, aber nicht gelehrt sieht. Denn eben das ist das Bestreben seiner schon zwanzigjährigen Tätigkeit, den Sprachunterricht aus dem alten Schlendergang in neue Bahnen einzulenken. Allein die alten von der lateinischen Grammatik gebahnten Pfade sind so fest gestampft, dafs das heutige Geschlecht sich in den noch losen Sand der Hoogvlietschen Pfade nicht leicht hineinwagt. Wegbereiter hat er ja nicht gehabt. Er führt ein völlig neues Studium ein, nach seiner eigenen Definition 'ein allgemeines menschlich-vergleichendes Sprachstudium', das nicht auf den Errungenschaften bisheriger Forscher fufst. Nur einmal findet sich eine Literaturangabe (S. 137); sonst steht er gänzlich unbefangen da, unbeschränkter Meister in seiner eigenen Wissenschaft. Ihr, die noch so jung ist, ist ein hohes Ziel von ihm gestellt worden: sie soll über die bis jetzt noch brückenlose Kluft zwischen den sogenannten 'spekulativen' und den sogenannten 'exakten' Wissenschaften die langentbehrte Brücke schlagen. Hoogvliet glaubt seine neue Sprachwissenschaft zu einer solchen Aufgabe deshalb fähig, weil 'die menschliche Sprache, die einerseits mit allen spekulativen Wissenschaften durch vielerlei Beziehungen verbunden ist, andererseits auch mit den exakten Wissenschaften in Verbindung gebracht werden soll, indem sie das Begriffsgewebe der Sprache auf das allergenaueste konstruieren, anatomisieren, determinieren und analysieren wird, wie das in den Naturwissenschaften zu geschehen pflegt'. Dies sind aber Zukunftsträume; am nächsten liegt vorläufig der schon genannte Zweck: Reformation des Sprachunterrichts. 'Lingua' gibt die Synthese dessen, was allen Sprachen trotz ihrer bunten Verschiedenheit gemein ist. So fest überzeugt ist der Verfasser von der Fruchtbarkeit dieser Methode, dafs er meint, wer diese Synthese erfafst hat, sei imstande, die Grammatik irgendeiner ihm unbekannten Sprache, z. B. des Ungarischen oder Japanischen, aus einem Büchlein von zwanzig bis dreifsig Seiten zu erlernen.

Die Erkenntnis dieser Einheit in der Verschiedenheit der vielen Sprachen führt den Verfasser zu der Annahme, dafs dem menschlichen Denkvermögen ein Begriffssichtungsapparat zur Verfügung steht, wie die Netzhaut uns zum Farben-, das Gehörorgan zum Tonsichtungsapparat dient. Dem sprachlichen Teile des Buches geht eine Betrachtung voraus, in der Hoogvliet auseinandersetzt, wie er sich das Entstehen einer Weltvorstellung beim Menschen denkt, ohne welche ihm dieser Apparat unnütz wäre.

Die ausschliefslich sinnliche Wahrnehmung dessen, was das Ich umgibt, kann uns durchaus nicht ein vollständiges Weltbild geben. Sogar nicht das Gesichtsvermögen, das nicht nur die nächste Umgebung, sondern auch das weiter Entfernte in seinen Beobachtungskreis hineinzieht, kann uns nichts anderes als ein Chaos von Linien und Farbenklecksen bieten. Die weder den Tieren noch den ungebildeten Urmenschen verliehene Unterscheidung einzelner Weltelemente (Wesen, Dinge) kann erst mittels eines zweiten, nur dem Menschen eigenen, internen, nicht-sinnlichen Weltbildes ('vielleicht entstanden aus der rudimentären Weltvorstellung gesichtsloser Tiertypen') erreicht werden. Dies hypothetische Weltbild enthält nur die einfachsten der bestehenden abstrakten Vorstellungen: die der Stellung (vorn, hinten, oben, unten), des Raumes (aufsen, innen) und der Richtung (hin, her, von weg), aus welchen von jeder höheren Entwickelungsstufe je neue abgeleitete Vorstellungen erhalten werden. Aus dem von dem sinnlichen Weltgebilde gebotenen Gewimmel von Linien und Farbenklecksen kann nun das wahrnehmende Wesen mit Hilfe des internen Weltbildes gesonderte Elemente mit besonderen Eigenschaften ausscheiden. Zu dieser Ausscheidung ist die Mitwirkung der unsinnlichen Weltvorstellung unentbehrlich, weil 1) die Gegenstände in allen Zeiten und Ländern, 'wie es die Geschichte aller Sprachen der Welt beweist', den sie kennzeichnenden Eigenschaften ihre Erkennung verdanken; weil

2) der Erkenntnis dieser Eigenschaften die Entdeckung der Bewegung oder der Verrichtung, die ihr Wesen ausmacht, vorausgehen muſs und 3) diese Entdeckung nur mittels der abstrakten, unsinnlichen, dem vereinfachten Weltbilde entlehnten Vorstellungen gemacht werden kann. Aus der Zusammenwirkung der sinnlichen Vorstellungen mit denen aus dem unsinnlichen Weltbilde entstehen die höheren oder mehr abstrakten Vorstellungen. Aber die Begriffe höchster Art brauchen zu ihrer Bildung die Mitwirkung einer über den Wahrnehmungen stehenden einheitlichen Kraft oder Wirkung der Gehirn- und Nerventeile, die wir den Geist oder das Denkvermögen nennen.

Herrn Hoogvliets Auseinandersetzung scheint mir nicht klar. Er leugnet die Berechtigung einer Untersuchung nach der 'Herkunft einer solchen Hypothese' (S. 10), aber wir haben doch wohl das Recht, nach dem Grunde zu forschen, der ihn zur Aufstellung dieser Hypothese zwang. Die Frage, die sich dem Leser fortwährend aufdringt, ist nämlich diese: Was hat jener Anlage, die sogar die niedrigst entwickelten Tiere zu einer Weltvorstellung brachte (S. 11), und deren Entwickelungsfähigkeit Hoogvliet selbst einräumt, gefehlt, um sich nicht zum ausschlieſslichen Bildner der menschlichen Weltvorstellung entwickeln zu können? Aber gesetzt auch, daſs Hoogvliet diese Unfähigkeit bewiesen hätte, auch dann noch bliebe sein hypothetisches, abstraktes Weltbild ein Rätsel, da es 'aus der rudimentären Weltvorstellung gesichtsloser Tiertypen' entstanden und also auch ein Produkt eben der sinnlichen Wahrnehmung ist, der gerade, sogar in ihrer höchsten Entwickelung, die Möglichkeit einer vollständigen Weltauffassung abgesprochen wird.

Aber statt mich länger bei dieser zum Widerspruch reizenden Einleitung aufzuhalten, gehe ich zu der Besprechung des speziellen sprachlichen Teiles über: der Einteilung der Wortarten. Maſsstab für seine Einteilung ist ausschlieſslich die Funktion, welche die einzelnen Begriffe in dem vollständigen Gedanken erfüllen, ohne die mindeste Rücksicht auf historisches Wissen. In diesem Abschnitte entfaltet sich Hoogvliets Originalität und groſser Scharfsinn. Die neue hier eingeführte Terminologie braucht nicht abzuschrecken; sie ist leicht verständlich und dem schwerfälligen Vorrat unverstandener Termen der offiziellen Grammatik vorzuziehen.

Die Haupteinteilung ist zweigliederig: in Hauptsatzwörter und Satzbindewörter, je nachdem ein Wort für sich allein einen vollständigen Gedanken ausdrückt oder die Hilfe anderer Worte dazu braucht. Die Seele hat an der Gedankenäuſserung durch Hauptsatzwörter, der Geist an der durch Satzteilwörter den wirksamsten Anteil. Demgemäſs entsprechen den Seelenverrichtungen 'des Selbstempfindens, des Entschlieſsens und des Beurteilens' drei verschiedene Gattungen von Hauptsatzwörtern: 1) den Ausrufwörtern, 2) den Wörtchen J a und N e i n, 3) den Satzbindewörtern; dagegen den Geistesverrichtungen des Aufmerkens, des Wiedererkennens und des Abmessens die Mitteilungswörter (Verba, Adverbia und Adjektiva), die Nennwörter (Substantiva, Pronomina Personalia) und die Merkzeichenwörter als besondere Arten der Satzteilwörter.

Die Satzbindewörter Hauptsatzwörter? Zwar sind sie dadurch von den Ausrufe- und Entschlieſsungswörtern verschieden, daſs diese selbständige, jene nichtselbständige Hauptsatzwörter sind; aber in bezug auf ihre Bedeutung sind sie nicht voneinander zu trennen. Z. B.: 'Die Behandlung war ungerecht; die Unzufriedenheit war d e s h a l b wohl erklärlich'. Nur scheinbar kommen hier zwei, tatsächlich aber drei Gedanken zum Ausdruck: 1) 'die Behandlung war ungerecht', 2) 'die Unzufriedenheit war wohl erklärlich', 3) 'ich folgere dieses aus jenem'. In gleicher Weise sieht der Verfasser in einer Gedankenfolge wie dieser: 'Ich hatte mich viele Beschwerden getrösten müssen, aber die Vorteile waren sehr groſse' diese

drei Gedanken ausgedrückt: 1) 'ich hatte mich viele Beschwerden zu getrösten', 2) 'demgegenüber stelle ich diese Tatsache': 3) 'die Vorteile waren sehr grofse'. Ebenso bedeutet 'und' = 'ich füge dieses hinzu', 'oder' = 'ich lasse die Wahl frei', 'obwohl' = 'ich räume so viel ein', 'weil' = 'ich beantworte in dieser Weise' usw. (S. 88). Diese enge Verwandtschaft zwischen dem Ausrufeworte und dem Satzbindeworte wird von Hoogvliet beleuchtet durch die Bemerkung, dafs die eine Wortgattung des öfteren an die Stelle der anderen tritt: Satzbindewort an Stelle des Ausrufewortes: 'Aber Gott!' 'Mais non!' 'Und ...?' (= erzähle denn doch weiter). Ausrufewort oder Entschliefsungswort an Stelle des Satzbindewortes: 'Herrlich, o entzückend war es' (o! = und sogar), 'Er ist nicht schlecht, nein unglücklich' (nein = sondern). Die Zusammenstellung dieser Wortarten ist also nicht so abenteuerlich, wie sie beim ersten Anblicke scheinen möchte. Die Gedankenbildung, die der Äufserung all dieser Wörtchen vorausgeht, ist ein seelischer Vorgang, das Ich drängt sich hier in den Vordergrund. Das zeigt sich auch darin, dafs der Akzent eben da am stärksten gehört wird, wo die Satzbindewörter und Einschubswörter dem Vermittelungsgedanken Ausdruck geben. Höchst auffallend ist das Fehlen jeder Bemerkung über einen so wichtigen Bestandteil der Sprache als den Akzent in einem Buche, das ausschliefslich von den Sprachfunktionen handelt. S. 99 heifst es: 'Oft geschieht es, dafs jemand von einer Begegnung mit diesem oder jenem folgendermafsen Bericht erstattet: "Herr A oder Frau B erzählte, es war dieses oder jenes der Fall, aber aus der Art und Weise, wie es erzählt wurde, konnte ich ja wohl einigermafsen schliefsen, dafs eigentlich höchst wahrscheinlich ..." usw. Wären nun in einem solchen Falle die richtigen Worte stenographisch bewahrt geblieben, so würde es sich ausweisen, dafs in dieser "Art und Weise, wie es erzählt wurde", die Einschubwörter den Löwenanteil hatten.' Ich möchte ändern: 'Wären die richtigen Worte phonographisch bewahrt geblieben, so würde es sich ausweisen, dafs in dem Gesprochenen so die Einschubwörter wie ein starker Satzakzent den Löwenanteil hätten.'

Die Satzteilwörter sind auch dreierlei: 1) Mitteilungswörter (Meldungswörter = Verba, Umschreibungswörter = Adverbia, Beschreibungswörter = Adjektiva), 2) Nennwörter (Ichheitsnennwörter und Weltbildnennwörter = Substantiva) und 3) Merkzeichenwörter (Abtrennungs- und Andeutungswörter). Von all diesen Wörtern beruht die Bedeutung auf einer inneren Gesichtsvorstellung, welche mehr oder weniger genau durch eine gezeichnete Figur wiederzugeben ist, wie es mit den auf seelischen Vorstellungen beruhenden Hauptsatzwörtern nicht möglich ist. Die Fähigkeit zu einer solchen mehr oder weniger scharfen Wiedergabe ist Mafsstab für die dreiteilige Gruppierung: und zwar sind am klarsten abgegrenzt die Mitteilungswörter, die kraft der von ihnen gegebenen klaren Vorstellung imstande sind, etwas zu sagen, mitzuteilen oder zu konstatieren, wiewohl dieses Mitgeteilte nicht ohne die Hilfe anderer Wörter zum eigentlichen Gedanken ausgebildet werden kann. Die Nennwörter dagegen liefern und benennen statt einer einzigen genauen Vorstellung eine Zusammenfassung mehrerer Vorstellungen, welche mittels eines durch Linien begrenzten Teiles aus dem Bilde einer materiellen oder immateriellen Welt miteinander verbunden sind, aber eine einzige unteilbare Gesamtdarstellung nicht bilden können. Und schliefslich sind die Merkzeichenwörter gar nicht dazu geeignet, eine genaue Vorstellung hervorzurufen, indem sie in Verbindung mit anderen Satzteilen nur eine Vorstellung einer Beziehung geben.

Zwei Arten von Merkzeichenwörten gibt es: Abtrennungs- und Andeutungswörter. Die ersteren unterscheiden sich dadurch von diesen, dafs sie das betreffende Verhältnis (von Zeit, von Stellung, von Wieviel-

heit usw.), in welchem zwei im Satze genannte Elemente zueinander stehen, absolut und unmittelbar, jene dagegen mit Hilfe der Ichheitsvorstellung geben. Z. B. liegt in 'jetzt', 'gestern', 'morgen', 'hier' eine Beziehung zur Ichheit beschlossen, welche in 'einmal', 'morgens', 'irgendwo' usw. fehlt. In Hinsicht auf ihre Stellung im Satze ordnen sich die sämtlichen Abtrennungs- und Andeutungswörter den anderen Wortarten unter: es gibt ja adverbiale (bald, rechts, draußen), adjektivische (auswendig, ehemalig), substantivische (Anfang, Ende, das Innere) und partizipiale Merkzeichenwörter. Mit den letzteren sind die Präpositionen gemeint. Wie das Substantiv vom Verbum, so wird es auch von der Präposition regiert. Seine Abhängigkeit von dieser ist mit der von jenem identisch. In einem Satze wie 'Das Buch liegt auf dem Tische' kann man 'ohne Gezwungenheit' dem Wörtchen 'auf' die Bedeutung eines Partizipiums zuerkennen: auff-end, d. h. die Oberfläche berührend. Desgleichen würde 'mit', 'mitt-end' = 'begleitend oder auch benützend' (ich schneide mit dem Messer), 'durch' 'durch-end' = 'durchbohrend' bedeuten usw.! 'Ungezwungen' kann ja diese Klassifizierung der Präpositionen schwerlich genannt werden. Es gibt in der Tat Präpositionen, deren Funktion unleugbar mit der des Verbums identisch ist, z. B. die örtlichen Präpositionen; aber die von diesen doch nicht zu trennenden abgeleiteten und zusammengesetzten, wie 'während', 'hinsichtlich' usw., haben doch nichts Partizipiales an sich.

Von dergleichen seltsamen Ansichten, die in 'Lingua' leider nicht selten sind, lasse sich der Leser jedoch nicht abschrecken. Die Lektüre ist eine erfrischende, sie überrascht durch die Kühnheit der Gedanken, sie reizt durch den Scharfsinn mancher Bemerkung zur erneuten Prüfung dessen, was längst als unumstößlich betrachtet worden. Das ist das Hauptverdienst dieser Schrift. Ob es eine grundlegende Arbeit für eine neue Wissenschaft der Sprache ist, wie es der Verfasser selbst will, muß die Zukunft beweisen.

Haag. A. J. Barnouw.

Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer. Kritische Worte und Wortkritik von Max Meyerfeld. Berlin 1903. 112 S.

Ein ebenso lehrreiches wie unterhaltendes Büchlein! Ein wissenschaftlich geschulter Beobachter, der zugleich eine gute Kenntnis des modernen Lebens und einen scharfen Blick für dessen Beurteilung verrät, versucht es hier in einer Reihe zwangloser Skizzen, die vorher schon in verschiedenen Zeitungen erschienen waren, vom Standpunkt des Sprachforschers aus einen Einblick in das Wesen und den Charakter der beiden Völker zu gewinnen, und es gelingt ihm dies in vortrefflicher Weise. In Kleinigkeiten wird man wohl einmal anderer Ansicht sein. So kenne ich als Wiedergabe des engl. *lorrie* (offener Güterwagen: S. 39) nicht Lori, sondern Lowry; daneben habe ich gelegentlich als volkstümliche Umdeutung 'die Lore' gehört. Neben *bulldog* und *foxterrier* (S. 70) ist neuerdings der *collie* (schott. Schäferhund) bei uns bekannt geworden. Die deutschen Lehnworte (S. 105) sind in England doch wohl etwas zahlreicher, als der Verfasser annimmt. Aus älterer Zeit stammt *mahlstick* (Malerstock: auch *maulstick* kommt vor), das im Hinblick auf die Schreibung schon im 17. Jahrhundert entlehnt sein könnte. Aus neuerer Zeit stammt *alpenstock* (seit dem Aufkommen des Bergsports), aus allerneuester *hinterland*, das wir natürlich der Diplomatie verdanken.

Indessen diese kleinen Ausstellungen haben wenig zu besagen. Das Schriftchen verdient auf alle Fälle eine warme Empfehlung.

Berlin. Georg Herzfeld.

The Permanent Power of English Poetry by C. H. Herford. Litt B.

Herfords Name als Literarhistoriker hat bei uns in Deutschland einen besonders guten Klang. Er ist einer der wenigen, die heute in England den produktiven Zusammenhang der Literatur der beiden germanischen Völker begriffen haben, einen Zusammenhang, der über dem so weit augenscheinlicheren und viel umstrittenen Einflufs des romanischen Klassizismus nur zu leicht ganz übersehen wird. Herford hat es verstanden, seine Arbeiten in der vergleichenden Literaturgeschichte von weiten Gesichtspunkten aus fruchtbar zu gestalten. In dem vorliegenden kleinen Schriftchen aber hat er noch mehr unternommen. Er führt uns darin auf eine hohe Warte, von der wir mit ihm die Ströme der Dichtkunst aller Kulturländer überschauen können, ihre Quellen, die Hauptrichtung ihres Laufes, ihre Vereinigung und Trennung. Die Schrift ist ein kleines Kunstwerk in Aufbau und Präzision des Ausdrucks. Wir werden mit den ersten Worten in medias res geführt: *The permanent power of English poetry* soll dargelegt werden; die beiden Gedichte aus vor-Alfredscher Zeit nun, von deren Text er ausgeht, 'Der Seefahrer' und 'Der Wanderer', zeigen uns sofort, worin die dauernde, ununterbrochene Macht der englischen Dichtung beruht: es ist das Thema der Doppelempfindung, die aus den frühen altenglischen Gedichten zu uns spricht, die Abenteuerlust, der unbegrenzte Wandertrieb und die Liebe zur Heimat, zu den engen, sicheren Freuden am häuslichen Herde. Dies tönt in ewig neuen Melodien wieder von der frühesten Zeit bis zu Wordsworths 'Happy Warrior'. Wenn man nun den ganzen Empfindungsinhalt der Dichtkunst im allgemeinen untersucht, so zeigt sie uns ein Doppelgesicht, nach Herfords Ausdruck *the poetry of the wing* und *the poetry of the foot*, und jede Dichtkunst, die dieses Namens wert ist, mufs beide Eigenschaften in gewissem Grade besitzen. Der dauernde Wert der englischen Dichtkunst liegt nun darin, dafs sie beide Eigenschaften oft in hohem Grade ausgebildet hat. An diesem Mafsstabe werden nun die Weltliteraturen gemessen.

Die griechische und die hebräische Literatur sind ihm die Quellen, aus denen die Dichtkunst der Abendländer sich ursprüngliche Kraft der Inspiration getrunken. Bei ihnen liegt nach Herford ihr Gegensatz und ihre Beschränkung auf ethischem Gebiet. Die griechische hat ihre Vollkommenheit nur erreicht, indem sie ein ganzes grofses Gebiet, das des Bösen als solchen, ausschlofs, statt es für die Sphäre der Kunst zu gewinnen. Das Hebräertum dagegen ist nach ihm im ganzen den leichteren Freuden der Dichtkunst abhold, seine Poesie vergifst über den ewigen zu sehr der irdischen Dinge. Diese Darstellung Herfords hat ihr Recht, wenn wir nur die Wirkung im Auge haben, die Griechen und Hebräer, in diesem Lichte angeschaut, auf Dichter und Denker nach ihnen ausgeübt haben. Der Sokratisch-Platonische Grundsatz, dafs alles Schlechte nur Unwissenheit sei, ist zu einem über alle dunkleren Seiten des Lebens erhabenen Optimismus gedeutet. Und doch bricht sich in der neueren Forschung immer mehr die Auffassung Bahn, die auch in diesem Volke den Zug tiefen Pessimismus gewahrt, der, wenn er auch etwas von dem gleichmäfsigen Glanze nimmt, der es bisher umstrahlte, doch seine Vielseitigkeit und seinen geistigen Reichtum mehrt. Der Hebräer andererseits hat uns neben dem Buch Hiob auch das Hohelied Salomonis hinterlassen, das ein glücklicher Zufall in die geistliche Poesie hineingeschmuggelt hat.

Mit der grofsen Vermittlerin dieser beiden Literaturen, die das Abendland jahrhundertelang noch nicht reif war unmittelbar zu begreifen, mit der römischen Poesie hat Herford leichtes Spiel; es ist die Dichtkunst der grofsen Weltstadt, die nie den Anspruch erheben wird, eine *poetry of the wing* zu sein. Doch ist es gerade das urbane Element, das sie das

Mittelalter hindurch erhielt und sie der Renaissance empfahl und verständlich machte.

Nicht so glücklich ist die Wertschätzung der romanischen Völker, besonders der französischen Dichtung. Auf ihre ganze Entwickelung und Richtung will die Doppelgestaltigkeit der Poesie wenig passen. So erscheint dem Verfasser die klassische Zeit des 17. Jahrhunderts nur frostig und formell, und seltsamerweise tritt erst die Romantik und ihr Hauptvertreter Viktor Hugo in den Mittelpunkt der Betrachtung. Erst in ihm findet Herford, wie eine Vorstufe für die Dichtung seiner Heimat, die Höhen der übermenschlichen Mythenbildung und zugleich die Ebenen, auf denen der politische Revolutionär seine '*Chatiments*' austeilt.

Herford hat hier fast unmerklich den Gegensatz von dem künstlerischen Standpunkte über den ethischen zu einem speziell mythologischen geführt. Dies macht ihn trotz alles feinen Verständnisses und treffender Bemerkungen auch der deutschen Dichtung gegenüber nicht ganz gerecht. Weil es der deutschen Poesie nach seiner Meinung an der höheren Mythenbildung, an der *magic of expression* fehlt, ist auch ihr diese höchste Stufe der Poesie, die sein Postulat für ihre dauernde Macht ist, versagt. Hier nun schließt sich der Ring der ganzen Betrachtung: in der englischen Dichtkunst ist die höchste Einheit der beiden Seiten erreicht; in den gröſsten ihrer Dichter bis zur höchsten Vollendung, doch auch bei den kleineren spürt man oft in allem Fluge ihrer Phantasie über diese Welt hinaus, daſs ihre Gebilde die Möglichkeit dieser Welt und das Wissen von ihr besitzen. Daher auch die immer wieder erneute Forderung zur Rückkehr zu dem, was von so verschiedenen Seiten Natur genannt wird. In Shakesperes und Wordsworths Werken findet der Verfasser, ohne sie unbedingt die gröſsten Dichter zu nennen, am durchdringendsten diese dauernde Macht, die er der englischen Dichtung zuschreibt. 'Gesundheit und visionäres Schauen, den Blick, der auf die Wirklichkeit der Dinge geheftet ist, und die Einbildungskraft, welche die ganze Menschheit aus einer Blume liest.' Diese umfassende Macht, die dem Verfasser 'aus einer innewohnenden Verwandtschaft zu den Fähigkeiten aller Literaturen' hervorzugehen scheint, verhindert nach dem eigenen Eingeständnis Herfords nicht, daſs die englische Dichtkunst einen stark insularen Charakter trägt.

Shakspere ausgenommen, sind die anderen Groſsen, Chaucer, Spenser, Wordsworth, so hoch der Engländer sie auch 'im Pantheon der Weltliteratur stellen mag, doch nur Stammesgottheiten, und das heimische und fremde Urteil über Byron ist bis auf diesen Tag ein unversöhnlich entgegengesetztes'. Leider bleibt uns der Verfasser auch wieder eine Beantwortung dieser so höchst interessanten Frage schuldig. Eine Frage, die für den Literarhistoriker besonders von höchster Wichtigkeit ist, da hier jeder Fingerzeig ihm die Erreichung seines Zieles, einer Vermittelung der fremden Literatur für die Heimat, erleichtern würde.

Bonn. Marie Gothein.

Uno Lindelöf, Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiae Dunelmensis. In den Bonner Beiträgen zur Anglistik, Heft IX. Bonn, P. Hanstein, 1901. S. 105—220.

Spezialwörterbücher sind stets von groſsem Nutzen nicht nur für die Lexikographie, aber sie haben nur dann einen wirklichen und dauernden Wert, wenn die Belege in ihnen absolut vollständig gegeben sind. In der Anglistik stehen wir in bezug auf solche Spezialsonderbücher noch sehr in den Anfängen. Um so dankbarer werden wir das vorliegende Wörterbüchlein entgegennehmen, das zugleich eine wertvolle Ergänzung zu des Verfassers Abhandlung *Sprache des Rituals von Durham*, Helsingfors 1890, zu betrachten ist. Der Wortschatz ist nach Stevensons Ausgabe und

Skeats Kollation erschöpfend behandelt. Zusammensetzungen und Ableitungen stehen hinter dem Simplex. Wenn ich sonst der Behandlungsweise des Verfassers zustimme, kann ich die Fortlassung jeglicher Quantitätszeichen nicht als einen Vorteil ansehen. Im übrigen zeigt das Glossar wieder die dringende Notwendigkeit genauer Untersuchungen über das Nominalgeschlecht.

Berlin. Heinrich Spies.

The Ile of Ladies. Herausgeg. nach einer Hs. des Marquis von Bath zu Longleat, dem Ms. addit. 10303 des Brit. Mus. und Speghts Druck von 1598 von Jane B. Sherzer, Ph. D. (Berlin). Berlin, Mayer & Müller, 1903.

The Ile of Ladies ist der von Bradshaw vorgeschlagene Titel des Gedichtes, das Speght in seiner Ausgabe der Werke Chaucers, 1598, *Chaucers dreame* benannt hatte. In der Hs. L heifst es *The Temple of Glasse*, in H *The death of Blaunche the Dutchesse of Lancaster*. Es erscheint hier in neuer Ausgabe, auf Grund der zwei Hss. aus dem 16. Jahrhundert und des Druckes von Speght. Dem Texte voran geht eine Einleitung, in der die Überlieferung, die Metrik, die Sprache der Reime, die Schreibung der Hss., die Quellen und die Beziehungen des Gedichtes zu wirklichen Vorgängen behandelt werden. Die sprachliche Untersuchung bestätigt die schon bekannte Tatsache, dafs der Dichter nach Chaucers Zeit gelebt und einem etwas nördlicheren Landesteil angehört haben müsse: Suffolk oder Norfolk, meint die Herausgeberin, indem sie sich in betreff der *ī* : *e*-Reime auf Brandls Bemerkung, *Archiv* CVI, 396, bezieht; vielleicht aber deuten doch Reime wie *knowe* : *lowe* (d. i. *lawe*, ae. *laʒu*), *overthrowghe* : *wave* (wobei besser auf Knigge, *Neuphil. Beitr.* 1886, S. 51 ff., und Luick, *Unters. z. engl. Lautgesch.* § 39, 99, verwiesen worden wäre), in Verbindung mit dem Part. Prs. auf *-and* und der 3. Sing. Ind. Prs. auf *-es*, noch etwas weiter nach Norden.

Als Hauptquelle für den ersten der beiden Träume, die den Inhalt des Gedichtes ausmachen, hat sich der Rosenroman nebst dessen Vorbild Ovid ergeben, während Chaucer nur als Nebenquelle in Betracht kommt; für den zweiten Traum dagegen stellt sich das umgekehrte Verhältnis heraus.

In der Deutung der Allegorie und der damit zusammenhängenden Datierung des Gedichtes schliefst sich die Herausgeberin mit Recht der Ansicht Brandls (*Engl. Stud.* 12, 175 ff.) an, die sie nur durch die ansprechende Vermutung ergänzt, dafs mit der 'aged lady' (zu unterscheiden von der uns unbekannten 'lady' des Dichters) wohl die Königin Isabeau von Frankreich gemeint sein könne.

Was nun den Text anbelangt, so hat sich die Herausgeberin im wesentlichen darauf beschränkt, die Hs. zu Longleat (L) wortgetreu abzudrucken und die Lesarten von H (= Addit. 10303, Brit. Mus.) und S (= Speght, 1598) in den Fufsnoten anzuführen. L stammt ungefähr aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, H aus der zweiten Hälfte desselben; L stellt also die älteste Überlieferung dar, hat die wenigsten Einzelfehler (p. 4) und steht auch der Sprache des Dichters näher als H und S (p. 26). Die Schreibung ist allerdings sehr wild, und es wäre ganz vergeblich, sie auf irgendeine Weise regeln zu wollen. Wenn es aber z. B. doch für nötig erachtet wurde, 1585 *knigke* zu *knighte* [: *night*] und 1681 *acquataunce* zu *acquayntaunce* [: *pleasaunce*] zu verbessern, so weifs ich nicht, warum 1398 *sende* 'Botschaft' [: *lande*], 256 *acustemuance* (für *acustemaunce* [: *noysaunce*]), 333 *pillereuage* (für *pillerenage*, HS *pilgrimage*), 24 *lekewakinge* (für *like wakinge*, vgl. 1081 *leke* = *like*), 315 *ht* (für *hit*), 928 *wall* (für *while*), 1260 *eke* (für *eche*), 1308 *neithe* (für *neither*), 1450 *speginge* (für *spekinge*) und dergleichen Willkürlichkeiten oder offenbare Versehen des Schreibers, die doch keinerlei phonetische Bedeutung haben, unbeanstandet stehen bleiben mufsten.

Auch von den p. 3 angeführten Fehlern in L gegenüber HS sind im Texte nicht alle verbessert; *wise*, HS *wayes* [: *turneys*] 1990, und *his*, HS *her*, sind beibehalten worden. Ich glaube übrigens, daſs L bedeutend mehr Fehler aufweist, als die Herausgeberin meint. So ist es mir nicht im geringsten zweifelhaft, daſs HS an folgenden Stellen L gegenüber die richtigen Lesarten bietet: 773 *heavy* (L *herye*, für *herye*?); 785 *he* (L *to*); 1012 *myne* (L *his*); 1146 *what* (L *with*, für *which*?); 1389 *when* (L *And*); 1749 *And yf he* (L *for ye* — es fehlt zum mindesten *yf* nach *for*); 1773 *that*, leitet den von *sayd* und *concluded* abhängigen Objektsatz ein (L *and*); 1867 *it* (L *her*); 1872 *as* (L *this*); 2050 *this* (L *them*); 2141 *wight* (L *withe*). — 671 dürfte *nor* für *more* zu lesen sein; dagegen war es ganz überflüssig, das *syttinge* der Überlieferung in *fyttinge* zu ändern (vgl. *sittingest*, most fitting, Chaucer, Parl. of Foules 551) und 1969, *a general assemble* [: *euntreye*], gar die seltsame Form *assemble*[*ly*] einzuführen, während doch *assemble* einfach mit silbenbildendem *l* zu lesen oder höchstens *assembile* (s. *NED.* unter *assembly*), *assembele* zu schreiben ist.

Dem Metrum zuliebe schreibt die Herausgeberin 267 *prease* (L *pres*), 1538 *thorowe* (LS *throwghe*), 325 *found*[*e*], 1729 *wild(e)*, 2153 *ther*[*e*], 2218 *her*[*e*]: warum fügt sie dann nicht konsequenterweise das vom Schreiber unterdrückte End-*e* auch in anderen Fällen hinzu, wo es nach p. 6 vom Dichter noch gesprochen wurde?

P. 23 wird behauptet, die Form *ye* finde sich einmal (1183) in LS als Objektskasus. Das glaube ich nicht, ich sehe auch aus den Varianten nicht, daſs H an dieser Stelle *you* biete. *ye* ist hier einfach die Partikel, ne. yea, ebenso wie 729, und hätte zwischen Kommata gesetzt werden sollen. Aber die Interpunktionsweise der Herausgeberin scheint mir überhaupt vielfach anfechtbar. So wird z. B. aus ihrer Interpunktion nicht recht klar, wie der langatmige Satz, der 123 anfängt: *Byfell me so, when I avised had the yle* usw., konstruiert werden soll. Ähnlich 277 ff.: die Verse 283—288 sind offenbar parenthetisch zu fassen, und *Imageninge thus*, 289, nimmt das vorhergehende *Imageninge* wieder auf. 203 ist das Komma nach *thinge* zu tilgen, 280 nach *fortune* (dafür Komma nach *tabyde* 279); ebenso ist es 1089 nach *not* zu streichen und nach *do* zu setzen. Es fehlt 303 nach *light*, 377, 385 nach *sayde*, 1247 nach *travell* usw. 1038 ist statt des Punktes nach *entente* Komma oder Kolon zu setzen (die Herausgeberin schreibt seltsamerweise vor direkter Rede gegen englische oder deutsche Gewohnheit in der Regel Semikolon); 1114 muſs nach *Islayne* statt des Punktes Komma stehen, desgleichen 1381 nach *rother* (der folgende Vers ist in Parenthese zu stellen). Das Anführungszeichen fehlt 229 vor *To*, 465 vor *Now*, 559 vor *Allas*, 1194 nach *lyfe*. Dagegen ist 1447 und 1615 fälschlich ein Anführungszeichen für ein Komma gedruckt. Das sind nur ein paar zufällig herausgegriffene Beispiele unrichtiger Interpunktion.

Wenn aber auch der Text der Herausgeberin zu manchen Bedenken Anlaſs bietet, so wäre es doch ungerecht, ihr den Dank dafür vorzuenthalten, daſs sie uns zum erstenmal die vollständige Überlieferung des Denkmals zugänglich gemacht hat. M. Konrath.

Zur altenglischen Theatergeschichte.

1. L. W. Cushman, The Devil and the Vice in the English Dramatic Literature before Shakespeare. (Studien zur Englischen Philologie, VI.) Halle 1900.
2. E. Eckhardt, Die lustige Person im älteren englischen Drama bis 1642. (Palaestra XVII.) Berlin 1902.

3. L. L. Schücking, Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen bis Lilly. (Studien zur Englischen Philologie, IX.) Halle 1901.

In Cushmans Arbeit steckt anerkennenswerter Fleifs und manche glückliche Einzelbeobachtung. Die Figur des Teufels wird verfolgt durch die Epik und Dramatik des englischen Mittelalters, die Teufelsszenen der Mysterien und Moralitäten werden analysiert. Der Vice wird betrachtet als Feind des Guten, als Versucher des Menschen und als komische Figur; in einem besonderen Abschnitt finden wir auch die übrigen inneren und äufseren Merkmale, die für ihn als typisch anzusehen sind. Besondere Tabellen zählen auf die Namen der Teufel in den Mysterien, die Titel und Anreden, die ihnen gegeben werden, Flüche und Verwünschungen, die sie ausstofsen; auch die Hauptpersonen der Moralitäten werden in einer Tabelle klassifiziert je nach dem Typus, den sie vorstellen (Man, Good, Vice, Devil usw.).

Leider ist an diesen Zusammenstellungen mancherlei auszusetzen. Es fehlt absolute Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, und wo dem Verfasser die Aufgabe erwuchs, ein gröfseres Material zu ordnen, mangelt die nötige Verarbeitung; offenbar ist es dem Verfasser unmöglich gewesen, seine Notizen nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Dies Rohmaterial ist aber das Beste an seiner Arbeit.

Cushman will die Entwickelung des Teufels und des Vice im englischen Drama studieren; besonders interessiert ihn die Frage, ob letztere Figur aus der ersteren abgeleitet ist, wie man es gemeinhin annimmt. Nur ganz selten aber nimmt er einen Anlauf dazu, Entwickelung zu zeichnen; statt Analysen, die kurz das Wesentliche der Dramen hervorheben, bietet er oft genug Inhaltsangaben oder Einzelnotizen, die in ihrem bunten Wirrwarr eine Qual für den Leser sind; man lese nur z. B. die Disposition der Seiten 31—36: *Obscenity, Malerolent speeches, Malice and hatred, Monologues, Asides, Titivillus and his Companions, Action, Satire, Titivillus!*

Schon eine derartige Anordnung macht ein überzeugendes Ergebnis unmöglich; in noch höherem Grade tun es die offenkundigen Widersprüche, an denen die Arbeit reich ist. Und zwar sind es nicht Flüchtigkeiten, denn das Buch ist fleifsig gearbeitet, sondern offenbar ist der Verfasser nicht imstande, die Tragweite seiner Behauptungen zu übersehen. Auf S. 46 behauptet er, dafs in Mankind der Teufel Titivillus keine Feindschaft gegen den Vertreter des Guten (Mercy) zeigt; nur — *he attempts to stain Mercy's character!* Und das ist nicht der einzige Fall dieser Art!

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über Cushmans Methode zu dem, was sein Buch Neues bringt. Der Teufel des englischen Dramas stammt nicht aus der volkstümlichen Vorstellungswelt, sondern aus der theologischen Literatur; er ist daher eine ernste Figur. Deshalb *'The character of the devil in the English Mysteries is almost entirely serious. Accordingly the devil-scenes ... have not made any special developments'* (S. 16). Ebenso von den Moralitäten: *The comical element is almost entirely wanting, or is at least very weak* (S. 52 f.); und als Schlufsergebnis: *The character of the devil on the stage has not been dereloped in a popular sense; he is comical or satirical only to a limited extent* (S. 145). Dem gegenüber führt Cushman selbst an, dafs die äufsere Erscheinung der Teufel derartig war, dafs sie unbedingt zum Lachen anregen mufsten; sie traten auf in zottigen Anzügen, zum Teil mit Federn geschmückt (S. 23), in der Gestalt eines Schweines oder Bären (S. 49) oder *'as deformedly dressed as may be'* (S. 51), sie hatten Feuerbrände an Händen, Ohren und im — Sitzfleisch (S. 40); er zeigt, dafs in den Chesterspielen eine komische Teufelszene interpoliert ist (S. 26), dafs die Teufel oft feige sind (S. 28) und in der Gefahr davonlaufen, dafs verschiedene Teufelsreden hart ans Obszöne streifen (S. 31, Coventry- und Townleystücke), dafs Titivillus in den Townleyspielen

(S. 34) und in Mankynd (S. 46) komische Figuren sind, dafs in einem der Digbystücke die Teufel vom Satan zur Prügelstrafe verurteilt werden (S. 43), dafs Luzifer in *Like Will to Like* mit anderen Personen einen Tanz aufführt und (ähnlich in *All for Money*) zur Zielscheibe für die Späfse des Vice dient (S. 49, 50)! Diese Liste von Einzelheiten zeigt doch klar, dafs der Teufel sich trotz Cushman im volkstümlichen Sinne entwickelt hat, dafs er im Laufe der Zeit immer komischer geworden ist. Wie sich der Verfasser dem überzeugenden Eindruck seiner eigenen Untersuchungen hat entziehen können, ist mir schwer verständlich.

Wie der Teufel als komische Figur noch lange nachgelebt hat, zeigen augenscheinlich die volkstümlichen Weihnachtsstücke, in denen der alte Mummenschanz vom Kampf zwischen Sommer und Winter nachlebt. In diesen rohen Volksdramen, die nach ihrer Technik aus der Zeit der frühen Moralitäten stammen müssen, ist der Teufel (Beelzebub oder Billy Beelzebub) stets ein komischer Nebenspieler. Komisch ist sein Äufseres: er erscheint mit geschwärztem Gesicht (Rugby), umgewandtem Rock und turbanartiger Kopfbedeckung (ebd.), mit einer Keule, an der öfters eine Blase angebracht ist, oder mit einem Besen von Stroh (ebd., Derbyshire), auch mit zottigem Ranzen und riesiger Schnupftabakdose. Dafs er als komische Figur gedacht ist, zeigt sich am deutlichsten darin, dafs er in die Handlung gar nicht mehr eingreift, sondern nur die Schauspieler vorstellt oder als Epilogus auftritt, immer aber direkten Unsinn schwatzt, sich selbst rühmt, anscheinend auch den Zuschauern droht. Hier haben wir das Ende einer Entwickelung, deren Anfang schon in den Mysterien liegt. (Eine Bibliographie dieser Weihnachtsstücke gibt Ordish, *Folklore* X 186—95; von den dort aufgeführten Dramen ist mir jedoch nur ein Teil zugänglich gewesen.)

Auf seine falsche Grundanschauung von der Gleichförmigkeit der Teufelsfigur baut Cushman nun im zweiten Teil eine Hypothese über den Ursprung des Vice. Letzterer zeigt von Anfang an Neigung, komisch zu werden, also kann er nicht vom Teufel abstammen, der ja durchaus ernst bleiben soll. Aufserdem hält es der Verfasser prinzipiell für unmöglich, dafs eine Figur wie der Vice von einer anderen abgeleitet wäre, denn — (S. 58) *that an author of an early Morality ever said or thought, go to (!), let us make a play with a devil in it after the manner of the great Mystery Plays, is not probable (!).* Es genügt, diesen 'Grund' anzuführen, um zu zeigen, wie wenig Cushman von literarischen Problemen versteht — aber in der Sache dürfte er recht haben aus anderen Gründen. Er weist auf die sehr bemerkenswerte Tatsache hin, dafs die älteren Moralitäten des 15. Jahrhunderts gewöhnlich viele Vicefiguren zeigen, dafs dagegen in der Periode von 1500—1560 die Zahl der Vices auf zwei oder einen sinkt (um allerdings dann wieder zu steigen). Cushman schliefst aus diesem Vorgang, dafs wir den Ursprung des Vice in den allegorischen Darstellungen der Laster im Epos und der didaktischen Literatur zu suchen haben und nicht im Teufel: aus den dramatischen Figuren der Einzelsünden erwuchs dann der einheitliche Vertreter des Lasters, der Vice. Was den Namen der Figur anbetrifft, so glaubt Cushman, er sei von den Schauspielern erfunden worden. Und allerdings ist es merkwürdig, dafs wir dem Namen erst in Heywoods Spiel vom Wetter begegnen (um 1533, gedruckt zwischen 1549 und 1564) und auch dort nur im Personenverzeichnis; überhaupt wird dieser Ausdruck fast nur in der Liste der Schauspieler und in Bühnenanweisungen gebraucht; im Text nach Cushman sicher nur zweimal, im *König Darius* (gedruckt 1565) und *Thomas More* (um 1590). Diese Tatsachen machen des Verfassers Theorie beachtenswert.

Zu ganz anderen Ergebnissen kommt Eckhardt, der in zwei umfangreichen Abschnitten seines Buches die ganze Arbeit Cushmans (unabhängig von jenem) zum zweitenmal geleistet hat. Bei ihm finden wir, was wir bei jenem vergebens suchen, einen klaren Blick für das Wesent-

liche, einen kritischen Sinn, der überall vom überlieferten Wort zum historischen Vorgang vorzudringen sucht, vor allem aber eine verständige Anordnung und Gruppierung. Er hat zunächst richtig erkannt, daſs der Teufel im 15. Jahrhundert Züge grotesker Komik annimmt: es war auch schwer, dies nicht zu sehen. Daſs aber seine Theorie vom Ursprung des Vice das Richtige trifft, wage ich zu bezweifeln. Er meint, der Vice sei unmittelbar, wenn auch nicht ausschlieſslich, aus dem Teufel hervorgegangen, er sei ein dem allegorischen Charakter der Moralitäten angepaſster Teufel; des Teufels Haupteigenschaft, Schlechtigkeit oder Bosheit, wurde zu einer besonderen Person ausgestaltet (S. 101, 103). Diese Auffassung scheint mir von einer Neigung zum Schematisieren nicht ganz frei zu sein, die bei Eckhardts freiem Blick auch sonst gelegentlich auffällt. Es ist doch sehr bemerkenswert, daſs die Mysterienteufel nirgends als Allegorien bestimmter Laster erscheinen; Cushmans brauchbare Tabelle (S. 19) zeigt biblische Namen und substantivisch gebrauchte Adjektiva (*Titivillus* < *tout vil?*, *Rybald*), aber keine persönlich gefaſsten Abstrakta, wie *Iniquity*, *Hypocrisy* usw. Die letztere Art der Namengebung ist charakteristisch für die Moralitäten, dürfte also mit der Grundidee dieser Dramengattung aus der episch-didaktischen Literatur stammen, mit dem Namen aber auch die Figur. Gewiſs hat Eckhardt recht, wenn er sich gegen Cushmans Behauptung wendet, daſs der Teufel ohne jeden Einfluſs auf die Vicefigur geblieben sei. Aber dabei kann der Vice sehr wohl anderen Ursprungs sein. Die Moralitäten entlehnten aus den Mysterien den Teufel als Leiter der Intrige gegen den Menschen; diesem waren aber dort oft Unterteufel beigegeben. Wurden nun auch die personifizierten Sünden der episch-didaktischen Literatur dramatisiert, so lag es nahe, diese mit den Unterteufeln zusammenfallen zu lassen. Die Ökonomie des Stückes verlangte, daſs sie mit dem Leiter der höllischen Aktion in Beziehung gesetzt wurden, und ihr Verhältnis zu ihm konnte dann kaum ein anderes sein, als es zwischen Unterteufeln und Luzifer bestand. So konnte aber auch die Komik der Teufel auf den Vice übergehen und sich bei ihm freier entfalten, weil den Vertretern einzelner Laster oder des Lasters nicht der furchtsame Respekt zukam, den der Teufel bei allen Ansätzen zur Komik zunächst immer noch besaſs. Dies scheint mir die natürlichste Auffassung zu sein und besonders zu der Tatsache zu stimmen, daſs die Vices zuerst vielfach auftreten, dann allmählich zu einem Vice vereinigt werden. Den Namen des Vice will Eckhardt nicht auf Schauspielertradition zurückführen, wie Cushman; sondern er nimmt an, daſs er schon in früheren Moralitäten vorgekommen sei, die wir heute nicht mehr besitzen. Daſs die Entwickelung des Vice vom teuflischen Verführer zur lustigen Person eine weit gröſsere Zahl von Stücken erfordert, als auf uns gekommen sind, dafür weiſs er beachtenswerte Gründe anzuführen; das entkräftet aber doch nicht Cushmans Nachweis, daſs der Name Vice im Texte der Dramen nur höchst selten der diesen Typus vertretenden Figur beigelegt wird. (E.s Angaben über Horestes S. 106 sind nicht ganz richtig; daſs die Bezeichnung der Personen im Personenverzeichnis nicht immer zur Terminologie des Dichters stimmt, weist übrigens Eckhardt S. 265 f. für Shakespeare nach.)

Was Eckhardt über Teufel und Vice berichtet, ist indessen nur der erste Teil seiner umfangreichen und gehaltvollen Arbeit. Er untersucht das Wesen und Werden der 'lustigen Person' auf der englischen Bühne. Diese definiert er (S. 21) als eine solche Person, bei der die Komik der inneren Situation (Reden und Handeln) Selbstzweck, der Charakter dagegen Nebensache ist. Daſs diese Begrenzung des Themas sehr glücklich sei, wage ich nicht zu behaupten. Der Verfasser zwingt sich dadurch, Begriffe moderner Ästhetik auf eine Zeit zu übertragen, der solche Begriffe unbekannt waren, und einen Gegensatz zwischen Charakter und

Situation in einer Zeit aufzustellen, wo sich ein Situationsdrama ohne grofse Schwierigkeiten in ein Charakterdrama verwandeln liefs — und wohl auch umgekehrt. Diese modernen Begriffe nötigen ferner den Verfasser, ständig zu erwägen, ob diese oder jene komische Figur in seinen Rahmen pafst — wobei denn das Ergebnis nicht immer ganz überzeugend ist. Für richtiger hätte ich es gehalten, wenn der Verfasser die komischen Typen des englischen Dramas sich zum Gegenstand erwählt hätte, wobei sich auch Gelegenheit geboten hätte, auf Shrew, Miles Gloriosus, Pedant u. a. Typen, einzugehen.

Doch es wäre kleinlich, dem Verfasser nicht in erster Linie für das zu danken, was sein Buch bietet. Zunächst unternimmt er es, die verschiedenen komischen Motive zu gruppieren und zwar mit sichtlichem Geschick. Er unterscheidet hauptsächlich formale und inhaltliche, aktive und passive Komik — letztere kann freiwillig und unfreiwillig sein — und verfolgt nun an der Geschichte der lustigen Person gleichzeitig die verschiedenen Phasen des Humors auf der englischen Bühne. Der Teufel wirkt hauptsächlich formal komisch durch seine groteske äufsere Erscheinung, die zunächst, in den Mysterien, wohl nur abschreckend wirken sollte, aber schon in den Macro-Moralitäten lediglich komischen Zwecken dient. Seine inhaltliche Komik steckt noch in den Anfängen, sie besteht nur im Brüllen, Schimpfen und in Unflätigkeiten, ferner in drastischen Witzen, für die er die Zielscheibe bildet. Sein Erbe tritt schon im 15. Jahrhundert der Vice an, dessen Ursprung wir oben betrachtet haben. Die Komik ist bei ihm wie bei seinen Nachfolgern, der Verfeinerung des Zeitgeschmacks entsprechend, mehr inhaltlich als formal; aktiv äufsert sie sich ähnlich wie beim Teufel durch Schreien und Schimpfen; aber es treten neue Motive hinzu, Hochmut und Stolz, Schadenfreude und List, vor allem der Witz, der sich bereits in mannigfachen Formen äufsert, auch als Parodierung, Satire und in der Form plötzlicher Improvisation. Passive Komik zeigt er, dem Prinzip der Moralitäten entsprechend, oft am Schlufs, wo er vom Vertreter des Guten besiegt wird, auch sonst: wie der Teufel wird auch er gehänselt und betrogen; schon feiner ist die Komik, wenn er sich zu seinen Ungunsten verspricht, Unsinn schwatzt oder durch Feigheit, Prahlsucht und Eitelkeit glänzt; ein ganz neues Motiv kommt dadurch hinzu, dafs der Vice sich dumm stellt (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts), also absichtliche passive Komik zeigt. Hierdurch tritt er in enge Verbindung mit dem Narren und verschmilzt völlig mit ihm (um 1560; *Misogonus*). Letzterer ist nun der andere Typus der lustigen Person nach Eckhardts Definition (ältestes erhaltenes Beispiel in Lyndesays *Auld Man and his Wife*, 1552), der vor allem durch Shakespeare ausgebildet wurde. Dem verfeinerten Geschmack der Hochrenaissance entsprechend hat in ihm die Figur des Vice mannigfache Umgestaltungen erlitten. Seine passive Komik tritt ganz zurück, als aktiver Spafsmacher hat der Narr das Necken beibehalten, hier und da auch den Hochmut seines Vorgängers, hauptsächlich aber den Wortwitz, die Parodie und die Satire in einer Weise ausgebildet, die einer Steigerung kaum fähig ist. Nach Shakespeare geht die Entwickelung wieder bergab; namentlich bei Fletcher vermischt er sich mit dem Typus des Clowns. Der Clown hat um diese Zeit schon eine lange Geschichte. Schon in den Mysterien finden wir ihn vorbereitet durch allerhand Bauernlümmel und unverschämte Diener, und dieser Typus wird dann stark beeinflufst vom Vice, dessen unfreiwillige passive Komik fast ganz auf ihn übergeht. So z. B. das Unsinnreden, die Dummheit mit ihren mannigfachen Äufserungen, Feigheit und Furcht. Aber auch von der aktiven Komik des Vice hat der Clown das meiste geerbt, auch Züge einer etwas niedrigeren Komik, die beim Narren fehlten; ganz verschwunden ist nur bei beiden das sinnlose Brüllen und Schreien.

Dies wären etwa die hauptsächlichsten Ergebnisse von Eckhardts ge-

haltvollem Buche; man sieht, sie sind bedeutend genug; auch bei der Besprechung einzelner Dramen fällt manche wertvolle Bemerkung mit ab. Bei einem so umfangreichen Werke mufs ich selbstverständlich darauf verzichten, meine abweichende Auffassung einzelner Punkte zu begründen und Kleinigkeiten richtigzustellen; aber einen Mangel mufs ich doch erwähnen, der mir den Wert des Buches etwas zu beeinträchtigen scheint: das ist die geringe Berücksichtigung der Chronologie. Nur in der Bibliographie werden jedem Stücke die Daten hinzugefügt, im Texte dagegen nur ganz selten einmal erwähnt. Und doch wären festere chronologische Anhaltspunkte oft sehr erwünscht, um die Beziehungen zwischen den einzelnen komischen Figuren sicherzustellen. Wir möchten wissen, wann ein Motiv zuerst zu belegen ist, und bei welchem komischen Typus es zunächst auftritt. Da Eckhardt solche Untersuchungen meist vermeidet, beschränkt sich das Verdienst seines Buches — und dies möchte ich nicht schmälern — auf die scharfe Charakterisierung der einzelnen Gestalten; die Geschichte dieser Typen hat er nur unvollkommen geliefert. Es fehlt z. B. eine klare Zusammenstellung der Motive, die der Vice vom Teufel geerbt hat; hier würde aufser den Motiven, die sich aus der Intrigantenrolle beider erklären, ein so charakteristischer Zug des Vice zu nennen sein, wie die Beilegung eines falschen Namens (vgl. Luzifer in *Mind* usw., Eckhardt S. 73). Ebenso wäre bei den Clowns zu scheiden zwischen Motiven, die sie direkt von den alten Mysterienlümmeln geerbt haben, und Zügen, die dem Vice entlehnt sein werden, weil sie schon ein gröfseres Bühnenraffinement voraussetzen. Auch für die Geschichte des Narren (belegt erst aus dem 16. Jahrhundert) ist es doch sehr bemerkenswert, dafs ein deutliches Urbild dieser Figur schon in *Pride of Life* auftritt (Eckhardt S. 114). Durch chronologische Untersuchungen hätten sich auch wahrscheinlich in der Geschichte der komischen Figuren Spuren der sonstigen Kulturströmungen der Zeit nachweisen lassen, kurz die ganzen Untersuchungen hätten inneren Halt und Gehalt gewonnen. Gewifs liegt dabei die Gefahr nahe, die relative Chronologie eines Motivs, zu der allein wir vordringen können, mit absoluter zu verwechseln; aber der Verfasser hat ja auch andere Klippen glücklich zu umschiffen gewufst. Wenn ich noch hinzufüge, dafs das Register viel ausführlicher hätte sein müssen, so sind meine wesentlichen Einwände erschöpft, die ich bei einem so tüchtigen Werke wohl anführen konnte, ohne das Gesamturteil dadurch zu ändern.

Den italienischen Einflüssen auf die englische Komödie hat Schücking eine ausführliche, manches Neue bringende, aber nicht immer vollständige und einwandfreie Untersuchung gewidmet. Seine Arbeit umfafst im wesentlichen den Zeitraum, der von Gascoignes *Supposes* und Lillys italianisierenden Stücken begrenzt ist, also von der Mitte der sechziger Jahre bis zu Shakespeares Frühzeit. Vor dem Auftreten Gascoignes versucht der Verfasser zwar auch, in *Calisto* und *Melibea*, im *Thersites* und im *Ralph Roister Doister* italienischen Einflüssen nachzugehen; man wird ihm aber recht geben müssen, wenn er im erstgenannten Stücke die fremde Einwirkung schliefslich doch ablehnt und in den übrigen sich zu einem klaren Ja nicht entschliefsen kann. So dürfte denn wohl das erste italienische Stück, das einen nachweisbaren Einflufs auf die englische Bühne ausgeübt hat, die *Suppositi* des Ariost sein, aus denen zunächst im *Misogonus* einige Motive entlehnt werden und das dann Gascoigne ins Englische überträgt. Weiter wird dann die *Spiritata* des Grazzini bearbeitet (*The Bugbears*) mit Entlehnung eines wichtigen Motivs aus den *Ingannati;* und damit, so meint der Verfasser, sind bald nach 1566 die wesentlichsten Motive der italienischen Komödie in England bekannt: als Situation eine von den Kindern durch List zustande gebrachte Heirat und als Figuren der geizige Vater, die längst heimlich verbundenen Liebenden, die geschickten, zum Teil boshaften Diener, der schliefslich leer ausgehende alte Freier und die kup-

pelnde Amme. Begründet ist ferner damit die in Prosa abgefaſste bürgerliche Komödie mit einer viel feineren Intrige und gewählterer Komik, als sie bisher üblich war. Später (*Rare Triumphs of Love and Fortune* und Lilly) kommen aus Italien hinzu das Schäferdrama und das Maskenspiel.

Ich trage Bedenken, diese Chronologie ohne weiteres anzunehmen; ich glaube vielmehr, daſs Schücking die *Bugbears* entschieden zu früh ansetzt. Die *Bugbears* wurden von einer Kindertruppe aufgeführt; darauf deutet die Stelle des Schlusses (Grabaus Ausgabe, *Arch.* XCVIII S. 315): *we boyes ar glad, our payne is past*, und die Überschrift des Liedes *Giles peperel for Iphigenia* weist doch auf einen Komponisten (auch Dichter?) Giles, der mit dieser Knabentruppe in Beziehung gestanden haben wird. (*Peperel* mit Dissimilation für *Pepperer* ist vielleicht Beiname des Vaters gewesen.) Von den verschiedenen Giles, die Collier erwähnt, dürfte Thomas Giles, der Maskenverleiher (I, 197 f.), nicht in Betracht kommen, eher Thomas Gyles, der 1585 (Fleay, *Hist. of Engl. Stage*, S. 56) die Erlaubnis erhält, Knaben in den St. Paulschor einzustellen, und anscheinend noch 1590 und 1591 als Leiter dieser Truppe erwähnt wird (ebd. S. 81), am meisten aber der Komponist und Doktor der Musik Nathaniel Giles, unter dem 1591 die Knaben der königlichen Kapelle spielen (Fleay, ebd.). Wenn letztgenannter Giles mit den *Bugbears* zusammenzubringen ist, so dürfte er kaum vor 1585 das Stück mit Musikeinlagen versehen oder gedichtet haben, da er in diesem Jahre erst in Oxford den Grad eines Bakkalaureus erlangte. Das Stück wäre demnach mindestens zwanzig Jahre später anzusetzen, als es bisher geschehen ist. Vielleicht ist es für die Datierung auch nicht unerheblich, daſs 1590 eine lateinische Komödie *Lelia* ebenso wie die *Bugbears* aus den *Ingannati* schöpfte. Ich gebe zu, daſs diese Beweisführung nicht zwingend ist, und daſs ich nicht habe ermitteln können, wie Nathaniel Giles zu dem Beinamen *pepperer* kommen konnte, allein die bisherige Datierung gab doch eigentlich nur den terminus a quo 1561; eine Anspielung auf Nostradamus konnte doch um 1590 noch ebensogut verstanden werden als unmittelbar nach seinem Tode.

Die Datierung der *Bugbears* ist für unser Thema von gröſster Wichtigkeit; denn ist meine Hypothese begründet, so dürfte doch wohl die Übernahme italienischer Motive sich nicht hauptsächlich auf die Lektüre italienischer Dramen gründen, sondern von entscheidender Bedeutung dürfte der Besuch italienischer Komödianten in England gewesen sein (1578), über den der Verfasser auf S. 59 ff. ansprechende Vermutungen beibringt.

Wenn ferner die Bedeutung der *Bugbears* als Einfallstor italienischen Einflusses zurücktritt, so würde eine andere Quelle bedeutsamer erscheinen, die der Verfasser leider nicht mit einem Worte erwähnt, nämlich die lateinischen Universitätsdramen. Die im übrigen recht gelungene Vergleichung zwischen den *Bugbears* und ihren italienischen Vorbildern würde ungemein gewonnen haben, hätte der Verfasser auch die *Lelia* in Betracht gezogen, und aus den Angaben von Churchill und Keller im *Shakespeare-Jahrbuch* XXXIV hätte er entnehmen müssen, daſs eine Reihe italienischer Stücke schon vor Lylys Zeit auf den Universitäten bearbeitet wurden. Und daſs die lateinischen Dramen der gelehrten Kreise auch ihrerseits die Literatur in der englischen Sprache beeinfluſsten, ist bekannt.[1]

Vielleicht hätte eine ausgiebige Benutzung dieser Dramengattung auch noch auf einen anderen Weg gewiesen, auf dem italienische Stoffe ins Englische drangen, nämlich Epos und Novelle. So ist z. B. die Fabel des *Hymenaeus* (1579/80) dem *Decamerone* entlehnt, und vielleicht kreuzt sich an manchen Punkten, wo Schücking nur Einfluſs der Bühne Italiens

---

[1] Beiläufig sei erwähnt, daſs die *Ingannati* als Quelle für Shakespeares *Twelfth-Night* ernstlich in Betracht kommen, wenn sie für zwei Stücke aus der Zeit von Shakespeares erstem Auftreten als Vorlage gedient haben.

sieht, dramatische mit epischer Einwirkung. Wenn z. B. in den *Rare Triumphs of Love and Fortune* (gedr. 1589) Venus und Fortuna sich streiten und ein dritter Gott, Jupiter, als Vermittler dient, beide ihre Macht zeigen und schliefslich keine ganz besiegt ist, so kann die Anregung wohl aus Giraldi Cinthios *Didone* (gedr. 1583) geschöpft sein; aber ebensowohl kann der Gedanke auf Chaucers Erzählung des Ritters zurückgehen: auch hier streiten sich zwei Götter (Mars und Venus) um ihre Schützlinge (Palamon und Arcites), ein dritter (Saturn) vermittelt, und der Ausgang gibt schliefslich keinem der Streitenden unrecht. Auch hier würde das Motiv schliefslich auf Italien zurückgehen, aber auf anderem Wege nach England gelangt sein, und es hätte zur Zeit der *Rare Triumphs* schon längst zum nationalen Besitze gehört. Und ähnlich kann es bei anderen Motiven liegen.

Merkwürdigerweise berücksichtigt Schücking ein Stück nicht, in dem italienischer Einflufs doch klar auf der Hand liegt, nämlich Mundays *Two Italian Gentlemen* mit seinen italienischen Namen, dem Schulmeister Pedante und mancherlei anderen Motiven. Vielleicht war Halliwells Auszug in der *Literature of the 16. and 17. centuries* dem Verfasser nicht zugänglich; aber einige ausreichende Notizen darüber gibt bereits Collier III, 241 f.

Ich kann nicht umhin, zu erklären, dafs Schückings Versuch, die Einflüsse der italienischen Komödie auf die englische darzustellen, mir nicht völlig geglückt zu sein scheint. Indessen spinnen sich von Italien nach England so verschiedene Fäden, dafs es wohl unmöglich ist, sie gleich beim ersten Versuche zu entwirren. Dafs dieser Versuch unternommen wurde, ist an und für sich schon ein Verdienst, und dafs Schücking dort, wo er Übersetzung und Original vergleichen konnte, ausführliche und das Wesentliche glücklich betonende Analysen gab und zwischen so vielen Dramen Englands und Italiens Berührungspunkte entdeckte, macht seine Arbeit auch für den wertvoll, der in diesen Berührungspunkten nicht immer Beziehungen zu sehen vermag.

Diese Zeilen sind Anfang des vorigen Jahres in Berlin geschrieben worden; Cushmans Buch wurde mir erst ziemlich gleichzeitig mit den beiden anderen übergeben, nachdem der zunächst dafür in Aussicht genommene Rezensent zurückgetreten war. Einige Neuerscheinungen, die meine Stellung zu diesen Problemen beeinflussen könnten, sind mir trotz aller Bemühungen unzugänglich geblieben, da die englische Fachliteratur hier in keinem irgendwie nennenswerten Umfange vertreten ist.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Thomas Kyds Spanish Tragedy, herausgegeben von J. Schick.

I. Kritischer Text und Apparat. Mit 4 Faksimiles aus alten Quartos. (A. u. d. T.: Literarhistorische Forschungen, hrsg. von Schick und v. Waldberg.) Berlin, E. Felber, 1901. CIII, 139 S. Ladenpreis M. 7. Subskriptionspreis M. 6,20.

The works of Thomas Kyd edited from the original texts with introductions, notes and facsimiles by Frederick S. Boas, M. A.

Oxford, Clarendon Press, 1901. CXVI, 470 S. 16 sh.

Die tatkräftige Initiative einiger weniger Gelehrten hat der Kyd-Forschung in den letzten anderthalb Jahrzehnten zu einem nie geahnten Aufschwung verholfen. Der Dichter, den George Saintsbury noch nominis umbra und Leopold Klein den unpersönlichsten aller Dichter nennen konnte, hat eine glänzende Auferstehung gefeiert. Sarrazins Buch über Kyd (*Thomas Kyd und sein Kreis*. Berlin 1892), Schicks Rezension (*Archiv* XC, 176 ff.), des letzteren populäre Ausgabe der Spanish Tragedie in den *Temple Dramatists*, London 1898, sowie die beiden jetzt vorliegenden Ausgaben bilden die Hauptetappen der Kyd-Forschung.

Das gleichzeitige Erscheinen zweier Werke über Kyd fordert zu einem Vergleiche geradezu heraus. Der Engländer, der auf ein gröfseres Publikum reflektiert, geht gleich — sit venia verbo — 'aufs ganze' und darum nur selten so tief wie der Deutsche. Obgleich auch Boas anerkennenswerterweise mit strengen Textprinzipien an seine Aufgabe herantritt, kommt hier doch der Deutsche über ihn hinaus. Schicks Ausgabe und Einleitung ist, wie selten eine, vorbildlich und von hohem methodischem Werte. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt kann man in Boas' Texten keine endgültig abschliefsende Arbeit sehen, während Schicks Spanish Tragedy selbst ein Faksimile des alten Druckes überflüssig macht. — Boas schöpft in seinen literarhistorischen Erörterungen stets aus dem vollen, und wohltuend berührt die genaue, wenn auch stets selbständigem Urteil unterworfene Verwertung der deutschen Forschungen. Ich habe nur die Berücksichtigung von Siepers Aufsatz vermifst: *Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Literatur* (*Zs. f. vergl. Lit.-Gesch.* 1896), der wertvolle Winke für die Quelle und die Art ihrer Verwertung durch Kyd gibt.

In der den Texten vorangestellten Einleitung erhalten wir genauen Aufschlufs über alle Kyd betreffenden Fragen. In Abschnitt I: *Kyds early life and education* wird unsere Kenntnis von Kyds Leben und Bildungsgang, auch in seinen Anfängen, auf Grund stärkerer Ausbeutung seiner Werke und Benutzung neuer handschriftlicher Quellen durch neue positive Tatsachen bereichert. Die von Schick entdeckte (*Sh.-Jb.* 35, 277 bis 280) Urkunde betr. Anna (Agnes) Kyd, des Dichters Mutter, wird vollständig abgedruckt (LXXVI f.). — II. *The Spanish Tragedie.* Hier fufst Boas schon auf festem Boden. Schick hatte ihm schon trefflich vorgearbeitet, auch Sarrazin. Ein Vergleich der Einleitungen der Neuausgaben fällt zugunsten Schicks aus, der gründlicher vorgeht. Viele Fragen, deren Lösung Schick liebevoll nachgeht, existieren für Boas gar nicht. Schicks Ausgabe bietet: 1. Beschreibung der alten Quartos. 2. Kritik der alten Überlieferung. 3. Die neueren Ausgaben. 4. Kritische Prinzipien für die vorliegende Ausgabe. Text der Sp. Tr. Die Interpolationen der Quartos 1602—1633. Textkritischer Anhang.

Beide legen dieselbe Quarto zugrunde. Boas spricht die Überzeugung aus, dafs diese — die undatierte von Allde — die ältere ist. Schick beweist das in einer für die gesamte Druckgeschichte des elisabethanischen Zeitalters und die Editorentechnik überhaupt methodisch fördernden und zwingenden Beweisführung. Schicks Text, nach strengsten Grundsätzen konsequent hergestellt, werden wir als einem endgültigen mit vollständigem kritischem Apparat unbedingt den Vorzug geben. Ob freilich Kyd sein Drama nun wirklich in dieser Form geschrieben hat, wissen wir nicht, auf Kyds Manuskript beruht der Druck nicht — die endgültige Lösung des genauen Verhältnisses von Drucker und Verleger in elisabethanischer Zeit steht noch aus. Boas verlegt die Entstehung der Sp. Tr. in die Jahre 1585—87 (Schick 1588), was für die Frage der Prioriät im volkstümlichen Blankversdrama zwischen Kyd und Marlowe von Belang ist. Zu Sarrazins Umarbeitungstheorie nimmt Boas keine Stellung, was einer Ablehnung gleichkommen dürfte.

III. *The first part of Jeronimo.* Boas bringt einige neue Beweise gegen die von Rudolf Fischer, *Zur Kunstentwickelung der englischen Tragödie* S. 100—112, zuerst mit triftigen Gründen angezweifelte Verfasserschaft Kyds vor, die er aus der Handlung der Sp. Tr. im Vergleich zum Jeronimo herleitet. Die Frage dürfte endgültig entschieden sein. Die sorgfältige Ausgabe des einzigen Quarto von 1605 gibt viele Emendationen des verderbten Textes.

IV. *Der Ur-Hamlet.* Ausgehend von Sarrazins Untersuchung und Schicks Rezension spricht Boas die Überzeugung aus, dafs die bekannte Äufserung von Nash in der Vorrede zu Greenes Menaphon auf Kyd hin-

deute, und trägt auch seinerseits zur Erklärung der Stelle bei. Durch eine Anzahl zum Teil neuer Parallelen zwischen der ersten Quarto des Hamlet und der Spanish Tragedie sucht er weiteres Material zum Beweise für Kyds Verfasserschaft des Ur-Hamlet beizubringen. Allerdings ist damit noch nicht ein endgültiger Beweis geliefert.

V. *Soliman und Perseda.* Sarrazin fand die Quelle, aber sein Beweis für Kyd, und zwar als einer Jugendarbeit, fand keine Zustimmung. Schröer wollte das Stück höchstens für eine Arbeit des alten Kyd halten, Koeppel sah in ihm 'eine weichere Hand', und Schick, der meinte, Sarrazins Argumente stimmten ebensogut oder noch besser zu Peele, forderte einen Vergleich von S. und P. mit Peeles Werken. Boas hat diesen Wink leider nicht beachtet, zu einer solchen durchgreifenden und tiefgehenden Erörterung eines Problems dringt er nicht vor. Boas weist Sarrazins Hypothese (S. und P. eine Jugendarbeit) im Anschlufs an Schröer zurück und vergleicht die Technik mit der in der Spanish Trag. Da uns nun aber für das erstere Stück die Quelle bekannt ist, für das letztere aber noch nicht, so steht die Ansicht von Boas betr. Kyds Autorschaft auf nicht viel festeren Füfsen als die der früheren Anhänger dieser Hypothese, wenn Boas auch einige neue und interessante Fingerzeige gibt, die zum Teil aber schon von Sieper gegeben sind. Überdies ist da der Vergleich des Dramas mit der Quelle viel genauer durchgeführt. Aber auch bei diesem Stück steht der endgültige Beweis noch aus. Der Abdruck des Stückes durch Boas darf, nach den anderen zu urteilen, wohl Anspruch auf Genauigkeit erheben.

VI. *Kyd's Translations and last years.* Boas gibt hier zum erstenmal ein 'Twopenie Pamphlet', *The Housholders Philosophie,* Übersetzung von Torquato Tassos *Padre di Famiglia,* über die Art, einen guten Haushalt zu führen, und nimmt aus äufseren Gründen (auf dem Titel steht 'translated by T. K.', Bemerkung Nashs über Kyds Übersetzungen aus dem Italienischen) und aus inneren (gleiche Quellenbehandlung hier wie in Kyds Übersetzung der *Cornelia*). Von besonderem Wert ist es nicht. — Das Neue der Neuausgabe der *Cornelia* beruht eigentlich nur in der konsequenten Vergleichung mit dem französischen Original, wobei viele und schwere Übersetzungsfehler Kyds aufgedeckt werden. — Weiter hat Boas ein Prosapamphlet Kyds, *The murder of John Brewen,* neu abgedruckt (zuerst in Colliers *Illustrations of Early English popular literature,* Vol. I, 1863), das eine Darstellung der Vergiftung von J. Br., eines Londoner Goldschmieds, durch seine Frau auf Veranlassung ihres Liebhabers, John Parker, enthält und ohne Wert ist, trotzdem Boas darin eine Tendenz wie in der Spanish Tragedie sieht ('murder will out'). — Es ist bekannt, dafs Kyd 1593 zusammen mit Marlowe und Raleigh in eine strafrechtliche Untersuchung wegan Atheismus verwickelt wurde, während welcher er einen Brief an Sir John Puckering, the Lord Keeper, schrieb, in dem er seine Unschuld beteuerte. Dieser Brief ist von Boas gefunden und zum erstenmal gedruckt unter Beigabe eines Faksimiles. Ein interessantes Dokument, doch steht weniger in ihm, als Schick, der früher auf diesen Brief aufmerksam machte, vermutete.

Das siebente Kapitel ist *Kyd's influence and reputation* gewidmet. Das achte betitelt sich *Modern editions and criticism of Kyd's works.* Ein Anhang enthält u. a. Jacob Ayrers Bearbeitung der Spanish Trag., die *Tragedia von dem griechischen Keyser zu Konstantinopel.*

Mit den Werken von Boas und Schick hat die Kyd-Forschung wieder einige tüchtige Schritte vorwärts getan. Hoffentlich wird es beim zweiten Teil von Schicks Ausgabe, der die literarhistorische Einleitung und einen erläuternden Kommentar bringen soll, nicht abermals heifsen: 'Nonumque prematur in annum.'

Berlin. Heinrich Spies.

Die Grundzüge der Sprache Shakespeares von W. Franz, ao. Professor an der Universität Tübingen. Berlin, E. Felber, 1902. 225 S. Geh. M. 3.

Vorliegendes Werk gibt in gedrängter Form die Haupttatsachen aus des Verfassers gröfserer Sh.-Grammatik wieder. Es sind daher die gefundenen Ergebnisse nicht durch sämtliche Stellen belegt, sondern immer nur durch eine gröfsere oder kleinere Reihe von Beispielen illustriert. Dabei ist manches dem gröfseren Werke gegenüber ergänzt oder umgearbeitet.

Als Text ist die neunbändige Ausgabe von W. A. Wright zugrunde gelegt, die ein genaues Zitieren nach Versnummer gestattet.

Die Einteilung des Buches ist die übliche in Formenlehre und Syntax, jede wieder nach den Redeteilen geschieden. Verhältnismäfsig den gröfsten Raum nehmen die Partikeln ein, fast ein Drittel des Buches. Das ist erklärlich aus dem vielfachen Bedeutungswandel und Verlust an Wortbestand, den gerade diese Gruppe erfahren hat.

Der Verfasser begnügt sich nicht damit, einfach den Shakespeareschen Sprachgebrauch zu konstatieren, sondern er gibt meistens auch die Weiterentwickelung oder doch wenigstens den modernen Gebrauch zum Vergleich an. Oft ist auch die Entwickelung vom Altenglischen an bis auf die Neuzeit durchgeführt. Vgl. z. B. § 311 die Entwickelung von *that* als Konjunktion, ferner § 325 die Entstehung von *and* = *if*. Hübsch ist auch, wie der Verfasser mehrfach versucht, die Übergänge aufzuzeigen, die zu sonst merkwürdigen und seltsam anmutenden Erscheinungen geführt haben. Vgl. z. B. § 185 die Entwickelung der Konjunktion *but* zum Relativ = *who* ... *not*.

Dafs es dem Leser, der sich mit der Sh.-Grammatik im Zusammenhange nicht näher beschäftigt hat, oft schwer wird, manche der grammatischen, besonders syntaktischen Erscheinungen nach der Beschreibung zu verstehen, liegt wohl nicht am Verfasser, sondern an der Schwierigkeit des Stoffes; man mufs vielleicht eher umgekehrt das Geschick des Verfassers rühmen, mit welchem er manchmal so verwickelte Erscheinungen in Worte kleidet. Dafs sich nicht hier und da ein recht langer Satz in zwei zerlegen liefse, wollen wir nicht bestreiten. Vgl. z. B. § 90 Anfang.

Bei der Durcharbeitung des Textes ist uns kaum etwas aufgefallen, zu dem wir Bemerkungen zu machen hätten. — S. 12 ist als Prät. von *write* nur *wrote* angegeben, während S. 7 § 12 *writ* als die geläufige Form bezeichnet wird. Das Partiz. *spake* (S. 8 § 13) fehlt im Verzeichnis S. 12. — Bei § 126 Anm. ist uns aufgefallen, dafs das *'em* = *them* in beiden Beispielen nach Dentalen steht, so einfacher Ausfall des *th* leicht anzunehmen wäre, ohne dafs man auf ae. *hem* (*heom*) zurückzugreifen brauchte. Vgl. den häufigen Ausfall des *h* in *have, him, her*. — *Methoughts* § 32 u. S. 187 aus *me thought is* zu erklären, scheint uns gewagt, die Fügung kommt uns unenglisch vor. Wir möchten eher eine Übertragung des *s* aus dem erstarrten *methinks* annehmen. — Bei § 197 hätte auf § 93 zurückverwiesen werden können.

Bei einem Buche wie dem vorliegenden, das nicht eigentlich zum Durcharbeiten, sondern zum Nachschlagen bestimmt ist, bildet natürlicherweise der Index einen wichtigen Teil, der eventuell für die Brauchbarkeit des ganzen Werkes entscheidend sein kann. Wir haben während der Lektüre eine grofse Anzahl Stichproben gemacht und ihn recht vollständig und zuverlässig gefunden. (Einzelnes s. unten.) Es wird in demselben nach Seitenzahl des Buches zitiert. Wir hätten lieber gesehen, wenn die betreffenden Paragraphen angegeben wären, denn in den weitaus meisten Fällen sind diese bedeutend kürzer als eine Seite, das Auffinden wäre also sehr erleichtert worden.

Außerdem wäre zu erwägen, ob das Buch nicht an Brauchbarkeit gewinnen würde, wenn nicht (mit wenigen Ausnahmen) bloß die vorkommenden englischen Wortformen Aufnahme fänden, sondern, soweit es mit kurzem Stichwort möglich, auch die grammatischen Erscheinungen etc. registriert würden. Wie soll man sonst z. B. § 135 'ethischer Dativ' auffinden? Solche Stichworte hätten z. B. sein können: *I* Nom. ausgel. 74; *you* Nom. ausgel. 75; *we* Nom. ausgel. 75; Wiederholung v. Konjunktt. dch. *that* 155; *that* ausgel. 155; *shall* ohne Verb. d. Bewegg. 183 (ebenso *will, must* etc.); Relativ ausgel. 95; *Heaven* (Artikel) 52 (ebenso *Paradise, Mount*); *first, at the* — 52; *gate, at* — 53. S. ferner S. 53 Abs. 2 eine ganze Reihe solcher Redensarten, die jetzt nicht vermittels des Index aufzufinden sind. Ähnlich findet sich kein Hinweis auf § 131 und 132. Dieses einige beliebig herausgegriffene Beispiele, die andeuten sollen, daß jetzt dem Suchenden oft nichts anderes übrigbleibt, als z. B. das ganze Kapitel über den bestimmten Artikel zu durchblättern, um zu finden, wie *most* = 'die meisten' gebraucht wird. — Ein anderer Weg wäre der, vorn das Inhaltsverzeichnis in der angegebenen Weise ausführlicher zu gestalten. Wir legen auf diesen scheinbar so nebensächlichen Punkt besonderen Wert, da eigene Erfahrung uns gelehrt hat, daß das Buch am ehesten in die Hand genommen wird, welches das Auffinden eines bestimmten Stoffes am meisten erleichtert.

Einige kleine Auslassungen sind uns aufgestoßen:

quit = *quitted* S. 4 fehlt im Index.
dream, kneel etc. S. 5 Z. 5 hätten wohl aufgenommen werden können.
holp steht auch S. 5.
y-slaked S. 10 fehlt (*y-clad* ebenda ist aufgenommen).
pile = *hair* S. 19 fehlt.
Bei *one's self* fehlt Hinweis auf S. 68.
Bei *maugre, sith, thorough* füge jedesmal hinzu S. 120.
Bei *wondrous* ebenso S. 103.
but = *than* nach Komparativ S. 35 fehlt.
but = *when, before* S. 162 fehlt.
akin S. 42 fehlt.
a beim Gerundium S. 42 fehlt.

Als Druckfehler sind uns nur ein paar Kleinigkeiten aufgefallen: S. 90 Mitte l. begünstigtste (!) st. begünstigste. — S. 110 unter b. l. *Nurse. Madam!* st. *Nurse, Madam.* — S. 112 Mitte l. *formerly* st. *formely.* — S. 112 Anm. l. *above* st. *abové.* — S. 118 § 238 l. zublasen, zuhauen st. zu blasen, zu hauen. — S. 156 § 317 l. *when as* st. *whenas.*

Um festzustellen, wieweit das Buch in dieser Gestalt vollständig ist, haben wir die ersten drei Akte von Julius Cäsar auf die irgendwie wesentlichen Abweichungen vom modernen Sprachgebrauch hin durchgesehen und jedesmal geprüft, ob unser Werk die nötige Auskunft gab. Diese Prüfung gibt nur zu folgenden wenigen Bemerkungen Anlaß:

The troubled Tiber chafing with her shores (I, 2) ist ein zweites Beispiel für den weiblichen Gebrauch von *Tiber.* Vgl. § 63.

Brutus had rather be a villager | Than to repute himself a son of Rome (I, 2). Diese Erscheinung, daß erst reiner Infinitiv und dann Infin. mit *to* nach *I had rather* steht (vgl. frz. *aimer mieux*), finden wir nicht verzeichnet.

What hath proceeded worthy note to-day? (I, 2), *Any exploit worthy the name of honour* (I, 2). *Worthy* mit Akkusativ finden wir nicht.

Against the Capitol I met a lion (I, 3). *Against* = 'gegen hin' ist § 214 nur von der Zeit erwähnt.

bad = *bade* (III, 1). Diese Schreibung ist nicht verzeichnet.

Casca, be sudden, for we fear prevention (III, 1). Das Adjektiv

sudden = *quick* hätte vielleicht § 266 bei *suddenly* = *quickly* mit erwähnt werden können.[1]

Wie man sieht, hat das Buch diese Stichprobe durchaus bestanden. Unser Gesamturteil geht dahin, dafs es für jeden, der sich mit der Sprache Shakespeares beschäftigen will, und besonders für den Lehrer, der Shakespearesche Stücke zu behandeln hat, ein sehr willkommenes, zuverlässiges und auch handliches Hilfsmittel ist, das die weiteste Verbreitung verdient. Wir selber haben aus der Lektüre des Buches jedenfalls viel wertvolle Belehrung geschöpft. Der Druck ist ausgezeichnet.

Braunschweig. Karl Fahrenberg.

The Elizabethan Shakspere: The tragedy of Macbeth; a new edition of Shakspere's works with critical text in Elizabethan English and brief notes illustrative of Elizabethan life, thought, and idiom by M. H. Liddell. New York, Doubleday, 1903. XXX, 247 S. 1 Doll.

Auf die Luxusausgabe, in der der ganze Shakespeare auf ca. 2000 M. zu stehen kommt, ist jetzt eine Volksausgabe zu etwas über 4 M. für den Band gefolgt und hat das Werk für gewöhnliche Leser erreichbar gemacht. Für diesen Preis ist es empfehlenswert. Denn während Furnefs als *variorum editor* die Erklärungen früherer Kommentatoren abdruckt, sucht Liddell neue zu geben und bringt in der Tat für Rhythmus, Sprache, Bedeutungslehre und alte Sitte eine Menge schätzbares Material herbei. Wer sehen will, wie vielfach bereits Shakespearesche Wörter im heutigen Englisch veraltet sind oder dialektisch klingen oder eine andere Bedeutungsnuance angenommen haben, wird hier die reichste Auskunft finden; desgleichen wer sich für Shakespeares Aussprache und Schreibformen interessiert. Über Entstehungszeit, politische Anspielungen, Quellenvergleichung und andere technische Dinge handelt Liddell mit sorgsamer Erwägung der vorhandenen Literatur, wobei er von deutschen Büchern wenigstens Delius, A. Schmidt und das Shakespeare-Jahrbuch berücksichtigt. Man fühlt sich überall an der Hand eines wissenschaftlich geschulten Führers. Die Ausgabe ist nicht umsonst Prof. Napier gewidmet. Der Druck zeichnet sich durch herrliche Typen aus und durch eine Umrahmung des Textes mit Anmerkungen, nach Art des 16. Jahrhunderts, wobei das lästige Nachschlagen und Zusammensuchen des Kommentars tunlichst vermieden wird.

Über grammatische Streitfragen liefse sich vieles sagen; z. B. gleich bei den Anfangsversen, ob wirklich *That will be ere th' set* (statt des in der Folio stehenden *the set*) *of sonne* zu lesen ist; ob *heath* (: Macbeth) nicht auch eine Aussprache mit Kürzung des Vokals vor stimmloser Konsonanz haben konnte, so dafs der Reim glatt wird, u. dgl. Lieber will ich auf eine inhaltliche Frage näher eingehen: ob nämlich Macbeth wirklich insoweit *'a person of unsound mind'* (Einl. S. XXV) ist oder wird, dafs man ihn mit Senecas *Hercules furens* in Parallele stellen kann? Bis zu einem gewissen Grade handelt jeder tragische Held verrückt; wenn Macbeth mit schwindelndem Gehirn zum Dolche greift, ist er nicht wesentlich abnormaler, als wenn Lear sein Lieblingskind verstöfst oder Hamlet am betenden Mörder rachelos vorübergeht. Zwar haben die Schicksalsschwestern seinen Ehrgeiz geweckt, aber die Verantwortungsfähigkeit ist ihm dadurch keineswegs verkümmert; Shakespeare hat dies — über die Quelle hinausgehend — sehr deutlich gemacht, indem er den mit ähnlicher Zukunftsweissagung bedachten Banquo als durchaus unverführbar

[1] Wir bemerken, dafs uns Wrights Ausgabe nicht zur Hand ist.

ausgestaltete (A. II Sz. 1). Überdies hat das Haupttun des rasenden Herkules — Familienmord — mit dem des Thronräubers Macbeth wenig gemeinsam. Eher wäre der schottische Usurpator mit Senecas Thyest in Zusammenhang zu erweisen, denn die erste englische Bühnenfigur dieser Art, Legges 'Richardus III', entstand unter dem direkten Einfluſs jenes antiken Aspiranten auf die Krone; und wenn dem Thyest bei Seneca gepredigt wird: *Nec abnuendum, si dat imperium deus, nec appetendum est* (V. 471 f.), so stimmt dies auffallend zu dem, was Macbeth bei Shakespeare sich selber predigt. Solche Parallelen haben nicht bloſs literarhistorische Bedeutung, sondern leiten, wenn richtig gewählt, auch zu einem tieferen Kunstverständnisse des Dramas an.

Berlin. A. Brandl.

Leopold Brandl, Erasmus Darwin's Temple of Nature (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, unter Mitwirkung von K. Luick, R. Fischer und A. Pogatscher herausgeg. von J. Schipper. XVI). Wien u. Leipzig 1902. XII, 203 S. Preis 5 k. 40 h. = M. 5,40.

Im *Temple of Nature* hat Erasmus Darwin die Entwickelungstheorie poetisch behandeln wollen, vom Anfang alles Seins bis in die höchsten Stufen sozialer Entwickelung des Menschen. Vieles hat er antizipiert, vieles dunkel geahnt, was sein gröſserer Enkel Charles Darwin auf Grund wuchtig angewachsenen Materials in seiner gewaltigen Konzeption wissenschaftlicher dartun konnte. Leopold Brandl hat das Verdienst, die Ideen Erasmus Darwins im Zusammenhange mit Vorgängern und Nachfolgern eingehend dargestellt und entwickelt zu haben, nicht nur aus dem im Titel der Arbeit genannten poetischen Werk, sondern aus allen Werken Er. Darwins. Es bleibt anzuerkennen, daſs er sich der nicht leichten Arbeit mit Fleiſs und viel Liebe, auch mit besonderer wissenschaftlicher Ausrüstung unterzogen hat. Im einzelnen muſs man es natürlich Fachkreisen überlassen, ob er überall das Richtige getroffen hat. Aufgefallen ist mir nur, daſs der sonst bedächtige und kritische Verfasser an den Theorien über die Ableitung des Seelenlebens aus den physiologischen Bedingungen etwas zu leichtgläubig hinweggegangen ist. Doch dies nur nebenbei. Was ich nicht begreife, ist, daſs die ganze Abhandlung sich zu den philologischen Arbeiten rechnet. So wichtig natürlich die Kenntnis der groſsen Geistesströmung, die weit über das Gebiet der Naturwissenschaft hinaus ihren Einfluſs geübt hat, die auch speziell die dichterische Arbeit stark befruchtet hat, für den Literarhistoriker sein mag, die abstrakte Theorie selbst gehört immer in das Gebiet des Naturforschers. Und Er. Darwins *Temple of Nature* ist ebensogut Gelehrtenarbeit als sonst eine naturwissenschaftliche Abhandlung. Mag er sich noch so sehr die Allüren eines Sehers geben, Er. Darwin tritt uns darin immer wieder als der Gelehrte, als der Forscher entgegen, dem es nur auf die demonstrierbare Wahrheit seiner Behauptung ankommt. Was wollen der *heroic verse,* die Allegorien und die Visionen dabei tun? Sind nicht die letzteren längst bekannte Formen, anderen Dichtern entlehnt, ohne die Kraft originalen poetischen Schaffens? Leopold Brandl hat daher auch mit Recht auf diese 'poetische' Einkleidung wenig Gewicht gelegt und mehr und mehr den wissenschaftlichen Inhalt in den Vordergrund gerückt, das einzige, was bei einem derartigen Werk möglich war, aber gerade dadurch verliert andererseits die Arbeit für den Literarhistoriker an Interesse und gewinnt es für den Geschichtschreiber der Naturforschung. Der Philologe wird höchstens noch das Nachleben des Lucrez in England ersehen können, ein Punkt, der allerdings noch etwas eingehendere Behandlung hätte erfahren können, wohl auch in einem besonderen Kapitel.

Berlin. G. Becker.

Richard Ackermann, Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluſs auf die deutsche Literatur. Heidelberg, Karl Winter, 1901. XX, 188 S. M. 2.

Der Verfasser wendet sich mit dieser neuen Byron-Biographie an das gebildete deutsche Publikum und besonders an die studierende Jugend und bezweckt, 'ein historisch richtiges Bild Byrons im Rahmen seiner Umgebung und seiner Zeit nach den besten Quellen zu zeichnen, in gedrängter Kürze mit präziser Angabe der Daten alles Wesentliche aus seinem Leben mit Weglassung des Anekdotenhaften zu geben und zwar nach den neuesten Untersuchungen.' Gemäſs diesen Absichten des Verfassers wird das Buch, das ein Bild des Dichters nach dem Gemälde von Richard Westall (1813—1814) ziert, zu beurteilen sein. Ackermann gliedert den Stoff in neun Kapitel, ein Index ermöglicht schnelle Orientierung, eine Zeittafel der Hauptdaten gibt eine gute Übersicht, und eine Bibliographie in Auswahl leitet hoffentlich recht viele zu tieferem Studium.

Als einführendes Elementarbuch kann die Biographie nur empfohlen werden, es erfüllt ein Bedürfnis, und der überaus billige Preis wird ihm weite Verbreitung sichern. Der Stil, in dem das Buch geschrieben ist, hat mir nicht immer gefallen, er könnte besser sein. Leider ist aber der Deutsche in dieser Beziehung meist herzlich anspruchslos. Der Verlag hat sich mit dem Werk ein Verdienst erworben, obgleich ich in der von ihm reichlich geübten Popularisierung und Elementarisierung auch die Gefahr der Verflachung drohen sehe.

Berlin. Heinrich Spies.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

Der englische Roman der Gegenwart verblüfft durch seine Vielartigkeit. Zur Übersicht möchte man nach Gruppen sondern. Verlockend wäre, herauszufinden, was stirbt, was lebt, was keimt. Doch die ewig neue Literatur des Tages spottet solch 'literarischer' Ordnung. Sie wäre auch unwichtig, denn der Roman ist nicht bloſs literarisch. Nicht einmal vorwiegend, weil er jenseits der Literaturgründe besonders üppig wuchert. Recht besehen leben alle seine Gattungen gleichzeitig. Ihr Publikum stirbt ihnen eben nie aus. Ob literarisch oder nicht, ist eine Frage, die nicht an die Gattung, nur an das Einzelwerk zu richten ist, weil jede Gattung literarisch oder unliterarisch vertreten sein kann. Oft ist sie es gleichzeitig. Nachdem sie meist rein literarisch eingesetzt hat, wird die Neuschöpfung vorbildlich, werden die Nachbildungen modisch. Die Gattung verflacht oder überfeinert sich und bietet statt literarischer Kunstwerke nunmehr belletristische Marktware. Wenn unter den literarischen Romanen eine geschlossene Gruppe vorherrscht, künstlerisch die Führung hat, dankt sie das ihrer Eignung, der eben gegenwärtigen Kulturstimmung typisch den passendsten Ausdruck verleihen zu können. Dem Einzelwerk gibt dann der Autor als Kind seiner Zeit die Besonderheiten des Tages und als Künstler die Eigenart seiner Persönlichkeit. So findet sich ganz Neues, Aktuelles und Individuelles zusammen, und so erklärt es sich, daſs die etlichen typischen Gattungen des Romans einerseits stets marktgängig sind, andererseits nur periodisch, aber immer wieder auftauchen, insoweit sie literarisch sind. Diese Gattungen muten immer neu an, wenn sie in einem Kunstwerk zur Erscheinung kommen, und immer alt, wenn sie durch Machwerke vertreten sind. Damit sind aber bloſs die Extreme gezeichnet. Zwischen sie schiebt sich die lange Reihe der Übergangsformen von Kunst zu Handwerk. Die Folge ist, daſs die Grenzen zwischen literarisch und unliterarisch ebenso verschwimmen wie zwischen den Gattun-

gen selbst, daſs man es inmitten der flutenden Produktion des Tages nicht wagen darf, das Chaos der Gesamterscheinung zu ordnen, sei es künstlerisch nach formalen Kriterien, sei es kulturell vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte aus. Man würde damit nur die Rolle des pedantischen Schulmeisters oder des phantastischen Propheten spielen.

Bescheidet man sich mit der schlichten Stellung eines Beobachters, so richtet man seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Einzelstück, und bloſs zur Übersicht schafft man Gruppen nach einem Einteilungsprinzip, das für dies- und jenseits der Literatur gelten muſs. Es liegt im Stoff. Der ist neu oder alt und der Roman dementsprechend zeitgenössisch oder historisch. Ist der Stoff der Gegenwart entnommen, so ist er dem Leser geläufig. Der Autor kann also hier nicht so sehr durch den Stoff wirken als durch die Darstellung. Umgekehrt fesselt am historischen Roman bereits und wesentlich der Stoff. Naturgemäſs wendet sich der moderne Roman mehr an unser Gemüt, der historische mehr an unseren Verstand, dort dominiert das Individuum, hier das Faktum. Darnach richten sich auch die technischen Ausdrucksmittel. Es soll nun im folgenden dieser Gegensatz an ein paar Beispielen dargelegt werden. Es sind Neuerscheinungen aus der Tauchnitz-Kollektion.

Paul Kelver by Jerome K. Jerome (vol. 3610, 3611).

Wollte man die Eigenart dieses Romans mit einem Wort bezeichnen, so müſste man ihn intim nennen. Er ist es und wirkt so. Wodurch? Das läſst sich freilich weder kurz noch erschöpfend sagen. Intim mutet uns im allgemeinen wohl nur Bekanntes und Persönliches an. Dem entspricht unser Roman in Stoff und Form: er gibt sich als zeitgenössische Autobiographie.

Vorfälle und Menschen aus unserer gewohnten Nachbarschaft werden uns geschildert und zwar vom Helden selber, also in empfindungswarmer Einseitigkeit. Für die intime Wirkung des Ganzen wären das die allgemeinen Vorbedingungen. Jede der beiden wird aber auch noch möglichst gesteigert. So ist der Stoff nicht bloſs modern englisch, sondern überdies londinisch und lagert innerhalb Londons in dessen sozialer Mittelschicht. Die kennen wir alle. Der Held ist Knabe und Jüngling. Er zeigt sich somit in jener menschlichen Entwickelungsperiode, die jedem ans Herz gewachsen ist. Denn wer liebt nicht seine Frühjugend mit ihren trüglichen Idealen, die zwar immer enttäuschen, aber nie zu schmerzhaft, weil die tiefsten Wunden der noch gesunden Seele rasch heilen.

Stoff und Form sind hier zur intimen Wirkung vorausbestimmt. Daſs diese auch tatsächlich eintritt, ist vorwiegend der Darstellung zu danken. Auch sie umschreibt ein Wort: sie hat Stimmung. Wodurch das erreicht wird? Es sind scheinbar Fehler der Darstellung. Sie ist ungleichmäſsig, streckenweise auch unklar. Das sind die Merkzeichen des persönlichen Berichtes: der Held erzählt ausführlich, was ihn fesselt, flüchtig, was ihn gleichgültig läſst; er schildert klar, wo er die Einsicht hat, verschwommen, wo ihm diese fehlt. Der Dichter benutzt das positive wie das negative Moment hauptsächlich zur Charakterisierung des Helden. Unwillkürlich aber verpersönlicht sich die Handlung zu gleicher Zeit und rückt uns dadurch gemütlich viel näher, als wenn sie in kühler Sachlichkeit ebenmäſsig vor uns aufgebaut würde.

An diese Überschau der groſszügigen Eigentümlichkeiten unseres Romans schlösse sich am besten der Ausblick auf die Einzelheiten. Das wäre aber eine verwirrende Aufgabe wegen der erdrückenden Fülle der Objekte. Solcher Stoffreichtum ist hier Vorzug und Nachteil zu gleicher Zeit. Er schädigt, indem er das Ganze im Stande eines lockeren Gefüges beläſst. Die innere Entwickelung des Helden vollzieht sich nämlich

materiell an Episoden. Die stofflichen Elemente stehen nicht unter dem Gesetze von Ursache und Wirkung, sie folgen aufeinander, aber nicht auseinander. Sie illustrieren das Leben des Helden, er ist in ihnen, aber sie sind nicht aus ihm. Das beeinträchtigt die Schönheit, aber es befördert die Wahrheit. Dieser Held ist der modernst geschaute Mensch, der aus dem Chaos von Lebensmöglichkeiten, die sich in bunter Zufälligkeit an ihn herandrängen, nur das wirklich durchlebt, wozu er im betreffenden Augenblick innerlich bereitet ist.

Die Wahrhaftigkeit der Darstellung gibt ihr die Kraft zu überzeugen: wir leben das Leben des Helden mit. Das wird uns leicht, denn er gehört nicht zu den Grofsen oder Absonderlichen, er ist ein Alltagskind in der Gewöhnlichkeit seiner Erlebnisse; das wird uns lieb, denn er ist so fein geartet, dafs die Welt, wie er sie sich verinnerlicht, auch uns bedeutend und fesselnd erscheint. Jung, wie er ist, verjüngt er uns — eine Freude für sich.

Felix by Robert Hichens (vol. 3621, 3622).

Auch hier haben wir es mit einer 'unreifen' Biographie zu tun, doch trägt sie ein ganz anderes Gepräge. Erstlich ist sie objektiv: es schreibt sie der Autor 'unpersönlich', nicht der Held 'persönlich'. Das erbringt gleichmäfsige Darstellung der äufseren Handlung und durchlaufende Erklärung der inneren Handlung. Der Autor ist allwissend: darum kann und mufs er jedes Fabelstück so darstellen, wie es die Ökonomie des Ganzen verlangt. Der Autor ist allweise: wo die äufsere Handlung versagt in der Verständlichung ihres geistigen Kerns, da springt er ihr mit seiner Aufklärung bei, indem er den Fabeltext psychologisch kommentiert. Die Folge ist Klarheit im Stofflichen und Geistigen. Ausreichend wird mithin für Wissen und Erkennen des Lesers gesorgt. Das wäre gut; schade nur, dafs darunter die Stimmungskraft des Ganzen leiden mufs. Dieses 'Ganze' besteht eben hier aus zwei verbundenen, aber nicht verschmolzenen Elementen, so dafs man fortwährend zwischen der objektiven Handlung und der subjektiven Erklärung hin und her geworfen wird. Die Handlung lullt einen in Illusion, der Kommentar reifst einen immer wieder aus dem schönen Traum heraus.

Der zweite Unterschied zur früheren Biographie liegt darin, dafs das Leben des Helden nur von seinem 18. bis 21. Jahre vorgeführt wird. Bereits als Knaben haben wir den Helden dort kennen gelernt, erst und blofs als Jüngling tritt er uns hier entgegen. Der Stoff ist einheitlicher und übersichtlicher. Das verleitet zu einer künstelnden Behandlung. Auf- und Ausbau der ganzen Geschichte gerät zu symmetrisch. Statt des Episodenkonglomerates von früher stofsen wir jetzt auf eine streng geschlossene und wohl abgezirkelte einheitliche Handlung. Und noch tiefer frifst sich der Schaden der Künstelei ein, bis in den geistigen Kern. Konnte man vorhin diesbezüglich nur recht allgemein von einem Problem sprechen, so mufs man jetzt ein scharf umrissenes Motiv festlegen. Dort fühlte man die Wirkung des charakterbildenden Lebens, hier sieht man, wie die unglückliche erste Liebe den Jüngling zum Manne wandelt.

Hat die objektive Darstellungsart Klarheit gebracht auf Kosten der Stimmung, so folgt aus der Enge des Stoffes Klarheit auf Kosten der Wahrheit. Dieser Zug ins Künstelnde und Vernünftelnde kann bei Hichens nicht auffallen. Er ist auch in der Stoffwahl nicht ohne Berechnung. Besonders in seinen früheren Werken hat sich dies gezeigt. Es drängte ihn dort nach dem Exotischen. Das erscheint nun hier bereits gemildert. Träger der psychischen Abnormität ist hier nicht mehr der Held, sondern die erste Seitenfigur: neben dem naiven Jüngling steht die raffinierte Frau. Dieser figurale Gegensatz erzeugt eine prächtige

Doppelhandlung: der unklare Jüngling entwickelt sich zum Manne, die kluge Frau verfällt ihrem Morphium; je näher sich die beiden äufserlich kommen, desto ferner rücken sie innerlich voneinander ab. Es ist der organische Verlauf des Kampfes zwischen dem Unreifen und der Überreifen: das Gesunde siegt. Man darf damit die vorschreitende Gesundung des Autors selber erhoffen, seine Loslösung vom Exotischen.

Wie immer bei Hichens ist auch hier das Beiwerk ausgezeichnet. Der geschickte Literat wird zum wahren und feinen Dichter in der Schilderung gemütsreiner Beziehungen. Hier liefert das Verhältnis von Mutter und Sohn eine reiche Ausbeute. Wie der grofswachsende Sohn in seinem 'Mannesstolz' die Mutter vernachlässigt, wider Willen kränkt, weltläufig über sie sich erhebt und doch im Herzensgrund das brave Kind bleibt, wie die Mutter still leidet und behutsam sorgt, wie sie siegt im Herzen ihres Sohnes über die fremde Frau, das wird von Hichens rührend und doch ganz ohne Sentimentalität dargestellt. Hier glänzt er nicht blofs als Künstler, der mit diskreten Mitteln starke Wirkungen erzielt, sondern ebenso als feinfühlender und hochsinniger Mann.

Zum Beiwerk gehören auch die humoristischen Figuren und Partien des Werkes. Da bewährt sich der Autor durch originelle Stoffwahl, durch lebendige Darstellung und durch die Gutmütigkeit seiner Tendenz. Man sieht, Hichens hat mehrere Eisen im Feuer.

The reflections of Ambrosine by Elinor Glyn (vol. 3636).

Der gröfste Feind der Mittelmäfsigkeit ist ihr Erfolg — wenigstens auf literarischem Gebiete. Er schabloniert. Als jüngstes Beispiel drängt sich E. Glyn auf,

Ihr erster Roman 'The visits of Elisabeth' war gut und griff durch. Er war in vielem alt, hatte aber doch auch manch Neuartiges. So in der Form den Doppelsinn der Darstellung. Ein naives Mädchen schreibt der Mutter seine ersten Reisebriefe über Verwandte und Bekannte. Sie sieht scharf, weifs aber noch nicht all das Gesehene zu deuten; wir sehen bei der Lektüre die Schauende und das Geschaute, wir lesen den Text und machen uns zugleich den Kommentar dazu. Auch stofflich gab es nette Neuheiten anläfslich der leichten Gesellschaftssatyre, die die herzige Plauderin von der Plattform des Kleinadels uns bewufst und unbewufst beschreibt.

Das war der erste Roman. Der zweite 'The reflections of Ambrosine' verrät sich schon im Titel als Plagiat.

Waren als Form dort die Briefe der Heldin gewählt, so sind es hier die Blätter ihrer Selbstbiographie. Beides kommt so ziemlich auf dasselbe heraus: es sind intime Formen der Darstellung. Die Briefform wirkt freilich überzeugender, weil der Brief stimmungsvoll aus der Situation herausgeschrieben wird. Dagegen hinkt die Selbstbiographie mit ihren Erinnerungen den Erlebnissen nach; der Eindruck ist halb verblafst, die Stimmung fast erloschen. Aktuelle Darstellung wirkt also gekünstelt, abgeklärte verfällt der Eintönigkeit. Die Autorin schwankt zwischen beiden Noten. In der ersteren kopiert sie sich selber, aber in minder guter Art.

Ähnliches gilt vom Stoff: Ambrosine ist wesentlich nur eine umgetaufte Elisabeth. Freilich aus der unschuldigen Liebeständelei von früher wird hier eine tiefernste Geschichte. Ambrosine findet ihren Herzensfreund zur Ehe nicht wie Elisabeth nach amüsanten Spazierfahrten, sondern erst als Witwe hinter einer schreckhaften Versorgungsheirat. Graziös flattert Elisabeth über die Oberfläche der Dinge dahin, sie ahnt nur ihren Kern. Erbarmungslos wird Ambrosine von der Schwere des Lebens gedrückt. Dafs sie nicht erdrückt wird, dankt sie nächst dem moralisch fundierten Kastenstolz zu gutem Teil ihrer Oberflächlichkeit. Sie läfst

sich die Tragik ihres Schicksals nicht zu nahe kommen. So erhält sie sich im Wirbel ihres Lebens. Als arme Aristokratin muſs sie, um nicht zu verhungern, einen reichen Parvenu heiraten. Er ist roh und betrügt sie. Trotz verführerischer Gelegenheiten hält sie sich brav. Glücklicherweise stirbt ihr Mann bald. Sie ist frei. Umsonst. Ihr Freund war der Geliebte ihrer Freundin und ist es vielleicht noch. Neuerdings verzichtet sie. Doch die Erlösung naht. Die Liaison zwischen ihm und der Freundin hat sich schon längst zu ruhiger Freundschaft geklärt, sie kann nun mit ihm glücklich werden.

Diese Geschichte baut sich auf einer Reihe von Zufälligkeiten auf. Die Fabel bleibt, weil sie sich nicht organisch entwickelt, im Äuſserlichen stecken. Man könnte an sie nicht glauben. Um den Glauben beim Leser zu erzwingen, greift die Verfasserin nach einem anderen Mittel: sie zeichnet ihre Figuren lebenswahr. So glaubt man denn auch, was ihnen passiert. Man nimmt die falsche Fabel zur echten Psychologie in Kauf.

Allerdings ist dieser Vorzug nur unter einer gewissen Einschränkung zu verstehen. Die Figuren sind ausgezeichnet charakterisiert, so lange sie nicht von starken Leidenschaften erfaſst werden. Hierfür versagt die Autorin. Geschickt maskiert sie ihr Unvermögen — sie überspringt diese Szenen. Ihr Können erschöpft sich in der Schilderung des genremäſsigen Alltagsleben vom Kleinadel. Da ist sie wahr und reizvoll. Da sieht sie scharf das Gute und Böse, wie besonders die rührend-lächerlichen Halbseiten, und hierfür hat sie auch die diskreten Töne der Darstellung. Sie beherrscht das typische Genre der Kaste. Wo aber der Kastenmensch aufhört und bloſs der Mensch übrigbleibt mit seinen elementaren Gefühlen, da versiegt ihre Kraft. In Elisabeth war sie klug genug, solchen Kraftproben auszuweichen, in Ambrosine offenbart das stärkere Wollen das schwächere Können.

Zu den 'modernen' Romanen gehört auch

Donna Diana by Richard Bagot (vol. 3637, 3638),

doch nur im Sinne der Zeit, nicht des Ortes. Die Geschichte spielt zwar im zwanzigsten Jahrhundert, ist also höchst 'modern', aber sie spielt weit weg von London in Rom, und zwar im 'schwarzen' Rom, ist mithin für den papistenscheuen Engländer ganz exotisch. Statt der Vertrautheit mit dem Stoffe wirkt hier die fast ängstliche Neugier auf den Stoff. Der Autor will weder lustig, noch rührend, sondern interessant schreiben. Vor allem aber will er. Seine 'Donna Diana' ist ein Prachtexemplar von 'gemachtem' Roman.

Studiert man das Buch, so erhält man das Rezept für den Leihbibliothekenerfolg. Da es sich an die Masse der Leser wendet, so muſs zuerst für Klarheit gesorgt werden. Das geschieht, darum ist es ein Heldenroman. Die alles beherrschende Zentralfigur orientiert so gut wie der Kirchturm in der Stadt. Ferner muſs der Held besonders sympathisch sein; darum ist er eine Heldin. Die tauglichste Variante der Heldin ist die reine Jungfrau, die am Schluſs zur legitimen Frau wird. So Diana. Das ist gerade nicht interessant, aber hierfür hat auch nicht die Figur aufzukommen, sondern die Fabel. Die fesselt am stärksten in Form einer Intrigenhandlung. So wird denn die Heldin — weil reiche Erbin — von der Habgier umlauert. Doch findet sie auch edelmütigen Schutz. Demzufolge gruppieren sich um die Zentralfigur einerseits die Guten, andererseits die Schlimmen, und dazwischen stehen die Lauen. Das Ergebnis ist klare Symmetrie und deren Wirkung vollste Deutlichkeit.

Wichtig ist aber auch noch die Verteilung von Tugend und Laster unter die Einzelfiguren, wichtig für die Erzeugung und Erhaltung der Sympathie des Lesers. Nationale Erwägungen entscheiden hier. Zu den

Edlen gehört vor allem die Heldin. Das ist ihr Beruf. Sie ist zwar Italienerin von Geburt, wird aber durch Heirat Engländerin. Edel ist der Engländer des Romans. Er hat die Heldin zu anglisieren, erst als ihr platonischer Verehrer, dann als ihr treuer Beschützer, schliefslich als ihr selbstloser Bräutigam. Liebenswert sind die Franzosen: sie stellen die Freundin der Heldin und den Freund des Helden. Schlecht hingegen schneiden die Deutschen ab, sie sind nur durch eine lächerliche alte Jungfer von bösen Instinkten vertreten. Traurig steht es mit den Italienern: sie liefern einen abgefeimten Pfaffen, einen verlogenen Roué, eine intrigante Ehebrecherin, einen defraudirenden Vormund — Kardinal, der sich nur mühselig in den braven Onkel verwandelt, und dazu noch etliche Dummköpfe beiderlei Geschlechts aus gutem Adel. All dies gehört zur 'schwarzen' Gesellschaft, ist also politisches Halbblut. Das Vollblut der liberalen Italiener wird nur durch eine Figur repräsentiert, die aber erstrahlt in reiner Tugend und findet ihren Lohn in der Freundschaft mit dem einzigen Engländer. So entspricht denn die moralische Beleuchtung und intellektuelle Bewertung aufs trefflichste dem erleuchteten Urteil und gewohnten Herzensbedürfnis des englischen Philisters.

Der Erfolg ist dem Buche gesichert. Der Dümmste versteht den Roman, den Banalsten befriedigt die Tendenz, der Blasierteste wird vom exotischen Stoff gereizt. Der Autor ist ein Meister in seinem Handwerk. Hoffentlich hält er sein Romanschreiben nicht für eine literarische Betätigung.

The Lady of Lynn by Walter Besant (Nr. 3512, 3513).

Hier hat man es zweifellos mit einem historischen Roman zu tun. Nicht nur weil er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts spielt, sondern weil er diese Zeit treu widerspiegelt. Diese Aufgabe macht sich der Verfasser durchaus nicht leicht. Er nimmt nicht etwa eine 'historische' Persönlichkeit der Periode zum Mittelpunkt, um dann rundum Wahrheit und Dichtung zu häufen aus der einschlägigen Geschichte und Anektotik. Vielmehr stellt er seinen Roman auf breitere Basis: er schreibt nicht als Historiker oder Memoirist, sondern als Kulturhistoriker, er schildert an kleinen Verhältnissen und bedeutungslosen Personen Volk und Gesellschaft. Dadurch erhält er seine Figuren in der Wahrheit des Allgemein-Menschlichen und gewinnt er Raum für das echte Zeitkolorit. Dieses beruht nicht blofs auf den dekorativen Äufserlichkeiten, auch das geistige Wesen seiner Personen zeigt die Gebundenheit der Zeit. Das wird in einem erst hinterdrein bewufst, denn während der Lektüre lebt man sich derart in die kulturelle Eigenart der uns so längst erstorbenen Zeit ein, dafs man Verhältnisse als regulär anempfindet, die uns Modernen sonst ungeheuerlich erscheinen würden, wie z. B. die Klassenpsychologie.

Sieht man in dem Roman von dem gelungenen Kulturbild ab, so bleibt wohl nicht viel Erfreuliches über. Die Handlung riecht nach dem Detektivroman. Eine Situation hat ihn auf dem Gewissen. Sie ist in ihrer Sonderlichkeit pikant: einer heiratet eine andere als seine Braut. Diese bleibt nämlich einfach zu Hause, weil sie, die bürgerliche, reiche Erbin, vor dem hochstaplerischen Aristokraten im letzten Augenblick gewarnt worden ist. An ihre Stelle tritt verkleidet seine Maitresse, die sich so an ihrem treulosen Liebhaber rächt. Um diese verzwickte Situation zustande zu bringen, bedarf es einer weitgesponnenen Vorgeschichte, und nicht viel kürzer ist die darauf folgende Nachgeschichte, die die Lösung aus dieser Verwickelung vorstellt.

Das Ganze bietet ein merkwürdiges Gemisch von wahren und erkünstelten Elementen, von historischer Treue und zeitloser Spekulation. Über das Gemachte der Fabel täuscht geschickt die biderbe Form hinweg:

äufserlich gibt sich der Roman als treuherzige Autobiographie eines einfachen Seekapitäns.

The Lord Protector by S. Levett-Yeats (vol. 3625).

Der Titel ist illegitim. Der grofse Cromwell spielt mit, aber nicht als Hauptfigur. Er beherrscht den Roman nur materiell: sein Wille ist äufseres Schicksal für die anderen, aber nicht künstlerisch: man bringt für ihn nur Neugier auf. Unser Mitgefühl gleitet an dieser politischen Figur historischer Prägung ab und wendet sich einer zeitlosen, erotischen Figurengruppe zu. Sie ist uralt: das Mädchen zwischen zwei Rivalen, dem ästhetischen und dem moralischen. Das Mädchen ist brav, folglich siegt der moralische. Das ist hübsch durchgeführt, freilich mehr nach der fabulistischen als nach der psychologischen Seite hin: die Geschichte ist spannend, die innere Entwickelung aber sprunghaft. Zeitlos sind die drei Figuren als Aktionsgruppe. Mit ihrer Handlung, also ihrem Liebeskonflikt wurzeln sie durchaus nicht in der Ära Cromwells. Als kulturelle Individuen sind sie Kinder dieser Zeit und als solche gut geschildert. Damit ist aber doch nicht vermieden, dafs der Roman geistig in zwei Hälften zerfällt: in die Allerweltsliebesgeschichte und in die politische Cromwell-Episode. Diese zwei Elemente sind sehr geschickt ineinander verschlungen, können aber nicht zu einer höheren Einheit verschmelzen.

Das Unorganische der Anlage zeitigt seine bösen Früchte: es verführt den Autor stellenweise zu äufserlicher Theatralik. Er sucht den Effekt des gutgestellten Bühnenbildes alter Schule. Über solch innere Unwahrheiten kann weder die historische Treue des virtuos gezeichneten Beiwerks hinweghelfen, noch kann damit die tiefdringende Charakteristik der Paradefigur Cromwells versöhnen.

Sichtlich überragt das Talent des Autors die Bedeutung seines Werkes. Solche Bücher erfreuen, wenn man sie als Vorläufer besserer aus derselben Feder fafst.

The Dark o' the Moon by S. R. Crockett (vol. 3573, 3574).

Über diesen Roman ist wenig zu sagen, denn er ist gut. Das dankt er der Echtheit seines Wesens, die auf der künstlerischen Reinheit des Autors beruht, der ungesucht-einfach schreibt und stimmungsvoll ohne Raffinement. Darum wirkt das Ganze intim, trotzdem es nichts 'Romantischeres' gibt als diesen Roman. Schon im Schauplatz: die stadtfernen Gaue von Schottland; dann in der Zeit: achtzehntes Jahrhundert, also für dort noch prächtiges Mittelalter; endlich in den Figuren: altstämmiger Bauernadel und Zigeuner, wie in den Vorgängen: Liebschaften ungleichster Paare, Verschwörungen, Aufstände, Schlachten in lärmendem Durcheinander. Und doch mutet das alles nur selbstverständlich an. Die hinwirbelnde Folge buntester Bilder empfindet man als Notwendigkeit, die exotischen Gestalten werden einem vertraut.

Dafür gibt es nur einen Erklärungsgrund: der Autor macht seinen Leser 'romantisch'. Er hat die Kraft, seine Stimmung zu übertragen. Der Leser wird zu seinem Sklaven und folgt ihm willenlos.

Allerdings ist es schwer, in Stimmung gebracht zu werden, und leicht, aus der Stimmung herauszufallen. Worin liegt nun die zauberische Macht unseres Autors? Ich glaube darin, dafs dieser Romantiker fürs Ganze in den Einzelheiten Realist ist.

Drei Momente kommen hierfür besonders in Betracht.

Wichtig ist vor allem die Rolle, die die Natur im Rahmen des Ganzen spielt. Sie ist nicht etwa Aufputz, also zufälliges Beiwerk, sondern wesentlicher Bestandteil. Weil konstruktiv und nicht dekorativ, be-

einflufst sie durch ihre Eigenart die Menschen. Eine reiche Fülle von ausgeführten oder andeutenden Schilderungen ist über den Roman hingebreitet, so dafs man nie den Zusammenhang mit der Natur verliert. Immer wirkt sie wahr, weil sie aus der Situation erwächst, lebendig, weil sie nur in den Besonderheiten der jeweiligen Erscheinung gezeichnet wird, und individuell, weil sie eine persönliche Stimmung zum Ausdruck bringt, ob nun der Autor selber oder eine seiner Figuren unter dem Einflufs der Szenen spricht. So gerät auch der Leser in den Bann der Naturschilderung dieses Romans.

Realistisch ist ferner die Zeichnung der Figuren. Sie sind entweder so reich individualisiert, dafs sie durchaus klar werden und in dieser Klarheit wie Altbekanntes wirken trotz der Neu- und Eigenartigkeit ihres Wesens, oder sie sind als soziale Gestalten so allgemein typisiert, dafs man auch sie als alte Bekannte fühlt trotz ihres befremdenden Kostümes. So gerät man im Handumdrehen mit allen Figuren auf du und du.

Endlich hat auch die Fabel ihre realistischen Züge. Als Ganzes genommen ist sie freilich allzu 'romantisch', sie starrt vor lauter Seltsamkeiten und Zufälligkeiten. Und doch wirkt sie nicht als 'gemacht'. Das bewirken die einzelnen Szenen. Sie sind — für sich betrachtet — lebensechte Bilder, in denen Fakten und Figuren sich wechselseitig begründen. So machen die realistischen Teilstücke der Fabel deren Romantismus glaubhaft.

Wie der Autor zu dieser künstlerischen Duplizität kommt? Weil er als wahrer Dichter Heimatskunst betreibt. Die Elemente seiner Dichtung liefert ihm die seit jeher vertraute, im Kern erkannte Umgebung. Dazu gehört das Natur- und Kulturleben der Heimat. Für die Elemente ist er Realist. Als Dichter aber gewinnt er die Herrschaft über den Stoff und wird in dessen phantasievoller Umformung zum Romantiker. Er beweist uns beides, weil er uns illusioniert. Wir vergessen uns selber während der Lektüre. Das bringt weder der blofse Realist zusammen, der am gefundenen Detail haftet, noch der reine Phantast, der nur Erfundenes bietet. Jener vermag zu interessieren, dieser zu amüsieren, nie verlieren wir aber unser 'Selbstbewufstsein'. Dieses raubt uns erst der echte Dichter, um uns um so reicher zu beschenken mit einem neuen Leben im Reiche seiner Kunst.

Innsbruck. R. Fischer.

Aug. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Reisland, 1902. 144 S.

Siebzehn Jahre liegen zwischen dem ersten Erscheinen der Westernschen 'Lautlehre' und dieser neuen Bearbeitung. Die phonetische Forschung hat in diesem Zeitraum alles andere als stillgestanden, und wenn sie hin und wieder auch unfruchtbare Blüten getrieben hat, so ist doch im ganzen unsere Einsicht in das Wesen der Sprachlaute eine bedeutend tiefere und klarere geworden. Western hat an den neu gewonnenen Ergebnissen nicht stillschweigend vorübergehen können, und so ist die vorliegende zweite Auflage seines Buches in der Tat eine 'gänzlich umgearbeitete'.

Ja, es will mir fast scheinen, als hätte der Verfasser sein Buch gründlicher umgestaltet, als es vielleicht nötig gewesen wäre. Western hat zunächst die allgemeine phonetische Einleitung der ersten Auflage weggelassen, 'da sich doch jeder mit den ausführlicheren darstellungen der phonetik bekannt machen [müsse]' (*Vorwort* S. III). Weggelassen sind ferner — was ich eigentlich bedauere — die Aussprachelisten der Eigennamen, sowie die Sprachproben am Schlusse des Buches; merkwürdigerweise läfst der Verfasser darüber kein Wort verlauten. Die phonetische

Lautbezeichnung der ersten Auflage hat Western aufgegeben; sie verstiefs allerdings gegen den Grundsatz 'Für jeden Laut nur ein Zeichen', empfahl sich aber durch grofse Deutlichkeit. Western bedient sich dafür jetzt im wesentlichen der Transkription des *Maître phonétique*, an der ich nur das eine auszusetzen finde, dafs die betonten Silben (allem Herkommen zuwider) durch einen vorgesetzten Akzent bezeichnet werden, z. B. (prö-'djuws) vb., S. 2, (dʒuw'lai) S. 8, (fö'netiks) S. 18, (in'veləp) S. 59, (ai'diə) S. 60, (prai'mijvl) S. 61, (kɔz'metik) S. 115 usw. Neu hinzugekommen ist in dieser zweiten Auflage ein Abschnitt 'Geschichtliches', der über die mittelenglische Orthographie und die spätere Entwickelung des Vokalsystems handelt (S. 29—41). Endlich ist zu erwähnen, dafs die nordenglische und die amerikanische Aussprache durchgehends eine stärkere Berücksichtigung gefunden haben.

Im einzelnen habe ich zu bemerken: S. 3. Die Bedeutung der Gröfse des Kieferwinkels überschätzt Western doch wohl etwas; vgl. Sievers' *Grundzüge der Phonetik*[5] §§ 41, 238, und Storm, *Englische Philologie* I[2] 96 f. — S. 5. Dürfen die Bezeichnungen 'geschlossen' und 'narrow', 'offen' und 'wide' einander ohne weiteres gleichgesetzt werden? Leider läfst sich Western auf die 'vielumstrittenen Ausdrücke' 'narrow' und 'wide' überhaupt nicht näher ein. — S. 8. Mit der Beschreibung des *uw*-Diphthongs etwa in *rude* bin ich nicht ganz einverstanden. Ich halte den ersten Bestandteil nur für halboffen; ferner scheint mir, dafs der Zungenrücken beim Übergange zu dem *w*-Element eine, wenn auch minimale Hebung gegen das Velum erfährt, wogegen nach Western 'während der Dauer des Lautes ... die Zunge in derselben Stellung verharrt'. Schliefslich dürfte es zu viel gesagt sein, dafs sich die Lippen bei der Bildung dieses *w*-Elementes 'bis zur Friktion' zusammenzögen. — Vorgeschobenes ('mixed') *uw* ist in haupttonigen Silben nicht blofs in der Verbindung *juw* anzutreffen, wenngleich es hier am häufigsten sein mag; die Tendenz geht im Südenglischen überhaupt dahin, die reine *back*-Qualität der ersten Komponente durch die 'gemischte' zu ersetzen. — S. 9. Der Vokal in engl. *saw* soll sich nach Jespersen nur dadurch vom *o* in frz. *tort* unterscheiden, dafs bei ihm die Zunge weiter zurückgezogen sei. Aber der englische Laut ist auch tiefer als der französische; jener ist Sweets low-back-narrow-round, dieser gewöhnlich mid-mixed-wide-round. — S. 14. Das nordenglische *a* in *man*, *map* hält Western im Anschlufs an Lloyd mit dem *a* in frz. *patte* für identisch. Ich habe es jedoch auch mit dem Klange des kurzen *a* der deutschen Bühnenaussprache, also frei von jeder palatalen Beimischung, gehört. — S. 20. Stärker als im Anlaute, meint Western, sei die Aspiration der englischen Tenues im Auslaute, 'wo sie kaum von der deutschen verschieden ist'. Dagegen vgl. Sweets *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* S. XX: 'In der regel wird die tonsilbe nicht mit gleichmäfsiger tonstärke hervorgebracht, sondern es findet ein abnehmen des expirationsdrucks statt. In *kætt* "katze" z. B. ist das *t* entschieden schwächer als das *k*, obwohl nicht so schwach wie etwa im deutschen *hat*.' Ebenso *Primer of Phonetics*[2] § 104, 126a. — S. 22. Dafs 'gleichzeitig mit dem (h) die mundstellung des folgenden vokals eingenommen' werde, scheint für das Englische nicht ganz ausgemacht; vgl. Scriptures *Elements of Experimental Phonetics* S. 276. Die von Western beanstandete Bezeichnung der *h*-Laute als 'stimmloser Vokale' empfiehlt sich auch aus dem Grunde nicht, weil stimmhafte oder halbstimmhafte *h*-Laute vorkommen; s. Sievers' *Grundzüge der Phonetik*[5] § 283.[1] — S. 23.

[1] Einen derartigen h-Laut glaube ich vereinzelt im Englischen selbst beobachtet zu haben; z. B. zwischen Tenuis aspirata und Vokal in *two*. Während hier in der Regel die stimmlose Aspirata dem folgenden Vokal einen Teil seines

Wird beim deutschen š (sch) der kesselförmige Raum wirklich nur vor der Artikulationsstelle gebildet? Eine Mitwirkung der Lippen bei der Modifikation des spezifischen Geräusches wäre übrigens auch ohne Labialisierung möglich; Sievers § 336. — S. 26. Der Wegfall des *p* in *empty* (ae. æmetig!) ist nicht mit dem des *k* in *asked*, des *t* in *next door* usw. auf eine Stufe zu stellen. — Daſs die von Western erwähnte Unterdrückung des *t* in *I don't know* schon dem 18. Jahrhundert ganz geläufig gewesen ist, lehrt der folgende Passus aus *Anmerkungen und Erinnerungen über Herrn Professor Morizen's Briefe aus England, von einem Deutschen, der auch einmal in England gewesen ist* (Göttingen, 1785) S. 41: 'I don't know .. klingt Ei doh noh. Eigentlich sollte es gelesen werden: Ei dohnt noh. Man empfindet aber selber, wenn man's ausspricht, daſs das *t* nicht gut über die Zunge will. Deshalb hat man's in der geschwinden Sprache ganz ausgelassen, und fast scheint es, auch das *n* verliert sich.'[1] — S. 33. Die Rundung des *a* > *o* in *was, warm* usw. ist gewiſs mehrere Dezennien vor dem Ende des 17. Jahrhunderts erfolgt. Genau genommen ist es übrigens nicht bloſs eine Rundung, sondern auch ein Zurückziehen der Zunge von der *front-* zur *back*-Stellung, da anscheinend bereits von dem ne. Lautwert æ (nicht a, wie Western schreibt) ausgegangen werden muſs. — Me. *ende* als Beispiel für kurzes betontes *e* ist nicht glücklich gewählt, da in diesem Worte me. meist ē gegolten hat. — S. 34. Für *pening* (Z. 3) ist die Form *peni* einzusetzen. — Me. *chēse* 'Käse' darf nicht mit *yeer, breeth, meel* in eine Reihe gestellt werden; in diesen drei Wörtern galt im Me., wie schon die heutige Schreibung zeigt, langes offenes e. — Das Wort *werk* sollte im Me. langen offenen *e*-Laut gehabt haben?? — Der Wandel von *ĕ* in geschlossener Silbe vor *r* > *a* begegnet sporadisch schon im 14. Jahrhundert. — S. 36. In der Verbindung *-iht* ist das *h* doch nicht erst im 16. Jahrhundert geschwunden! — S. 37. Der Übergang von *wǭ* > *(w)ǭ* ist schon früher erfolgt als im 15. Jahrhundert. — Der heutige ǫ-Laut in *more, roar* usw. darf nicht mit dem me. ǭ dieser Wörter identifiziert werden, da er erst in moderner Zeit aus ō (Walkers ó) entwickelt ist. — S. 40. Das *au* in *caughte* hat sich nicht erst im 16. Jahrhundert gebildet, sondern ist bereits mittelenglisch. — S. 41, Z. 12 l. *āgan* für *āh*. — S. 48. Der *æ*-Laut in ne. *swam* hängt nicht mit dem *-m* zusammen, wie die Fassung der Westernschen Regel anzudeuten scheint, sondern beruht auf analogischem Einflusse der *æ*-Präterita (*began, drank, sang, sank, sprang* usw.). — S. 49. Bei *scald* (Z. 11) war die Bedeutung anzugeben. Warum ist übrigens *scald* 'verbrühen' nicht berücksichtigt worden? — S. 51. Das Wort *variation* hat in der ersten Silbe doch wohl eher (ɛə) als (æ). — *bass* 'Barsch' wird auch (bās) gesprochen, *bass* 'Matte' auch (bæs). Nur mit (æ) habe ich auch in Südengland den Namen der bekannten Firma *Bass* aussprechen hören. — S. 52. Für *chastise* ist *chastisement* oder *chastity* einzusetzen; wenigstens kenne ich das Verbum (im heutigen Englisch) nur mit dem Akzent auf der zweiten Silbe. — Daſs die Wörter *bast* und *pasture* auch in Südengland immer (æ), d. h. nie (ā) haben, scheint mir zuviel gesagt. — Neben (kwāf) und (wāft) stehen auch die Aussprachen (kwɔf) und (kwæf), (wɔft)

Stimmtons entzieht, scheint gelegentlich umgekehrt der Hauch zwischen Verschluſslaut und Vokal unter dem Einfluſs dieses letzteren in seinem zweiten Teile mehr oder weniger stimmhaft zu werden (Sievers weist *Phonetik*[5] § 442 ähnlich gebildete Tenues aspiratae mit stimmhaftem Hauch aus einem armenischen Dialekte nach).

[1] Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen Druckfehler berichtigen, der sich in meine Notiz über die Aussprache von *neither* (*Archiv* CXI, 179) eingeschlichen hat: anstatt 'Küttner' ist 'Hüttner' zu lesen.

und (wæft). — S. 56. Für *Gaelic* gibt Western (im Anschlufs an Storm, *Englische Philologie* I² 378?) als schottische Aussprache (gēlĭk) an. Dagegen erklärt Sütterlin (*Litbl. f. germ. u. rom. Philol.* 1903, 234), er habe das Wort in Schottland durchgehends nur dreisilbig (gă-e'lik) sprechen hören. — S. 60. *predecessor* hat heute gewöhnlich (ij), nicht (e) in der ersten Silbe. — Z. 15 ist für altfranzösisch anglofranzösisch zu lesen. — S. 61. Hier hätte auch das Paar *Reformation* (ref-) und *re-formation* (rij-) Erwähnung verdient. — S. 64. Die Aussprache von *beard* als (biəd) ist durchaus lautgesetzlich (spät-ae. béard, me. bērd) und nicht eingeführt, 'um zusammenfall mit *bird* ... zu entgehen'. — S. 66. Die Etymologie von *dixen*, das übrigens auch mit der Aussprache (dizn) vorkommt, ist kaum zweifelhaft. — S. 68, Z. 7 l. 'mittelenglischem' statt 'französischem'. — S. 69, Z. 7 l. (hŏ'raizn) für (ŏ'raizn). — S. 70. *fieldfare* hat doch auch häufig die Aussprache (fijldfεə). — S. 72. Auch bei *process* zeigt die erste Silbe Schwanken zwischen (ou) und (ɔ). — S. 73. Das Verbum *to grovel* ist nicht (alt-)englischen Ursprungs, die Herkunft von *hovel* wird besser als unsicher bezeichnet. — *October* ist nicht französisches Lehnwort. — S. 87, § 156 füge hinzu *topsail* (tɔpsəl, tɔpsl). — S. 94. *desolation* kenne ich nur mit stimmlosem *s*. — S. 97. Für 'Verstummung' (ein allerdings auch von deutschen Autoren gebrauchtes Wort) würde ich lieber 'Verstummen' sagen. — Unbetontes -*y* hat gelegentlich dialektisch einen anderen Lautwert als (ĭ); bekannt ist schottisch *vera* für *very*. — S. 100. *Parliament* darf nicht mit *marriage, extraordinary* usw. in eine Reihe gestellt werden, da es schon me. *parlement* heifst. — S. 102. *Sceptic* hat nach Western als 'gelehrtes' Wort (sk). Warum hat aber z. B. *isosceles*, das doch gewifs nicht minder ein gelehrtes Wort ist, nicht (sk), sondern (s)? — S. 103. Die Gleichsetzung von *school* und ae. *scōlu* (?), *scholar* und ae. *scōlere* ist unstatthaft. — S. 103. Was soll *schedule* unter § 188, 3? — S. 104. Das *d* in Wörtern wie *judge, hedge, bridge* usw. kann nicht schlechthin als überflüssig bezeichnet werden, da bei seinem Fehlen die Kürze des Vokals unausgedrückt bliebe; vgl. J. Walkers *Principles of English Pronunciation* § 375. — S. 106. *wh* ist im Schottischen ein stärkerer spirantischer Laut als 'stimmloses *w*'. — S. 108. Bei *ng* hätte auch *nightingale* Erwähnung finden können, das von einigen nicht mit (ŋg), sondern (n·g) gesprochen wird.[1] — S. 113. *Purse* ist nicht Wiedergabe von frz. *bourse*; für *transe* wird jetzt gewöhnlich *trance* geschrieben. Für *absent, dense, paradise* ist es nicht nötig, französische Vermittelung anzunehmen. — Den Beispielen für stimmloses *s* hätten auch *chouse, douse* und *rinse* angereiht werden können. — S. 114. Ne. *lose* hat nicht die Form von [ae.] *losian*; vgl. ne. *hose, nose, rose* mit (ou) < ae. *ŏ*-. Möglicherweise genügt es, ein leōsan für -lēosan anzunehmen. — S. 116. Das sb. *refuse* hat den Akzent doch auf der ersten Silbe! — S. 120. *Exaltation* lautet mit (ĕgz-), nicht mit (ĭgz-) an, da die erste Silbe einen deutlichen Nebenton trägt.

Es versteht sich, dafs diese Ausstellungen und Bemerkungen, die ja zum Teil nur eine abweichende Meinung zum Ausdruck bringen sollen, in keiner Weise darauf abzielen, die Brauchbarkeit des bewährten Buches in Zweifel zu ziehen. Auch in dieser neuen Gestalt wird es jedem, der sich um eine tiefere Kenntnis der modernen englischen Aussprache bemüht, gute Dienste leisten. Hoffen wir, dafs eine dritte Auflage der '*Englischen Lautlehre*' nicht so lange auf sich warten läfst, wie es diese zweite getan hat!

Halle a. S. Otto Ritter.

---

[1] Vgl. englisch (ben·gōl) gegenüber dtsch. (beŋgālən), (melənkoli) gegenüber dtsch. (melaŋkolī) usw.

The Espurgatoire saint Patriz of Marie de France with a text of the latin original by T. Atkinson Jenkins, associate professor of french philology. Chicago, the University of Chicago press, 1903. 95 S. 4. (The University of Chicago founded by John D. Rockefeller. The decennial publications. Printed from volume VII.)

Ungefähr zu derselben Zeit, da durch die Herren Jeanroy und Vignaux zum erstenmal die provenzalische Prosawiedergabe des lateinischen Berichtes über des Ritters Owen Erlebnisse in der Höhle des h. Patricius veröffentlicht worden ist, ist unter vorstehendem Titel zum drittenmal die von Marie de France herrührende gereimte altfranzösische Übersetzung der nämlichen Erzählung[1] gedruckt worden. Obgleich diese altfranzösische Dichtung in keiner anderen Handschrift als derjenigen der Pariser Nationalbibliothek vorliegt, aus der 1820 Roquefort sie zuerst herausgegeben hat, so erscheint sie doch jetzt in einer Gestalt, die nicht wenig verschieden ist von der, in welcher man sie damals kennen gelernt hatte, mehrfach auch abweichend von der Form, die Herr Jenkins 1894 dem Texte gegeben hat. Die Besprechungen, die G. Paris und Warnke der Erstlingsarbeit des jungen Amerikaners gewidmet haben, die Arbeiten des deutschen Gelehrten über Marie und ihre Sprache sind der neuen Ausgabe zustatten gekommen, nicht minder die genaue Vergleichung mit derjenigen Fassung des lateinischen Urtextes, die der französischen am nächsten zu stehen schien und jetzt neben dieser zum Abdruck gebracht ist, während eine zweite am Schlusse der Veröffentlichung ihre Stelle gefunden hat. Die lateinische Schrift ist unter den zahlreichen gleichartigen, die uns geblieben sind, sicher eine der unbedeutendsten, am wenigsten zu ergreifen geeigneten; kaum irgendeinmal hat der Verfasser nötig gefunden, eine Beziehung zwischen Art der Verschuldung und Art der läuternden Pein anzudeuten; kaum einmal kommt der Ritter, dem doch zu seiner eigenen Besserung der Einblick ins Jenseits gegönnt wird, zu mehr als einer flüchtigen Anschauung von allerlei Schrecknissen, von denen andere heimgesucht sind, und so oft irgend eine Gefahr ihn persönlich zu bedrohen scheint, genügt ein bloſses Aussprechen des Namens Jesu, damit alles Beängstigende verschwinde. Marie hat vor ihrer Vorlage, wie es scheint, zu viel ehrerbietige Scheu empfunden, um sich irgend, ausführend oder gar umgestaltend, von ihr zu entfernen, und so ist denn ihr *Espurgatoire* sicher ihr am wenigsten anziehendes Werk, ob eine Arbeit tastender, den eigenen Füſsen noch gar nicht trauender Jugend oder ermatteten Alters, mögen andere entscheiden. Schwerlich würde dem Gedichte die Ehre dreimaliger Ausgabe widerfahren sein, hinge es nicht am Schlepptau weit besserer Leistungen. Jetzt liegt es in einer Gestalt vor, bei der man sich im ganzen wird beruhigen können; denn über die Abweichungen in der Schreibweise wird man mit dem Herausgeber um so weniger rechten wollen, als er über jede einzelne peinlichst Rechenschaft gibt. Auf einige Stellen allerdings, wo sein Text mich nicht befriedigt, möchte ich hinzuweisen mir erlauben. Vom lateinischen Texte, wo manche unverkennbare Schreibfehler zu berichtigen angemessen gewesen wäre (S. 10 neben Z. 50 *anglorum* für *angelorum,* S. 14 neben Z. 192 *chorustaret* für *choruscaret,* S. 21 neben Z. 446 *preceptis* für *perceptis* u. dgl.), sehe ich ab. 66 Das überlieferte *par revelacium D'autres e par avisiun* durfte nicht angetastet werden. — 242 Die Grammatik duldet nur *seit,* wo hier *est* steht. — 297 *Icels choses* ist wohl nur Druckfehler für *Itels ch.* — 303

[1] Verschiedene gereimte Wiedergaben des nämlichen Berichtes, die auf andere französische Verfasser zurückgehen, findet man durch P. Meyer verzeichnet in *Notices et extraits* Bd. XXXIV 1 S. 238 ff.

uns lius guastez als Apposition zu *En un desert* ist auch mir verdächtig, wenn es nicht ein Plural sein soll; ist es dies, dann ist der darauf folgende Relativsatz *Qui de gent n'ert pas habitez* eben auf *desert* bezogen. *Qui de gent n'erent habitez* könnte man allenfalls auch schreiben, da prädikative Adjektiva oder Partizipia neben *estre* hier sehr oft in Akkusativform erscheinen. — 319 *Tut serreit nez* ('rein') ist kein gutes Altfranzösisch; gleiches gilt von *tut vis* 849, *trestut ardanz* 1149. — Nach 360 mufs ein Punkt stehen. — 535 *deu* scheint mir vor *licence* nicht fehlen zu dürfen; dagegen kann *ço* auch nach Präposition vor Vokal sein *o* verlieren; vgl. Chaitivel 225. — 558, 1041 usw. Von der Richtigkeit der Schreibung *des i que* werde ich mich wohl nie überzeugen. — 591 *priurs*. — 594 *le sermuna*, wie die Handschrift hat, konnte sehr wohl bleiben. — 656 *Or s'ert armez en tel mesure Dunt li diables n'ëust cure* ist gerade das Gegenteil von dem, was Marie sagen mufs. Es ist zu schreiben *Dunt de diables*, wobei der Relativsatz, wie sehr oft, konsekutiven Sinn hat: 'in solcher Weise, dafs er (Owen) um Teufel sich nicht zu kümmern brauchte'. — 689 Nach einem Punkt darf ein Satz nicht mit *Fu fait* beginnen; man schreibe *Faiz fu*. — 704 Für *cil oevre* ist zu schreiben *cele* oder *tel o*. — 707 Das Komma mufs nach statt vor *simplement* stehen. — 720 Für *par sun bunté* setze man *par sa b.* — 733 Dafs man einmal *multitudine* geschrieben findet, ist weniger überraschend, als dafs es fünfsilbig ist; bei Benoit weist Godefroy die Form öfter nach, aber nur viersilbig. — 959, 961 Mit *voillez* der Hs. kann nur der Indikativ *volez* gemeint sein. — 1007 *Crapoux* der Hs. darf man nicht zu *crapux* ändern, seine letzte Silbe hat den auf *ol* beruhenden Diphthong. — 1053 ff. ist mir auch nach der vom Herausgeber vorgenommenen Änderung unverständlich. Vielleicht hat die Dichterin gesagt: *cum mal deit dé servir Qui itel peine deit suffrir!* — 1071 *le* darf nicht fehlen; eher vertausche man *menerent* mit *meinent*. — 1077 Ich würde vorziehen *E si i aveit mulz*. — 1084 Schreibe *A* für *Od*. — 1093 Dafs der Satz mit dem tonlosen Adverbium *en* beginne, ist ausgeschlossen; vielleicht *E*. — 1118 Die dem Verse fehlende Silbe gebe man ihm in einem ihn eröffnenden *E*; das Pronomen *il* müfste hinter dem Verbum stehen. — 1315 Schreibe *fust* für *fu*. — Nach 1354 nur ein Komma. — 1441 *vit* ist nicht zu verstehen; schreibe *sunt*. — 1456 Es fehlt die Negation. — 1510 Ein *i* ist vor jedem der beiden Verba ganz müfsig, ebenso 1538; dazu kommt, dafs *qu'i unques furent* eine durchaus unmögliche Wortfolge ist. — 1515 *Tute*. — 1618 *purprin* scheint doch auf *vestëure* bezogen werden zu müssen, sollte also *purprine* lauten. Vielleicht darf man schreiben *Li un l'orent tute d'or fin, Li altre vert u de purprin.* Manche Farben bezeichnende Adjektiva werden zu männlichen Substantiven und bezeichnen dann einen Kleiderstoff der vom Adjektiv bezeichneten Farbe; *purprin* kenne ich allerdings so gebraucht sonst nicht. — 1680 Ich schlage vor *e t'i aferma Si que tu pöis endurer Les granz turmenz*. — 1714 Änderung ist nicht zu umgehen, aber welche? — 1756 *cum bien* im Sinne von *quamdiu* schreibt man besser als einziges Wort. — 1849 *revendrez* ohne *vus*. — 2006 *en* ist wohl nur ein Druckfehler für *e*.

Berlin. **Adolf Tobler.**

Dr. Gustav Pfeiffer †, Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1902. VIII, 108 S.

Herr Professor Gröber hat durch die Veröffentlichung dieser nachgelassenen Schrift von G. Pfeiffer dem zu früh Verstorbenen ein schönes Denkmal gesetzt, sich selbst aber grofsen Dank verdient. Sicherlich 'wird das in lexikalischer Form zusammengestellte Material willkommen geheifsen werden', tatsächlich stellen die vorausgeschickten Erörterungen dieses Ma-

terial 'unter brauchbare, zum Teil interessante Gesichtspunkte und werden veranlassen, dem vernachlässigten Gegenstand allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden.' Rezensent darf sagen, daſs er schon seit geraumer Zeit dem Gegenstand Aufmerksamkeit entgegengebracht hat; er will aber unter den obwaltenden Umständen nur einige Bemerkungen mehr allgemeiner Natur machen, um auch nach seinem Vermögen vielleicht dazu beizutragen, das Interesse weiterer Kreise auf das inhaltsreiche Buch des Verfassers und die behandelte Frage zu lenken.

G. Pfeiffer hat mit Erfolg versucht, seine Arbeit auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. In diesem Bestreben schickt er der lexikalischen Übersicht (S. 66—108) eine Reihe sprachwissenschaftlicher Erörterungen voraus, und zwar behandelt er im ersten Kapitel (S. 1—6) den Akzent, im zweiten die Lautlehre (S. 6—41), im dritten die Volksetymologie (S. 41—48), im vierten den Bedeutungswandel (S. 49—57) und gibt im fünften Kapitel eine interessante kulturhistorische Skizze (S. 57 bis 65). Was das erste Kapitel anbetrifft, so kann Rezensent nicht einsehen, daſs in bezug auf den Akzent die Lehnwörter der älteren Zeit anders behandelt worden seien als die der Neuzeit. Auch bei den germ. Lehnwörtern bleibt im allgemeinen der Akzent, wenn eine leichte Ableitungssilbe folgt, und wird auf die Ableitungssilbe verlegt, wenn diese schwer ist. Eine Lautlehre moderner Lehnwörter zu schreiben, hat seine groſsen Schwierigkeiten; das ist dem Rezensenten bei der Bearbeitung der französischen Lehnwörter im Niederdeutschen besonders deutlich geworden. Um so lieber erkennt er an, daſs G. Pfeiffer in seiner Lautlehre geleistet hat, was überhaupt geleistet werden konnte. Nur scheint es, als ob er in seinem Bemühen, möglichst wissenschaftlich zu verfahren, zuweilen über das Ziel hinausgeht. Lautgesetze, die für ältere Sprachperioden gegolten haben, dürfen doch nicht so ohne weiteres auf junge Lautveränderungen übertragen werden, wie es geschieht, wenn das Verstummen der Endkonsonanten in *canapsa*, *colza* dem Schwund des *t* in *amé* < *amatum* (S. 5), der Wandel des *b* > *v* in *havresac*[1] dem in *cabra* > *chèvre* gleichgestellt (S. 29) und bei *touer* < *tow* auf *ouir* < *audire* verwiesen wird (S. 38). Des Verfassers Zurückhaltung dem Wirken der Volksetymologie gegenüber erklärt sich wohl auf gleiche Weise. Wohl aber hat er ganz recht, wenn er sagt, bei volksetymologischen Umdeutungen gehe der menschliche Geist völlig reflexionslos zu Werke und lasse sich rein vom Instinkt leiten (S. 43). Und echt wissenschaftlich ist er verfahren, wenn er sich nicht damit begnügt hat, das gemeindeutsche Grundwort anzugeben, sondern sich bemüht und oft mit Erfolg bemüht hat, das dialektische Grundwort aufzufinden, das dem französischen Worte unmittelbar zugrunde liegt.[2] In *Herrigs Archiv* CVII, 205 f. ist darauf hingewiesen worden, wie wichtig dieser Grundsatz für die Beurteilung der deutschen Elemente im Rätoromanischen ist.

Mit Recht reiht der Verfasser unter die neugermanischen Bestandteile Lehnwörter vom 15. Jahrhundert an, und mit Recht zählt er anderseits zu ihnen die zahlreichen englischen Eindringlinge aus dem letzten Jahrhundert. Mit dem 15. Jahrhundert beginnt ja für Frankreich nach

[1] Für die Erklärung des *v* in *havresac* genügt doch die Tatsache, daſs auf dem gesamten niederdeutschen Gebiet westgerm. *b* zwischen Vokalen eine Spirans geblieben ist. Das *f* im hd. *Hafer* stammt ja auch aus dem Niederdeutschen.

[2] Wenn u. a. *boulevard* dabei auf schweiz. *bolwerk* zurückgeführt wird, weil die Klangfarbe des aleman. *e* oft an *a* grenze, so ist das sicher nicht richtig. Die älteste Form heiſst ja *boulev-ert*, und *-ert* konnte bei der hellen Klangfarbe des franz. *a* sehr wohl mit *-ard* unmittelbar vertauscht werden. Auch gibt es ja niederdeutsche wie französische Mundarten, die *e* vor *r* > *a* wandeln.

einer langen Zeit des Stockens ein neuer Zufluſs von deutschem Sprachgut. Gerade aber bei diesen ältesten Wörtern der neuen Schicht wäre gröſsere Vollständigkeit erwünscht gewesen. So vermiſst man bei den Namen der vierfüſsigen Tiere, die in Frankreich eingewandert sind, ungern den *aurochs* und den *élan;* für die Behandlung von ndl. *sch* wäre *bransqueter* (= *rançonner*) < ndl. *brandschatten* sehr lehrreich gewesen, und *fifre* hätte ein weiteres hübsches alem. Beispiel abgegeben. Die Liste der neuengl. Lehnwörter ist besonders reichhaltig. Daſs auch sie noch nicht vollständig ist, ersieht man schon durch eine Vergleichung mit der im *Dictionnaire général* von Hatzfeldt-Darmesteter-Thomas aufgestellten Liste (*Traité* etc. § 8; vgl. auch Heller, *Zs. f. frz. Spr. u. Lit.* XIII, 242).

Gerade bei diesen englischen Lehnwörtern zeigt sich, wie notwendig es ist, die neueren französischen Wörterbücher mit zu Rate zu ziehen. Noch besser wäre es freilich, den Stoff im Lande selbst zu sammeln. Dann erst lieſse sich mit Sicherheit feststellen, welche Wörter reine Buchwörter sind, welche Wörter in die Gemeinsprache aufgenommen sind, welche Wörter nur von den Gebildeten oder vom ganzen Volke oder nur von den unteren Schichten gebraucht werden. Das ist wichtig für die Auffassung und die Entwickelung der entlehnten Wörter. Das Volk nimmt seine Wörter von Ohr zu Ohr auf, und mehr als alle anderen sind sie Umbildungen und Angleichungen unterworfen (vgl. *beaupré, choucroute*). Bei literarischen und wissenschaftlichen Wörtern aber hat die Orthographie oft Einfluſs auf die Aussprache (vgl. *budget, rail*). Es ist auch nicht gleichgültig, ob die Fremdwörter nichts als Bezeichnungen ausländischer Einrichtungen sind (z. B. *amman, landwehr, landsturm*), ob sie ihr kurzes Dasein dem geistreichen Einfall eines Schriftstellers verdanken (z. B. *bismarquer*) oder etwa dem Umstande, daſs ein Schriftsteller längere Zeit im Auslande selbst zugebracht hat, wie Bourget in England. Sicherlich ist Pfeiffer an eine schwierige Aufgabe herangegangen, und ist es auch eine wehmütige Freude, so ist es doch eine Freude, anzuerkennen, daſs er sie mit Geschick gelöst hat.

Friedenau. E. Mackel.

D. C. Hesseling, Les mots maritimes empruntés par le Grec aux langues romanes. (Verhandelingen der Koninklijke Akad. van Wetensch. te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel V, No. 2.) Amsterdam, Joh. Müller, 1903. 1 Bl., 38 S.

Die vorliegende kritische und reiche Sammlung der italienischen Lehnworte in der neugriechischen Seemannssprache verdient die Aufmerksamkeit aller Romanisten, weshalb ihr an dieser Stelle einige Worte gewidmet seien. Um den zahlreichen romanischen Wörtern des Neugriechischen — man nimmt an, daſs davon noch nicht der vierte Teil gesammelt ist — beizukommen, hält der Verfasser es für zweckmäſsig, sich auf bestimmte Begriffskategorien zu beschränken, und hat als Illustrierung seiner Methode die Seemannswörter gewählt. Auf Grund mehrerer Spezialwörterbücher, die er auf S. 5 f. aufzählt, sowie der bereits in den Sammlungen von Gustav Meyer, Pernot, Kretschmer und dem Referenten enthaltenen nautischen Ausdrücke[1] ist es Hesseling gelungen, deren etwa 450 zusammenzubringen, soweit ihre Etymologie gesichert erscheint (S. 14—34), wozu noch etwa 40 kommen, deren Ursprung dem Verfasser noch nicht klar ist (S. 35—38). Es sind uns also, wenn man die in den erwähnten Sammlungen abzieht (258), gegen 200 bisher nicht allgemein zugängliche Wörter erschlossen worden, eine Zahl, die den gewaltigen Einfluſs der

[1] Siehe die Literaturangaben bei Hesseling S. 3 Anm. 1 und 2.

venetianischen Seeherrschaft auch im östlichen Mittelmeerbecken widerspiegelt, selbst wenn man weifs, dafs die meisten dieser Wörter nur noch in Dialekten erhalten sind. Wichtig ist auch, dafs einige dieser Lehnwörter nur noch im Griechischen vorkommen: *scappavia*, das Fincati, *Dizionario di Marina* p. 49, nur aus einem Verzeichnis der Flotte Ferdinands III. von Neapel kennt, *τρίγκος*, das im Italienischen nur noch in der Ableitung *trinchetto* vorkommt, und *φιλάρω* (filare), das im Italienischen eine andere Bedeutung hat. Der letztere Fall ist nun allerdings kein hinreichender Grund, eine sonst einleuchtende Etymologie abzulehnen, denn ein Wort kann bei seinem Übergang zu einem fremden Volke sehr wohl seine Bedeutung verändern. Die Beziehung der Semasiologie für die Etymologie hat Hesseling überhaupt nicht genügend gewürdigt, obwohl sie psychologisch höchst wertvoll ist.[1] Ja, er hat sich in der Liste der noch nicht sicher erkannten Wörter öfter verleiten lassen, ein Wort als unsicher anzusehen, wenn die Bedeutung im Griechischen scheinbar der im Romanischen widerspricht. Das gilt z. B. von *βιάροι*, *γούργουλα*, *κόβα*, *μαρα βίλια*, *μπάρα*, *μπόμπα*, *παστίδο*, *πουργάδα*, *ρέλια*, *σουρβετάρω*, wo dem Verfasser überall *'le rapport sémasiologique'* fehlt. Nun mufs man aber gerade bei Lehnwörtern, wo die Beziehung zwischen Begriff und Ausdruck viel lockerer ist als bei einheimischen Wörtern, auch mit einer weit stärkeren Apperzeptionstätigkeit rechnen, die oft die wunderlichsten Wandlungen der Bedeutung zustande bringt. Man mufs sich da möglichst an die Anschauung halten. Ferner mufs man nicht vergessen, dafs viele Mittelglieder zwischen den uns bezeugten Ausgangs- und Endpunkten der Entwickelung verloren gegangen sein können, so dafs es oft schwierig ist, deren Weg zu verfolgen. So lange überhaupt nicht mehr Vorstudien über den Bedeutungswandel von Lehnwörtern vorliegen, darf man sich bei der Bestimmung der Etymologie auch nicht zu ängstlich an die ursprüngliche Bedeutung halten. Wenn H. z. B. Bedenken trägt, neugriech. *γούργουλα* von ital. *gorgoglio* abzuleiten, weil jenes den unteren, breiteren Teil des Ruders, dieses dagegen den Kornwurm bezeichnet, so sind das zwei Begriffe, die sich auf den ersten Blick schwer in Einklang bringen lassen. Wenn man aber bedenkt, dafs die Griechen ein Wort für Schiff haben, das ursprünglich 'Krabbe' bedeutet, so wird man schon nachgiebiger, und wenn man vollends die merkwürdigen Bedeutungen ins Auge fafst, die romanische und lateinische Worte nach dem Verzeichnis von G. Meyer im Neugriechischen ergeben haben, so wird man überhaupt davon ablassen, den Bedeutungswandel als ein Kriterium gegen die Etymologie gelten zu lassen. Einige Beispiele mögen das erläutern. Von lat. *burdus*, ital. *bordone* ist ein neugr. *βορδοι άρι(ς)* gebildet, welches bedeutet: Maultiertreiber, dummer Mönch, Stab, Dachbalken, während das italienische Wort nur 'Pilgerstab' heifst (vgl. G. Meyer, *Neugriechische Studien* IV, 19). Oder ital. *pezza* bedeutet im Neugriech. aufser Haut noch: Kruste, Äpfelschale, Tuch, Handtuch; das Deminutiv *πετσί(ον)*: Faden, sowie eine Münzart (G. Meyer a. a. O. S. 70). Ital. *zamba* = Pfote hat im Neugr. die Bedeutungen: Perlenschnur, das Deminutiv: 'Traube' oder 'Schnur getrockneter Feigen' (ebd. S. 91). Das ital. *saracco*, 'Handsäge', bezeichnet im Neugr. den Holzwurm sowie Wurm überhaupt (auch Käsemade), offenbar weil er das Holz zernagt (ebd. S. 79 f.).

Nach diesen Fällen sehe ich nun gar nichts Auffallendes darin, wenn ital. *cora*, 'Garbe', im Neugr. als 'Takelwerk' erscheint; die zusammengebundenen Stricke können sehr wohl zu der Übertragung Anlafs gegeben haben. Wenn H. (S. 36) neugr. *μπάρα*, *'poulie de retour'*, zweifelnd zu

[1] Diese Frage war z. B. Gegenstand prinzipieller Auseinandersetzungen zwischen Schuchardt und Thomas in der *Zs. f. rom. Philol.* XXVI 385 ff.

ital. *barra* stellt, aber hinzufügt: En Italien le mot barra ne signifie jamais *'poulie'*, so ist auch das nicht stichhaltig; denn wenn eine Radwinde auch keine Schranke ist, so kann das Gestell, an dem sie angebracht ist, sehr wohl aus der italienischen Bedeutung erklärt werden. In vielen Fällen weifs ich freilich mit den Bedeutungswandlungen auch nichts anzufangen, aber das liegt, wie gesagt, an unserer mangelhaften Kenntnis, im speziellen wie im allgemeinen, und es scheint mir jedenfalls nicht statthaft zu sein, eine formell gesicherte Etymologie wegen der scheinbar unmöglichen Bedeutungsentwickelung preiszugeben. Es wäre vielmehr höchst wünschenswert, wenn sich ein Romanist dieser von H. als unsicher bezeichneten Wörter annähme und überhaupt die inneren Wandlungen der romanischen und auch der lateinischen Worte im Neugriechischen zum Gegenstand einer besonderen Studie gemacht würden. Hier ist ein Gebiet, auf dem Romanisten und Neogräzisten erfolgreich zusammenarbeiten könnten.

Berlin. Karl Dieterich.

Le Théâtre français au moyen âge, par Johan Mortensen, docteur ès lettres, maître de conférences à l'Université d'Upsal. Traduit du suédois par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Paris, Picard, 1903, in -12. Fr. 3,50.

Le livre de M. Mortensen (*Medeltits dramat i Frankrike*, 1899), que M. Philipot vient de traduire en français et qu'il a fait précéder d'une préface où il en indique très nettement l'objet et les mérites, n'est qu'une œuvre de vulgarisation, toute différente de la thèse très érudite du même auteur sur le drame non-religieux (*Profandramat i Frankrike*, 1897). Ici pas de références, pas de bibliographie, pas de discussions minutieuses. Issu de leçons publiques, l'ouvrage garde même quelques traces trop visibles de ses origines: des résumés fréquents, des redites, des 'nous l'avons vu' ou 'nous l'avons déjà dit' quelque peu prodigués. Cependant l'originalité n'y manque pas partout dans le détail; et surtout l'ensemble de l'exposition, en dépit de ses proportions restreintes, témoigne d'une netteté, d'une finesse et d'une vigueur d'esprit peu communes. Partout l'accessoire est sévèrement sacrifié à l'essentiel; la confuse production dramatique du moyen âge français est soumise à une classification lumineuse; les différents genres sont *illustrés* par des analyses peu nombreuses, mais claires et bien choisies; l'origine de chacun est étudiée avec soin, aussi bien que son progrès, sa décadence et ce qu'il a pu transmettre de lui-même au Théâtre de la Renaissance ou de l'époque classique; des rapprochements discrets, soit avec ce théâtre, soit avec les théâtres anglais et espagnol font mieux saisir quel a été en ses divers moments le caractère propre de l'art dramatique français médiéval. En un mot, aujourd'hui où l'on abuse si volontiers du mot 'évolution', le livre que nous signalons mériterait plus que bien d'autres de faire figurer ce mot dans son titre: c'est bien l'évolution de l'ancien théâtre français que M. Mortensen permettra au grand public de suivre et de comprendre sans peine.

Pour mieux arriver à ses fins, M. Mortensen a cru devoir changer la terminologie usuelle. Pour lui, le *mystère* est toujours un 'drame biblique en langue vulgaire'; le *drame profane* est toujours un 'drame *sérieux* de caractère non religieux'; les *histoires* sont des moralités, sérieuses de ton, où 'on mettait en drame tel ou tel récit instructif'. — Il y a d'ordinaire quelque danger à innover dans la terminologie, car, comme certaines dénominations traditionnelles s'imposent, les contradictions deviennent vite inévitables: la pièce sur le siège d'Orléans analysée p. 149—150 est un *drame profane*, et M. Mortensen est bien obligé de l'appeler, avec tout le monde, 'le Mystère du siège d'Orléans'; c'est un *drame profane* aussi qu'a écrit Jacques Milet, et force est bien à M. Mortensen de l'appeler l''Histoire

de la destruction de Troie la grant'. Cela dit, il n'en reste pas moins que les dénominations adoptées ici sont commodes, et qu'elles aident à mieux comprendre quelles variétés comprend ce théâtre du moyen âge et ce qu'il est advenu de chacune d'elles.

L'utile ouvrage de M. Mortensen a été traduit par M. Philipot dans un style aisé et agréable.

Naturellement, il y a quelques menues taches dans le travail des deux auteurs; j'en signalerai un certain nombre.

P. 111, c'est une erreur théologique de dire que, par l'épisode où la sage-femme Salomé veut s'assurer de la virginité de Marie après la naissance de Jésus, l'auteur anonyme d'une *Nativité* a fait une démonstration dramatique du 'dogme de l'immaculée conception': ce dogme a trait à la conception, non de Jésus, mais de Marie elle-même, qui, d'après l'Église catholique, a toujours été exempte du péché originel. — P. 151, il est très vrai que, dans la pièce soi-disant grecque et troyenne de Jacques Milet, 'les mœurs et les costumes sont ceux du moyen âge'; mais, quand on ajoute: 'Le caractère de beaucoup des héros homériques a été complètement altéré et travesti. Ainsi le noble Achille est représenté comme un assassin misérable qui frappe lâchement Hector par derrière...', on oublie que Milet, comme son modèle Benoit de Sainte-More et comme bien d'autres au moyen âge ou plus tard (par exemple, Shakespeare dans *Troilus et Cressida*), s'est inspiré du pseudo-Darès le Phrygien et du pseudo-Dictys de Crète. — P. 253, il est inexact que *les Précieuses ridicules* soient 'qualifiées de farce dans la première édition': cette qualification se trouve seulement dans le récit que nous a transmis de la représentation Mademoiselle des Jardins.

Il y a des inadvertances en quelques endroits: p. 132 et 133, où, dans la moralité de *Bien-Avisé et Mal-Avisé*, *Regnavi* est présenté successivement comme entraîné par des diables en Enfer en compagnie de *Regnabo* et comme conduit par des anges au Paradis en compagnie de *Sum sine regno*; — p. 217, où, à la place de 'Il ne nous reste presque rien du répertoire comique du siècle précédent', il faut sans doute lire: 'du répertoire comique des deux siècles qui suivent'; — p. 219, où le mannequin dont s'épouvante le franc archer de Bagnolet, après avoir été reconnu français à la croix *blanche* de sa poitrine, ne peut être reconnu breton qu'à la croix *noire* de son dos: or, la couleur de cette dernière croix n'est pas indiquée; — enfin, p. 245, 247 et 249, où Pathelin paraît avoir dérobé à maître Guillaume, tantôt sept aunes, tantôt dix aunes, tantôt six aunes de son drap.

Au lieu d'inadvertances, peut être n'y a-t-il dans quelques-uns de ces passages que des fautes d'impression. Il y a, en effet, çà et là, quelques *coquilles* (d'ailleurs parfaitement insignifiantes) qui ont échappé à la diligence du traducteur.

Montpellier. Eugène Rigal.

Langlois, E., Recueil d'arts de seconde rhétorique. Paris, Impr. nationale, 1902. LXXXVIII, 497 S. 4. (Aus der 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France'.)

Unter dem Ausdruck *Seconde Rhétorique* faſst Langlois in diesem seit langem vorbereiteten Werke die Lehrbücher des französischen Meistergesanges zusammen, die seit dem 14. Jahrhundert vorzüglich durch das Preisdichten der *Puys* hervorgerufen worden sind. Das Attribut *seconde* bezeichnet die vulgäre (*vulgaire, laie, maternelle*) Poetik im Gegensatz zur lateinischen der *Clercs*; einzelne Zeitgenossen, wie Fabri und Gratien du Pont, verstehen darunter speziell bloſs die poetische im Gegensatz zur prosaischen Redekunst.

Von diesen *Rhétoriques* sind bisher nur drei durch Neudruck allgemein zugänglich gemacht worden: E. Deschamps' *Art de dictier*, P. Fabris *Art de pleine rhétorique* und ein anonymer *Traité de rhétorique*, den Montaiglon im dritten Bande seines *Recueil de poésies fr. des XVe et XVIe siècles* wiedergegeben hat. Langlois reproduziert den letzteren in verbesserter Form und fügt sechs neue Texte hinzu, die alle als Inedita gelten können: Jacques Legrands Kapitel *Des rymes* (aus dem *Archiloge Sophie*, um 1400), Baudet Herencs *Doctrinal de la seconde rhétorique*, 1432, Jean Molinets *Art de rhétorique*, zwischen 1477 und 1492, und drei anonyme, dem Norden und Nordosten angehörige Traktate, deren letzter vor 1526 verfafst und eine interessante Neubearbeitung von Molinets *Art* ist.

In der umfangreichen Einleitung bespricht Langlois mit der Sachkenntnis, die vom Verfasser der Dissertation *De Artibus rhetoricæ rhythmicæ sive de Artibus poeticis in Francia ante litterarum renovationem editis*, Paris 1890, zu erwarten ist, die Texte, deren Abdruck auf S. 1—426 folgt. Manches erscheint dabei in neuem Lichte; so ist Langlois wohl der Nachweis gelungen (S. LXXVII ff.), dafs G. Crétin der erste war, der den regelmäfsigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime nachdrücklich und konsequent (von I, 7 seiner Chronik ab) in die Praxis eingeführt hat. — Eingehende Indices (S. 427—96) erleichtern die Benutzung der verdienst- und mühevollen Publikation.

Was wir nun an Poetiken des französischen Meistergesanges kennen, sind nur Trümmer einer einst sehr umfangreichen Literatur dieser Art, deren Spuren in den Filiationsverhältnissen der hier veröffentlichten Texte zu erkennen sind. Vieles davon schlummert wohl noch in den Bibliotheken, und manchen Aufschlufs dürfen wir noch von kleinen Entdeckungen erhoffen. H. M.

L. E. Kastner, M. A., A history of french Versification. Oxford 1903. XX, 312 S. 8.

Als praktisches Handbuch betrachtet, eine vorzügliche Leistung! Mit Pünktlichkeit, Fleifs und Sachkenntnis vorbereitet, mit richtigem Blicke für die wichtigsten Bedürfnisse des Lernenden zusammengestellt. Dafs das Buch in England sein Glück machen wird, ist mehr als wahrscheinlich. Wir können es aber auch dem deutschen Studenten, der sich einen guten Fonds von Wissen auf diesem Gebiete aneignen will, trotz der besten Verslehren in deutscher und französischer Sprache, aufs wärmste empfehlen.[1]

Nur müssen wir gegen den Titel protestieren. 'Eine Geschichte des französischen Verses' ist das Buch nicht. Eine solche wäre erst zu schreiben, denn was wir bis jetzt über den französischen Versbau besitzen, sind entweder dogmatische Traktate oder empirische Materialsammlungen, in der Hauptsache nach mechanischen, nur im Detail nach historisch-kritischen Gesichtspunkten geordnet. Der bedeutendste Vertreter dieser zweiten Gattung ist dasjenige Buch, das sich Kastner zum Muster nahm: Tobler, *Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit.* Kastner hat, wie er selbst bekennt, Einteilung und Methode von Tobler entlehnt, das gegebene Schema aber im einzelnen modifiziert, mit selbstgewonnenem Material gefüllt, durch Beigabe ausführlicher Kapitel über die Schicksale der einzelnen Versarten, Strophenformen und festen Metren weiter ausgebaut und durch die stärkere Berücksichtigung der modernen und allermodernsten Verhältnisse das Ganze noch mehr aufs Praktische und Aktuelle zugespitzt. Aber man mag das Toblersche Buch noch so geschickt, noch so reichlich ausstopfen und abrunden, eine wissenschaftliche Geschichte

[1] Eine Reihe von Ungenauigkeiten und Irrtümern hat A. Tobler in seiner Besprechung des Buches in der *Deutschen Literaturzeitung* berichtigt.

des Versbaues wird dabei niemals herauskommen. Das hat auch Tobler selbst nicht beansprucht, wie aus dem bescheidenen Titel und der noch bescheideneren Vorrede zu dieser wertvollen Arbeit hervorgeht.

Wissenschaftlich im strengen Sinne kann vor allem die mechanische Betrachtung des Verses niemals werden. Wer, wie Kastner, seine Darstellung in die folgende Reihe von Kapiteln einteilt: Silbenzählung, Reim, Cäsur, Enjambement, Hiatus, Versarten, Strophenarten usw., der bekennt sich, stillschweigend oder laut, zu der Ansicht, daſs die Worte nur das unwesentliche Material, die bestimmte Zahl der Silben, Verteilung der Cäsuren, Anordnung der Reime usw. aber die wesentlichen Formen seien, die einen französischen Vers konstituieren: kurz, daſs die Form, das Versschema, unabhängig vom Inhalt betrachtet werden kann und muſs. Alle die zahllosen Unzulänglichkeiten und Irrtümer unserer heutigen Verslehren gehen fast ausnahmslos auf diese grundfalsche Voraussetzung zurück. Um gleich bei der Definition des Verses anzufangen: *A verse can be defined as a series of words united by a rhythm or succession of times divisible into measures which by their disposition give pleasure to the ear.*

Es ist nicht richtig, daſs ein Vers durch Aneinanderreihen von Worten entsteht, er entsteht durch geistige Schöpfung, er wird nicht aus Worten gebaut wie eine Mauer aus Steinen, er wird aus dem Geiste geboren wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Wenn man empirisch und von auſsen an die Sache herangeht, wird man den Vers niemals definieren können. Das lehrreichste Beispiel dafür ist die erste Seite von Toblers 'Versbau'. Der Gelehrte beginnt mit einer Definition des französischen Verses, wird aber bald gewahr, daſs sie zu eng ist, verklausuliert sie durch ein 'in der Regel', durch ein 'wenn auch nicht völlig ... so doch', erweitert sie durch besondere Angaben über 'einzelne Versarten' usw. usw., und nach und nach wächst sich die Definition zu einer Beschreibung, die Formel zu einem Buche aus; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Vers, von auſsen betrachtet, ein Proteus ist. Gerade so wie Proteus bald als Wasser, bald als Feuer, als Schlange und als Ochse erscheint und doch nie identisch ist mit Wasser, mit Feuer, mit Schlange oder Ochse, so zeigt sich auch der Vers bald mit bestimmter Silbenzahl, bald mit freier, bald mit, bald ohne festen Rhythmus, bald syntaktisch abgeschlossen, bald zerrissen, und keine dieser Eigenschaften macht sein eigenstes Wesen aus. Um die Sache zu erschöpfen, müſste man ebenso viele Definitionen geben, als es Verse auf der Welt gibt. Mit anderen Worten: jeder Vers oder besser jede Einheit von Versen ist ein Individuum.

Nur auf genetischem Wege ist dieser Vielheit von Erscheinungen beizukommen. Um zu erfahren, was ein Vers ist, muſs man fragen, nicht wie er fabriziert, 'gebaut', sondern wie er geboren wird.

Natürlich konnten Verse nicht entstehen, solange es keine Sprache gab. Ohne Sprache kein Vers. (Wir fassen den Begriff der Sprache in seinem weitesten Umfang und verstehen darunter jede Art geistigen Ausdrucks: Gesang, Gebärde, Tanz.) Läſst sich der Satz auch umkehren? In gewissem Sinne ja. Denn damit, daſs der Mensch befähigt ist zu sprechen, ist er eo ipso auch befähigt, Verse zu machen. Die Sprache bringt notwendiger- und natürlicherweise den Vers mit sich. Er ist keine vom Menschen gemachte Einrichtung oder Veranstaltung, sondern eine Gabe. Nach dem Ursprung der Verse fragen heiſst darum nach dem Ursprung der Sprachbegabung und im letzten Sinne nach dem des Menschen überhaupt fragen. Ein Problem, das auſserhalb der Geisteswissenschaften liegt.

Innerhalb der Philologie können wir nur so viel sagen, daſs das Wesen der Sprache im Zusammenwirken äuſserer, zunächst akustischer, mit inneren, psychischen Vorgängen liegt. Und nun lehren uns Selbstbeobachtung und experimentelle Psychologie die Tatsache, daſs in gewissen Zuständen: bei geistiger Erschöpfung und bei geistiger Erregung

in Gedanken- und Sprachbildung das akustische Element stärker hervortritt als das psychische. Bei krankhafter Erregung und Ermüdung des Geistes hat man geradezu einen rhythmischen Zwang und einen Reimzwang beobachtet.[1] Was uns der Geisteskranke in der Karikatur und als leidendes Subjekt zeigt, das ist beim gesunden Menschen, speziell beim Künstler, eine Anlage, der er nicht leidend untersteht, sondern die er schöpferisch verwertet.

Und nun sind wir bei der richtigen Definition des Verses angekommen: Verse sind eine bestimmte Art des Sprechens (resp. Singens) und zwar diejenige, die in künstlerischer Absicht dem akustischen Phänomen der Sprache einen stärkeren Nachdruck verleiht, als dies gewöhnlich der Fall ist. Aus dieser Definition ergibt sich mancherlei. Vor allem, daſs eine notwendige und sichere Grenze zwischen Prosa und Versen gar nicht existiert. Demgemäſs weiſs die Literaturgeschichte von sogenannter Reimprosa und rhythmischer Prosa manches zu erzählen.

Ferner ergibt sich, daſs die Art, wie die akustische Seite der Sprache gehandhabt wird, das was man die Technik des Verses zu nennen pflegt, aus der künstlerischen Absicht heraus erklärt sein will und nicht nach einem unwissenschaftlichen Durcheinander von mechanischen Regeln.

Überall, wo die künstlerische Absicht sich nicht als der zulängliche Grund für die Beschaffenheit der Verse ergibt, da hat man schlechte Verse, aber nicht dort, wo gewisse mechanische Regeln verletzt werden. Die Geschichte der Verse ist darum kein selbständiges Wissensgebiet, sondern berührt sich aufs engste mit der Geschichte der Dichtung. Die Einheiten, nach denen Verse gemessen werden dürfen, sind weder Silben, noch Cäsuren, noch Reime, noch Takte, sondern es sind die künstlerischen Einheiten des Gedichtes selbst. Die sachgemäſse Analyse der Verse kann nur auf Grund ästhetischer Interpretation, Deklamation resp. Gesang erfolgen. Nach derartigen Gesichtspunkten habe ich versucht, die wichtigsten Entwickelungsetappen in den Formen der italienischen Lyrik nachzuweisen.[2] So erklärt sich denn nach der einen, man könnte sagen: spezifisch psychischen, Seite hin die Beschaffenheit und Entwickelung der Verse aus der poetischen Absicht heraus und ist Gegenstand der Literaturgeschichte; nach der anderen, spezifisch akustischen Seite aber muſs sie aus der Beschaffenheit der einzelnen Sprachen heraus erkannt werden und ist Gegenstand der Sprachgeschichte. Beide Erkenntnisgebiete schwimmen in der Verslehre ineinander über. Selbständige prosodische Gesetze, die in der Poesie gelten und in der Prosa nicht, sind ein Unding. Nur die Wichtigtuerei und Pedanterie zahlloser Verfasser von dogmatischen Poetiken vermochte es, im Publikum die Meinung zu erzeugen, daſs das Versemachen eine Kunst à part sei, die man erst von ihnen lernen müsse. Wissenschaftlich ist ein Buch über Verslehre erst dann, wenn es diesem Vorurteil auf allen Punkten entgegenarbeitet und jede Einzelheit im Bau eines Verses einesteils aus der künstlerischen Absicht, aus der Literaturgeschichte, und anderenteils aus der dem Sprachgeist entstammenden Artikulationsweise, aus der historischen Phonetik, ableitet. Da man versäumte, diese doppelte Fühlung immer wieder aufzusuchen und herzustellen, ist in neuerer Zeit eine Verslehre ins Kraut geschossen, die eine selbständige Wissenschaft mit eigenen Problemen und eigenen Methoden zu sein glaubt. Sie nimmt z. B. einen altfranzösischen Vers, sagen wir

---

[1] Vgl. Aschaffenburg, *Experimentelle Studien über Assoziationen* in *Kräpelins psychologischen Arbeiten*, Bd. I, II u. bes. Bd. IV. Leipzig 1896—1902.

[2] *Stil, Rhythmus und Reim in ihrer Wechselwirkung bei Petrarca und Leopardi* in *Miscellanea di Studj critici edita in onore di Arturo Graf.* Bergamo 1903.

den Zehnsilber, und von diesem eine bestimmte Variation, sagen wir das Schema mit epischer Cäsur nach der sechsten:

x x x x x x́ (x) | x x x x́ (x),

konstruiert dazu einen noch älteren, vulgärlateinischen Typus mit proparoxytonischer Cäsur und Versschlufs:

x x x x x x́ (x x) ! x x x x́ (x x)

und bringt dieses Mittelglied mit dem lateinischen Saturnier in Verbindung; als ob die historische Verslehre je imstande wäre, eine Kontinuität der Versschemata unabhängig von der literarhistorischen Kontinuität zu konstruieren, als ob man in der Geistesgeschichte verloren gegangene Mittelglieder so schlechtweg erschliefsen könnte. Ähnlich verhält es sich mit der von Biádene gegebenen Erklärung des Sonetts aus der Aneinanderreihung eines Strambotto von acht und von sechs Zeilen und mit so vielen anderen Hypothesen, denen der literarhistorische oder der sprachhistorische Grund und Boden oder beides fehlt. In die Metamorphose der Versschemata eine kausale Kontinuität hineinzubringen, ist keine Kunst, wenn man nur die Schemata betrachtet, so wenig es eine Kunst war, zwischen ἀλώπηξ und Fuchs einen Zusammenhang zu finden, so lange man nur die Buchstaben betrachtete. Alles klappt, nur ist es nicht wahr; und selbst wenn es wahr wäre, so könnte es nicht bewiesen werden. Die Verslehre ist zwar noch eine junge Wissenschaft, aber es wäre Zeit, dafs sie dieser sonderbaren Luftsprünge sich nunmehr entwöhnte.

Wie wenig sie sich aber ihrer Grundlagen bewufst ist, das zeigt z. B. der noch immer schwebende Streit zwischen der 'akzentuierenden' und der 'alternierenden' Theorie vom französischen Versrhythmus. Kastner hat sich mit vollem Recht die Mühe geschenkt, in dieses Wespennest zu stechen, denn es ist im Grunde ein müfsiger Streit. Im einzelnen haben beide recht, im ganzen haben beide unrecht; das heifst: das Problem ist falsch gestellt. Die Frage ist nicht, ob der französische Rhythmus sich aus der natürlichen Satzbetonung ergibt und sich mit ihr deckt, oder ob er in einem Auf und Ab von Hebung und Senkung besteht, das innerhalb bestimmter Grenzen auch in Widerspruch mit dem logischen oder natürlichen Akzent, oder wie man es nennen will, treten kann. Die Frage ist vielmehr, warum in manchen Zeiten und Dichtungen der einfache deklamatorische Vortrag von selbst den Rhythmus erzeugt, und warum in anderen, besonders modernen französischen Versen, das musikalische Auf und Ab zuweilen aufs gewaltigste durch den affektischen Akzent des Deklamators gebrochen wird; denn einen anderen als den deklamatorischen Akzent gibt es überhaupt nicht in der Dichtung. Die Antwort kann nur in der künstlerischen Absicht des Dichters gesucht werden.

Angesichts dieser grofsen und unzähligen Wirrsale in der romanischen Verslehre hat Kastner vielleicht den besten Weg bei der Kompilation seines Handbuches gewählt: er verfährt durchaus eklektisch, durchaus prinziplos und opportunistisch. Alle Standpunkte reden hier aufs Bunteste durcheinander. Ich habe von den eben gekennzeichneten Prinzipien aus das Buch geprüft, manche Irrtümer, viele ungenügende Erklärungen, zahlreiche Halbheiten gefunden. Sie alle aufzuführen und zu berichtigen, wäre Stoff für ein Buch und um so weniger angebracht, als der Verfasser den Schwerpunkt seines Fleifses nicht so sehr auf die Erklärung als auf die Zusammenstellung der Tatsachen verlegt hat. Als Materialsammlung ist seine Arbeit auch von hohem Wert. Besonders dem ersten Teile ist die strenge Empirie und der sprachhistorische Scharfblick Toblers zustatten gekommen. Sehr dankenswert sind die reichen Auszüge aus Poetiken und Grammatiken, die den Einflufs der Pedanten und Theoretiker auf die Gestaltung des neufranzösischen Verses aufs beste illustrieren. Zu umfassender Berücksichtigung kommen auch die Allermodernsten. Die

Fülle der Beispiele, Ausnahmen, Einzelfälle, die aus allen Schichten der literarischen Produktion zusammengetragen werden, bieten durch ihre widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit das wirksamste Gegengift gegen einseitigen Dogmatismus. Die Breite der Kenntnisse ersetzt, soweit es möglich ist, die Tiefe der Erkenntnis. Strittige Punkte, besonders die schweren Fragen der Entstehung gewisser französischer Versformen, werden umgangen oder nur flüchtig berührt; widersprechende Erklärungsversuche gern ohne Entscheidung nebeneinander gestellt.[1] All das entspricht einem Zuge der Zeit, der sich nicht blofs jenseits des Kanals geltend macht, der allenthalben aufs Praktische hindrängt und auf niederen und hohen Schulen nach 'Realien' jagt. Darum empfiehlt sich dieses Handbuch besonders den Examenskandidaten.

Heidelberg. Karl Vofsler.

G. Wenderoth, Etienne Pasquiers poetische Theorien und seine Tätigkeit als Literarhistoriker (Marburger Dissertation, auch in: Rom. Forschungen, XIX). Marburg 1903. 75 S.

In dieser hübschen Arbeit zeigt W. in dem Dichter des *Monophile* den Literarhistoriker, dessen Forschungen und Anschauungen hier zum erstenmal auf Grund einer genaueren Chronologie seiner literaturgeschichtlichen Studien (seit 1560) und einer systematischen Anordnung seiner Urteile[2] dargestellt werden. W. bestimmt insbesondere auch die altfranzösische Liederhandschrift (Paris, Bibl. Nat. fr. 765), die Pasquier benutzt hat: sie ist heute freilich Fragment und enthält auch die Lieder Thibauts von Navarra nicht mehr, die Pasquier so teuer waren, und die ihn zu dem Mifsverständnisse veranlafsten, in dem Pergamentband mit den anonymen Liedern des Gace Brulé, des Châtelain de Coucy etc. eine Art poetischer Liebesgeschichte des Königs von Navarra zu sehen und nach dem Beispiel der *'Amours de Ronsard'* von den *'Amours de Thibaut'* zu sprechen. Das Verhältnis Pasquiers zu Claude Fauchets *Recueil* (1581) wird näher aufgeklärt und Pasquiers Selbständigkeit neben Fauchet sichergestellt.

Deutlich geht aus W.s Ausführungen hervor, in welchem Sinn und wie weit Pasquier innerhalb der Plejadenpoetik eine Sonderstellung einnimmt: Pasquier gehört durchaus zur *Brigade* Ronsards, zu der er sich ja selbst zählt; er sieht das Wesen der Dichtkunst in der poetischen Eloquenz, deren mafsgebende Vorbilder die antike Poesie biete; dem Beispiel dieser antiken Dichtung sei die gegenwärtige literarische Blüte zu verdanken.

Aber seine nationalgeschichtlichen Forschungen haben ihm den Blick für die historischen Zusammenhänge geschärft, und wie sie aus der Liebe zum Vaterland hervorgegangen sind, so haben sie auch diese Liebe gefestigt und sie fast eifersüchtig gemacht. So tritt denn in seinem Verhältnis zu den 'Modernen' seiner Zeit eine ähnliche Erscheinung zutage, wie wir sie heute in Frankreich im Widerstreit zwischen den Literarhistorikern und den ungeschichtlich empfindenden Ästhetikern von neuem beobachten können: Gaston Paris mufs die verkannte alte Literatur des eigenen Landes gegen eine auf Unkenntnis beruhende Kritik und Mifsachtung in Schutz nehmen.

[1] Für die Entstehung der *Ottava rima* ist die meines Erachtens plausibelste Hypothese unerwähnt geblieben. Sie stammt von Francesco Flamini und bringt die Oktave mit der Lauda, Ballata und dem Sirventes in Zusammenhang: Flamini, *Studi di storia letteraria italiana e straniera.* Livorno 1895. S. 140 ff.

[2] Ich vermisse eine genauere Umgrenzung von Pasquiers Kenntnis der italienischen Literatur.

Pasquier fühlt z. B., dafs die Minnephraseologie des verehrten Petrarca und seiner französischen Nachahmer sich vielfach schon in den *belles paroles d'amour* seiner altfranzösischen Liederhandschrift findet — und er teilt dies schon um 1563 Freund Ronsard mit (*Lettres* II, 7 und *Recherches* VII, 3; Wenderoth S, 52, wo die Belege, insbesondere auch aus den altfranzösischen Liedern, etwas reichlicher sein dürften). Solche geschichtliche Erkenntnis bestärkt ihn in der Auffassung, dafs seine Freunde von der Plejade die französische Sprache für ungebildeter, ärmer und schmuckloser halten, als sie wirklich ist: so kommt er dazu, sie ihnen gegenüber herauszustreichen. Seine geschichtlichen Neigungen haben ihm ein schärferes nationales Empfinden gegeben, und, ohne irgendwie den Bestrebungen der Plejade Opposition zu machen, gibt er ihr doch zu erwägen, dafs das Vaterland literarisch nicht ganz so arm sei, wie sie voraussetze. Doch bedenke man, dafs schon die *Défense et illustration de la langue française* ein Kapitel enthält: *que la langue française n'est si pauvre que beaucoup l'estiment.* Er will ihr den nationalen Rückgrat stärken.[1] So schätzt er denn auch die Übersetzungstätigkeit gering, ob sie nun an einem fremden oder an einem einheimischen Original sich übe: ihn ärgert, dafs Marot den Rosenroman modernisiert und so den Leser der Notwendigkeit überhoben habe, die schöne alte Sprache aus der Zeit des heiligen Ludwig kennen zu lernen. Freilich haben schon die Verfasser der *Défense et illustration* das Übersetzen sozusagen als untergeordnete Tätigkeit bezeichnet (I, cap. 5 und 6).

So kann man tatsächlich sagen, dafs Pasquier, der Verteidiger der Muttersprache und der Gegner der Übersetzungen, Gedanken der Plejade, nur in etwas schärferer Tonart, ausführt.

Und weil er die moderne Poesie sich etwas selbständiger, kräftiger und nationaler wünscht, als sie sich gibt, tadelt er auch ihren höfischen Charakter und ihre immer zahlreicher werdenden Plagiate (*larcins, poésies dérobées*). Er schämt sich als guter Franzose dieser Unselbständigkeit, die besonders die Dichter der *seconde rolée* charakterisiert und nationales Empfinden wohl zu verletzen imstande war. Pasquier bekämpft hier einen Mifsbrauch, aber nicht den Dichter Ronsard und seine Schule.

Durch die tüchtige Studie Wenderoths hat die Gestalt Etienne Pasquiers für unser Auge an scharfen Umrissen und an sympathischen Zügen gewonnen. H. M.

M[me] Richard Lesclide, Victor Hugo intime. Paris, Felix Juven [1903]. IV, 328 S. 8.

Die Verfasserin des vorliegenden Buches hatte als Gattin von Victor Hugos langjährigem 'Secretaire par admiration' Gelegenheit, einen Einblick in das häusliche Leben des Dichters zu gewinnen. Ihre Erinnerungen bilden daher eine Art Ergänzung zu Richard Lesclides häufig zitierten *Propos de table de Victor Hugo* (1885). Sie heben mit dem Jahre 1878 an, als Hugo aus Gesundheitsrücksichten Paris verlassen und die Insel Guernesey aufsuchen mufste, schildern die Reise sowie den Aufenthalt daselbst, die Rückkehr in die Hauptstadt, den Lebensabend, die letzte Krankheit und den Tod des Vielgefeierten (1885). Es wird nie-

[1] Dafs die Franzosen die Erfinder des Sonettes seien (Wenderoth S. 53), sagt er freilich nicht, sondern ausdrücklich nur, dafs die Italiener das Wort *sonet* aus dem älteren Französisch entlehnt hätten (*Rech.* VII, 6). — Dafs Ronsard die gelegentliche Verwendung des 'Geleites' in seinen Liedern und andere Spuren mittelalterlicher Kunstübung der Belehrung durch Pasquier oder überhaupt direktem Einflufs der altfranzösischen Poesie verdanke (Wenderoth S. 29 zu *Rev. d'hist. litt.* IX, 24 f.), ist kaum anzunehmen: dafür fand er das Beispiel bei seinem Petrarca.

manden überraschen, dafs Mme Lesclide mit nahezu unbegrenzter Verehrung zu V. Hugo emporblickt. Schon das erste Kapitel hat die Aufschrift 'Le crepuscule d'un dieu', wobei unter 'crepuscule' eine Gehirnerschütterung, die er sich infolge einer heftigen Diskussion mit Louis Blanc zuzog, unter 'dieu' natürlich V. Hugo selbst zu verstehen ist. Die Verfasserin gehört zu jenen, welche V. Hugo mit Sophokles, Dante und Shakespeare in eine Linie stellen und überzeugt sind, dafs man das 19. Jahrhundert einst 'das Jahrhundert Victor Hugos' nennen werde. Aber sie verehrt in ihm nicht nur den Dichter, auch dem Manne gilt ihre Anbetung, und man glaubt den Gefühlsergüssen einer Pensionärin zu lauschen, wenn Madame Lesclide ihre erste Begegnung mit ihm schildert. Die Schönheit des Siebzigjährigen berückt sie, und es wundert sie nicht, dafs er in diesem vorgeschrittenen Alter noch Beziehungen nicht platonischer Natur unterhielt. Mit grofser Offenherzigkeit schildert sie den Johannistrieb des greisen Dichters, welcher Madame Drouet, die seit fünfzig Jahren seine Geliebte war, mit deren Kammerzofe betrog, dieser heimlich eine Wohnung mietete und die abenteuerlichsten Lügen erfand, um seine Zusammenkünfte mit ihr zu bemänteln. Der Verfasserin entschlüpft bei solcher Gelegenheit manches Aperçu, für welches ihr der fremde Leser dankbarer sein dürfte als die Nachkommen Victor Hugos. Den Vorwurf der Prüderie kann man ihr nicht machen. Anerkennenswert ist es, dafs sie bei aller Bewunderung für ihn den Verfall seiner geistigen Kräfte, das Kindischwerden des von seiner Umgebung nahezu vergötterten Greises in ziemlich realistischer Weise schildert. Man wird es der Witwe nicht verdenken, dafs sie auch ihrem verstorbenen Gatten fleifsig Weihrauch streut und dem Leser mehr von dessen Gedichten mitteilt, als er vielleicht zu kennen begehrte. Bisweilen sind Lesclides Verse jedoch recht graziös und witzig. Literarhistorischen Wert wird niemand von dem Buche erwarten, und einen solchen besitzt es auch nicht. Die an V. Hugo gerichteten Briefe, welche Madame Lesclide publiziert, sind inhaltlich meist ganz ohne Interesse. Es sind offene oder verkappte Ansuchen um Autogramme aus aller Herren Ländern, welche der Dichter seinem Sekretär überliefs mit dem Auftrage, sie zu beantworten. Als ein auf persönlicher Anschauung beruhender Beitrag zur Charakteristik Victor Hugos ist das Buch jedoch immerhin beachtenswert und enthält manches Neue.

Wien. Wolfg. v. Wurzbach.

Les Héros de Roman, Dialogue de Nicolas Boileau-Despréaux. Edited with Introduction and Notes by Thomas Frederick Crane, Professor of the Romance Languages in Cornell University. Boston, U. S. A., Ginn & Co., Publishers. The Athenaeum Press, 1902. 282 S. 12.

Die Arbeit besteht aus zwei Teilen, einer ausführlichen *Introduction* von 161 Seiten und dem Dialog nebst Anhang. In den sieben Kapiteln der Einleitung behandelt der Herausgeber wohl alles, was zum Verständnis des Dialogs auch für den unkundigen Leser nützlich sein kann, und so manches, was seine Bedeutung und Wirkung im Rahmen jener Zeit ins rechte Licht stellt. Des Dichters Leben, die Geschichte des Dialogs, der Roman jener Zeit werden mit ziemlicher Ausführlichkeit mit Benutzung der reichen einschlägigen Literatur dargestellt. Sorgfältige Quellenangaben erleichtern das Vergleichen und geben dem, der sich über jene Zeit genauer informieren will, die nötigen Fingerzeige.

Der zweite Teil des Buches enthält den Dialog mit allem nur wünschenswerten Beiwerk. Vorangeht der *Discours sur le dialogue suivant*, in welchem Boileau seine Stellung zu der Romanliteratur näher ausführt und die Gründe angibt, warum er den Dialog, *le moins frivole ouvrage*

qui soit encore sorti de sa plume, nicht zur Zeit seiner Entstehung herausgegeben habe.

Der Dialog selbst, betitelt *Les Héros de roman, dialogue à la manière de Lucien,* ist mit grammatischen und sachlichen Erläuterungen und mit Hinweisen auf die *Introduction* versehen. Die Orthographie ist die jetzt übliche. Zur besseren Veranschaulichung sind im Anhang als *Illustrations to the Text* umfangreiche Stellen aus den behandelten Werken in der ursprünglichen Schreibung abgedruckt.

Es folgt der *Dialogue des Morts,* ein vollständiger Abdruck der ersten Ausgabe, der von grofsem Wert ist, da sich weder in Berlin, noch in Wolfenbüttel, noch selbst in Paris ein Exemplar dieser Auflage des Dialogs vorfindet, und eine Probe aus dem Manuskript mit des Dichters eigenen Bemerkungen zum Dialog. Ein Index der in dem ganzen Buche vorkommenden Namen und Schriften dient zur leichteren Orientierung.

Den Vergleich beider Dialoge, des *Dialogue des Morts* und der rechtmäfsigen Ausgabe, die den Titel trägt: *Les Héros de roman, dialogue à la manière de Lucien,* hat der Herausgeber bis auf einige kurze Bemerkungen dem Leser überlassen. Der Unterschied ist nicht so grofs, dafs nicht der erste den zweiten vom Dichter allein autorisierten ersetzen könnte, doch werden wir, wie zu erwarten ist, bei der Wahl zwischen beiden der zweiten fast immer den Vorzug geben. Der Titel der ersten lehnt sich eng an das griechische Vorbild, *Lucians Totengespräche,* an, während der neue Titel auf den Inhalt des Stückes besser vorbereitet. Genau ist auch dieser nicht, denn nur in einem Teile des Dialogs werden die Romanhelden vorgeführt. Gleich im Anfang ist von dem schlechten Juristenfranzösisch die Rede, in das sich die sprachlichen Untugenden der Preziösen eingeschlichen haben. Ausdrücke, die nach Boileaus Zeugnis im Munde der Advokaten gang und gäbe waren, wie *Platon dit galamment dans son Timée, Sénèque est joli dans son Traité des bienfaits* und andere, werden lächerlich gemacht. Der *Astrate* und der *Ostorius,* die auf S. 208—213 vorgeführt werden, sind die Helden der gleichnamigen Tragödien Quinaults und des Abbé de Pure, und die *Pucelle,* von welcher S. 213—221 geredet wird, ist die Hauptfigur aus Chapelains Epos, das durch Boileaus Satire seine traurige Berühmtheit erlangt hat. Aber die Romane sind es doch, die den Dichter zur Abfassung seines Dialogs angeregt haben; sie gaben ihm den besten Stoff zu seinen satirischen Angriffen; sie haben die Sprache der Juristen, sie haben auch die Charaktere der anderen Dichtungsarten beeinflufst. Der erste Titel ist zu allgemein und trifft nur das Unwesentliche, der zweite ist vielleicht zu speziell, geht aber auf den Kern der Sache.

Die Sprache des zweiten Dialogs ist noch prägnanter, der Witz treffender oder beifsender, die Rollenverteilung geschickter, Rede und Gegenrede folgerichtiger und mehr dem Leben abgelauscht.

In der Meldung des Rhadamantus vom Aufruhr in der Hölle ist unter anderem hinzugefügt: *Ixion a violé une furie,* mit beifsendem Hohn auf die Neigung der Romanschriftstellerin, auch das häfslichste Weib noch verlockend für einen Mann darzustellen, während das unverständliche *Sisyphe joue à la boule avec son caillou* durch das wenigstens denkbare *Sisyphe, assis sur un rocher, exhorte tous ses voisins à secouer le joug de votre domination* ersetzt ist (S. 178).

Als Pluto dem Diogenes mitteilt, die alten Helden seien von ihm aufgeboten, fragt ihn der spöttische Weise mit Anspielung auf ihr geckenhaftes Aussehen und geziertes Benehmen: '*Est-ce que vous avez envie de donner le bal?*' (S. 178, 5.) In der ersten Ausgabe erklärt Diogenes einfach, er habe keine Helden, sondern eine Schar von Toren gesehen, mit denen der Gott nicht viel werde anfangen können.

Als Diogenes erzählt, Mandane sei achtmal entführt worden, antwortet Minos hämisch: '*Voilà une beauté qui a passé par bien des mains*' (S. 182), während die weitschweifige Behandlung der Angelegenheit in der ersten Ausgabe bei weitem nicht so wirksam ist.

Einige Änderungen oder Zusätze hat Boileau wohl aus Rücksicht auf die veränderten Zeitumstände gemacht. Manches, was zur Zeit der Abfassung des Dialogs Tagesgespräch war, mußte umgestaltet werden oder konnte ganz wegfallen. Der Kriminalrichter Tardieu (S. 176) ist allerdings beibehalten worden, was um so eher erlaubt war, als der Dichter noch an zwei anderen Stellen seiner Dichtungen (*Satire* VIII, II 78—74 und namentlich X, II 253—340) ausführlicher von ihm redet, aber verschiedene Änderungen scheinen ihren Grund darin zu haben, daß die behandelten Gegenstände oder Personen nicht mehr genau in aller Erinnerung waren.

Zu dem Echoliede des Horatius (S. 189) fehlt in der ersten Ausgabe die erklärende Bemerkung: '*C'est sur le chant etc. ...*' Die Melodie des Gassenhauers war eben zur Zeit der ersten Abfassung in aller Munde, so daß ein erklärender Zusatz nur hemmend auf den Gang der Handlung gewirkt hätte. Ein Menschenalter später dagegen hätte wahrscheinlich kein Mensch mehr die Pointe des Witzes herausgefühlt, die darin lag, daß ein so zart empfundenes Liebesgedicht nach der Melodie eines Straßenliedes gesungen wurde.

Aus ähnlichem Grunde mag wohl die Unterhaltung über die Karte der Zärtlichkeit (S. 195) nicht einer Person aus dem Roman *La Clélie*, der Lucretia, in den Mund gelegt sein wie in der ersten Ausgabe, sondern der Titelheldin direkt, weil eine genaue Bekanntschaft mit dem zehnbändigen Roman nicht mehr vorausgesetzt werden konnte.

Eine Änderung ist jedenfalls keine Verbesserung, sondern eher eine Verschlechterung, die allerdings durch die Verhältnisse geboten war. Die Rolle Scarrons nämlich, des Dichters des *Roman comique*, der als Darsteller des Burlesken vortrefflich geeignet war, die Romanhelden zu entlarven, ist durch das nichtssagende *Un Français* ersetzt, was ebenso wirkt, als stände da *Was ihr wollt*. Man begreift wohl, daß Boileau nicht den verstorbenen ersten Gemahl der Frau von Maintenon an dieser Stelle vorbringen mochte, während im Jahre 1668 solche Bedenken noch nicht vorlagen; aber der Gesamteindruck leidet, wenn die Rolle dessen, der die Katastrophe herbeiführen hilft, namenlos bleibt.

Von seinem Vorbilde Lucian ist der französische Satiriker fast nur in äußeren Dingen abhängig. Er hat von ihm die dialogische Form und die Maschinerie, das Arbeiten mit Göttern und den Schatten der Unterwelt übernommen. Jahrhunderte haben ja dazu gehört, um diese Gestalten der griechischen und römischen Götterwelt, die für uns aufgehört haben, Wesen von Fleisch und Blut zu sein, aus dem Vorstellungskreis der Dichter auszuscheiden. Ein lucianischer Dialog konnte und mußte auf seine griechischen Leser noch tiefer wirken, weil die Personen der damaligen Weltanschauung entnommen waren, der Religion, in welcher die alte Welt groß und nun alt geworden war, gleichgültig, ob ein großer Teil der Gebildeten noch an die Götterwelt glaubte oder nicht, dem Kultus, in welchem sich das ganze öffentliche Leben vollzog. Dieser Vorteil geht den neueren Dichtungen, in welchen die alten Götter auftreten, ab. Wäre es anders, so hätte der französische Dichter diese Einkleidung für seine Ideen überhaupt nicht benutzen dürfen, ohne die Aufmerksamkeit von dem Inhalt, dem Zwecke der Dichtung, abzulenken. Des Dichters Absicht, dem gesunden Menschenverstande gegen Unwahrheit und Unnatur zum Siege zu verhelfen, und die Mittel, mit denen er seinen Sieg erstrebt, machen die Bedeutung der Dichtung aus. Der Dialog sprüht von Witz, aber nicht zum bloßen Zeitvertreib für die Zuhörer, sondern

im Dienste von Vernunft und Wahrheit. Nicht immer sind seine Angriffe indessen vom Standpunkte des sachlichen Beurteilers zu billigen. Um Augenblickswirkungen zu erreichen, beim Vorlesen die Lacher auf seiner Seite zu haben, wird er persönlich und sogar durch Übertreibung unwahr. Das Portrait der Furie Tisiphone (S. 205) ist eine Parodie, dazu bestimmt, das häfsliche Äufsere des Fräuleins von Scudérie zu verspotten, nicht blofs die süfsliche, verschönernde Darstellung des Häfslichen lächerlich zu machen; und die schlechten Verse aus der *Pucelle* (S. 217) sind zur Erhöhung der Wirkung aus allen Teilen der langen Dichtung künstlich zusammengestellt, während der Leser glauben mufs, sie seien als Ganzes dem Epos entnommen. Auf diese Weise kann man die besten Dichter lächerlich machen, wie man z. B. nach Aussage eines Franzosen aus dem Jahre 1725 (s. Anm. S. 217) sehr obszöne Verse aus dem keuschen Virgil zusammengestellt hat, ganz wie bei uns frei nach Schiller.

Die Grundsätze jedoch, für die Boileau eintritt, entschuldigen auch seine Übertreibungen. Sie bestehen noch heute und werden bleiben im Wechsel der literarischen Moden, sie sind der Leuchtturm, der den menschlichen Geist im Strom der Meinungen immer wieder auf den rechten Weg leuchtet. Der Erläuterer macht mit Recht darauf aufmerksam (*Préface* VI), dafs auch unsere Zeit eines Warners bedarf. Das gilt aber nicht blofs für die englische, sondern auch für die deutsche Dichtung und Sprache.

Wie haben wir uns die Wirkung des Dialogs auf den Geschmack der Zeitgenossen vorzustellen? Der Erläuterer sagt S. 156 unten: *'The decline of the heroic romance after the Clélie was caused chiefly to the improvement in taste due to the efforts of Molière and Boileau.'* Gewifs mag es so sein, aber die Wirkung ist doch wohl nicht so direkt und unmittelbar, als es danach scheinen könnte. *Le Grand Cyrus* erschien von 1649—1653, *La Clélie* von 1654—1660, *Faramond*, der letzte der Romane des La Calprenède, von 1661—1674. Die *Précieuses ridicules* wurden Ende des Jahres 1659 zum erstenmal aufgeführt und Boileaus Dialog 1665 vollendet und vorgelesen. Molières Komödie, so grofses Aufsehen sie auch erregte, tat also der Verbreitung der Romane so wenig Abbruch, dafs Boileau fünf Jahre nach der *Clélie* und zwölf Jahre nach dem *Grand Cyrus* seine Satire schreiben mufste. Noch mehr. Das Fräulein von Scudéry wurde bei Hofe so geschätzt und hatte auch sonst so einflufsreiche Gönner, dafs Boileau vermutlich deshalb von einer Veröffentlichung seiner Satire absah. Man lachte über die Satire, aber man las die Romane mit demselben Vergnügen weiter. Frau von Sévigné nennt zwar die Fortsetzung des *Faramond* (nur die ersten Bände rühren bekanntlich von La Calprenède her) ein dummes Buch, aber eben nur die Fortsetzung. Sie schreibt: *'Nous anathémisons tout ce qui n'est pas de la Calprenède,'* und über *Cléopâtre* äufsert sie um ebendiese Zeit: *'Pour moi j'aime encore mieux lire Cléopâtre et les grands coups d'épée de l'invincible Artaban'* und wieder ein andermal: *'... je trouvais qu'un jeune homme devenait généreux et brave en voyant mes héros, et qu'une fille devenait honnête et sage en lisant Cléopâtre'* (S. 90, Anm. 1). Das ist geschrieben, obwohl sie die Angriffe Boileaus kennt, wie aus Anm. 2, S. 33 und aus der Anmerkung S. 36 wahrscheinlich wird. Dabei sehe ich noch ab von der Verbreitung der Romane in England nach Boileau und trotz Kenntnis seiner Schriften. Am wenigsten taten gerade die Angriffe gegen die Unwahrheit der Handlung, der Örtlichkeiten und der Personen das Eintönige des immer wiederkehrenden Motivs unglücklicher Liebe, die glatte, süfsliche Schreibweise der Beliebtheit der Dichtungen Abbruch. Erst als die Angreifer die Schädigung der Moral als Waffe ins Feld führten, zu einer Zeit, wo am Hofe des alternden Sonnenkönigs Frau von Maintenon das Zepter führte, erst da wurden ihre Angriffe wirksamer. Darum hat auch Boileau in seinem *Discours sur le dialogue* die schlechte

Wirkung der Romane auf die junge Welt hervorgehoben. Er schätzt die *Astrée, 'bien que la morale en fût fort vicieuse, ne prêchant que l'amour et la mollesse'* (S. 168 15—17); er achtet Fräulein von Scudéry hoch, *'nonobstant la mauvaise morale enseignée dans ses romans'* (S. 171 25). Inzwischen wurden die Romane ruhig weitergelesen. Perrault nimmt 1694, nach dem Erscheinen der zehnten Satire, in der Vorrede zu seiner *Apologie des Femmes* die Dichterin in Schutz *'contre une attaque si souvent et si inutilement répétée'* und behauptet kühn: *'Il paraît bien que le vrai mérite est bien plutôt une raison pour avoir place dans ses Satires, qu'une raison d'en être exempt'* (S. 31). Zwar tritt der berühmte Jansenist Arnauld für Boileau ein: *'Ce qui m'a aussi beaucoup plu dans la satire, c'est ce qu'il dit contre les mauvais effets de la lecture des romans.'* Aber das ist ein gefährlicher Freund, weil er gegen Romane überhaupt ist. *'Que ce soit, si vous voulez, le plus beau de tous les romans; mais c'est enfin un roman: c'est tout dire'* (S. 32 oben). Der Streit verläuft soweit zuungunsten Boileaus, dafs er in seinem Versöhnungsbrief an Perrault (S. 32 unten) im Jahre 1701 zugibt: *'Je montrerais qu'il y a des genres de poésie où non seulement les Latins ne nous ont point surpassés, mais qu'ils n'ont pas même connus; comme par exemple, ces poèmes en prose que nous appelons Romans, et dont nous avons chez nous des modèles qu'on ne saurait trop estimer, à la morale près qui y est fort vicieuse, et qui en rend la lecture dangereuse aux jeunes personnes.'* Nach dem *Discours sur le Dialogue* zu urteilen, denkt er dabei allerdings nicht an die Romane des Fräuleins von Scudéry, sondern an die *Astrée*, aber die es lasen, dachten doch wohl anders, da er keine Ausnahmen nennt. Die Möglichkeit, Wandel zu schaffen, war aber schon gegeben; Mme de Lafayette hatte inzwischen bessere Romane geschrieben, denen sich die Gunst des Publikums zuwenden konnte. Sobald man aber das Bessere gekostet hatte, spürte man erst die Fadheiten des früheren Romans. Nun erst kommt man recht zur Erkenntnis, wie guten Grund Boileau hatte, diese Dichtungen anzugreifen. Die Gesellschaft ist umgewandelt, und man begreift nicht mehr die Geschmacksverirrungen der älteren Generation.

Als Entstehungszeit des Dialogs nimmt der Erläuterer das Jahr 1665 als das wahrscheinlichste an, läfst aber eine gewisse Unsicherheit bestehen. *'The difficulty of fixing the date of the Dialogue is great and is well stated in a note by Ch. Revillout in his series of articles in the "Revue des Langues Romanes" on "La Légende de Boileau"'*, XXXVIII, p. 180. Es wird dort festgestellt, dafs Boileau selbst in einer Anmerkung angibt, er habe den Dialog in dem Jahre 1664 verfafst, dem Jahre, in welchem der Kriminalrichter Tardieu und seine Frau ermordet seien. Dieser Mord fand tatsächlich am 24. August 1665 statt. Folglich müfsten wir das Jahr 1665 als das richtige Jahr ansetzen. In dem Dialog selbst findet sich aber aus Anlafs von Quinaults Tragödie *Mort de Cyrus*, die 1656 zum erstenmal aufgeführt wurde, mit Anspielung auf den Tod des Perserkönigs folgende Stelle: *'Egorge! C'est une erreur dont on a été abusé seulement durant vingt et cinq siècles ... On en est détrompé depuis quatorze ou quinze ans'* (S. 187 12—15). Auf Grund dieser Bemerkung wird nun das Jahr 1670 oder 1671 herausgerechnet, und diese Zeit wird noch durch zwei andere Berichte bestätigt (S. 73, Anm.). Nun ist aber, das scheint der Herausgeber übersehen zu haben, in dem *Dialogue des Morts* S. 257 an ebenderselben Stelle von zehn Jahren die Rede. Ob nun diese Ausgabe rechtmäfsig sei oder nicht, sie hat als die frühere die gröfsere Wahrscheinlichkeit für sich, um so mehr, als wir dann auf das Jahr 1666 kommen, also annähernd das Jahr, das Boileau selbst angibt.

Zu den Anmerkungen unter dem Text sind noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen.

S. 178, 2. *Ivre comme une soupe. Soupe* bedeutet in dieser Redens-

art wie im Altfranz. regelmäßig *tranche de pain*. Vgl. Darmesteter und Hatzfeld, S. XXI.

S. 184, 12. *Pleureux* als Substantiv für *pleureur* beruht auf dem zeitweiligen Verstummen des *r* in der Endung *eur*. Auf diese Weise fielen die Suffixe *-eux* und *-eur* lautlich zusammen. Vgl. darüber außer a. a. O. Meyer-Lübke, *Gramm.* I, § 559, II, 489, *Romania* XXVIII, 579 ff.[1]

S. 192, 15. *Je vois bien, la belle fille, que vous savez parfaitement la géographie du royaume de Tendre, et qu'à un homme qui vous aimera, vous ferez voir bien du pays dans ce royaume.* Der Ausdruck ist ein unübersetzbares Wortspiel, weil er wörtlich gemeint und doch auch in der Bedeutung '*donner de l'exercice, de la peine, susciter beaucoup d'affaires*' beabsichtigt ist. Ein anderes Wortspiel findet sich 224, 12, wo Phébus sowohl den Gott wie die gezierte Ausdrucksweise bedeutet.

S. 203, 10—14. *furieusement extraordinaire, terriblement merveilleux.* Hierzu findet sich eine längere Anmerkung über den häufigen Gebrauch solcher Worte in der Sprache der Prezieusen. In unserem Dialog finden sich noch mehr solcher Ausdrücke, die durch Übertreibung oder auch durch ihre Gesuchtheit auffallen: *médiocrement embarrassée* 213, 12, auch wohl *infiniment d'esprit* 198, 5, sogar oder vielleicht absichtlich im Munde des Spötters Diogenes, worauf Pluto mit '*infiniment de folie*' antwortet.

S. 212, 5. Zu *retourne-t'y en* vgl. auch *Littré* unter '*en*' No. 6. Boileau setzt ja auch sonst wohl mit Absicht der affektierten Redeweise der Romanhelden eine etwas vulgär klingende oder auch burschikose Sprache entgegen, z. B. 181, 5: *Artamène! et où a-t-il pêché ce nom-la?* 181, 7: *Je sais aussi bien mon Hérodote qu'un autre,* etwa gleich: ich kenne doch meinen Herodot? 213, 3: *déloge d'ici au plus vite.* 221, 5: *Ne voilà-t-il pas une passion bien exprimée?*

Gr.-Lichterfelde. Paul Selge.

Amphitryon von Molière, verdeutscht von Carl Möser. Berlin, Emil Goldschmidt, 1902 (auf dem Umschlag 1903).

Im Unterschiede von Molières übrigen Versdramen ist sein *Amphitryon* nicht in paarweise reimenden Alexandrinern abgefaßt, sondern zeigt in einem freieren, häufig wechselnden Metrum bald längere, bald kürzere Verse mit vielfältigen Reimverschlingungen. Indem der Dichter den Reim zu mannigfachen, ebenso kunstreichen wie anmutigen Spielereien verwendet und denselben Reim sich oft durch eine ganze Gruppe von Versen hindurchziehen läßt, offenbart sich gerade im *Amphitryon* seine dichterische Formgewandtheit in ihrer höchsten Vollendung. Dieses Lustspiel im Versmaße der Urschrift ins Deutsche zu übertragen, ist demnach eine recht schwierige Aufgabe. Mösers Übersetzung kann im allgemeinen als gelungen bezeichnet werden. Seine Verse lesen sich meist glatt und wohlklingend, und zudem hat er den kecken, übermütigen Ton des Originals gut getroffen. Nur hin und wieder finden sich bei ihm Stellen, die denn doch etwas zu schwülstig und gezwungen und daher nicht ohne weiteres verständlich sind. Was den Inhalt angeht, so ist seine Über-

---

[1] [Nach Bouhours' gleichzeitigem Zeugnis (*Remarques nouvelles sur la langue française*, 1675) *on prononce -eux quand on parle simplement, sans emphase et sans émotion et l'on dit: vous êtes un petit menteux, c'est un flatteux. Au contraire, quand on le prend sur le haut ton, qu'on parle avec emphase et qu'on s'échauffe en parlant, on prononce: -eur: Vous êtes un menteur, c'est un beau parleur.* Vom modischen Verstummen des *r* spricht auch Marie de Gournay, *Les Advis ou les présens*,[3] 1641, p. 450. — Cf. auch *Archiv* CIX, 203, 208. — H. M.]

setzung, nach den von mir mit dem Original verglichenen Stellen zu urteilen, sinngetreu und frei von zu großen Abweichungen.

Dennoch kann Möser den Vergleich mit seinem unmittelbaren Vorgänger Ludwig Fulda (zuerst in der dritten Auflage des Buches *Molières Meisterwerke in deutscher Übertragung*, Cotta, 1901) nach meiner Ansicht nicht aushalten. (Von Kleists *Amphitryon* kann hier abgesehen werden, da dies ja keine eigentliche Übersetzung, sondern eine ganz selbständige Bearbeitung voll umfangreicher Zusätze und eingreifender Änderungen ist, wie Fulda a. a. O. im Vorwort S. 19 f. des weiteren ausführt.) Fuldas Übersetzung von Molières Meisterwerken ist eben selber ein solches Meisterwerk, daſs es für seine Nachfolger auf diesem Gebiete schwer sein dürfte, ihn zu erreichen oder gar zu übertreffen. Als Probe möge hier eine Stelle aus Fulda und Möser mit dem Original zusammengestellt werden.

Mercure (parlant à la Nuit):

A votre aise vous en parlez;
Et vous avez, la belle, une chaise roulante
Où, par deux bons chevaux, en dame nonchalante,
Vous vous faites traîner partout où vous voulez.
Mais de moi ce n'est pas de même:
Et je ne puis vouloir, dans mon destin fatal,
Aux poètes assez de mal
De leur impertinence extrême,
D'avoir, par une injuste loi
Dont on veut maintenir l'usage,
A chaque dieu, dans son emploi,
Donné quelque allure en partage,
Et de me laisser à pied, moi,
Comme un messager de village;
Moi qui suis, comme on sait, en terre et dans les cieux,
Le fameux messager du souverain des dieux;
Et qui, sans rien exagérer,
Par tous les emplois qu'il me donne,
Aurais besoin, plus que personne,
D'avoir de quoi me voiturer. (Prologue.)

(Fulda.)

Du hast gut reden, schöne Frau.
In deinen Polsterwagen hingegossen,
Läſst du dich ziehen von zwei flinken Rossen,
Wohin du willst im weiten Himmelsbau.
Mir ward nicht gleiche Schicksalshuld,
Und jeden Tag verwünsch' ich drum die Dichter;
Sie sind an meinem Elend schuld;
Denn dies vorwitzige Gelichter
Hat allen Göttern insgesamt
Nach eig'nem Willen und Belieben
Durch ein Gesetz nicht nur das Amt,
Nein, auch die Gangart vorgeschrieben,
Und so ward ich dazu verdammt,
Dorfläufern gleich, zu Fuſs einherzuschieben,
Ich, der zum Boten doch dem Herrn der Welt
Im Himmel und auf Erden bin bestellt!
Ich, dem unübertrieben mehr
Als andern bei den tausend Pflichten,
Die er mich täglich heiſst verrichten,
Ein gutes Fuhrwerk nötig wär'!

(Möser.)

Ihr habt gut reden! In dem Wagen,
Der von zwei prächt'gen Pferden ist bespannt,
Laßt Ihr gemächlich über Meer und Land
Euch als bequeme Dame tragen.
Ich aber muß mein Mißgeschick bedauern
Und die Poeten, die verdammten, schmäh'n,
Weil sie mich so zu Fuße lassen geh'n,
Als wär' ich Bote für die Bauern.
Denn, während zu verleihen sie geruht
Durch ein Gesetz, das längst veraltet,
An jeden Gott ein Gangart-Attribut,
Je nach dem Amt, das er verwaltet,
Bin ich durch ihren Übermut
Von dieser Regel ausgeschaltet —
Ich, der, wie rühmlich jedermann bekannt,
Des höchsten Gottes Bote bin genannt,
Und dem, wenn noch das Recht sie führte,
Zu allem, was mein flinker Fuß
Für Jupiter besorgen muß,
Wohl mehr als jedem ein Gefährt gebührte.

Zum Schlusse sei noch auf einen mehr äußerlichen Mangel des Möserschen Buches hingewiesen, der wohl auf die Schuld des Setzers und auf unzulängliches Korrekturlesen zurückzuführen ist, nämlich auf die ganz regellose und willkürliche Zeichensetzung und Rechtschreibung. Letztere, im wesentlichen die bis 1879 übliche, zeigt daneben Schreibungen wie *Gluht* (S. 24 f. dreimal), *eklich*, *wiederstehen*, *Mine* und Figur, *daß* geht zu weit u. dgl. m., vor allem ein merkwürdiges Schwanken in der Anwendung des Apostrophs, z. B. *geweih't*, wir *weih'ten*, man *verzeih't*, *haß't*, du *droh'st*, *s'ist*, *verweig'r ich*, *Alcmene's*, *auf's* usw. und daneben *Jupiters*, *ins*, *hilfts*, *wars*, *Lieb* und Ehre, ich *hatt*, *hätt*, *hab*, *durft*, *konnt*, *nähm* usw.

Grammatisch zu beanstanden und offenbar durch den Reimzwang veranlaßt sind die Stellen: Wir aßen drauf zu zwei (S. 39), des Herrn Gemahl (S. 7), aus der Götter Hände (S. 17), Ich weiß nicht, ob man nicht am besten thut, || Sich gar nicht erst den Kopf verdrehen (S. 41).

Berlin. Albert Herrmann.

Fuchs, Dr. M., Tableau de l'histoire de la littérature française, composé d'après les meilleurs auteurs français; avec 29 illustrations (Velhagen & Klasings Sammlung französ. u. engl. Schulausgaben). Bielefeld 1904. VII, 228 S. M. 1,60.

Das Büchlein ist recht geschickt gemacht und kann gewiß nützlich sein. Die Illustrationen, meist bekannte Porträts, sind gut.

Feineres stilistisches Empfinden wird freilich durch das Mosaik der Kompilation (*'les divers chapitres de notre ouvrage sont empruntés aux meilleurs auteurs français qui ont traité l'histoire de leur littérature'*) verletzt; doch tut das wohl der Brauchbarkeit des mehr zu gelegentlichem Nachschlagen und zu mehr fragmentarischer Lektüre bestimmten Schulbuches nicht ernstlich Eintrag.

Daß die *Histoire de la litt. fr.* von R. Doumic in erster Linie als Quelle benutzt worden ist, ist zu bedauern, denn das Buch Doumics ist weit davon entfernt, ein *'excellent livre'* zu sein. Es ist geschickt in seiner Mache, aber leichtfertig, ja gewissenlos im einzelnen und ganz traditionell in den allermeisten Partien. Was im *Literaturblatt für germ. und rom. Philologie* vor zehn Jahren über die erste Auflage des Buches zu lesen steht (XV, 358—64), gilt auch noch für die späteren Auflagen. Wenn die

französischen Schulen sich immer noch mit solchen Schulbüchern begnügen, so sollte die deutsche Schule sich doch dadurch nicht imponieren lassen. — G. Paris hätte keine Freude, zu sehen, wie an die aus seinem *Manuel* S. 1—25 entlehnten Abschnitte sich plötzlich Sätze Doumicscher Provenienz anschliefsen: *L'existence de la langue romane est attestée dès le VII' siècle*..., welche seine *Introduction* zu Ende führen. Besonders für das Mittelalter darf Doumic nicht der Gewährsmann eines Romanisten sein!

Der Abschnitt über Molière (84—95) mag als Stichprobe der Darstellung dienen. Die beiden ersten Seiten stammen aus Doumic, von dem dann auch S. 94 noch einige Zeilen folgen, und aus welchem auch der Druckfehler 1653 statt 1655 als Datum für den *Etourdi*, sowie einige kleinere Ungenauigkeiten (12 statt 13 Jahre Wanderung in der Provinz; der Titel der Truppe in Rouen) und Ungeschicklichkeiten (statt Narbonne zweimal zu nennen, war auf Lyon als dem eigentlichen späteren Standort der Truppe Nachdruck zu legen) herübergenommen sind. — Was folgt, scheint etwa aus Marcillac zu stammen, den ich nicht zur Hand habe. Auch hier handelt es sich nur um kleinere Versehen (Armande war bei ihrer Heirat 19 und nicht erst 17 Jahre alt; *Tartuffe* wurde 1664 allerdings in einer vorläufigen dreiaktigen Form gespielt, doch waren das sicherlich nicht die drei ersten Akte des späteren Stückes). Die Inhaltsangaben der einzelnen Komödien könnten trotz der Kürze mehr wirklich Charakteristisches geben. Dafs Molière nach dem Erfolge der *Préc. rid.* gesagt habe: '*Je n'ai plus que faire d'étudier Plaute et Térence* ...', wäre besser weggeblieben, denn seine eigentlichen Plautus-Nachahmungen folgen ja erst, und dem *Avare* gönnt der Verfasser sogar besonders viel Raum, wohl weil er eine so besonders beliebte Schullektüre ist. Diese Bevorzugung ist aber entschieden ungerechtfertigt. Der *Avare* kann nicht als ein hervorragender Repräsentant Molièrescher Kunst gelten, und die Schule, die nur ein Stück oder höchstens zwei Stücke von Molière lesen kann, tut unrecht, den *Avare* zu wählen. Gewifs ist davon nicht viel Aufhebens zu machen, dafs Molière gerade hier so viel entlehnt hat und das Stück sich als Mosaikarbeit aus Plautus, Ariost, Doni, Larivey etc. darstellt: Molière hat die fremden Bestandteile vortrefflich zusammengeschweifst und eine sehr gut komponierte und glänzend geschriebene Posse geliefert — aber eben eine Posse, deren unversiegliche Lustigkeit viel mehr geschaut und gehört als gelesen werden mufs. Geist und Intrige dieser Posse tragen durchaus den Habitus jener aus der altrömischen Welt stammenden italienischen Renaissancestücke, der *commedie sostenute*, ohne besonderen französischen Charakter. Der *Avare* ist kein Charakterlustspiel, sondern besteht aus possenhaften Szenen aus dem Leben eines Geizigen, der verliebte Kinder hat und selbst verliebt ist; er führt auch nicht ins französische Leben hinein und ist kein Sittenstück. Der Schüler, der Molière wesentlich am *Avare* kennen lernt, gewinnt von dem grofsen Dichter nicht die Vorstellung, welche die Literaturgeschichte ihm vorträgt. Das mag hier im Vorbeigehen gesagt sein.

Ein Anhang von 32 Seiten bietet eine Auswahl von kurzen Proben alt- und mittelfranzösischer Prosa und Poesie von den Strafsburger Eiden bis auf M. Régnier. Auch dieses kleine Heftchen wird willkommen sein. H. M.

H. Breitinger, Die Grundzüge der französischen Literatur- und Sprachgeschichte, mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische versehen. 8. Auflage, neu bearbeitet, berichtigt und ergänzt von Dr. E. Leitsmann, Gymnasialoberlehrer zu St. Thomae in Leipzig. Zürich, Schulthess u. Co., 1902. VII, 182 S.

Das Buch, das in seiner ursprünglichen Gestalt bereits in einem früheren Bande dieser Zeitschrift (LIV, 96) besprochen worden ist, hat im

Laufe der Zeit, und so auch bei der neuesten Bearbeitung, mancherlei Veränderungen im einzelnen erfahren, sei es durch Hinzufügungen, sei es durch Veränderungen der älteren Abschnitte. In welchem Sinne der Bearbeiter der 8. Auflage seine Aufgabe erfaſst hat, wird sich am besten aus dem 19. Jahrhundert, insbesondere aus den letzten Teilen dieses Zeitabschnittes erkennen lassen.

Das Buch will einem doppelten Zwecke dienen, es will Übersetzungsstoff geben und Schülern wie Studenten die Bekanntschaft mit der französischen Literatur vermitteln. Ich habe nichts gegen den Doppelzweck. Man hat die Geschichte, die Geographie Frankreichs, man hat Schilderungen von Land und Leuten zu Übersetzungsübungen verarbeitet, diesen somit einen zu gleicher Zeit anregenden und lehrreichen, für das betreffende Fach spezifisch wertvollen Stoff gegeben und ermöglicht auſserdem noch der Lektüre, ihre Auswahl mehr nach ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten zu treffen, als es sonst immer geschehen kann. Warum sollte man nicht ausgewählte Kapitel der Literaturgeschichte in derselben Weise verwenden, um so mehr, da sonst für sie kein rechter Platz mehr im Unterricht an höheren Knabenschulen ist?

Dem Zweck entsprechend wären zwei Bedingungen zu erfüllen: das Buch müſste in idiomatischem Deutsch geschrieben sein, so daſs wirklich die nutzbringende Arbeit einer Hinübersetzung resp. Umsetzung statthaben könnte und sich verlohnte; der Stoff müſste so gesichtet und geordnet sein, daſs, statt einer Anhäufung von Tatsachen und Daten, in ruhig dahinflieſsender Darstellung die Entwickelung der Literatur in ihren Hauptzügen und in ihren Hauptvertretern, von diesen Hauptvertretern die geistige Entwickelung und der von ihnen ausgehende Einfluſs geschildert würde. Das wären dann etwa 'Charakterbilder', wie sie zu dem genannten Zwecke, z. B. für die englische Literatur, geschrieben worden sind.

Das vorliegende Buch genügt in seiner heutigen Gestalt weder dem einen noch dem anderen Zweck; es genügt den Zwecken, die es sich setzt, desto weniger, je mehr wir uns der Neuzeit nähern, also je mehr die Arbeit des gegenwärtigen Bearbeiters einsetzt. Ich lasse den ersten, den ursprünglichen Teil noch gelten, aber auch dort finden sich bereits Stellen, die so mit Fremdwörtern durchsetzt sind, daſs dem Übersetzer fast nichts zu tun mehr übrig bleibt: 'Die Analyse verbindet sich harmonisch mit der Synthese; die Kritik findet ihre Stelle neben der Produktion — die Anzahl der Talente ersten Ranges ist überraschend; die Eleganz der literarischen Form bildet den unbestreitbarsten Zug dieser Epoche' (kann denn etwas mehr oder weniger unbestreitbar sein?). Aber hier sind doch ganze Seiten, ganze Abschnitte, wo eine Übersetzung von Nutzen sein könnte. Dann aber werfe man einen Blick auf die letzten Abschnitte. Ich möchte den Lehrer sehen, der nur den Mut hätte, an eine Übersetzung zu gehen, wenn er dies Gewimmel von Namen und Daten, wie etwa Seite 141—145, vor seinen Augen findet. Hier schlägt das Stoffliche das Formale tot, und auch nur der Versuch, dem Stofflichen eine Form zu geben, würde den Schüler so in Anspruch nehmen, daſs er vom Inhalt gar nichts mehr hätte. Und gerade dieser Teil scheint mir, für viele Schulen wenigstens, der wichtigste in einem solchen Buche zu sein. Für die ältere Zeit, für das 17. und 18. Jahrhundert, findet man wohl bei der klassischen Lektüre die Gelegenheit, über die führenden Geister und ihren Einfluſs auf die Literatur zu sprechen, auch wohl einen Blick rückwärts, auf z. B. die Entstehung des französischen Dramas, zu werfen. Gerade für die Neuzeit aber, aus deren überreichen Erscheinungen die Lektüre doch immer nur vereinzelte Proben wählen kann, möchte man auf diese Weise doch wenigstens ein Bild der Hauptströmungen und der charakteristischen Vertreter des literarischen Schaf-

fens geben können. Wie gesagt, in Gestalt einer Übersetzung ist dies bei dem formlosen Zusammengefüge von Namen und Daten in diesem Teile unmöglich, nach dieser Seite hin hat das Buch also seinen Zweck verfehlt.

Wie steht es aber mit dem Inhalt? Kann man das Buch wenigstens für den anderen Zweck, den der literarischen Belehrung verwenden? Ich liebe es nicht, absprechend zu urteilen; bei einigermaſsen gutem Willen kann man fast in jedem Buche etwas der Anerkennung Wertes finden. Hier suche ich vergebens, das Wort 'fürchterlich' zu vermeiden. Man höre aber, z. B. 'der Roman': Balzac, Flaubert und dazu unter dem Striche nicht bloſs Feydeau, Ponson du Terrail, Eugène Sue mit ebenso vielem Raum wie Flaubert und mit acht Werken, sondern auſserdem Paul de Kock (wenn der Schüler fragte, was ein *Cocu*, S. 137, sei? gehörte das auch zur Realienbelehrung? etwa als integrierender Bestandteil des französischen modernen Romans und des Dramas unserer Zeit, wie die *Demi-Vierges*, S. 158?) und Zaccone und Gaboriau und Richebourg und Gozlan und andere Berühmtheiten dieser Art! Und hinter Flaubert: Murger und About! Dann Drama, S. 139 ff., mit Sardou über, Feuillet unter dem Striche, mit 'Rédemption', 'das die Rehabilitation einer Gefallenen versucht', und 'Montjoie', 'das dagegen eine Konzession an den Realismus ist'. Dann wieder Roman: Zola ('sein, des Romandichters, Werk soll Zeugnis ablegen nicht von ihm, sondern von seiner Abwesenheit'), Champfleury, die Goncourt, Daudet — und hier Pierre Loti, dann wieder Zola ('alle Naturalisten werden übertroffen durch E. Zola. Man muſs bis zu Rabelais hinaufsteigen, um jenem einen Nebenbuhler in den Stücken ausfindig zu machen, welche La Bruyère «le charme de la canaille» nennt') und nun Guy de Maupassant: 'er hatte kein System, keine Kritik, sogar keine Ideen — «Une Vie» hatte ein armes, von Täuschungen erfülltes Frauenleben geschildert. Auſserdem gab dieser Schriftsteller mehrere Romane und eine zahllose Menge Novellen heraus.' Und unter dem Striche steht bei diesem Schriftsteller, den die Franzosen zu ihren Klassikern rechnen, ein Lemonnier mit fünf der unbekanntesten Werke, wie 'Un Mâle', das ich zufällig, wie ein paar Dutzend anderer der hier aufgezählten Schundromane (die für wenige Sous von den Camelots ausgeboten werden), besitze und dem Verf. gern zur Verfügung stelle, damit er sie doch einmal neben den Werken Maupassants lese, bevor er sie wieder erwähnt. Und hinter G. de Maupassant: Souvestre und Erckmann-Chatrian friedlich mit Bourget und Rod zusammen!! Und mit Paul Margueritte und unter dem Strich Marcel Prévost!!

Wenn mir je eine kritiklose Zusammenstellung des wertlosesten Zeuges mit den Perlen einer Literatur vorgekommen ist, so ist es diese; wenn einem je der Gedanke kommen kann, der Verf. kenne weder die einen noch die anderen Werke, so ist es hier der Fall. Anatole France unter dem Strich, der das Wesentliche vom Unwesentlichen trennt, wie Eugène Sue — und Jules Champfleury darüber! Und so beim Drama: Sardou oben, Henry Becque ('er empfindet eine Art wilder Freude, uns in «les Corbeaux» und «la Parisienne» häſsliche Personen zu zeigen') und Rostand unten in traulichem Verein mit Verfassern von 'Feenstücken' und von 'Revues'! Aber auch mit Sully Prudhomme und anderen lyrischen Dichtern von seiner Bedeutung.

Und das alles in einem Buche, das 182 Seiten hat. Keine Ahnung von einer Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, selbst vom Schund; keine Ahnung von einer Entwickelung, von einer leitenden Idee! Wo ist bei einem der Schriftsteller, wie es in der Vorrede versprochen wurde, gezeigt worden, 'daſs vielfach die literarische Betätigung ... aus ihren Lebensumständen hervorgeht?'

Und Einzelheiten! Obige Proben haben genug gezeigt, wie nichts-

sagend, wenn nicht verkehrt die Urteile sind, wie der Verf. sich abquält, um irgend einen Satz zu einem Schriftsteller oder einem Werk zu finden.

Der Herausgeber der 8. Auflage hat es verstanden, das Buch für die Schule unmöglich zu machen; traurig aber wäre es um den armen Studenten bestellt, der danach einen Einblick in den Werdegang der neueren französischen Litteratur zu gewinnen versuchte.

Berlin. Dr. Theodor Engwer.

Paul Andraud, La vie et l'œuvre du troubadour Raimon de Miraval. Étude sur la littérature et la société méridionales à la veille de la guerre des Albigeois. Paris 1902. 270 S. gr. 8.

Es ist wohl das erstemal, daſs jemand über Leben und Gedichte eines einzigen Trobadors eine Schrift von solchem Umfange veröffentlicht hat. Die Ausdauer und das eindringende Bemühen des Verfassers verdienen alle Anerkennung. Die biographischen Nachweise aus Urkunden sind neu und sehr dankenswert; sie zeigen übrigens, daſs für die Trobadors noch manches aus südfranzösischen Archiven zu gewinnen ist, wenn nur die richtigen Nachforschungen angestellt werden. Wenn die Ergebnisse, zu denen eine Betrachtung der Gedichte führt, mehrfach nicht so positive sind, wie man es wünschen möchte, so liegt das an der Natur jener Gedichte, welche einer genaueren Datierung oft groſse Schwierigkeiten entgegensetzt.

Nach einem einleitenden Kapitel, welches über die Verhältnisse in der Languedoc und im Nordosten Spaniens gegen Ende des 12. Jahrhunderts orientiert, erhält der Leser zunächst eine kurze Übersicht über Miravals Leben, wobei denn die Zeit seiner hauptsächlichen dichterischen Tätigkeit mit den Jahren 1190—1209 etwas genauer begrenzt wird, als es bei Diez geschieht. Seinen Tod finden wir auf ca. 1216 angesetzt. Dazu sei gleich hier bemerkt, daſs, wenn es auch wohl möglich sein mag — nicht zweifellos, wie es S. 25 heiſst —, daſs unser Dichter dem Grafen Raimon VI. nach Spanien folgte, wo letzterer 1215—1217 blieb, man doch, streng genommen, weder durch den Umstand, daſs wir nach dieser Zeit von Miraval nichts mehr hören (das letzte sichere Datum ist 1213), noch auch durch die Angabe der Biographie, daſs er in Lerida starb, zu dem Schlusse berechtigt ist, daſs er gegen 1216 gestorben ist. Diesem Abschnitte hätte man gern die provenzalische Biographie mitsamt den *razos* vorangestellt gesehen; ingleichen wäre es wohl angebracht gewesen, schon hier die einzelnen aus den Urkunden gewonnenen Daten einzufügen, während man so sie sich aus dem Appendix 2 heraussuchen muſs. Überhaupt ist die Anordnung des Stoffes des ersten Teiles nicht einwandfrei, indem zuerst die Gönner Miravals und dann die einzelnen Damen behandelt werden, zu denen er in Beziehung gestanden hat, so daſs denn chronologisch Zusammengehöriges mehrfach getrennt wird und man so kein sehr deutliches Bild von seinem Leben gewinnt.

Im zweiten Teile wird mit Vorsicht und Sorgfalt die literarische Hinterlassenschaft Miravals einer näheren Betrachtung unterzogen, zunächst sein Eigentum abgegrenzt und dann Inhalt und Stil seiner Gedichte charakterisiert, wobei sich im allgemeinen das von Diez ausgesprochene Urteil bestätigt.

Die meisten Angriffspunkte bieten der Kritik die zahlreich eingestreuten Texte, namentlich das Sirventes von Uc de Mataplana gegen Miraval sowie dessen Antwort, welche beide in extenso mitgeteilt und übersetzt sind. Ich wende mich ihnen zunächst zu. Im ersten derselben ist V. 22 (S. 138) miſsverstanden worden; schon Diez hatte hier, durch den Druck bei Rochegude irregeführt, unrichtig übersetzt. Man schreibe

nicht *ben par q'el consseilh es sirrens*, das natürlich eine Übersetzung *il n'est qu'un valet en sagesse* nach sich ziehen mufs, sondern schreibe *ben par qe·l consseilhes sirvens* und verstehe 'es hat ganz den Anschein, dafs ein Bediensteter ihn beriet' (so schlecht zeigte er sich beraten). Dafs so zu lesen ist, geht auch aus dem Antwort-Sirventes Miravals hervor, in dem es heifst: *ni moillier non longiei de mi Per conselh de menudas gens.* — V. 33 ist *poing* mit 'il s'efforce' wiedergegeben, allein der Zusammenhang verlangt einen Konjunktiv, also ist *ponh* als Konjunktiv von *ponhar* anzusehen: 'er möge sich bemühen'. Gleich in der folgenden Zeile findet man geschrieben *e si la vol ni sos cobrars li platz* und dementsprechend übersetzt *or s'il la désire et s'il lui plaît de la recouvrer*, indessen handelt es sich offenbar nicht darum, ob Miraval die Gaudairenca wiederhaben will, sondern umgekehrt darum, ob sie, die Gekränkte, noch etwas von ihm wissen will. Auch hier hat Diez, durch den Druck bei Rochegude veranlafst, nicht zutreffend übertragen. Steht in DR wirklich *si la*, was ich nicht kontrollieren kann, so könnte es = *sila* = *si 'la* sein, wie denn Hs. A *silal* schreibt, was nur = *si 'la·l* sein kann; auch Hs. H läfst mit *c'elal* = *s'ela·l* keinen Zweifel darüber, wie man zu verstehen habe. Ist somit Gaudairenca Subjekt, so wird sich auch das folgende *li* auf sie beziehen: 'und es ihr gefällt, ihn wiederzuhaben'. — Im Geleite wird man über die Lesarten der einzelnen Handschriften nicht zuverlässig orientiert. Zunächst brauchte *dompna* gegenüber dem *ir' ai* der folgenden Zeile nicht eingeklammert zu werden, denn es wird von DH gebracht. *Devinatge* in der folgenden Zeile steht nicht in H, das *vilanage* zeigt, und steht auch wahrscheinlich nicht in D, es bleibt somit nur R; das Wort, welches nicht zum zweitenmal belegt ist, erscheint aber überhaupt fragwürdig (was sollte es auch hier passenderweise bedeuten?), und ich meine, dafs man, indem *viatge* von A als unbrauchbar nicht in Betracht kommt, *damnatge* zu lesen habe. Daraus würde folgen, dafs die Konjektur [*ir'ai*] zu verwerfen und *iratz sui*, das alle Hss. bringen, zu belassen sei, und weiterhin, dafs für die Schlufszeile die Lesart von AH (wie D liest, ist nicht ersichtlich) *que avetz pres en vostre bon coratge* zu bevorzugen ist, denn einerseits schliefst sich das *qu'aissi·us es pres del vostre franc coratge* von R nicht an das Voraufgehende an, und andererseits ist *penre damnatge* eine geläufige Verbindung. Somit würde ich das Geleit lauten lassen:

Na Caudairenga, dompna, ben sapchatz
qu'iratz sui del damnatge
que avetz pres en vostre bon coratge.

Es bleiben noch immer einige besserungsbedürftige Dinge übrig: Man schreibe V. 25 *si·l* statt *s'il* und streiche nach V. 26 das Komma. In V. 35 ist mit AH *fassail* für *fass'il* und V. 36 *qill* für *q'ill* zu setzen, denn es wird beidemal ein Dativ ('ihr') erfordert. V. 36 ist das Natürlichere der Konjunktiv, also *trob* für *trob'*. *Corteiar* in V. 43 scheint mir mit *courtiser* nicht richtig übersetzt; ich kann dem Worte an dieser Stelle keine andere Bedeutung beimessen als einfach 'besuchen', 'aufsuchen', von der Levy, *S.-W.*, wenigstens ein weiteres Beispiel gibt. V. 44—5 braucht Subjekt nicht *albercs* zu sein, vielmehr dürfte *salvatge* Neutrum sein, wie es ja auch die Grammatik verlangt, und man wird dementsprechend zu übersetzen haben. Bemerkt sei noch, dafs *coratge* (V. 36) schon V. 9 als Reimwort mit gleichem Sinne begegnete.

Das Antwort-Sirventes Miravals ist eigentümlich und recht gewunden, was man sich in der Tat am besten aus der schiefen Situation erklärt, in der unser Dichter sich befand. Merkwürdig ist unter anderem, dafs er gar nicht auf den Vorwurf der Eifersucht eingeht, den ihm Uc gemacht hatte. Der Sinn in der zweiten Hälfte der dritten Strophe ist nicht ganz durchsichtig, sonst aber dürften kaum nennenswerte Schwierigkeiten vor-

liegen. Gleich der Anfang der Übersetzung gibt zu Ausstellungen Anlaſs: *razonamens* heiſst 'Verteidigung', und von 'me prêchant l'exemple' steht nichts im Texte. *Cantan sol per devinanssa* (V. 6) wird mit 'en chantant seulement pour médire' wiedergegeben, aber *devinansa* heiſst nur 'Vermutung' trotz Raynouard, s. Levy, *S.-W.*; unser Dichter meint, Uc rede, ohne die Sachlage genau zu kennen. — V. 24 ff. halte ich nicht für richtig aufgefaſst, doch würde ein näheres Eingehen auf die Stelle hier zu weit führen. — V. 29—30 Schreibe *qem* statt *gem* (Druckfehler), setze Komma nach *lati* und streiche das Kolon hinter *vezi*, so daſs V. 30 ff. zu übersetzen ist: 'denn seine Nachbarn sagen von ihm, daſs er darin unverständig sei, daſs er um der Liebe zu Frau Sanssa willen es unterläſst, anderswo hervorzutreten', d. h. einer Dame den Hof zu machen. *En lati* wird mit *en son latin* übersetzt; für das auffallende *en lati* von AH würde man allerdings auch provenzalisch *en son lati* erwarten, aber dann müſste für *n'Uguet* gesetzt werden *n'Uc* (zeigt etwa Hs. D diese Lesart?). — V. 35 hat de Lollis das Abkürzungszeichen in *aiā* in A mit *m* aufgelöst, also *aiam* geschrieben, was den Vorzug vor *aian* verdient; natürlich ist das Komma hinter *dampnage* zu streichen. — Überraschenderweise heiſst es S. 142 Anm. 3 zu obigem Sirventes-Wechsel: 'le scrupule du troubadour s'attachant à reproduire fidèlement la forme d'une pièce satirique dirigée contre lui ... est assez curieux', allein das ist ja durchaus die Regel, von der es nicht not tut, hier weitere Beispiele aufzuführen.

Ich habe jetzt noch eine Reihe einzelner Bemerkungen zu machen, mit denen ich einfach den Seitenzahlen folge. Man erkennt nicht deutlich, wie A. die Worte der Biographie *et era senher de lui* (sc. des Grafen von Toulouse) *e de son alberc* versteht; S. 35 wird übersetzt mit *il était seigneur du comte et de sa maison*, aber gleich darauf heiſst es: *ainsi Raimon de Miraval aurait été attaché à la personne de Raimon VI, comme les mots 'era senher de son alberc' semblent l'indiquer.* Es wäre wenigstens ein Hinweis auf die gleiche Wendung in der Biographie des Bertran de Born angebracht gewesen, auf welche schon Chabaneau, *Biogr.* 66 n. 7, aufmerksam gemacht hat (*et era senher totas vetz quan si volia del rei Henric d'Englaterra e del filh de lui*). Scheint es hier 'Einfluſs haben auf' zu bedeuten, wiewohl es mit Bezug auf den König Heinrich nicht paſst, so ist an der Stelle in der Biographie Miravals zu beachten, daſs es noch weiter heiſst: *e senher del rei Peire d'Aragon e del vescomte de Bezers e d'en B. de Saisac e de totz los grans baros d'aquela encontrada*, so daſs es hier bedeuten dürfte 'in näherer Beziehung stehen zu' (eig. 'sich mit Bezug auf jemand etwas erlauben können'). — Was S. 38 n. 1 über *Audiart* < *Hildegard* gesagt wird, ist ja bekannt genug; es hätte eher von *Au-* < *El-* gesprochen werden sollen (auch die regelrechte Form *Eudiart* begegnet). Was mag es übrigens heiſsen, wenn mit Bezug auf *Hildegard, Hildegardis* von einer 'finale muette' die Rede ist? — S. 39 Z. 6 von unten schreibe *qu'el* (Druckfehler). — S. 43 ist eine Konstruktion in den unter n. 1 angeführten Versen nicht erkennbar. Vermutlich hat man in V. 3 dieses Geleites, das Hs. R nicht bringt, für *e* zu schreiben *eu* und *genser* in *gensor* zu bessern (für die Konstruktion von *domneiar* s. Levy, *S.-W.*), so daſs denn unter Setzung eines Kommas hinter *bos* der Sinn ein wesentlich anderer wird und nicht mehr auf Grund dieser Stelle gesagt werden kann, daſs Miraval den Grafen von Toulouse 'bon en galanterie' genannt habe. — S. 46 vorletzte Zeile l. *non* für *nom*. — Es ist nicht richtig, wenn S. 76 gesagt wird, daſs die beiden Strophen, welche in Hs. A das Lied *Anc trobars clus ni braus* beschlieſsen, in N dem Raimon de Miraval zugeschrieben seien; sie stehen hier vielmehr anonym, s. Suchier, *Denkm.* S. 322. Ferner ist nicht recht ersichtlich, was gemeint sein soll, wenn es heiſst: *l'authenticité de ces couplets est plus que douteuse*; selbstverständlich gehören sie nicht, wie schon das verschiedene Metrum zeigt, zu dem Ge-

dichte Raimons, aber unecht, d. h. unprovenzalisch brauchen sie doch darum nicht zu sein. — Es mag sein, daſs das Gedicht Gr. 392, 11, welches AD dem Miraval zuteilen, IK dagegen dem R. de Vaqueiras, dem letzteren angehört, wie ja denn auch Diez und Bartsch Rambaut als den Verfasser ansehen, aber es durfte S. 76 n. 2 aus dem Umstande, daſs in einem anderen Liede Rambauts *Leu pot hom pretz e gauch aver* ein *Joan* genannt wird, nicht gefolgert werden, daſs auch Gr. 392, 11 von ihm herrühre, denn hier wird der englische König Johann ohne Land erwähnt (*Joan ses terra*), während der Gr. 392, 23 genannte Johann eine andere Persönlichkeit sein muſs, vgl. Diez, *L. u. W.*2 S. 218. Es fällt überdies auf, daſs A. Gr. 392, 11 mit Millot gegenüber Diez auf 1209 bezieht, ohne es übrigens näher zu begründen, denn dann läge ja mit der Annahme der Verfasserschaft Rambauts ein Beweis dafür vor, daſs letzterer aus dem Orient wiedergekehrt wäre. — S. 81 f. ist von den Verstecknamen die Rede, und es heiſst: *L'art de 'celar' s'imposait à eux comme un des articles essentiels du code courtois et il leur arrivait rarement de ne pas l'observer.* Das letztere ist denn doch nicht zutreffend, und es lieſse sich leicht eine ganze Reihe von Fällen zusammenstellen, wo die Dame mit ihrem eigentlichen Namen genannt wird. — Man setze in den S. 83 unten mitgeteilten Versen Komma nach *an*. Es heiſst, daſs die Übersetzung, welche die *Histoire Littéraire* von dem zweiten Verse gibt, fehlerhaft sei, und es wird die richtige angekündigt; aber diese erfolgt nicht. Im übrigen ist die angefochtene Übersetzung richtig. — In dem S. 86 angeführten Verse erfährt die Stelle *q'us ans me sembla jornals* die Übersetzung *'qu'un an me semble une journée'*, der Zusammenhang verlangt aber 'daſs ein Tag mir wie ein Jahr erscheint', und dem scheint mir nichts Ernstliches entgegenzustehen. In der folgenden Zeile ist mit Unrecht für *fai* beider Hss. *es* eingesetzt: *paors* ist Akk. Plur. — Der Vers *Si no·m sobres conoyssensa* (S. 88) scheint nicht richtig verstanden zu sein; jedenfalls ist die Übersetzung zu frei. — Der Sinn des letzten der S. 91 mitgeteilten Verse ist entgegen der Meinung von A. nicht unklar. — S. 95 schreibe man *qu'ilh* und S. 96 *n'i*. — Auf S. 102 heiſst es: 'Miraval, dit la Louve, *à travers ses larmes* (le détail n'est-il pas joli?)'. Danach sieht es so aus, als ob in der *razo* ein den kursiv gedruckten Worten ähnlicher Ausdruck stände, es steht aber da nur *en ploran*. — S. 105 n. 5 lese man *par* statt *per* und streiche ein *no* (Druckfehler). — S. 122 n. 2 schreibe man *de cors*. In den Hss. steht *fauc* oder *fatz* und nicht *fai*, und die erste Person wird ja auch erfordert. — Die Übersetzung auf S. 147 ff. von dem Gedichte *Ben aia·l messatgiers* ist mehrfach ungenau und teilweise unrichtig, wie z. B. 'pour me croire tenu d'être tout entier à ma dame' in Str. 2 gegenüber *tal que ore que·m taixes*. Was weiter in derselben Strophe geboten wird, entspricht gewiſs nicht dem Original; das kann auch derjenige behaupten, der mit Hilfe des vorliegenden gedruckten Handschriftenmaterials von AH nicht in der Lage ist, die Stelle befriedigend zu erklären. — Unter den Trobadors, welche Eleonore von Aragon gefeiert haben, wäre noch Cadenet zu nennen gewesen mit Gr. 106, 18 und 106, 22, vgl. *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* XXIV, Sp. 116. — In dem S. 156 ff. abgedruckten Gedichte kann V. 17 *quilh* kaum beibehalten werden; steht es wirklich in C, das A. zugrunde gelegt hat? Hs. H schreibt *qeill*, und das erwartet man. V. 56 schreibe man *vest* statt *vest'*. V. 42 liest man *boc' e huelhs de mout esclaire.* Sollte in C nicht *mont* stehen? Vgl. *de mont esclaire* in U (*Archiv* XXXV, 428), *de mon e.* in H, *del mon e.* in A und s. Levy, *S.-W.* sub *esclaire.* Das Bild ist freilich für einen Dichter der alten Zeit von ziemlicher Kühnheit. — Daſs Bartsch das Lied *Ben sai que per aventura* unter die Gedichte Miravals zu stellen versäumt hat (S. 170 unten), ist schon von Suchier in der *Rivista di filolog. rom.* II, 164 bemerkt worden. — S. 179 n. 1 V. 1 wird *entestar*

mit 'décapiter' übersetzt, während es, trotz Str. 2 des Gedichtes, 'auf den Kopf schlagen' heifst, s. Levy, *S.-W.* In der letzten Zeile ist *si 'n* statt *sin* zu schreiben, da *en* Präposition ist. — Der Umstand, dafs Miraval Ademar den Schwarzen wegen der Wandertüchtigkeit seiner Donna (schwerlich seiner Frau) verspottet, darf nicht, wie es S. 180 geschieht, als Moment dafür angeführt werden, dafs die betreffende Tenzone vor die Gaudairenca-Episode falle, denn Miraval hatte ja doch seine Frau verabschiedet. Zu Ademar lo Negre (S. 179 n. 1) war übrigens auf *Zts. f. rom. Phil.* IX, 130 Anm. 5 zu verweisen, wo ich über diesen Trobador gehandelt und schon gesagt habe, dafs wahrscheinlich er der Interlokutor in der Tenzone *Miraval, tenzon grazida* sei. Überhaupt scheint Andraud die nach Diez angestellten biographischen Forschungen wenig genau verfolgt zu haben; das zeigt sich auch auf S. 181, indem Andraud nicht bekannt ist, dafs ich Bertran von Avignon in der *Zs. f. rom. Phil.* IX, 130—1 von 1202 bis 1233 nachgewiesen habe. — Dafs an der Tenzone *Bertran, si fossetz tant ginhos* Raimon de Miraval beteiligt sei, hat m. W. bis jetzt niemand geglaubt, es war daher die S. 181 angestellte Betrachtung nicht nötig. Bei dieser Gelegenheit ist auch von B. d'Alamanon die Rede, und es wird unter Berufung auf Chabaneau, *Biogr.*, auf ein historisches Dokument von 1262 hingewiesen. Diese Urkunde ist jetzt bei Sternfeld, Karl von Anjou, S. 307 gedruckt, doch findet sich, wie Salverda de Grave, *Le troubadour Bertran d'Alamanon*, S. 166 bemerkt, Bertrans Name dort nicht. Es sei mir bei diesem Anlasse gestattet, dem *Zts.* IX, 134—5 beigebrachten urkundlichen Nachweis noch einen weiteren vom 19. Januar 1257 hinzuzufügen: bei der Abtretung der Grafschaft Ventimiglia an Karl von Anjou erscheint Bertrandus de Alamanone als Zeuge gleich hinter Barral von Baux, s. Cais di Pierlas, *Statuts et Privilèges accordés au comté de Ventimille*, S. 117. — Man braucht nicht anzunehmen, wie dies A. auf S. 181 tut, dafs die Meinung, welche Bertran d'Avignon in Str. 4 der Tenzone mit Raimon de las Salas über das Verhalten der Provenzalen bei der Belagerung von Beaucaire ausdrückt, nicht seine wirkliche Meinung gewesen sei. Die Sachlage war doch die, dafs der Graf von Toulouse die Zitadelle von Beaucaire belagerte, in der sich eine Besatzung des Simon von Montfort befand. Simon, welcher herbeigeeilt war, konnte die Zitadelle nicht entsetzen, und da die Besatzung in grofser Not war, unterhandelte er mit dem Grafen von Toulouse und erwirkte freien Abzug seiner Leute. Bertran d'Avignon, der auf seiten des Grafen von Toulouse kämpfte, hält es nun für einen Fehler, dafs man diesen freien Abzug gestattete, und diese Ansicht kann in Anbetracht der bedrängten Lage der eingeschlossenen Besatzung als durchaus ernst genommen werden. — Die zweite der Strophen, welche Hs. N unter dem Namen Miravals überliefert (MG. 1352), hätte nicht übersetzt werden sollen (S. 183). Was so wenig Sinn ergibt, darf man nicht als im allgemeinen klar hinstellen wollen. Wenn A. als Verfasser derselben den in der ersten Strophe angegriffenen Villelmi ansieht, so mufste er doch bemerken, dafs, was darin verständlich ist, auf den Inhalt der ersten Strophe nicht Bezug nimmt — darin hat Zenker in *Zts.* XVI, 416 vollkommen recht —, denn dafs *paubriera*, wie Jeanroy will, im Sinne von 'indigence poétique' zu verstehen sei, ist sehr wenig glaublich. — In den S. 187 mitgeteilten Versen ist am Schlusse der ersten Strophe eine Konstruktion nicht erkennbar. — Wiederum ist trotz der Übersetzung nicht klar, was der Vers *tro l'es semblans que·ls gire* (S. 205) in dem gegebenen Zusammenhange bedeuten soll. In den folgenden Versen dürfte das *s* in *fas* als nur von dem folgenden Anlaute herrührend (*fas s'en pregnar*) zu streichen sein, denn eine 3 Sg. *fatz* (*fas*) scheint sonst nicht zu begegnen, s. Harnisch, *Die altprov. Präsens- und Imperfekt-Bildung*, S. 108. — Von dem in der Mitte von S. 206 stehenden Texte findet man zwar eine Übersetzung, aber der Zusammenhang ver-

langt einen ganz anderen Sinn. Sicher ist, dafs *ges de lieys no parc m'espera* heifst, 'von ihr trenne ich nicht meine Erwartung', und dafs das folgende *combat* 1 Sg. ist. Über ein *quiers*, das mit *traits* wiedergegeben wird, war nähere Auskunft zu erteilen. — Die S. 207 auf das unglückselige Sonett Ronsards, dem besondere Anmut zugeschrieben wird, gemachte Anspielung möchte man gern missen. — S. 207 schreibe man *rai* statt *rai'*. Ebenda erscheint *tan quem poja sobrel nas* übersetzt mit 'si bien qu'il me point sur le nez'; *pojar* heifst bekanntlich 'steigen'. Zur Anm. 3 ist zu bemerken, dafs der hübsche Zug *qe, si mos seigner ditz que plou, Eu dic q'aital temps deu faire* an eine Stelle in der Tenzone zwischen Guiraut de Bornelh und der Alamanda erinnert: *e s'ela·us ditz d'aut puoig que sia landa, Vos la'n crezatz*, vgl. *Die provenz. Dichterinnen*, S. 33. — S. 218, Z. 13 schreibe man *si·l* für *s'il*, ebenso S. 223 letzte Zeile, ferner S. 224, Z. 16 *que·l* für *qu'el*. — Der Text der S. 222 nach ERPH mitgeteilten *razo* ist weit davon entfernt, ein kritischer zu sein, indem die starken Abweichungen in H gar nicht vermerkt worden sind. — Welchen Nutzen die S. 225 ff. mitgeteilten Auszüge aus Nostradamus, Bastero usw. haben sollen, ist schwer ersichtlich. — Auch in dem Wortlaute der S. 238 ff. abgedruckten provenzalischen Urkunden ist einiges nicht in Ordnung. In Nr. 7 kann das erste *z* von *enzmorguez* nur ein Schreibfehler sein und ist zu streichen, vgl. *enmorguero* in Urkunde Nr. 16. Das Wort wird übrigens von den Wörterbüchern nicht verzeichnet; Raynouard gibt nur *amongar* mit einem Belege. — In Nr. 10 liest man: *a boissa e vedenza d'aques tres sobredigz*. Was ist *boissa* für ein Wort? Man erwartet *audensa*, s. *Lex. Rom.* II, 150 und V, 533 sub *ausensa* und *vedenza*. — In Nr. 16, Z. 8 schreibe man *i sso* statt *isso*. In der zweiten Hälfte derselben Urkunde ist *demandem* zu belassen und nicht in *demand[ar]em* zu ändern. Schreibe ferner *perdeso* (= *perdesso*) für *perdes o*. — Warum hätte, wie es laut den 'Additions et Corrections', die man übrigens nicht am Anfange (S. VII) sucht, heifst, der Name *Dartimi* am Ende von Nr. 7 kursiv gedruckt sein sollen? Er wird dadurch nicht durchsichtiger.

Ich habe in vorstehendem nicht wenige Ausstellungen machen müssen, die sich zum guten Teil auf die mitgeteilten Texte beziehen. Möchte Herr Andraud bei der Ausgabe von Miravals Gedichten, welche er, wie es scheint, vorbereitet, auch der sprachlichen Seite seine volle Aufmerksamkeit schenken!

Berlin. Schultz-Gora.

Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Für den Schul- und Privatunterricht von Prof. J. Frühauf. Neu bearbeitet von A. Hörmann. Zwölfte verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., C. Jügel, 1902. Geb. M. 3,30; Schlüssel dazu M. 1.

Diese besonders wohl in Süddeutschland weitverbreitete Grammatik war nach Ansicht des Bearbeiters veraltet und ist daher von ihm, damit sie 'allen berechtigten Anforderungen an das moderne Sprachstudium' genüge, einer Umgestaltung unterworfen worden. Sein Hauptaugenmerk hat er verständigerweise darauf gerichtet, den Lernenden nicht nur in die Schriftsprache, sondern auch in die des lebendigen Verkehrs einzuführen und ihn an der Hand eines entsprechend gewählten Übungsmaterials mit Land und Leuten einigermafsen bekannt zu machen. Sicherlich wird dadurch das vorliegende Lehrbuch anregender, belehrender und praktisch brauchbarer geworden sein. Als nicht minder erfreuliche Neuerung ist die durchgängige sorgfältige Bezeichnung der offenen *e* und *o* anerkennend zu begrüfsen. Leider hat dagegen die ebenso wichtige dop-

pelte Aussprache des *s* und des *z* nicht die gleiche Berücksichtigung gefunden.

Aus den folgenden Bemerkungen möge der Bearbeiter ersehen, daſs noch manches an dem Buche zu bessern ist, trotz der zwölf Auflagen und obwohl er 'diese herrliche Sprache in all ihrer Schönheit im Lande selbst erlernt' und sie sich (wer das doch auch von sich sagen könnte!) 'vollständig zu eigen gemacht' hat ... Bezüglich der Syntax kann ich auch bei dieser Gelegenheit wieder nur betonen, wie weit die modernen Grammatik-Schreiber hinter dem wahrlich nicht nach Verdienst gewürdigten Vockeradt zurückbleiben, dessen augenscheinlich allzu gründliches Lehrbuch in 25 Jahren nicht einmal eine zweite Auflage erlebt hat und doch die meisten Regeln treffender aufgestellt, klarer gefaſst und schärfer umgrenzt dem Lernenden bietet als irgend ein anderes!

Das Kapitel der Aussprache (S. 1—9) entspricht bei Hörmann keineswegs 'allen berechtigten Anforderungen'; es bedarf vielmehr einer gründlichen Durchsicht. S. 1 wird darauf hingewiesen, daſs die Verschiedenheit in der Qualität des *e* und in der des *o* auf etymologischen Grundsätzen beruhe, zu deren Verständnis man Lateinisch können müsse; so sei das *e* geschlossen, wenn es an Stelle des lateinischen *i* stände, wofür als richtige Beispiele (S. 3) *questo* und *esso* gegeben werden. Leider verrät uns aber der Verfasser auch die von ihm als solche angesehenen Wurzelwörter der beiden, nämlich *hic* zu *questo* und *is* zu *esso* ... Besser gar kein Hinweis auf das Lateinische als solche trübe Afterweisheit! Das ital. *i* werde, belehrt uns Hörmann, nicht anders als unser deutsches *i* ausgesprochen. Wie falsch diese eingewurzelte Behauptung ist, kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden. Doch nur freies ital. *i* läſst sich mit dem deutschen *i* derselben Art vergleichen, während das gedeckte ital. *i* (gerade so wie das *u*) nichts von dem dumpfen Klang des deutschen Vokals unter denselben Bedingungen hat. Vgl. *spicco* — spicke; *tariffa* — Riffe; *ville* — Wille; *filtro* — Filter; *enimma* — Stimme; *vinco* — winke; *India* — Indien; *lusingo* — singe; *tinta* — Tinte; *Filippo* — Lippe; *firma* — Firma; *rissa* — Risse; *dritto* — dritter; *schizzo* — Skizze. § 5 heiſst es: 'Steht *i* vor *a*, *o* und *u*, um den Laut des vorhergehenden *c* oder *g* weich zu erhalten (!), so ist es in diesem Falle nur Schriftzeichen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daſs es ein wenig mitklingt: z. B. *giallo* (sprich: *dschallo*)'.[1] Schiefer und unlogischer konnte man sich beim besten Willen kaum ausdrücken. § 6: Das *o* werde offen gesprochen in den einsilbigen Wörtern, ausgenommen *non*, *con*. Und *o* (oder) und *lo*? § 10: *r* laute wie im Deutschen. Man möchte eine solche Behauptung kaum für ernsthaft halten, noch dazu bei jemand, der das Italienische im Lande selbst gelernt. Das *s* sei stimmlos vor *g*! In *stasera* sei *s* scharf, weil hier eine Zusammenziehung von *questa sera* stattgefunden habe. Wer etymologische Erklärungen geben zu müssen meint, sollte die historische Grammatik doch wenigstens einmal aufgeklappt haben. Dasselbe gilt für die Bezeichnung der Konjunktion *chè* (§ 11) als Abkürzung von *poichè* und der Form *periglio* als Synkope von *pericolo*. Den gleichen Mangel an der — unerläſslichen — sprachhistorischen Bildung zeigt die folgende, geradezu unangenehm äuſserlich aufgefaſste Regel (S. 17): 'Die Wörter auf *aio* werfen im Plural das *o* weg.' Wir haben es doch hier mit Pluralen zu tun, die, in lautlicher Analogie zum Singularis gebildet, als Nebenformen zu den langsam veraltenden ursprünglichen Formen auf *ari* allmählich aufgekommen sind. S. 24 'Der Nominativ des Teilungsartikels besteht aus dem Artikel mit der Präpos. *di* verschmolzen: *del pane*.' Daſs aus ital. *di* + *il* nie und nimmer *del* wer-

[1] Und S. 17 wird das *i* von *arancio* als Halbvokal hingestellt ...

den kann, daran stöfst sich — selbstverständlich — der Verfasser durchaus nicht; vgl. auch S. 27: 'Die Vorwörter *in* etc. verschmelzen mit dem Artikel in ein Wort.' Also auch hier das restlos aufgehende Exempel *in* + *il* = *nel*! ... S. 47 Bei Gelegenheit der Formen *dirollo, amovvi, crederassi* etc. ist auch *daragli* angeführt und dazu bemerkt: 'hier wird indessen nicht verdoppelt'. Doch nur graphisch nicht, weil die Schrift eine Verdoppelung des ersten Bestandteils einer Konsonantengruppe nicht kennt. Lautlich tritt selbstverständlich auch hier die (in den anderen Fällen durch Verdoppelung dargestellte) straffere Artikulierung und Längung ein, so dafs *darallji* gesprochen wird. Über das allgemeine Aussprachegesetz (Verdoppelung des anlautenden Konsonanten nach betontem auslautendem Vokal), von dem hier eben nur eine Abart vorliegt, schweigt sich der Verfasser völlig aus. Wer wird sich auch um solche Feinheiten kümmern, der alte Schlendrian ist doch so bequem!

Das Italienische der Beispiele und Übungssätze ist im allgemeinen fehlerfrei. Einzelnes ist zu beanstanden, z. B. S. 12 *punto interrogatorio* (statt *interrogativo*); S. 113 *uova alla cocca* (greulicher Gallizismus statt *uova a bere*!); S. 148 *Se mergi* (statt *immergi* od. *tuffi*) *un bastone nell'acqua*; S. 160 *Continuazione segue* - Fortsetzung folgt (statt *continua*); S. 304 *l'ária è imbalsamata* (statt *balsamica*); S. 369 *uova toste* (statt *sode*); S. 362 *gradisci i nostri saluti e ritórnali alla famiglia* ... und richte dieselben deinen Angehörigen aus (statt *e fanne parte alla tua f.* od. *e dividili colla t. f.*). Als häfsliche Versehen sind mir aufgefallen: *mercè* = Ware (S. 3 und 10); *ho voglia di reggere* (statt *recere*, S. 370) und Pilatus = *Pilade* (S. 438). An echten und anderen Druckfehlern habe ich bemerkt: *zolla* und *cònsole* (S. 4); *diploma* und *foro* = Loch (S. 5); *udè* (S. 10); *strapicciare* (S. 146); *li fuori* (S. 183); *Canova* (S. 273); *imprese* (statt *impresse*, S. 323; auch fehlt zum Schlufs des Gedichtes *La patria dell' Italiano* der Name des Dichters: Antonio Gazzoletti); *Mánfredi* (S. 336 u. 337); *sérbano* (S. 343); *imbalsámano* (S. 344); *Emanuele* (S. 344 u. 345); *intero* (S. 347); *Aosta* (S. 353); *stacchino* und *gorgónzola* (S. 369); *ricóvero* (Verb; S. 404); *torcicollo* (S. 410, während S. 389 richtig *dormiveglia*). Beim Deutschen stöfst man hie und da auf Barbarisches, wie S. 63: 'Die Tugend und das Laster machen sehr verschiedene Wirkungen', oder auf unangenehm Süfsliches, wie S. 149: 'Der Himmel und die Erde lachten ihr heiterstes und lieblichstes Lächeln.' So etwas auch noch in einer fremden Sprache wiederzugeben, kann doch nur ein Primanerherz 'wonnig erschauern' lassen.

Berlin. Oscar Hecker.

Verzeichnis

der vom 19. Dezember 1903 bis zum 8. März 1904 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Ribot, Th., Psychologie der Gefühle, übers. von Chr. Ufer (Internationale pädagogische Bibliothek V). Altenburg, O. Bonde, 1903. VIII, 548 S. M. 10.

Theorie und Praxis. Antwort auf Dr. Karl Rückers Denkschrift 'Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft'; bearbeitet vom Vorstande des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. Leipzig, Staackmann, 1903. 169 S.

Meringer, R., Prof., Indogermanische Sprachwissenschaft. 3. Auflage (Sammlung Göschen Nr. 59). Leipzig, Göschen, 1903. 148 S. Geb. M. 0,80.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IX 5, 6 [Dr. Max Höfer, Neujahrsgebäcke. — Dr. E. Langer, Wiener Stadt- und Volksleben aus dem Jahre 1492. — H. Moses, Krankheitsbeschwörungen und Sympathiemittel in Niederösterreich. — E. K. Blümmel, Steirische Weihnachtslieder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. — A. Hausotter, Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. III: Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche im Kuhländchen vor 100 Jahren, Schlufs].

Preufs, K. Th., Phallische Fruchtbarkeits-Dämonen als Träger des altmexikanischen Dramas (Archiv für Anthropologie, Neue Folge Bd. I, Heft 3). Braunschweig, Vieweg, 1903. S. 129—188.

Driesen, Dr. Otto, Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Mit 17 Abbildungen im Text. Berlin, Duncker, 1904. X, 286 S. M. 5, geb. M. 6.

Schumann, Dr. J. Chr. G., und Voigt, Prof. G., Lehrbuch der Pädagogik. Dritter Teil: Spezielle Methodik und Schulkunde. Elfte vollst. neubearb. Auflage. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1904. VIII, 664 S. und 14 Tafeln. M. 5, geb. M. 5,60 [Darin 3. Kap.: Der Unterricht in der deutschen Sprache, S. 126—224, von Rektor K. Heinemann; 4. Kap.: Der Unterricht im Französischen, S. 225—324, von Oberlehrer Böttgers; 5. Kap.: Der englische Unterricht, S. 324—368.]

Festschrift zur Begrüfsung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargebracht v. d. Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen. Halle, Waisenhaus, 1903. 92 S. [Enthält: E. Regel, *The life and death of Mr. Badman'* by J. Bunyan, a kind of novel, S. 7—22; R. Hoyer, Über die angebl. Interpolationen im *Coronement Looïs*, S. 25—48; M. Hobohm, V. Hugos Nachahmungen des altfranzös. Epos (*Mariage de Roland* u. *Aymerillot*) und ihre unmittelbaren Quellen, S. 51—92. — In der schwierigen Frage der Elemente des *Coron. Looïs* verteidigt Hoyer mit guten Gründen die Auffassung, dafs das Epos aus fünf Teilen bestehe, welche auf Ereignisse des 9.—11. Jahrhunderts zurückgehen, die ein Dichter des angehenden 12. Jahrhunderts auf Wilhelm von Gellone übertrug. Er lehnt also Jeanroys 'Urepos', das inter-

poliert worden wäre, ab. — Nachdem E. Rigal (*Revue d'histoire litt. de la France* VII) und Vianey (*Revue des langues romanes* XLIV) das Verhältnis Hugos zu seiner Quelle (Jubinals *volgarizzamento*) des näheren untersucht, bringt Hobohm nichts Neues. Was er gegen Vianeys Auffassung vorträgt, ist weder erheblich noch immer glücklich. Der Paralleldruck von Original und Nachdichtung ist bequem und wäre noch willkommener, wenn der franz. Druck sorgfältiger wäre. — Auch ist die Art, wie der Epiker Hugo seine Quellen benutzt, auch sonst schon eingehend erörtert worden, cf. E. Eichthal, *Hérodote et Hugo, à propos du poème 'les Trois Cents'*, in der *Revue des études grecques* 1902. H. M.]

Literaturblatt für germ. und rom. Philologie. XXIV, 12. XXV, 1 (Dezember 1903, Januar 1904).

Modern language notes. XVIII, 8 [D. L. Chambers, Tennysoniana. — C. v. Klenze, Lenau-Literature. — K. Campbell, Notes on Davenant's life. — P. Reiff, Notes on Schiller's 'Eroberer'. — A. S. Napier, The rule of Chrodegang in Old English. — Fr. Kläber, Notes on Old English prose texts]. — XIX, 1 [Fr. A. Wood, Some derived meanings. — E. W. Scripture, Current notes in phonetics. — J. R. J. Geddes, The new England modern language association].

Die neueren Sprachen .. herausgeg. von W. Vietor. XI, 7 [M. A. Maclean, Present-day education in Scotland. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 8 [A. Zünd-Burguet, L'enseignement de la prononciation d'après la méthode expérimentale, I. Broszmann, Die fremdsprachl. Lektüre a. d. preuſs. Realschulen 1902/3. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 9 [A. Zünd-Burguet, II. Besprechungen. Vermischtes].

Neuphilologische Mitteilungen, herausgeg. v. Neuphil. Verein in Helsingfors. 1904. I, 28 S. [J. Uschakoff, Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Öhquist. Lindelöf, Die Entwickelung der englischen Lexikographie. Besprechungen].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde .. herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. VII, 4 [A. Rossat, Chants patois jurassiens (fin). E. Finkenhofer, Sprüche und Lieder aus dem Entlebuch. J. L. Arnold, Das 'Giritzenmoos' in Dagmersellen. Miszellen. Bücheranzeigen].

Schweizerisches Idiotikon .. Heft XLVII a. Verzeichnis der literarischen Quellen mit den dafür gebrauchten Abkürzungen. Frauenfeld, Huber, 1903. 66 S. 4.

Méthodologie des langues vivantes. Notes prises aux conférences faites à la Sorbonne par M. Ch. Schweitzer (par A. B). Paris, A. Colin, 1903. 31 S.

Belli, Dr. A., Der Lehrer der neueren Sprachen (Randbemerkungen zur Frage der Lehrmethode im neusprachlichen Schulunterricht). Venezia, Tipografia Emiliana, 1904. 60 S.

The journal of English and Germanic philology. V, 1 [G. T. Flom, The gender of English loan nouns in Norse dialects in America. — A. S. Cook, Paradise lost 3, 7. — O. E. Lessing, Motive aus Schiller in Grillparzers Meisterwerken. — W. S. Johnson, Translation of the Old English Exodus. — G. H. Gerauld, The source of Venice preserved. — A. S. Cook, A dramatic tendency in the fathers. — Ch. H. Handshin, Die Küche des 16. Jahrhunderts nach Johann Fischart; eine kulturgeschichtliche Studie. — G. M. Howe, The artificial palate. — L. Chamberlain, A source of Tennyson's 'Bugle song']. — 2 [O. B. Schlutter, On the Old English glosses printed in Kluge's Ags. Lesebuch [3]. — A. S. Cook, Notes on

Judith. — A. S. Cook, A plagiarist of Sir Philip Sidney. — F. G. G. Schmidt, Zur Elisabethen-Legende. — A. S. Cook, Note on Countess Martinengo Cesaresco's Lombard studies. — A. S. Cook, Christ 11—14. — A. S. Cook, Trees and stones as informers].

Lohmeyer, Prof. Th., Die Hauptgesetze der germanischen Flufsnamengebung, hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flufsnamen erläutert. Ein zum gröfsten Teile in der Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 27. März 1903 gehaltener Vortrag. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1904. IX, 32 S.

Die Frithjof-Sage, für die reifere Jugend bearbeitet von Prof. F. Bäfsler. 6. Aufl. (Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, Heft 1.) Leipzig, Hartung, 1904. VI, 75 S. M. 0,80 (geb. M. 1).

Worp, Dr. J. A., Geschiedenis van het drama en van het tooneel in Nederland. (Eerste Deel.) Groningen, Wolters, 1904. VIII, 466 S. F. 4,90.

Blöte, J. F. D., Das Aufkommen der Sage von Brabon Silvius, dem brabantischen Schwanenritter (Verhandelingen der Köninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde). Nieuwe Reeks. Deel V. No. 4. Amsterdam, J. Müller, 1904. V, 127 S.

Zachariä, F. W., Zwei polemische Gedichte (1754, 1755), herausgeg. von O. Ladendorf (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., Nr. 127). Berlin, Behr, 1903. XV, 20 S.

Witkowski, Prof. G., Ludwig Tiecks Leben und Werke, mit 2 Bildnissen Tiecks und einer Handschriftenprobe (Sonderabdruck aus: Ludwig Tiecks ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgeg. von G. Witkowski). Leipzig, Hesse, 1903. XCIII S.

Fries, Dr. A., Platen-Forschungen, I. Zu dem dramatischen Nachlafs. II. Zu den Werken und Tagebüchern. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. German. Abt. Nr. 13.) Berlin, Ebering, 1903. 126 S.

Müller, Wilhelm, Diary and letters with explanatory notes and a biographical index ed. by Ph. Schuylerallen and J. Tafthatfield. Chicago, Univers. of Chicago Press, 1903. 201 S.

Bischoff, Prof. H., Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter, eine literarische Studie, mit einem Bildnisse H. Hansjakobs. Kassel, Weifs, 1904. 138 S. M. 1,60, geb. M. 2,20.

Muschner-Niedenführ, G., Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur. Berlin, Fleischel, 1903. 188 S. M. 3.

Finck, F. N., Lehrbuch des Dialekts der deutschen Zigeuner. Marburg, Elwert, 1903. XIII, 96 S.

v. Scheffel, J. V., Der Trompeter von Säkkingen, ed. by E. L. Milner-Barry, M. A. (Siepman's Advanced German series). London, Macmillan, 1903. XX, 280 p. Geb. 2 s. Word- and phrasebook by the general editor of the series. 27 p. 6 d.

Englische Studien. XXXIII, 2. [H. Logeman, Notes on the 'Merchant of Venice'. — C. Winckler, Marston's Erstlingswerke und ihre Beziehungen zu Shakespeare. — J. Le Gay Brereton, Notes on the text of Marston. — H. Willert, Zum Gebrauch von *that which* und *those who*. — P. Fijn van Draat, The relative *'that'* with breakstress].

The Scottish historical review. No. 2; Jan. 1904 [R. C. Graham, On a legend from the Island of Tiree. — Sir J. D. Marwick, The municipal institutions of Scotland, a historical survey. — J. T. T. Browne, The Bannatyne manuscript: a sixteenth century poetical miscellany. — H. G. Graham, Life in a country manse about 1720. — W. R. Scott, The fiscal policy of Scotland before the union. — A. F. Stewart, Scottish officers in Sweden. — J. Dowden, The bishops of Dunkeld, notes on their succession from the time of Alexander I. to the reformation].

Wood, Fr. A., Color-names and their congeners. A semasiological investigation. Halle, Niemeyer, 1902. 141 p.

The Elene of Cynewulf, translated in English prose by L. A. Holt (Yale studies in English XXI). New York, Holt, 1904. 42 p.

Heck, C. C., Zur Geschichte der nicht-germanischen Lehnwörter im Englischen (im Auszug). Berliner Dissertation. 74 S.

Shakespeare, The first part of Henry IV, ed. by Fr. W. Moorman (The Warwick Shakespeare). London, Blackie, 1904. XXXVII, 178 S. 1 s. 6 d.

Shakespeare's Merchant of Venice, ed. by R. Jones, Ph. D., and F. T. Baker (Twentieth century text-books). New York, D. Appleton, 1903. 174 p. 30 cents.

Wolff, Max J., Shakespeares Sonette. Berlin, Behr, 1903. XIX, 162 S.

Anders, H. B., Shakespeare's books, a dissertation on Shakespeare's reading and the immediate sources of his works (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, I). XX, 316 S. M. 7 (geb. M. 8).

Genée, R., Prof. Dr., A. W. Schlegel und Shakespeare, ein Beitrag zur Würdigung der Schlegelschen Übersetzungen, mit 3 faksimilierten Seiten seiner Handschrift des Hamlet. Berlin, Reimer, 1903. 43 S.

Neuendorff, Dr. B., Entstehungsgeschichte von Goldsmiths Vicar of Wakefield. Berlin, Meyer & Müller, 1903. IV, 107 S.

Locock, C. D., An examination of the Shelley manuscripts in the Bodleian Library. Oxford, Clarendon Press, 1903. IV, 75 p. 7 s. 6 d.

Ruskin, J., Moderne Maler, übersetzt von W. Schoelermann. Band V: Die Schönheit des Blattes; Über Wolkenschönheit; Über Beziehungsbegriffe. Leipzig, Diederichs, 1904. 477 S. M. 10 (geb. M. 11).

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3700: A. Conan Doyle, Adventures of Gerard.
„ 3701—2: Beatrice Harraden, Katharine Frensham.
„ 3703: E. F. Benson, The relentless city.
„ 3704: Florence Montgomery, An unshared secret and other stories.
„ 3705—6: Marten Martens, My poor relations.
„ 3707: W. W. Jacobs, Odd craft.
„ 3708: E. W. Hornung, Denis Dent.
„ 3709: Gertrude Atherton, A daughter of the vine.
„ 3710: F. C. Philips, If only etc.

Sattler, Prof. W., Deutsch-englisches Sachwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien. (2. Lief.) Leipzig, Renger, 1903. S. 97—102.

English humanists of the nineteenth century. A selection from the works of J. St. Mill, Th. Carlyle, R. W. Emerson and J. Ruskin. With biographical introductions and a commentary by Dr. S. Saenger. Berlin, Weidmann, 1903. Part I: Text. IV, 272 S. Part II: Erläuterungen. 52 S.

English Library; Dresden, Kühtmann:

Bd. 34: Mark Twain, The prince and the pauper; in Auszügen, mit Anmerkungen, Fragen und einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. 1901. VI, 146, 92, 38 S. Geb. M. 1,60.

Bd. 35: Miss Cummins, The lamplighter, or an orphan girl's struggles and triumphs; in Auszügen usw. von C. Th. Lion. 1902. VIII, 286, 126, 38 S.

Bd. 36: F. E. Cooke, History of England; im Auszug usw. herausgeg. von E. Taubenspeck. 1902. X, 156, 27, 54 S.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English authors:

Bd. 83: Mary R. Mitford, Our village; selected stories, mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. O. Hallbauer. Bielefeld, Velhagen, 1902. VI, 88 S. Anhang: Anmerkungen 29 S., Wörterbuch 47 S. Geb. M. 0,90.

Bd. 86: J. R. Seeley, The expansion of England; two courses of lectures. 1903. VI, 126 S. Anmerkungen 52 S., Wörterbuch 38 S. Geb. M. 1,40.

Bd. 87: A. Tennyson, Enoch Arden and lyrical poems, herausgeg. von Dir. E. Dobbin. 1903. IX, 77 S. Anmerkungen 50 S., Wörterbuch 30 S. Geb. M. 1.

Bd. 88: R. F. Sharp, Architects of English literature, Auswahl von Dr. O. Hallbauer. 1903. VI, 108 S. Anmerkungen 48 S., Wörterbuch 48 S. Geb. M. 1,20.

Bd. 93: Ausgewählte Essays hervorragender englischer Schriftsteller der Neuzeit (Addison, Lamb, Macaulay, Carlyle, Matthew Arnold, Ruskin), herausgeg. von Dr. Ph. Aronstein. 1904. XIV, 111 S. Anmerkungen 35 S. Geb. M. 1,20.

Macaulay, Th. B., Historical scenes and sketches from the history of England; ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. J. Klapperich (Engl. u. frz. Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus, XXVI). Glogau, Flemming, 1903. VII, 117 S.

Bayne, Mary and Milli, Somerville Erleigh. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Augusta Strecker (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1904. 128 S. Geb. M. 1,60. Dazu Wörterbuch, 52 S., M. 0,60.

Hölzer, Prof. G., Elementary English grammar. Heidelberg, Winter, 1904. XI, 203 S. Geb. M. 3.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. Erster Teil. Unterstufe. 79. Aufl., bearbeitet von Prof. Dr. G. Tanger. Dresden, Leipzig, Berlin, Ehlermann, 1903. XI, 271 S. M. 1,80, geb. M. 2,40.

Romania .. p. p. P. Meyer, XXXII. Octobre, No. 128 [G. Paris, Le cycle de la 'Gageure'. — P. Toldo, Pel fableau di Constant du Hamel. — P. Toynbee, Dante's use of the word *trattato* in the *Convivio* and *Vita nuova*. — Mélanges: F. Lot, Conjectures sur *Girart de Roussillon;* Orson de Beauvais. — P. Meyer, Wauchier de Denain. — G. Raynaud, Le dit du hardi cheval. — E. Langlois, Traités mis à l'index au XIIIe siècle; *Integrum* > *entre*. — G. T. Clark, Les explosives sourdes entre voyelles en italien. — Comptes rendus: Anonymus, La chançun de Willame, ausführlicher Bericht P. Meyers über dieses neuentdeckte epische Bruchstück von 3553 Versen, dessen Redaktion in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückgeht, das stofflich dem *Covenant Vivien* (Schlufs) und *Aliscans* entspricht, und das die Forschung vor neue Probleme stellt. — L. Jordan, Girartstudien (G. Huet). — H. Pirenne, Chronique rimée des troubles de Flandre en 1379/80 (G. Wilmotte). — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. XLVII 1 [Kastner, Histoire des termes techniques de la versification française. — Grammont, Etudes sur le vers français (suite). — Vidal, Les délibérations du Conseil municipal d'Albi (suite). — Bibliographie].

Morf, H., Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen. Strafsburg, Trübner, 1903. IX, 540 S. M. 6, geb. M. 7. [Der Band vereinigt achtzehn kürzere Arbeiten aus dem Gebiete des Französischen, Italienischen, Spanischen, Rätischen und Provenzalischen, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre in Zeitschriften, Zeitungen oder als Broschüren erschienen sind, nämlich: Vom Rolandslied zum Orlando furioso; Kaiser Karls Pilgerfahrt; Die sieben Infanten von Lara; Aus der Geschichte des französischen Dramas; Spielmannsgeschichten; Die Bibliothek Petrarcas; Molière; Bouhours; Drei Vorposten der französischen Aufklärung: St-Evremond — Bayle — Fontenelle; Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares; Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker; Zwei sonderbare Heilige; Denis Diderot; Wie Voltaire Rousseaus Feind geworden ist; Der Verfasser von Paul et Virginie; Madame de Staël; Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz; Frederi Mistral, der Dichter der Mirèio. Zum Schlufs sind Erinnerungsworte an drei verstorbene Freunde, Ludwig Tobler, Jakob Baechtold und Gaston Paris, hinzugefügt.]

Varnhagen, H., Über einige seltenere altfranzösische (anglonorm.) Wörter (*cuplun, felun, giron, glatuner, restenbue, sarrei, tuor, amblete, morun, oe*). — Die italienische Versnovelle *Historia di Maria per Ravenna*, Faksimiledruck nach dem ältesten — Florentiner — Druck (um 1500) der Erlanger Universitätsbibliothek. Festschrift zum Rektoratswechsel der Universität Erlangen. 1903. 23 S.

Voretzsch, Dr. Carl, Die Anfänge der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten und ihre Entwicklung a. d. Univ. Tübingen. Akad. Antrittsrede. Tübingen, Laupp, 1904. III, 32 S.

Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur herausgeg. von Prof. Dr. D. Behrens. XXVI 5 u. 7 (der Abhandlungen drittes u. viertes Heft) [K. Glaser, Die Mafs- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen, II. — K. Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen. — L. E. Kastner, History of the Terza Rima in France. — A. Schulze, Zu Cligès 626 ff. — M. J. Minckwitz, Gedenkblätter für Gaston Paris].

Revue des études rabelaisiennes. I 3 u. 4, S. 157—244. Paris, Champion, 1903 [P. Rajna, Il Rabelais giudicato da un Italiano (Jac. Corbinelli) del secolo XVI. — H. Vaganay, De Rab. à Montaigne: les adverbes terminés en *-ment*. — G. Pfeffer, Les études sur Rab. parues en Allemagne. — L. Pinvert, Un entretien philosophique de Rab. rapporté par Charondas. — A. Lefranc, Une poésie inconnue sur Rab. philosophe (1538). — H. Vaganay, La mort de Rab. et Ronsard. — P. Laumonier, L'épitaphe de Rab. par Ronsard. — W. F. Smith, Rab. et Shakespeare. — E. Langlois, Le fumet du rôti payé au son de l'argent. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique. — Questions et Réponse. Beigefügt sind die beiden ersten Bogen einer diplomatischen Reproduktion von *Pantagruel*, I, Lyon, Juste, 1533, nach dem einzigen bekannten Exemplar der königlichen Bibliothek zu Dresden].

Kühn, Dr. Oskar, Medizinisches aus der altfranzösischen Dichtung. Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1903. 147 S. M. 5.

Bédier, J., Etudes critiques. Paris, Colin, 1903. XI, 294 S. Frs. 3,50.

Usteri, Paul, et Ritter, Eugène, Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister. Paris, Hachette, 1903. VIII, 285 S. Frs. 3,50. [Dieser mit einem hübschen Porträt des jungen Meister geschmückte Band bietet mehr, als der Titel besagt: Er gibt auf den ersten 73 Seiten eine Biographie des Küsnachter Pfarrerssohns und enthält auf den letzten 25 Seiten zehn Briefe, die Mme de Staël 1813 an Wilhelm Schlegel gerichtet hat. Auch sonst sind interessante Briefe anderer Provenienz, z. B. von Necker und Frau, eingestreut. Mme de Staëls Korrespondenz mit Meister beginnt

1786 und dauert bis zu ihrem Tode (1817). Die Herausgeber haben sie nach den Epochen jener bewegten Zeit in sechs Gruppen geteilt: Ancien régime, Convention, Directoire, Consulat, Empire, Restauration. Die Anordnung der meist undatierten Briefe bot grofse Schwierigkeiten; ihre Anspielungen sind durch treffliche Anmerkungen erläutert. Es ist eine mustergültige Ausgabe, die ebensowohl ein gröfseres Publikum wie den Forscher zu fesseln vermag.]

Lettres et Voyages de M. César de Saussure en Allemagne, en Hollande et en Angleterre, 1725—29. Avec une introduction de B. van Muyden. Lausanne, Bridel, 1903. XLVI, 391 S. Frs. 15. [Es sind im ganzen fünfzehn Briefe des jungen Waadtländers, der nach B.-L. Muralt und in denselben Jahren wie Voltaire und Montesquieu die hohe Schule des englischen Lebens bezogen hat. Ihre unterhaltsame Detailmalerei, die ein scharfes Auge verrät, bestätigt oder illustriert in willkommener Weise, was andere Zeitgenossen über London berichten. Wir verdanken die Publikation dem Familieninteresse der Deszendenten, die das splendid gedruckte Buch auch reich mit Porträts, Wappenschildern, Stichen Hogarths etc. ausgestattet haben.]

Counson, A., Les drames de Victor Hugo [S.-A. aus *La Revue Générale*, janvier 1901]. Bruxelle, Schepens & Co. 15 S.

Herrig et Burguy, La France littéraire, 47ème édition, remaniée par F. Tendering, directeur du 'Realgymnasium des Johanneums', Hambourg. Brunswick, G. Westermann, 1903. VIII, 708 S. Deuxième partie: Commentaire, VI, 122 S. Geb. M. 6.

Strien, Prof. Dr. G., Französisches Lesebuch für Gymnasien, Teil I (für Quarta und Untertertia). Halle, Strien, 1902. VIII, 193 S. M. 2.

Vercingétorix p. Camille Jullian. Für die Schule bearb. und mit Anmerkungen versehen von Professor Dr. H. Sieglerschmidt. Mit elf Karten und Plänen und fünf Illustrationen. Glogau, C. Flemming, o. D. XI, 172 S. M. 2,40.

Bibliothèque française, No. 71—79; jedes Bändchen mit einem Wörterheft und einem Heft Anmerkungen in Tasche. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1901—3:

71. Contes et nouvelles, II, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. 112 S. M. 1,20.
72. Contes et nouvelles, III, von demselben. 137 S. M. 1,20.
73. Melle Alex par Mme Suzanne Gagnebin, herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. IV, 148 S. M. 1,60.
74. Matelot p. P. Loti, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. VI, 130 S. M. 1,60.
75. L'Avare p. Molière, herausgeg. von Prof. H. Lichtenauer. VIII, 141 S. M. 1.
76. Histoire d'un conscrit de 1813 p. Erckmann-Chatrian, herausgeg. von Oberlehrer Dr. A. Mühlan. 132 S. M. 1,60.
77. Melle de la Seiglière p. J. Sandeau, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. VI, 173 S. M. 1,60.
78. Les origines de la France contemporaine (L'ancien régime) p. H. Taine, bearbeitet von Prof. Dr. Medem. V, 149 S. M. 1,40.
79. Le tour de France par deux enfants p. C. Bruno, herausgeg. von Oberlehrer Dr. M. Stoye. V, 130 S. M. 1,40.

Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. No. 135, 136, 142, 143, 148, 149. Jedes Bändchen geb., mit einem Wörterheft und einem Heft Anmerkungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1902—4.

I. Prosateurs français:

135B. Histoire de la civilisation en France par Rambaud. I. Band: Depuis les origines jusqu'à la fin du moyen âge, herausgeg. von Prof. Dr. H. Müller. VI, 82 S. M. 1,30.

136 B. Histoire de la civilisation en France par Rambaud. II. Band: Depuis Louis XIV jusqu'à nos jours, herausgeg. von Prof. Dr. H. Müller. VI, 82 S. M. 1,20.

142 B. Ausgewählte Essais hervorragender französischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, herausgeg. von Oberlehrer Dr. M. Fuchs. IX, 108 S. M. 1,10.

143 B. L'abbé Constantin par Ludovic Halévy, herausgeg. von Direktor Dr. L. Wespy. IV, 129 S. M. 1,60.

148 B. Mémoires d'un collégien par André Laurie, herausgeg. von Prof. Dr. E. Wolter. VI, 130 S. M. 1,40.

149 B. Memoiren der Revolutionszeit, herausgeg. von Prof. Dr. G. Hanauer. IV, 104 S. M. 0,90.

150 B. Tableau de l'histoire de la littérature française composé d'après les meilleures auteurs français par M. Fuchs; avec 29 illustrations, VII, 228 S., et un appendice, 32 S. 1904. M. 1,60.

II. Poètes français:

4. Anthologie des poètes français, neubearbeitete, vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage von Beneckes Sammlung, von Oberlehrer Dr. Th. Engwer. Mit 16 Porträts, 16, 306 S.; Anmerkungen und Wörterbuch 128, 69 S. Geb. M. 2.

Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller. Leipzig 1904: P. Lanfrey, La campagne de 1809, herausgeg. von Dr. O. Kähler. Mit einer Karte. XIX, 122 S. M. 1,60.

Perthes' Schulausgaben engl. und franz. Schriftsteller. Gotha, Fr. Perthes.

No. 31 b. F. Unruh, Sammlung französischer Gedichte. Proben aus der Lyrik des XIX. Jahrhunderts. Nebst einem Anhang von Fabeln. Zweiter Teil: Anmerkungen (163 S., geb. M. 1,50) und Wörterbuch (52 S., M. 0,50). 1903.

No. 48. E. Werner, M[me] B. Boissonas. Une famille pendant la guerre 1870—71. Im Auszuge. Mit zwei Karten. 86 S. Geb. M. 1. Mit Sonderwörterbuch (23 S., M. 0,50). 1903.

Stark, A., Syntakt. Untersuchungen im Anschlufs an die Predigten und Gedichte Olivier Maillards (1430—1502) mit besonderer Berücksichtigung des ersten Auftretens des neufranzösischen Sprachgebrauchs (Berliner Dissertation). Erlangen, Junge u. Sohn, 1903. (Aus Rom. Forschungen XV.) 85 S.

Boerner, Dr. O., Neusprachliches Unterrichtswerk. Leipzig, Teubner, 1903. Oberstufe zum Lehrbuch der franz. Sprache von O. Boerner und F. Schmitz. Ausgabe D. Für preufsische Realanstalten, Reformschulen und ähnliche Schulgattungen. VI, 242 S. Text, dazu acht Abbildungen von Paris und ein Wörterbuch (in Tasche). — Separater Anhang: La France, matières pour conversation et lecture[2]. 88 S.

Lehrbuch der franz. Sprache für Präparandenanstalten und Seminare von Dr. O. Boerner und Cl. Pilz. Ausgabe F. II. Teil (Oberstufe). VI, 163 S. Text, dazu acht Ansichten von Paris, eine Karte von Frankreich und ein Wörterbuch (in Tasche).

Breymann, Dr. H., Franz. Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien[4]. München, Oldenbourg, 1903. XVI, 344, 80 S. M. 5,35.

Mottola, S., Nouv. méthode rapide-attrayante-graduée de langue française à l'usage des étrangers. Brassó, H. Zeidner; Leipzig, Brockhaus, 1904. 159 S. M. 1,80; geb. M. 2,25.

Weitzenböck, Prof. Georg, Lehrbuch der franz. Sprache. Leipzig, G. Freytag, 1904. I. Teil. 5. durchges. Aufl. 171 S. Geb. M. 2,20. — IV. Teil: Choix de lectures expliquées à l'usage de l'enseignement secondaire p. W. Duschinsky. 17 gravures et 3 cartes. VI, 372 S. Geb. M. 4,50.

Weitzenböck, Prof. Georg, Lehrbuch der franz. Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminarien. Leipzig, G. Freytag, 1904. II. Teil, A: Übungsbuch, Mit 24 Abbildungen, einem Kärtchen von Frankreich und einem Plan von Paris. VII, 279 S. Geb. M. 3,80. — II. Teil, B: Sprachlehre. 90 S. Geb. M. 1,70.

Schmidt, Prof. Gustav, Manuel de conversation scolaire. Recueil de termes techniques pour l'enseign. du français. Deuxième édition. Berlin, Weidmann, 1903. VIII, 67 S, M. 1,20.

Bergmann, Dr. K., Französische Phraseologie. Leipzig, Rofsberg, 1903. V, 114 S. M, 1,80.

Boerner, Dr. Otto, Leçons de français. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der franz. Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Mit einer Karte von Frankreich, einem Plan von Paris und einer franz. Münztafel. Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. (Teubners kleine Sprachbücher, I.) VIII, 256 S. M. 2.

Meder, Oberl. Franz, Inwiefern kann der franz. Unterricht an den höheren Schulen eine Vertiefung erfahren? Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1904. 49 S. M. 0,75.

Grein, Dr. H., Studien über den Reim bei Th. de Banville. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Verstechnik. Kiel, Cordes, 1903. 72 S. M. 2.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Fasc. 126 [A. Butti, L'opera di Antonio Cesari nella novella. — J. Sanesi, Sul significato della parola 'malizia' Inferno XI, 22. — P. Toldo, La conversione di Abraam giudeo. — G. Neppi, La pluralità degli amori cantati del Bojardo nel suo Canzoniere. — Rassegna bibliogr.: V. de Bartholomeis, Il libro delle Tre Scritture e il Volgare delle Vanità (C. Salvioni). L. Biadene, Il libro delle Tre Scritture etc. (C. Salvioni). H. Theulié et G. Rossi, L'anthologie provençale de maître Ferrari di Ferrara (G. Bertoni). G. Lisio, L'arte del periodo nelle operé volgari di Dante e del sec. XIII. (O. Bacci). G. Benaducci, Prose e poesie volgari di Francesco Filelfo raccolte e annotate (G. Zippel). — Bolletino blibliogr. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Supplemento No. 6 [G. Boffitto, Il 'de principiis astrologiæ' di Cecco d'Ascoli nuovamento scoporto e illustrato. — R. Sabbadini, Un biennio umanistico (1425—26) illustrato con nuovi documenti.

Petrarcas poetische Briefe, in Versen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. Friedersdorff. Halle a. S., Niemeyer, 1903. 272 S. M. 6.

Salvioni, C., Ancora i nomi leventinesi in -engo (S.-A. aus dem Bolletino storico della Svizzera italiana XXV, 93—101). Bellinzona, Colombi, 1903. [In seinem schönen Buche über das Schweizerhaus hat der verstorbene J. Hunziker von neuem die Frage der Siedelungsgeschichte des Kantons Tessin behandelt und sich auch mit der linguistischen Seite des Problems, der er nicht gewachsen war, wieder beschäftigt. Salvioni zeigt von neuem, wie H. germanisch (langobardisch) und deutsch (Walser) vermengt, und dafs er die Beweiskraft des german. Suffixes *-engo,* mit welchem ein ligurisches *-ïnco* konkurriert, mifsdeutet. *-engo* (< *ingen*) kann nicht als direkter Zeuge germanischer Siedelung angesprochen werden. S. macht zugleich interessante Mitteilungen über schweizerdeutsche Lehnwörter im Tessinischen.]

Salvioni, C., Del pronome enclitico oggetto suffisso ad altri elementi che non sieno la voce verbale (S.-A. aus den Rendiconti del R. Istituto Lombardo S. 1012—21). Milano 1903. [Es handelt sich um die heute aus dem lebenden Italienisch verschwundene Konstruktion *Ho ricevuto*

una lettera e dentrovi del denaro oder *rompe la lancia in corpogli*, cf. Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* III § 718, deren Vorkommen und Schicksal in den Mundarten (vened. bellun. trent. friul. valsesiano) belegt wird. Mit Recht nimmt S. als Ausgangspunkt des Gebrauchs die Verbalkonstruktion an. Aus *gli vado dietro* (*andar dietro* = *seguire*) ist *vado dietrogli* geworden und daraus *dietrogli* in selbständiger Verwendung.]

Becker, Ph. Aug., Die spanische Literatur von ihren Anfängen bis zu den katholischen Königen (S.-A. aus Neue Heidelberger Jahrbücher, 1903, S. 193—253).

Poema de Fernan Gonçalez. Texto crítico, con introducción, notas y glosario por C. Carroll Marden, prof. adjunto de filologia española en la universidad de Johns Hopkins, Baltimore u. Madrid, Murillo, 1904, LVIII, 226 S. Geb. Doll. 2.50.

Pidal, R. Menéndez, Manual elemental de gramática historica española. Madrid. V. Suárez, 1904. 233 S. Pes. 4.

Fellers Miniatur-Taschenwörterbücher. Leipzig, Teubner: Nuevo diccionario de bolsillo. I. español-aleman y II. aleman-español con una gramática sucinta para los viajeros y las escuelas por D. Enrique Runge. I: XLIV, 470 S.; II: 506 S.

Dimand, Dr. B., Zur rumänischen Moduslehre. Wien 1904. II, 250 S. (Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse, Band XLIX, III.)

Beilagen:

Von Herrn Ed. Hölzel in Wien.
Von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXII. BAND, DER NEUEN SERIE XII. BAND

3. u. 4. HEFT

BRAUNSCHWEIG

BREITESTRASSE 2

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1904

Herausgegeben Juni 1904

Inhalt.

CXII. Band, der neuen Serie XII. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion Mitte Mai 1904.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Die indische Redefigur Yathā-saṃkhya
(d. h. der Zahl, der Reihe nach)
in europäischer Dichtung.

Yathā-saṃkhya heifst in der altindischen Poetik[1] eine Redefigur, die bei Mammaṭa Bhaṭṭa (*Kāvyaprakāśa* 10, 22) folgendermafsen erklärt wird: 'Yathāsaṃkhya ist der Zusammenhang von aufeinanderfolgenden [Wörtern] der Reihe nach.' Der Herausgeber des Calcuttaer Druckes von 1866, Mahein Chandra Nyāyaratna, erläutert dies folgendermafsen: 'Wenn die zuerst aufgeführten Dinge in ebenderselben Reihenfolge, in der sie aufgeführt sind, hernach mit den folgenden verbunden werden, so ist dies der Redeschmuck yathāsaṃkhya.' Als Beispiel folgt im Texte: ekas tridhā vasasi cetasi citram atra deva dvishāṃ ca vidushāṃ ca mṛigīdṛiśāṃ ca | tāpaṃ ca sammadabharaṃ ca ratiṃ ca pushṇan śauryoshmaṇā ca vinayena ca līlayā ca ; d. h. 'Ein einziger, o Gott, wohnst du doch dreifach, wie wunderbar, [1] im Herzen der Feinde, [2] der Gelehrten und [3] der Gazellenäugigen, [1] mehrend die Hitze, [2] die grofse Freude und [3] die Liebe durch die Glut des Heldenmutes, [2] Bildung und [3] Spiel.' Ein anderes Beispiel liefert Apte in seinem *Sanskrit-Wörterbuche* (1893) mit dem Sloka: śatruṃ mitraṃ vipattiṃ ca jaya rañjaya bhañjaya, d. h.

Den Feind, den Freund und Mifsgeschick
Besieg, erfreue, dräng zurück!

Diese Redefigur nun, die man deutlicher etwa als Verschränkung paralleler Sätze bezeichnen kann, begegnet uns mehrfach seit dem 12. christlichen Jahrhundert auch in den europäischen Literaturen. Namentlich die lateinischen Gedichte Hildeberts von Lavardin, der 1055 geboren ward und 1133—34 als Bischof von Tours starb, wimmeln von Beispielen; doch bemerkt B. Hauréau in seiner Untersuchung '*Sur les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin*'[2] darüber: 'Ce laborieux arrangement de mots est le cachet de presque toutes les épigrammes

---

[1] Diese Nachrichten über die indischen Quellen verdanke ich der Güte von Herrn Oberbibliothekar Dr. A. Blau in Berlin. In P. Regnauds *Rhétorique sanscrite* (1884) fehlt die Figur ganz.
[2] *Notices et extraits des ms. de la Bibliothèque nationale* 28, 2, 390 (1878).

en ce temps-là.' Eberhard von Bethune gibt in seinem Lehrgedicht *Laborintus* 3, 107 (bei Leyser, *Historia poetarum medii aevi*, 1725, p. 831) zur Erläuterung zwei Proben:[1]

> **Sunt, qui praemissis reddunt sua singula verba,**
> **Carmina quae tali sunt modulanda modo:**
> **Parcus, avens, cupidus extendit, fabricat, urget**
> **Prata, domos, agros fraudibus, arte, dolo,**
> **Cor, manus, ingenium signat, parat, invenit artes,**
> **Delicias, fraudem mente, labore, dolo.**

Und eine Randglosse nennt diese Wortfügung 'metrum applicatum'. Eine andere Bezeichnung finden wir um dieselbe Zeit, d. h. zu Anfang des 13. Jahrhunderts, in dem lateinischen Wörterbuche des Hugutio Pisanus, Bischofs von Ferrara,[2] s. v. *colo*: 'Quas quinque significationes [des Verbums *colere*] ostendunt illi versus trutannici:

> **Agros, rus, formam, superos colit atque parentes:**
> **Hos arat, hic habitat, ornat, honorat, amat!**

Das würde so viel bedeuten als Verse von Landstreichern, Vagabunden; denn den Ausdruck *trutannus* (davon *trutannia, trutannulus, trutannicus, trutannizare*; frz. *truand*) erklärt Hugutio selber s. v. *trudo*: 'quia suis verbis trudat ad hoc ut decipiat; facit enim credi quod verum non est'; vgl. Du Cange, *Glossarium* ed. Favre 8, 201.

Noch einmal taucht dieselbe Mode des Redeschmuckes in der französischen Renaissance-Dichtung des 16. Jahrhunderts auf, um dann auch auf die englische und deutsche Dichtung einzuwirken. Zweifellos steht dies dreimalige Auftreten einer so seltsamen Künstelei in engem Zusammenhange mit einer in verschiedenen Zeiten und Ländern wiederkehrenden Neigung zu überladener Fülle und peinlicher Symmetrie des poetischen Ausdruckes. Minder deutlich aber ist, ob wir in diesen Fällen auch einen historischen Zusammenhang anzunehmen haben. Daſs die Dichter der französischen Plejade aus der lateinischen Poesie des Mittelalters schöpften, wird man nur natürlich finden; um jedoch eine Verbindung zwischen Hildebert von Lavardin und der altindischen Yathā-saṃkhya zu statuieren, müſste man noch eine Reihe von Mittelgliedern ermitteln, an die ich vorläufig

---

[1] Frid. Haase, *Miscellaneorum philologicorum liber V* (Breslauer Universitätsprogramm, 1863) S. 21 f. — Matthaeus von Vendôme dagegen gibt den in seiner '*Ars versificatoria*' angeführten Beispielen (unten A 17—18) keinen besonderen Namen, das erste erwähnt er beim Homoioteleuton. — Auf diese Stellen wies mich Herr Professor Dr. L. Traube in München freundlichst hin, nachdem mich schon Herr Professor Dr. Paul von Winterfeld auf Hildebert aufmerksam gemacht hatte.

[2] Über ihn handelt Fr. Haase, *De medii aevi studiis philologicis* (Breslauer Programm, 1856) S. 32.

nicht glauben möchte. Vielmehr scheint mir, dafs die Häufung gleichartiger Ausdrücke für einen und denselben Satzteil es nahe legte, bei diesem Verfahren einen gewissen Parallelismus zu beobachten, also einem dreifachen Verbum auch ein dreigliedriges Objekt, eine dreigliedrige adverbiale Bestimmung etc. gegenüberzustellen und sodann die einzelnen Glieder miteinander in Beziehung zu setzen. Immerhin lohnt es wohl, einmal durch eine Reihe von Beispielen auf die ganze Erscheinung aufmerksam zu machen, deren Ausdehnung und historische Grundlage weiterer Forschung empfohlen bleibt. Neben den dreigliedrigen Reihen treten auch einige Fälle auf, in denen die Zahl der Glieder auf sechs oder sieben steigt.

A. Lateinisch.

1. Natus, casta, nitens, exsultans, perfidus, emptus
   Rex, virgo, sidus, angelus, hostis, homo
   Quaerit, nescit, dat, declarat, perdit, adorat
   Nos, labem, lumen, gaudia, iura, Deum.

Hildebertus Cenomanensis, *De natali Christi* (*Opera* ed. Beaugendre 1708 p. 1318 = Migne, *Patrologia latina* 171, 1390).

2. Roratur, clamat, sacratur, adest, solidatur
   Salvator, genitor, unda, columba, fides.

Hildebertus, *De baptismo Christi* (ebd.).

3. Solvitur, offertur, plaudit, fertur, stupet, orat
   Lex, turtur, mater, filius, Anna, senex.

Hildebertus, *De oblatione Christi* (ebd.).

4. Fert, agitat, damnat Christus, daemon, Pharisaeus
   Probra, reos, Christum carne, furore, cruce.

Hildebertus, *De passione Christi* (ebd.).

5. Daemon, mors, barathrum, Christus, Galilaea, fideles
   Flet, petit, orbatur, surgit, aditur, orant.

Hildebertus, *De resurrectione Christi* (ebd.).

6. Scandit, suspirant, iubilat, linquuntur, aditur
   Salvator, fratres, angelus, ima, polus.

Hildebertus, *De ascensione Domini* (ebd.).

7. Exspectat, replet, expellit grex, Spiritus, ardor
   Munera, corda, metum mente, calore, fide.

Hildebertus, *De adventu Spiritus sancti* (*Opera* 1708 p. 1319 = Migne 171, 1391).

8. Iudex, coelum, Styx discernet, nutriet, uret
   Facta, bonos, reprobos iure, quiete, foco.

Hildebertus, *De iudicio Christi* (ebd.).

9. Natus, purus, homo, fortis, surgens, levis, intus
Virgine, culpa, re, vi, carne, gradu, deitate
Sumit, sacrat, fert, premit, excitat, intrat, adimplet
Corpus, aquas, poenam, mortem, se, coelica, totum.

Hildebertus, *De Christo Domino* (ebd.).

10. Insignis, pollens, devotus, largus, abundans
Moribus, ingenio, munere, corde, bonis
Praebuit, instruxit, dispersit, respuit, emit
Exemplum, fratres, damna, cavenda, polum.

Aus Hildeberts *Epitaphium cuiusdam nomine Clari* (*Opera* 1708 p. 1323 = Migne 171, 1395).

11. Nobilis Ecclesiae decoravit, repulit, auxit
Sedem, damna, chorum laude, vigore, viris.

Aus Hildeberts *Epitaphium abbatis S. Dionysii* (*Opera* p. 1325 = Migne 171, 1398).

12. Preco, puella, Deus, grex, pastor, stella, Sabaeus
Fert, parit, irrotat, stupet, audit, ducit, adorat.
Hic genitrix, Joseph, Christus, Nicodemus, amicus
Cernit, deponit, deportat, abstrahit, hic flet
Natum, doctorem, crucem, clavos [!], tristis amicum.

Hildebertus, *De nativitate et passione Domini* (*Opera* 1708 p. 1232 = Migne 171, 1282).

13. Mortem, serpentem, peccatum, Tartara, gentem
Vici, calcavi, solvi, fregi, reparavi.

Hildebertus, *Christus in cruce* (*Opera* 1708 p. 1351 = Migne 171, 1426).

14. [1]Aufert, [2]includit, [3]fallit, [4]nudat, [5]dat, [6]adurit,
[7]Privat, [8]monstrat, [9]habet, [10]exspoliat mulier.
[1]Primo viventi paradisum, [2]carcere Joseph,
[3]Ornatu Judam, [4]crine virum validum,
[5]Uriae mortem, [6]moechando David, [7]Salomonem
Relligione, [8]Petrum voce diabolica.

Hildebertus, *De perversa muliere* (*Opera* 1708 p. 1353 = Migne 171, 1428). Offenbar unvollständig.

15. ... Saucia, contrita, sparsus telo, pede, viru
Bestia, vipera, vir sternitur, aret, obit.

Hildebertus, *De morte hominis, ferae et anguis* (*Opera* 1708 p. 1368 = Migne 171, 1446). Das vom Speere des Jägers durchbohrte Wildschwein zertritt eine Schlange, die sterbend den Jäger tötet. Eine ähnliche Geschichte aus dem türkischen *Humajun name* bei Souby-Bey, *Fabeln und Parabeln des Orients,* 1903, S. 33.

16. Serpens, uxor, homo promittens, credulo, pomo
Decepit, favit, praecepta Dei violavit.
Fraus, mors, elatus, spes, civis uterque reatus
Ius, vitam, regem, stantes, coelestia, legem

Sprevit et offendit, prostravit, praecipitavit,
Amisit, fregit; hinc nos sibi culpa subegit etc.

Marbodus von Rennes († 1123), *De lapsu et reparatione hominis* (Migne, *Patrologia latina* 171, 1731).

17. Eligo, flecto, peto, confirmo, mulceo, servo
Vota, datis, stuprum, fedus, amore, fidem.

Matthaeus von Vendôme, *Ars versificatoria* ed. L. Bourgain 1879 p. 9.

18. Audax, intrepidus, probus imbuit, ampliat implet
Arma, decus, vultum sanguine, marte, minis.
Concipit, instaurat, ponit vigil, impiger, instans
Spe, dubiis, gladio prelia, certa, fugam.
Virtus, fama, fides replet, adiuvat, instruit artus,
Virtutem, mentem robore, laude, statu.

Matthaeus von Vendôme ebd. p. 21: 'descriptio militis bellicosi'. Andere Beispiele ebd. p. 23 (descriptio facundi hominis), 25 (descriptio leccatoris), 29 (de amore protervo).

19. ... Mente, doli, vicium stabilis, ieiuna, relegans
Spernis, amas, recolis crimina, iura, decus.
Matrem, vota, fidem redoles, profiteris, adauges
Blanda, benigna, favens re, pietate, fide.
Picta, tenax, vernans festivas, pellis, amicas
Sexum, probra, fidem laude, stupore, statu.
Progeniem, famam, precium pia, iusta, fidelis
Ditas, poscis, alis munere, iure, bono etc.

Matthaeus von Vendôme, *Brief eines Studenten an seine Mutter* (Wattenbach, *Sitzungsberichte der Münchner Akademie* 1872, 622 f.).

20. ... Seminibus, potu, foeno cumulare studebant
Arva Ceres, Phoebus dolia, prata Pales. ...
Rex, hostis, praedo confiscat, diruit, aufert
Nummos, tecta, greges viribus, igne, dolis.

Matthaeus von Vendôme, *Antwort des Bruders an den Kleriker* (ebd. 1872, 630).

21. ... Nunc leo, nunc serpens, nunc est capra trux, vaga, foeda
... Artibus, ingenio, vitiis fidens, vaga [?], plena
Corda trahit, mentem suscitat, ora ligat.

Matthaeus von Vendôme, *Comoedia Lydiae* (E. Du Méril, *Poésies inédites du moyen âge,* 1854, p. 365) über das Weib.

22. Odit, amat, reprobat, probat, exsecratur, adorat
Crimina, iura, nefas, fas, simulacra, Deum.
Fas, simulacra, Deum probat, exsecratur, adorat;
Odit, amat, reprobat crimina, iura, nefas.
Seminat, auget, alit, exterminat, arguit, arcet
Dogmata, iura, decus, schismata, probra, dolos.
Schismata, probra, dolos exterminat, arguit, arcet;
Dogmata, iura, decus seminat, auget, alit.

Matthaeus von Vendôme, *Tobias* (ed. Müldener 1855 V. 89 f. *Histoire litt. de la France* 15, 425).

23. Edomui, colui, fovi vigil, impiger, astans
Vimen, humum, fructum falce, ligone, manu.
Floruit, emicuit, viguit stirps, virgula, tellus
Palmite, vite, mero plena, superba, potens.
Fractus, hebes, tristis lego, sentio, gusto myricas,
Litigium, taxos melle, favore, favis.
Sedulus, immeritus, insons meto, perfero, sumo
Crimina, dampna, malum laude, labore, bono.
Rennuo, nolo, nego dare, credere, mittere saxis,
Naufragio, scopulis semina, vela, ratem.

Matthaeus von Vendôme, *Comoedia de Milone Constantinopolitano* V. 203—212 (M. Haupt, *Exempla poesis latinae medii aevi,* 1834, p. 26. *Hist. litt. de la France* 22, 58; vgl. Cloëtta, *Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters* 1, 78. 1890).

24. Pastor, arator, eques pavi, colui, superavi
Capras, rus, hostes fronde, ligone, manu.

Epigramm ungewisser Entstehungszeit auf Vergil bei A. Riese, *Anthologia latina* 2, 296 Nr. 872 (1870). — Der Anklang an Nr. 23 ist unverkennbar. Vgl. unten B 12 und D 6.

25. Rex, virgo, stultus, vir, femina, piscis, avarus
Quaerit, amat, vincit, carpit, fallit, cavet, odit
Regna, virum, doctos, iter, omnes, retia, largos
Vi, furto, lite, pede, fraudibus, aequore, corde.

Aus der Salmansweiler Hs. 500 der Heidelberger Bibliothek bei Mone, *Übersicht der niederländ. Volksliteratur,* 1838, S. 27 Anm.

26. 'Quales autem sint effectus luxurie, nota hos versus:
Femina corpus, opes, animam, vim, lumina, vocem
Polluit, adnihilat, necat, eripit, orbat, acerbat.
Corpus, opes, animam, consortia, federa, famam
Debilitat, perdit, necat, odit, destruit, aufert.

Redde singula singulis etc.' Leonardus de Utino, *Sermones quadragesimales* (Spirae, P. Drach 1479) im Sermo 43 'de peccato luxurie' in der sechsten Spalte. Vgl. auch Wattenbach, *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 1871, 306 und *Nugae venales,* 1648, p. 91 und den Anhang 'Crepundia poetica' p. 24.

27. Vervex et pueri, puer unus, nupta, maritus
Cultello, lympha, fune, dolore cadunt.

Inhaltsangabe einer im *Nd. Seelentroist* 1484 Bl. 194 und öfter erzählten Familientragödie; vgl. dazu Wickram, *Werke,* hsg. von Bolte 3, 305 (zum *Rollwagenbüchlein* cap. 74).

28. Miles, venator, mercator, navita, princeps
Debellat, sequitur, redimit, percurrit, egestat
Praedones, lepores, merces, spumantia, mentem
Cuspide, fervore, numismate, flamine, rebus
Ferri, latrantis, tensus, venti, miserorum.

Aus einer Hs. des Trinity College zu Cambridge bei Regis, *Übersetzung des Rabelais* 2, 959 (1839). Hier ergeben sich auch,

wenn man die zusammengehörigen Worte von oben nach unten liest, fünf Hexameter.

29. Vita, Lyaee, sitis liquisti, flebis, adures
Membra, hominem, tumulum morte, liquore, face.

Grabschrift eines Weintrinkers 1558, angeblich von Rabelais; bei Regis, *Rabelais* 1, 966 und 2, 959 (1832—39).

30. Haec tria Castalii fontis remorantur alumnum:
Turpis, iners, coecus crapula, somnus amor.

Daniel Meisner in seiner Emblemensammlung '*Thesaurus philopoliticus d. i. Politisches Schatzkästlein*' 1, Tafel 30 (Frankfurt a. M. 1624).

31. Haec tria tabificam pellunt adverbia pestem:
Mox, longe, tarde cede, recede, redi!

Dav. Frölichius, *Bibliotheca seu Cynosura peregrinantium, hoc est Viatorium* pars 1, lib. 1—2 (Ulmae 1643) p. 208.

32. Haec domus [auch: Hic locus] odit, amat, punit, conservat, honorat
Nequitiam, pacem, crimina, iura, probos.

Eine an Nr. 22 erinnernde, oft wiederholte Inschrift, z. B. an den Rathäusern zu Delft, zu Jauer, zu Prag, zu Plan, 'ingleichen zu Leipzig über der Thür des Rath-Hauses, dadurch man auf den Saal gehet' (Berckenmeyer, *Neu vermehrter curiöser Antiquarius* 1746 S. 285. 804. G. v. Fürst, *Curieuse Reisen* 1739 S. 185). Auch in Neapel steht, wie mir Herr Dr. Emil Thomas in Berlin freundlichst mitteilt, im Hofe des jetzt zu einem Museum umgewandelten Klosters San Martino zu lesen:

Odit, amat, punit, conservat, honorat
Nequitias, leges, crimina, iura, probos.

33. Ex minimis, vitium, caelum, modulamina, castra
Venit, alit, penetrat, mitigat, exsuperat
Seditio, requies, oratio, cena, favilla
Maxima, longa, brevis, semibrevis, minima.

Nugae venales 1648 p. 95: Incerti autoris.

B. Französisch.

1. Face le ciel, quand il vouldra, revivre
Lisippe, Apelle, Homere, qui le pris
Ont emporté sur tous humains espris
En la statue, au tableau et au livre,

Pour engraver, tirer, decrire au cuyvre,
Peinture et vers, ce qu'en vous est compris,
Si ne pouroient leur ouvrage entrepris
Cyzeau, pinceau ou la plume bien suyvre.

Voila pourquoy ne fault que je souhete
De l'engraveur, du peintre ou du poëte
Marteau, couleur ny encre, ô ma Déesse:

L'art peult errer, la main fault, l'œil s'escarte.
De voz beautez mon cœur soit doncq' sans cesse
Le marbre seul et la table et la charte.

J. Du Bellay, *L'Olive* 1549, sonnet 19 (*Œuvres* par Ch. Marty-Laveaux 1, 90. 1866).

2. De fleurs, d'espics, de pampre je couronne
Palés, Cerés, Bacchus, à fin qu'icy
Le pré, le champ et le terroy aussy
En fein, en grain, en vandange foisonne.

De chault, de gresle et de froid qui estonne
L'herbe, l'espic, le sep, n'ayons soucy;
Aux fleurs, aux grains, aux raysins adoulcy,
Soit le printemps, soit l'esté, soit l'autonne.

Le boeuf, l'oyseau, la chevre ne devore
L'herbe, le blé ny le bourgeon encore.
Faucheurs, coupeurs, vandangeurs, louez donques

Le pré, le champ, le vignoble Angevin;
Granges, greniers, celiers on ne vid onques
Si pleins de fein, de froument et de vin.

J. Du Bellay, *Jeux rustiques* 1558 (*Œuvres* par Ch. Marty-Laveaux 2, 300. 1867: A Ceres, à Bacchus et à Pales). — Als Vorlage diente ein lateinisches Epigramm des Andreas Naugerius (*Opera* ed. J. A. et C. Vulpii 1718 p. 189: Vota Thelesonis Cereri, Baccho et Pali deae):

Dat Cereri has Theleson spicas, haec serta Lyaeo,
Haec nivei lactis pocula bina Pali.
Pro quibus arva Ceres, vites fecundet Iacchus,
Sufficiat pecori pabula laeta Pales.

3. Un berger, un chevrier et un bouvier, venuz
De Sicile, de Thebe et de Smyrne, congneuz
Des prez et des costaux et des loges champestres,
Des brebis, des chevreaux, des boeufs, les meilleurs maistres
Du flageol, du rebec et du cornet retors,
Moutons, chevres et boeufz gardoient dessus les bords
D'Arethuse, d'Ismene et du Phrygien Xanthe etc.

J. Du Bellay, ebd. (*Œuvres* 2, 418): *Epigramme pastoral.*

4. Qu'Hymen, Amour, le ciel de foy, d'ardeur et d'heur
Leur joigne, enflamme, illustre et corps et coeur et vie,
Tant qu'à nul change ou haine ou desastre asservie
Soit oncq leur alliance et chaleur et splendeur,

L'accord qui vient des dieux, la flame ou la grandeur
Ne craint discord, froideur ny du bas sort l'envie,
Dont souvent est rompue, esteinte ou tost ravie
D'Hymen, d'amour, du ciel l'influence ou l'ardeur.

Si aux grands le haut sang lie, allume et bien-heure
Tel laqs, telle ferveur, telle faveur, pour l'heure
Vertu l'étreint, l'embrase et prospere encor mieux.

Ce lieu royal donc, cet amour et hautesse,
Ferme, extreme et supreme, en tout vainque sans cesse
Tout noeu, tout feu, tout don d'Hymen, d'Amour, des cieux.

Jodelle, *L'Hymenée du roy Charles IX* (1571), sonnet 6 (*Œuvres* par Ch. Marty-Laveaux 1, 288. 1868).

5. Amour, Venus et nous compagnes serviables
A Venus, les ardeurs, les beautez, les attraits,
Mettons aux coeurs, aux corps, aux graces plus louables etc.

Jodelle, ebd. (*Œuvres* 1, 300): *Les trois Graces devant le char de Venus.*

6. Des astres, des forests et d'Acheron l'honneur,
Diane au monde hault, moyen et bas preside,
Et ses chevaulx, ses chiens, ses Eumenides guide,
Pour esclairer, chasser, donner mort et horreur etc.

Jodelle, *Les amours* (1574), sonnet 2 (*Œuvres* 2, 2. 1870).

7. Phebus, Amour, Cypris veult sauver, nourrir et orner
Ton vers, coeur et chef d'ombre, de flamme, de fleurs.

Jodelle 1553 an Olivier de Magny (*Œuvres* 2, 184 und 336). — Vgl. unten C 6.

8. Le flamboyant, l'argentin, le vermeil
Oeil de Phoebus, de Phoebé, de l'Aurore,
Qui en son rond brule, pallit, decore
Midi, minuit, l'entrée du Soleil,

Ses feus, son teint, l'honneur de son reveil
Vouldroit cacher, brunir et tenir ore,
Voyant le feu, qui ard, blanchit, honnore
Ton jour, ta nuict et la fin du sommeil.

Phoebus, alors que plus le ciel alume,
N'est poinct si beau qu'on le voit par ta plume.
Phoebé n'est poinct, ny l'Aube belle ainsi.

O peintre heureux, mais plus qu'ange, qui ores
As bien tant peu, que mesme tu colores
Le Soleil mieux, la Lune et l'Aube aussi.

Jodelle 1583 (*Œuvres* 2, 333): *A luy mesme.*

9. Ton Neptun, mon Binet, ton Pan et ta Dictynne
Sous le marbre des eaus, dans les prez, dans les bois
De trident, de houlette et d'espieu sous ses lois
Ne tient tant de poissons, d'aigneaux, de sauvagine etc.

Jodelle 1573 an Claude Binet (*Œuvres* 2, 334).

10. Quercy, la Cour, le Piémont, l'Univers
Me fit, me tint, m'enterra, me connut;
Quercy mon los, la Cour tout mon tems eut,
Piémont mes os, et l'Univers mes vers.

Jodelle, *Epitaphe de Clément Marot* (*Œuvres* 2, 338).

11. Oncques traict, flamme ou lacqs d'amoureuse fallace
N'a poingt, bruslé, lié si dur, froid, destaché
Coeur, comme estoit le mieu blessé, ars, attaché etc.

Jodelle, *Sonnet* (*Œuvres* 2, 344).

12. Pastre, fermier, soldat je pais, laboure, vains
Troupeaux, champs, ennemis d'herbe, charruë, mains.

E. Pasquier, *Recherches de la France* 1621 S. 666. — Vgl. oben A 24 und unten D 6.

13. La Mer, l'Amour, la Mort embrasse, enflame, entame
La nef, l'amant, l'humain, qui va, qui voit, qui vit
Son flot, son feu, sa faux rongne, ronge, ravit
Le cours, le coeur, le corps à l'âge, à l'homme, à l'ame.

Jacques Favreau de Congnac bei Pasquier 1621 S. 666.

14. O Amour, ô Penser, ô Desir plein de fame,
Ton trait, ton faux object, ta rigueur que je sens
Me blesse, me nourrit, conduit mes jeunes ans
A la mort, aux douleurs, au profond d'une lame etc.

Sonett von Estienne Pasquiers gleichnamigem Enkel. Pasquier 1621 S. 668.

C. Englisch.

1. Vertue, beauty, and speach did strike, wound, charme
My heart, eyes, eares with wonder, love, delight;
First, second, last did bind, enforce, and arme
His works, showes, suites with wit, grace, and vow's-might:

Thus honour, liking, trust much, farre, and deepe
Held, pearst, possest my judgement, sense, and will;
Till wrong, contempt, deceite did grow, steale, creepe
Bands, favour, faith to breake, defile, and kill.

Then greefe, unkindnesse, proofe tooke, kindled, taught
Well-grounded, noble, due spite, rage, disdaine;
But ah, alas (in vaine) my minde, sight, thought

Doth him, his face, his words leave, shunne, refraine.
For nothing, time, nor place can loose, quench, ease
Mine owne, embraced, sought knot, fire, disease.

Philip Sidney, *Arcadia* 1590 b. 3, ch. 21 (*Poems* ed. by Grosart 1877 2, 36 und 3, 13: Secret woes). — Vgl. unten D 1.

2. Teares, vowes, and prayers winne the hardest heart
— — — — — — — — — — — — —
Yet will I weep, vow, pray to cruell shee,
Flint, frost, disdaine, weares, melts, and yields, we see.

Samuel Daniel 1592 (*Works* ed. by Grosart 1885 1, 44: Sonnet 11).

3. The courtier's, scholar's, soldier's eye, tongue, sword.

Shakespeare, *Hamlet* 3, 1: Ophelia.

4. Ho! hearts, tongues, figures, scribes, bards, poets cannot
Think, speak, cast, write, sing, number, ho,
His love to Antony.

Shakespeare, *Antony and Cleopatra* 3, 2: Enobarbus.

5. No planets, rose, snow, gold cannot compare
With you, dear eyes, lips, brows and amber hair.

W. Drummond († 1648), *Upon a glass* (*English poets* ed. by S. Johnson 1810 5, 689).

6. Love, Cypris, Phoebus will feed, deck, and crown
Thy heart, brows, verse with flames, with flow'rs, renown.

W. Drummond, *A couplet encomiastic* (ebd. 5, 690). — Vgl. oben B 7.

7. Air, water, earth by fowl, fish, beast
Was flown, was saum, was walked.

Milton, *The Paradise lost* 7, 502.

D. Deutsch.

1. Zucht, Schönheit, Rede hat bestrickt, verletzt, bethöret
Mir Hertz, Gesicht, Gehör durch Wunder, Liebe, Zier;
Diß bindet, regt und zwingt mich einig für und für,
Das Thun, das Sehn, das Wort hat meine Pein vermehret.

Die Macht, die Lust, die Kunst verknüpfft, beschämbt, versehret
Verstand, Empfindlichkeit und Willen inner mir,
Biß Unrecht, Schmach, Betrug mich also einnimbt schier,
Daß Sinn, Gesicht und Ohr nichts weiß noch sieht noch höret,

Weil Leyd, Neyd, Härtigkeit groß, heiß und strenge sind,
Daß sich bey mir Verdruß und Angst und Zweiffel find,
Vergebens ist mein Trost; Sinn, Angesicht und Ohren

Hat Zucht und Ziehr und Wort umbgeben umb und an,
Daß kein Ding, Zeit noch Orth mich ferrner retten kan.
Es sind hier allerseit That, Rath unnd List verlohren.

Opitz in seiner Verdeutschung von Sidneys *Arcadia* (zuerst 1629) 1642 2, 983. — Vgl. oben C 1.

2. Sein arm, sein mund, sein hertz verrichtet, redet, tichtet,
Was götlich, wahr, gerecht ...

G. R. Weckherlin, *Der 1. Psalm,* Str. 4 (1641. *Gedichte* hsg. von H. Fischer 1894—95. 1, 300).

3. Auch mögen sie ...
Mit vilem wein, geträyd, muhtwillen
Die keller, schewren, hertzen, füllen ...

Weckherlin, *Der 4. Psalm,* Str. 7 (1641. *Gedichte* 1, 310).

4. Ach weh! mein leib, gesicht und mund
Schier gantz lahm, blind und stum ...
Thu thränen, seuftzen, layd, so mein aug, mund, gemüht
Mit meinem läger, lufft, geblüht
Vermischet, nicht verachten!

Weckherlin, *Der 6. Psalm,* Str. 3 (1641. *Gedichte* 1, 315 f.).

5. Und daß sein hertz werd mehr ergötzet,
So ist voll lehre, frucht, frewd der weitten welt umbkraiß
Des menschen gaists, munds, leibs betrachtung, nahrung, raiß.

Weckherlin, *Der 8. Psalm*, Str. 6 (1641. *Gedichte* 1, 319).

6. Ich Schäfer, Baur, Soldat hab mit graß, pflugen, macht
Sorgfältig, mühsam, khün im pferch, thal, in der schlacht
Die lämblein, äcker, feind genöhrt, gebawt, umbracht.

Weckherlin 1648 (*Gedichte* 2, 409; vgl. S. 535 und W. Bohm, *Englands Einfluſs auf G. R. Weckherlin* 1893 S. 37 f.). — Vgl. oben A 24 und B 12.

7. Ich küss, ich drück, ich bind den Mund, die Hand, die Schue;
Ich rühr, ich fühl, ich brings das Ohr, die Brust, euch zu;
Ich tantz, ich knie, ich lach mit euch, vor euch, euch an:
Das ist die Höfflіgkeit die ich euch zeigen kan.

G. Finckelthaus, *Deutsche Gesänge* (um 1640) Bl. J 3a: *Er thut seiner neunerley Ehre an.*

8. Die Nacht, die Tühr, die Gunst verborge, machte, gabe
Mein Glükk, mich froh, was ich so oft verlanget habe.

Filidor (d. i. Caspar Stieler), *Geharnschte Venus* 1660 S. 273 = 1888 S. 140; vgl. A. Köster, *Der Dichter der Geharnschten Venus* 1897 S. 62, der auch auf Lessings *Minna von Barnhelm* 2, 1 verweist: 'Die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen' ...

Berlin. Johannes Bolte.

Soane's Faust Translation

now first published, from the unique advance sheets sent to Goethe in 1822.

"In England hat ein Herr Soane meinen Faust bewundernswürdig verstanden und dessen Eigenthümlichkeiten mit der Eigenthümlichkeit seiner Sprache und den Forderungen seiner Nation in Harmonie zu bringen gewufst; ich besitze die ersten Bogen mit neben gedrucktem Original" writes Goethe to Reinhard June 10, 1822 (*Briefw. zw. G. u. R.* S. 215: and Pniower, *Goethe's Faust* S. 136).

George [S.] Soane (1790—1860: cf. *Dict. Nat. Biog.* 53, 211), the younger son of Sir John Soane (1753—1837) the well known architect of the Bank of England and founder of the famous museum in Lincoln's Inn Fields, London, studied at Pembroke College Cambridge (A. B. 1811) and soon began his career as a prolific writer. The British Museum Catalogue records thirty-seven works of his between 1815 and 1850. He possessed a good knowledge of German, French and Italian; and translated Fouqué's *"Undine"* (1818), *"Minstrel Love"* (1821), and in 1826 issued anonymously a collection *"Specimens of German Romance"*, thereby anticipating Carlyle's title of the following year. In 1839 f. appeared his *"Life of Wellington"*. Of Soane's private life, which was certainly not very regular, but little seems to be known. He married probably about 1820, and had three children, of whom a daughter, Agnes, his last relative, died some two years ago at the age of eighty-one. On account of misconduct he was disinherited by his father:[1] — these proceedings being perhaps the "distressing family affairs" referred to below.

In 1816 appeared "[26] *Umrisse | zu | Goethe's Faust, | gezeichnet | von Retsch* [sic] | *Stuttgart und Tübingen, | in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. | 1816."*, in oblong-quarto, with 12 [10] pages of text including quotations from the edition (E^2) of Faust published in the same year. When Cotta reissued this work in 1820, the "Outlines" appeared also in London with very

---

[1] For this information I am indebted to Mr. Geo. H. Birch, Curator of Sir John Soane's Museum.

brief Extracts translated from Faust and a few words of explanation by Soane.[1] This was the first attempt to give the English public any idea of Faust. A rival publisher, Boosey, now promptly issued the excellent engravings by Henry Moses *after* Retsch [*sic*], accompanied by an anonymous Analysis, much more pretensious and therefore less satisfactory than Soane's. This Analysis, also sold separately,[2] was exhausted before the Plates,

---

[1] "Extracts | from | Göthe's Tragedy | of | Faustus, | explanatory of the plates, | by Retsch [*sic*], | intended to illustrate that work; | translated | By George Soane A. B. | Author of 'The Innkeeper's Daughter' — 'Falls of Clyde' — 'The Bohemian', | &c. &c. &c. || London: | printed for J. H. Bohte, 4, York Street, | Covent Garden; | By G. Schulze, 13, Poland Street, Oxford Street. | 1820." | oblong quarto pp. 8 [thus: pp. 2 and 4 blank; p. 3 Preface; pp. 5—8 very brief extracts and explanations of the plates]. on p. 8 is the imprint "Printed by G. Schulze | , Poland Street, London. |". 26 Plates, numbered, but with no lettering. The Preface states: "The Translator neither seeks nor desires credit; his task has been a simple one: that of selecting from the Tragedy the passages most appropriate to the Plates, and adding to them so much, of the story as would render the whole intelligible. He has differed from the German analyst" etc. This is a description of *Goethe's* copy of the book, which is lightly bound up with [after] a copy of the 1820 reprint of the German *text, alone,* to accompany Retsch's Umrisse. Geh. Hofrath Dr. C. Ruland, Director of the Goethe-National-Museum, with the necessary official permission from the Minister, which he obtained for the purpose, most kindly entrusted this very valuable volume, as well as the unique Soane advance-sheets, to me in my dwelling in Berlin during a period of several weeks. For this marked favour I am very deeply indebted to him.

[2] This, and the fact that it appeared in two parts corresponding to the plates (cf. below), is evident from a bookseller's slip preserved in the British Museum copy. Cf. Eug. Oswald's "Goethe in England and America" in "*Die Neueren Sprachen*" VII 336. (In the same year, 1899, this bibliography was reissued by Nutt in London as "*Publications of the English Goethe Society* No. VIII".) It is not very reliable and often rather unfairly cites the first and preliminary issue of Heinemann's well known "*Goethes Faust in England und Amerika*", instead of the Berlin edition of 1886. Unfortunately this, too, is not always to be depended upon. For the title of the first issue of *Henry Moses*'s engravings, as above, see Heinemann loc. cit. no. 1., where however he attributes the spelling *Retsch* to a misprint, though it is simply taken from the original German work. He is also wrong in stating that the Plates are "vor der Schrift" (which is indeed true of the *Retsch* outlines of Soane's Extracts, though Heinemann and Oswald do not note the fact). The *same Plates* appeared separately with the reissue (Hein. no. 4); where nos. 1—12 and 15 bear also the inscription "Published by Boosey & Son's, 4 Broad Street, June 1, 1820"; nos. 13, 14, and 16—26 have instead the date "July 1, 1820". These dates are not noted by Heinemann or Oswald; though the letter saw the two covers in which the Museum copy had appeared. The newly added plate inscribed "Frontispiece" in the reissue is dated simply "1820", and bears the legend "Drawn and Engraved by Henry Moses", whereas the others are simply stated to have been "engraved" by him (Retsch is not named on any of them): so Heinemann attributes it entirely to Moses: which Oswald categorically denies, and says it is by Cornelius [whose drawings to Faust I have not seen. In any case his no. 2, as described by Tille

and having been enlarged by one-third to accompany them next year justly aroused Carlyle's ire, vigourously expressed in his first Goethe essay.[1] Not satisfied with the performance of the anonymous or the specimen versions [by *Anster*] in Blackwood's Magazine for June 1820 — both of which Shelley too thought "miserable" — encouraged by his publisher Bohte, a German, Soane himself went to work on the poetical translation printed below. As before he had aided in first calling attention to Faust in England, now he wished to give a worthy rendering without mutilation or omissions, of what he had then described as "perhaps the most original production of modern genius". Certainly his fragment, for such it was destined to remain, so far as it goes is not only the first serious attempt of the kind, but in many respects for surpasses any other English version before Bayard Taylor (1871).

In 1822 the publisher Bohte, bringing with him the advance sheets, so far as printed, came to Weimar to give them to Goethe: but the poet was in Jena. Bohte then, June 3, 1822, wrote from Weimar a note in which, after referring to sending William Roscoe's "Illustrations of the Life of Lorenzo de Medici",[2] in behalf of the author, he continues, writing in the third person: *"Zugleich fügt derselbe die fertigen Bogen einer bei ihm veranstalteten Uebersetzung Ew. Excellenzen's 'Faust' — aus selbigen Grunde ergebenst bei. — Bedauert dabei außerordentlich nicht die Ehre einer persönlichen Aufwartung genossen zu haben um noch einige andre Bemerkungen wegen dieser Uebersetzung, von der Feder*

(*Publ. Engl. G. Soc.* VII 182), must be somewhat similar at least]. This reissue is: "Faustus: | From the German of Goethe. | London: | Boosey and Sons, 4, Broad-Street, Exchange, | and | Rodwell & Martin, New Bond-Street. | 1821." | quarto pp. VIII + 86. *thus:* Half-title, one leaf; [Frontisp. on inserted leaf;] Title, one leaf; Introduction V—VIII; Text, pp. 1—85; note on the plates pp. 85, 86; "List of the Plates [26], | engraved by Moses, from Retsch". | p. 87 n. p.; on p. 88 n. p. Errata (2) and the Imprint "W. Wilson, Printer, 4, Greville-Street, London"; On the cover of my copy, bound in paper-boards, is pasted a circular wood-cut; the word "Faustus" in the centre, and in the margin reduced reproductions of Plates nos. 2, 8, 14 and 24. Heinemann (no. 5) says that the book was issued, from the same types, also in octavo. Cf. also Oswald 338, Hayward 1833 p. LIII f., and *Lit. Wochenblatt* (Leipzig) VI No. 54 S. 216 Sept. 1820 referring to *London Mag.* [II 125 f.?]: also *Shelley's Works* ed. Forman VIII 206. 251 f. 262 f.

[1] It appeared in the *"New Edinburgh Rev."* April 1822. Not included in Carlyle's Works, but reprinted in 1885 by Garnett (*Publ. Engl. G. Soc.* IV 85) and in 1896 by R. Schröder (*Archiv* XCVI Heft 3/4, also separately in Braunschweig), who did not know of Garnett's reprint. Schröder's Introduction was then translated by Ashbel P. Fitch, and the whole republished, with inaccurate title, at New York n. d.

[2] Cf. *Tageb.* 8, 320 [where for *Bott* r. *Bohte*], and v. Müller's *Unterhaltungen*[2] 73. [Burkhardt's note is incorrect.]

des Herrn Soane, beifügen zu können."[1] According to Goethe's Tagebuch these sheets apparently arrived in Jena two days later. In any case he read them in Weimar on the eighth, and then on the tenth wrote to Reinhard the letter quoted above. Next year appeared anonymously in his "Kunst und Alterthum" an English translation of the Faust-Zueignung, as yet not positively identified.[2] It is Soane's.

These advance sheets, now bound in brownish mottled paper boards, are four in number, in oblong quarto [i. e. 32 pages], without title-page or imprint. On each printed page (except the two half-titles) the translation is on the right, the original on the left, side by side. The German text (ll. 1—575) follows Cotta's 1816 edition (E^2), and as the pagination exactly coincides with that of an edition of Faust printed for Bohte in 1823[3] by Schulze, who had printed the "Extracts", it follows that Schulze printed these sheets also. It has however been impossible to find any other copy than Goethe's, which reads as follows:

[1] DEDICATION.[4]

[2 *blank*]

[3]
Ye wav'ring images, are near again,
  As once ye visited my gloomy mind!
And may I hold you? Is my heart as then
  To Fancy's high imaginings inclin'd?

---

[1] This unprinted note is in the Goethe-Archiv (*Eing. Br.* 1822 S. 152). I am indebted to the Director, Geh. Hofrath Suphan, for permission to publish it; as well as to Dr. Max Hecker, who kindly collated my hasty copy with the original.

[2] However see note 4 below.

[3] Not mentioned by Heinemann or Oswald. It is: — "Faust. | Eine Tragödie. | von | J. W. von Goethe. | London. | J. H. Bohte, | Königlich-auswärtiger Hofbuchhändler, | York Street, Covent Garden. | 1823." | *verso* London: "Gedruckt bei G. Schulze. | 13, Poland Street." | 8° pp. 247 no preface. On p. 248 n. p. the imprint: "Gedruckt, bei G. Schulze, | Poland Street, London." | I am indebted to Mr. G. F. Barwick, Superintendent of the British Museum Reading Room, for these details; as well as for hindly noting the first words on pp. 3, 5, 8, 12, 20, 25 and 32, and the last on p. 32, whereby my supposition as to the identity of the pagination was proved correct.

[4] These four stanzas appeared (with some misprints) *anonymously* under the title *"Faustus Dedication"* in *"Kunst und Alterthum"* IV 2, 77—78 (1823); on the basis of a transcript made Dec. 23, 1822, and sent to the printer Wesselhoeft Mar. 15 (*Tageb.*). According to a note on the proofsheets now in Goethe's house, as well as the Tagebuch, the proofs were corrected April 5th. In 1899 Pniower (*Goethes Faust* S. 137 f.) without knowing of the letter from Bohte, or of the Soane-sheets being still in existence, felt sure of Soane's authorship. However, in October 1903 I recognized the sheets, from Heinemann's translation from Boileau (see below p. 293), and had already compared them with the stanzas in *"Kunst und Alterthum"*, before I read the passage in Pniower's book.

Ye crowd around me! Well then, as ye wind
From clouds and darkness be your power seen;
My bosom swells with youthful fire, refin'd
By the sweet breath that, where your train has been,
Still leaves a magic odour fresh o'er all the scene.

With you arise the joys of time gone bye,
And many a lovely shadow flits along;
First-love and friendship in dim forms are nigh
Like some half-living half-forgotten song;
The sorrows of my youth around me throng,
Grief treads again life's labyrinthine ways,
And tells me of the friends whom Fortune's wrong
Has robb'd of many, many happy days,
And torn from me to plunge into the night's dark maze.

[4] They hear me not, those kindred souls, for whom
In youth I sang; burst is that circle gay
Which round me once in friendship us'd to bloom,
The echo of those times has died away;
Leid] And now to stronger ears is pour'd my lay,[1]
To those whose praises, when they loudest sound.
But make me sad; the partners of my May,
Who in their old friend's verse had pleasure found,
Live not, or live dispersed upon some far-off ground.

The aspiration for the world of shades
Revives within me, and my strain
Now swells to joy, now into sadness fades,
Like Æol's harp — I shudder! and again
Tears coursing tears adown my old cheeks rain;
My heart relents with feelings long unknown!
The present is to me, unreal, vain,
Distant is all that now I call my own;
The past again is real, and the past alone.

[5]

INDUCTION

ON THE STAGE.

The Manager, *the* Poet of the Theatre, *and the* Fool.

MANAGER.

Now tell me, friends, who have so oft stood by me
In need and trouble, tell me what you hope
From this our enterprize in German land:
I wish to please the crowd, and most because
It lives and lets live. See, the posts are fix'd,
The stage is laid, and all expect a treat.
Already they sit there with lifted brows
Yet patiently, and fain would stare at something.
I know the means to captivate the many,
But never was I in such straits as now.

[1] The German text has (l. 21) "*Leid*". Goethe certainly read this word here: so there is more reason than ever for rejecting Riemer's "unerträgliches" (Harnack) "Lied". Cf. Erich Schmidt (Weim.-Ausg. 14, 254: Jubiläums-Ausg. 13, 265). Hayward has "sorrow".

'Tis true they're not accustm'd to the best,
But then, my friends, they've read prodigiously.
How shall we fashion it that all be new
And with instruction pleasing? For, in troth,
I like to see the thronging, when the tide
Swells to our booth; and when, with wavy motion,
[6] All struggle through the narrow doors of grace
By the broad daylight, ere the clock strikes four,
Fighting their way with allows to the pay-place,
Breaking their necks almost to gain a ticket,
Like hungry swarms around a baker's shop
In times of famine. 'T is the poet only
Can work this wonder on the various many;
Work it to-day, my friend, I do beseech you.

POET.

Oh tell me not of this dull motley crew,
At whose sight fancy flies; hide from me throngs
That 'gainst our will suck all into the whirlpool.
Oh lead me forth to silence 'neath the skies
Where only to the poet blossoms joy,
Where love and friendship with the hand of Gods,
Create and nourish hearted happiness.
What then arises in the bosom's depth,
What then is stammer'd by the trembling lips,
Now failing, now perchance succeeding, all
Is swallow'd by the wilder moment's power.
When first the thought has work'd its way through years,
It bursts upon us in its perfect form.
What glitters is born only for the moment,
The solid lives to all posterity.

FOOL.

I would that I might never hear again
[7] Of this posterity. Suppose that I now
Should chuse to speak of it, who then would jest
To please our times, for jest they must and will have?
The presence[1] of mettled lad, I think,
Is always something. He, who can impart
Himself to others, and agreeably,
Will scarce feel angry with the people's humour.
He wishes for himself a larger circle,
To shake it with the greater certainty.
Via, my friend, and shew yourself a master;
Let fantasy with all her choir be heard,
Your reason, understanding, pathos, passion,
And, — mark me well now, — not without your folly.

MANAGER.

But, above all, let there be plot enough.
They come to stare; 'tis what they most prefer;
And if enough is acted to the sight,
So that the multitude may gape and wonder,
You've gain'd the many, are the gen'ral[2] idol.

[1] "Gegenwart" of course means here "*present*" not "presence". Hayward, Bayard Taylor, and even in 1902 Latham (Temple Classics) make the same mistake.
[2] Cf. "caviare to the *general*" (Hamlet II 2).

'Tis by mass only you can sway the mass;
For each at least seeks something for himself;
He, who brings much, must something bring to many,
And thus all go contented from the house.
Wouldst give a piece? why give it then in pieces;
Such a ragout must answer: then it is
As easily served up as 'twas invented.
[8] What boots it that you bring a perfect whole?
The public's sure to pull it into pieces.

POET.

You do not feel how wretched such a trade is!
How little it becomes the real artist!
The bungling of your coxcombs is, I see,
Your gospel now.

MANAGER.

Such taunts leave me untouch'd.
The man who looks to do his business well,
Must use the fittest tools. Consider now,
You've got soft wood to split, and only see
For whom you write. If ennui brings us one,
Another creeps here from too rich a banquet;
And, — which, by Heavens! is the worst of all, —
Great numbers flock from reading the Reviews.
All come to us, as to a masquerade,
With jaded fancies, and each step is wing'd
By curiosity, and that alone.
The women come, themselves to be a show,
With all their finery, and play besides
Their parts for nothing. What then skill your dreams
On your poetic heights? or why should you
Delight in crowded houses? Only view
Our friends more closely; half are cold, half rude.
This, when the play is over, looks for cards;
This for a night of riot on the breast
[9] Of some young strumpet. Why should you, poor fools,
For such an object plague the lovely Muses?
I tell you, give them more — still more — and more,
And you'll not fail your purpose. Only seek
To puzzle men; to satisfy them's hard.
What ails you? Is it transport now or pain?

POET.

Begone, and seek yourself another slave.
What! shall the poet jest away for you
The highest rights that Nature has allow'd him,
The rights of man? How does he move all hearts?
How conquer ev'ry element? Is't not
By that fine harmony, which from his breast
Expands to all, reflecting on his heart
The outward world? When Nature dully works
The thread's eternal length upon the spindle,
When the discordant heaps of all creation
Amongst each other ring vexatiously,
Who then divides the overflowing parts,
That they may move in harmony together?

Who summons individuality
Unto the consecration of the whole,
When it may beat in beautiful accords?
Who makes the tempest of the passions rage?
The red of eve to glow with deeper meaning?
Who scatters on the path of those belov'd
Spring's sweetest flow'rs? Who twines the idle leaves
[10] To wreaths of honour for desert of all kinds,
Secures Olympus, and unites the gods?
The power of man revealed in the poet!

FOOL.

Employ it then, the lovely power you talk of,
And handle me your high poetic work,
As love-adventures commonly are handled.
Your parties meet by chance; they feel; they pause;
And by degrees are lovingly entangled.
First Fortune waxes, then it is attack'd;
Now there is transport, now comes pain; and thus
Before you thought of it, you have a novel.
Such let our play be. Only thrust your hand
Into the heart of human life — for all
Do live that life, though few can comprehend it;
Seize where you will, there must be interest.
In motley images a little clearness,
Much error mingled with a spark of truth,
So is the best draught brew'd, that will refresh
And edify mankind. 'Tis then the flow'r
Of loveliest youth comes flocking to your play
And watches its revealings; From your work
Each tender soul sucks food for melancholy;
Now this, now that emotion is excited,
[11] And each sees imag'd what his own heart feels.
They yet are apt alike to tears and laughter,
They love the flights of fancy, joy in show:
Nought pleases him whose character is fix'd;
The unform'd mind still thanks you for your pains.

POET.

Recal [*sic*] me then those times when I was young,
When flow'd the fountain of thick-coming song
Without cessation; when clouds veil'd the world,
And each bud promis'd wonders, as I pull'd
The thousand flow'rs that spread o'er every dale.
'Twas then that I had nothing, yet enough,
The thirst for truth, the joying in illusion.
Oh! give me back those impulses uncurb'd;
Oh! give me back that anguish'd deep delight,
The energy of hate, the might of love;
Give me my youth again.

FOOL.

You do, indeed,
Want youth when press'd upon by foes in battle,
Or when a lovely girl, with playful force
Is clinging to your neck; or when the palm
Of the quick course is beckoning from a goal

[12] Hard to be reach'd; or when, the hot waltz o'er
You'd drink away the night. But oh! to wake
The music of the harp with fire and sweetness,
To sweep with lovely wildness to an end,
Yourself have chosen, — that's your work, old sirs,
Nor shall we honour you the less for that.
Age makes us children as the proverb says,
But in good truth it only finds us such.

MANAGER.

Enough of words, now let us see your deeds;
While you change flatt'ries something might be done.
What skills it, sir, to talk of disposition?
That never comes to tardiness; and if
You call yourself a poet, then command
The presence of the Muses; What we need
Is not unknown to you: We'd drink strong drink,
And therefore brew it me without more talking.
What's left today will not be done to morrow.
Man ought not to procrastinate away
A single hour; Resolve should boldly seize,
And by the forelock, Possibility;
[13] Once caught he will not let him go again,
But works, and onward works, because he must.

Upon our German stage, you know, each tries
Whate'er his fancy dictates. Spare not then
For scen'ry or machinery to-day.
Make use of Heaven's great and lesser light;
Be lavish of the stars; of water, fire,
Rocks, beasts, and birds, there is no scarcity.
Thus bring into our narrow house of wood
Creation's circle, and with cautious speed
Travel from Heaven through the earth to hell.

[14 *blank*]

[15]

PROLOGUE
IN HEAVEN.

The Lord, *the* Heavenly Host, *and, afterwards,* Mephistopheles.

The Three Archangels come forward.

RAPHAEL.

In rival music with the spheres,
The sun, as from the first of years
Moves on, and ends its course of wonder
With the deaf'ning crash of thunder.
Angels draw vigour from its sight,
Though none can read its mystic light:
The high unfathom'd works of Pow'r
Are bright as in Creation's hour.

GABRIEL.

Quick past comprehension hurl'd,
Rolls the glory of the world;
And the brightness of the sky
Sways with night alternately;

Foams the sea in restless motion
O'er the burial rocks of ocean;
Yet rocks and seas roll on through years,
In the quick course of the spheres.

[16] MICHAEL.

From sea to land, from land to sea,
Tempests howl in rivalry,
Working wildest changes round,
Under and above the ground;
Glitt'ring beams of ruin blaze,
Heralding the thunder's ways;
Yet thy servants homage pay,
To the mild course of thy day.

THE THREE.

Angels draw vigour from the sight,
Though none can comprehend thy might;
The high unfathom'd works of Pow'r
Are bright as in Creation's hour.

MEPHISTOPHELES.

Since you again aproach us, Lord, and ask
How all goes on with us, and ever lik'd
To see me here, you find me 'mongst the rest.
Your pardon, for I cannot make fine speeches,
Though the whole circle mock me; You would laugh
Should I be sentimental, if indeed
You'd not forsworn the habit. I can't talk
Of suns and worlds; I only see how man
Torments himself; the little god of earth
Keeps his old nature, and is as fanciful
As at the first. He'd live a little better
[17] Had you not given him a glimpse of light,
Which he calls reason; but he uses it
Only to be more brutal than the brutes.
He seems to me, with pardon of your grace,
Like one of your long-legged grasshoppers,
That jumps and jumps, and sings his old song still,
E'en in the grass. Would he were still left there!
He pokes his nose now into ev'ry mire.

THE LORD.

Have you then nothing more to say to me?
Do you come always only to complain?
Will you be never pleas'd with earth?

MEPHISTOPHELES.

No, Lord;
I find it there, as it has always been,
Heartily bad. I even pity man
In his long days of sorrow, and almost
Have lost the wish to plague him.

THE LORD.

Dost thou know
Faustus?

MEPHISTOPHELES.
The Doctor, is it not?

THE LORD.
My servant.

MEPHISTOPHELES.
Truly he serves you in a wond'rous fashion!
Not earthly is the ideot's [*sic*] drink or food;
[18] The ferment drives him into worlds beyond him,
And yet the fool's half conscious of his madness.
From Heav'n he asks the brightest of its stars;
From earth he asks the essence of its joys;
Yet all that's near, and all that's in the distance,
Cannot content the swellings of his heart.

THE LORD.
Although he serve me now perplexedly,
Yet soon my hand shall lead him into light;
The gard'ner knows when first the young tree buds,
That bloom and fruit will deck its after years.

MEPHISTOPHELES.
What will you lay that you don't lose him yet?
Let me but lead him quietly my way.

THE LORD.
While yet he lives on earth that's not forbidden;
Man errs while he aspires.

MEPHISTOPHELES.
My thanks for that;
For with the dead I do not like to meddle.
Your plump cheeks, please me best; to corpses, troth,
I'm not at home; I'm like your cats with mice.

THE LORD.
Well, then, 'tis granted you; seduce this soul
[19] From its creator; if that thou canst seize it,
Then lead it with thyself thy downward path,
But stand asham'd when thou art forc'd to own,
A good man even in his darkling efforts,
Has yet the consciousness of what is right.

MEPHISTOPHELES.
'Tis very good, but then it lasts not long;
I fear not for my wager; if I gain
My purpos'd end, you'll let me freely triumph.
Dust shall he eat, and with good pleasure too,
As once my cousin, the renowned serpent.

THE LORD.
E'en then it is allow'd thee to appear;
The Lord hath never hated such as thou;
Of all the spirits that deny, the mocker[1]

[1] More accurately perhaps "waggish rogue" as Boileau (cf. below) suggested in 1834, as an improvement on Hayward's "scoffer" and Shelley's "rogue". Hay-

Offends me least; the energy of man
Is all too lightly slacken'd, and too soon
He longs for unconditional repose.
Therefore I choose to give him a companion
Who stimulates, and works, and as a devil
Must still be busy. Ye, Heav'ns purer sons,
Rejoice ye in the rich and living beauty;
The ever-growing, that still lives and works,
Embrace you in the gracious lists of love;
[20] And fix ye in imperishable thought
That which is floating in uncertain vision.

(The Heaven's close; the Archangels separate.)

MEPHISTOPHELES ["alone" *omitted*].

From time to time I like to see the old one;
I take care not to break with him; in troth
'Tis very handsome in a noble lord
To talk so kindly with the devil himself.

[21]

THE TRAGEDY.

FIRST PART.

[22 *blank*]

[23]

NIGHT.

Faustus *sitting disquietly at his desk, in a high-arched, narrow gothic chamber.*

FAUSTUS.

I've studied now with ardent zeal
All that your divines reveal;
All the mysteries that lie
In physic, law, philosophy;
And here I am at last, poor man,
As wise as when I first began.
These dub me master; doctor, those;
And for the tenth year now I lead
All my pupils by the nose
Up and down with puzzling creed;
And see that we can nothing know;
It burns my heart that it is so.
'Tis true I'm wiser than those fools
The priests and doctors of the schools;
No doubts within my breast rebel,
[24] I neither fear the devil nor hell:
Joy, therefore, has from me departed;
I cannot fancy I know ought,
Or ought, that being to man imparted
Could e'er extend the world of thought.
I've neither lands, nor gold, nor birth,
Nor any other goods of earth; —
No dog would lead this life an hour!
'Tis therefore, magic, that to thee
I dedicate myself, to see

---

ward (1833 p. 209) says that he knows of no English word adequate to "convey the character of Mephistopheles". At least Latham's "mischievous buffoon" is not satisfactory.

Whether from spirits' lips and pow'r
I may not many mysteries gain,
That I no more with toil and pain
May need to talk of what, poor elf,
I do not understand myself;
That I may see that power reveal'd
Which holds earth firm, in earth concealed
Look on the secret springs of motion,
Not trade in words with blind devotion:[1]

Oh thou full moon, whose waxing light
I oft have watch'd in middle night!
Oh! that thy beams were shining now
The last time on my troubled brow!
Then, mournful friend, thy round full-grown,
Upon my books and papers shone.
Ah! could I on the mountain height
But wander in thy lovely light,
In mountain caves with spirits creep,
[25] O'er meadows in thy twilight sweep,
And, free from learning's sickly pain
Bathe in thy dews to health again!

Still am I in this den confin'd?
In this damp, cursed dungeon pin'd?
Where scarcely pours the light of day
Through painted glass a sadden'd ray;
Hemm'd in by books which, heap'd in piles,
The book-worm gnaws, the dust defiles,
Which, by the high arch only bounded,
By smoky paper are surrounded;
About me boxes without number,
Stuff'd full with instruments and lumber,
Where too the moths consuming breed;
This is thy world! — A world indeed!

And can you ask then, in the breast
Why now the trembling heart is prest?
Or why strange feelings, undefin'd,
All life's springs within thee bind?
Instead of those bright fields of morn,
Those into which man first was born,
Encircled here by dead men's bones
And the brute world's skeletons.

Fly! up into that far-off land!
And this book full of mystery,
[26] Inscrib'd by Nostradam's own hand
Is it not guide enough to thee?
Then wilt thou read the starry course;
While nature doth herself reveal
Thy soul's strength will, expanding, feel
How spirits with the spirits discourse.
In vain! this meditation's vain
The holy symbols to explain.

[1] The colon here has been added with a pen.

Spirits! ye are floating near me!
Spirits! answer, if ye hear me.
(He opens the book, and perceives the sign of Macrocosmus.)
Gushes at once what sweet delight
Through all my senses at the sight!
I feel life's young and holy glow
Through nerve and vein reviving flow.
And did a God these symbols write?
Which all my inward, tumult still,
The wretched heart with rapture fill
And with strange impulse o'er the will
Around me nature's powers unroll.
Am I a God? Within is light!
I see now in these symbols bright
Creative nature lie before my soul.
Now first I feel what the wise one said;
"The world of the spirits to all is open;
"'Tis thy mind is clos'd, 'tis thy heart is dead;
"But up, scholar, bathe with a zeal unbroken
[27] "Thy earthly breast in the morning red."
(He considers the sign.)
Into a whole how all parts blend!
Each in the other doth work and live;
Up and down the heavenly powers wend;
And the golden pails to each other give.
In flight, that scatters blessing around,
From Heaven they pierce through the earth profound,
And all through all harmoniously sound.
Ha! what a sight! — but only a sight!
Where to grasp thee, nature, so infinite?
Or, ye breasts, where? Ye, life's endless spring,
To which the earth and the heavens cling!
To which the withering heart would strain,
Ye flow, quench thirst, — and I long in vain!
(He turns over the leaves of the book discontentedly, and perceives the sign of the Earth Spirit.)
How diff'rently works this sign within!
Thou, Spirit of Earth, art more akin;
Already I feel my powers higher,
Already, as with new wine, on fire;
Into the world I now could dare,
The ills and the good of earth could bear,
And sweep myself with the tempest round,
Nor tremble in shipwreck's crashing sound.
Clouds o'er me spread —
The moon conceals her ray —
[28] Dwindles the lamp away —
It smokes! above my head
The quivering flames are red!
Waves down a shuddering dread
From yon arch'd cieling, [*sic*]
And grasps me here!
Spirit of my spells, I feel thee, floating near!
Unveil thyself! — appear!
Ah! how it rages in my heart!
To new-born feeling

My senses are stirr'd up in ev'ry part.
I feel my soul quite given up to thee!
Thou must — thou must — though life itself the
price should be.

(*He grasps the book, and utters mysteriously the sign of the Spirit; a red flame quivers; the* Spirit *appears in the flame.*)

SPIRIT.

Who calls on me

FAUSTUS. (*Averting his face.*)
Ha! sight of fear!

SPIRIT.

You've summon'd me by a charm of might,
Have long been sucking at my sphere,
And now —

FAUSTUS.

I can not bear thy sight!

SPIRIT.

You've pray'd, and prayed breathlessly,
My voice to list and my brow to see;
[29] That pray'r of thy soul hath moved me;
I'm here! — What terrors upon thee fall,
Thou more than man! where now is the call
Thy soul did utter? Where is the breast
That a world within itself compress'd?
That, trembling with transport, swell'd and beat
With us, the spirits, itself to mete.
Where art thou Faustus, whose voice at length
Burst on mine ear? who with all thy strength
Press'd thyself on me? — Art thou he? thou?
Who by my breath overclouded now
Dost shake in the depths where life has birth,
A fearful, a shrunk-up worm of earth.

FAUSTUS.

Image of fire, and shall I yield to you?
I'm he — I'm Faustus — am your equal too.

SPIRIT.

In life's flowing tide,
In action's strife,
Up and down I glide,
Wehe] Here and there I wave,[1]
A birth and a grave,
An endless ocean,
A weaving motion,
A glowing life;
So work I at the rustling loom of time
And weave the living garment of the God sublime.

---

[1] The German text reads here (l. 503) *Wehe,* instead of the earlier and more authentic *Webe.* Cf. Erich Schmidt (Jubil.-Ausg. 13, 278 [and 263: and see Weim. Ausg. $13^{\prime II}$, 118 f.]).

FAUSTUS.

Thou, who around the world dost wend,
Thou active spirit! I feel to thee so nigh! —

[30] SPIRIT.

You're like the spirit, whom you comprehend,
Not me!

FAUSTUS. (*Overwhelmed.*)

Not thee?
Whom then? — I, image of the Godhead, I!
And yet not equal thee!

A knocking.

It's death! — I know it — 'tis my pupil knocks.
My loveliest hope is gone! — That this dry creeper
Must needs disturb the fullness of my vision.

(Wagner *enters in his dressing-gown and night-cap, a lamp in his hand.* Faustus *turns away discontentedly.*)

WAGNER.

Your pardon, but I heard you now declaiming;
Reading no doubt a Grecian tragedy?
I should much like to profit in this art;
It now a-[1]days works much; I've heard it boasted
An actor might give lessons to a parson.

FAUSTUS.

Yes, when your parson is himself an actor,
As it indeed will sometimes come to pass.

[31] WAGNER.

Oh, if one thus is banish'd to one's study,
And scarce upon a feast-day sees the world,
Scarce through a telescope, but from a distance,
How shall one lead by eloquence mankind?

FAUSTUS.

If you don't feel it, 'tis not to be forc'd;
If from the soul it does not freely burst,
And with original delight compel
All hearers' hearts, — brood on for ever — patch —
Cook a ragout from others' broken orts,
And blow the scanty flame from heaps of ashes,
To children and to ideots [*sic*] a wonder, —
If 'tis for that your mouth is watering, —
Yet never will you mingle heart with heart
Unless the language welleth from the heart.

WAGNER.

But skilful utt'rance makes the speaker's fortune;
I know it well, I yet am far behind.

FAUSTUS.

Seek honest gain, and be no tinkling fool;
Reason and sense with little art are utter'd.

---

[1] This hyphen seems to have been added with a pen.

When earnest in your speaking, do you need
[32] To hunt for words? Your speeches, that so sparkle,
In which you cut humanity to fritters,[1]
Are unrefreshing as the foggy wind
That sighs in autumn through the wither'd leaves.

WAGNER.

Oh! art is long! and life alas is short!
Often in these so critical endeavours
I need must tremble for my head and heart.
How hard of acquisition are the means
By which one mounts up to the springs of knowledge,
And then, before one reaches half the way,
Poor devil! one may die.

FAUSTUS.

Is parchment then
The holy fount whose draught for aye stills thirst?
Oh never hast thou yet refreshment gain'd
Unless it welled from thine inward soul.

WAGNER.

Your pardon: 'tis delightful to transfuse
One's self into the spirit of the times, —
To see, before us, how a wise man thought,
And then how far at last ourselves have brought it.

FAUSTUS.

Yes, far as to the stars! To us, my friend,
The past is as a book with seven seals;

This line (no. 546, translating line 576) and line 575 of the original are the last on the last page.

Of the history of the Soane's undertaking the only further evidence seems to be the following testimony of Daniel Boileau (? a teacher of German in London), who in 1795 had translated Schiller's "Ghost-Seer; or Apparitionist" etc., and was the author of several books dealing with the German language (cf. Brit. Mus. Cat.). He says:[2] —

"Mr. George Soane had been induced by the late German bookseller Bohte to attempt a poetical translation of Goethe's Faust, the first sheets of which were sent to Goethe, who greatly approved of the translation, and Mr. Soane had done nearly one-

[1] "Your fine [glossy] speeches in which you ruffle up man's poorest shreds (in which you repeat the most miserable trifles in candyed language,) are comfortless." J. Grimm (Hayward 1833 p. 218). Cf. Erich Schmidt, Jubiläums-Ausgabe 13, 280, and *Festschrift zur Begrüßung d. 5. allgemeinen deutschen Neuphilologentags*, Berlin 1892, S. 81—83.

[2] A few | remarks | on | Mr. | Hayward's | english prose translation | of | Goethe's Faust, | with | additional observations | on | the difficulty of translating German works | in general | . By D[aniel] Boileau. | London Treuttel, Würtz, and Richter | .... 1834 8° p. 19. Cf. Heinemann no. 2, and Pniower (S. 136).

third of the work, when the death of the bookseller Bohte, and unpleasant family affairs which deprived Mr. Soane of the serenity of mind necessary for such a task, made him relinquish an undertaking which would have exhibited alike his poetical powers and his perfect knowledge of the language of Germany. I particularly remember his translating this passage [Hayward 1833 p. 99 = ll. 2583 ff.] thus:

"Down with it,
Down with it quickly; quaff, friend, quaff,
'T will make the heart withen thee laugh;
Art thou the devil's friend, yet fear
To share the devil's fiery cheer?"[1]

Bohte lived at least until 1825, for in that year he published a "Handbibliothek der deutschen Litteratur ... mit einer Vorrede von A. W. von Schlegel" (Kayser, and Brit. Museum Cat. art. *Schlegel*). That Soane did not forget Faust is shown by the fact recorded by Hayward (1834, Appendix II of his second edition), who may himself have seen the play, that: 'A "Romantic Musical Drama," called first, "Faustus," and afterwards "the Devil and Dr. Faustus," the joint production of Messrs. Soane and Terry, was brought out at Drury Lane in May, 1825; and by the aid of Stansfield's scenery and Terry's excellent acting in Mephistopheles, it had a considerable run. It was afterwards published by Simpkin and Marshal.'[2]

On May 8, 1826, toward indicating his "Verhältniss zu fremden Litteratoren und Litteraturen" (*Tageb.*) Goethe dictated a Scheme, which he headed "England", printed in 1899 by Brandl (*G.-Jahrb.* XX 29 f.) who discusses it in so far as it concerns Byron. It reads in part: *"Antheil von Coleridge | Verschiedene Versuche, Faust zu übersetzen | Andere, deren Namen nachzusehen. Kupfer von Retsch* [sic] *zu Faust nachgestochen.* | ... *Sein* [Byron's] *Antheil wahrscheinlich durch Lewis* ["Monk" L., Byron's friend who orally translated Faust to him at Diodati] *und Schelle* [Shelley] *erregt, jedoch nur im Allgemeinsten.* | "

The reference to *Coleridge,* who had published his great translation of "Wallenstein", from a M.S., in 1800, may relate to the passages in his "Friend" (1814, cf. Brandl, *Coleridge,* Berlin

[1] In the "Extracts": [to Plate VII] Soane gave it simply:

"Down with it! It will gladden your heart.
Are you the devil's friend and shrink from fire?"

[2] *Hence* Carlyle's supposition (1828, *Goethe's Helena* = *Miscell.* I 179 Libr. ed.) of a similar travesty of the *Oedipus Tyrannus* of Sophocles. The Brit. Mus. Cat. art. *Soane* says that his "Faust a drama in three acts (and in verse)" appeared in vol. XXXIII of *Cumberland's British Theatre,* in 1829: in which year moreover Faust was first performed on the stage in Germany. Cf. Creizenach, *Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust* S. 27 ff.

1886, S. 324 ff.), or Goethe may even have heard of the fact, generally known however only since 1891 (Smiles, *Memoir of John Murray* I 297 fg.; and *Coleridge's Letters* ed. Coleridge II 624 fg.), that in spite of the well-known unfavourable passages in his Table-Talk, Coleridge had in 1814 agreed to translate Faust for Murray for £ 100 [the very sum which, according to Medwin, Byron, was later willing to give for a translation of "Dichtung und Wahrheit"].

Moses's engravings *after Retsch* (cf. above p. 282 n. 2) Goethe received from the publisher through Hüttner (cf. Strehlke, *G.'s Briefe* I 293, and P. Gedan, *J. C. Hüttner*, Leipzig 1898) on July 29, 1820 (*Tageb.* and *Lesarten* S. 321. Cf. also *Annalen* 1820: "Die Kupfer zum *Faust*, von Retzsch gezeichnet, erschienen im Nachstich zu London höchst reinlich und genau."); but he seems to have given the book away, for it is no longer in his library (cf. also Pniower loc. cit. 129).

In August 1819 Goethe possibly first heard of *Shelley* through an article on the "Revolt of Islam" etc. in a Quarterly Review sent him by his American friend Cogswell (*G.-Jahrbuch* XXV 29 f. and my note). *Here* he refers doubtless chiefly to the references to him in Medwin's "Conversations with Byron" (cf. Brandl, *G.-Jahrb.* XX) where Shelley is twice mentioned in connection with Byron and Faust, once together with Lewis. Goethe was reading this book, in the French translation, Nov. 18 f., 1824 (*Tageb.*) and spoke to v. Müller [*for* Nov. 17, *read* 18], at the time, of Byron's treatment of him.

An Englishman named Shelley, "related to the illustrious poet" was at court, April 17, 1825, expected to remain in Weimar for months longer (G. H. Calvert, *First Years in Europe*, Boston 1866, p. 197. Cf. *G.-Jahrb.* XXV), and may well have known Goethe personally. It is improbable that Goethe ever saw "The Liberal", containing the "May-Day-Night", which appeared Oct. 18, 1822 (*after* Carlyle's Faust essay and Shelley's death), but at least as early as July 19—20, 1826 (*Tageb.*) he read the translations of this scene and of the "Prolog im Himmel" as contained in the Posthumous Works (1824, cf. Heinemann no. 9).

There is no reason to think that Goethe read *Anster's* fragments in *Blackwood* for June 1820.[1] The number in question is not in his house or in the Weimar Library, nor is it mentioned in the Tagebuch — at least not specifically.

---

[1] Heinemann and Oswald simply give this translation as anonymous. However Hayward, who had admired portions of it (1833 p. LXV), after the publication (1835) in book form (Heinemann no. 23; Oswald S. 339 no. 16), left out the passage, but gave Anster's name. Cf. also Hayward's Advertisement to his 3rd. ed. (1838). It is noticed in the *Lit. Wochenblatt* (Leipzig) VI no. 49 Beilage. Aug. 1820.

"Verschiedene Versuche" therefore meant to Goethe probably, in addition to the translations just enumerated, *Soane's* fragment and Lord Leveson *Gower's* wretched attempt. Of this the first edition appeared in 1823, but it was the second, then just out, which Goethe received from the translator May 11, 1825,[1] and two days later lent to Frau v. Pogwisch, the "geistreiche, in Hochschätzung Byron's mit uns verwandte Freundin", quoted at the end of the review of "Cain" (Hempel 29, 761, cf. my notice in Max Hecker's Bericht in *G.-Jahrb.* XXV).

"Vergleichung zweier Übersetzungen von Faust" (*Tageb.* May 31, 1825) no doubt refers to a comparison between the work of Soane and of Gower. If so, Pniower's theory (l. c. 290), that the Xenion:

> "Seid ihr verrückt? was fällt euch ein,
> Den alten Faustus zu verneinen!
> Der Teufelskerl mufs eine Welt sein
> Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen."
> (*Werke* 5, 94.)

expressed impatience at Gower's omissions and modifications, would be strongly supported, for Goethe now for the first time saw how far Gower departed from a faithful rendering as given by Soane. In any case Goethe was never under any illusion as to the shortcomings of Gower's wretched bungling.[2] However the translator visited the poet July 21, 1826 (*Tageb.*) and was one of the *"Fifteen* English Friends" who sent the Seal on Goethe's last birthday.

The translation of the Faust-Zueignung shown to Goethe by Eckermann Aug. 26, 1825 (*Tageb.*) was most probably the work of one of his pupils. As is well known, a number of young Englishmen resided in Weimar for purposes of study or amusement, and Eckermann gave German lessons to some of them, in order to learn English himself. References in the correspondence with Carlyle, very frequent entries in the Tagebücher, the very existence of Ottilie's periodical "Chaos" (Lily v. Kretschman, *Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte,* Nov.

---

[1] *Tageb.* and *Lesarten* S. 298 (Bücher-Vermehrungsliste). *Lesarten* S. 314 and Pniower (S. 149) wrongly name the 1st. ed. Cf. Heinemann nos. 7 and 10. The book, not inscribed, is in Goethes library. The leaves are cut, and a book-mark is inserted at vol. I p. 163 = "Public Walk. Faust in deep thought".

[2] Cf. for instance the conversations Jan. 2/3, 1828 (*Tageb.*) with A. B. Granville ("St. Petersberg" 3 ed. II 655 = Hayward[1] 289 f.), and Aug. 13—19, 1829 with Crabb Robinson (*Diary*[2] II 432 f. = "Gespräche" 7, 107 f. = Pniower l. c. 231); and the following letters: — G. to Carlyle June 15, 1828; Eckermann to C. Dec. 6, 1830; C. to G. Nov. 15, 1830, and Jan. 22, 1831. On Dec. 26, 1829 Goethe read the review in the *London Magazine* [1826 vol. 6 N. S. 164 f.].

1891) give abundant evidence of this; also Thackeray's interesting letter to G. H. Lewes (*"Miscellanies"* Biog. ed. XIII 640; from Lewes's *Life of G.* 1855 II 442 f.).

To complete this survey it is necessary to name one more Faust translation: that by William Taylor of Norwich in the third volume (1830) of his "Historic Survey of German Poetry". He gives only the "May-day Night", and "Cathedral Scene", in the latter (III 335) translating "Fläschchen" (l. 3834) by "dram bottle"![1] as Carlyle noted next year in the Edinb. Review (*Miscell.* III 321. Libr. ed.). On account of this book's containing a reprint of Taylor's good translation of "Iphigenie", in accordance with his letter of Jan. 22, 1831, Carlyle sent a copy of it as his last present to Goethe, who speaks of it in writing to Zelter Aug. 20th, two days after its arrival. However, the question of Taylor's "Iphigenia", or of Carlyle's intention of translating Faust, would carry us too far.

Now looking back on these various versions made three-quarters of a century ago, everyone who reads Soane's vigourous pioneer attempt must sincerely regret that it remained a fragment.

[1] However, Heraud in May 1833 (*Fraser's Mag.* VII 552) states, I know not on what authority, that this is the work of *Thomas Taylor.*

Berlin. Leonard L. Mackall.

Kennedy-Studien.

II. Die Quellen der *Passioun of Christ.*

1. Vorbemerkung.

Wie schon im ersten Teile dieser Abhandlung (Bd. CIX, S. 359 ff.) angegeben, ist Ludolfs von Sachsen *Vita Christi* die Hauptquelle für W. Kennedys *Passioun of Christ.* Er sagt dies selbst in V. 196 (S. 35 in Schippers Ausgabe), und der Herausgeber gibt dazu eine Anmerkung von Laing als Fuſsnöte. Wenn sich K. daneben noch auf andere Gewährsmänner beruft (*vtheris* ib. und *Doctouris* V. 579, S. 51), so ist es mir nur noch für einige Strophen oder Verse geglückt, weitere Quellen ausfindig zu machen.

Der Prolog zunächst ist Eigentum des Dichters — wenigstens können einige Anklänge an den Prolog der Quelle auf Zufall beruhen.

Wer *Fermilus* V. 23 ist, vermag ich auch nicht zu sagen; dagegen steckt in dem *Nabell Carnales* V. 28 der *Nabal* von *Carmel* in 1. Sam. XXV, 2 f., von dem es heiſst: *Erat autem vir quispiam in solitudine Maon, et possessio ejus in Carmelo. ... 3. Nomen autem viri illius erat Nabal, et nomen uxoris ejus Abigail; eratque mulier illa prudentissima et speciosa, porro vir ejus durus, et pessimus, et malitiosus. ...* Darauf bezieht sich also der Ausdruck: *Wilder in wit than Nabal Carmeles. Nabal* bedeutet zudem 'Narr'. *Carmeles* halte ich für den Genitiv von *Carmel,* da es nicht wohl = lat. *Carmelites* sein kann, wie man erwarten würde. Der Einsetzung dieser Form widerspricht der Vers.

In der eigentlichen Passio hat Kennedy für die Strophen 94 f. die Legende vom Apostel Jakobus in der *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine benützt, für die Strophen 147—156 aber das lateinische Gedicht Philippes de Grève, das ich bereits in Bd. CV, S. 23 ff. dieses Archivs nebst der mittelenglischen Übersetzung[1] veröffentlicht habe. Um die Vergleichung

[1] Diese Abhandlung scheint Schipper entgangen zu sein, denn er druckt in seiner Ausgabe S. 7 Anm. die Anfangs- und Schluſsstrophe des me. Gedichtes, ohne zu erwähnen, daſs es schon in Bd. XLVI, S. 197 der *Early Engl. Text Soc.* (O. S.) veröffentlicht ist, oder zu bemerken, daſs ich a. a. O. die Quelle mitgeteilt habe.

mit W. Kennedys Gedicht zu erleichtern, zugleich auch mit Rücksicht auf den Raum, den ich in Anspruch nehmen konnte, sind im folgenden nur diejenigen Partien der Vorlagen ausgehoben,[1] die der Dichter wiedergegeben hat, und alle ausgelassenen Worte und Sätze durch Punkte angedeutet worden. Das Stück aus der *Leg. aurea* und dem Gedicht Philippes de Grève habe ich, um nicht den Zusammenhang zu unterbrechen, an den entsprechenden Stellen in eckigen Klammern eingeschoben. Ebenso sind einige kleine Bibelzitate, die sich wenigstens in den mir zugänglichen beiden Ausgaben der *Vita Christi*[2] nicht fanden, die aber möglicherweise in der unserem Dichter vorliegenden Handschrift gestanden haben, gehörigen Ortes beigefügt worden.

Das Verhältnis der *Passion* zu ihren Quellen läfst sich folgendermafsen veranschaulichen:

1) Auf der *Leg. aurea* beruhen Str. 94—95;

2) auf dem lat. Gedichte Philippes de Grève: Str. 147—156;

3) eigene Zutaten des Dichters sind die Strophen 23[3]—24. 27. 56—57. 87. 98. 102. 105. 119. 123. 126. 131—132. 134—142. 163. 169—174. 178. 186 (Schlufs). 191. 227. 231—235;

4) alles andere ist aus Ludolfs von Sachsen *Vita Christi* genommen (wobei allerdings Flickverse und gelegentliche Zutaten unberücksichtigt geblieben sind).

2. Abdruck der Quellen.

Passio, Str. 1 = *Vita Christi*, Pars I, cap. 2. ... Decrevit Deus genus humanum creare, ut per ipsum posset casum Luciferi et sociorum ejus restaurare. ...

Str. 2 = ib. ... Lucifer ... quoddam genus serpentis sibi eligebat. ... In hunc fraudulenter deceptor introivit, et per os eius loquens verba deceptoria mulieri narravit, ac eam decipiens super omne genus humanum mortem induxit.

Str. 3 = ib. Ipsisque primis parentibus in paradiso ... collocatis et dehinc propter vetiti esum et divini secreti severitatem expulsis. ...

Str. 4 = ib. Et oportebat nos omnes carcerem inferni ingredi, de quo non poteramus alicujus adjutorio eripi. ...

Str. 5 = ib. Cum igitur per longissima tempora ... miserabiliter jaceret genus humanum, ... Misericordia pulsabat viscera patris, ut subveniret secum hominis Pacem (sic!).

Str. 6 = ib. Sed contradicebat Veritas secum hominis Iustitiam, et inter eas magna controversia facta est. ... E contra Veritas dicebat: 'Quaeso, domine, impleri sermonem, quem locutus es. Totus moriatur Adam cum omnibus, qui erant in eo, quoniam praevaricando pomum vetitum gustavit!' ...

---

[1] Und zwar in der jetzt üblichen lat. Schreibung.

[2] Der jüngere Druck stammt aus dem Jahre 1495.

[3] Die wunderlichen Vergleiche dieser Strophe erinnern an das Motiv: 'Und wenn der Himmel wär Papier', worüber R. Köhler, *Kleinere Schriften* 3, 293 ff., zu vergleichen ist.

Str. 7 = ib. Fuit autem haec quaestio per patrem missa ad filium. Veritas autem et Misericordia coram eo eadem dicebant. ...

Str. 8 = cap. 5. Missus est igitur angelus ... — Deus autem mittens angelum fuit tota trinitas — ... in civitatem Galilaeae, ... cui nomen Nazareth, ... ad virginem ... Mariam. Ait: 'Ave, gratia plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus! ... Nam ecce concipies ... et paries filium, ... et vocabis nomen eius Jesum.' ...

Str. 9 = ib. Tandem ... virgo auditis angeli verbis consensit. ... Statim in illa hora ... spiritus sanctus in eam supervenit, ac dei filium virgo gloriosa accepit.

Str. 10 = cap. 6. Post haec recogitans Maria de verbis angeli, quod de consobrina sua Elizabeth dixerat, eam visitare ... volebat ... Exsurgens ergo de loco, in quo erat, ... abiit ... in montana, ... et via ad eam est petrosa et montuosa. Ivit vero cum festinatione. ... Conspice igitur, quomodo vadit, ... non eques, sed pedes, ... per tam longam et asperam viam, ut illa erat! ... Prior ipsa virgo profert salutationem. ... Et stetit Maria quasi mensibus tribus cum Elizabeth, ... ministrans et serviens ei humiliter, ... ut in omnibus impleat humilitatis mensuram.

Str. 11 = cap. 9. ... Peperit virgo filium suum. ...

Str. 12 = cap. 10. Postquam autem consummati et impleti sunt dies octo, sc. a nativitate domini, ... Jesus sumens initium circumcisionis accepit signaculum, ut pro te sanguinis pretium non tardans effundere. ... Tempestive coepit pati pro nobis. ... Etiam in infantuli aetate sanguinem suum pro nobis voluit fundere, ... et hoc fuit nostrae redemptionis initium.

Str. 13 = cap. 11. ... Et venerunt magi ab oriente ... Isti ergo videntes novam stellam ... statim moverunt se de locis suis, ut ad venerendum puerum natum venirent. ... Qui ideo etiam reges dicti sunt. ... Et sic stella duce ... ad tugurium, in quo dominus Jesus natus est, pervenerunt. ... Et ... invenierunt puerum cum Maria, matre eius ... Joseph autem ... divina dispositione factum est, ut ... absens esset. ... Ingressi itaque et procidentes ... genua flectant puero Jesu humiliter, et adorant in carne deum, ... parvulum despicabilem tam sua aetate, quam paupertate suorum. ... Et obtulerunt ... puero Jesu aurum, thus, et myrrham.

Str. 14 = cap. 12. ... Exiit ipsa ... cum ... puero. ... Et tulerunt puerum, ..., ut secundum legem sisterent, i. offerrent ... eum domino in templo. ... Adduxerunt ergo dominum templi ad templum. ... Emerunt duos turtures, ... ut pro eo offerrent. ... Et ecce Symeon, ... quem matura aetas de mundo exire compellebat, tamen propter desiderium videndi dominum in carne manebat. ... Mox autem, ut vidit, optabat solvi a corpore. ...

Str. 15 = cap. 13. ... Herodes autem, cum ... audiret, quae in templo gesta essent, quid Symeon dixerit, ... tunc ... propter timorem amittendi regnum ideo de morte puerorum Bethlemitarum tractavit, ut cum illis occideretur ille, qui incognitus sibi fuit. ... Misit speculatores et iussit occidi omnes pueros, qui erant in Bethleem.

Str. 16 = ib. (*Anfang*). ... Angelus domini apparuit in somnis Joseph, dicens ei, ut surgens acciperet puerum et matrem ejus, et fugeret in Ægyptum. ... Igitur ... versus partes Ægypti ire coeperunt.

Str. 17 = cap. 14. Completis autem fere VII annis, quibus dominus peregrinatus est in Ægypto, ... apparuit angelus domini Joseph in somnis, dicens ei: 'Tolle puerum et matrem ejus, et vade in terram Israel! ... Defuncti sunt enim, qui quaerebant animam pueri.' ... Et veniens habitavit in ... Nazareth. ...

Str. 18 = ib. Exinde usque ad XII. annum pueri Jesu non legitur aliquid de ipso. ... Dicitur tamen, ... quod ... matri ministrabat, utpote qui subditus illi erat. ... Faciebat hujus modi servitia matri humilis dominus; non enim habebat alium servientem ... in necessitatibus.

Str. 19 = cap. 15. ... Et cum factus esset Jesus annorum XII, ascendit cum parentibus suis ... ad diem festum in Hierusalem. ... Remansit puer. ... Et post triduum amissionis ejus ... invenerunt eum in templo ... in medio doctorum. ... Ipse interrogabat, ipse respondebat, ipse suas et illorum quaestiones solvebat. ... Mater autem ... dixit ad illum: 'Fili, quid fecisti nobis sic? ... Ecce pater tuus ... et ego dolentes ... quaerebamus te.' ... (*vorher:* regressi sunt in Hierusalem, a qua per unam diætam recesserant).

Str. 20 = cap. 16. Reversus ergo dominus Jesus ... cum parentibus suis in Nazareth, erat ... subditus illis. Et ibidem cum eis ... habitavit. ... Intuere igitur bene eum humilia obsequia domus facientem! ...

Str. 21 = cap. 21. Completis autem XXIX annis aetatis suae, quibus dominus Jesus sic ... abiecte vixerat, et tricesimo iam incepto, ... dicit Jesus matri suae, quod tempus est, ut vadat et glorificetur ... et se mundo ostendat, qui diu latuerat, et operetur animarum salutem, pro qua pater ipsum huc miserat. Et reverenter se licentians ... ivit versus locum Jordanis, ubi Johannes baptizabat, ... non purgatione indigens. ... Est quippe debita et sufficiens humilitas omni justo necessaria. ...

Str. 22 = cap. 22. Postque dominus Jesus fuit baptizatus, ... ductus est ... in desertum. ... XL autem diebus et noctibus dominus jejunavit. ... Esuriit, ... ut in se veritatem humanae infirmitatis ostenderet. ... Tunc diabolus ... accessit, ut temptaret. ... Accesserunt angeli, et ... ministrabant ei. ... Cap. 24. ... Et ... illi duo discipuli ... secuti sunt Jesum. ... Et regressus est Jesus ... in Galilaeam. ...

Str. 25 = Pars II, cap. 3. ... Ascendit autem in montem ... Thabor. ... Transfiguratus est coram eis. ... Et apparuerunt illis Moyses ... et Helyas, ... in signum quod viventium et mortuorum ... sit dominus, ... loquentes cum eo. ...

Str. 26 = ib. Petrus vero et qui cum illo erant, gravati erant somno, oppressi a gloria. ... Tunc Petrus ... dixit ad Jesum: 'Domine, bonum est nos hic esse.' ... Ideo, dum audirent vocem terribilem de nube, ceciderunt in facies suas. ... Sed ... magister ... consolatur. ... Et ... praecepit eis, ... ut nemini dicerent visionem ... ante suam resurrectionem a mortuis. ...

Str. 28 = cap. 52. Tunc, sc. quarta feria sequenti, principes sacerdotum ... congregati sunt cum senioribus populi, qui erant iudices, ... in atrium Caiphae, et quaerebant consilium, ut eum dolo tenerent et occiderent, quia nullam mortis causam in eo invenire poterant, ... timentes, ne eis auferetur populi auxilio. ...

Str. 29 = ib. Judas ergo, audiens eos congregatos ad tractandum de Christi morte ... et veniens ad concilium praeditorum, dixit eis: 'Quid vultis mihi dare, et ego volo eum tradere?' ... Et pepigit Judas cum eis de Jesu tradendo pro XXX argenteis. ...

Str. 30 = cap. 53. Meditatio in primis vesperis de coena domini. ... In eadem die, in cujus vespera erat agnus immolandus, ... feria quinta ... praemisit. ... Petrum et Johannem ... in montem Sion, ubi erat coenaculum grande stratum, jubens ut pascha parent ibi. ... Dixit eis: 'Ite in civitatem!' ... Ipse dominus ... civitatem ... intravit, ... benedictioneque facta per dominum comedunt ... Et edentibus illis dixit dominus: 'Desiderio desideravi ... hoc pascha ... manducare vobiscum, antequam patiar, i. moriar.' ...

Str. 31 = cap. 54. Cum diabolus misisset in cor ... Judae, ... ut traderet eum, ...

Str. 32 = ib. venit lavare pedes discipulorum lutosos, ... ut per omnia humilitatis officium impleret. ... Et tunc Petrus ... rem sic suo judicio indecentem declinat. ... Et ideo comminatur ei dominus. ... Et ideo Petrus ... mutat concilium ... dicens: 'Domine, non tantum pedes, ...

sed et manus ... et caput!' ... Unde dixit ei: 'Qui lotus est, ... non indiget, nisi ut pedes lavet.' ...

Str. 33 = cap. 55. Cum enim haec dixisset Jesus, ... contristatus est ... et ... dixit: 'Amen, dico vobis, quod unus ex vobis XII ... tradet me.' ... Haec vox in corda ipsorum ut gladius acutus intravit. ... Quasi novo stupore percussi ... coeperunt singuli dicere unusquisque pro se: 'Numquid ego sum, domine?' ...

Str. 34 = ib. Et addit Jesus: ... 'Filius quidem hominis vadit ad passionem voluntarie, sic ut scriptum de eo. ... Vae autem homini illi, per quem filius hominis tradetur! ... Bonum erat ei, si natus ... non fuisset.' ... Innuit illi Petrus ... et innuendo dixit ei, ut ... quaereret ab domino, quis esset, de quo dixerat. ... Et cum Johannes ... hoc quaereret, dominus Jesus ... ei ... aperuit, et praeditorem suum tacite expressit, ne alii audirent ... Petro autem dominus non dixit, nec ipse Johannes. ...

Str. 35 = cap. 56. Volens ergo ... finem dare legalibus sacrificiis et novum incipere testamentum, ... suae carnis et sanguinis sacramentum in panis et vini figura substituens, ... accepit Jesus panem, ... [et] benedixit. ... Subjunxit: 'Hoc ... facite ... in passionis meae commemorationem!' ... Hoc exponit apostolus, dicens: ... 'Mortem domini annuntiabitis, donec veniat', sc. ... ad iudicium. ...

Str. 36 = cap. 57. Dominus Jesus discipulos consolando fecit eis sermonem ... dulcedinis et amoris. ... Confortat eosdem: ... 'Mandatum novum do vobis, ... ut diligatis invicem. ... Mandata mea servate!' ... Et hortatur ipsos ad patientiam, ne deficiant in tribulationibus, ... ad hoc enim dixit praedicta omnia, ut firmarentur contra tribulationes eis imminentes et adversa. ... Dixit: 'Surgite, eamus hinc!' ... et gratias egit. ...

Str. 37 = cap. 59. De primo completorio. Reassume igitur a principio passionis meditationes istas, ... conspice itaque dominum Jesum attente! ...

Str. 38 = ib. Egreditur ... et venit ... ad radicem seu pedem montis. ... Consueverat frequenter extra in oratione pernoctare. ... Cap. 56. ... Praedicit quod passuri sunt ... in nocte, quia ... dominum relinquerunt. Petrus autem ... ait: 'Etsi omnes scandalizati fuerint in te, ego nunquam,' etc. ... Respondit ei Jesus: ... 'Tuo hodie in hac nocte ... ter es me negaturus.' ...

Str. 39 = cap. 57. Et ivit cum illis ... trans torrentem Cedron ... et intravit cum ipsis in hortum. ... Cap. 59. ... Dixit eis: 'Sedete hic, ... donec vadam illuc et orem!' ... Et rediens de loco, in quo oraverat, ad tres discipulos suos, ... invenit eos dormientes. ... Et factus in agonia prolixius orabat ... Agonia ista potest dici certamen contra mortem. ... Interim sudor ferventissimus in modum sanguinis erumpens ... in terram abundanter currebat ... ex apprehensione imminentis periculi. ...

Str. 40 = ib. Et reversus denuo invenit eos dormientes, ... et oravit tertio. ... Similiter iterat visitationem discipulorum suorum. ... Et ait illis: 'Quid dormitis, ... cum sit tempus vigilandi?' ... Tunc autem evigilans discipulos dixit eis: 'Sufficit, ... venit hora, et filius hominis tradetur in manus peccatorum. ... Eamus! ... Ecce, qui me tradet, prope est.' ...

Str. 41 = ib. Judas ... dedit eis signum dicens: 'Quemcunque osculatus fuero, ipse est. ... Tenete eum et ducite caute!' ... Tunc accedens ille nequam et dominum suum subdole salutans ... osculatus est eum. ... Salutavit tamque discipulus, sed insidiator erat. ...

Str. 42 = ib. Et suscepto osculo dixit illi Jesus: 'Amice, ad quid venisti?' ... O innocens agne dei, quid tibi et lupo illi? Quae conventio Christi et Belial? ...

Str. 43 = ib. Et dixit Jesus occurrentibus: ... 'Quem quaeritis?' ... Responderunt ei: 'Jesum Nazarenum.' ... Dixit eis Jesus: ... 'Ego sum.' ...

Ceciderunt retrorsum et resupini, ... ut per hoc declararetur virtus suae divinitatis. ... Deus enim latebat in carne. ...

Str. 44 = ib. Et cum Petrus ceteris ardentior servo, ... cui nomen erat Malchus, ... auriculam dextram ob zelum amputasset, ... tunc Jesus convertit se ad turbam. ... Et ministri Judaeorum accesserunt ... impetuose et manus ... injecerunt in Jesum ... irreverenter et indebite, et tenuerunt eum ipso permittente. ...

Str. 45 = ib. Dulces illas manus suas vinculis strinxerunt, et ligaverunt eum. ... Discipuli omnes perterriti relinquentes eum fugerunt et ... dimiserunt. ...

Str. 46 = ib. Ducitur ab illis nequissimis de torrente sursum versus Hierusalem festinanter et cum impetu, manibus retro e regione dorsi ligatis, et, ut dicitur, catena collo suo imposita, exclamidatus tunica, non curiose succinctus, capite discoopertus, et curvus ex fatigatione, et vehementi acceleratione incedens. ... O quam violenter eum impellebant ... ad montis ascensum, quam fatigatus et molestiis afflictus transiit per torrentem Cedron! ...

Str. 47 = cap. 60. De matutinis. Hora matutinali excitaberis a somno tuo, plenus lacrimis et dolore confectus, ... et tunc meditaberis, ... qualiter dominus tuus sedet inter inimicos despectus et inhonoratus!

Str. 48 = cap. 59. ... Et adduxerunt eum ... ad Annam primum, ... quia domus Annae prior eis (erat) in via occurrebat ... Johannes ... introivit, ... Petrus ... stabat foris ad ostium. ... Cap. 60. ... Interrogavit dolose Jesum pontifex de discipulis suis ... et de doctrina eius ... Jesus vero ... respondit: ... 'Ego palam locutus sum ... in publico et multis audientibus, ... in ... Judaeorum locis publicis. ... Interroga eos, qui audierunt!' ...

Str. 49 = ib. Tunc unus ministrorum pontificis ... dedit Jesu alapam ... et dixit: 'Sic respondes pontifici?' ... Ipse vero ... 'Si,' inquit, 'male ... locutus sum, ... testimonium perhibe, ... si autem bene, et non habes reprehendere, quid me caedis injuste?' ...

Str. 50 = ib. Ex hoc articulo alapizationis habentur tria documenta. ... Secundum est, ut et nos discamus in injuriis et contumeliis nobis illatis patientiam habere: imitatione domini, qui in hoc specialiter exemplum magnae patientiae dignatus est nobis praebere. Et sicut Christus ... omnes illusiones et verecundias ab iniquis sibi factas patienter sustinuit, sic homo contumelias et opprobria ... sibi illata patienter ferat amore sui redemptoris! ... Et misit Jesum Annas ... ad Caipham. ...

Str. 51 = ib. Petrus autem ... negat ter dominum suum, timore perterritus. ... Et sic semel negat ante primum galli cantum, bis ante secundum ... Petrus autem ... statim exivit foras. ... Locum petit secretum, lacrimis ... flet amare. ... Principes autem sacerdotum et omne consilium, quia verum testimonium invenire non poterant, falsum quaerebant ... et non invenerunt unum, [ut] eum tamque morte dignum coram Pilato accusare possent. ...

Str. 52 = ib. Videns autem Caiphas, ... quod testimonia contra eum producta ad ejus condemnationem non sufficiebant, ... ait illi: 'Nihil respondes ad ea, quae isti adversus te testificantur?' ... Jesus autem tacebat et nihil respondit. ... Tunc ... princeps sacerdotum ... dixit ei: 'Adjuro te, ... ut dicas nobis, si tu es Christus, filius ... Dei benedicti!' ... Ad hoc autem Jesus respondit ... et dixit illi: 'Tu dixisti,' ... ne nomen Dei spernere videretur. ...

Str. 53 = ib. Et adjecit: ... 'Videbitis ... me ... in die judicii sedentem ut judicem a dextris ... Dei patris.' Tunc ... scidit vestimenta sua ... Caiphas, ... dicens exclamando: 'Blasphemavit. ... Quid vobis nunc ... videtur?' Tunc illi omnes condemnaverunt eum, et respondentes dixerunt: 'Reus est mortis ... secundum legem.' ...

Str. 54 = ib. Tunc qui circumstabant, omnes fere in simul irruebant super dominum Jesum, et illudebant ei. Alii spuebant in vultum ejus, ... tamque in hominem vilem, ... alii velabant faciem ejus.[1] ...

Str. 55 = ib. Alii colophis eum ceciderunt, id est, in collo percusserunt. Solent in collo percuti fatui. ... Alii palmas in faciem ejus dederunt et faciem ejus percusserunt. ... Et ministri alapis eum caedebant. ... Alii sanctissimam barbam ejus evellebant, alii per suos venerabiles capillos ipsum trahebant, et viliter inter pedes conculcabant.

Str. 58 = cap. 51. De prima. Hora prima corde doloroso ... meditaberis, qualiter mane, quando dies est factus, tempestive convenerunt ... ad consilium adversus Jesum, ut traderent eum morti, et fecerunt dominum ... ibi adduci. ...

Str. 59 = ib. ... Et tunc dixerunt ei: 'Si tu es Christus, ... dic nobis!' ... Et ait illis: 'Si vobis dixero, ... non credetis mihi. ... Judicii tempus erit, cum videbitis me, filium hominis, sedentem a dextris virtutis Dei.' ... Tunc dixerunt omnes: 'Tu ergo es filius Dei?' ... Qui ait: 'Vos dicitis, quia ego sum.' ...

Str. 60 = ib. Quam tamen responsionem ipsi blasphemiam reputantes dixerunt: 'Quid adhuc desideramus testimonium?' ... Et post multa, quae contra eum fecerunt, ... adduxerunt eum vinctum ... ad domum Pilati, ... ad quem pertinebat judicium in causa sanguinis, ... manibus post tergum ligatis. ...

Str. 61 = ib. Horrenda prorsus impietas, quae tantis injuriis satiari non potuit! ... Et ipsi, qui ducebant eum, non introierunt in praetorium ... Pilatus ... exivit ad eos foras ... et quaerebat. ... Videbat enim eum in signum damnationis ligatum. ... Et ideo de causa ab eis quaerebat. ...

Str. 62 = ib. Et coeperunt accusare eum false: ... 'Hunc invenimus subvertentem gentem nostram ... et prohibentem dari tributum Caesari ... et dicentem se Christum regem esse.' ... Pilatus ... dixit eis: 'Accipite eum vos, et secundum legem vestram judicate eum!' ...

Str. 63 = ib. Unde dixerunt Judaei: 'Nobis non licet interficere.' ... Tunc ... Judas, ... poenitentia ductus, ... retulit pretium, sc. XXX argenteos ... et abiens laqueo se ... suspendit. ... Et crepuit medius. ...

Str. 64. Sacerdotes ... emerunt ex eis agrum in sepulturam mortuorum, sc. peregrinorum ... in ... memoriam passionis Jesu Christi. ... Quod fecerunt non in misericordiam, sed in salvatoris infamiam, ... ut longe lateque diffamaretur emptio, ... ut esset frequens rememoratio facti in detestationem nominis Christi. ...

Str. 65 = ib. Et intrans Pilatus in praetorium ... interrogavit eum dicens: 'Tu es rex Judaeorum?' ... Et respondit Jesus: 'A temetipso hoc dicis, ... an alii tibi dixerunt de me?' ... Respondit Pilatus: 'Numquid ego Judaeus sum? ... Sed gens tua ... tradiderunt te mihi pro malefactore.' ...

Str. 66 = ib. Jesus ... respondit: ... 'Regnum ... meum non est de hoc mundo. ... Si ex hoc mundo esset regnum meum, tunc ministri regni mei terreni ... utique decertarent contra adversarios, ut non traderer Judaeis, per quod patet, quod non est mundanum regnum meum. ...

Str. 67 = ib. Pilatus ... iterum exivit ad Judaeos ... et dixit ad eos: 'Ego nullam in eo invenio causam, sc. morte dignam.' ... Judaei vero ... invanescebant vocibus dicentes: 'Commovit populum, docens per universam Judaeam, et incipiens a Galilaea usque huc.' ...

Str. 68 = ib. Cum autem Pilatus audisset, quod Jesus homo Galilaeus, ... misit eum ad Herodem, ... quia credebat, quod libenter homi-

---

[1] Vgl. auch zu Str. 55.

nem de terra sua ... liberaret, ... autem Herodes eum ... illusit, induendo veste alba, et hoc in derisionem et signum illusionis, ... remisit ad Pilatum. ...

Str. 69 = cap. 62. De tertia. Hora tertia cogitabis maestus et tristis, qualiter reducto domino ad Pilatum

Str. 70 = ib. illi canes laetantes de foedere Herodis et Pilati cum audacia magna persequuntur accusationes suas, quamvis neque Pilatus neque Herodes ... inveniret in eo causam mortis.[1] ...

Str. 71 = ib. Per diem autem festum Paschae consueverat praeses unum vinctum dimittere populo. ... Pilatus ergo ... proposuit eis sub distinctione optionem, dicens quod ... liberaret eis Barrabam vel Jesum, ... quaerens, si vellent dimitti regem Judaeorum. Ipsi vero, ... ne Christus liberaretur, perelegerunt et petierunt Barrabam ... dimitti, Christum vero ... tolli de medio. ...

Str. 72 = ib. Pilatus autem ... iterum locutus est ad illos quaerens, ... quid mali fecisset, et asserens, quod nullam causam mortis in eo inveniret. Sed ... tantomagis iterum ... clamabant, ... postulantes, ut crucifigeret eum ... Pilatus itaque ... dixit illis: 'Corripiam ergo eum', sc. flagellando. ... Ad satisfaciendum eis fecit Christum flagellari, ... ut videntes eum sic punitum, ... crudelitas eorum satiaretur ac mitigaretur. ... Isti autem odio movebantur, ... et ideo flagellatio ejus non sufficiebat, nisi viderent et ejus interitum. ...

Str. 73 = ib. Dominus ... spoliatur per milites ... et vestibus ... exuitur, et coram omnibus denudatur. ... Deinde dominus ad columnam dirissime ligatus ... flagellatur. ... Quod autem et quantae plagae ... sibi infligebantur, pro certo sciri non potest, nisi per revelationem. ... Caro illa ... tenerrima ... vulneratur. ...

Str. 74 = ib. Per totum corpus illud, ... a planta pedis usque ad verticem ejus, non remanet sanae partis vestigium. ...

Str. 75 = ib. Amantissimus iuvenis elegans, ... speciosus forma prae filiis hominum, suscipit dura, aspera ... flagella, ... flos omnis carnis et totius humanae naturae. ... Electe puer domini dei mei! ...

Str. 76 = ib. Cum igitur post flagellationem Jesus revestire se vellet, ... eum vix revestitum exuentes vestimentis suis, induerunt eum veste ... purpurea ... in opprobrium regii nominis ... et ad deridendum eum sicut regem falsum. ...

St. 77 = ib. Coronam ... de spinis ... imposuerunt capiti eius ... aculeis ad caput versis. ... Et tunc sanguis per aculeos coronae de capite extractus ... tinxit caput et genas ejus. ... Perforabant namque caput ... illae spinae. ... Pro sceptro quoque regali dederunt arundinem in dextera eius. ... Haec sunt tria regalia insignia contumeliose et in derisionem sibi impensa. ...

Str. 78 = ib. Et ... dabant ei alapas ... et exspuebant in faciem ejus. ... Et accipiebant arundinem ... et percutiebant sacrum caput ipsius et ratione doloris infligendi. ... Sed nec illis sufficiebat. ... Exivit ergo iterum Pilatus ... foras ad Judaeos, et dixit eis: 'Ecce, adduco vobis eum foras, ... ut cognoscatis, quia nullam in eo causam sc. mortis invenio,' ... et hoc ... innocenti fecisse sufficiat. ...

Str. 79 = ib. Exivit ergo Jesus ... portans spineam coronam et purpuream tunicam ... ac sceptrum arundineum. ... Ecce, quomodo rex ... tuus confusione repletur! ... Corona cruciatus est illi ... Cum vidissent eum, ... clamabant tumultuose: ... 'Crucifige! crucifige eum!' ... Sed Pilatus ... dixit: ... 'Ego ... non invenio in eo causam.' ...

Str. 80 = ib. Judaei ... accusabant eum, quia ... Dei filium se

---

[1] Vgl. auch zu Str. 72.

fecit et ideo ... secundum legem, quam habebant, mori deberet. ... Tunc ergo Pilatus magis timuit. ... Et ideo volens de hoc secretius inquirere, ... ingressus est iterum ... cum Jesu, ... et dixit ad eum: 'Unde es tu?' ... Per hoc quaerebat, utrum esset Deus. ... Jesus autem non dedit ei responsum. ...

Str. 81 = ib. Dixit ergo ei Pilatus: ... 'Mihi non loqueris? ... Nescis, quod potestatem habeo crucifigere te et ... dimittere te?' ... Respondit Jesus: ... 'Non haberes potestatem adversum me, ... nisi hoc ipsum, quicquid est, tibi esset datum et concessum desuper ... a deo.' ... Majus ergo erat peccatum Judae. ...

Str. 82 = ib. Et exinde idem ex hac causa, ... ne peccaret ... occidendo innocentem, ... quaerebat Pilatus dimittere eum absolutum. ... Judaei autem ... clamabant dicentes: 'Si hunc dimittis, qui se regem facit, non es amicus ... Caesaris. ... Omnis enim, qui se regem facit usurpando potestatem sibi, contradicit Caesari.' ... Cum autem Pilatus audisset minas, ... adhuc plus timuit. ...

Str. 83 = cap. 63. De sexta. Hora sexta cogitabis dolens et tristis, quomodo Dominus ... ductus extra portam Hierusalem pervenit ad locum Calvariae. ...

Str. 84 = cap. 62. Tunc misit ad Pilatum pro tribunali sedentem uxor sua ... dicens: 'Nihil tibi et justo illi sit causae, ... quod justus est! Multa enim passa sum hodie per visum et in somniis propter eum.' ...

Str. 85 = ib. Adduxit Jesum foras extra praetorium, et sedit pro tribunali, ... in loco sedis judicare. ... Tunc Pilatus jussit Jesum sisti judicio. ... Unde Judaei sicut furibundi clamabant: ... 'Tolle, tolle! sc. ad mortem, ... et crucifige eum!' ...

Str. 86 = ib. Sed Pilatus timore mox vincitur, ... motus timore imperatoris et favore judaici populi. ... Itaque Pilatus ambitiosus, nolens amittere principatum, ... tradidit eum voluntati ipsorum, ... dimisit illis Barrabam, ... lavit manus suas ... dicens: 'Innocens ego sum', ... fecit Jesum flagellare. ...

Str. 88 = ib. Reducitur dominus intus et spoliatur chlamide et purpura. ... Tandem vestimentis suis ... reinduerunt eum, ... ducunt eum foras, ... judicium suae mortis ei imponunt. ...

Str. 89 = ib. Lignum crucis ... multum grave ponunt super humeros suos delicatissimos. ... Tunc eum ducendo et accelerando et opprobriis saturando factus est concursus populorum. ...

Str. 90 = ib. Cum ergo dominus ulterius processisset, et ita fatigatus ... et ... debilitatus esset, quod ... amplius crucem portare non posset, deposuit eam, ut aliquantulum pausaret et respiraret. Illi autem ... nolentes differre mortem ejus ... coegerunt Symonem, ... ut portaret crucem post Jesum usque ad crucifixionis locum, ... ut citius duceretur ad crucifigendum ... in Golgatha, quod interpretatur Calvariae locus. ...

Str. 91 = ib. Tunc ... factus est concursus populorum post ipsum euntium; alii super Jesum plangebant, alii illudentes irridebant, alii lutum et immunditias in caput et in faciem ejus projiciebant. ...

Str. 92 = ib. Vertit se ad ipsas mulieres sequentes et flentes ... et dixit eis: 'Filiae Hierusalem, nolite flere super me, nec lamentamini! ... Sed super vos ipsas et super filios vestros flete et ... supereminenti excidio urbis et gentis vestrae vosque ipsas et vestram progeniem dignis lacrimarum fletibus abluite, ne in ultionem meae mortis damnemini!' ... Fuit propter miseriam per Romanos super Judaeos venturam. ...

Str. 93 = ib. Quoniam ecce venient dies, ... in quibus steriles, quae non genuerunt et lactaverunt, dicentur beatae. ... Tunc incipient dicere montibus: 'Cadite super nos!' ... Certe, domine Jesu, ... si tu ... tanta pateris, ... quid erit de nobis miseris? ...

Str. 94 = ib. Quadragesimo anno post passionem Christi ... [*De*

s. Jacobo apostolo in *Leg. aurea* cap. 67 (Grässe p. 298): Sed quoniam non vult dominus mortem peccatoris ... per XL annos eorum poenitentiam expectavit ... (p. 301): Biennio igitur a Tito Jerusalem obsessa ... (p. 302): Matrona quaedam ... filium ... coxit et dimidium comedens partem alteram occultavit. ... Tandem secundo anno ... Titus Jerusalem cepit et captam subvertit ... Nonaginta septem millia Judaeorum vendita sunt et undecies centena millia fame et gladio perierunt.

Str. 95 = ib. Et sicut Judaei Christum XXX denariis emerant, sic et ipse uno denario XXX Judaeos vendidit.]

Str. 96 = ib. Ductus est autem cum sociis duobus utique latronibus ... Jesum autem ... ut latronem ligatum duxerunt in Golgatha, quod interpretatur Calvariae locus, ad crucifigendum. ... Cap. 63. Hora sexta ... pervenit ad locum Calvariae. ... Videas, ... cum vidissent eum fatigatum, sibi dari vinum myrrhatum sive cum felle mixtum. ... Quod ... cum gustasset, noluit bibere. ... Spoliatur igitur suis vestibus ... cum maximo dolore,

Str. 97 = ib. et renovantur in eo fracturae, quia vestis interior propter sanguinem flagellationis fortiter corpori adhaerebat. Et tunc corpus ejus tam eleganter formatum apparuit totum cruentatum et livoribus repletum. ...

Str. 99 = ib. Et nudus super lignum crucis ... dire projectus et crudeliter expansus et tractus ... affixus est cruci in manibus et pedibus ... cum clavis grossis. ... Oravit dicens: 'Pater, ignosce illis, quia nesciunt, quid faciunt.' ...

Str. 100 = ib. Crudeliter expansus et tractus strictissime ... hinc inde est extensus. ... Ligatis funibus in brachiis et pedibus tantum traxerunt, ac dulces manus et pedes ita atrociter extenderunt, quod omnes juncturae ossium dinumerare potuerunt. ...

Str. 101 = ib. Haec autem extensio multum pœnosa fuit et maximum poenam Christo intulit. ...

Str. 103 = ib. Dicitur enim, quod foramina fecerunt prius in cruce, et quia brachia et pedes Christi non poterant foramina attingere, ideo ligatis.[1] ... Postea Christum affixum levaverunt cum cruce, ... perfluxeruntque copiosi rivi sanguinis undique ex illis magnis scissuris. ...

Str. 104 = ib. Cordis oculis aspiciamus salvatorem nostrum in cruce expansis manibus extensum, ... ut vel sic a terra sursum trahamur ad Christum in cruce pendentem! ...

Str. 106 = ib. Crucifixi autem sunt cum Jesu duo latrones, ... unus a dexteris, ... et alius a sinistris, ... ut ... particeps in malefactis eorum videretur, ... ut impleretur scriptura Ysaiae, quam diu ante dixerat: 'Et cum sceleratis reputatus est.' ... Quidam ... acceperunt vestimenta ejus ... et ... diviserunt sibi ea in quatuor partes. ... Et tunicam ... ad unum eam integram pervenire sortione maluerunt, ... quod dictum est per prophetam: ... 'Diviserunt sibi vestimenta mea, ... et super vestem meam ... miserunt sortem.'

Str. 107 = ib. Scripsit autem Pilatus in quadam charta tabulae affixa titulum, et posuit tabulam ... super crucem, ... et in titulo ...: 'Jesus ... Nazarenus, ... Rex Judaeorum.' ... Scripsit ... hebraice, graece, et latine, ut ... homines, qui ad diem festum convenerant, legere et intelligere possent ...

Str. 108 = ib. Judaei ... videbant, quod in verecundiam eorum redundabat ... Unde ... dicebant Pilato: Noli scribere Rex Judaeorum, sed quia ipse dixit: 'Rex sum Judaeorum.' ... Pilatus vero magis confirmavit, dicens: 'Quod scripsi, scripsi,' ... quasi diceret: 'Hoc est verum,

---

[1] Vgl. das Weitere oben unter Str. 100.

quod scripsi, ideo non mutabo.' ... Quia Veritas dixit: 'Rex,' inquit, 'sum Judaeorum.' ...

Str. 109 = ib. Commendavit autem eum Pilatus, licet nesciens, in hoc titulo. ... Rex Judaeorum pertinet ad patientis potestatem et dominium, quod ex passione promeruit ... Christus est rex regum, ... in quo omnes erimus reges ...

Str. 110 = ib. Jesus, quod interpretatur Salvator ...

Str. 111 = ib. Nazarenus, quod interpretatur floridus, pertinet ad patientis innocentiam, qui est flos, qui de radice Jesse ascendit. ...

Str. 112 = ib. Illudebatur quippe et deridebatur in cruce a pluribus, et diversis vicibus. Unde nota ... quatuor differentias illudentium Christo in cruce. Prima est sedentium, qui eum observabant, secunda praetereuntium, qui eum blasphemabant, tertia stantium sacerdotum et seniorum, quarta pendentium latronum. Per hos significantur quatuor genera hominum virtutem ejus abnegantium. ...

Str. 113 = ib. Alii ... homines circa locum crucis transeuntes ... blasphemabant eum, moventes capita sua in signum irrisionis et dicentes improperando: 'Vach, ... qui destruis templum dei, sicut dixisti, et in triduo illud reaedificas! ... Salvum fac teipsum, ... si filius dei es! ... Si hic est Christus, ... si rex Israel est.' ...

Str. 114 = ib. In praetereuntibus cupidi et avari, qui praetereuntia sequuntur et viam justitiae praetergrediuntur ...

Str. 115 = ib. Similiter et principes sacerdotum illudentes cum scribis, id est legis peritis, et senioribus, id est judicibus ordinariis, dicebant ad alterutrum irridendo: ... 'Confidit in Deo; liberet eum nunc, si vult!'

Str. 116 = ib. In stantibus superbi et elati, qui stant per appetitum excellentiae ... Considera modo, quid in aliorum exitu daemon facit! ...

Str. 117 = ib. Iterum illudebant ei et milites ... dicentes: 'Si tu es rex Judaeorum ..., salvum te fac! ... Se salvum facerct ..., si vellet.' ... Crucifixum eum diversimode deriserunt. ...

Str. 118 = ib. In sedentibus deliciosi et accidiosi, qui deliciis carnis intendunt. ...

Str. 120 = ib. Item latrones cum Christo crucifixi illudendo ei et convitiabantur blasphemantes. ... Unde cum unus blasphemando diceret: 'Si tu es Christus, id est rex ..., salvum fac temetipsum et nos!', ... alter ... increpabat eum dicens: ... 'Et nos quidem ... digna factis supplicia ... recipimus; ... hic vero nihil male gessit, quia peccatum non fecit.' ...

Str. 121 = ib. Quod etiam alter latronum murmurabat, alter non, significat, quod tribulationem alii patienter sustinent et coronam merentur, alii non sustinent patienter et damnationem consequuntur. ... Dicunt homines, quando poenam suam sustinent: 'Si meruissemus, non erubesceremus, nunc autem injuste pati et sine culpa nobis ignominiosum est.' ...

Str. 122 = ib. Secundum verbum fuit ad latronem poenitentem, ... cum dixit: 'Hodie mecum eris in paradiso.' ... Tertium verbum fuit, cum ... commendavit matrem ... discipulo, et discipulum matri, dicens matri: 'Mulier, ecce filius tuus, ... et erit loco meo.' ... Et ex illa hora, quam diu vixit Maria, accepit eam Johannes in ... suam curam ... Tradit Dominus matri Johannem pro Jesu, servum pro domino. ...

Str. 124 = ib. A sexta autem hora factae sunt tenebrae visibiles usque ad horam nonam super universam terram. Quia enim ... verus sol justitiae eclipsim patiebatur, sol iste visibilis, clarissimum mundi lumen, factori suo compatiens, lucis suae radios retraxit et occultavit, non valens intueri pendentem dominum. ...

Str. 125 = ib. Circa horam nonam ... clamans voce magna dixit: 'Hely, Hely, ... Deus meus, cujus sum filius, ... ut quid dereliquisti me, i. poenis et morti exposuisti?' ...

Str. 127 = ib. Quintum verbum fuit, cum Jesus sciens omnia consummata, quae ... prophetae praedixerant, ... dixit: 'Sitio,' ... sc. hominum salutem, quia hanc desiderio cordiali sitivit; ... 'sitio', sc. salutem humanam ferventissimo desiderio. ...

Str. 128 = ib. Et dederunt ei in spongia, quae ... de aceto multum imbiberet, arundini imposita, ut sursum ad os pertingeret. ... 'Salvum fac te ipsum ... descendens de cruce!' ...

Str. 129 = ib. At ipse acetum quidem accepit, non ut biberet, sed solum gustavit. ... Sextum verbum fuit, cum dixit: 'Consummatum est ... et opus redemptionis humanae, et omne opus meum, quod in mundo facere debui, ... ac etiam omnis poena et omnis pugna consummata est et completa, omnisque labor et dolor, quem suscipere veneram, est finitus.'...

Str. 130 = cap. 64. De nona. Hora nona cogitabis mente lugubri et devota, ... qualiter siccatur ipse fons vitae. ... Venis jam ex sanguinis effusione exhaustis et viribus deficientibus, appropinquans morti incipit oculos languescentes deprimere. ...

Str. 133 = ib. Quo facto conclusit ultimum verbum. ... cum clamore valido ... dicens: 'Pater, in manus tuas ... commendo spiritum meum.' ... Hoc autem verbo ... dicto inclinato capite tradidit ... spiritum. ...

Str. 143 = ib. Et tunc hac voce velum templi ... scissum est in duo. ...

Str. 144 = ib. Hac quoque voce terra mota est, ... non potens sustinere Christi mortem, ... et petrae scissae sunt. ... Et monumenta aperta sunt. ... Petrae scinduntur in contritione et per dolorem contritionis. ... Visis autem his, quae fiebant, ... inter quae etiam fuit, quod voce magna clamans sic cito ... exspiravit, centurio ... et milites, qui cum ipso constituti erant, ... timuerunt valde; ... glorificaverunt deum fidei confessione. ... dicentes: 'Vere ... filius Dei erat iste'. ...

Str. 145 = ib. Erant autem ibi ad associandum ... cum matre Domini Johannes et Magdalena et duae sorores dominae, sc. Maria Cleophae[1] et Maria Salome, et praeter istas ... etiam plures aliae mulieres, ... quae secutae eum ... fuerant ...

Str. 146 = ib. O, qualiter tunc anima matris ... doloris gladio penetrata erat, cum sic ... filium ... mori et se in mundo derelinqui in tanto dolore ... videbat ... et quod se sustinere non valens corruit in faciem suam super terram. ...

[Str. 147 = *Dial.*[2] Str. I, V. 1—3: 'Crux, de te volo conqueri: Quid est, quod in te reperi Fructum non tibi debitum?

Str. 148 = ib. 4—9: Fructus, quem virgo peperi, Nil debet Adae veteri Fructum gustanti vetitum; Intacti fructus uteri Tuus non debet fieri, Culpae non habens meritum.

Str. 149 = ib. II, 9—18: Cur pendet, qui non meruit? Quid, quod te non abhorruit, Cum sis reis patibulum? Cur solvit, quae non rapuit? Cur ei, qui non nocuit, Es poenale piaculum? Ei, qui vitam tribuit, Mortique nihil debuit, Mortis propinas poculum?

Str. 150 = ib. III, 19—27: Te rerum flagitiis, Te culparum suppliciis Ordinavit justitia: Cur ergo justum impiis, Cur virtutem cum vitiis Sociavit nequitia? Redditur poena praemiis, Offensa beneficiis, Honori contumelia.'

Str. 151 = ib. V, 37—42:[3] Responsio crucis: 'Virgo, tibi respondeo, Tibi, cui totum debeo Meorum decus palmitum: De tuo flore fulgeo, De tuo fructu gaudeo, Reddituraa depositum.

---

[1] Nach Matth. XXVII, 56 und Marc. XV, 40: *Jacobi*. [2] Vgl. oben S. 298.

[3] Also sind Str. IV und der gröfsere Teil von Str. VIII (V. 65—72) nicht von W. Kennedy berücksichtigt worden.

Str. 152 = ib. 42—45: Dulce pondus sustineo, Dulcem fructum possideo, Mundo, non tibi, genitum. Str. VI, 46—48: Christus mortem non meruit; Quid, si mori disposuit, Ut morte mortem tolleret?

Str. 153 = ib. 49—51: Ligno lignum opposuit, Et solvit quod non rapuit, Ut debitores liberet.

Str. 154 = ib. 52—54: In Adam vita corruit, Quam secundus restituit, Ut vita mortem superet.

Str. 155 = ib. VII, 55—60: Ulmus uvam non peperit: Quid tamen viti deperit, Quod ulmus uvam sustinet? Fructum tuum non genui, Sed oblatum non respui, Ut culpa poenam terminet.

Str. 156 = ib. Str. VIII, 64;[1] VII, 61—63: Tu vitis, uva filius. ... A te mortalem habui, Immortalem restitui, Ut mors in vitam germinet.']

Str. 157 = ib. Ecce armati multi veniebant a civitate versus eos, qui licentia Pilati habita mittebantur a Judaeis, ut ipsis crucifixis crura frangerent, ... et taliter mortui tollerentur de patibulis ..., ne in magno die sabbati ... corpora eorum in cruce pendentia remanerent. ...

Str. 158 = ib. Appropinquabant ergo ipsi armati cum furore et strepitu magno; et videntes latrones adhuc vivere, frangunt eis crura ... ac deponunt et in aliquam foveam projiciendo ... sepeliunt, ... et ... venerunt ad Jesum. ...

Str. 159 = ib. Redeuntibus autem illis versus Dominum, ut viderunt eum jam mortuum, ... non fregerunt ejus crura. ... Unus militum, Longinus nomine, ... porrigens lanceam delonge sacrum latus domini Jesu dexterae vulnere grandi aperuit. ... De corpore extincto sanguis verus et aqua pura miraculose manavit ...

Str. 160 = ib. Qui autem eum lanceavit, cum fere caligassent oculi ejus, et casu ... sanguine Christi per lanceam defluente oculos tangeret, continuo clare vidit, et protinus illuminatus in Christum credidit. Unde et militiae cedens ... XXXVIII annis monachicam vitam duxit ... et martyr factus ...

Str. 161 = cap. 65. De secundis vesperis. Hora vespertina meditaberis mente lugubri et lacrimabili. ...

Str. 162 = ib. Interim autem Joseph, ... vir bonus ... ac discipulus Jesu, ... qui non consenserat ... actibus et consiliis aliorum, ... venit ad sepeliendum Christum ...

Str. 164 = ib. Audacter, omni timore deposito et confidenter, introivit ad Pilatum ... et petiit ..., ut de ejus licentia tolleret corpus Jesu de cruce et sepeliret illud honorifice. ... Et permisit Pilatus. ... Concesso autem sibi corpore. ...

Str. 165 = ib. Joseph igitur mercatus syndonem, i. pannum lineum candentem, ... venit ... portans secum instrumenta, quibus clavis evulsis corpus de cruce deponat et ipsam syndonem, qua involvat. ...

Str. 166 = ib. Venit et cum eo Nicodemus, ... qui prius timidus nocte ad Jesum venerat, ... ferens secum mixturam myrrhae [et] aloes ... ad ipsum condiendum, quia haec sua amaritudine arcent vermes a corporibus mortuorum, ... nec cito corruptioni subjici permittunt. ... Cum autem Joseph et Nicodemus fuerunt prope crucifixionis locum. ...

Str. 167 = ib. et paraverunt se ad deponendum eum, ... unus clavos de manibus trahebat, alius, ne corpus caderet, exanime sustinebat.

Str. 168 = ib. Stabat Maria levans brachia ..., et dum tangere eum valuit, caput et manus ejus dependentia trahebat super triste pectus suum, et ruens in amplexus et oscula, de dilecto suo satiari non poterat. ... Corpore igitur domini in terram deposito, domina suscepit caput cum scapulis suis in gremio, ... et omnes planctum magnum super eum faciunt. ...

[1] S. Anm. 3 auf voriger Seite.

Str. 175 = cap. 66. De secundo completorio. Hora completorii cogitabis. ...

Str. 176 = ib. Tunc unxerunt corpus et involverunt in sindone, ... et ligaverunt ... etiam cum aromatibus, sicut mos Judaeis est sepelire sc. personas venerabiles.

Str. 177 = ib. Erat autem prope locum crucifixionis hortus, et in horto monumentum novum ... in petra excisum, i. in uno lapide ... excavatum, in quo nondum quisquam positus fuerat. In quo ... sepelierunt eum, ... quia non poterant longe portare propter solemnitatem sabbati imminentem. ... Brevitate temporis urgebantur. ...

Str. 179 = ib. Sepelierunt eum ... magnis singultibus. ... Sed Maria dabat gemitus et suspiria cordis ...

Str. 180 = ib. Et ... posuerunt lapidem quasi pro clausura ad ostium monumenti, ne ipse locus bestiis esset pervius, sc. magnum, qui non posset de facili ... amoveri, ne aliquis veniens posset rapere Christi corpus. ... Appropinquante autem nocte

Str. 181 = ib. dicit Johannes dominae, quod eis expedit recedere, quia non est conveniens ibi morari, vel de nocte ad civitatem redire.

Str. 182 = ib. Tunc domina, pro ut potest, surgit, et ad monumentum genuflectit, et ipsum amplectitur ac benedicit. ... Tamen sicut poterat, ... coepit redire. ... Deinde recedunt versus civitatem ...

Str. 183 = ib. Intravit ergo domina domum: ibi resedit, ibi permansit. ... Flebat et plangebat valde; solvebat dolori amaras lacrimas, filii sui mortem nimis amarum in corde suo recolens ... et cuncta, quae passus fuerat, in animo volvens ...

Str. 184 = ib. ... Mulieres autem, quae erant Christo devotae, ... Maria vero et alii, ... remanserunt, sedentes contra sepulcrum et lamentantes dominum et expectantes ejus promissum. ... Cap. 68 ... Maria Magdalena et Maria ... vadunt emere aromata pro faciendis unguentis ... ut venientes mane ... ungerent corpus Jesu. ...

Str. 185 = cap. 67. Cum ... sabbatum iam intrasset, conveniunt iterum sacerdotes ... ad Pilatum dicentes: ... 'Recordati sumus, quia ... ille dixit: ... 'Post tres dies resurgam.' ... Jube ergo custodiri sepulcrum,

Str. 186 = ib. ne discipuli furentur eum, et dicant aliis, quod surrexit a mortuis. ... [Matth. XXVII, 64: '... et erit novissimus error pejor priore!']

Str. 187 = ib. Pilatus ... dixit eis: ... 'Do vobis licentiam ponendi custodes, et concedo quod accipiatis milites ad custodiendum eum. ...' Vadunt illi, et venientes illuc primo corpus eius inspiciunt, et ... sepulcrum muniunt; milites armatos custodes ponunt. ...

Str. 188 = ib. Deus includi non potest, deus in sepulcro teneri non potest, qui fecit coelum et terram. ... Cap. 68. ... Corpus quidem ejus fuit in sepulchro, anima vero cum sanctis patribus in lymbo. ... — Ibidem fuit et latro, cui dominus dixerat: 'Hodie mecum eris in paradiso' ... —

Str. 189 = ib. et deitas utrique conjuncta. ... In morte Christi facta est sic divisio animae a carne, ut tamen salva esset unio tam carnis quam animae cum divinitate. ... Forma servi et forma dei, qui in unitatem convenerunt, nec separationem possunt habere, nec finem, dum ita sibimet inhaeserunt, ut ... nec divina in Christo careant humanis, nec humana divinis. ...

Str. 190 = ib. Illa ergo hora, qua salvator ... spiritum emisit, corpore in cruce derelicto anima simul cum divinitate ad inferna spolianda descendit. ...

Str. 192 = ib. ... Ad hunc locum Christus descendit et suos, qui ... propter reatum naturae detinebantur, inde liberavit ... et ibidem usque ad diem dominicam prope auroram cum eis stetit. ... Tunc ... eos ...

ab inferis educens et ante eos cum gloria et triumpho lætus procedens ad superos rediens posuit eos in paradiso. ...

Str. 193 = cap. 69. ... Veniens itaque dominus Jesus ... cum honorabili multitudine angelorum ad monumentum et reaccipiens illud corpus propria virtute resurrexit,

Str. 194 = ib. et ex ipso monumento clauso processit. ...

Str. 195 = cap. 70. ... Domina autem remansit domi vacans interim lacrimis et orationi. ... Ecce subito venit dominus Jesus ... ac matri desolatae et maerenti totus festivus apparens. ...

Str. 196 = ib. Ac illa adorans et surgens cum lacrimis prae gaudio eum amplexatur, et tota acerbitas maeroris in laetitiam vertitur. ... Oblita fuit omnis doloris, quem habuerat de sua passione. ...

Str. 197 = ib. Postea consedentibus eis pariter curiose intuebatur eundem in vultu et cicatricibus, per totum diligenter quaerens, si omnis poena transisset, et omnis dolor ab eo discessisset. ... Stant igitur et colloquuntur ad invicem gaudentes. ...

Str. 198 = cap. 72. Quomodo dominus apparuit Mariae Magdalenae. Magdalena vero, amaritudine plena, ... nesciens quid aliud deberet facere, quia sine magistro non poterat vivere, nec ibi eum inveniebat, et ubi eum quaereret, interrogabat, stabat ... ad monumentum foris ... et ante domunculam, in qua erat sepulcrum, plorans et lamentans dominum suum, ... tota lacrimabilis et miserabilis. ... Et vidit ... ipsos duos angelos. ... Dominus igitur Jesus refert hoc matri suae et dicit, quod vult ire ad consolandum eam. ...

Str. 199 = ib. Venit ... in hortum, ubi erat Magdalena. Stat mulier et plorat, adest Jesus ..., eique ... apparere dignatur. ... Et dixit illi Jesus: 'Mulier, quid ploras?' ... At illa putavit eum esse hortulanum. ... Illa vero ... respondit: ... 'Si sustulisti eum, dicito mihi, ubi posuisti eum, ... et ego eum tollam. ...'

Str. 200 = ib. Vocat ex nomine proprio ... dicens: 'Maria!', desiderium ejus ulterius affligi non sinens. ... Illa vero ... dixit: ... 'Rabboni,' i. e. magister, ... arbitrans ... Judaeos eum esse furatos. ... Et haec angustiae causa erat. ... Haec erat ei major causa doloris, ... quia nesciebat, quo iret ... et ubi eum inveniret. ...

Str. 201 = ib. ... O vox delectabilis! ... Et currens ac procidens Maria ad pedes Jesu ..., statim voluit ex devotione amplecti vestigia eius ..., ac pedes tangere et osculari, ut consueverat. ... Ipse vero ... dixit: 'Noli me tangere, ... nondum enim ascendi ... ad patrem meum.' ...

Str. 202 = cap. 73. Quomodo dominus apparuit tribus Mariis. Cum ergo istae tres Mariae ... pergerent, ... antequam pervenirent ad civitatem, ... occurrit et apparuit eis dominus ... Ait: 'Avete!' ... et subjungit: 'Ite, nuntiate fratribus meis, ut eant in Galilaeam; ibi me videbunt.' ... Et tenuerunt ac deosculatae sunt pedes ejus ex devotione. ... Venit ergo Maria Magdalena cum aliis duabus ad denuntiandum ... discipulis. ...

Str. 203 = cap. 75. Cum ergo Magdalena et sociae ejus redeuntes domum narrassent discipulis resurrexisse dominum, Petrus ... discessit subito ab aliis ad quaerendum dominum, et solus ibat versus sepulcrum. ...

Str. 204 = ib. Dum ergo pergeret, dominus in via ei apparuit, licet evangelista, ubi vel qua hora factum sit, non designaverit. ... Dominus autem ... eum consolando confortans dicit ei, ut confirmet etiam fratres suos. ...

Str. 205 = ib. Apparuit etiam dominus ... Jacobo, ... qui in coena devoverat ... se non comesturum panem ab illa hora, qua calicem domini biberat, donec eum a mortuis surrexisse videret. Cum ergo ... Jacobus cibum non gustasset, apparens dominus dixit ei et his, qui cum eodem

erant: 'Ponite mensam et panem!' Deinde panem ... dedit Jacobo, dicens ei: 'Frater mi, comede!' ...

Str. 206 = cap. 76. Quomodo dominus apparuit duobus discipulis in via. Ipsa autem die resurrectionis duo ex LXXII discipulis ejus ... ibant versus castellum Emaus, quod distabat ab Hierusalem ... septem miliaria et dimidium. ... Et cum ipsi ... ad invicem ... de ejus ... morte tristes conferrent, ... venit dominus Jesus et junxit se illis, ... et ibat cum eis tamquam socius itineris. ... Et ait ad illos: 'Qui sunt hi sermones, quos confertis ad invicem ambulantes, et estis tristes?' ...

Str. 207 = ib. Unius istorum duorum nomen exprimit Lucas. ... Et respondens Cleophas dixit ei: 'Tu solus peregrinus es in Hierusalem, et non cognovisti, quae facta sunt in illa his diebus?' ... Dixerunt de Jesu, ... quomodo esset traditus in mortem et crucifixus. ... Et subjungunt, quod sperabant ipsum redempturum Israel. ...

Str. 208 = ib. Et ipse dixit ad eos: ... 'O stulti ... et tardi corde ... ad credendum in his, quae locuti sunt prophetae de Christi morte et resurrectione! Nonne haec oportuit pati Christum, ... per passionem et mortem intrare in gloriam suam?' ... Et exponebat illis in omnibus scripturis, quae de ipso erant, ... ostendens eis omnia circum ipsum facta ante fuisse praedicta. ...

Str. 209 = ib. Et cum appropinquaret castello quo ibant, tunc ipse dominus finxit se longius ire. ... Simulabat se longius ire. ... Ipsi autem dicentes: 'Mane nobiscum, quoniam advesperascit, et inclinata est dies!' ... Non potuit eius fervens amor sustinere suos sic tristari et errare. ... Dominus fidei istorum subvenit. ... Tandem intravit cum illis. ...

Str. 210 = ib. Accepit panem et benedixit ac fregit et porrigebat illis, ... faciens in hoc sicut ante passionem, quando adhuc inter eos conversabatur seu morabatur, facere consueverat. Unde per hoc seipsum eis revelat, ... et cognoverunt eum in modo fractionis panis. ... Sic enim frangebat panem sola manu, ac si scinderet cum cultello. ... Sed statim prorecto pane evanuit ab oculis eorum. ...

Str. 211 = cap. 77. ... Praedicti duo discipuli ... in Hierusalem ad alios discipulos ... mox reversi sunt ... ad annuntiandum apostolis resurrectionem dominicam, et quod de ea in via compererant. ... Narrabant illis quae gesta erant in via, ... et quomodo cognoverunt eum in fractione panis. ... Et dum haec loquerentur ad invicem, exivit Thomas inde. ...

Str. 212 = ib. Dum ... et fores ... essent clausae propter metum Judaeorum, ... Jesus intrans ad eos ... stetit in medio eorum. ... Et dixit eis: 'Pax vobis!' ... Quidam vero ex ipsis ... existimabant se spiritum ... videre. ... Ut veritatem carnis probaret, exhibuit eis manus et pedes. ...

Str. 213 = ib. Rediit Thomas, ... dixeruntque: ... 'Vidimus dominum'. ... Qui dixit se non crediturum, nisi videret et etiam tangeret cicatrices vulnerum ... (Cap. 78: ... 'Nisi videro in manibus eius fixuram clavorum, et mittam ... digitum meum in loco clavorum et manum meam in latus ejus, non credam.')

Str. 214 = cap. 78. Quomodo dominus apparuit discipulis inclusis Thoma praesenti. ... Quia non malitia, sed ignorantia Thomas dubitavit, noluit pius magister ... discipulum in infidelitate relinquere. ... Igitur, cum in praedicto monte Syon iterum essent discipuli intus, et Thomas cum eis, pastor bonus ... venit januis clausis et stetit in medio eorum. ...

Str. 215 = ib. Deinde dicit Thomae: ... 'Infer digitum tuum huc, ... et affer manum tuam, et mitte in latus meum! ... Et noli esse incredulus, ... sed fidelis!' ...

Str. 216 = ib. 'Infer digitum tuum huc, sc. in locum clavorum!' ... Tunc Thomas cicatrices domini tetigit et ... dixit: 'Dominus meus et deus meus!' ... Dicit ei Jesus: ... 'Thomas ..., beati qui non viderunt, et crediderunt!' ...

Str. 217 = cap. 79. ... Piscabantur autem licite, quia ... non fuerunt prohibiti ex arte sua ... victum necessarium quaerere, servata sui apostolatus integritate, si quando, unde viverent, aliud non haberent. ...

Str. 218 ib. Piscabantur simul VII discipuli nocte quadam, ... Petrus etc. ... Et per totam noctem illam ... laboraverunt et nihil de piscibus ceperunt. ... Dominus Jesus apparuit eis, stans in littore maris, ... in terra solida. ... Non tamen cognoverunt discipuli, quod Jesus esset. ...

Str. 219 = ib. Quaerebat ab eis, quasi pisces emere volens, si pulmentarium haberent, i. aliquid, quod decoqui et comedi posset. ... Et responderunt ei: 'Non'. ... Cum autem ad mandatum ejus misissent ... rete, impleverunt illud, et non valebant trahere prae piscium multitudine. ... Johannes ... recognoscit eum et dixit Petro ...: 'Dominus est, cui scilicet et pisces obediunt.' ...

Str. 220 ib. Tunc Petrus, audito quia dominus est, ... ex ... fervore ... misit se in mare, ut citius ad eum veniret. ... Dicit ei dominus, officium pastorale sibi committens: 'Pasce agnos meos! ... Praesiste fratribus, et ferventem amorem, quem per omnia demonstrasti, nunc ostende!' ...

Str. 221 — ib. Et cum descendissent in terram, ... vocans dominus discipulos ad prandendum et simul cum eis comedens ... fecit convivium ... cum ipsis ...

Str. 222 = cap. 80. ... Deinde apparuit plus quam quingentis fratribus simul. ... Vides, quantam consolationem dat eis ... Cap. 81. ... Postquam gloriose vicerat et resurrexerat, peregrinari adhuc per dies XL voluit. ... Comedit cum eis et bibit. ...

Str. 223 = cap. 82. ... Quadragesimo autem die a resurrectione voluit dominus ascendere. ... Tunc itaque sciens dominus Jesus quia venit eius hora, ut transeat ex hoc mundo ad patrem, ...

Str. 224 = ib. Accipiens igitur de paradiso ... sanctos ... venit ad XI discipulos suos. ... Apparuit eis dominus et comedit cum eis ... ante discessum suum, ... quemadmodum amici, cum ab invicem separari debent, simul manducant et bibunt, ... sciens ... tempus esse, ut reverteretur ad eum, qui misit ipsum, ... adjunxit: 'Vos autem ... sedete et manete hic in civitate, ... quoadusque induamini ... spirituali virtute ... spiritus sancti gratia' ... Comedunt igitur.

Str. 225 = ib. Tunc dixit eis, quod in montem Oliveti transirent, ... quia inde ascendere volebat in coelum, et tunc disparuit. ... Igitur apostoli XI cum matre domini ac aliis discipulis et mulieribus ... statim venerunt in montem Oliveti, et ibidem iterum dominus eis apparuit. ...

Str. 226 = ib. His finitis ad orientem versa facie ... coepit ... ascendere videntibus illis ... et triumphaliter ... per dotem agilitatis in coelum supremum ... ferebatur. ... Et ascendens dominus Jesus duxit secum illam multitudinem nobilem, ... quos secum victor eduxerat. ... Et ecce omnes beatorum spirituum ordines ... eum cum hymnis et canticis ... deducebant. ... Domino autem ascendente quidam chori angelorum ipsum praecedebant, quidam sequebantur. ... Ex tunc autem nubes lucida et candida suscepit eum ab oculis eorum. ...

Str. 228 ib. Tunc descenderunt apostoli cum matre domini ... ac discipulis in coenaculum montis Syon, et ibi morabantur. ... Et erant omnes ... in oratione perseverantes, ... ad receptionem spiritus sancti se praeparantes, ... Cap. 84. ... implentes quod dictum fuerat eis a domino: 'Sedete in civitate, quoadusque induamini virtute ex alto!'

Str. 229 = cap. 84. Die vero ... decima ab ascensione domini ... et hora diei tertia factus est repente de coelo ... sonus ... quidam insonuit, tamquam advenientis ... flatus vehementis. ... Et replevit sonus ille vel spiritus sanctus totam domum, ubi erant sedentes, i. omnes in

domo sedentes. ... Erant ... discipuli fere centum viginti, ... perseverantes et promissionem sancti spiritus expectantes. ...

Str. 230 — ib. Bene in igne spiritus apparuit, quia ab omni corde, quod replet, torporem frigoris excutit, et hoc in desiderium suae aeternitatis accendit. ... Discipuli itaque spiritus sancti virtute ... confortati et roborati ... totum mundum concusserunt.

Nachtrag zu den Kennedy-Studien I.

S. 18, V. 14 l.

Us to forgeif (of) our [vice and][1] *gret trespass,*

vgl. S. 20, 67: *To purge me of my gret trespass and vyce.*

20, 49 f. l. *Blist be þy hair, [þy] hed, eyne, face and neiss!*
Blist be þy halss, [þy] breist, bane, bak and rib!

26, 18. Über die *Nine worthies* vgl. jetzt noch Brotanek, *Die engl. Maskenspiele* S. 55 ff.

Ib. 22 l. *Fra þou disluge[d] for our iniquite.*

Sch. übersetzt in den Fufsnoten: 'From the time that thou didst go away' etc.

32, 130 l. *Quhilk [scho] resauit [al]ane man to reabill.*

d. h. 'welche (sc. *þat riall flour-de-lice* V. 129) sie empfing allein, um den Menschen wieder in seinen früheren Zustand zu bringen'. Sch. erklärt wenig ansprechend: 'To restore her to her legitimate state, or rather to make her present state legitimate'.

34, 183 l. *[Neir] ȝeris seven fra he had dwelling maid,*

vgl. 35, 211: *Neir thretty ȝer fra [he] had maid duelling,* und die Quelle von Str. XVII (Kap. 14): *Completis autem fere VII annis.*

39, 282. *Off reuth [þe] rute* etc.

Diese Besserung Sch.s wird gestützt durch 52, 591: ... *þe rute of rut[h]e eterne,* wie ich hier bessere.

40, 308 l. *Bot Sanct Johnne, quhilk [it] fra þe laif conselit.*

48, 496 f. *Sperit at þame, gif ony causs þai had,*
As bund to ded, as þai him bundin had.

Das doppelte *had* im Reime ist sehr verdächtig: wahrscheinlich steht das zweite für *lad* 'leiteten'; vgl. die Quelle von Str. LXI: *Videbat enim eum in signum damnationis ligatum.*

61, 840 l. *Thairfor Jhesu we w[e]ill [may] call his name;*

vgl. 835: *And þat may weill be applyit to him.*

70, 1079 l. *[Bot] quhen þe pepill wes all passit away;*

vgl. die Quelle von Str. CXLV: *Erant autem ibi ... cum matre Domini* etc.

---

[1] Runde Klammern bedeuten Worte, die zu streichen sind, eckige dagegen von mir eingefügte.

71, 1098. *For fra þe rute wes neuer sic frute þat grew.*

Für *þe* ist wohl *þi* zu lesen; die Quelle gibt leider keinen Aufschlufs.

78, 1279. *Bot of his woce now decressit is þe sound.*

Durch eine kleine Umstellung wird der Vers bedeutend besser: *now is decressit.*

Ib. 1285 l. *Quhilk giddit* [*man*] *ay to maturite.*

Sch. schreibt *natur*[*al*]*ite,* was aber keinen rechten Sinn gibt und eine ungeschickte Wiederholung des *naturall* von V. 1284 sein würde.

85, 1458. Gegenüber Schippers und auch meiner früheren Auffassung, resp. Änderung des Verses (cf. *Arch.* CX, 383) möchte ich jetzt interpungieren:

Als said: 'Woman, to greit quhat alis the?'

d. h. 'Weib, was quält dich, zu weinen (dafs du weinst)?', das genau dem lat. *'mulier, quid ploras?'* der Quelle entspricht. Ich hatte zuerst *greit* in der Bedeutung 'grüfsen' gefafst und daher eine Umstellung für nötig gehalten; jetzt bleibt die Überlieferung vollkommen unangetastet.

90, 1592 f. *Our lord apperit on land besyd þe sey,*
And on þe land him present to þame schew.

Statt des ersten der beiden *land* ist wohl *schore* zu schreiben, vgl. die Quelle von Str. CCXVIII: *Dominus Jesus apparuit eis, stans in littore maris, ... in terra solida.*

91, 1634. *Bot ȝe, he said, sall find in þe ciete.*

Für *find* ist *stand* zu lesen; vgl. die Quelle von Str. CCXIV: *vos autem ... sedete et manete hic in civitate.*

Ib. 1637 f. *He tuke his leif, als Peter commandit þame,*
To Mont Olivit als bad þai suld ascend.

Lies *and he* für *als Peter* in V. 1637 und *þan* für *bad* in V. 1638 (vgl. *as þan* V. 1632). Die Quelle von Str. CCXXV bietet: *Tunc dixit eis, quod in montem Oliveti transirent, ... et tunc disparuit.*

[Korrekturnote. Über *lune* V. 797 vgl. jetzt im N. E. D. *lown* 2.]

Kiel. F. Holthausen.

Thomas Carlyle, noch einmal.

New Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle, annotated by Thomas Carlyle, and edited by Alexander Carlyle, with introduction by Sir James Crighton-Browne, M. D. ec. With 16 illustrations. London, John Lane, 1903. Vol. I. LXXXVII & 268 p. gr. 8. Vol. II. 360 p.

Carlyle and the Open Secret of his Life. London, Kegan Paul & Co., 1886. IX & 371 p.

I.

Thomas Carlyle stand im Frühling des Jahres 1866 auf dem Gipfelpunkt seines schwer errungenen Ruhmes. Er war nun in seinem 71. Jahre. Langsam nur war er aufgestiegen. Hohe und volle Anerkennung ward ihm zunächst aus Deutschland und aus Amerika — durch unseren Goethe erst, dann durch Emerson. Nun hatte er auch, 'bewundert viel und viel gescholten', zu allen Zeiten von seinem treuen Weibe geliebt, in schwarzen Stunden und in hellen, die allgemeine, beinahe unbedingte Hochachtung der Welt nicht errungen — denn er hatte sich niemals darum beworben —, sondern erlebt. Nun war er nach Edinburg gegangen, wo er vor 55 Jahren die Universität als junger Student bezogen, und wo ihm nun die Ehre geworden, zum Rektor ernannt zu sein. Da hielt er die grofse, lange, aber hinreifsende Antrittsrede, in der er sein Wirken zusammenfafste in der Lehre, 'so zu leben, dafs wir die Welt doch durch unser Dasein, um ein kleines als eine bessere, nicht eine schlimmer gewordene, verlassen mögen, für diejenigen, die uns nachfolgen.' Hier hat er noch einmal auf Goethe hingewiesen, wie so oft vorher, 'kein klarerer Mann, kein edlerer und grofsartigerer Geist hat, glaube ich, in dieser Welt gelebt, seit Shakespeare sie verliefs.' Und doch hat er unbewufst dem Einflufs des Nordens und dem seiner eigenen vielen trüben Stunden sich hingegeben, da er am Ende der Rede die ernst-heiteren Worte Goethes 'Wir heifsen euch hoffen' übersetzt: 'Work, and despair not.'

II.

Er zog sich auf ein paar Tage auf einen englischen Landort zurück, um vor der Heimreise nach London sich ein wenig auszuruhen. Unterdes war die Rede gedruckt, erregte allgemeinen

Beifall. Tyndall, der berühmte Physiker, hatte zuerst an Carlyles Gattin telegraphiert: 'Ein vollständiger Triumph.' Rektor Carlyle selbst schrieb ihr: 'Nie habt ihr einen solchen Sturm begeisterter Aufregung gesehen, wie ihn hier die Studenten zeigten.' Die Freunde in London waren freudig, eine Abendgesellschaft ward veranstaltet, aber Frau Carlyles Gesundheit war, wie seit lange, unbefriedigend. Sie scheint täglich geschrieben zu haben, aber die Briefe erreichten den ungeduldigen Gatten nicht. Am 14. April fuhr sie aus, allein mit ihrem Hündchen. Sie hatte die Hunde sehr gern, ihr schwarzer Nero war ihr Liebling, von ihm schrieb sie: 'Néron, c'est moi; moi, je suis Néron.' Sie fuhr nun im eigenen Wagen. Da Carlyles früher recht schwierige Vermögensverhältnisse sich gebessert und das Gehen der kranken Frau schwer fiel, war Nero eines Tages in ihr Zimmer gekommen, mit einem Briefchen an seinem Halsband von dem schottisch-sparsamen Gatten: es war darin eine Bestellung eines Wagens für fünfzig Pfund. Es war ihr eine grofse Erleichterung. Nero war nun im Garten begraben. Aber seinen kleinen, weifsen, gehätschelten Nachfolger hatte die Frau bei sich im Wagen auf der Spazierfahrt im Hyde-Park. Sie liefs ihn an einem scheinbar sicheren Ort herausspringen. Ein Wagen berührte seinen Fufs, kaum ihn verletzend. Aber besorgt sprang die leicht erregte Frau aus dem Wagen, raffte das Hündchen auf, es auf ihrem Schofs zu trösten. Von dem Augenblick an hat niemand sie am Leben gesehen. Zweimal fuhr der Kutscher den gewöhnlichen Weg; dann erstaunt, dafs ihm keine Weisung von der Herrin zukam, hielt er an, bat einen Vorübergehenden, nachzusehen. Der, den Schlag öffnend, riet dem Kutscher, nach dem naheliegenden St.-Georges-Hospital zu fahren. Das Hündchen hatte sie auf dem Schofs. Sie lag wie eingeschlafen, aber mit verklärtem Gesicht.

Durch Telegramm herbeigerufen, fand Carlyle sein Heim verödet. Die Gattin ward in Schottland bestattet. Der Witwer grub auf den Grabstein die Worte:

'Das Licht meines Lebens ist erloschen.'

III.

Dies ist das Paar, über dessen wirkliche oder angebliche Uneinigkeit und schmerzliche Gemütsstörung der Welt unnötigerweise so umständliche und widersprechende Mitteilungen gemacht worden sind. Hätte man doch an Goethes Wort sich erinnert, da er Christianen verlor:

'Des Lebens ganzer Gewinn ist, ihren Verlust zu beweinen.'

Gewifs, ganz gewifs haben Carlyle und seine Gattin sich geliebt zu allen Zeiten. Und nicht etwa nach dem Tode erst war das

klar. Aber ebenso gewiſs haben bisweilen Reibungen zwischen ihnen stattgefunden, die er dann bitter bereute. Larkin, der während zehn Jahren ihnen täglich nahestand, hat mindestens zwei Beispiele eines gewissen Mangels an gebührender Rücksicht gegeben, deren Carlyle sich, gewiſs ganz unbewuſst, völlig naiv schuldig machte. Die Erziehung, die frühe Lebenserfahrung der beiden war so verschieden! er eines Bauern Sohn, wenn auch eines sehr würdigen Mannes, an die äuſserste Einfachheit gewöhnt; sie die Tochter eines hochgebildeten und angesehenen Arztes, selbst hochgebildet, von trefflicher Erziehung, eine groſse Schönheit, geistreich im Gespräch wie im Briefwechsel, der uns vorliegt. Das Wunder ist nur, daſs die Reibungen nicht häufiger und schlimmer waren. Eine unter Umständen recht beiſsende Zunge fehlte beiden nicht. Dazu kam körperliches Leiden. Carlyle brachte es schon in die Ehe mit: grimmige Dyspepsie, die Folge angestrengten Studiums. Bei der Gattin entwickelte sich allmählich groſse Reizbarkeit der Nerven; auf diese Tatsache ist die nach meiner Ansicht unverantwortliche Behauptung aufgebaut worden, daſs sie halb irrsinnig gewesen, an *masked insanity* gelitten habe. Die Ehe blieb kinderlos.

IV.

Unter den früheren literarischen Arbeiten Carlyles zieht uns zunächst sein höchst liebenswürdiges Buch über Schiller an. Es ist noch ganz frei von gewissen, groſsenteils auf Anspielungen beruhenden Eigenheiten — ich mag nicht sagen: Affektationen —, die er teilweise von seinem Liebling Jean Paul geerbt haben mag, und die das Lesen manches späteren Buches einigermaſsen erschweren. Aber erst mit den vier Bänden *German Romances* trat er Goethe näher, worüber Eckermann zu vergleichen ist: Das Werk enthielt Übersetzungen aus Tieck, Fouqué, Hoffmann und Goethe mit biographischen und kritischen Einleitungen. Da richtete Goethe das Wort an seinen Getreuen: 'Nun, was sagen Sie zu Carlyle?' Und da jener erzählte, was er bei Carlyle über Fouqué gelesen, fuhr Goethe fort: 'Ist das nicht sehr artig? Ja, überm Meere gibt es auch Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen.' Und nachdem er über Heinrich Leo, Geschichte und Politik gesprochen, fügte er bei: 'Im ästhetischen Fache sieht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoſsen.' Das war 1827, und die geistige Wechselwirkung zwischen Deutschland und England war begründet.

'Es ist eine Freude, zu sehen,' sagt er im nächsten Jahre zu Eckermann, 'wie die frühere Pedanterie des Schotten sich in Ernst und Gründlichkeit verwandelt hat ... Die Gesinnung, aus

der er handelt, ist besonders schätzbar. Und wie ist es ihm Ernst! und wie hat er uns Deutsche studiert! Er ist in unserer Literatur fast besser zu Hause als wir selbst; zum wenigsten können wir mit ihm in unseren Bemühungen um das Englische nicht wetteifern' (welche Bemerkung Goethes damals richtig gewesen sein mag, späterhin nicht mehr und heutzutage beinahe wieder).

Und noch einmal, Juli 1827, fafst er sein Urteil über Carlyle sehr richtig in die Worte zusammen: 'Carlyle ist eine moralische Macht von grofser Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.'

Ich darf hier nicht weitergehen, aber es freut mich doch, einen oder den anderen Leser wieder zu dem prächtigen Eckermann geführt zu haben, von dem Nietzsche mit vielleicht zu entschuldigender Übertreibung sagt, er habe das einzige Werk in guter deutscher Prosa geschrieben.

VII.

Das junge Ehepaar zog von Edinburg weg nach Craigenputtoch, einem ärmlichen Landgute, das der Schwiegermutter gehörte, in öder Gegend. Sein Einkommen aus literarischer Arbeit war noch gering und unzuverlässig. Die Frau unterzog sich willig vieler, zum Teil schwerer Arbeit. Dort scheint der Grund zu späterer Krankheit gelegt worden zu sein. Aber die Harmonie zwischen beiden blieb ungetrübt. Nun entstand das merkwürdige Buch *Sartor Resartus*, das lange Zeit keinen Abnehmer finden konnte, vielleicht wegen seines Ernstes, wie auch seines Humors, der besonders an Jean Paul erinnert und nicht jedermann anspricht. Von dort wurde die Verbindung mit Goethe fortgesetzt, der nun auch mit der Gattin in Verkehr trat. An sie richtete Goethe kleine Geschenke und kleine Verse, die sich in seinen Werken unter 'Erinnerungsblättern' eingereiht finden. Auch liefs er durch einen seiner Anhänger Carlyles schönes Buch über Schiller übersetzen und schrieb dazu eine lange Einleitung, die, noch immer lesenswert, auch einen Brief Carlyles über Craigenputtoch enthält. Die Bilder, welche die deutsche Ausgabe bringt, sind von der Hand der Frau. Späterhin zeichnete sie das schmucke Petschaft, das auf Carlyles Veranlassung von fünfzehn Freunden, unter denen Walter Scott, Wordsworth und Southey, dem alten Goethe zu seinem letzten Geburtstage mit bedeutender Zuschrift verehrt wurde — einen Stern und die Schlange, als Symbol der Ewigkeit und Weisheit, die Worte umschliefsend: 'Ohne Hast, ohne Rast' —, worauf Goethe wieder in Versen antwortete. Diesem Liebeszeichen und Carlyles Ver-

öffentlichung eines Bildes von Goethe — damals nicht ein so selbstverständliches Ding wie heute — mit dazu gehörigem Text sollte — so bald! — ein Totenamt folgen. Überaus schön und tiefgefühlt ist Carlyles Essay *Goethes Tod.*

Sechs Jahre dauerte der Aufenthalt in Craigenputtoch. Dort auch lasen die Gatten den Cervantes und Tasso und Dante in den Ursprachen. Das ging neben den oft schweren Haushaltungsarbeiten der Frau her. Ihr erschien allmählich der Ort eine Einöde; Carlyle sprach zu Goethe von seinen Rosen. 'Die Rosen sind freilich zum Teil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung.'

VIII.

Andere Hoffnungen hegte die Frau — vergebens. Es war Carlyle nicht verliehen, sie zu erfüllen. Sie sehnte sich nach Kindern. Hierher gehört ein schönes, schwermütiges Gedicht aus ihrer Feder, das sie dem vertrauten älteren Freunde, dem Lord Jeffrey, schickte, und das ihre Freundin, Frau Alexander Ireland,[1] uns bewahrt hat. Sie sieht in ihrer Einöde eine Schwalbe, die sich aus dem Süden hierher verirrt, die Törichte. Wie kannst du deine schönen Länder verlassen, in eine solche Gegend zu kommen! Hast du vielleicht unter einem deutschen Dache gewohnt und dort romantische Mystik gelernt? zieht das dich an? oder bist du verarmt, und ist dies deine einzige Zuflucht? Aber ich sehe, du arbeitest; mit Schnabel und Flügel bauest du ein Nest! Und in diesem Sinne erscheint dir die Einöde selbst als Eden.

Das Stück hat sieben Stanzen; lassen Sie mich die letzte im Urtext hierher setzen; ich mag sie nicht durch Übersetzung verderben:

God speed thee, pretty bird; may thy small nest
With little ones all in good time be blest;
I love thee much;
For well thou managest that life of thine,
While I! Oh ask not what I do with mine!
Would I were such!

Datiert: *The desert.*

Hat Carlyle jemals diese Zeilen gesehen? Und wenn er sie gesehen, hat er sie verstanden? Hat er den Schmerzensschrei empfunden?

---

[1] *Life of Jane Welsh Carlyle,* by Mrs. Alexander Ireland. 2^d edition. London, Chatto & Windus, 1891. Appendix, p. 315—16. — Auch Froude hat die Verse veröffentlicht.

IX.

Carlyle hat unter anderem ein Buch über *Helden und Heldenverehrung* geschrieben. Darin ist nicht wesentlich von Kriegern, von militärischen Helden die Rede. Im Gegenteil. Mit Odin fängt das Buch an, als dem mythischen Erfinder der Runen. Es folgen Mahomet, Dante, Shakespeare, Luther, Knox, Johnson, Fichte, Goethe. Neben ihnen auch Cromwell und, mit vielen Einschränkungen, Napoleon. Aber nicht nur gesprochen hat Carlyle von Heroen des Geistes. Er selbst wufste heldenmütig zu handeln. Von seiner grofsartigen *Geschichte der französischen Revolution* lieh er das Manuskript des ersten Bandes — ein Drittel des Ganzen — dem Freunde John Stuart Mill, der sich in Beschaffung des Materials nützlich erwiesen. Dieser lieh es einer begabten Freundin. In ihren Händen verbrannte es. Als jener die verhängnisvolle Nachricht brachte, kämpften er und die Gattin ihre Bestürzung über den allem Anscheine nach unersetzlichen Verlust mannhaft nieder. Dann las er mehrere Wochen lang nur Romane, hauptsächlich des Kapitäns Marryat Seegeschichten. Erfrischt nahm er, in schwierigen Vermögensverhältnissen, dis Arbeit zum zweitenmal vor. Mill sandte 200 Pfund als Entschädigung; Carlyle nahm nur 100 Pfund an. Das Gesamtwerk liegt vor uns. Der vierte Band von Mommsens *Geschichte Roms,* den ähnliches Geschick traf, ist nicht ersetzt worden. Vielleicht — wer weifs es? — hatte Carlyle seine Zitate und andere Noten bewahrt und Mommsen nicht dasselbe getan. Aber auch so bleibt die Tatsache wunderbar. Auf die anderen grofsen Werke Carlyles, *Cromwell* und *Friedrich II.,* je 5 und 10 Bände, und auf viele kürzere ist bei dieser Gelegenheit nicht einzugehen; nur die *Latter Day Pamphlets,* 1850, verlangen besondere Erwähnung. Damals war ihm zuerst der Gedanke gekommen, ins Parlament einzutreten oder als Ratgeber eines einflufsreichen Mannes einen Einflufs auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten auszuüben, mehr direkt denn als 'Verfasser von Büchern', wie er sich in einer Petition wider den amerikanischen Nachdruck nannte. In ebendiese Zeit fällt seine Freundschaft mit Lady Ashburton. Diese reiche, äufserst schöne, hochbegabte, einflufsreiche Frau zog ihn in ihren engeren Kreis. Hier bewegte er sich viel und gern mit hervorragenden Männern. Sie verschaffte ihm die Bekanntschaft des Sir Robert Peel, der sich soeben von den volksfeindlichen Korngesetzen losgesagt, führte ihn später auch bei dem Prinzen Albert ein, auf den er hoffnungsvoll in seinem Essay *Der Prinzenraub* hingewiesen.

Aber Robert Peel endete durch einen Sturz vom Pferde, und die Einführung bei Prinz Albert konnte damals zu nichts führen. Carlyle hat keine weiteren Versuche gemacht, anders

als durch schriftstellerische Predigten auf den Gang der öffentlichen Geschäfte einzuwirken. Und allzulange fühlte er nicht, dafs in jener Freundschaft und häufigen Abwesenheit vom Heim eine Zurücksetzung für seine gleichfalls hochbegabte Gattin lag, die gewohnt war, in ihrem eigenen Kreise, der auch bedeutende Männer umfafste, als Königin zu gelten, aber mit jener hochstehenden Frau sich vielleicht nicht messen konnte. Einmal, da Trennung drohte, vermittelte der Hausfreund Mazzini, dessen sehr schöne, weise, eingehende Briefe an die Abwesende vorliegen. Dies ist einer der beiden Fälle, die oben, nach dem vertrauten Freunde Larkin, erwähnt sind, in welchen Carlyle ohne Arg es an Rücksicht auf die treue, nun nicht mehr junge Ehegattin fehlen liefs. Und ein Stich blieb ihr davon im Herzen, welcher nicht leicht vernarbte. Unwahr aber ist die Sage, dafs Lady A. sich hochmütig oder verletzend gegen sie verhalten habe. Das Gegenteil war, nunmehr nachweislich, der Fall.

X.

Beinahe vierzehn Jahre überlebte Carlyle die Gattin, unter grofsen Ehrenbezeugungen aus England, Deutschland, Amerika, aber mit abnehmenden Kräften. *Die Könige von Norwegen* sind an Dahlmann erinnernd; die Schrift über John Knox enthält eine schöne und bedeutende Stelle über Maria Stuart. Ab und zu hörte man seine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten. So trat er in dem französisch-deutschen Kriege für Deutschland ein; riet im russisch-türkischen Kriege von jeder Teilnahme ab, es sei denn, um Ägypten zu sichern. Am 5. Februar 1881, in schmerzlosem Zustande, unter der Pflege seiner treuen und begabten Nichte, die er in seinem Testamente die 'dear little soul' nennt, schied er schmerzlos vom Leben. Ein Sturm der Bewunderung durchströmte das Land, und wohl durfte damals sein Verehrer John Nichol in einem Sonett ausrufen:

Mentor and Master! all thy days
Are gathered in a sunset storm of praise.

XI.

Leider, leider sollte bald ein Sturm des Unwillens folgen. Er ward durch die Herausgabe der *Reminiscences* veranlafst. Carlyle hatte den ihm befreundeten Historiker Froude zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ernannt, nicht ohne zwei Beiräte, die aber vor der Veröffentlichung starben. Eine eigentliche Biographie hatte er nicht beabsichtigt; auch war einiges nicht unbedingt dem Publikum vorzulegen, wenn auch in Reinschrift den Nächststehenden aufzubewahren. Vollständig kann man sich dem Wunsche anschliefsen — der in dem soeben erschienenen neuen Werke ausgesprochen wird —, dafs die hinter-

lassenen Papiere und das Recht der Verfügung darüber der Nichte Mary Aitken, späterhin Frau Alexander Carlyle, überlassen worden wären; sie hat Geschmack und Talent bei der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Carlyle völlig bewiesen. Aber daſs dieser Gedanke dem alten Herrn nicht kam, erklärt sich wohl daraus, daſs das Testament schon 1872 errichtet ward und die nun leider auch verewigte Dame — the dear little soul von damals — gegenüber dem wohlbekannten Schriftsteller wohl unterschätzt wurde.

Die beiden Bände *Erinnerungen*[1] umfassen zunächst ein Lebensbild des Vaters, dann des Freundes Edward Irving — Haupt jener Religionsgemeinschaft, die, von Friedrich Wilhelm IV. und dem Gelehrten Thiersch begünstigt, sich auch in Deutschland verbreitete, hierauf Skizzen über Lord Jeffrey, Southey, Wordsworth. Über all dieses ragt aber seine lange und rührende Threnodie für die Gattin hinaus. In diesem Aufsatze, der kurz nach ihrem Tode geschrieben, bekennt sich Carlyle reumütig-liebevoll zu so manchem Verfehlten. Und in tiefem Schmerz schlieſst er die Schrift mit der folgenden Verwahrung: daſs sie nur 'für Freunde' bestimmt sei, und den Worten: 'Ich verbiete jedem und allen, diese Schrift zu veröffentlichen so wie sie hier steht, und warne sie, daſs ohne gründliche Redaktion kein Teil davon gedruckt werden sollte, und daſs nach meinem Tode eine solche Redaktion für vielleicht neun Zehntel unmöglich geworden sein wird.'

Froude, der Indiskretion angeklagt, erwidert, das Verbot sei durch spätere mündliche Mitteilungen, die Carlyle ihm gemacht, aufgehoben worden. Da er ursprünglich Jurist, so muſste er wissen, daſs eine so wichtige schriftliche Bestimmung nur durch einen schriftlichen Widerruf beseitigt werden konnte. Zum wenigsten muſste er durch einen solchen seine Verantwortlichkeit decken. Und warum hat er die Veröffentlichung heimlich betrieben und nicht durch den gewöhnlichen Verleger des Verstorbenen? warum nicht in vertraulichem Verkehr mit der Nichte? Diese bestand darauf, daſs in dreizehn Jahren beständigen Verkehrs mit ihrem Oheim ihr der entgegengesetzte Eindruck über dessen Wünsche geworden; sie sei aufs höchste erstaunt (*'I was amazed'*), als sie zufällig erfahren, man drucke diese Papiere. Froude hat eine sehr gereizte Antwort gegeben.

XII.

Wenn nun aber dem alten Freunde Froude der bittere Vorwurf gemacht wird, er trage die Schuld an der plötzlich eingetretenen Reaktion wider Carlyle, so ist diese, meiner Ansicht nach,

[1] *Reminiscences*, II. vols. London, Longmans, 1881.

nicht durch die trübselige Schilderung des Verhältnisses der Gatten veranlafst. Der Grund liegt vielmehr darin, dafs Carlyle sich gelegentlich mit lebhaftem, nicht immer gerechtem Tadel über viele Persönlichkeiten ausgesprochen, die damals in verschiedenem Grade dem Publikum lieb waren oder in hoher Achtung standen. Dahin gehören John Stuart Mill, einst sein grofser Freund, Harriet Martineau und deren Bruder James, Darwin, Shelley, Wilberforce, De Quincey, Charles Knight, Leigh Hunt und andere würdige Männer und Frauen. In ihnen fand sich das Publikum verletzt. Und es hatte vergessen, dafs solche scharfe, absprechende Urteile in Carlyles Jugendzeit hinreichend gang und gäbe waren, seither aber, für wohl oder übel, eine schonendere Art eingetreten ist. Ob der Herausgeber Froude hier hätte mildern oder beseitigen können oder sollen, das mag jedermann für sich selbst entscheiden.

Übrigens zeigt die deutsche Literatur in Heines Urteilen über Zeitgenossen eine Parallele. Tadelsucht ist beiden nicht wohl abzusprechen. Und die Xenien von Weimar?

XIII.

Es folgten von Froude die beiden ersten Bände seines *Leben Carlyles,*[1] in welchem er von dem Leben der Frau eine vielleicht schwärzere Schilderung gibt, als die Tatsachen rechtfertigen. Hierauf drei Bände Denkwürdigkeiten und Briefe der Gattin,[2] und endlich bringen zwei weitere Bände, *Carlyles Leben in London,* die Akten zum Abschlufs, 'die Akten der Anklage,' werden manche Parteigänger sagen. Von anderer Seite fiel die scharfe Äufserung: 'Erst hat Froude zwei Bücher mit Verleumdungen seines Freundes gefüllt, dann, als er sah, dafs dies mit Mifsfallen aufgenommen worden, andere Bände mit Verleumdungen der Gattin seines Freundes.' Das ist zu viel gesagt. Man darf zugeben, dafs Froude leider manche Ungenauigkeiten und Übertreibungen, Indiskretionen begangen. Solche sind ihm auch in anderen Werken nachgewiesen worden, namentlich in seiner zwölfbändigen Geschichte Englands vom Falle Wolseys bis zum Tode Elisabeths,[3] wo er sich gegenüber Ann Boleyn und Maria Stuart mehr als leichtgläubiger Ankläger denn als abwägender Richter zeigt. Mir selbst war es gegeben, ihm in der *Academy* vom 20. November 1876 nachzuweisen, dafs er sich geirrt, den greisen Goethe seinen jungen, aber hochgeehrten Freund Carlyle duzen

[1] *Thomas Carlyle. The first forty years of his life.* II. vols. London, Longmans & Co. Second edition. 1896.

[2] *Carlyles Life in London.* 2 Bände. Neue Ausgabe, 1897. *Letters and Memorials of Jane W. Carlyle.* 3 Bände. 1883.

[3] *History of England, from the Fall of Wolsey to the defeat of the Spanish Armada.* London, Longmans, 1858—1870.

zu lassen. Derlei ist nicht selten, ist immer zu tadeln, aber nicht mit allzu grofser Bitterkeit. Aber auch die aufserordentliche Animosität, welche sich in dem neuesten Carlyle-Buche zeigt, in Einleitung und Noten, ist nicht zu billigen. Dies Buch wird nicht nur zu einer Anklageschrift wider Froude, sondern auch, was gewifs anfangs nicht beabsichtigt war, zu einer Herabwürdigung der leidenden Frau.

XIV.

Durchaus nicht zu billigen scheint der Versuch einer ungünstigen Auffassung seitens des Arztes. Dr. Crighton Browne war nicht der Berater der Frau Carlyle. Wäre er es auch gewesen, so erscheint es, wo es sich um Bezeugung des halben Wahnsinnes — *masked insanitg* — handelt, nicht seine Aufgabe, noch sein Recht, davon zu sprechen wie aus persönlicher Erfahrung. Das ist, wie mir zwei englische Ärzte versichern, auch hier unberechtigt — *unprofessional* und *unjustifiable.* Wollte er in einer abgeschlossenen Sache nur das Urteil anderer, wirklicher Berater der armen Frau wiederholen, so gebührte es ihm, das Relata refero vorauszuschicken. Der Mann hat einen guten Namen und spricht gerne laut. Ich finde, dafs er 1840 geboren ist, und die Patientin hatte einen Widerwillen gegen junge Ärzte. Wenn er ihr u. a. vorwirft, ihr System durch übermäfsiges Teetrinken während der letzten zehn Lebensjahre geschwächt und überreizt zu haben, so bringt uns das zum Jahre 1856, und der nun in hohen Würden und Regierungsämtern stehende Arzt war damals ein Junge von 16 Jahren. Seine ungünstige Diagnose wiegt nicht schwer und erscheint gehässig.

XV.

Wenden wir uns abschliefsend zu Erfreulicherem. Die zahlreichen Briefe, von denen Froude vieles unterdrückt und vielleicht verstümmelt hat, sind sehr lesenswert. Wenn man sie mit der Korrespondenz der Frau von Sévigné verglichen, mag man das Ziel etwas überschossen haben. Aber viele davon sind geistreich, lebendig, pittoresk und bieten ein anziehendes Bild des grofsen Kreises, der sich allmählich um das Ehepaar gebildet hatte. Manche allerdings enthalten für unseren Geschmack zuviel über Haushaltungsgeschichten und Dienstbotenschwierigkeiten. Aber auch so sind sie bezeichnend für die leidende, immer tätige, jedem grofsen Gedanken zugängliche Frau, welche die Schwierigkeit des ersten, ihr ganz fremden Brotbackens im alleinstehenden Hause überwand, indem sie, allein nächtlicherweile beim Grauen des Tages vor dem Backofen in der Einöde, da ihr Mut zu sinken drohte, ihr Bemühen mit der Aufgabe verglich, die dem Benvenuto Cellini oblag, als ihm die ebenfalls heikle

Aufgabe ward, den Guſs seines Perseus zu überwachen. Und beide siegten. — Die humoristische Erzählung *Meine erste Liebesgeschichte, da ich neun Jahre alt war* zeigt, daſs sie selbst die schriftstellerische Laufbahn wohl hätte mit Erfolg betreten können. Sie zog es vor, ihrem Gatten eine hilfreiche und verständnisvolle Gefährtin zu werden. Mögen die Dissonanzen nun aufgehoben sein. Sit illis terra levis.

London. Eugen Oswald.

Nachschrift. Das Buch Alexander Carlyles hat zu einer sehr lebhaften und lange fortgesetzten Polemik Veranlassung gegeben. Es scheint unnötig, auf deren Einzelheiten einzugehen. Endlich aber haben der Sohn und die Tochter Anthony Froudes gegenüber den häſslichen Verunglimpfungen, die in leidenschaftlicher Verblendung gegen ihren Vater gerichtet wurden, sich genötigt gesehen, ein bisher geheim gehaltenes Manuskript herauszugeben, das ihn rechtfertigen soll. Die Herren Crighton-Browne und Alexander Carlyle hatten u. a. getadelt, daſs Froude den allerdings starken Ausdruck remorse ('Gewissensbisse') wiederholt habe, den der alte Carlyle gebraucht; das sei eine krankhafte Übertreibung des Witwers gewesen. Nunmehr zeigen die Kinder Froudes aus einer bisher schonend unterdrückten Stelle, daſs in einem Falle augenblicklicher Heftigkeit allerdings Veranlassung zu tiefer Reue vorlag. E. O.

Quellen und Komposition von *Herzog Ernst*.

Die Dissertation von Otto Engelhardt: 'Huon de Bordeaux und Herzog Ernst'[1] hat uns für die Ernst-Frage eine neue, französische Version, die *Esclarmonde*, beschert, welche besonders dadurch wertvoll erscheint, dafs sie von den deutschen Fassungen in vielen Punkten abweicht. Auf der einen Seite fehlen ihr wichtige Beziehungen der Ernst-Sage: die Verwandtschaft des Helden zum Kaiser, überhaupt die Rolle einer Kaiserin; eine Anzahl Abenteuer im zweiten Teil, wie die lange Episode im Lande der Kraniche und die meisten kriegerischen Erlebnisse im Dienste der Arimaspî. Dafür hat sie im zweiten Teile eine Anzahl Episoden, die nun seinerseits der *Ernst* nicht kennt: Begegnung mit Judas und Kaïn, kriegerische Leistungen vor Betreten der heiligen Stätten usw.

Während Engelhardt zu diesen Episoden der *Esclarmonde*, die offenbar auf Interpolation beruhen, nicht Stellung nimmt, hält er die Lücken des französischen Gedichtes für Auslassungen, was man in vorliterarischer Periode, wo sich ein fortwährender Trieb zeigt, die Dichtungskörper zu vermehren, nie ohne besonderen Grund annehmen darf. Da nun die Frage mindestens erörtert werden mufs, ob wir es an solchen Stellen nicht mit Interpolationen des *Herzog Ernst* zu tun haben, die eine ältere Version, die Vorlage der *Esclarmonde*, nicht besafs, so wollen wir uns die Abweichungen beider Versionen vorab einmal genau ansehen.

I. Die Ereignisse in der Heimat (1. und 3. Teil).

Gleich zu Anfang treffen wir auf Divergenzen: Während der Mord am kaiserlichen Neffen und die Überleitung von diesem zur Verbannung des Helden in *Herzog Ernst* wie in der *Esclarmonde* übereinstimmend dargestellt ist,[2] kann die Motivierung des Mordes nicht auf ein Urschema zurückgeführt werden. Auch Turiner und Pariser Hss. der *Esclarmonde* zeigen hier Unterschiede in der Reihenfolge:

---

[1] Vgl. die unten folgende Rezension.

[2] Bis auf: Ernst geht ohne spezielle Absicht in die Verbannung, Huon um Hilfe zu holen.

Herzog Ernst. A.	Esclarmonde Turin 10-Silbner.[1]	Esclarmonde Paris 12-Silbner.[2]
Herzog Ernst von Bayern. Seine Mutter Adelheid verheiratet sich mit dem Kaiser (511). Ernst Ratgeber des Kaisers (622), dessen Neffe ihn aus Neid verleumdet (675). Der Verleumder fällt in Ernsts Land ein (878). Ernst schlägt ihn aber (901). Verhandlungen folgen, in denen Kaiserin und Fürsten auf Ernsts Seite sind. Als diese nichts fruchten, macht sich Ernst mit zwei Mann auf (1250), um seinen Verleumder zu bestrafen.	Drei Pilger bei Huon; kommen zu Raoul, Grafen von Vienne, und berichten ihm von der Schönheit der Esclarmonde; der Graf begehrt sie und begibt sich zum Kaiser, seinem Onkel (Tir. 2). Geburt der Clarisse (Tir. 6). Verkleidet sieht Raoul Esclarmonde, kehrt zu seinem Onkel zurück und begehrt, er solle ein Turnier ausschreiben, was geschieht (Tir. 8). Ein Knappe verrät Huon die Absicht, ihm seine Frau zu nehmen (Tir. 9). Huon sammelt Wehrmacht und zieht nach Mainz (Tir. 14).	Geburt von Esclarmondes Tochter. Drei Pilger, Leute Raouls, Grafen von Losenne, kommen zu Huon, sehen Esclarmonde, beschreiben Raoul (S. 17) ihre Schönheit, der sie begehrt und sie von seinem Onkel, dem Kaiser, verlangt. Dieser läſst deshalb ein Turnier ausschreiben, aber ein Herold meldet den Anschlag Huon (S. 19). Gerames gibt den Rat, Raoul am Tische des Kaisers zu bestrafen (S. 20). Sie ziehen mit Heeresmacht bis vor Mainz (S. 21).

Die Abweichungen der beiden *Esclarmonde*-Versionen im Detail ergeben für die Hauptsache: Raoul, Neffe des Kaisers, begehrt Huons Frau Esclarmonde. Der Kaiser läſst, um sie an den Hof zu ziehen, ein Turnier ausschreiben. Huon erfährt von dem Anschlag und schreitet zur sofortigen Rache. Warum dieser schwerfällige Aufbau? Diese Anwendung einer Fülle von Verlegenheitsmotiven? Wenn der Dichter der *Esclarmonde* den *Herzog Ernst* in jetziger Fassung vor Augen hatte, die ja den Herzog erst durch eine Heirat zum Kaiser in Beziehung bringen läſst und keine familiären Beziehungen vorfindet, warum benutzte er das leicht verwendbare Motiv nicht? Nicht nur, daſs er die Motive des *Herzog Ernst* unbenutzt läſst; nein, er wendet eine bekannte Erzählung an, deren Inhalt der ist, daſs ein Held durch ein Kampfspiel (*Robin Hood*) oder ein Pferd durch ein Rennen (*Haimonskinder*) oder ein Ritter durch ein Turnier (*Artusromane*) an einen bestimmten Ort gezogen werden sollen. Zu den *Haimonskindern* stimmt die *Esclarmonde* auſser Zügen im Detail hauptsächlich darin, daſs nicht der Held selbst, sondern ein ihm zugehöriges Wesen in die Falle gelockt werden soll:

Karl möchte für Roland, seinen Neffen, ein besonders gutes Roſs haben. [Berühmt ist Bajart, das Roſs der vier Haimonskinder.] So schreibt er ein Pferderennen aus, um auf

[1] ed. Schweigel, *Ausg. und Abh.* LXXXIII. 1889.
[2] ed. Schäfer, Progr. Gymnasium Worms. 1895. Die Verszählung ist so ungeschickt, daſs wir nach Seiten zitieren müssen.

diese Weise das schnellste zu finden. [Er hofft, Bajart wird auch nicht fehlen.] Als Pfand des Gewinnes setzt er seine Krone ein. — Ein Bote kommt zu den Haimonskindern und teilt ihnen Karls Absicht mit, Renaut und Maugis erscheinen verkleidet mit dem unkenntlich gemachten Bajart in Paris, gewinnen das Rennen, und zur Strafe für Karls Anschlag lassen sie sich die Krone nicht einlösen, sondern entführen sie mit dem Reprovier:

> 132. 11. Da werden euch dann eure Leute und Knappen vorwerfen,
> Daſs ihr sie verloren habt, um ein Pferd zu gewinnen.[1]

Die Verfolgung ist wegen Bajarts Überlegenheit ergebnislos. —

Ein Weib und ein Pferd sind nicht so leicht zu vertauschen. Wenn also in der *Esclarmonde* der Kaiser ein Turnier ausschreiben läſst, um Esclarmonde an seinen Hof zu ziehen, so zeigt sich diese Episode in ihrer Unbeholfenheit deutlich als Nachahmung.

Da nun hiermit erwiesen ist, daſs der Dichter der *Esclarmonde* bei seinem Anfang nicht erfand, warum benutzte er da, wenn er doch einmal kopierte, nicht die Motive des *Herzog Ernst*? So gewinnen unsere Vermutungen, daſs die Beziehungen Ernsts zum Kaiser ursprünglich solcher Natur waren, daſs sie für *Huon* nicht gebraucht werden konnten, an Wahrscheinlichkeit. Aber die Rolle Ernsts als Stiefsohn des Kaisers ist ja historisch! Man wird uns eine Nachprüfung gestatten müssen: Bartsch gibt über die Quellen von *Herzog Ernst* folgendes (*Ausg.* LXXXV): 'Die zwei Hauptgestalten der Dichtung, Herzog Ernst und sein getreuer Wetzel, hat man in zwei verschiedenen Jahrhunderten der deutschen Geschichte wiederzuerkennen geglaubt. Denn zweimal begegnet uns ein Herzog Ernst und ein Wernher (= Wetzel), die vom deutschen Kaiser der Würden entkleidet werden.' Nämlich:

1) Ernst I. von Baiern, Markgraf im Nordgau. Seine Tochter Hildegard war dem ältesten Sohne Königs Ludwigs des Deutschen vermählt. 9. Jahrhundert.

2) Ernst II., Herzog von Schwaben, Stiefsohn Konrads II. 11. Jahrhundert.

Die Übereinstimmung der Sage mit Geschichte und Stellung des letzteren führt zur Ausschlieſsung des ersteren. Warum aber wird Ernst von Schwaben zu einem Ernst von Bayern? Sekundäre Gründe hierfür werden (XC) zurückgewiesen. Eine dritte Basis wird entdeckt:

3) Sämtliche Hauptpersonen der Handlung entsprechen nämlich (XCV) Persönlichkeiten aus der Zeit Ottos des Groſsen — sogar die Namen sind erhalten —, bis auf den Helden, der hier Liudolf, Sohn aus erster Ehe des Kaisers, ist, und dem die

[1] *Là vos reproveront serjant e escuier — que vos l' aves perdue por ceval* (Hs. *cevax*) *gaaignier.*

Bayern, besonders Regensburg, gegen seinen Vater beigestanden haben (CIV). 10. Jahrhundert.

Resultat (CXXIX): 'Den ersten Anlafs gab der Kampf zwischen Kaiser Otto I. und seinem Sohne Liudolf; etwa zwei Menschenalter danach trat wegen ähnlicher Verhältnisse an Liudolfs Stelle Herzog Ernst II. von Schwaben; aber der minder sagenberühmte Konrad II. vermochte den gröfseren Otto nicht in der Sage zu verdrängen, daher die meisten Beziehungen aus der Geschichte Ottos entnommen sind.'

Also Liudolf von Bayern, Sohn Ottos, wird besungen; eine partielle Modernisierung überträgt seine Taten auf Ernst von Schwaben, Stiefsohn Konrads II., dabei hat sich der Name Liudolf als Sagenheld so wenig eingebürgert, dafs er verdrängt werden kann, während Bayern und alle Nebenfiguren bestehen bleiben?! Das ist schlechterdings unmöglich! Konnte Liudolf ersetzt werden, so konnten es Bayern und die Nebenfiguren erst recht. Folglich ist es wahrscheinlich, dafs der Held Ernst von Bayern nicht jünger ist als Liudolf, sondern älter. Seine Antagonisten konnten durch die Liudolfs ersetzt werden, sein bereits typischer Name blieb. Nun haben wir ja einen Rebellen Ernst von Bayern gehabt, der im 9. Jahrhundert dem Sangeshelden entspricht. Charakteristikum für ihn ist, dafs er weder Stiefsohn des Kaisers, wie Ernst von Schwaben, noch Sohn desselben, wie Liudolf, ist. Seine Tochter ist mit des Kaisers Sohn vermählt, eine Beziehung, die sein Gewicht bei Hofe belegt, die aber nicht durch einen Verwandtschaftsgrad zum Kaiser bezeichnet wird. Folglich würde, wenn sich in dem Gedichte nachweisen liefse, dafs die Stiefsohnschaft des Helden nur gewissen Teilen des Gedichtes angehört, die anderen aber nur eine Vasallität desselben zum Kaiser kennen, jener von Bartsch verschmähte Ernst von Bayern in seine Rechte wiedereingesetzt werden müssen. Die *Esclarmonde* kennt ein verwandtschaftliches Verhältnis nicht. Das deutsche Gedicht seinerseits beantwortet die Frage folgendermafsen:

Ernst als Stiefsohn des Kaisers.	**Ernst als Lehnsmann des Kaisers.**
1. Hochzeit.	
1—511 Bis zum Ende der Hochzeit.	
568 Kaiser läfst ihn zu Hofe kommen, damit er seine Mutter sehen solle.	
574, 579, 592, 600 Empfang neutral.	
584 *'ich wil dich zeime sune han'*.	
609 *vaterlîchiu dinc.*	
	2. Die Verleumdung durch Heinrich.
	627 *dem recken was der kaiser holt.*
	630 *er genôz auch der künigin.*

643, 649 *die friuntschaft unter in.*
678 *'daz im der herzoge Ernest waere in grôzem valsche undertân'.*
693 ff. Als Reichsfürst und nicht als Stiefsohn.
762 Der Verleumder ist ebensogut wie Ernst, denn
'ich hân ouch lant und guot
ich bin ouch fürste und fürsten sun'.

3. Rat, in Ernsts Land einzufallen. Einfall. Verhandlungen mit der Mutter.

820 Heinrich: *'du solt es heln der künigin.'*
861 Der Kaiser: *sînem stiefsun.*
945, 950 *sîner muoter.*
972 Adelheid: *'Ernest der sune mîn.'*
1002 Der Kaiser: *'iuwer son'.*
1055 *'dîn muoter'.*

4. Beratung mit den Fürsten.

1122 *'sô daz ir gnaedeclîchen*
tuot an dem herzogen.'
1160 Kaiser in seiner Rede sagt immer *'er'* von ihm.
1220 Ernst in seiner Drohrede tut eines verwandtschaftlichen Verhältnisses ebenfalls keinerlei Erwähnung.

Mord und darauffolgender Krieg.

1294 Ernst: *'der kaiser habe undanc'.*
1352 *der künic daz gesach*
daz sîn neve tôt was
und der herzoge genas.
1356 ff. König nennt ihn *'er'*.
1376 König beklagt:
'daz er je her ze hove reit ...
daz er je getorste begân
diz laster an dem mâge mîn.'
1400 *'daz in sô lasterlîchen*
Ernest der herzoge
haete gesuochet dâ ze hove.'
1616 *'des kaisers zorn ...*
der mir ist sô starke gram.'
1675 *Dô fuor der künic ...*
durch des herzogen lant.
1710 *dem künige er* (Ernst) *vaste zuo reit.*
1725, 1741, 1773, 1793 Sein Gegner: das Reich.
1768 Ernst: *'ouch ist mir der künic ... vîent'.*
1807 *'nu suln wir*
dem kaiser entwîchen' = 1824.

5. Seine Mutter sendet Geld zur Fahrt.

1894 *sîn muoter diu künigin ...*

6. Meerfahrt Herzog Ernsts.

2048 Der Kaiser von Konstantinopel:
mit grôzem flîze er enthielt
den herzogen und sîn geste,
wan er von sage wol weste,
daz er âne schulde was vertriben,
und wie lange er dô was beliben,
daz er sich des kaisers werte ...
4642 *des antworte im der wîgant*
und tete im kunt diu maere
daz er ein herzoge gwesen waere
dâ heime in sime lande,
wie in âne schulde und âne schande
vertreip der rîchsten künige ein ...

7. Der Kaiser erfährt und meldet den Fürsten, dafs Ernst wohlbehalten sei.

5727 *do enbôt der keiser*
den fürsten
daz Ernst der herzoge waere
ze Jêrusalêm wol gesunt.

8. Der Kaiser entbietet ihm, sich dem Reich zu stellen.

5741 *Dem keiser wart alsô nôt*
als es von himele got bôt
durch der künigin Adelheiden bete,
daz er im (Ernst) *unrecht tete.*
do enbôt im der künic
daz er
käme vür daz rîche.

9. Ernst hört, dafs der Kaiser gnädiger gesinnt ist.

5764 (Ernst) *hôrte*
daz der roemisch keiser
vil genaediclîche
rede von im taete.

10. Zurückgekehrt begibt er sich zuerst zu seiner Mutter, die für ihn bei den Fürsten ein Wort einlegt.

5861 *ez wære der herzoge ir sun.*
5890 *sagete in* (= den Fürsten)
von ir sune diu maere.

11. Fufsfall als Pilgrim vor dem Kaiser.

5924 *sie vielen dem künige an sînen fuoz.*
5936 (Der Kaiser:) *niht erkande er den degen.*

5968 *sîn muoter diu künigîn.*

12. Beschlufs.

5970 *der keiser in fragte,*
wa sîn wunderlîch gesinde waere
dô sagte im der fürste (= Ernst).
5994 *der keiser behielt dô den degen.*

Wir haben also das überraschende Resultat, dafs in den Hauptpartien die Stiefsohnschaft Ernsts zum Kaiser nicht die geringste Rolle spielt und nirgends erwähnt wird; auch da nicht, wo wir eine Erwähnung erwarten müfsten, wenn er wirklich als Stiefsohn des Kaisers gedacht worden wäre, nämlich, wenn der Verräter sich ihm gleichstellt in Rang und Würden (762), und wenn Ernst in der Fremde zum Kaiser von Griechenland (2050) und zu den Arimaspen (4647) gelangt und sich vorstellt: überall ist er Reichsfürst und Fürstensohn, den sein Herr und Kaiser vertrieben hat, nichts mehr.

Aber auch sonst würden wir, wenn die Stiefsohnschaft ein altes, dem Gedicht organisch zugehörendes Motiv wäre, dasselbe doch keinesfalls in der Intrige unbenutzt finden, wie sie es doch tatsächlich ist. Denn nach Vorstellungen, die im 12. Jahrhundert sicher noch mit aller Naivität vorherrschend waren, ist das Verhältnis zwischen Stiefvater und Stiefsohn notwendigerweise ein schlechtes. Und wenn es auch nicht ausgesprochen worden wäre, dafs der Kaiser dem Herzog Ernst wenig wohlgesinnt ist, weil er sein Stiefvater ist, so würde Ernst nicht versäumen, weder seinen Leuten noch den fremden Königen den Grund seines Unglücks zuzurufen: 'Der Kaiser ist mein Stiefvater!'

Ebensowenig wie Ogier, den die Stiefmutter als aufgegebene Geisel am Hofe Karls gelassen hat, diesen Entlastungsbeweis für sich und seinen Vater fortläfst:

Tot ce refait Belissent au vis cler:
C'est ma marastre, dex li puist mal doner!
Por ce fist ele vos homes vergonder.

Ebensowenig wie Guenelon, den der Stiefsohn zur Botschaft an Marsilies bestimmt hat, die Ursache anzugeben vergifst:

308. *Ço set hum bien que jo sui tis parastres;*
Si as jugiet qu'à Marsilium alge.

Aber nicht nur, dafs der Interpolator der 'Stiefsohnschaft' dieses Motiv n i c h t durch das ganze Werk verarbeitet hat (es also nur anreiht und nicht verschmelzt), so zeigen auch sämtliche Partien, in denen dasselbe eine Rolle spielt, das Charakteristikum der Anreihung: auch ohne sie besteht in der Erzählung Zusammenhang: (2) Verleumdung durch Heinrich. (4) Beratung mit den Fürsten. Mord und darauffolgender Krieg. (6) Meerfahrt Herzog Ernsts. (7) Der Kaiser erfährt und meldet den Fürsten, dafs Ernst wohlbehalten sei. (9) Ernst hört, dafs der Kaiser gnädiger gesinnt sei. (11) Fufsfall. (12) Schlufs.

In diese klare und zusammengehörige Folge greift die Mutter Ernsts dreimal ein; alle drei Male ist ihr Eingreifen überflüssig, ja eine Repetition von bereits Erzähltem.

1) (Nr. 5 der Tabelle):

1894 *sîn muoter diu künigin sande im dô*
fünf hundert marc ze stiure,

während bereits vorher erzählt ist, sie seien so reich ausgerüstet, dafs

1882 *nieman getorste sprechen*
daz die helde guote
durch ir armuote
gerûmet hæten ir land.

2) (Nr. 8 der Tabelle): 5741 ff. wird erzählt, der König habe durch die Bitte der Königin eingesehen, dafs er unrecht habe, und Ernst vor das Reich geladen. Das erste ist eine Rekapitulation von 7 mit Erteilung einer Rolle an die Kaiserin, das zweite ist eine Erfindung, denn in 8 ist Ernst nicht vor den Kaiser geladen worden, sondern er hat nur erfahren, dafs ihm dieser gnädiger gesinnt sei, wie er denn bei seiner Rückkehr auch vorsichtigerweise Verkleidung und List anwendet, wobei auch der Kaiser zeigt, dafs er ihm immer noch zürnt.

3) (Nr. 10 der Tabelle): Dafs er nach seiner Rückkunft zuerst vor der Kaiserin einen Fufsfall macht, ist eine vorgestellte Replik des Fufsfalls vor dem Kaiser, die für den Abschlufs ohne Bedeutung ist. Die Bitte der Kaiserin an die Fürsten ist störend, da wir aus Nr. 4 der Tabelle wissen, dafs diese bereits auf seiten Ernsts sind.

Auch die beiden übrigen Male, in denen die Stiefsohnschaft eine Rolle spielt, zeigen noch andere Verdachtsmomente als blofse Überflüssigkeit. Die Hochzeit (Nr. 1), Ernsts Stellung als Berater verlangen seine Anwesenheit am Hofe. Die dem Kern angehörige Verleumdung denkt ihn fern vom Hofe im Besitze seiner Macht als rebellischen Reichsfürsten.

Den ersten Einfall des Verleumders in des Herzogs Land (Nr. 3) wird wohl jeder geschulte Leser für eine Replik des die Abenteuerfahrt motivierenden Krieges und der Belagerung von Regensburg angesehen haben, eine Episode, die die Handlung in unangenehmer Weise aufhält. Auch darin zeigt sich der Komplex von Hochzeit, Verleumdung, doppeltem Krieg als unecht, dafs er eine grofse Spanne Zeit verlangt, während das alte Epos, seiner synchronistischen Entstehung mit der Tat nach, sich gerade in der Vorgeschichte am kürzesten fafst, sonderlich meist nur eine ganz kurze Spanne Zeit behandelt. Dagegen haben wir in der gesäuberten Form: 1) Verleumdung, 2) Mord und darauffolgender Krieg (ursprünglich ihr Hauptteil), 3) Abenteuerfahrt, den gewohnten Sprung 'in mediam rem'.

Da wir nun um eine Version des *Herzog Ernst* durch den Nachweis der besprochenen Dissertation reicher sind, können wir jetzt auch sie ins Treffen führen. Auch die *Esclarmonde* gibt

keine Zeile von den Partien wieder, in denen die Stiefsohnschaft eine Rolle spielte:

Die Hochzeit: Wie bereits gesagt, würde der Verfasser der *Esclarmonde* kaum in Verlegenheit gewesen sein, wenn seine Vorlage den Helden durch eine Heirat zum deutschen Kaiser erst in Beziehung bringen liefse. Er ist aber in Verlegenheit, das zeigt die schwerfällige Art, mit der er in Raoul die Begierde nach der Esclarmonde erweckt, und das plumpe, den *Haimonskindern* nachgeahmte Mittel, durch den Herold Huon den ziemlich ungefährlichen Anschlag der Deutschen wissen zu lassen. — Es zeigt dies, dafs das einzige Verhältnis Ernsts zum Kaiser in der Vorlage der *Esclarmonde* das eines Reichsfürsten zum Reichsoberhaupt war. Für den Übersetzer war dies unannehmbar, wenn er den deutschen Kaiser als Gegner beibehalten wollte (wie er es getan), da Huons Verhältnis als eines fränkisch-französischen Fürsten feststand.

Damit fallen natürlich für die *Esclarmonde* alle Partien weg, in denen die Königin eine Rolle spielt, da ihre Vorlage sie nicht kennt. Aber auch der erste Krieg, der ja ebenfalls an der Stiefsohnschaft Ernsts festhält, zeigt sich als interpoliert, wie wir bereits vermuteten, denn er hat in der *Esclarmonde* nichts Entsprechendes. Im Gegenteil zeigt diese den raschen Gang, den wir für den älteren *Herzog Ernst* postulierten: 1) Begehren der Esclarmonde und Plan eines Anschlags (für die Verleumdung), 2) Mord und darauffolgender Krieg, 3) Abenteuerfahrt.

Nur bei der Rückkehr entspricht eine Stelle der *Esclarmonde* einer, wie uns schien, interpolierten Partie des *Ernst* (Dissertation S. 41, Nr. XXVI):

Den Rat, dem König im Münster zu Füfsen zu fallen, gibt im *Ernst* die Königin, in der *Esclarmonde* der Quartierwirt. Dieser Rat an sich ist also ursprünglich; jedoch mufs er in dieser Form von einer Person gegeben sein, die ohne Einflufs auf den Kaiser ist, wie etwa der Quartierwirt in der *Esclarmonde*. Denn wenn sonst im Märchen oder Epos die Königin als 'deus ex machina' auftritt, so entspricht es dem Marien- und Frauenkultus des 12. und 13. Jahrhunderts, dafs die Frau in diesem Falle ihre persönliche Macht zeigt: sie bittet den König um Gnade und nimmt ihn beim Wort, wenn der Schuldige auftritt (*Gir. v. R*, *Robin Hood*), oder sie deckt den Schuldigen mit ihrem Mantel (*Gaydon* 245, *Tannhäuser* u. a. m., vgl. Amira, 'Recht' in Pauls Grdr. II, 2, 178). Im *Herzog Ernst* dagegen ist die Königin an dieser Stelle nicht am Platz, jedenfalls nicht ursprünglich am Platz gewesen.

Also, wie aus der *Esclarmonde* zu ersehen, hat ihre Vorlage die Partien der Stiefsohnschaft noch nicht gehabt. Da nun ihre Vorlage den Untersuchungen Engelhardts zufolge die nieder-

rheinische Version des *Herzog Ernst* sein mufs, so scheint es von vornherein, als ob jene Interpolation nur dem oberdeutschen *Herzog Ernst* angehöre. Nun besitzen wir von dem Niederrheinischen nur Bruchstücke, die Bartsch in seiner Ausgabe und in der *Germania* XIX, S. 195 veröffentlicht hat. Tatsächlich ist unter den Bruchstücken keine der interpolierten Stellen mit der Stiefsohnschaft zu finden. — Ex silentio argumentum.

So ergibt sich also für die Gestaltung und Entwickelung der Sage, dafs von den drei Urbildern jener Ernst von Bayern des 9. Jahrhunderts samt seinem Wernher der einzige ist, der dem ältesten, von späteren Zutaten befreiten Epos entspricht, da er weder Sohn noch Stiefsohn des Kaisers ist, sondern eben nur Reichsfürst, wobei das zu Anfang Geäufserte sich bestätigt, dafs der Name des epischen Helden entweder alle Modernisierungen überdauert oder einem leuchtenden Vorbild gänzlich Platz machen mufs.[1]

Das 10. Jahrhundert brachte dann die starken Eindrücke der Regierung Ottos des Grofsen und der tragischen Figur Liudolfs, wobei sämtliche Personen des Epos durch zeitgenössische vertreten werden konnten – bis auf den allzu populären Helden, der als Typus beibehalten wurde.

Das 11. Jahrhundert schliefslich brachte die Heirat Konrads II. mit Gisela von Schwaben, die Empörung und Ächtung des kaiserlichen Stiefsohnes, Motive, die dem *Herzog Ernst* durch eine Anreihung mittels Interpolation beigefügt wurden. Dagegen wurden — das Charakteristikum später Modernisierung aus halbliterarischer Zeit — die alten überkommenen Namen sämtlich beibehalten.

Wir haben es demnach mit einem echten Epos aus dem 9. Jahrhundert zu tun, das eine zweifache Modernisierung erfahren hat: eine totale (bis auf den Namen des Helden) im 10. Jahrhundert, eine partielle im 11. Jahrhundert. Die niederrheinische Version zeigt sich noch im 13. Jahrhundert von der partiellen Modernisierung frei, als Quelle der *Esclarmonde*.

II. Die Ereignisse in der Fremde (2. Teil).

Ich habe bereits hervorgehoben, dafs bei der andauernd nach Vermehrung trachtenden Tendenz epischer Entwickelung eine Auslassung anzunehmen nur unter besonderen Umständen methodisch zulässig sei. So mufs sich bei Vergleichung der Abenteuer der *Esclarmonde* mit denen des *Herzog Ernst* der Grundstock der ursprünglichen Abenteuer genau ergeben. Zur Vergleichung diene folgende Tabelle.

---

[1] Vgl. 'Entstehung und Entwickelung des afr. Epos', *Ro. F.* XVI, S. 365.

Herzog Ernst.	*Esclarmonde* 10-Silbn.	*Esclarmonde* 12-Silbn.
1. [Fehlt.]	[Die Achtung des deutschen Gedichtes unnachahmbar. Huon zieht aus, um Hilfe zu holen zum:	
	721 *gentil roi Salibran d'Aufanie.*	*Roi Tournant de Falise.*]
2. 2136 Sturm.	963 Sturm.	S. 29 Sturm.
3. 2205—3882 Grippiâ.		
4. 3920 Matrose steigt auf Mastbaum und erkennt den Magnetberg.	976 *'Ne sai ou no nef va'*. 981 *'Li aymans, je cuies, nous conquerra.'*	S. 29 *'Ne savons ou nous sommes' — 'de l'aïmant est nostre nef tirée'.*
5. [Fehlt.]	999 Begegnung mit Judas, der die Ereignisse auf dem Magnetberg voraussagt.	[Vgl. Nr. 16.]
6. 3892 Magnetberg.	1067 Magnetberg.	S. 30 Magnetberg.
7. 4149 Bis auf sieben Gefährten alle verhungert.	1135 Alle verhungert bis auf Huon.	S. 31 [32] Alle verhungert bis auf Huon.
8. 4276 Von Greifen fortgeführt an ein Gestade.	1223 Von Greifen fortgeführt auf persische Insel.	S. 31 Von Greifen fortgeführt *en l'ille Moïsant.*
9. [Fehlt.]	1298 Ißt Früchte, die neue Jugend verleihen. Engel gibt Weisung.	S. 33 [12] Ißt Früchte, die neue Jugend verleihen. Eine Stimme.
10. 4359 An ein Wasser.	1386 Das Wasser heißt Iplaire.	S. 34 Iplate.
11. 4445 Fahrt durch Bergloch. Edelsteine.	1400 Bergloch, Edelsteine. Angst, Gebet.	S. 35 *Gouffre — entre deux grans rochiers.*
12. [Fehlt.]	1432 *Il ciet pasmes, en la nef s'enversa.* 1452 Wie er erwacht, sieht er Helligkeit.	[Fehlt.]
13. 4505 Bei den Arimaspi, kämpft er für diese gegen: 4667 Plattfüße, 4813 Langohren, 4891 Zwerge, 5013 Riesen.	[Fehlt.]	
14. 5505 Kampf gegen Babylon.	[Fehlt.]	[Fehlt.]
15. [Fehlt.]	1463 In Bocident (= *Huon* S. 195).	S. 35 Boscident [Kehrt zu Esclarmonde zurück, behandelt Belagerung, Einnahme von Bordeaux, Gefangennahme Esclarmondes, Rettung der Clarisse, was 10-Silb.-Red. vor den Abenteuern erledigt. Bernhard fährt aus, seinen Herrn zu suchen.]

16.	[Fehlt.]	1719 Auf dem Wege nach Aco an Wunderinsel (*mont d'Habilant*).	S. 57 do. do.
			(*Ile de Caïn.*) S. 48 Begegnung mit Judas (= 5).
17.	[Fehlt.]	1799 *je suis Caïns.*	S. 49 Begegnung mit Caïn.
18.	[Fehlt.]	1896 Coulandres.	S. 51 Coulondre.
19.	[Fehlt.]	1931 Aco.	S. 57 Aco.
20.	5667 Jerusalem.		S. 64 Jerusalem.

Eigentümlich aber das Unorganische der Motive verratend ist die Wanderung der Interpolationen der *Esclarmonde*: die Begegnung mit Judas ist in der 10-Silb.-Red. vor dem Magnetberg, in der 12-Silb.-Red. vor der mit Caïn. Die Beendigung der Belagerung in der ersten vor den Abenteuern, in der zweiten mitten in den Abenteuern erzählt. Auch am Anfang des ersten Teiles kann Ähnliches beobachtet werden; da wirft die 10-Silb.-Red. die Motive ganz zusammenhangslos durcheinander. In dieser Partie scheint jedoch sie die ursprünglichere zu sein.

Was also beide Redaktionen, *Esclarmonde* und *Herzog Ernst*, nicht gemeinsam haben, sind meist epische und didaktische Gemeinplätze: 9. Die Früchte der Jugend, 13. Die Kämpfe mit Langohren, Plattfüſsen, Riesen, Zwergen — Dinge, welche Engelhardt hinreichend analysiert hat —. Die Nummern 1, 18, 19 verdanken der Sonderstellung der *Esclarmonde* und einer gewissen Kenntnis des Orients ihr Dasein. — Die Nummern 5, 16, 17 stammen aus dem *Brandan*, worauf mich Herr Professor Morf aufmerksam machte. Dort ist Judas, in unmittelbarer Nähe der Hölle auf einem Felsen gelagert, immer in Gefahr, vom Wasser herabgespült zu werden. Er ist nur mit einem Tuch angebunden, das er seinem Opfer, Christus, verdankt. Er nennt sich mit denselben Worten wie in der *Esclarmonde*: 1265 Jo sui Judas. — Diese Episode gab die Idee ein, in ähnlicher Weise auf Kaïn zu stoſsen.

Das Gemeinsame aber ergibt nach Ausscheidung der erwähnten sekundären Züge folgende wohlzusammenhängende Erzählung: 1) Sturm. 2) Unkenntnis der Gegend. 3) Magnetberg. 4) Von Greifen fortgeführt. 5) Ein Wasser, Edelsteine, Bergloch. 6) Ein Fabelland (Arimaspi, Bocident). 7) Jerusalem.

Diese Ereignisfolge erweist sich aber dadurch als die ursprüngliche, daſs sie bis auf den christlichen Schluſs in Jerusalem die saubere Wiedergabe von einer der Sindbadschen Reisen ist.

Es ist das eine Übereinstimmung, die, nach meinen Erkundigungen zu schlieſsen, wenigstens bei den Orientalisten längst bekannt ist. Gedrucktes habe ich nicht darüber finden können.

Ich lasse eine Inhaltsangabe des orientalischen Märchens folgen, um etwaige Abweichungen zu besprechen:[1]

Sindbad erzählt, wie er sich zum sechstenmal auf die Reise gemacht habe: Wir schifften uns in Balsora ein, fuhren mit unserem Kaufmannsgut von Stadt zu Stadt. Eines Tages reifst der Kapitän seinen Turban herunter und zeigt die gröfste Verzweiflung. Er steigt auf den Mast, das Schiff treibt unaufhaltsam auf einen Berg zu, an dem es scheitert. Einige retteten sich. Ich stieg den Berg hinan, traf auf ein Wasser, das in den Berg hineinflofs; sein Bett glänzte von edlem Gestein. Als alle Gefährten verhungert waren, baute ich mir ein Flofs, nahm von den Edelsteinen mit und vertraute mich dem Strome an, der mich blitzschnell dem Bergloch zuführte. Ich warf mich in der Dunkelheit auf das Gesicht und entschlief trotz meiner Angst. Als ich erwachte, fand ich mich im Lichten und landete an einer Insel, wo mich ein den Indiern oder Abessyniern ähnliches Volk empfing. Es war die Insel Serendib. Sie brachten mich zu ihrem König, dem ich meine Abenteuer erzählte, und der mich mit einem Briefe an den Kalifen entliefs.

Abweichungen: Es ist nicht gesagt, dafs sie auf den Magnetberg treiben, Magnetberg und Bergstrudel sind miteinander verbunden, ohne Vermittelung der Greifenepisode. Ich halte dafür, dafs sich an dieser Stelle der Charakter der Landungsstelle als Magnetberg verloren hat, weil sich eine getreue Kopie dieser Episode in der 'Geschichte des dritten königlichen Bettlers' (Lane I, S. 118) erhalten hat:

Der König schifft sich ein. Nach zwanzig Tagen erhebt sich ein widriger Wind. Bald darauf befinden sich die Seefahrer in unbekanntem Wasser. Die Wache steigt auf den Mast und berichtet: 'Ich sah etwas Glänzendes in der Ferne, halb weifs, halb schwarz.' Wie der Kapitän das hört, wirft er seinen Turban auf das Deck mit allen Anzeichen der Verzweiflung: 'Wir sind verloren, wir treiben auf den Magnetberg zu. Das Schiff wird in Stücke zerfallen, weil alle Nägel vom Magneten herausgezogen werden.'[2] So geschieht es dann. Die Brechung des Magnetzaubers füllt das Weitere.

---

[1] Ich zitiere nach Lane, *The 1001 Night*, 1850; die Reclamsche 24 bändige Ausgabe ist vorläufig (ohne Register!) unbrauchbar.

[2] Wir beobachten also hier eine Variation der Sage: Der Magnetberg zieht nicht nur die Schiffe an sich heran, sondern — die Vorstellung mit äufserster Konsequenz durchführend — zieht die Eisenteile aus dem Schiff heraus, so dafs es auseinanderfällt. Dagegen starrt im *Herzog Ernst* ein Wald von Mastbäumen um den Magnetberg. Ähnlich schildert der phantastische Lapidar der Bibliothèque Nationale (fr. 25, 247) den Aimant: *Aimans est une piere qui est ausi come de couleur ferrugine et a nature de traire le fer a lui. L'en la troue en la mer de grece . Et*

So hat offenbar in der sechsten Reise Sindbads der Anfang ursprünglich auch gelautet. Denn in der Erzählung vom 'dritten königlichen Bettler' ist die Verzweiflung des Kapitäns motiviert, hier nicht. Warum die Änderung, wo sind die Greifen? — Die zweite Reise läſst nun Sindbad, wie einst Odysseus (dessen Polyphem-Abenteuer in der dritten Reise getreu wiedererzählt sind, s. S. 17), auf einer Insel einschlafen und seine Genossen ihn im Stich lassen. Er bindet sich, um von der Insel fortzukommen, dem Riesenvogel Rock ans Bein, der ihn ins 'Diamantental' transportiert. Dieses Tal ist rings von Abhängen eingeschlossen und unzugänglich; aber die Umwohner werfen riesige Fleischstücke herab, an denen die Diamanten festkleben.[1] Raubvögel bringen die Fleischstücke herauf zu ihren Nestern, wo man sie ihnen abjagt. An eines dieser Fleischstücke bindet sich Sindbad und kommt so in bewohnte Gegend zurück.

Es ist also denkbar, daſs der Kompilator in der sechsten Reise nicht abermals die Vermittelung von Greifen benutzen wollte und deshalb auch den Charakter des Magnetberges änderte, um gleich an der Scheiterstelle den Bergstrudel und Übergang nach Serendib finden zu lassen.[2]

---

n'i ose nule nef aprochier pres de lui ou il ait cleu ne queuille de fer. Car ele demorroit illuec a la roche. (Car) qui en veut avoir, si convient aler o toute une nef fait purement de fust. Li mariner qui vont par mer, si l'ont tous iours avec aus. Et li orfeure si l'ont; et quant il voelent oster le fer d'entre leur limailles de l'estable de la forge, si le traient aval l'establie et ele trait le fer a lui. (Text wahrscheinlich in Amiens geschrieben.)

Zu der Lokalisierung: *'en la mer de grece'*. Der Ätna gilt dem Mittelalter teilweise als der Magnetberg (Panzer, *Hilde Gudrun* S. 365). Zu der Gegenmaſsregel: Hethels Schiff in der Gudrun hat Anker aus Messing:

1109, 4 *daz den guoten helden die magnêten niht geschaden kunden.*

Mandeville warnt vor eisernen Nägeln (vgl. Panzer, *Hilde Gudrun* S. 223).

[1] Auch diese nach dem Physiologus schmeckende Fabel ist dem Abendland bekannt. Eine der 'Galloitalischen Predigten' (ed. Foerster, *Rom. Stud.* IV S. 19, 49 ff.) erzählt sie in folgender Weise als ein Gleichnis für die Erniedrigung Christi: 'Si c*um* fan cil q*ui* uolun aver las p*er*nas . eles se trouen a Damiata en t*er*ra de Sarrazins en unes caves m*ult* p*re*unde si q*ue* ho*m* no po ueer lo funt . E p*er* tal engeig las en trahen. Il p*re*nen una fea o una caura, si la escortean . *e* [d] aq*ue*la carn lien a le corde q*ui* sun m*ult* longe de trenta o de cinq*uan*ta teises . si las colen ius . *e* le p*er*ne s'apillen a la carn q*ui* es fresca *e* uiscosa . *e* aisi las en trahun . Aisi trais Xpist l'umana generaciun d'enfern . q*uan*t el se deigna humilier . *e* deuenir hume . e descendre en aq*ue*sta p*er*funda caua.'

[2] Ich nehme hier eine Auslassung an, weil ich einen besonderen Grund dafür anzugeben habe. Der Charakter 'Magnetberg' und die Rettung durch Greifen scheint mir auſserdem mit dem Ganzen so organisch verbunden zu sein, daſs ich mich nicht für Interpolation im *Herzog Ernst* entscheiden kann.

Im übrigen finden wir im Aufbau wie in Einzelheiten durchgehends Übereinstimmungen: in beiden Versionen kommen wir aus der reellen Welt plötzlich in das Gebiet der Fabel; in beiden ist das Schicksalsmoment stark betont: das Unheil wird als unabwendbar erkannt. Nach der Landung verhungern alle bis auf den Helden. (*Sindbad* = *Esclarmonde*; *Herzog Ernst* zeigt sich mit den sieben überlebenden Gefährten, worunter Wetzel, als unursprünglich.) Hier setzt im *Sindbad* die Lücke ein. Sobald die Texte wieder zusammengehen, finden wir wieder volle Harmonie: er findet ein Bergwasser, das voller Edelsteine ist; es dringt in den Berg ein. Er zimmert sich ein Floſs und wird vom Strudel blitzschnell fortgetragen; in seiner Angst wirft er sich auf das Gesicht. (*Sindbad* = 10-Silb. *Esclarmonde* 1432 *Il ciet pasmes, en la nef s'enversa.*) Wie er erwacht, ist er in ruhigem Wasser in der Helligkeit, landet an unbekanntem Gestade und wird von einem fremden Volksstamme gastfrei aufgenommen, wobei beiderseits die Edelsteine das ihrige tun. Während nun Sindbad von hier nach Hause zurückkehrt, besucht der Held der abendländischen Version vorher noch das Heilige Grab. Es ist zu natürlich, daſs in der Zeit der Kreuzzüge eine Abenteuerfahrt stets auch nach Jerusalem führt, als daſs man darüber noch Erörterungen anstellen sollte.

So zeigt sich die Dichtung von *Herzog Ernst* im ersten und dritten Teile als ein echtes, auf historischer Grundlage beruhendes Epos. Der erste Teil hat ursprünglich die Kernpartien — Kämpfe und Belagerung — enthalten: der mittlere Teil ist seines fabulösen, leicht zu vermehrenden Inhalts halber mit der Zeit stark angewachsen, doch zeigt die Vergleichung mit der *Esclarmonde* eine kurze, eng miteinander verflochtene Episodenfolge, welche der Sindbadschen sechsten Reise entspricht und mit einem Besuche des Heiligen Grabes abgeschlossen ist.

Eine Frage allgemeinerer Natur drängt sich uns hier auf: kann ein echtes Epos von vornherein eine Fabel, ein Märchen in sich aufnehmen, oder ist es nicht besser, anzunehmen, daſs positivere Ereignisse der Verbannung durch ein beliebtes Märchen an dieser Stelle ersetzt werden? — Anders ausgedrückt: kann die Dichtung der Männer und Krieger in vorliterarischer Periode den Übergang von episch-stilisierter Realistik zum fabulösen Gespinst der Kinderstube und Kemenate unmittelbar finden? Eine Frage, die natürlich nicht so ohne weiteres beantwortet werden kann: auch für die Dichter oder Erzähler der Vorzeit hat es in den Kenntnissen Lücken gegeben, die ihre Phantasie ausfüllen muſste, so daſs sie sich an solchen Stellen bewuſst sein muſsten, Erfundenes zu berichten. Dann erscheint es aber wohl

möglich, daſs in vereinzelten Fällen auch ein beliebtes Märchen von vornherein eine Lücke ausgefüllt hat. Dagegen spricht allerdings, daſs, wenn die Zuhörerschaft ein bekanntes Märchen im fremden Gefüge erkannt hätte, sie zugunsten der Wahrheit protestiert haben würde, denn Epen sind der Vorzeit historische Dokumente. Dann würden durch das Korrektiv des Einspruchs (wie man es heute bei unseren Volksnovellisten beobachten kann!) glaubwürdigere Episoden die fabulösen allmählich abgelöst haben. Vielleicht hat aber gerade der schroffe Gegensatz, den ich für besonders reizvoll halte, auch damals seine Wirkung getan.

Es ist trotzdem besser, anzunehmen, daſs das arabisch-indische Märchen erst in der Periode der Kreuzzüge eine weniger fabelreiche Verbannung abgelöst und vollständig verwischt hat. Hiermit wären dann zu vergleichen Verbannungen, wie die des Dietrich in den Ardennenwald, (*Girart von Rossillon*) des Girart, der als Köhler im Walde sein Leben fristet, der Haimonskinder in den Ardennen, das Waldleben englischer 'Outlaws': Robin Hood, Fulko Fitz Warin, um den Charakter realgehaltener germanischer Ächtungssagen zu gewinnen. Ähnlich mag auch in einem 'Urernst' die Ächtung dargestellt gewesen sein.

München. Leo Jordan.

Ricerche

sulla'

Somme le Roi di Frère Laurent.

Intorno a Frate Lorenzo dell' ordine di S. Domenico non può dirsi sia cresciuta copiosa una letteratura critica, com' è avvenuto di tanti altri scrittori francesi del sec. XIII di ben minore merito o considerazione. Frate Lorenzo appartiene a quella schiera di autori, dati a Dio, che fra le pratiche del culto e le cure del loro ufficio seppero trovar tempo e modo di compilare per i laici una specie di manuale di morale cristiana, attingendo a opere latine e francesi preesistenti. Compose egli infatti, il nostro Frate Lorenzo, un lungo trattato — informato ai principi della religione di Cristo — che ci è stato conservato in parecchi manoscritti e che fu pubblicato sino dai primordi della stampa. S'intitola, secondo i codici, *Traité des vices et des vertuz,* o anche *Livre des commandemens de Dieu* o infine *Somme le Roi,* per essere stato scritto per il Re di Francia Filippo III, detto l'Ardito, figlio di Luigi IX e padre di Filippo il Bello.

Trassero dall' oscurità il nome del nostro frate il Quétif e l'Échard nel vol. I degli *Scriptores Ordinis Prædicatorum,* 386—388 e comunicarono su di lui un documento di molta importanza, ch'è sino ad ora rimasto il solo atto riguardante Lorenzo. Si tratta del testamento di Pietro Conte d'Alençon, secondo figlio di S. Luigi e fratello però di Filippo III, dato l'anno 1282. Quivi troviamo tra gli esecutori testamentarii *frère Lorens confessor nostre très chier seigneur et roi de France:*[1] e che qui si alluda al nostro Frate Lorenzo risulta chiaro da quel *confessor,* che segue subito dopo. L'autore della *Somme le Roi* è dichiarato confessore del Re Filippo III e noi sappiamo dagli 'explicit', che accompagnano cotesta sua opera, ch'essa fu scritta *à la requeste de Philippe Roy de France* l'anno 1279.

[1] Il testamento è stato inserito dal Du Cange in seguito alla vita di S. Luigi di Joinville, P. I, p. 181.

Per ciò che riguarda questa data occorrerà fare, come vedremo, alcune osservazioncelle. Per ora, limitiamoci a notare che la *Somme* è conservata da un gran numero di manoscritti, parecchi dei quali, contenenti, in luogo della vera e propria opera di Frate Lorenzo, un trattato in moltissimi punti somigliantissimo, furono scambiati per l'addietro per codici della vera *Somme*.

P. Meyer ha tuttavia portato molta luce nella questione con un suo articolo dedicato alla descrizione e all'esame del ms. 27 della Biblioteca d'Alençon.[1] Egli crede che i codici che fin qui furon detti contenere la *Somme le Roi* vadano divisi in due categorie: gli uni conservano l'opera originale di Lorenzo;[2] gli altri ci tramandano un rimaneggiamento posteriore, ch'è una compilazione in parte identica, in parte analoga alla *Somme*, chiamata le *Miroir* (*Mireour*, *Miraour*) *du Monde*. Quest'ultima compilazione più estesa della vera e propria *Somme* venne pubblicata su di un cod. non troppo buono da F. Chavannes nel 1845 e leggesi, ad es., nei codici Parigini della Nazionale f. fr. 459, 14939 ecc. e nei cod. Vatic. Regina 1448 e 2055. Ai codd. della *Somme*, indicati dal Meyer, possiamo aggiungere il Palatino Parmense n° 106, di cui dò la tavola in appendice al presente lavoro (p. 360), e il cod. estense n° 34.[3]

L'opera originale di Frate Lorenzo, è composta di 6 parti, che possiamo indicare così:

I. I dieci comandamenti.
II. I dodici simboli degli apostoli.
III. I sette peccati mortali.
IV. L'Arte di ben morire, ovvero il Trattato delle Virtù e Giardino delle Virtù.
V. Parafrasi del Pater.
VI. I sette doni dello spirito Santo con le virtù corrispondenti.

Nei codici migliori si seguono in quest'ordine le parti della *Somme*. Ma in taluni manca qualche parte e in altri l'opera incomincia col terzo trattato. Ciò avviene, ad esempio, nel cod. d'Alençon e nei mss. parigini della Nazionale f. franc. 209 e 22932.

Il *Miroir du Monde*, che il Meyer chiama per ragioni, che vedremo più oltre, *Nouveau Miroir du Monde*, contiene la *Somme* e se ne distacca, pare, soltanto per la parte che tratta i sette peccati mortali. L'affermazione è di C. Boser, che ha scritto

[1] *Bulletin de la Société des anciens textes français*, 1892.
[2] Cito i seguenti: Bibl. Nazionale di Parigi 938, 939, 940, 942, 943, 959, 1010, 1134, 1824, 1865, 1895, ecc. Bibl. d'Alençon, 27.
[3] Lo descrivo brevemente nella Appendice, p. 356.

nella *Romania*, XXIV, 80, n. 3: 'Pour tout le reste les deux redactions sont absolument identiques.' Comunque sia, la *Somme le Roi* per certe sue qualità di contenuto e di forma[1] si diffuse presto in Francia e fuori di Francia. La fortuna della *Somme* in Provenza è stata studiata dal Boser nell'articolo citato della *Romania*,[2] nel quale possono trovarsi alcuni cenni riguardanti il favore ottenuto in Catalogna dall'opera di Frère Laurent. In Italia essa fu presto tradotta, fu detto, da Fra' Ruggero Calcagni e il manoscritto di questa versione è conservato nel fondo italiano della Nazionale di Parigi. Possediamo poi per le stampe la traduzione della parafrasi del Pater Noster di Zuccaro Bencivenni, che attinse, com'è noto, alla nostra *Somme le Roi*. Si confronti infatti l'edizione di L. Rigoli, *Volgarizzamento dell' esposizione del Paternostro fatto da Zucchero Bencivenni*, Firenze, 1828, pag. III.[3] In Inghilterra e altrove si ebbero finalmente versioni complete o panziali dell'opera asiatica, di cui si occupiamo.

Dei sei trattatelli morali, di cui risulta la *Somme le Roi*, tre — i tre primi — non è improbabile siano stati pubblicati da soli e prima degli altri da Frère Laurent. Certamente essi furono composti nel 1279—80 poichè un manoscritto, che ce li ha conserati indipendenti dalla rimanente parte dell'opera, appartiene all'anno 1280.[4] Oltre a ciò è stato osservato che fra i tre primi trattati e gli ultimi tre si nota qualche differenza di stile. Nelle parti 4 – 6 della *Somme* Frère Laurent dà prova di un fare più soggettivo e originale. Par quasi ch'egli cammini più sciolto e spedito sì che, giunto alla trattazione dei Sette doni dello Spirito Santo, abbandona forse ogni fonte per comporre da sè. Per tal modo, quest'ultimo libro della Somme non ha nulla da fare con gli analoghi trattati di Arnaut de Bonneval e di Drogon de Ostia.

---

[1] G. Paris, *La littérature française au moyen âge*[2], Paris, 1890, pag. 229 dice che questo libro di Frère Laurent 'outre qu'il nous donne sur l'existence social et intime du XIII[e] siècle plus d'un renseignement precieux, est empreint d'une onction et d'une simplicité de cœur qui se reflètent parfaitement dans son style d'une aimable et élégante naïveté, et qui auraient dû lui valoir, de nos jours mêmes, parmi les productions du moyen âge une reputation supérieure à celle qu'il a obtenue jusqu'ici'.

[2] *Le remaniement provençal de la Somme le Roi*, *Rom.*, XXIV, 56 sgg.

[3] Anche nella letteratura dialettale d'Italia trovasi rappresentata la *Somme le Roi*; cf. *Il libro dei Vizii e delle Virtù, testo siciliano inedito, pubblicato ed illustrato da* G. da Gregorio, Palermo 1893; P. E. Guarnerio, *Del 'Trattato de sette peccati mortali' in dialetto genovese antico* in *Nozze Cian-Sappa-Flandinet*, Bergamo 1894.

[4] È il ms. della Nazionale di Parigi, f. franc. 13304. Si cfr. Gröber, *Französische Literatur*, in *Grundriſs der roman. Philol.*, II, Abt. I, p. 1027.

L'anno 1279, che troviamo negli 'Explicit' della *Somme le Roi,* verrebbe così ad indicare il momento, in cui Frère Laurent si mise all'opera; il 1280 sarebbe la data della composizione dei tre primi trattati. Dobbiam proprio rassegnarci e disperare di rinvenire qualche notizia cronologica sugli ultimi tre libri? O io m'inganno, o una congettura seducente qui trova suo luogo. L'explicit' dí due codici vaticani, contenenti il *Miroir du Monde* reca la data 1289 e a me pare ch'essa, piuttosto che un errore, debba indicare la data di pubblicazione della intera *Somme le Roi* o di quel rifacimento ch'è chiamato *Miroir.* Forse essa si riferirà a quest'ultimo, anche perchè in tale anno Filippo III era già morto; ma in ogni modo cotesto è sempre un dato per stabilire che già prima del 1289 le ultime tre parti della *Somme le Roi* erano composte e diffuse in Francia e fors'anche fuori.

A confermare la possibilità che le parti 1—3 della *Somme* abbiano per un certo tempo costituito un trattato a sè può servire il fatto che Wilham de Wadington nel suo *Manuel des péchés,* attinto a fonti, che nulla vieta sieno state conosciute da Frère Laurent, tratta subito in sul principio dei Dodici articoli della Fede, dei Dieci comandamenti e dei Sette Peccati mortali. E sin qui nella sua trattazione Wilham de Wadington si accorda con la *Somme*; da questo punto innanzi egli se ne allontana considerevolmente, restringendo il suo dettato intorno al sacrilegio, ai Sette Sacramenti, alla paura e all'amore e infine alla confessione.

Wilham de Wadington non conobbe la *Somme de Roi,* poichè essa, benchè scritta prima, non fu conosciuta in Inghilterra se non per via della traduzione inglese di Dan Michel, l'*Ayenbite of Inwit,* nel 1340. Pare ammissibile adunque che siano esistite anteriormente alla *Somme* e al *Manuel* alcune fonti riguardanti esclusivamente i Dieci comandamenti, i Dodici articoli e i Sette peccati mortali. 'Le plan du livre de Wilham — ha scritto G. Paris — n'est pas sans analogie avec celui du prédicateur de Philippe le Hardi: les deux auteurs ont la confession pour objet principal; tous deux exposent les douzes articles de la foi et commantent les dix commandement de Dieu avant de décrire les sept péchés mortels. ... C'est que ce plan est plus ancien qu'eux, et qu'il était, pour ainsi dire, naturellement suggeré par le sujet. On le retrouve presque identique dans le *Floretus* ...'[1]

Ma Frère Laurent quando componeva la *Somme* teneva l'occhio a fonti latine e a fonti francesi. Infatti a una fonte francese specialmente egli attinse per la terza parte della sua

---

[1] *Hist. litt. de la France,* XXVIII, 183. — Sui codd. della *Somme* si cfr. J. van den Gheyn, *Catalogue des mss. de la Bibl. royale de Belgique,* Bruxelles, 1903, T. III, 404 sgg. Mi è rimasta inaccessibile l'opera di D. C. Tinbergen, *Des Coningk Summe,* 1900.

opera concernente i peccati mortali. Di questa fonte passiamo ora senz' altro a discorrere.

La terza parte della *Somme le Roi* riguardante i peccati mortali non è uno dei trattati meno interessanti di cui risulti l'opera di Frère Laurent. Alcuni pochi manoscritti prepongono addirittura questa parte a tutte le altre della *Somme* e s'aprono senz'altro con essa. La quale s'è insinuata anche sola, stralciata dall' opera intera, nel ms. 2082 del sec. XV nella Biblioteca dell' Arsenale.

Il titolo, che le compete, secondo suona l''explicit' nei vari manoscritti, può essere quello di *Traité des .VII. pechiés mortels.* Io esamino codesto trattato servendomi di un assai buon testo della *Somme* contenuto, come ho detto, nel ms. estense, nº 34, ove occupa le cc. 2^d—26^d.

Il trattato dei peccati mortali incomincia nella *Somme le Roi* colla visione della bestia maravigliosa dell'Apocalisse di S. Giovanni. Maravigliosa e spaventevole bestia — dice l'autore — poichè essa abbia il corpo di leopardo, i piedi d'orso, la bocca di leone e possegga sette teste e dieci corna e sulle corna dieci corone. Le sette teste rappresentano i sette peccati capitali; le dieci corna non indicano altro che le peccaminose infrazioni ai dieci comandamenti; le corone sono simbolo della vittoria di Dio.

(Cod. est. 34, c. 2^d.)

Messire Sains Jehans el livre de ses revelacions, qui est appelez Apocalipse, dist que il vit une beste qui issoit de la mer merveilleusement desguisée et trop espouentable; car le cor de la beste estoit de liepart, les piez estoient d'ours, la bouche de lyon et si avoit .VII. chies et .X. cornes et par desus les .X. cornes .X. coronnes. Et vit S. Jehan que cele beste avoit pooir de soi combatre aus sains et de vaincre les et conquerre. Cest beste si dyverse et si contrefete et si espuantable senefie le deable qui vient de la mer d'enfer qui est plaine de toute douleur et de toute amertume. Li cors de la beste, si comme dit S. Jehan, estoit semblable a lipart, car aussi comme li liepars a diverses couleurs, aussi li deables a diverses manières d'engins et de baraz a decevoir et a tempter. ...

Venendo ad indicare quali peccati rappresentino singolarmente le sette teste, l'autore dice che la prima è simbolo di orgoglio, la seconda di invidia, la terza di ira, la quarta di accidia, la quinta di avarizia, la sesta di lussuria, la settima di gola. E aggiunge che ogni maniera di peccare proviene da questi sette capi; ond' è che essi peccati siano detti capitali. L'orgoglio si divide in sette branche principali: 'desloiauté, despit, seurquidance, que nous appelons presomption, ambition, vaine gloire, ypocrisie, malvaise paour.' Ciascuna branca si suddivide alla sua volta in tanti rami nel modo che segue:

Orgoglio o Superbia.

- 1. Desloiauté
  - 1. Vilanie.
  - 2. Forsenerie.
  - 3. Renoierie.
- 2. Despit
  - 1. L'en ne prise pas autrui si comme l'en devroit.
  - 2. L'en ne porte pas honeur et reverence la ou l'en doit.
  - 3. L'en n'obeist pas a droit a ceuls a cui l'en devroit obeir.
- 3. Presumption
  - 1. Singularité.
  - 2. Prodigalité.
  - 3. Fole emprise de folz contenz.
  - 4. Vantance.
  - 5. Derision.
  - 6. Rebellion.
- 4. Ambition
  - La quarte branche d'orgueil est fole baierie que l'en appele en clergie ambicion. C'est malvais desirrer de haut monter. Cest pechié est la paielle d'enfer en quoi li deables fet ses fritures. Ceste branche s'espant en moult de manieres a destre et a senestre, c'est a savoir; losengerie, simulacion, folement donner, folement despendre pour ce que l'en tiegne a courtois et a large: as autres veult nuire et de ce sourdent les pechiez a senetre, comme de mesdire (Cod. est. cit., c. 6[b]). ...
- 5. Vaine gloire
  - ... se devise ceste branche en .iij. rainceaus dont naissent tant de pechiez que nus ne les porroit nombrer ...
- 6. Ypocrisie
  - 1. Ypocrisie orde.
  - 2. Ypocrisie sote.
  - 3. Ypocrisie soutive.
- 7. Fole Paour
  - La septieme branche d'orgueil est fole paor et fole vergoigne ... ceste vergoigne vient de malvese plesance que l'en veult plaire as malvais et pource est ele fille d'orgueil et la septiesme branche principal car ele fet moult de foiz laisier le bien a fere (Cod. est. cit., c. 7[c]).

Fermiamo la nostra attenzione sopra questa prima particella del trattato dei peccati mortali. Pel resto basterà per ora ch'io ricordi che Frère Laurent discorre con maggior brevità degli altri peccati: invidia, ira, ecc.

Il Meyer ha fatto conoscere l'esistenza di un testo francese, ch'egli chiamò 'ancien *Miroir du Monde*', in un codice — scritto intorno al 1310 — che nella Bibl. Nazionale di Parigi porta il nº 1109. Esso testo costituirebbe, secondo il Meyer, una delle fonti di Frère Laurent e del rimaneggiatore del *Nouveau Miroir du Monde*. Sino ad ora, ch'io sappia, nessuno ha trovato in un altro manoscritto che non sia il 1109 della B. N., la materia del-

l'antico *Miroir.*[1] Eppure questo testo presenta caratteri notevoli di antichità e può servire mirabilmente alla conoscenza migliore del processo di formazione della *Somme le Roi.*

Ho rinvenuto, per lo meno in parte, il testo dell'antico *Miroir du Monde* nel codice estense n° 5 (a. P. 9, 1), descritto sommariamente dal Camus, che esaminò in breve le varie parti, di cui consta questo prezioso manoscritto modenese (*Livre de vices et vertu — Confession de sept péchés mortels — Naissance et éducation d'Alexandre — Roman de Charité*)[2] e a proposito del primo trattato scrisse le seguenti linee: 'Cette première partie du manuscrit offre une étroite parenté d'origine avec les deux livres de la *Somme le Roi,* intitulé l'un, *Le traité du jardin des vertuz,* l'autre, *Les .VII. pechiez mortiex.*' E giustamente il Camus osservò che il nostro testo estense è più diffuso di quello della *Somme.* Aggiungerò ora che esso si lascia identificare per lo meno parzialmente con quello conservato dal cod. parigino 1109. Non ho modo di esaminare se in tutto concordino le trattazioni del trattato dei peccati, sul quale soltanto fermo per ora lo sguardo; certo è che le attinenze sono tali da indurre la persuasione che si tratti di un medesimo testo. Confronto, per saggio, due brani riguardanti il peccato d'orgoglio:

Cod. est. n° 5, c. 30[a].

La premiere branche de la male rachine, dont j'ai devant dit, si est orgius. Orgius est l'ainée fille au diable. Ki cesti a, gran part a en son hiretage. Orgius het Dieu et le guerroie de tous les sens ke Dieus li a dounet et Dieus abat orguel et het et tout li saint et tous li mondes l'aimme car ele garde et nourist et deffent les autres visces. Orgius est la roine et mère et nouriche, car nus pechiés n'est dou tout sans orguel u sans irreverense u sans despit. Orgils destruist tous les biens ke li hom a et toutes les grasses et toutes les boines eurtes, car orgius fait d'aumosne pechié et de viertu visce, et des biens Dieu, dont on devroit aquerre le chiel, ele en fait avoir infer. Li esperis

Miroir
(Meyer, *Bull.* 1892, p. 75).

La premiere branche de la male rachine dou j'ai premier parlé si est orguel. Orguel si est l'aisnée fille au deable. Qui ceste fille a, grant part a en l'eritage au deable. Orguel het Dieu et le guerroie de tous les biens que Dieu li a donnés; et Dieu abat orguel et het, et tous les sains le héent. Orguel est roine des vices et mère et nourrice; quer ele garde, nourrist et deffent tous les autres vices. Quer nul pechié n'est du tout sans orguel ou sans irriverence ou sans despit. Orguel destruit trestous les biens que li homs a, et toutes les graces et toutes les bonnes oeuvres; quer elle fait d'aumosne pechié et de vertu vice; et des biens Dieu, dont on devroit aquerre l'enfer. L'esprit d'orguel

[1] Ho qualche dubbio che alcuna parte dell' antico *Miroir* sia penetrata nel cod. n° 70 di Nancy, ch'io non conosco che per il cenno che ne dà il Meyer, *Bulletin, cit.* (1892), pag. 78—9.

[2] J. Camus, *Notices et extraits des ms. français de Modène,* cit., n° 5. — I titoli, fra parentesi, sono stati dati dal Camus, ma non si rinvengono nel manoscritto.

d'orguel est li premiers ki assaut le chevaler Dieu et chius a darrains le lait. Car quant il a tous autres [vices] vaincus, adont l'assaut orgius de ce meismes. ...	est le premier qui assaut le chevalier Dieu et cheli qui derrain le laisse. Quer, quant il a tous autres vices vaincus, adont l'assaut Orguel de ce meisme.

Questo stesso brano suona invece nella *Somme le Roi* (Cod. est. 34, c. 3[d]):

Orgueil est l'ainznée fille au deable, car elle a grant part en son heritage. Orgueil guerroie Diex de ses biens et Diex abat orgueil et le mestrie. Orgueil est li rois des vices; c'est li rois qui tout deveure. Orgueil destruit touz les biens et toutes les graces et toutes les bonnes oeuvres qui sont en homme, car orgueil fet d'aumosne péchié et de vertu vice. Et des biens dont l'en devroit aquerre le ciel fet enfer gaagnier. Cest péchié est le premier qui assaut le chevalier nostre Signeur et qui derrenier le laisse; car quant il a touz autres vices vaincuz adonques l'assaut orgueil ...

mentre si ritrova in lezione identica al cod. est. 5 e al cod. parigino 1109, nel *Nouveau Miroir du Monde*. Pare adunque assai fondato il convincimento del Meyer, che suppone che il compilatore di quest'ultimo si sia giovato della *Somme* di Frère Laurent e talvolta sia ricorso addirittura alle fonti stesse della *Somme le Roi*.

Il ms. estense n° 5 è, tra i codd. francesi, uno fra i più antichi, che possegga la biblioteca d'Este. Vi sono buone ragioni per credere ch'esso risalga alla fine del sec. XIII (cf. qui sotto pag. 365 n.). Siamo dunque su per giù nella stessa età del cod. 1109, che alla sua volta non può essere derivato dall'estense nè essergli servito di modello. I due codici 5 e 1109 attestano invece l'esistenza di un fonte anteriore, dal quale siano provenuti per via d'altri intermediari, il cui numero non si può definire, la *Somme le Roi*, il *Nouveau Miroir* e l'ancien *Miroir*. Questi due ultimi testi rappresentano nella loro pienezza il fonte perduto; la *Somme* abbrevia e qua e là modifica; ma ch'essa pure lo abbia utilizzato dimostreremo per via di un esame del codice estense n° 5. Avvertiamo di nuovo che ci limitiamo qui al puro e semplice *Traité des .VII. pechiéz mortels* e richiamiamo che Frère Laurent non è, come è noto, un volgare scriba che ricopii senz'altro un suo modello, ma è fornito di buon gusto e d'un fine senso della lingua e dell'arte. Talvolta egli si permette di fare al testo qualche lieve variazione.

Il cod. est. n° 5 incomincia con un trattato, che intitolerei volentieri *Livre de vraie sapience*, attingendo l'intestazione al cod. di Nancy, e che ha notevoli relazioni con un'altra parte della *Somme le Roi*. Il nostro trattato dei peccati mortali occupa le cc. 25[r]—111[v] e comincia in modo dissimile al principio della operetta di Frère Laurent. Qui non troviamo ricordo della bestia dell'Apocalisse, né delle dieci corone. Il nostro compilatore

si limita a citare l'autorità di S. Agostino e a dividere 'amore' in due categorie: charité e convoitise. La prima è radice d'ogni bene, la seconda d'ogni male. Da questa due radice nascono due alberi, di cui uno è chiamato 'albero di vita', l'altro, 'albero di morte'. Da quest'ultimo provengono sette ramificazioni che sono il simbolo dei sette peccati capitali. Tenendo sott'occhio lo schema del peccato d'orgoglio, dato da Frère Laurent, passiamo ad esaminare ora il testo del cod. estense n° 5. La suddivisione del peccato d'orgoglio è la medesima:

Cod. 5, c. 31 r.

> Ceste plante d'orguel, quant ele est en rachine e en cuer mout s'estent et espant et giete .vij. gietons principaus: li premiers gietons est **desloiautes**, li secons **despis**, li tiers sourquidance, ke nous apielons **presumption**, li quars fole baierie ke nous apielons **ambitions**, li quins **vantise**, li sixtes **vainne gloire**, li sietiesme **mauvaise peurs**.

La desloiauté si suddivide anche qui in 1. vilounie — 2. foursenerie — 3. renoierie. Ciò non proverebbe ancora che il testo, da cui dipendono l'estense 5 e il parigino 1109, fosse fonte diretta o indiretta di Frère Laurent. Questa uniformità potrebbe dipendere da un solo trattato latino, che fosse servito di modello ai due compilatori. Ma il confronto di alcuni passi basterà a mettere fuor di dubbio la cosa.

Ecco come incomincia nel codice estense della *Somme le Roi* (c. 4 d) il peccato di renoierie:

> Cil est bien renoiez qui la terre que il tient de son seigneur met en la main de son annemi et li fet hommage. Tel pechié fet qui peche mortelment ...

Ora vien fatto di chiederci: perchè mai Frère Laurent ha scelto questo unico esempio di slealtà che par riferirsi, così solo com'è, a qualcosa detta precedentemente, mentre nella *Somma* non si tocca di signore né di vassallo che ne rompa la fede? La ragione è data dal testo contenuto nel cod. est. 5. Quivi si legge (c. 41 r):

> La tierche desloiautés est ke chius baillius fist dont i'ai devant parlet. Ce fu quant il a autre signeur rendi la tiere qu'il avoit en sa baillie et a autre seigneur se mist ...

E in verità poco prima il nostro anonimo autore aveva raccontato un esempio di slealtà, al quale si riferisce nel brano sopra riportato:

(c. 31 v.)

> Or entent un exemple. Il fu uns grans rois poissans sages larges et courtois et boins justichieres. Un garchon avoit en son hostel povre et sierf. Avint ke kius garchons fu pris et dampnés à mort. Li rois l'oi. Pitiet en ot. Grant avoir en douna pour son rachat et le ramena et le viesti et franki et fist chevalier de sa taule: et le fet bailliu d'une grant tiere. Chius li jura foi et loiauté et li creanta sour la tieste a prierdre. Or s'en va en sa baillie et voit sa grant signourie et en

monte en orguel grant. Il se joint a lui uns grans bareteres et est anemis son signour; et avoec lui uns grans fous de fourbiteur ki veoient cel bailliu riche et niche ...

Questa spia che ci mette sulle tracce per concludere veramente che fonte del trattato dei peccati della *Somme* sia stato l'analogo trattato dell'antico *Miroir,* ci par confermata da nuove ragioni. Istituisco alcuni confronti:

Cod. est. 34. (*Somme le Roi.*)	Cod. est. 5.
c. 7 b. ... ceste se devise en trois. ... Cil sont ypocrite qui font les ordures es respostailles et le preudome devant la gent. ...	c. 61 v. Ceste ypocris[i]e, se devise en .iij. branches. La premiere est de chiaus ki en repostailles font les ordures et par de hors font le preudoume. ...
c. 7 c. ... Cil sont ypocrite soutil qui soutilment veulent en haut monter ... cil font quanque preudomme doit fere, si que nul ne les puet connoistre iusques a tant que il sont parcreuz en haut et montez es dignitez.	c. 62 v. La tierche manière d'ypocresie est de chiaus ki soutilment voelent en haut monter. Cil font quanque preudoume doivent faire si ke nus ne les puet counoistre; si comme Dieus dist en l'ewangille ... ausi ne les puet nus counoistre iusque dont ke il sunt parcreu et ke il sunt monte. ...
E ancora:	
c. 5 c. ... Vaine gloire est le grant vent qui abat les granz tours et les granz clochiers et ces granz fox met a terre et ces granz montaignes fet toutes croler. ... C'est le denier au deable dont il achete toutes les beles deurées en la foire de cest monde....	c. 48 v. Vainne gloire est li vens ki fait les granz mervelles, ki noie les grans nes en la mer ki abat les tours et les chochiers. ... Vainne glore est li deniers au dyaule dont il achate toutes les bieles deurées ke il trueve en la foire de cest monde. ...

Ma il nostro dotto frate Lorenzo dovè aver tra mano non pure l'antico *Miroir,* ma anche qualche altro somigliante modello di morale cristiana. Ciò crediamo si possa dimostrana valendoci della restante parte della *Somme le Roi*: quella cioè riguardante i peccati d'invidia e d'ira.

Anche qui non mancano tra i due testi attinenze strettissime. Valga a convincerne il lettore questo brano tratto dal peccato d'invidia:

Cod. est. 34, c. 8 b. (*Somme le Roi.*)	Cod. est. 5, c. 66 r.
Après li envieus a .iij. manieres de venins, en oeuvre aussi comme il a en la bouche et el cuer, car nature d'envieus est a estaindre et a destruire tot bien a som pooir, soit petit, soit maien, soit grant. Donc il est de la nature au deable,	Apries li envieus a .iij. manieres de venin, en oeuvre ausi com il a en cuer et en bouche, car il destraint et destruit a son pooir tout le bien soit petit, soit moijens, soit parfais. Quar si comme Dieus dist en l'evangille, li biens si a .iij. estas; il est

car nule verdure ne puet durer pres de lui ne en herbe ne em buisson, ne en arbre. Donc selonc l'Evangile le bien si a .iij. estas, car primierement il est aussi comme l'en herbe, puis en espi, apres est plain de fruit et tout meur.

premiers ausi com en hierbe, puis en espich et puis meurs. ...

Qui Frate Lorenzo in luogo di abbreviare, com'è suo solito, pare diluisca il testo del trattato, da cui dipende il manoscritto estense 5. Ma v'è di più. Mentre il cod. 5 dà subito alla fine del brano sopra riferito tre esempi di invidia e passa senz'altro a trattare dell'ira, la *Somme le Roi* continua per suo conto in modo da far credere ch'essa abbia attinto a un'altra fonte, se pur non vogliamo ammettere che lo stesso ms. 5 sia a sua volta un ristretto del modello comune a Frère Laurent. Riproduco un brano:

Cod. 5, c. 66 v. ... Li uns fu de Erode le roi ki tua les innocens pour l'envie ke il ot de Jhesu Crist pour lui estaindre ki encore estoit ausi com en hierbe et en boin commencement de bien faire: il fist tant de mourdres et si crueus. L'autre envie fu dou dyable contre Adan et Evain ki estoient en fleur et en lor estat de bien pourfiter. La tierche fu des Guys contre Jhesu Crist. ...

Dal terzo passiamo al IV libro o trattato della *Somme le Roi*. Il cod. est. n° 5, tante volte citato da noi, è mutilo e manca precisamente, come apprendiamo dalla vecchia numerazione delle carte, degli 8 primi foglietti. Incomincia così:

[c. 9 r] ... vaut rien nule des trois choses, car, si con dist li livres de la laide chevalerie, en autres qu'en eles on mesprent, coument ke soit creue u amendée; mais erreurs en batailles ne puet iestre amendée, car ele est tantost comparée. Fole emprise est u il gist petit de preu et mout de coust et de peril et de painne. Teles sunt les emprises de chiaus ki sunt preu et hardi al siecle, ki cors et avoir et ame en pechié et en peril et en painne maitent pour un petit de los conquerre ki mout est vains.

Queste linee corrispondono a ciò che si legge nel capitolo della vera prodezza del libro della *Somme le Roi* che s'intitola: *le tretiéz du jardin des vertus*. Il cod. estense, che abbiam detto contenere per l'appunto la *Somme* di Frère Laurent, legge nel punto che ha interesse per noi:

[c. 31 r] Mes sanz senz et sans porvoiance ne valent riens nules de ces .iij. choses, car, si comme dit le livre de lait de (*sic*) chevalerie en autres qu'en eles quant l'en mesprent combien que soit creuue l'en a mendement. Mes erreur en bataille, ne puet estre amendée car elle est tantost comperée. Fole emprise est cele ou il a petit de preu et mult de coust de peril et de paine. Teles sont les emprises que l'en apele preur et hardiz au siecle qui cors et ame et avoir metent em pechié em peril et en pai[ne] por .j. petit de lor conquerre qui est moult vain.

Da questa prima carta, il trattato contenuto nel ms. estense 5 concorda con la *Somme le Roi,* la quale in generale è più stringata. Tuttavia le attinenze sono significative. Confronto due passi del capitolo sopra la vertu delitable:

Somme le Roi. Cod. est., c. 34ʳ.	Cod. est. n° 5, c. 21ʳ.
Qu'est vertu delitable. Aussi comme diex fist homme et de cor et d'ame, aussi li a il donné .ij. manieres de biens pour son cuer a li traire en qui sont tuit li vrai delit. Li un bien vient par dehors et par les .v. sens du cors par veoir par oir par flerier par flerier (*sic*) par gouster et par taster. Ces .v. sens sont aussi comme .V. conduiz par ou li bien delitable du monde entrent en cuer pour deliter e pour lui alechier en toutes delices qui sont en dieu amer. Car tout li delit du monde que les .V. sens ont ne sont que une goute de rousée au regart de la fontaine mes de la grant mer dont touz les biens descendent. La goute de rousée quant l'en la voit de loing semble une pierre precieuse et quant l'en la cuide prendre elle chiet a terre et devient nient.	Ausi comme dex fist l'ome de cors et d'ame ausi li a il dounet .ij. manieres de biens delitaules pour son cuer a lui atraire en cui sunt tout li vrai delit. Li un bien vienent par dehors par les .v. sens dou cors . par veir, par oir par flairier par gouster par sentir. Cil .v. sens sunt ausi comme .v. conduit par u li bien delitaule dou monde ki sunt fait pour home entrent au cuer et a l'ame pour deliterli et pour li alechier as vrais delisses ki sunt en dieu amer. Pour chou dist l'escriture ke tous li mondes n'est en regart de dieu fors ke goute de rosée matinaus ki est petite et tost faut et ne puet l'oume soeler. Car tout li bien et tout li deduit dou monde ke ont li seul pour veir bieles couleurs les orelles pour oir boines canchons et tous sons les narines pour flarier douces oudeurs la bouche pour gouster douces oudeurs (*sic*) tous li cors pour atouchier as choses ki plaisent ce ne sunt fors une goute de rosee matinaus en regart de la fontaine. La goute de rosée quant on le voit de loing resamble une pierre precieuse, mais quant on le quide prendre ele chiet a terre et devient niens.

L'accordo del nostro ms. con il libro del Giardino delle virtù della *Somme le Roi* giunge sino a c. 25ʳ. Quivi dovrebbe incominciare il capitolo *le jardin de la sainte ame,* che, per lo meno in certi cod. della *Somme,* chiude il Giardino delle virtù. Ma questo capitolo manca nel nostro codice, che finisce invece colle seguenti parole:

[c. 25] Ne encore ne rest mie vie d'oume, mais d'enfant ki ore pleure or rit; or est en aise, or en malaise; or est en joie, or en tristeche. Dont ki violt boine vie mener et bien avoir quiere ke il ait le vrai bien. Adont ara il vie hounourable delitaule et pourfitable: adont vivera il com hom c'est à dire sieriement sagement sans courouch . sagement sans erreur joieusement sans douleur.

Sono le ultime parole del penultimo capitolo della *Somme*.

[Cod. est. cit. c. 35 v] ... ne ce n'est pas vie d'omme, mes d'enfat qui ore pleure et ore rit ore est ... ore est irez . ore est em pais ore en ioie ore en tristece. Dont qui veult bone vie mener quiere que il ait le vrai bien adont aura il vie honorable delitable et profitable. C'est a dire seurement sagement et ioieusement: seurement sanz courrouz sagement sanz erreur . joieusement sanz douleur. Et a ce vient l'en par grace et par vertu et non autrement.

Nel cod. 5 segue senz'altro un capitolo che incomincia:

Qui ne doune ki aime ne prent ki desirre ...

e che è il prologo del vero e proprio trattato sui peccati mortali. Anche qui ci si fa innanzi, come abbiam visto, la *Somme* di Frère Laurent col suo trattato *les .vij. pechiex mortiex et leur branches;* e anche questa volta le affinità non sono poche né trascurabili.[1]

Appendici.

I.

Il codice estense nº 34

(a. P. 8, 6).

Il cod. est. 34 è stato descritto due volte da J. Camus: nella *Rassegna Emiliana* e nella *Revue d. lang. romanes.*[2]

Contiene la *Somme le Roi* (cc. 1—104) e un'appendice riguardante i peccati e le virtù scritta da un anonimo forse per far seguito alla *Somme*. Comprende questo secondo trattato le cc. 105—116 e comincia così:

Nous avons parlé longuement du vice d'orgueil et des branches qui en issent, et des raincelez qui issent des branches. ...

Il codice è acefalo e comincia con il settimo comandamento

I. I dieci comandamenti.

... de celui qui elle est. En est commandement nous est devée rapine et usure et bareter autrui pour le sien avoir ...

II. Ce sont les articles de la foy crestienne.

Manca una carta. La c. 2 incomincia:

... ment: cest article i mist. S. Phelippe. Le sissieme article est de sa resurrection ...

III. Les .vij. pechiéz mortiex.

c. 2d. Messires Sains Jehans el livre des ses revelations qui est appelez Apocalipse.

---

[1] Sono singolari le affinità della prima parte del cod. est. 5 e del ms. citato di Nancy. Si veda il *Catal. général des mss. des bibl. publiques de France,* IV, p. 138.

[2] *Rassegna Emiliana,* II, pag. 41 dell'estratto. — *Revue d. lang. rom.,* 1891, pag. 44 dell'estratto. Rimando a questi luoghi per la descrizione del codice.

IV. Ci commence comment
l'en aprent a bien morir

Manca il principio. La c. 27ª com:

... appele l'escripture fouls avougles. Car ceste mort il apelent vie. ...

V. Parafrasi del Pater.

c. 37ᶜ. Quant l'en met .j. enfant a letre ...

VI. Les .vij. dons dou Esperit.

c. 46ª. Après les .vij. peticions de la pater nostre nous convient parler ... [c. 104ᶜ] ... qui vous maint en sa compaignie la ou est pardurable vie. Amen.

Ce livre compila et fist .j. frère de l'ordre des precheurs à la requeste du Roi Phelippe de France en l'an de l'incarnation Jhesu Crist. Mil.cc.lxxix. Deo gracias.

Le miniature che accompagnano il codice estense della *Somme le Roi* meritano una particolare menzione perchè furono eseguite con molta diligenza e perchè sono quasi sempre precedute da una traccia, compilata da chi scrisse il manoscritto, con l'intento ch'essa dovesse servire di guida al miniatore.

Generalmente esse precedono ciascuna parte della *Somme;* alcune però sono state levate dal codice insieme alla carta intera che le conteneva. Il manoscritto è acefalo e non possiamo per conseguenza sapere di quale miniatura fosse fregiato sul principio. Manca anche la miniatura, che doveva precedere il trattatello dei dodici articoli della fede, ma di essa è rimasta a c. 1ᵈ, in rosso, la descrizione:

Ci après doivent estre point les .xij. apostres en seant: et el mileu des apostres doit avoir .j. livre ouvert seur .j. letrin et chascun des apostres i doit mostrer au doit en semblance de deviser la credo. Et desus le letrin doit avoir .j. colom descendant du ciel qui par le bec giete semblance de feu; lequel feu doit descendre en semblance de rais de soleil sus chascuns de[s] apostres.

Il trattato dei peccati mortali è preceduto da una piccola miniatura rappresentante la bestia apocalittica con sette teste e dieci corone d'oro. Essa ha abbattuto un angelo, che vien liberato da un altro, che appare in alto.

È stata anche asportata dal manoscritto la carta contenente la miniatura riguardante il 'Giardino delle virtù' o *Comment l'on aprent à bien mourir*. Eccone la descrizione a c. 24ᵈ. Noto una volta per tutte che queste descrizioni sono intercalate nel codice e non si leggono già nei margini di esso:

Ci doit avoir ymages: premierement Nostre Seigneur en soiant en fourme de iugement et une espée en sa bouche et un homme et une fame a ienouz iointes mains, l'un d'une part et l'autre d'autre du siege. Et derriere chascun si doit avoir .j. angele en estant. L'un tiegne une lance, et l'autre couronne d'espines. Et de de souz ces ymages doit avoir .iiij. ymages ... et des sepoltures dont li mort resuscitent et après par de soz doit estre enfer la chaudiere sus le feu

et les ames dedenz. Et devers destre doit avoir .j. ange qui enmaine ceux de la part Nostre Seigneur, et devers senestre .ij. deables, l'un qui pent les ames a son col et les giete en la chaudiere, l'autre qui les tient en une chaienne estrains et enclos.

La miniatura che precede la parafrasi del Pater è così descritta:

Ci après doit estre point comme Nostre Sires preche a ses deciples en la montaigne et tient en sa main senestre une reonde che se partie en trois parties et au pie de la montaigne de chascune part les .xij. apostres. Et de souz les apostres grant multitude de genz qui regardent en haut pour oir le sarmon de la sainte pater nostre.

Precede i *Doni dello Spirito Santo* la seguente miniatura:

Ci apres doit estre point comment nostre Seigneur envoie le Saint Esperit a ses apostres. Et doit estre l'ymage Nostre Seigneur en une nue en haut tenant une pomme en sa main senestre et fere signe de saigner a la main destre. Et desoz la nue vuel tenir un colump qui giete par le bec feu et desouz le colump doivent estre les .xij. apostres en estant qui regardent contre mont le venue du colump.

Seguono ai sette doni dello Spirito Santo una grande miniatura occupante per metà la c. 49ʳ e la seguente descrizione:

Ci après doit estre pointe: prudence . force . et iustice . Prudence doit estre une dame qui siet en une chaiere qui tient .j. livre ouvert et lit a ses deciples qui sient a ses piez. Et atrempance doit estre pointe de coste en la partie senestre. Et doivent estre .ij. dames seanz a une table mise de viandes. L'une dame parole a l'autre par contenance de mains. Et desouz la table a un povre a ienouz qui prent .j. henap a pie et boit. Force doit estre pointe desoz a destre une damoisele en estant vestue d'un mantel et tient entre ses deus mains un lyon en un compas raont a la fourme d'un platel. Justice doit estre apres a senestre en seant et tient e une main une espee et en l'autre unes balances en semblance de peser.

A c. 55ᵛ troviamo un'altra miniatura preceduta dalle seguenti linee:

Ci doit avoir une dame en estant qui a nom amistié et tient un colom. Et devant la dame doit avoir un homme en estant qui est viel qui a nom Hely. Et desouz la dame doit avoir .ij. parsones qui s'embracent et bessent qui ont nom David et Joachas. Et de soz Hely doit avoir .j. roi qui tient une lance et veul ferir .j. enfant qui tient .j. psalterion a ses piez. Li rois a a nom Sau[l] et li enfes David.

L'ultima miniatura riguardante sempre i Doni dello Spirito Santo trovasi a c. 59ᵛ.

Ci doit estre une dame en estant a destre qui a non pes et tient Agnus dei. Et de souz la dame l'arche Noel en semblance d'une neif et sus diverses tabernacles où il ait diverses choses et devant la dame une ymage en estant que a nom Felonie et tient une hache et veult ferir une ymage a genouz devant soi. Et devant l'arche Noel doit avoir .iij. ymages en estant: cele du mileu doit estre Moyses cornuz qui depart la mellee des .ij. autres qui se veulent ferir de bastons. Ce sont li non des ymages ... felounie. L'arche Noel nous senefie pais.

Estraggo il passo riguardante la Vraie Noblece:

(c. 32[d])

Qui la seconde franchise, dont i'ai parlé, pourra avoir, a grant nobleche vendra. La vraie noblece vient du cuer gentil se il n'aime Dieu; dont il n'est noblece ce que en Dieu servir et amer, ne vilanie fors du contrère, c'est de Dieu corroucier et de péchié fere. Nus n'est adroit gentil ne noble de la gentillece du cors; car quant au cors touz sommes filz d'une mère, c'est de terre et de boe, dont nous preismes tuit [c. 33[a]] char et sanc et de cest costé nul n'est gentil ne frans. Mes vostre droit père est le Roi du ciel, qui fourma le cors de terre et crea l'ame a s'ymage et a sa semblance. Et tout aussi comme il est du père charnel qui moult est liéz quant son filz li resemble, aussi est il de vostre père du ciel, qui par ses escriptures et par ses mesages ne nous fine de semondre et prier que nous metons paine de lui resembler. Et pour ce envea il son beneoit cors Jhesu Crist en terre pour nous aporter le vrai essamplère par qui nous soions refourmé a s'ymage et a sa semblance, comme sont cil qui habitent en sa haute cité du ciel, comme sont li ange et li saint de Paradis, ou chascuns est de tant plus haut et plus a de noblece comme plus proprement porte cele bele ymage. Et por iceli, S. homme en cest siecle metent tout leur cuer et leur paine a Dieu servir, connoistre et amer et de leur cuer du tout espurgier. Car de tant comme le cuer est plus pur et plus net, de tant voit il cele bele face Dieu plus apertement. Et com plus la voit apertement, plus l'aime ardanment et tan le resemble il plus proprement. Et c'est la vraie noblece qui nous fet filz Dieu. Et por ce dit trop bien Sain Jehan l'apostre que adont serons nous filz Dieu et li resemblerons proprement, quant nous le verrons apertement. Ce sera en sa gloire, quant nous serons em Paradis; car nus ne voit à descouvert la biaute Dieu, mes aussi comme par mi un miroer si comme dit Saint Pol; mes lors nous le verrons face a face clerement. La vraie noblece commence dont et est parfecte en gloire. Ceste noblece met le S. Esperit en cuer d'omme qu'il espurge cui parlé et enlumine en verité et parfet en charité. Ce sont les tres granz biens que Diex a fez aus genz, si comme dit S. Denis, car il resemblent leur createur. Ainssi oeuvre le Saint Esperit es cuers des preudommes par grace et par vertu de quoi il sont refourmé a l'ymage et a la semblance de Dieu, tant comme estre puet en ceste vie: car il les eslieve si en Dieu et embrase en s'amour que tout leur entendement, c'est leur entencion, tout leur memore, c'est leur remenbrance qui est convertie en Dieu en ceste amour qui conioint si ensamble tot le cuer a Dieu, qu'il ne puet autre chose vouloir que ce que Diex veult; car il n'ont entre eus et Dieu que une meismes volenté et adont a il l'image et la semblance Dieu, si comme l'en puet avoir en terre; et c'est la plus grant noblece et la plus haute gentillece a quoi l'em puise venir ne monter. He! Dex, comme sont loing de ceste hautesce cil qui se font si cointe de cele povre noblece, qu'il ont par leur mère la terre qui porte et norrist les porciaus, aussi comme elle fet les rois, et se vantent de leur gentillece pour ce que il cudent estre de gentil boe; et cestui parage seivent trop bien conter et l'autre costé ne regardent mie, dont leur vient la vraie noblece et le gentil parage ou il deusent regarder a leur vrai essamplaire Jhesu Crist, qui plus ama et honora sa mère que ne fist. Et quant l'en li dist: Sire, vostre deciple vous demandent; il respondit: Qui est ma mère, ne mon cousin, ne mon frère, fors cil qui font la volenté mon pere du ciel? Et c'est le noble ceptre et le gentil parage, dont vient et naist en cuer vraie gloire, aussi comme de l'autre vaine noblece naist orgueil et vaine gloire.

II.

Il cod. Parmense Palat. n° 106.

Il ms. Parmense Palatino n° 106 è pergamenaceo, in f° di Mm. 330 × 240; scritto a due colonne da mano francese del sec. XV e ciascuna colonna contiene 36—9 linee. È legato in pelle con fregi in oro. Sul dorso reca la scritta: *Jardin de Paradis.* Sulla prima carta in alto v'è una miniatura rappresentante la crocifissione e intorno alla pagina corre un fregio assai elegante, che si ripete, con qualche differenza, a c. 9 e a c. 57. In calce a quest'ultima carta è stata aggiunta un'arma gentilizia, da mano senza dubbio più inesperta: tre spiche d'oro in campo azzurro, ch'è lo stemma della famiglia baronale Espinard di Colonia. Le inizali si alternano rosse e azzurre; qualchuna di maggiore dimensione ha fuori e dentro alcuni caratteristici arabeschi. Le rubriche sono sempre in rosso. Il cod. era segnato per l'addietro col n° 63.

Con quest'ultima segnatura esso è infatti citato da L. Barbieri, che sin dal 1863 lo utilizzò per un suo opuscoletto riguardante Zucchero Bencivenni e la sua parafrasi del *Pater.*[1] Il Barbieri pubblicò alcuni brani della *Somme le roi* di Frère Laurent contenuta dal ms. insieme ad altri trattati di morale cristiana di non poco interesse per la storia delle lettere francesi. Ho giudicato opportuno comunicare una descrizione di questo codice ancor poco conosciuto.

Debbo subito ricordare due operette latine, che si leggono: la prima a cc. 1^a—2^d e la seconda a cc. 4^a—6^d. Non hanno alcuna importanza e sono i soli due trattatelli, che non siano scritti in lingua francese. Il primo di essi si intitola: *Passio d.ni nostri Jhesu Christi secundum Johannem* (Com: In illo tempore egressus Jhesus cum discipulis suis ... fin: quia iuxta erat monumentum posuerunt). Il secondo è indirizzato *Contra ignorantes* e occupa due carte. Le opere francesi conservate nel cod. Parmense sono le seguenti:

I.

(cc. 2^d—4^d.)

Manca la rubrica ma v'è lo spazio per essa. — Après le traictié des vices principaulx par ordre convenable et competant ie tracteroy des Vertuz Cardinalles qui sont quatre: force, prudence, iustice et attrempance ... [c. 4 a] il est escript que celui est bon cristiain qui so cognoist estre pelerin en sa maison en son pais et celuy sert loyaument qui fait la volenté de son seigneur. Aussi doit on plaindre les pecheurs non pas seullement pour ce que ilz ont pechié mais pour ce que ilz ont bouté hors d'avec eulx et en lesquelz pechiéz esioissent les princes de tenebres etc. En ses versez cy après sont les circostances qui agriefvent pechié lesquelles chascun pecheour doit dire en confession. Seguono due versi latini.

[1] L. Barbieri, *Trattatello delle Virtù,* in *Scelta di curiosità letterarie inedite e rare,* Bologna, Romagnoli, 1863, disp. XXVI.

II.

(cc. 7ª—8ᵇ.)

Art de bien mourir.

Com: Si les vraiz amis du malade font grant diligence envers luy pour la vie et santé corporelle et faillable, Dieu et charité requierent que eulx soient plus soigneux pour son salut et vie espirituelle et pardurable car ad ce derrain besoing ... fin.: [c. 8ᵇ] Et seroit expediant en chascun hospital ou maison Dieu que par ordinacion faicte on ne receust aucun malade qui ne se confessast des le premier jour ou moins que il se representast ad ce ordonne. Cela est hounourablement gardé en l'ostel Dieu de Paris. Cy finist l'art de bien mourir.

Questo trattatello, che qui si legge anonimo, sulla morte si rinviene anche tal quale a c. 183ᶜ attribuito a Jehan de Gerson, autore ben noto per i suoi molti compendi di morale cristiana.

III.

Le livre de Bonnes Mœurs

(cc. 9ª—56ᵈ).

Com: Cy commance la premiere partie des rubriches du livre de bonnes Meurs: le quel livre est devisé en cinq parties. Et parle le premier chappitre de la premiere partie comment orgueill desplaist a Dieu ...

Tous orgueilleux se veulent a Dieu comparer en tant qu'il se glorifient en eulx mesmes ... [c. 56ᵈ] et si tu meurs en grace en ycelle heure seras saulvé ou en vaye de saulvement. Par quoy il appert que pou vault l'esperance de ceulx qui dient que le monde durera moult longuement.

Segue a questo trattato un data: Anno d.ni M° cccc° LXXV° — Non è difficile identificare quest'opera. Si tratta del libro di Buoni Costumi di Jacques Legrand, intorno a cui si veda lo studio dell'abate Sallié, *Mém. de l'Academie des inscriptions et belles-lettres*, 1743, XV, 796. Due codici di questo medesimo trattato si trovano descritti da E. Langlois, *Notices et Extraits des mss.*, V (*Notices de mss. français et provençaux de Rome*), pagg. 110 e 144.

IV.

Somme le Roi

(cc. 57ª—156ᵇ).

Cest livre cy parfist et compila ung des frères prescheurs nommé Saint Thomas d'Acquin (*sic*) à la requeste de Philippe Roy de France en l'an de l'incarnation M.IIᶜᶜ LXXIX.

Le premier commandament que Dieu commanda est cestui: Tu n'auras mie divers dieux; c'est a dire: Tu n'auras Dieu fors moy, ne ne noureras ne ne serviras, ne ne metras ton esperance fors en moy. ... [c. 156] Mais ci finira ma matière a la gloire nostre Seigneur. A qui en soit toute honneur qui nous maint a sa compaignie là ou est pardurable vie. — Amen. —

V.

Meditazioni

(c. 156ᶜ).

S'ensuyvent les meditacions que les gens laiz doivent faire ès sept heures du iour avec les orayson.

Tous hommes et toutes femmes sont nez pour congnoistre et louer dieu, leur createur, comme saincte Eglise a ordrené que par sept foys le iour les clercs se asemblent. ...

VI.

(cc. 161 [b]—165 [a].)

Seguono alcuni avvertimenti sulla messa con orazioni.

VII.

(c. 165 [b].)

Com: Ha dict sainct bernart: qui donra a mon chief signe que ie puisse plourer par iour et par nuyt tant que nostre doulx Seigneur Jhesu Crist vueille avoir pitié et merci de moy son servant. ...

VIII.

(c. 171 [d].)

Cy commence ung sermon translaté de latin en franczois appellé le mirouer des pecheors.

Mes tres chiers frères nous sommes en cest monde cy passans et finans nos jours. ...

IX.

(cc. 178 [c] — 183 [c].)

Cy après s'ensuyvent trante reilles pour viure contemplativement.

A l'honneur et a la louange de Dieu et de la benoiste Trinité et au prouffit et saulvement des ames. ...

X.

(c. 183 [c].)

Cy ensuist ung petit traictié ordrenné par Maistre Jehan Gerson et prouffitable pour visiter les mallades pour leur salut spirituel lequel contient quatre petites parties.

Si les vrays amis du mallade font grant diligence vers luy. ...

XI.

(c. 185 [c].)

Cy après est escripte une brieffve doctrine et moult bonne pour ceulx qui veullent viure contemplativement.

Sclon les scriptures, la creature qui veult viure contemplativement il est expediant qu'il observe et garde deux condicions. ...

XII.

(c. 186 [c].)

Cy ensuist une meditacion en brieff de la passion Nostre Seigneur.

O creature Dieu ...

XIII.

(c. 188 [b].)

Saint Hubert evesque de la cité du Liege assez pres d'Allemaigne ...

XIV.

(cc. 189 [a] — 194 [c].)

1. Cy commance la passion nostre dame et se complaint a Dieu le pere.

Hee! Dieu pere, a toy me plaing
A ta grace viens a reclam
Et me semble que moul coveux
Tu es a ceulx a qui tu veulx. ...

2. Cy commance le trespassement de la Virge Marie ...
Doulce Marie, chere Dame,
Dieu te saulve le corps et l'ame
Dieu le pere a toy m'envoye
Et dit que de rien ne t'esmoye. ...

Seguono (cc. 194 c — 195 b) alcune preghiere in versi latini.

XV.

(cc. 195 c — 236 a.)

Si comme dit le philosophe au commancement de metaphysique ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Cy definent les Meditacions de frère Bonaventure de l'Ordre des frères mineurs et cardinal de Romme.

XVI.

(cc. 236 a — 240 b.)

Le Jardrin de Pardis.

En l'abbaye de devote religion fondée en ce mondain desert c'est le jardrin de vertueuse consolacion ou le Dieu d'amours habite c'est le jardrin gracieux ou habite le doulx Jhesus et ou quel il appelle sa mie ou livre des chancsonnettes amoureuses. Vient, dit il, en mon jardrin ma dolce soeur ma chière espouse ...

Finisce con una poesia che incomincia:

La chanczon de la sainte ame:

Pour l'amoureuse couronne gaigner
Dont aux amans fait amoreux present
Le Dieu d'Amors tous le doivent louer
Amer servir très amoureusement ...

Explicit le Jardrin de Paradis.

III.

Estratto dal Cod. est. n° 5 (a. P. 9, 1)[1]

(c. 14 v).

De vraie noblece.

Vraie nobleche si est quant li hom est dou linages de Paradis: Li rois de Paradis, ki est nos drois pères,[2] ki nos fourma le cors et crea l'ame a s'ymage et a sa samblanche. Dont si comme il est dou père

---

[1] Descritto dal Camus, *Op. cit.*, pag. 3. Il Camus ha pubblicato il terzo trattato che il cod. contiene nella *Mem. della R. Accad. di Modena,* Vol. VII, S. II (*Alcuni frammenti in antico dialetto piccardo dell' Etica d'Aristotele*). Questo scritto non è stato conosciuto da C. Marchese in *Giorn. stor. d. lett. ital.* XLII, 1 sgg.

[2] Parola aggiunta in margine.

carnel ki mout est lies quant ses fius le resamble, ausi est il de nostre père dou chiel ki par ses escritures ne nos fine de soumonre et de prijer ke nous metons paine de luj resanler et pour chou nos envoia il sen benoit fil en tiere pour nous aporter exemplaire per cui nos soions reformé a s'ymage et a sa biauté si comme sunt cil ki habitent en sa haute cité, u chascuns est de tant plus haus et plus nobles com plus proprement porte cele biele ymage. Dont il a .IX. ordenes d'angeles ou ciel ki tout voient Dieu et le resamblent et de tant chescuns proprement com il le voient plus apiertement. Ce sunt IX degré de vraie nobleche u se painnent li saint homme de merir plus, de monter plus et plus de jour en jour. Dont tout lor cuer et toute lor paine maitent a Dieu counoistre et amer et de leur cuer espurgier ausi com on fait de l'or afiner. Car de tant comme li cuers est plus purs et plus nais; de tant voit il cele biele fache Dieu plus apiertement et com plus apiertement le voit, plus l'aimme ardanment et com plus l'aime ardanment tant le resanle il plus proprement. Donc Seraphin, ki sunt li plus haut et li plus cler et li plus noble de tous les .IX. ordenes, ki plus sunt priès de Dieu et cil ki plus le resanlent, sunt apielé ardant d'amour et ambrasé. Cil sunt da les cel grant brasier d'amour et cele tres grans clarté u Dex habite u nus ne puet s'aproismier Pour chou dist bien Sains Jehans li apostles ke adont serons nous adroit fil Dieu et le resamblerons proprement quant nous le verons ensi com il est apiertement. Mais ki violt savoir coument li Sains Esperis en cestui siecle eslieve l'ame par sa grasce par ces .IX. degrés de nobleche il couvient ke il sache coument li .IX. ordenes des angeles sunt nomé chascuns de le plus biele grasce ke Dex li a dounée. Et puis qu'il entenge coument Dex doune tels grasces a ses sains spirituelment cil dou premier et dou plus bas ordene sunt proprement apielé angele et cil nos gardent et nos ensegnent les commandemens cil del secont sunt apielé(t) archangele et cil nos moustrent les secres Dieu et les consaus. Chius dou tierch est pour cui dex fait en tiere ses miracles. Chius dou quant lie le pooir au dyable et nos garde de lor engiens et chou est potestas. Cil dou quint principaut ki gouviernent les roiaumes et les signouries en tiere et les remuent selonc chou qu'il plaist a Dieu. Chius [c. 16 r] dou sisime domination ki ont signourie et maistrie sour ces .V. ordenes ke iou ai només. Chius dou sietisme trones, u Dex se repose et fait ses iugemens. Chil dou uuitisme Cherubin, cil ont plenté de counisscanche et voient Dieu plus apertement. Chil dou nuevisme Sceraphyn cil passent tout en toutes graces . et de la plus biele grasce il ont ardant a non pour chou qu'il ardent en amour et chou est la plus grans nobleche et li plus grans dous de la souverainne parfection ke Dex doune a angele ne a homme qu'il soit ardans en amour et parfais. — Ore tu ki aimmes et desirres hauteches aprent coument ou monde a parfaite nobleche. Il n'est nobleche se de Dieu non siervir et amer et chiertes il n'a cure ke vilains le sierve et pour chou quant il apiele l'omme a son sierviche il li doune cuer nouviel et noble et la première grasce ke il li fait est quant il li doune cuer volentriu et apparelliet a faire ses commandemens. Et donc est il en l'estat des angeles quant il li moustre ses con[c. 16 v]saus dou monde laissier et de devenir siers a autrui et povre pour Dieu et d'amer ses anemis et rendre bien contre mal et li doune cuer prest à faire. Or a en soi l'ymage des archangeles quant il li doune cuer de son cors maitre à mort et livrer à martyre pour ses proimes sauver ki est ausi comme miracles et contre nature que on aint plus autruj vie ke la sive. Or a en son cuer l'ymage des viertus. Et en ces trois choses est parfections de toutes oeuvres. Car si comme Dex dist: nus ne puet plus faire pour son ami ke maitre sa vie pour lui. Quant vraie humilités li garde le cuer ke anemis ne l'em puist encombrer ne destourber adont a il l'ymage des potestas. Quant parfaite deboinairetés

gouvierne le cuer ke nus hom ne le puet tourbler donc a il en soi l'ymage des principes. Quant fine purtés li conferme le cuer et fait estable et fait estable ke pensée ne mouvemens ne desiriers mauvais ni puist entrer dont a il l'ymage des dominations. Or est delivrés de tout encombriers. Or est [c. 19 r] pais dehors et dedens. Or est montés par .vj. degres de nobleche au trosne le Roi Salemon . car or est ses cuers trosnes et sieges de Dieu recliner. Ensi puet li esperis del tout a Dieu entendre et soi convertir a luj. Or se conviertist en trois manières: premierement il se convertist et doune a Dieu toute sa memoire et sa pensee pour lui avoir et retenir continuelment en memore et en meditation. Or a l'ymage des trosnes: apres il entre en une autre clarté miervelleuse et li oeuvre Dex l'uel dou cuer . et l'entendement qu'il dou tout conviertist et met a lui veoir et counoistre toute sa raison et son entendement. Adont est il si pris et si ravis fors de soi et si esbahis de cele biauté et de cele clarté que il voit ke il ne li souvient de soi meismes. Et comme plus le voit plus le desirre a veoir. Dont S. Pieres dist ke li angele ki toudis le voient le desirrent a veoir. Adont a li hom l'ymage de Cherubyn. Apries chius desiriers qu'il a li embrase le [c. 17 v] cuer et fait ardant en cele biele amour ki naist de vraie counissanche et de le bonté Dieu et le fait desirant de là venir à la perfection de cele amour. Cest qu'il aint autant Dieu d'ardant amour, ke creature puet amer son creatour. Et ceste amours et chius desirs ioient le cuer et l'esperit del homme a Dieu, si qu'il ne puet autre chose voloir fors ke chou ke Dieus violt: car il n'ont entre luj et Dieu fors une meisme volenté et adont a il l'ymage a seraphyn et c'est la plus grant nobleche et la plus haute gentilleche ke on puist penser ne deviser ne desirrer. He, Dex! con sunt lonc de ceste hauteche cil ki tant se font cointe de celle povre nobleche ki ont de par leur mère la tiere ki est la caitive porchiere ki nourist et porte les pourchiaus ausi com ele fait les rois, et se vantent de leur gentilleche pour qu'il cuident iestre fait de gentil boe; et cestui parage sevent si bien conter et l'autre costé ne regardent nient. He, dex! car se conneuisscent il et desissent aussi comme tu fesis ki plus amas et houneras ta mère conques ne fesist nus hom. Quant uns hom te dist: Sire, vostre mère et vostre cousine vos demandent la fors tu respondis ensi de chou com parloit de ton povre parage et desis. Qui conques fait la volenté men père ki est cheens. Car c'est li noble costé et li gentils parages dont il naist el cuer del home sans orguel et vraie gloire ausi comme de l'autre vainne noblece naist vains orgiols et vaine glore.[1]

---

[1] Riguardo all'età di questo codice estense 5, il Camus credeva, nella redazione italiana del suo lavoro sui codd. francesi della bibl. estense, ch'esso appartenesse al sec. XIV. Il Raynaud, esaminata la scrittura del codice sopra una fotografia comunicatagli dallo stesso prof. Camus, ritenne che il manoscritto dovesse assegnarsi alla fine del sec. XIII. E questa opinione seguì il Camus nella redazione francese del suo catalogo.

Modena. Giulio Bertoni.

'Der schlimm-heilige Vitalis' von Gottfried Keller und 'Thaïs' von Anatole France.

I.

Wilhelm Scherer hat in einem Aufsatze, der den Legenden Kellers gewidmet ist (*Vorträge und Aufsätze,* Berlin 1874, S. 397 bis 407), für zwei von ihnen, nämlich für 'Dorotheas Blumenkörbchen' und 'Das Tanzlegendchen', eine ausführliche Vergleichung mit ihrer Quelle, den Legenden von Ludwig Theobul Kosegarten, angestellt. Die drei Marienlegenden (*Die Jungfrau und der Teufel, Die Jungfrau als Ritter* und *Die Jungfrau und die Nonne*) bespricht er nur kurz, weist aber auf das Wesentliche hin, indem er sagt, dafs die heilige Jungfrau, ohne dafs Keller den alten Legenden viel zuzusetzen brauchte, etwas menschlich und irdisch ausgefallen sei. Auch die übrigen beiden Legenden, *Eugenia* und *Der schlimm-heilige Vitalis,* sind von Scherer nicht direkt mit der Quelle verglichen worden; er sagt nur, dafs hier die frommen Heiligen der Legende als Unheilige schliefsen. 'Die exaltierten Gemüter, welche gegen die Natur ankämpften, unterliegen ihren natürlichen Empfindungen. Das Menschliche ist stärker in ihnen als das Übersinnliche, das seiner irdischen Schranken zu spotten sucht.'

Jakob Baechtold hat in seinem grofsen Kellerwerke die Stellen angegeben, an denen sich bei Kosegarten die Vorlagen der Kellerschen Legenden finden. Dabei äufsert er, dafs die Quelle zum *schlimm-heiligen Vitalis* bei Kosegarten Bd. I, S. 212 ff. stehe, und bemerkt dazu: 'Dem *schlimm-heiligen Vitalis* liegt die Legende von der heiligen Thaïs, der Buhlerin, und Sankt-Paphnutius zugrunde, worin selbstverständlich blofs die Bekehrung und Begnadigung der Dirne, nicht aber ihre Vermählung mit dem Heiligen erzählt wird.'

Diese Äufserung Baechtolds macht schon stutzig, weil die Dirne, um deren Bekehrung Vitalis sich müht, den Heiligen bis zum Schlufs nur ausnutzt und zum Narren hält und andererseits Jole, die ihn zum Gatten gewinnt, keine Dirne ist und nicht bekehrt und begnadigt zu werden braucht. Stellen wir nun vollends den Kosegartenschen Text der Thaïslegende dem *Vitalis* des Meister Gottfried gegenüber, so werden wir in dem Zweifel an der Richtigkeit der Angabe

Baechtolds nur bestärkt werden müssen. Bei Kosegarten heiſst es folgendermaſsen:

'Die Buhlerin Thaïs war von so auserlener Schönheit, daſs viele Jünglinge um ihretwillen ihr ganzes Vermögen verschwendeten und am Ende in die bitterste Armut gerieten. Auch war ihre Haustür der Tummelplatz unaufhörlicher Balgereien, und ihre Schwelle war häufig gefärbt mit dem Blute der eifersüchtigen Liebhaber. Als das der heilige Paphnutius hörte, zog er einen weltlichen Habit an, steckte einen Solidus zu sich und reiste zu ihr, die in einer ägyptischen Stadt ihr Wesen trieb. Als er nicht ohne Mühe vor sie gekommen war, reichte er ihr den Solidus statt des Sündenlohnes. Sie nahm das Geld und sprach zu ihm: "Laſs uns in die Kammer gehen." Als sie in die Kammer kamen und die Buhlerin ihn einlud, ein prächtiges, mit reichen Decken geziertes Bett zu besteigen, sprach Paphnutius: "Wenn du ein geheimeres Gemach hast, so laſs uns in dieses gehen." Sie führte ihn in ein solches, dann in ein drittes, dann in ein viertes und fünftes. Immer noch deuchte es dem Fremden nicht geheim genug. Immer noch besorgte er, daſs ihn jemand sehen möge. Thaïs sprach: "Ich habe freilich noch ein Gemach, wo es unmöglich ist, daſs ein menschliches Auge uns finden möge. Scheuest du dich aber vor Gott, so bedenke, daſs kein Gemach so geheim ist, wohin sein Auge nicht dringe." Als das Paphnutius hörte, sprach er zu ihr: "So weiſst du also, daſs ein Gott sei." Sie sprach: "Ich weiſs, daſs ein Gott ist, und auch, daſs es eine vergeltende Ewigkeit gibt." Da sprach der Abt: "Wenn du das weiſst, warum hast du dann so viele Seelen zugrunde gerichtet? Wisse, daſs du nicht bloſs für deine Seele, sondern auch für die ihrigen wirst strenge Rechenschaft geben müssen." Als das die Buhlerin hörte, fiel sie zu des Abtes Füſsen und sprach unter Vergieſsung vieler Tränen: "Ich weiſs, daſs es auch eine Buſse gibt, und hoffe durch dein Gebet die Vergebung zu erlangen. So bitte ich dich dann, daſs du mir nur einen dreistündigen Aufschub gewährest; hernach will ich gehen, wohin du willst, und tun, was du mich heiſsest." Nachdem der Abt ihr hierauf einen Ort bezeichnet hatte, wo sie zu ihm kommen solle, trug sie alles zusammen, was sie mit ihren Sünden erworben hatte, machte einen groſsen Haufen daraus und verbrannte es angesichts des Volkes auf öffentlichem Markt. Es betrug aber der Wert des Ganzen nicht weniger denn einhundert Pfund Goldes. Als alles in Asche verwandelt war, ging sie an den Ort, den ihr der Abt bestimmt hatte. Dieser führte sie in ein Jungfrauenkloster und verschloſs sie daselbst in einer ganz kleinen Zelle. Die Tür versiegelte er mit Blei und lieſs nur ein enges Fensterchen übrig, durch welches er ihr täglich ein wenig Brot und Wasser zu reichen befahl. Als sie beim Abschied ihn fragte, wie und auf welche Weise sie zu Gott beten solle, sprach er: "Du bist überall noch nicht würdig, den Heiligen und Reinen zu nennen. Hüte dich, seinen Namen auszu-

sprechen und deine Hände gen Himmel zu heben, denn deine Lippen sind voll Schmutzes und deine Hände voll Unrats. Begnüge dich, auf dem Boden liegend und gen Morgen schauend, bisweilen auszurufen: Der du mich gebildet hast, erbarme dich mein!" Als Thaïs auf diese Weise drei Jahre eingeschlossen geblieben war, jammerte Paphnutius ihrer und er reiste zum heiligen Antonius, um von ihm zu erfahren, ob Gott ihr ihre Sünden erlassen habe. Antonius rief die Brüder zusammen und legte ihnen den Fall vor; dann befahl er ihnen, die Nacht zu durchwachen und jeder für sich im Gebet zu beharren, ob es etwa Gott gefallen möchte, seinen Willen zu offenbaren. Dieser Offenbarung wurde Antonius' ältester Schüler, der Abt Paulus, gewürdigt. Es sahe nämlich Paulus im Feuer des Gebetes den Himmel offen und in der Mitte desselben ein köstliches, reich verziertes Bette stehen, dessen drei Jungfrauen mit leuchtenden Angesichtern hüteten. Die erste Jungfrau war die Furcht der zukünftigen Strafen, welche das Gemüt vom Bösen abzieht; die zweite war die Scham über die begangene Sünde, welche die Vergebung erwirbt: die dritte die Liebe des Guten, welche den Geist zum Himmel erhebt. Als nun Paulus fragte, ob so grofse Herrlichkeit nicht etwa dem heiligen Antonius bereitet sei, ward ihm die Antwort: "Nicht deinem Vater Antonius, sondern der Sünderin Thaïs." Am folgenden Morgen erzählte Paulus dies Gesicht in voller Versammlung, und Paphnutius, jetzt des göttlichen Willens gewifs, zog fröhlich heim, eilte zu der Thaïs Zelle und entsiegelte die Tür. Thaïs bat, dafs ihr vergönnt werden möchte, noch länger drinnen zu bleiben. Paphnutius aber sprach: "Gehe heraus, meine Tochter, denn deine Sünden sind dir vergeben." Sie sprach: "Gott ist mein Zeuge, dafs, seit ich diesen Ort betreten, ich aus allen meinen Sünden Einen Bündel gemacht und solchen vor mich hingestellt habe; so wenig nun der Atem sich von der Nase entfernt, so wenig sind meine Sünden aus meinen Augen verschwunden, und ich habe nicht aufgehört zu weinen, indem ich sie betrachtete." Paphnutius erwiderte: "Nicht deiner Bufse halber hat dir Gott die Sünden erlassen, sondern weil du die Furcht nicht aus deinem Gemüte liefsest." Also ging Thaïs aus ihrer Zelle hervor, lebte noch bis an den fünfzehnten Tag und entschlief in Frieden.'

Wäre dies wirklich die Quelle zu dem *schlimm-heiligen Vitalis*, dann stände diese Legende Kellers in der Art der Benutzung der Vorlage ganz abgesondert da von den sechs übrigen. Bei allen anderen nämlich verhält es sich im allgemeinen so, wie es Keller selbst in einem Briefe an Freiligrath vom 22. April 1860 darstellt. Dort heifst es: 'In diesen Novellen[1] sind unter anderem sieben christ-

[1] Es handelt sich um den Zyklus der 'Galathea-Novellen', der schon in Berlin in den Jahren 1854—55 entworfen war. Nach dem ursprünglichen Plane sollten die sieben Legenden in diesen Zyklus hineinverwoben

liche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Kosegarten in einem läppisch-frömmelnden und einfältigen Stil erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süfslichen und heiligen Worten Kosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist. Wenn Gutzkow diesen Handel entdeckt, so wird er mich des Plagiats beschuldigen.' (Baechtold II, 461.)

Für diesen Vitalis aber würde die Äufserung Kellers nicht zutreffen, denn man könnte kaum in ihr die süfslichen Kosegartenwörter der Thaïslegende entdecken. Der einzige Berührungspunkt wäre der, dafs es sich bei beiden um eine Dirne handelt, die zu einem gottgefälligen Leben zurückgeführt werden soll; die Verschiedenheiten aber sind so mannigfaltig und so schwerwiegend, dafs man nicht gut von einer Vorlage sprechen könnte. Am auffallendsten ist der Umstand, dafs bei der Legende, die Baechtold als Quelle ansieht, die Märtyrerin die frühere Dirne ist und der Bekehrende Sankt Paphnutius vollkommen im Hintergrunde steht; bei Keller aber wird 'das verlorene Lamm', wenn es dem Mönche gelingt, es auf den rechten Weg zurückzuführen, nur in irgendeinem heiligen Kloster untergebracht, während Vitalis der Märtyrer ist. 'Denn dies,' heifst es bei Keller, 'war sein ganz besonderer Geschmack, dafs er das Martyrium bestand, vor der Welt als ein Unreiner und Wüstling dazustehen, während die allerreinste Frau im Himmel wohl wufste, dafs er noch nie ein Weib berührt habe und ein Kränzlein weifser Rosen unsichtbar auf seinem vielgeschmähten Haupte trage.'

Bevor ich an eine so radikale Umänderung der Vorlage glauben konnte, durchsuchte ich den ziemlich dichten Wald der Kosegartenschen Legenden in der Hoffnung, die zu entdecken, die dem Mönche die Ehre dieses wunderlichen Martyriums gab.

Und wirklich fand ich im IV. Buch im Kapitel 10, das 'die Barmherzigkeit des heiligen Johannes, genannt der Almosenier' überschrieben ist, die Legende, die unzweifelhaft Keller als Vorlage zu dem *schlimm-heiligen Vitalis* gedient hat. Der heilige Johannes, von dem das erwähnte Kapitel bei Kosegarten handelt, ist derselbe, von dem es bei Keller heifst: 'Der Bischof Johannes, welcher dazumal in Alexandria vorstand, mufste aber irgendeine Ahnung von dem wahren Sachverhalt oder sonst einen höheren Plan gefafst haben, da er sich weigerte, den verrufenen Mönch aus der Klerisei zu stofsen,

---

werden. Später löste sie Keller aus dem Zusammenhange heraus und überliefs sie 1871 Ferdinand Weibert, dem Chef der Goeschenschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Aus den Galathea-Novellen ist bekanntlich das Sinngedicht (1880—81 gedruckt) hervorgegangen.

und befahl, denselben einstweilen noch seinen seltsamen Weg wandeln zu lassen.' Die Art der Benutzung dieser Vorlage aber gibt gerade ein sehr bezeichnendes Beispiel für das Verfahren, das Keller im allgemeinen in seinen Legenden beobachtete.

Der Kosegartensche Text (Bd. II, S. 283—86 lautet folgendermaſsen:

'Dieselbe liebreiche Schonung bewies der fromme Erzbischof einem Mönche, Vitalis genannt, welcher eine ganz eigene Weise ersonnen hatte, die öffentlichen Buhlerinnen der Hauptstadt zu bekehren. Er zeichnete sie sämtlich auf, besuchte dann die eine nach der anderen und sprach zu jeder: "Gewähre mir die und die Nacht und versage dich an keinen anderen." Sobald er nun um die bestimmte Stunde in das Haus und in die Kammer trat, fiel er in einer Ecke des Gemachs auf die Knie und betete für die Besitzerin des Hauses die ganze Nacht. Frühmorgens verlieſs er sie und verbot ihr aufs schärfste zu sagen, was er bei ihr gemacht hätte. Dies trieb Vitalis eine geraume Zeit und richtete dadurch seinen guten Namen völlig zugrunde. Befand er sich bei einbrechender Nacht etwa in einer Gesellschaft, so pflegte er zu sprechen: "Was mache ich doch? Hätte ich doch bald vergessen, daſs die und die Freundin mich erwartet. Ich muſs hin, auf daſs sie nicht über mich zürne." Ward er von anderen wegen solchen anstöſsigen Wandels gestraft, so sprach er: "Was denkt ihr doch? Meint ihr, daſs ich von Stahl und Eisen sei? Bildet ihr euch ein, daſs Gott den Mönchen nicht auch ein biſschen Freude gönne? Die Mönche sind Menschen so gut wie die anderen." Manche sagten zu ihm: "Vater, nehmt euch lieber eine eigene Frau und legt den geistlichen Habit ab, damit die anderen sich nicht an euch ärgern." Hierauf pflegte er zu antworten: "Wer sich ärgern will, der ärgere sich und renne meinethalben mit dem Kopfe gegen die Mauer. Seid aber ihr über mich zu Richtern bestellt? Bekümmert euch um euch selbst, für mich sollt ihr Gott keine Rechenschaft ablegen." Solches sagte er mit groſsem Lärmen und Geschrei. Als nun die Sache vor den Erzbischof gebracht wurde, weigerte er sich, dem sonst frommen Mönche etwas so Frevelhaftes zuzutrauen; ihm ahnte, daſs irgendeine löbliche Absicht unter einem so frechen Äuſseren verborgen bliebe, und er vertraute, daſs Gott solche zu seiner Zeit schon an das Licht bringen werde. Wirklich gelang es dem Mönche, manche dieser Metzen zu bekehren und in Klöstern unterzubringen. Als er eines Morgens aus dem Hause eines solchen Weibsbildes heraustrat, begegnete ihm einer ihrer Buhler, gab ihm eine Maulschelle und sprach: "Willst du noch nicht ablassen, Bösewicht, von diesen ruchlosen Gängen?" Vitalis antwortete: "Für diese Maulschelle wirst du eine andere empfahen, welche über ganz Alexandrien erschallt." Gleich darauf erschien der Teufel dem Wüstling in Gestalt eines Mohren, versetzte ihm eine erschreckliche Maulschelle und sprach: "Die schickt dir der Abt Vitalis." Von

Stund an fuhr der Teufel in ihn und plagte ihn erbärmlich, bis Vitalis ihn durch sein Gebet befreite. Vitalis beharrte in dieser Bekehrungsweise, so lange er lebte. Als er gestorben war, fand man an den Wänden seiner Zelle diese Worte geschrieben: "Richtet nicht vor der Zeit!" Die gewesenen Buhlerinnen, welche durch Vitalis' Tod ihres ihm geleisteten Versprechens entbunden wurden, bekannten nun, in welcher Absicht er sie besucht und was er bei ihnen gemacht habe. Als das Johannes vernahm, preisete er Gott, der solches offenbart hatte. Auch sprach er: "O wie gern hätte ich die Maulschelle hingenommen, die Vitalis empfing!"'

Wer die ersten drei oder vier Seiten der Kellerschen Legende (d. h. kaum mehr als den achten Teil ihrer ganzen Ausdehnung) hiermit vergleicht, wird keinen Zweifel daran hegen können, daſs diese Fassung unserem Dichter vorgelegen hat.

Die Änderungen, die er auf diesen wenigen Seiten gegenüber seiner Vorlage vorgenommen hat, sind geringfügig, indes für ihn sehr charakteristisch. Wer das Besitztum der Jungfrau Züs Bünzlin mit solcher Liebe geschildert hatte und die Ausrüstung von John Cabys, dem Schmied seines Glückes, so ausführlich beschreiben sollte, der konnte sich nicht damit begnügen, zu sagen, daſs Vitalis die Namen aller Buhlerinnen aufzeichnete — *scribit omnes, quae notae erant, meretrices,* heiſst es in den *Acta Sanctorum* —, bei ihm tut dies Vitalis auf einem zierlichen Pergamentstreifchen, das in einem silbernen und, wie sich später herausstellt, mit einem Amethyst gezierten Büchschen zusammengerollt ist. — Auch konnte Keller nicht wie Kosegarten den Vitalis sagen lassen: 'Hätte ich doch bald vergessen, daſs die und die Freundin mich erwartet.' (*Eamus modo, Domina talis expectat nos*); bei ihm heiſst es viel persönlicher: 'Bald hätte ich vergessen, daſs die braune Doris meiner wartet.' — Und wer den Menschen Keller aus Baechtolds Werk kennen gelernt hat und weiſs, daſs er in gewissen Stunden auch an einer recht derben Prügelei Gefallen fand, den wird auch eine etwas gröſsere Änderung nicht überraschen: in der kirchlichen Legende versetzt der Wüstling (*homo immundus*) dem Vitalis eine Maulschelle (*dedit ei alapam in faciem*) und empfängt erst später den Lohn dafür; dies konnte Keller auf dem streitbaren Mönche nicht sitzen lassen, bei ihm pariert er den Streich und trifft den Raufbold so derb an die Stirn, daſs ihm die Sinne beinahe vergehen.

Im weiteren Verlaufe hat sich Keller ganz der Lust zu fabulieren hingegeben. Die Heiligengeschichte hat nur mit einigen Takten das Thema angeschlagen, Keller hat daraus einen sinfonischen Satz gemacht. Dort ist der Grundriſs der Geschichte nur der: Der Mönch Vitalis macht es sich zur Aufgabe, Dirnen zu bekehren. Er erträgt dabei den Tadel der Welt, die in ihm einen frechen Wüstling sieht. Erst nach seinem Tode wird die Reinheit seiner Gesinnung offenbar. — Kellers Novelle aber hat die starke Silhouette, die

Paul Heyse von dieser Gattung der Dichtkunst verlangt: Der keusche Mönch Vitalis besteht das Martyrium, vor der Welt als ein Wüstling zu gelten. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, verlorene weibliche Seelen zur Tugend zurückzuführen, und scheut, um dies zu erreichen, selbst vor Verbrechen nicht zurück. Da tritt ihm unter der Maske einer Buhlerin eine ehrliche Frau in den Weg, die ihn liebt. Unter dem Einfluſs ihrer holden Weiblichkeit wird er ein anderer. Aus dem wackeren Märtyrer wird ein ebenso trefflicher Weltmann und Gatte.

II.

Der Thaïsstoff ist jedenfalls mit der Legende vom Mönch Vitalis verwandt, beide bewegen sich in demselben Milieu; dieser Umstand hat ja zu der irrtümlichen Auffassung Baechtolds geführt. Nun trifft es sich, daſs auch die Legende von Thaïs ihre künstlerische Bearbeitung gefunden hat und zwar im Jahre 1890 von dem Manne, der in Frankreich heute wohl die feinste Feder führt, ich meine Anatole France. Rücken wir das Werk des Franzosen an die Schöpfung Kellers zur Vergleichung heran, so werden wir vielleicht hierbei Anlaſs zu nicht uninteressanten Beobachtungen über die Eigentümlichkeiten beider Dichter finden.[1]

Von vornherein läſst sich schon sagen, daſs wir es mit Männern zu tun haben, die in ihrem Lebensgang und in ihrer Weltanschauung einander fast entgegengesetzt sind. Die Verschiedenheiten der äuſseren Schicksale lassen sich leicht nennen. Der Sohn des Züricher Drechslermeisters, dessen Erziehung frühzeitig nur 'unbewehrte Mutterliebe' zu leiten hatte, wird in seiner geistigen Entwickelung schon als 15jähriger Knabe gehemmt dadurch, daſs er vom Unterricht gewaltsam entfernt wird. Das Leben nimmt ihn in eine harte Schule: in München und in Berlin steht oft der nackte Hunger vor seiner Tür. Erst 1861, im Alter von 42 Jahren, sechs Jahre nachdem er in die Heimat zurückgekehrt ist, sieht er seine bürgerliche Existenz gesichert.

Anatole France dagegen, der 1844 als Sohn eines künstlerisch veranlagten Buchhändlers in Paris in einem Hause des Quai Malaquais, d. h. in dem Stadtviertel der Büchertrödler und Antiquitätenhändler, geboren ist, scheint vom Schicksal freundlich behandelt worden zu sein. Behaglich verläuft seine Jugend im Hause seiner Eltern und in dem Gymnasium, das er als Externer besucht. In

---

[1] Richard M. Meyer hat in einem geistreichen Aufsatze der *Nation* vom Jahre 1896 (S. 620—622), *Vitalis und seine Genossen*, einen raschen Überblick über die Dichtungen gegeben, in denen sich das Motiv 'der reine Gottesmann unter den Sünderinnen' findet. Neben dem Vitalis und der Thaïs kommen dort zur kurzen Besprechung Hartlebens *Geschichte vom gastfreien Pastor*, Willibald Alexis: *Ruhe ist die erste Bürgerpflicht*, das Drama der Roswitha von Gandersheim: *Paphnutius* und Maupassants *Maison Tellier*.

ungehinderter Lust versenkt er sich in die Welt der Alten, und schon als Knabe streichelt er mit liebevoller Hand über den Rücken von Inkunabeln und alten Ausgaben. Er ist begeisterter Philologe: *Ils n'ont pas Virgile, et on les dit heureux, parce qu'ils ont des ascenseurs. Pourtant un seul beau vers a fait plus de bien au monde que tous les chefs d'œuvre de la métallurgie.* (*Jardin d'Épicure* 64.) Er scheint, abgesehen von den politischen Erregungen, in die ihn wider seine Gewohnheit die letzten Jahre gebracht haben, das friedliche Leben eines stillen Gelehrten zu führen.

Dankbar gedenkt er seiner Schule, wenn er 1884 im *Livre de mon ami* sagt: *Je crois que, pour former un esprit, rien ne vaut l'étude des deux antiquités d'après les méthodes des vieux humanistes français* (S. 165). Höheres aber noch als die Schule haben ihn, wie er sagt, die Auslagen der Büchertrödler gelehrt (S. 163): *Naïfs bouquinistes des quais, mes maîtres, que je vous dois de reconnaissance! Autant et mieux que les professeurs de l'Université, vous avez fait mon éducation intellectuelle. Braves gens, vous avez étalé devant mes yeux ravis les formes mystérieuses de la vie passée et toute sorte de monuments précieux de la pensée humaine. C'est en furetant dans vos boîtes, c'est en contemplant vos poudreux étalages, chargés des pauvres reliques de nos pères et de leurs belles pensées, que je me pénétrai insensiblement de la plus saine philosophie!*

Und was nennt er eine 'höchst gesunde Philosophie'? — Eine Art von Nihilismus.

A pratiquer les bouquins rongés des vers, les ferrailles rouillées et les boiseries vermoulues ... j'ai pris, tout enfant, un profond sentiment de l'écoulement des choses et du néant de tout. J'ai deviné que les êtres n'étaient que des images changeantes dans l'universelle illusion, et j'ai été dès lors enclin à la tristesse, à la douceur et à la pitié.

In immer neuen und überraschenden Wendungen und häufig da, wo es der Leser am wenigsten vermutet, ist er bei dem Satz angelangt, daſs das Leben von Grund aus ein Übel sei. 'Sollen wir annehmen,' sagt er einmal, 'daſs das Leben auf der Oberfläche der Riesenwelten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun besser sei? *Nous ne pouvons nous empêcher de penser, par analogie, que notre système solaire tout entier est une géhenne où l'animal naît pour la souffrance et pour la mort. Et il ne nous reste pas l'illusion de concevoir que les étoiles éclairent des planètes plus heureuses. Les étoiles ressemblent trop à notre soleil ... Cette analogie suffirait à me dégoûter de l'univers.*' (*Jardin d'Épicure* 83.)

Aber hüten wir uns, Anatole France auf einem dieser Sätze festzunageln. Er würde über uns lächeln, täten wir es. Denn nichts ist nach ihm klarer, als daſs wir niemals etwas wissen können, daſs jede uneingeschränkte Bejahung oder Verneinung einen Irrtum enthält, daſs alle Dinge um uns nur täuschende Scheinbilder sind, und daſs die Natur grausam unserer Unwissenheit und Dummheit spottet.

Dafs Anatole France der alten Lehre des Skeptizismus und ihres Meisters Pyrrhons von Elis neue Beweisgründe hinzugefügt hat, kann ich nicht sehen; wohl aber hat er sie verjüngt, indem er sie in geradezu unerschöpflicher Weise in immer neuem Gewande und in immer wechselnder symbolischer Einkleidung uns vor Augen führt. Niemals hat ein Gelehrter unbefangener die Nichtigkeit alles Wissens gepredigt. 'Wieviel Bücher!' sagt Fräulein Préfère, als sie in das Bibliothekszimmer tritt; 'und Sie haben sie alle gelesen, Herr Bonnard?' *Hélas! oui: c'est pour cela, que je ne sais rien.* (*Crime de Sylvestre Bonnard* 223.)

Ja, das Nichtwissen ist dem Wissen sogar vorzuziehen, oder, im Sinne von France, sagen wir, es ist besser, sich seines Nichtwissens unbewufst als bewufst zu sein. *Dans la nuit, où nous sommes tous, le savant se cogne au mur, tandis que l'ignorant reste tranquillement au milieu de la chambre.* (*Jardin* 81.)

Noch in dem neuesten Roman, der *Histoire comique,* läfst er den Dichter Constantin Marc, der auf dem Lande wohnt, sagen: *'Je n'ai pas la foi, mais je voudrais l'avoir. Je la considère comme le bien le plus précieux dont on puisse jouir en ce monde. A Saint-Bartholomé, je vais à la messe tous les dimanches et fêtes, et je n'ai pas entendu une seule fois le curé faire son prône, sans me dire: "Je donnerais tout ce que j'ai, ma maison, mes champs, mes bois pour être aussi bête que cet animal-là."'* (*Histoire comique* S. 208.)

Die Unwissenheit ist bei Anatole France die notwendige Bedingung des Daseins; die Empfindungen, die uns das Leben erträglich machen, sind von einer Lüge zur Welt gebracht und von Illusionen genährt worden.

Die rasche Tätigkeit des Mannes liegt nicht in der Neigung eines Skeptikers; wer wahrhaft die skeptische Stimmung angenommen hat, lebt in Ruhe, ohne Sorgen und Begierden. So betrachtet auch Anatole France das Leben, wie man ein Theaterstück von einem bequemen Parkettplatz aus sieht. *J'ai été enclin de tout temps à prendre la vie comme un spectacle ... Je suis né spectateur, et je conserverai, je crois, toute ma vie, cette ingénuité des badauds de la grande ville, que tout amuse et qui gardent, dans l'âge de l'ambition, la curiosité désintéressée des petits enfants.* (*Ami* 116.)

Träumen ist besser als Handeln. *L'indulgente nature m'avait accordé le plus cher de ses dons, le don des rêves.* (*Ami* 192.)

Und in welche Klasse des Lebens man ihn auch setzen möge, sagt er, er fürchte, so alt er auch werde, sich den Vorwurf zuzuziehen, den ihm der Lehrer der Sekunda gemacht habe: *'Monsieur Pierre Nozière, vous vous occupez de choses étrangères à la classe.'* (*Ami* 168.)

Seine Helden leben in ihren Träumen und lassen sich von den Zauberkunststücken ihrer Phantasie gefangen nehmen. Die Dichter trösten sich mit Bildern wie die Kinder (*Jardin* 151). Was unserem

Dichter den Positivismus Comtes verleidet, ist die Strenge, mit der dieser die unnützlichen Wissenschaften verbietet, die doch die schönsten seien. Hiefse ein Leben ohne sie noch leben? *'Il ne nous laisse pas jouer en liberté avec les phénomènes et nous enivrer des vaines apparences. Il condamne la folie délicieuse d'explorer les profondeurs du ciel.'* (*Jardin* 119.)

Das gerade, meine ich, gibt den Schriften des französischen Skeptikers das aufserordentlich Liebenswürdige, das nimmt ihm den Charakter des Lehrhaften. Sein Skeptizismus besteht nicht so sehr darin, alles zu leugnen, wie darin, alles zu glauben, ohne etwas für sicher zu halten. Das macht ihn duldsam gegenüber allen Erscheinungen des Lebens und allen Formen des Denkens und der Empfindungen. Im *Livre de mon ami* spricht er von der Mutter seines Vaters, die ihn verhätschelte und ihm alles nachsah. Sie habe sich zuviel von ihm versprochen. *La seule chose qu'elle approuverait en moi, si elle était encore de ce monde, c'est une grande facilité à vivre et une heureuse tolérance que je n'ai pas payées trop cher en les achetant au prix de quelques croyances morales et politiques.* Sehr bezeichnend für ihn fährt er fort, dafs diese Vorzüge bei seiner Grofsmutter den Reiz natürlicher Anmut gehabt hätten. Sie sei gestorben, ohne zu wissen, dafs sie sie besäfse. *Mon infériorité est de connaître que je suis tolérant et sociable.* (*Ami* 85.)

Und sollte ein Mann nicht umgänglich sein, der so nachsichtig gegen die Schlimmsten ist und so mitfühlend mit den Besten. Denn der Spott, der fast aus jeder Zeile seines Werkes hervorguckt, sticht nicht, er streichelt eher; allerdings mufs man die drei Bände der *Histoire contemporaine* für sich hinstellen, hier ist der Spott bitter geworden. Aber sonst gibt es keine Ironie, die liebenswürdiger wäre als die von Anatole France, und es ist nicht möglich, sich in zarterer Weise lustig zu machen über Klugheit und Dummheit, über den Stoff der Dichtung, den Leser und sich selbst. Ironie und Mitleid hält er für zwei gute Berater fürs Leben. *'L'une, en souriant, nous rend la vie aimable; l'autre qui pleure, nous la rend sacrée. L'Ironie que j'invoque n'est point cruelle. Elle ne raille ni l'amour, ni la beauté. Elle est douce et bienveillante. Son rire calme la colère, et c'est elle qui nous enseigne à nous moquer des méchants et des sots, que nous pourions, sans elle, avoir la faiblesse de haïr.'*

Auch Gottfried Kellers Ironie ist wohlwollend und gemütlich zu nennen. Aber sie ist doch verschieden von der des Franzosen. Dieser, ein gelehrter Philosoph und feiner Künstler, belustigt sich liebevoll an den Ideen derer, die einen Gegensatz zu ihm selbst bilden, indem sie mit vollstem Vertrauen zu sich und der Welt unbewufst ihren Schwächen und Torheiten lauten Ausdruck verleihen. Der französische Kritiker Faguet hat in einer Besprechung eines Meisterwerkes von Anatole France, der *Rôtisserie de la reine Pédauque,* diese Eigentümlichkeit sehr fein gekennzeichnet. (*Revue bleue*

1893, I, 444.) *Il aime les idées comme un gentilhomme du XVIII*e *siècle aimait les filles. Il les aime, il les méprise, il les fait danser et il les renvoie: 'Eh! eh! la donzelle, était, parbleu, assez intéressante.'*

Unser deutscher Dichter aber behandelt mit einer gewissen ironischen Liebhaberei weniger das, was sie sagen, als das, was sie in ihrem Wesen darstellen. Dazu kommt, daſs bei Keller die Ironie auch ihren erziehlichen Zweck hat, woran Anatole France nicht im mindesten denkt; sie ist ihm wohl auch ebenso wie eine novellistische Zutat 'die Petersilie', wie er sich ausdrückt, 'welche zur Ausschmückung des didaktischen Knochens nötig ist.' (Baechtold II, 467.) In demselben Briefe an Auerbach sagt er, er halte es für eine Pflicht des Poeten, das Reale soweit zu verstärken und zu verschönen, daſs die Leute noch glauben könnten, ja, so seien sie und so gehe es zu. 'Tut man dies,' fährt er fort, 'mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daſs das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äuſserlich wird.'

Unser Keller ist auch nichts weniger als ein Skeptiker. Zwar ist er weit davon entfernt zu glauben, daſs jemand im Besitze der einzigen Wahrheit sei; und diese Erkenntnis wird ihm nie gestatten, unduldsam zu sein: 'Der Mensch geht alle Tage in die Schule (heiſst es im *Grünen Heinrich* IV, 188), und keiner vermag mit Sicherheit zu sagen, was er am Abend seines Lebens glauben werde. Darum wollen wir die unbedingte Freiheit des Gewissens nach allen Seiten.' Und er steht über den Dingen, wenn er den unseligen Glaubensstreit die Eselsfrage nennt, 'da gewiſs von tausend Fanatikern, welche für ihre religiöse Meinung im Blute wateten, 999 nur aus dem Grunde den Frieden verrieten und Scheiterhaufen anzündeten, weil ihnen aus dem Trotze der Verfolgten das Wort Esel entgegenzutönen schien.' (*Grüner Heinrich* II, 343.) So war ihm auch beim Konfirmandenunterricht der widerspruchslose Ernst lächerlich, 'mit welchem ohne Mienenverzug das Fabelhafte behandelt wurde.' (*Grüner Heinrich* II, 337.)

Aber doch ist er ein wahrhaft Gläubiger: Religion, Vaterland, Freiheit, Liebe sind für ihn nicht Trugbilder, denen man ihre täuschende Verkleidung nehmen müſste, sondern reale Ideen, für die es lohnt zu leben. In dem Worte: 'Der Glaube macht selig!' sagt er einmal, liegt etwas Tiefes und Wahres, insofern es das Gefühl unschuldiger und naiver Zufriedenheit bezeichnet, welches alle Menschen umfängt, wenn sie gern und leicht an das Gute, Schöne und Merkwürdige glauben, gegenüber denjenigen, welche aus Dünkel und Verbissenheit oder aus Selbstsucht alles in Frage stellen, was ihnen als gut, schön oder merkwürdig erzählt wird. (*Grüner Heinrich* II, 339.)

Ganz persönlich für Keller können wir den Satz des *Grünen Heinrich* in Anspruch nehmen: 'Die Überzeugung, daſs eine Tugend

und Güte irgendwo sind, ist ja die beste, die uns werden kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen die unsichtbaren dunklen Hände, wenn sie wahrnimmt, daſs andere für sie gut und tugendhaft sind.' (*Grüner Heinrich* IV, 17.)

Einem solchen Manne wie Keller muſs daher quietistische Betrachtung, wie sie der skeptische Franzose schätzt, ganz fern liegen und zielbewuſste Arbeit als etwas Groſses erscheinen. Schiller ist sein Ideal und ist für ihn 'ein Beispiel wirkungsreicher Arbeit, die zugleich ein wahres und vernünftiges Leben ist.' (*Grüner Heinrich* IV, 42.) 'Nur der Gewinn aus Arbeit ist völlig vorwurfsfrei und dem Gewissen entsprechend, und alles, was man dafür einhandelt, hat man sozusagen selbst geschaffen und gezogen, Brot und Wein, wie Kleid und Schmuck.' (*Grüner Heinrich* IV, 75.) Und als wahres Glück preist Meister Gottfried das Glück des Wissens, darum, 'daſs es einfach und rückhaltlos und, ob es früh oder spät eintritt, immer ganz das ist, was es sein kann; es weist vorwärts und nicht zurück und läſst über dem unabänderlichen Leben des Gesetzes die eigene Zerbrechlichkeit vergessen.' (*Grüner Heinrich* IV, 16.)

Aus solcher gesunden Anschauung geht auch die Daseinsfreudigkeit hervor, die uns aus Kellers Werken erhebend anweht. Es herrscht kein blinder Optimismus in ihnen; der Schweizer kennt die Welt zu gut, als daſs er die Augen verschlösse vor dem 'Übermut der Ämter und der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist'; aber doch spricht aus allem, was er geschaffen, eine Liebe zu dieser Erde und zu den Menschen, wie sie sind, daſs uns Lesern die Lebensfreude gehoben wird. Ist doch nach ihm auch 'jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden.' Nur ein Weltfreudiger wie er konnte die schönen Verse des Abendliedes schreiben:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluſs der Welt

oder die Strophe dichten, die dem Liede *Die Zeit geht nicht* entnommen ist:

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Goethe hat auf diese Anschauung Kellers wohl den nachhaltigsten Einfluſs geübt. Als er ihn kennen gelernt hat, empfindet er ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das er früher nicht gekannt hat. 'Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung eines jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet ... Es kam mir nun alles und immer neu, schön und merkwürdig vor, und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.' (*Grüner Heinrich* III, 12.)

III.

So verschieden sind also die beiden Männer, die einen ähnlichen Stoff aufgegriffen haben. Schon aus einer Wiedergabe des Inhalts von Thaïs werden wir vielleicht erkennen, in welcher Weise die Verschiedenheit ihres Wesens eine solche der dichterischen Behandlung zur Folge hatte.

In der Wüste Thebais lebt der Mönch Paphnutius, der Abt von Antinoe, als ein Vorbild der Sittenstrenge für seine Schüler. Als er noch in Alexandria ein Kind der Welt gewesen war, hatte er eine vorübergehende Neigung empfunden zu einer berühmten Sünderin Namens Thaïs. Der Gedanke an diese Frau, die ihm in den Tagen, da er die ewige Wahrheit noch nicht kannte, sündige Begierde eingeflöfst hatte, bemächtigt sich seiner in der Einöde. Da glaubt er überzeugt zu sein, dafs Gott ihm befehle, die Seele der Buhlerin zu retten. Er hört nicht auf den Rat des Einsiedlers Palemon, der ihn an den Ausspruch des heiligen Antonius erinnert, dafs die Mönche, die ihre Zelle verlassen, den Fischen gleichen, die aufs trockene gezogen werden. Er achtet nicht auf die symbolische Warnung, die ihm zuteil wird, als er sinnend nach Hause geht und sieht, wie ein Vöglein, das im Netz gefangen zappelt, vom Männchen zwar befreit wird, dieses aber selbst sich in der Falle verstrickt, aus der es seine Gefährtin erlöst hatte. Er nimmt seinen Wanderstab, zieht die Sandalen an seine Füfse und begibt sich auf den Weg nach Alexandria. Lange Tage zieht er an den Ufern des Nils entlang und hat erstaunliche Abenteuer unterwegs. Namentlich verwundert ihn die Begegnung mit dem Einsiedler Timokles, einem weifsbärtigen Greis, den er in der Nähe einer Hütte unbeweglich dasitzen sieht. Es ist ein Mann, der sich aller Güter dieser Welt beraubt hat, ohne an einen Lohn im Jenseits zu denken und ohne eine Entbehrung in seinem Leben zu finden. Paphnutius will ihn, der noch nichts von Christus gehört hat, über den Wert der ewigen Güter unterrichten. Aber Timokles wehrt ab. *Toute dispute est stérile. Mon opinion est de n'avoir pas d'opinion. Je vis exempt de troubles à la condition de vivre sans préférence.* — Endlich langt Paphnutius am Ziele seiner Reise an. Am Abend folgt er dem Strome des Volkes und gelangt ins Theater, wo pantomimisch dargestellt wird, wie Polyxena, deren Rolle von Thaïs gegeben wird, geopfert wird, um den Schatten Achills zu versöhnen. In die Menge, die sich dem Theaterausgang zudrängt, schreit Paphnutius hinein: *'Cette fable renferme un sens mystique, et bientôt la femme que vous voyez là sera immolée, hostie heureuse, au Dieu ressuscité.'*

Um Einlafs bei der Sünderin zu erhalten, hat der brave Mönch eine Verkleidung vorgenommen. Bei einem ehemaligen Freunde Nicias, einem Weltmann und Philosophen und einstigen Liebhaber der Thaïs, hatte er gleich nach seiner Ankunft Gewänder geliehen, wie sie die Vornehmen des 4. Jahrhunderts in Alexandria trugen.

Er glaubte Nicias über den Zweck seiner Bitte beruhigen zu müssen, aber dieser hatte lächelnd abgewehrt und gesagt: 'Gut und Böse existieren nur im Denken. Der Weise hat als Beweggründe für sein Handeln nur Sitte und Brauch. Ich richte mich nach den Vorurteilen, die in Alexandria herrschen. Darum gelte ich für einen Ehrenmann.'

In diesem vornehmen Gewande erscheint Paphnutius vor Thaïs in der 'Grotte der Nymphen', einem Teile jenes herrlichen Baues, den die gröſsten Künstler des Landes für die unermeſslich reiche Buhlerin aufgeführt und mit den auserlesensten Statuen geschmückt haben. Schon die ersten Worte des Einsiedlers lassen uns fürchten, daſs dieser weniger das Werkzeug Gottes als ein betrogenes Opfer seines eigenen Herzens ist. Bald nennt er sich, und sein Sieg beginnt.

Paphnutius findet einen unerwarteten Bundesgenossen zur Erkämpfung des Sieges in Thaïs selbst. Sie hat alle Lüste dieser Erde ausgeschöpft, sie ist müde, sie fürchtet sich vor dem herannahenden Alter, das das Ende ihrer Macht bedeuten würde, sie fürchtet den Tod. Da erwachen in ihr unbestimmte Jugenderinnerungen. Thaïs ist nämlich Christin. In der schmutzigen Matrosenschenke, in der sie unter Schlägen eines trunksüchtigen Vaters und einer habgierigen Mutter aufgewachsen ist, lebte ein schwarzer Sklave Ahmès, der allein gut zu ihr war. Eines Nachts, es war das Osterfest, versteckte der gute Ahmès das Mädchen unter seinen Mantel und trug sie nach dem unterirdisch gelegenen Versteck, wo sich die vom Reiche verfolgten Christen versammelten. Damals ist sie vom Bischof Vivantius getauft worden. Als Thaïs elf Jahre geworden ist, stirbt Ahmès den Märtyrertod am Kreuz: er hatte die Vornehmen erbittert, indem er sagte, daſs die Sklaven im Reiche Gottes frischen Wein trinken und köstliche Früchte essen würden, während die Reichen, wie Hunde zu ihren Füſsen gekauert, die Brosamen ihrer Tafel verschlingen würden. Vivantius hatte den Leichnam eingefordert, ihn in der Kirche Sankt Johannes des Täufers begraben, Ahmès aber wurde unter dem Namen Theodorus, der Nubier, zum Range der Heiligen erhoben.

Thaïs hatte daraus die Lehre genommen, daſs man nur um den Preis gräſslicher Leiden gut sein könne, und ihre feine Haut fürchtete den Schmerz. Sie fällt einer Kupplerin in die Hände, von der sie im Tanz unterrichtet und an die Reichen der Stadt für deren Festlichkeiten vermietet wird. Ohne den Wert der Liebe zu kennen, gibt sie sich hin bis zu dem Tage, wo sie Lollius, den Sohn des Prokonsuls, kennen lernt. Sie liebt ihn leidenschaftlich einige Monate. Dann schwindet der Zauber; der, den sie in ihrer Phantasie mit allem Herrlichen ausgeschmückt hatte, wird für sie wieder ein gewöhnlicher Mensch. Sie verläſst ihn in der Hoffnung, Lollius in einem anderen zu finden.

Ihre Hoffnung wird getäuscht. Neue Bewunderung, ungezählte

Reichtümer fallen ihr zu, aber kein zweiter Lollius wartet ihrer. Da beginnt Übersättigung und Ekel sich ihrer zu bemächtigen, sie wartet sehnsüchtig auf eine ungekannte wunderbare Liebe. Vergebens sucht der Epikuräer Nicias sie zu der eleganten Philosophie des Genusses wieder zu bekehren, sie kann ihn nicht mehr anhören. 'Was wir nicht wissen, existiert nicht. Wozu uns wegen eines Nichts quälen?' hat er ihr zugerufen. Sie aber wird von seinem beständigen Zweifel verletzt. Er glaubt an nichts, und sie glaubt an alles, und zornig erwidert sie ihm: 'Ich verachte die, die wie du nichts hoffen und nichts fürchten. Ich will wissen. *Je veux savoir!*' — Dazu war noch ein Erlebnis getreten, das den Grund ihrer Seele aufgewühlt hatte. In dem Gedanken an ihre Jugendzeit wandelt sie eines Abends vermummt durch die Gäſschen der Stadt und kommt zu der Kirche Sankt Johannes des Täufers, wo Geistliche, Männer und Frauen — der christliche Glaube war schon einige Zeit als Staatsreligion anerkannt worden — in weiſsen Gewändern am Grabe des heiligen Theodorus Hymnen singen, in denen sich in singender Trauer Jubel und Schmerz harmonisch verbinden. Als sie hört, wem die Feier gilt, sinkt sie in die Knie und bricht in Tränen aus. *Il était bon et voici qu'il est grand et qu'il est beau! Comment s'est-il élevé au-dessus des hommes? Quelle est donc cette chose inconnue qui vaut mieux que la richesse et la volupté?* Da küſst sie wie die anderen den Stein, der des Nubiers Grab umschlieſst. — Aber der Vorsatz, den sie nach diesem Erlebnis gefaſst hat, ein Leben der Armut und Einfachheit zu führen wie der heilige Theodorus, hält nicht lange vor. Bald stürzt sie sich wieder in das Leben, dem sie geweiht war.

Dies ist aber die Zeit, wo Paphnutius vor ihr erscheint und ihr in flammenden Worten den Sinn des Lebens und das Geheimnis des Jenseits erschlieſst. Schon glaubt er ihre Seele gerettet zu haben, war sie doch in der Ekstase auf die Knie mit ihm gesunken und hatte Tränen vergossen, da eröffnet sie ihm, daſs sie noch der Einladung des Präfekten der Flotte, des alten Cotta, folgen müsse. Paphnutius will sich bei dem Feste, das Thaïs zu Ehren gegeben wird, an ihrer Seite einfinden.

Die Beschreibung des Gastmahls, vor allem die Reden, die dabei geführt werden, gehören vielleicht zu den glänzendsten Seiten des Romans. Sie zeigen die vollendete Fähigkeit von France, die schwierigsten Probleme des Lebens und Denkens in der einfachsten, kristallklaren Form zu behandeln. Alle miteinander streitenden Lehren, für die im 4. Jahrhundert die Stadt Alexandria mit ihrem Gemisch von Rassen und Religionen ein klassisches Schlachtfeld bot, kommen hier zu Worte; das Rätsel des Lebens löst jeder nach seiner Weise, der römische Staatsbeamte, der Serapispriester, der Arianer, der Epikuräer und der Jünger Zenos. Auch die bloſse Sinnenlust hat ihre Vertreter in Mitgliedern der *jeunesse dorée,* die nur von Pferden und Hunden sprechen, und die, vom Weine trunken, sich viehisch auf

der Erde wälzen, während sich neben ihnen der edle Stoiker gegen Ende des Gastmahls in aller Heiterkeit des Gemüts den Dolch ins Herz stöfst. — Diese Beschreibung soll sicher auch dazu dienen, zu erklären, wie diese nervösen Dekadenten, müde der Lust und der Vernunft, dazu kommen, sich kopfüber in den Glauben und in den Schmerz zu stürzen. Am Ende dieses Festes ergreift der Mönch die Tänzerin bei der Hand und führt sie hinaus. Auf einen ungeheuren Scheiterhaufen läfst Paphnutius alle Schätze der Thaïs zusammenhäufen, und alle die kostbaren Stoffe und Kunstwerke werden vom Feuer vernichtet. Dann führt er das wiedergefundene Lamm in das Nonnenkloster, das Albina, die Grofsnichte des Kaisers Carus, leitete. Sie gibt der bekehrten Gauklerin den Friedenskufs. Von nun an wird Thaïs, glückselig, der Sünden frei, mit gotterfüllter Seele ihr Talent als Tänzerin und Flötenspielerin zur Erbauung und unschuldigen Ergötzung ihrer Schwestern verwerten.

Aber wehe über den armen Paphnutius! Niemals wird er seinen Seelenfrieden wiederfinden. Während alle Welt ihn als einen Heiligen verehrt, wird er von glühender Begierde, von unstillbarer Sehnsucht verzehrt. Seine Phantasie stellt ihm, was er auch dagegen tue, Thaïs vor in ihrer Sünden Blüte, und er gelangt allmählich dazu, Gott zu lästern. Indem er Thaïs rettete, hat er sich zugrunde gerichtet; während die Engel die Sünderin, die eine Heilige geworden ist, gen Himmel führen, wird der einstige Heilige zu den Verdammten hinabgeworfen.

IV.

Die Andeutungen, die ich über die Verschiedenheit der beiden Dichter im vorhergehenden gemacht habe, erlauben mir vielleicht, mich ganz kurz zu fassen bei der Darstellung des Unterschiedes der beiden Werke. Äufserlich betrachtet, ist zunächst hervorzuheben, dafs *Thaïs* ein Roman ist und der *Vitalis* eine Novelle. Daher haben wir bei dem Franzosen eine breit ausgeführte Schilderung der Zeit, der Landessitten, kurz der Umwelt der Helden, während in der deutschen Legende der psychologisch merkwürdige Fall isoliert dargestellt ist.

Anatole France hat wohl als Quelle die Thaïslegende so benutzt, wie sie in der *legenda aurea* des Jacobus a Voragine wiedergegeben ist, eine Fassung, von der der Kosegartensche Text eine fast wörtliche Übersetzung ist (ed. Graesse, Dresdae et Lipsiae 1843, S. 677 bis 679). Vielleicht hat er aber *Paphnutius*, das Drama der Hrosvitha, als Vorlage benutzt; es ist dies um so weniger unwahrscheinlich, als er dieser Gandersheimer Nonne einen Aufsatz gewidmet hat (*Vie littéraire* III, 10 ff.). Hrosvitha schliefst sich vollkommen an die kirchliche Legende an.

Die Romanform aber hat ihn veranlafst, zwei grofse Abschnitte der Quelle hinzuzudichten: die Vorgeschichte des Mönches und die Vorgeschichte der Sünderin. Er gewann dadurch eine eindringende

Motivierung für den Verlauf der Handlung, wie sie der Roman erfordert.

Keller aber hat in dem Vorwort seiner *Sieben Legenden* den, wie mir scheint, sehr triftigen Grund angegeben, der ihn veranlaſste, diesen Dichtungen nur einen geringen Umfang zu geben. Er sagt da: 'Der ungeheure Vorrat des Stoffes lieſse ein Ausspinnen der Sache in breitestem Betriebe zu; allein nur bei einer mäſsigen Ausdehnung des harmlosen Spieles dürfte demselben der bescheidene Raum gerne gegönnt werden, den es in Anspruch nimmt.' — In einem Briefe an Emil Kuh aus dem Jahre 1872 nennt er seine Legenden 'ein kleines Zwischengericht, ein lächerliches Schälchen eingemachter Pflaumen.'

Auf den tragischen Ausgang bei Anatole France und den heiteren Schluſs bei Keller konnte man nach der Naturanlage der beiden Dichter gefaſst sein. Daſs der Stoff beides verträgt, scheint mir durch die Dichtung von Anatole France erwiesen zu sein, wir dürfen uns doch nicht dadurch beeinflussen lassen, daſs uns der fröhliche Ausgang der Kellerschen Legende mehr zusagt.[1] — Der Züricher Junggeselle läſst durchblicken, daſs es erst die Frau ist, die den braven Mönch selig macht; bei dem Franzosen bringt das Weib Unglück und Verdammnis über den Mann, der sich ihr mit seinen Gedanken hingibt.

Vielleicht ist aber am wichtigsten der Unterschied der Absicht, in der die beiden Dichter schufen. Bei Keller ist diese klar. Er verspürte beim Lesen einer Anzahl Legenden 'die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde', wie er im Vorwort sagt. Er erzählte sie fröhlich mit harmlosem Spott und einer Ironie, die nach Vischers Ausdruck den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Bei Anatole France liegt die Absicht nicht so deutlich zutage. Daſs es aber nicht die reine Lust zu fabulieren ist, die ihn *Thaïs* schreiben lieſs, erkennt jeder, der diesen Roman gelesen hat und auch sonst weiſs, daſs die erfinderische Phantasie nicht gerade seine Stärke ist. Ihm lag, wie mir scheint, das philosophische Problem am Herzen. Ich glaube, daſs er *Thaïs* geschrieben hat als Schüler Ernest Renans. Renan hatte die Gemüter aller auf religiöse Probleme hingelenkt, er hatte dadurch, daſs er auf rationalistischem Wege die Wunder der Bibel erklärte, die Neigung bei Künstlern und Lesern erweckt, sich psychologisch die Heiligkeit und die Frömmigkeit zu analysieren. Als Renans Schüler scheint mir Anatole France in *Thaïs* das Phänomen des Glaubens verstandesmäſsig erklären zu wollen. Die Lektüre der alten Legende – oder vielmehr einer ähnlichen — erweckt in Keller die Lust, zu erzählen, wie ein Hei-

[1] In der Massenetschen Oper *Thaïs*, für die Gillet unter Anlehnung an den Roman von Anatole France den Text verfaſst hat, klingt der Schluſs versöhnend aus: Die sterbende Thaïs heilt den Mönch von seinen sündigen Gedanken.

liger zu einem Ehemann wird; in Anatole France steigt dabei die Frage auf: Wie kommt es, dafs die Buhlerin gläubig und eine Heilige wird?

Diese Auffassung wird auch bestätigt, wenn man beobachtet, wie verschiedenartig bei beiden die Behandlung mythischer Vorstellungen der Alten ist. In der Art eines Virtuosen verwebt France so den antiken Mythos mit den Anschauungen der Bibel, dafs beides aus einem Grunde zu erwachsen scheint. Wenn Saint Satyre dem Franziskanermönch Fra Mino in der so graziös erzählten ersten Legende der Sammlung *Le Puits de Sainte-Claire* auseinandersetzt, dafs er heilig gesprochen worden sei, weil er den Männern, die aus dem Osten kamen, die neue Botschaft zu verkündigen, Dienste geleistet habe, so erscheinen der alte und der neue Glaube vollkommen nivelliert: 'Ich, der ich die Herrschaft Saturns hatte endigen sehen,' sagt er, 'fand es ganz recht und natürlich, dafs nun auch Jupiter unterginge. Ich war auf den Sturz der grofsen Götter gefafst. So leistete ich auch den Sendboten des Galiläers keinen Widerstand.' — Die Kirche, in der der Einsiedler Coelestin zu dem unsichtbaren Gotte betet, wird von seinem Freunde, dem Faun Amycus, herrlich mit Blumen geschmückt. 'Und während Coelestin die heilige Messe zelebrierte, neigte der bocksfüfsige Faun seine gehörnte Stirn zur Erde, betete die Sonne an und sagte: "Die Erde ist ein grofses Ei, das du befruchtest, Sonne, heilige Sonne!"' (*Étui de nacre* 31—39.)

In solchen Kombinationen kann sich France, wie es scheint, nicht genugtun. Mit Vorliebe schildert er, wie sich die Erzählungen der Bibel entweder in Köpfen ganz naiver Leute oder in solchen widerspiegeln, die die antike Kultur ganz in sich aufgenommen haben. Ein Beispiel der ersten Klasse ist in *Thaïs* die Art, wie der Sklave Ahmès seiner kleinen Freundin von Christus spricht. Die Evangeliengeschichte wird in seinem Munde ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Gott spielt die Rolle eines alten mächtigen Sultans. Er hat nur einen Sohn, den Prinzen Jesus, der an Schönheit die Jungfrauen und Engel übertrifft. — Auch für die andere Art können wir aus *Thaïs* einen Beleg anführen. Bei dem Festmahle bringt einer der Gäste das Gespräch auf religiöse Dinge; er kritisiert scharf den Sündenfall aus der Genesis; Javeh erscheint ihm da als der grausame Gott der Niederungen, die Schlange aber mit den goldenen Flügeln als der liebende Gott des Lichtes. Da unterbricht ihn ein anderer und sagt: 'Ich erkenne in dem Mythus, den du uns erklärst, eine Episode des Kampfes von Pallas Athene gegen die Riesen. Javeh gleicht sehr dem Typhon, und Pallas wird von den Athenern mit einer Schlange an ihrer Seite dargestellt.' (*Thaïs* 175.)

So geistreich diese künstlerische Art vergleichender Mythologie auch sein mag, wie trocken erscheint sie, wenn man sie neben die lebendigen, phantasievollen Erfindungen Kellers stellt. Mit Recht hat Scherer schon die köstliche Geschichte aus dem Tanzlegendchen von den neun Musen im christlichen Himmel als 'eine wunderbare

Vorstellung voll tiefer Symbolik' gepriesen. Überall, wo Keller antiken Mythos an moderne Vorstellungen heranrückt, da ist es immer dichterische Phantasie, die erweckt worden ist, es sind nicht philosophische Theorien, die das Wort führen. Ich möchte erinnern an die Stelle im *Grünen Heinrich,* wo Agnes bei dem Fest in München, als Diana gekleidet, in einer Marienkapelle ein Gebet spricht, um das Herz ihres Liebsten wiederzugewinnen; war dieses Gebet doch 'approbiert' worden und 'zum wirksamen Gebrauche empfohlen für bedrängte weibliche Herzen durch den hochwürdigsten Herrn Bischof.' Wie aber der grüne Heinrich auf die Beterin sieht, die in ihrem heidnischen Göttergewande, den keuschen Halbmond über der Stirn, mit zitternden Lippen das Gebet abliest, da fühlt er das Ineinanderweben der Zeiten: 'Es war mir fast zumute, als lebte ich vor zweitausend Jahren und stünde vor einem kleinen Venustempel irgendwo in alter Landschaft.'

Auch in der Kellerschen Legende, von der wir ausgingen, finden wir ein Beispiel dieser Art. Der schlimm-heilige Vitalis schlüpft in der Herzensbedrängnis, in die er durch das Geständnis Jolens von ihrer Liebe zu ihm geraten war, in ein Gotteshäuschen, wo vor kurzem ein schönes altes Marmorbild der Göttin Juno, mit einem goldenen Heiligenschein versehen, als Marienbild aufgestellt worden war. Vor dieser Maria wirft er sich nieder und bittet um ein Zeichen. Aber nichts erfolgt. 'Nur als ein rötlicher Schein vorübergehender Frühwolken über den Marmor flog, schien das Gesicht auf das holdeste zu lächeln, mochte es nun sein, daſs die alte Göttin, die Beschützerin ehelicher Zucht und Sitte, sich bemerklich machte, oder daſs die neue über die Not ihres Verehrers lachen muſste; denn im Grunde waren beides Frauen, und diese lächert es immer, wenn ein Liebeshandel im Anzug ist.' — Und wie reizend und unbefangen wird ein Brauch des Altertums erwähnt in *Dorotheas Blumenkörbchen,* als Theophilus aus der Hand des Knaben das Körbchen mit den Rosen und Äpfeln erhält; 'die drei Äpfel,' heiſst es da, 'fand er leicht angebissen von zwei zierlichen Zähnen, wie es unter den Liebenden des Altertums gebräuchlich war.'

Wie *Thaïs* und *Vitalis* einem ähnlichen Stoffkreise entnommen sind, so ist dies auch bei *Euphrosyne,* einer Legende, die Anatole France im *Etui de nacre* darstellt, und der Kellerschen *Eugenia* der Fall. Ein Vergleich dieser beiden würde sogar noch den Vorteil bieten, daſs sie beide etwa gleichen Umfang haben; indes würde das Ergebnis kaum ein anderes sein als bei der Parallele, die wir gezogen haben, und die uns wohl berechtigt zu sagen: *Der schlimm-heilige Vitalis* ist das Werk eines Dichters, dessen Besitz unser Glück und unsere Freude ist; *Thaïs* das Werk eines Philosophen und Gelehrten, dem ein vorzüglicher Künstler die Hand führt.

Charlottenburg. Felix Rosenberg.

Kleine Mitteilungen.

Neue Wieland-Ausgabe.

Die Königlich preufsische Akademie der Wissenschaften in Berlin hat ihre Deutsche Kommission mit einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Wielands betraut, die jetzt mit Hilfe Bernhard Seufferts vorbereitet wird, und deren zweite Abteilung die Übersetzungen, deren dritte die Briefe bringen soll. Die Kommission bittet alle Bibliotheken, Archive usw., sowie alle Literaturfreunde, die Wielandische Handschriften, namentlich Briefe von ihm und an ihn, besitzen oder ihren Fundort nachweisen können, um geneigte Förderung des grofsen Unternehmens. Mitteilungen mögen gefälligst an die Akademie (Berlin W. 35, Potsdamerstrafse 120) oder auch, wenn es sich um Briefe handelt, unmittelbar an Herrn Professor Dr. Seuffert in Graz, Steiermark, Harrachgasse 1, gerichtet werden. Die Geschäfte der Wieland-Ausgabe führt Erich Schmidt.

Die ursprüngliche Fassung von Schillers Gedicht 'Die vier Weltalter' (der Sänger).

Schiller sandte bekanntlich die Reinschrift dieses Gedichtes am 4. Februar 1802 an Körner, der am 10. Februar in seiner Antwort von einer 'Stelle' in demselben spricht, 'die von den Feinden des Christentums gemifsbraucht werden wird.' Seinerseits gibt dann Schiller in seinem Briefe vom 18. Februar die Berechtigung der Körnerschen Anmerkung zu und fährt fort: 'Auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb,[1] dafs dem Gedicht noch die letzte Hand fehle.' Dafs Schiller wirklich änderte, nahm man daraufhin wohl ziemlich allgemein an. Doch noch Jonas, *Schillers Briefe* VI, S. 512, Anm. zu Brief Nr. 1767, mufs sagen: 'Die von Schiller geänderte ... Stelle ... ist in ihrem ursprünglichen Wortlaut nicht bekannt.' Viehoff, *Erläuterungen* 3, 416, hält zweifellos die zehnte Strophe für diejenige, die 'ursprünglich herber gelautet haben mag', während der sonst so redselige Düntzer sich hierin jeder Vermutung enthielt. Wenn anderseits Boxberger, *Schillers Werke* I, *Gedichte* (KDNL Bd. 118), S. 198, die Körner-Schillersche Korrespondenz gerade zu V. 57 (10, 3), Der Mönch und die Nonne zergeifselten sich, aushebt, so scheint es mir fast, als wolle er damit andeuten: Hier ist der wunde Punkt,

[1] Dieser Brief scheint verloren zu sein.

an dem Sch. schliefslich doch nicht das Messer angesetzt hat. Tatsächlich aber lag er etwas höher, höher auch, als Viehoff vermutete, nämlich in den V. 53—56 (9,5—10,2). Das läfst sich nun freilich leicht genug feststellen, nachdem mir vor kurzem bei der Durchsicht eines Autographenbandes der Bodleiana zu Oxford die verschwundene erste Reinschrift des Gedichtes sozusagen in die Augen sprang. Sie bildet, auf zwei Quartblätter (23,1 × 18,8) geschrieben, Fol. 41 und 42 des umfangreichen Bandes M. S. Montagu[1] d. 20. Für jeden, der Schillers Hand auch nur flüchtig kennt, mufs die Echtheit dieser Blätter aufser Frage stehen. Nicht so sicher bin ich, da mir weder ein Autograph, noch das Faksimile eines solchen zur Vergleichung vorliegt, mit Bezug auf die Echtheit des folgenden, am unteren Rande von Bl. 2a in etwas zitteriger Hand gemachten Vermerkes: 'Dieses Gedicht ist von Schillers eigner Hand geschrieben, er sendet jedes Neue, was sein unendlicher Geist thut, von seiner Hand geschrieben, an Körner — ohne Nahmens Unterschrift. Maria Körner.' Das kann doch nur Körners Gattin Minna (Marie Jakobine) sein, und aus dem Präsens sendet würde hervorgehen, dafs sie diesen Eintrag vor dem Tode des Dichters, also wohl bald nach Empfang der Blätter seitens ihres Gattens, gemacht haben müfste. Hatte sie dieselben einem Freund und Verehrer des Dichters als Geschenk zugedacht? Aber anstatt uns mit solchen Möglichkeiten den Kopf zu zerbrechen, wenden wir uns lieber sogleich zu den Abweichungen[2] unserer Fassung, die die Überschrift Der Sänger trägt, von der endgültigen Form in den Vier Weltaltern.

Um das Wichtigste vorwegzunehmen. Heifst es jetzt:

V. 53—56. Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.
Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch etc.

so lesen wir in der ersten Fassung:

Verbannt ward der Sinne fröhlicher Reiz
Und erhöht ward das Zeichen der Marter, das Kreutz.
Und aller blühende Schmuck entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch etc.

---

[1] Hauptmann R. N. Montagu Montagu starb 1863 zu Bath und vermachte seine Hss., hauptsächlich Autographa, der Bodleiana, wo sie sich seit April 1864 befinden (vgl. Madan, *A Summary Catalogue of Western MSS.* ... zu den Nr. 25397—25458). Die unseren Band bildenden Stücke scheint er zumeist bei der Versteigerung der Bibliothek des Walter Wilson Esq. of Bath, 5.—16. Juni 1847, durch Sotheby in London erworben zu haben.

[2] Da Berufspflichten mich nach London riefen, hatte Herr Dr. F. Brie die Güte, die Varianten in mein Exemplar der Ausgabe Boxbergers einzutragen.

Man begreift, daſs der vorsichtige Körner an diesem Wortlaut Anstoſs nehmen konnte, und daſs Schiller, dem die über die 'Götter Griechenlands' entbrannte Polemik noch in Erinnerung sein mochte, dem weisen Rate seines Mentors folgte und — änderte, so radikal änderte, daſs — was sie der ersten Fassung nach gewiſs nicht getan hätten — Beste, *Goethes und Schillers Religion,* 1873, S. 88, nun ebendiese Stelle ausheben zu können glaubte als ein Zeugnis der hohen Verehrung, die Schiller dem Christentum zollte, und R. Binder, *Schiller im Verhältnis zum Christentum,* 1839, II, S. 185, unter Anführung derselben sagen konnte: 'Schiller ward, besonders gegen das Ende seines Lebens hin, von der reinen, erhabenen Gestalt des Erlösers gerührt, und er begriff die Umwandlung, die durch ihn in der Welt und im Menschen hervorgebracht wurde.' Wiederum mahnt uns die Geschichte dieser Stelle zur äuſsersten Vorsicht gegenüber der noch heute beliebten Methode, sich aus Verszitaten und gelegentlichen Äuſserungen ein Bild von den höchsten sittlichen und religiösen Anschauungen eines Dichters zusammenzupinseln! — Radikal war die Änderung, aber vom Standpunkte der Komposition aus gewiſs nicht glücklich. Wie aus einem Gusse, völlig logisch dünkt mich wenigstens im Zusammenhange mit dem Voraufgehenden nur die erste Fassung mit ihrem Zurückgreifen oder, besser, Festhalten an der Stimmung der Götter Griechenlands. Und daran wird hier wie dort, um ein Wort Schlegels zu gebrauchen, *prédilection d'artiste* für das klassische Altertum in seiner Glanzzeit[1] einen Hauptanteil gehabt haben. Harmonische Schönheit, ewige Heiterkeit erschaut und saugt sich sein Dichterauge hier ein, dort, im jungen Christentum sieht es nur starres, dumpfes, schönheitsentkleidetes — undramatisches Leiden, starre Befolgung des Sittengebots: das sind die herb aufeinander prallenden, rein ästhetischen Gegensätze, die den Dichter erfüllen, denen er Ausdruck verleiht, ohne damit notwendigerweise ein Werturteil über die christliche Religion als solche abzugeben. Dem 'Miſsbrauch' stehen solche Stellen freilich leicht offen.

Hinter dieser einschneidenden Änderung treten alle übrigen als unbedeutend zurück: V. 23 So prägt er; V. 42 Doch die Schönheit blieb immer; V. 61 Einen heiligen; V. 65 Und die Flamme; V. 71 Und Gesang; V. 72 Erhalten dem Leben. Orthographische Verschiedenheiten: V. 7 Gemüth; V. 11 Rath; V. 14 zusamen; V. 43 gieng; V. 49 Himelsthron; V. 51 gebohren; V. 66 Liebestreu (st. Liebestreu'). Endlich Abweichungen in der Interpunktion: V. 2 Gäste,; V. 4 Beste,; V. 5 Denn, ohne die Leier,; V. 8 spiegelt,; V. 10 versiegelt,; V. 12

[1] Ich kann mir von diesem Gesichtspunkte aus keinen besseren Gegensatz denken als den, welchen mir eine Vergegenwärtigung des Stimmungsinhaltes der Heineschen *Götter Griechenlands* ergibt.

Saat;; V. 13 nach aus Komma zu streichen; V. 16 gegeben,; V. 26 freuten,; V. 28 Kommata nach sich und Wandrer zu streichen; V. 28 Zeiten,; V. 34 nach sorgen Punkt; V. 38 Komma hinter Drachen zu streichen; V. 40 Schwachen,; V. 41 Feld,; V. 46 hinter Göttergebilde Punkt; V. 52 hinter heilen Punkt; V. 57 Komma hinter sich fehlt; V. 62 Musen,; V. 64 hinter Busen Punkt; V. 68 umflechten,; V. 69 Kommata hinter weben und Hand fehlen; V. 71 Komma hinter Verein fehlt.

M. S. Montagu d. 20 enthält noch manches interessante Stück, deren Mitteilung ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte. Hier will ich nur noch erwähnen, dafs der Brief Schillers an Gottlieb v. Murr vom 6. November 1791 (= Jonas 3, S. 166, Nr. 583) sich gegenwärtig auf der Edinburgher Universitätsbibliothek[1] unter den Papieren David Laings befindet.

London. R. Priebsch.

Thomas Carlyle's Translation of Faust's Curse.

As is well known the first public manifestation of Carlyle's interest in Goethe was his vigorous review,[2] written in 1821, of the over-prententious and unsatisfactory anonymous "more careful abstract of Faust,"[3] accompanying the second issue (1821) of Henry Moses's engravings after Retzsch's Outlines. He exposes the inadequacy of the translations, and then gives a thoughtful sketch of the action, interrupted by but one long quotation: at Mephistopheles's cold-blooded rejoinders, on his second appearance, "Faust's heart is cut by the remembrance of all that he has suffered, and the anticipation of all that he has yet to suffer, — he breaks forth into a bitter and indignant malediction upon life and every thing connected with it" (p. 324 f.). Carlyle then gives the entire passage (ll. 1583—1606) in the original, and in a note the wooden rendering of the Anonymous [p. 25], introduced by the remark: "We are sorry, that to most of our readers, instead of those beautiful verses, we have nothing to shew but the following very dim and distorted image of them."

That this particular passage peculiarly appealed to Carlyle at the time he himself testifies six years later, Aug. 20, 1827, in his third letter to Goethe (*Correspondence between Goethe and Carlyle* ed. Norton p. 34 = *G's und C's Briefwechsel* S. 181): *"I was once*

[1] Dr. H. Hecht verdanke ich erste Nachricht davon, ausführliche Mitteilung Prof. J. Eggeling.

[2] In the *New Edinburgh Review* April 1822 = vol. II pp. 316—334. In accordance with Carlyle's wish it has not yet been included in his "Works", but was reprinted in 1885 by Garnett (*Publications of the English Goethe Society* IV, 85 fg.), and independently by R. Schröder in 1896 (*Archiv* XCVI, Heft 3/4; also separately at Braunschweig).

[3] *Faustus: from the German of Goethe. London, Boosey and Sons ... 1821.* The quotation is from p. VII of the Introduction. For full information on these books see my notes to *Soane's Faust Translation*, supra.

an Unbeliever, not in Religion only, but in all the Mercy and Beauty of which it is the Symbol; storm-tossed in my own imaginations; a man divided from men; exasperated, wretched, driven almost to despair; so that Faust's wild curse seemed the only fit greeting for human life; and his passionate Fluch vor allen der Geduld! was spoken from my very inmost heart. But now, thank Heaven, all this is altered: without change of external circumstances, solely by the new light, which rose upon me [i. e. through reading Goethe's works], *I attained to new thoughts, and a composure which I should once have considered as impossible."*

The full significance of the reference, however, and the fact that Goethe understood it, as well as the depth of Carlyle's sympathy with Faust's despairing rage become clear only on reading his own very strong translation of the "Curse", as printed in Ottilies *"Chaos"* a "Wochenblatt, Manuscript für Freunde. Gesellige Scherze einer geistreichen Weimarischen Gesellschaft ... Es darf eigentlich Niemanden mitgetheilt werden als wer dazu Beyträge liefert, da nun aber ... auch Mitarbeiter von Edinburg datiren, so ist es billig daſs auch ein Exemplar nach Schottland wandere. Man bittet die Freunde in der Grafschaft Dumfries[1] ihre bisherige Gunst fortzusetzen ... (Ottilie) ist ganz eigentlich der Redacteur dieses Blattes[2] und dirigirt mit einigen treuen verständigen Freunden [i. e. Patrick Parry and Soret] die ganze mitunter bedenkliche Angelegenheit." (Goethe to Carlyle June 14, 1830:[3] *Corr.* 325 = *Briefw.* 106 f.) It there appeared[4] thus: —

Faust's Curse.

If thro'th' abyss of terror stealing
Those touching sounds my purpose stay'd
Some ling'ring trace of childish feeling
With voice of merrier times betray'd;
I curse the more what e'er environs
The cheated soul with juggling shows,
Those hearts allurements, fancy's syrens
That bind us to this den of woes.
Accursed first the tinsel dreaming
Of innate worth our spirits[5] weave!

---

[1] Carlyle moved to Craigenputtock on Mai 26th 1828. Cf. the postscript to his letter of April 18th. 1828.

[2] For a full account of it cf. Lily v. Kretschman in *Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte*, Nov. 1891.

[3] In 1878 Carlyle gave the original of this memorandum with the copy of the Farbenlehre to his friend Prof. John Tyndall (cf. *New Fragments* p. 48), who allowed it to be printed in the *Grenzboten* (1885, III, 561), by Ewald Flügel, who erroneously states [and is followed by *Briefw.* 254] that Tyndall received it "aus Carlyles Nachlaſs". It is now in the possession of Mrs. Tyndall. The account of it in *Corr.* 324 is therefore incorrect.

[4] 1. Jahrg. Nr. 30, S. 120. The "Briefpost" is dated "Weimar ce 12 Avril 1830". However it was sent from Edinburgh most probably with the letter above first quoted.

[5] Misprinted "spiririts" in the *Chaos*.

Each hollow form so lovely seeming
That shines our senses to deceive!
A curse on all one seed that scatters
Of hopes our name from Death to save!
On all *as ours* on Earth that flatters
As child or wife, as plough or slave!
A curse on mammon when with treasures
He tempts to high and hardy deeds,
Whan spreading soft the couch of pleasures
The drowsy soul he captive leads!
A curse on juice of grapes deceiving,
On Love's wild thrill, of raptures first!
A curse on hoping, on believing!
And patience more than all be curs'd!

I. C. Edinburgh, 1823. Goethe.[1]

A fortinght later Carlyle's poem *Tragedy of the Night-Moth* (*Fraser's Magazine,* Aug. 1831 = *Miscell.* I, 389 f. Libr. ed.), which scarcely adds to his fame, also appeared in the *"Chaos",*[2] and shortly afterwards, on August 31st. 1830 (*Corr.* 214 = *Briefw.* 113), he writes to G.: "Neither am I to forget that new-made *Chaos,* in which your Ottilie gracefully occupies herself: we smiled to see ourselves in print there; and by a new opportunity, new contributions will not be wanting." And again on Oct. 23rd (*Corr.* 235 = *Briefw.* 238): "To your Ottilie express our ... hope also for prosperity in her Editorship of that fair *Chaos* (like the graceful one of a Lady's portfolio), for which, among these mountains, new materials, I believe, are preparing." To which Goethe replies June 2nd., 1831 (*Corr.* 268 f. = *Briefw.* 243 f.): "Nun kommt auch der Abschlufs des Chaos anbey, woran manches [cf. Hirzels Verzeichnis S. 105 u. 107] Sie interessiren wird ... einige Herzenserleichterungen von unsrer Schottischen Freundin mitgetheilt, würden die Entschlüsse [zur Fortsetzung] wahrscheinlich u. hoffentlich befördern." However no further contributions appear to have been sent. In neither issue of the Corres-

[1] That Carlyle published this version, with the quite unaccountable omission of lines 9—12 and 17—20, and insignificant modifications, in the Athenaeum 1832 p. 5 [reprinted 1882 in *Mag. f. d. Litt.* S. 368 by Oswald: cf. his bibliography in *Die neueren Sprachen* 1899, S. 314] is but little to the present purpose. It was not dated there, and its whole significance was lost. No one has hitherto noted its appearance in the *Chaos.*

[2] Nr. 32, S. 126 f. The usual "Briefpost" in this number is dated "Berlin April 1830". The poem is signed: "Edinb. 1813 [*read* 1823] I. C." All contributions to the *Chaos* were anonymous; Goethe for instance used a *star* as his signature. In 1823, Carlyle's future wife wrote to him how delighted she was with "your Verses on the Night Moth", — as his nephew Mr. Alexander Carlyle very kindly informs me. Apart from variations in punctuation, misprints, and more frequent substitution of the apostrophe for "e", the text in the *Chaos* differs from that published in *Fraser's Magazine* in having: (l. 3 f.) "recluse his studies seeking, All mortal things to sleep are given". (l. 8) "'light" *for* "light"; (l. 45) "hap" *for* "lot": whence it appears that the final revision for the Works is in part a return to the early readings.

pondence is there any note whatever[1] toward explaining the passages here cited from the letters; and this seems to be the first time that the matter has been made clear.

It is of course well known that Carlyle at one time definitely thought of himself attempting a complete translation of Faust,[2] but the above fragment, and passages in the *Helena* essay,[3] and shorter ones scattered through his works, seem to be all that he actually did in that way. However he helped Hayward[4] for instance, and encouraged many others.

In closing, it may be worth while to mention the fact,[5] elsewhere (*G.-Jahrb.* XXV) conclusively demonstrated from her manuscript, that the English verses entitled "To the Poet" unconditionally attributed to Goethe in the Weimar edition (5 I, 78; 1893), are in fact by Mrs. Carlyle — or at least transcribed by her — and were sent to Goethe with the lock of her hair accompanying Carlyle's letter of Dec. 22, 1829 (*Corr.* 161 = *Briefw.* 205).

Baltimore Md. U. S. A. Leonard L. Mackall.

Zur angelsächsischen Abbo-Glosse.

Der Mönch Abbo von Saint-Germain des Prés[6] dichtete 896 ein drittes Buch[7] zu seiner *Belagerung von Paris durch die Normannen,* in dem er Klerikern moralische Ratschläge erteilte. Er wählte seltene und gern griechische Wörter, die er selbst lateinisch glossierte, und wollte, wie gesuchte Schreibungen zeigen, den Scharfsinn der Schüler üben.[8] Eben deshalb fand er viele Kopisten, auch in England. Eine[9] Hs., vom 11. Jahrhundert, gehörte Saint Austins zu Canterbury. Eine andere, um 975—1025, fand gleich nachher, wohl vor 1050, einen Glossator, von dessen merkwürdigen Wörtern Toller[10] manches zitiert. Cockayne,[11] der allein das Angelsächsische mit ediert hat, kannte nicht die einst von Pertz[12] daraus gegebene Probe, noch auch Abbos Autorschaft. F. L.

---

[1] Except a mere citation of Eckermann (Apr. 5, 1830). The "*Chaos*" is extremely rare, however. The copies sent to Carlyle are no longer in existence, and I am indebted to the Director of the Goethe-National Museum, and to the Librarian in Weimar for the use of those in their charge.

[2] Cf. C. to G. Nov. 15, 1830 (*Corr.* 240 = *Briefw.* 233); Eckermann to C. Dec. 6, 1830 (*Corr.* 245 = *Briefw.* 132); C. to G. Jan. 22, 1831 (*Corr.* 254 = *Briefw.* 135) and to his mother on Feb. 11[th] (cited *Corr.* 252 = *Briefw.* 133).

[3] 1828 now in the *Miscell.* vol. I.

[4] Cf. his *Faust* I ed. 1833 p. 278 f., where however Carlyle is not yet named.

[5] Which I discovered at Weimar in January or February 1903, and then privately communicated to those most interested.

[6] Molinier, *Sources de l'hist. de France* I, 265.

[7] Ed. Winterfeld, *Monum. Germ., Poet.* IV, 116.

[8] Ebenda 73. [9] Cambridge, Univ. Gg. V, 35; andere ebenda 76.

[10] *Anglo-Saxon dict.* 884a. 1151a. [11] *Leechdoms* I, p. LVIII.

[12] *Monum. Germ., Script.* II, 776.

Zur Barttracht der Angelsachsen.

Der erwachsene freie Laie englischen Stammes erscheint auf den Bildern und in der Literatur von etwa 950—1050 in der Regel vollbärtig; zur Zeit der Eroberung wird der Schnurrbart der Normannen dem entgegengesetzt. Wie bei anderen Germanen schützte das Recht den Bart auch bei den Angelsachsen. Und hier gab es eine Formel eines kirchlichen Segensspruches für die *qui in laico habitu permanentes benedictas volunt gestare barbas*. Aus dem Winchesterschen Benedictional vom Ende 10. Jahrhunderts zitiert dies Sauvage, *Note sur les mss. anglo-saxons à Rouen* (1883), p. 5. F. L.

Edmund Spenser und die Bartholomaeus-Kirche zu Smithfield.

In der Biographie Edmund Spensers, welche John W. Hales der Globe-Edition (London 1899) voranschickt, heifst es pag. XVII: '*A careful examination by Mr. Collier and others of what parish registers there are extant in such old churches as stand near East Smithfield — the Great Fire, it will be remembered, broke out some distance west of the Tower and raged mainly westward — has failed to discover any trace of the infant Spenser or his parents.*' Gesetzt nun den Fall, man hätte tatsächlich die alten Kirchbücher erhalten, die Ausbeute wäre eine geringe. Denn wie die frühmittelalterlichen Annalen zeichnen sich solche Dokumente durch Dürftigkeit ihrer Notizen aus. Dagegen wäre es eine dankenswerte Aufgabe, einmal die Inschriften und Grabtafeln in den Kirchen, die Smithfield naheliegen, auf ihr Verhältnis zu Spenser zu prüfen. Hier könnte so manches Wichtige für des jungen Dichters Bekanntschaften mit den angesehenen Personen des Kirchspiels zutage gefördert werden, wie an den folgenden beiden Beispielen ersichtlich ist.

Im Nordflügel der Bartholomaeuskirche finden wir in der mittleren Seitenkapelle eine Grabtafel folgenden Inhaltes:

Here under lyeth buryed the Bodye
of Elizabeth Scudamore wife of
Phillipp Scudamore of Bornham
in the Countie of Bucks Esquier, she
dyed the 9th of July 1593 and had to her
former husband Henry Goddenham
Esquier Auditor of the Mynt by
whom she had issue Alice married to
Robert Chamberline of Sherborne
in the County of Oxon Esquier
Dorothy married to Thomas Piggott
of Dodershall in the County of Buck
Esquier Elizabeth married to William
Paulett of Winchester Esquier and
after Richard Fines Knight Lord
Say and Seale, the said Phillipp
Scudamore was afterwardes Knighted
and Travellinge beyond the seaes
died at Antwerp in the yeare 1611 and
lyeth buryed there in St. Jacobbs Church.

Die Scudamores waren jedenfalls normännischer Herkunft, der Name selbst zeugt dafür und auch die Verwandtschaft mit Robert Chamberline. Dieser liegt im östlichen Teile der Kirche begraben, starb 1615 und stammt laut Inschrift ab von den *antiquissimis Tankervillae in Normandia Comitibus.* Edmund Spenser hat nun in der *Feenkönigin* III, 11 und IV, 1. 6. 10 einen Scudamour zum Träger der Handlung gemacht. Der Kampf dieses Ritters um seine Geliebte Amoretta, die zunächst in falsche Hände gerät, gewinnt ein ganz persönliches Gepräge, wenn wir in Betracht ziehen, daſs jene Elizabeth Scudamore auch einst einem anderen angehörte. Spenser hat vielen seiner Gestalten in der *Feenkönigin* Züge und Schicksale seiner Bekannten geliehen, die Gestalt Scudamores ist der Wirklichkeit entlehnt. Da nun schon 1589 die drei ersten Bücher fertig waren und, wie wir sahen, Scudamour bereits hier vorkommt, so haben wir als *terminus ad quem* der Bekanntschaft Spensers mit den Scudamores 1580 anzusetzen, denn von 1580—89 war der Dichter nicht in England. Es handelt sich also um eine Bekanntschaft aus des Dichters erster Lebenshälfte mit bedeutenden Leuten des Kirchspiels. Der *terminus ab quo* der Bekanntschaft wird sich aber kaum bestimmen lassen, es sei denn, daſs jemand etwas Bestimmtes über das Verhältnis Spensers, sei es zu Philipp Scudamore, sei es zu Henry Goddenham, findet.

Im Zusammenhange mit Scudamours Schicksalen steht *Feenkönigin* III, 11, Britomarts Einbruch in das Haus des Zauberers Busyrane. In diesem 11. Gesange fällt die Strophe 54 auf:

And, as she lookt about, she did behold
How over that same dore was likewise writ,
Be bolde, be bolde, and every where Be bold;
That much she muz'd, yet could not construe it
By any ridling skill, or commune wit.
At last she spyde at that rowmes upper end
Another yron dore, on which was writ
'Be not too bold'; whereto though she did bend
Her earnest minde, yet wist not what it might entend.

Dieses *'Be not too bold'* der vorletzten Zeile ist ein Wortspiel mit einem Familiennamen Tewbold. Die Elisabethzeit liebte dergleichen, man braucht nur an Sir Lucy, den Friedensrichter, sein Wappen und dessen scherzhafte Darstellung in den *Merry Wifes of Windsor* zu denken. Spenser mag wohl nirgends etwas über die Entstehung des Namens, der in Smithfield wohlbekannt war, gefunden haben, das zeigt die letzte Zeile. Die Tewbolds waren, wie die Smalpace, die mit ihnen verschwägert waren, von Adel, sie werden auf Inschriften als *armigeri* bezeichnet. In der Bartholomaeuskirche liegt Agnes Tewbold, die Tochter Johannis Tewbolds und Gattin des 1568 verstorbenen Percivallus Smalpace, welche 1588 starb. In demselben Jahre ward das Monument errichtet an der Südmauer der Kirche.

Das alte Gotteshaus ist aber noch in anderer Hinsicht als durch seine Inschriften von Bedeutung für Spenser. Hier hat der Dichter in seiner Jugend viele Eindrücke in sich aufgenommen, die noch in seinen Werken späterer Zeit erkenntlich sind. Die Wundergeschichten, welche man vom Stifter der Kirche Rahere erzählte, bevölkerten früh die Phantasie des jungen Spenser mit bunten Fabelwesen von der Art des achtfüſsigen beschwingten Ungeheuers, das dem frommen Manne ohne des heiligen Bartholomaeus Hilfe beinahe den Garaus gemacht hätte, mit jenen Gestalten der Zauberwelt, die sich später in der *Feenkönigin* in so groſser Menge tummeln. — Und mit warmen Worten preist Spenser die werktätige Liebe, die er täglich in seiner Jugend im Hospital der Bartholomaeuskirche ausüben sah, in der *Feenkönigin* I, 10. Alle sieben Werke der Barmherzigkeit einen sich, um den Bedrängten zu helfen, wie noch heute im Krankenhause zu St. Bartholemew, das jährlich 150 000 armen Kranken hilft. Spenser hat diesem Hospital warme Anerkennung gezollt; heiſst es doch an der angegebenen Stelle Strophe 36:

Eftsoones unto an Holy Hospitall
That was foreby the way she did him bring
In which seven Bead-men that hat vowed all
Their life to service of high heavens king
Did spend their daies in doing godly thing.
Their gates to all were open evermore
That by the wearie way were traveiling
And one sate wayting ever them before
To call in commers by that needy were and pore.

So ist das Hauptgebäude des Smithfield der Elizabethzeit, die Bartholomaeuskirche, durch manchen Faden mit dem gröſsten Sohne jener Vorstadt Londons verbunden. Gustav Glasenapp.

Zu Gills Logonomia Anglica ed. Jiriczek.

In der Einleitung zu meiner Ausgabe von Alexander Gills *Logonomia Anglica* (*Quellen und Forschungen* XC) bitte ich folgende zu spät bemerkte Druckfehler zu berichtigen:

S. XXXII, dritter Absatz: an Stelle von 'Statt I ... auch J' ist zu lesen: 'Statt J ... auch I'.

S. LXI, Zeile 9 von unten ist (in Klammer) statt ge*a*un zu lesen: g*ε**a*un.

S. LXVIII, Berichtigung zu 123, 6, muſs es statt: 'der *D. F. für* đër' heiſsen: 'Đer *D. F. für* Đër (*vgl. S. XXVI*)'.

Münster i. W. O. L. Jiriczek.

Die Gründung einer Société Jean-Jaques Rousseau.

In Genf ist zu Beginn dieses Jahres ein Rousseau-Archiv eingerichtet worden (*Archives J.-J. Rousseau*), das ein Zentrum der Rousseau-Forschung zu werden bestimmt ist. Ein Raum der öffent-

lichen Genfer Bibliothek ist ausgewählt, um zunächst alles das zu vereinigen, was diese Bibliothek bereits an Rousseau-Literatur besitzt. Diese Sammlung soll mit Unterstützung der Stadt, durch die Munifizenz ihrer Bürger und die Hilfsbereitschaft aller Rousseau-Freunde erweitert und vervollständigt werden, um als Grundlage für jene grofsen Unternehmen zu dienen, welche heifsen: *Edition critique des œuvres de J.-J. Rousseau; Biographie authentique et complète; Bibliographie; Iconographie.*

Um alle diejenigen zu vereinigen, die an der Einrichtung dieses Rousseau-Archivs Interesse nehmen, und die dessen Arbeit zu fördern bereit sind, ist die Gründung einer Rousseau-Gesellschaft geplant, die ein *Bulletin* herausgeben wird. Der glückliche Gedanke dieses Rousseau-Archivs und dieser Rousseau-Gesellschaft hat seine besonderen Förderer in den beiden Genfer Universitätslehrern B. Bouvier und E. Ritter gefunden. H. M.

Die Société amicale Gaston Paris

hat im März ihr erstes *Bulletin* herausgegeben. Es bringt u. a. die definitiven Satzungen der Gesellschaft (cf. *Archiv* CXI, 186), das Verzeichnis der Mitglieder (266), den Bericht über den Stand der Bibliothek Gaston Paris (Bücher und handschriftlicher Nachlafs) und ihrer Katalogisierung. Sammlung und Neudruck von Arbeiten G. Paris' sind in Aussicht genommen; im laufenden Jahre soll eine von J. Bédier redigierte *Bibliographie des travaux de G. Paris* zur Verteilung an die Mitglieder kommen. Der Druck romanistischer Arbeiten, besonders jüngerer Forscher, soll von der Gesellschaft ebenfalls gefördert werden.

Es wäre sehr erwünscht, wenn sich die *Société* allmählich zu einem Zentrum für solche gestaltete, die in Paris romanistischen Studien obliegen. Es ist jetzt in der Sorbonne in der dankenswertesten Weise ein treffliches *bureau de renseignements* für ausländische Studierende eingerichtet worden. Jüngere Fachgenossen würden sich aber sicherlich glücklich schätzen, neben dieser allgemeinen Wegleitung auch Auskünfte speziell romanistischer Art zu finden, wie sie ein Bureau der *Société Gaston Paris* oder ein von ihr veröffentlichter 'Führer' zu bieten vermöchte. H. M.

Petrarca gegen Dante.

In seiner 1354 abgeschlossenen Schrift *De vita solitaria* widmet Petrarca eine Reihe von Abschnitten der Erwähnung berühmter und heiliger Männer, welche das beschauliche Leben der Einsamkeit geliebt haben.

Nach einem Kapitel *De solitudine Petri Damiani* folgt ein besonders langes *De solitudine Celestini papæ qui Petrus ante papatum dictus fuit* (II, III, cap. 18), aus welchem folgende kurze Stellen hier Platz finden mögen:

Huius Petri clarissimum faceret raritas ipsa contemptum, nisi eum Petri alterius Romani pontificis, quem Celestinum dixerunt, recentior contemptus et clarior obscurasset, qui, pontificatu maximo velut mortifero fasce deposito, in antiquam solitudinem tam cupide repedavit, ut hostili compede liberatum crederes. Quod factum solitarii sanctique patris vilitati animi quisquis volet attribuat, licet enim in eadem re pro varietate ingeniorum non diversa tantum sed adversa sentire. Ego imprimis et sibi utile arbitror et mundo, utrique enim propter inexperientiam rerum humanarum, quas multa divinarum contemplatione neglexerat, longumque solitudinis amorem, periculosa esse anceps et turbida poterat altitudo. ... Ego prorsus altissimi cuiusdam et liberrimi et iugum nescientis vereque celestis animi factum reor atque ita sentio, non potuisse id ab homine fieri nisi qui res humanas iusto pretio æstimasset. ... Audivi narrantes, qui viderunt, tanto illum fugisse cum gaudio eaque signa lætitiæ spiritalis oculis ac fronte gestantem, dum a conspectu concilii, iam tandem sibi redditus ac liber, abscederet, quasi non humerum blando oneri sed collum diris securibus subduxisset, utque eius in vultu nescio quid angelicum reluceret. ... Irrideant, licet igitur, qui viderunt, quibus, pro fulgore auri et purpuræ, squalidus opum spretor et paupertas sancta sordebat. Nos hominem hunc miremur, interque rarissimos numeremus, damnumque vocemus non vidisse, cuius visio lucrum ingens exemplumque clarissimum præstare poterat altioris vitæ confragosa tentantibus. Cæterum præsens fama consecratumque viri nomen et laudatoribus suis favent et arguunt insultantes. ...

So wird Petrarca nicht müde, das Lob dieses Pietro di Morone zu singen, der, nachdem er am 5. Juli 1294 als Celestin V. zum Papst gewählt worden war, das hohe Amt am 13. Dezember des nämlichen Jahres wieder niederlegte, um sich in seine Einsiedelei zurückzuziehen. Nachdrücklich zeiht er die des Irrtums, die Celestin wegen seines Rückzuges der Feigheit beschuldigen.

Nun hat Dante bekanntlich unter den

anime triste di coloro
che visser senza infamia e senza lode

der Vorhölle auch zugewiesen:

l'ombra di colui
che fece per viltate il gran rifiuto (*Inferno* III, 60),

ohne indessen ausdrücklich zu sagen, welche historische Persönlichkeit er meint, und welchen *rifiuto* er im Auge hat. Die große Mehrzahl der älteren und der neuesten Kommentatoren deutet die Stelle auf Celestin V.

Es scheint mir zweifellos, daſs auch Petrarca den Vers so aufgefaſst hat, und daſs die Worte seines Textes, *quod factum solitarii sanctique patris vilitati animi quisquis volet attribuat,* direkt auf Dantes *per viltate* Bezug nehmen und diese Anklage zurückweisen.

In dem Nachdruck, mit welchem Petrarca seine abweichende Auffassung ausspricht und begründet, spiegelt sich aufs lebendigste der Gegensatz der Weltanschauung der beiden Männer, deren einer ein Mann der Tat war, während der andere sein Lebensideal zum Ausdruck brachte, wenn er *De vita solitaria, De contemptu mundi, De otio religiosorum* schrieb. H. M.

Chateaubriands *Nuit chez les sauvages d'Amérique.*

Die berühmte Schilderung einer Nacht in der Wildnis nahe an den Niagarafällen, mit der Chateaubriand sein erstes Buch, den *Essai sur les révolutions,* Londres 1797, so poetisch abschliefst, ist von ihm auch in sein zweites Werk, *Le Génie du christianisme,* 1802 (Ière partie, livre Vème, chap. 12), herübergenommen worden. Doch nicht unverändert. Die neue Redaktion ist augenscheinlich sehr sorgfältig erwogen, knapper, künstlerisch vollendeter. A. Albalat hat in seinem Aufsatz über *Les corrections de Chateaubriand* (*Revue de Paris* vom 1. Februar 1903) die beiden Versionen von 1797 und 1802 einander gegenübergestellt. Daraufhin hat V. Giraud in *La Quinzaine* vom 16. Oktober 1903 (*Histoire et variations d'une page de Chateaubriand*) gezeigt, dafs die berühmte Nachtschilderung zwischen 1797 und 1802 bereits zwei Überarbeitungen erfahren hatte (1799, in dem bis auf Varianten verlorenen ersten Londoner Druck des *Génie,* und 1801, in einer Gelegenheitspublikation der *Bibliothèque française*). Auch macht er darauf aufmerksam, dafs Chateaubriand in der zweiten (1803) und fünften (1809) Ausgabe des *Génie* neue Änderungen vorgenommen hat, *de telle sorte que nous n'avons pas moins de six versions différentes du même passage.* Und er fügt hinzu: *Je ne crois pas qu'il y ait, dans l'œuvre tout entière de Chateaubriand, de page qui nous permette de mieux suivre, presque année par année ... les scrupules, les procédés et les progrès de cet incomparable artiste.*

Da mag es einiges Interesse haben, darauf hinzuweisen, dafs Chateaubriand noch ein siebentes Mal die Feder an seine *Nuit* gelegt hat: in den *Mémoires d'outre-tombe.* Er gibt dort im (im sechsten Buch; I p. 383 der Ausgabe Biré) eine stark verkürzte Redaktion, die nur den Anfang des ersten und den Schlufs des zweiten Alinea umfafst und im einzelnen wieder mancherlei Änderungen zeigt. So beginnt 1809 die Schilderung mit einer Zeitbestimmung und im passé défini: *Une heure après le coucher du soleil, la lune se montra au-dessus des arbres,* während es in den *Mémoires* ohne diese Bestimmung und im imparfait heifst: *La lune se montrait à la cime des arbres.*

Diese — wohl letzte — Überarbeitung stammt aus den Jahren 1811—14. H. M.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Eddica minora. Dichtungen eddischer Art aus den Fornaldarsögur und anderen Prosawerken zusammengestellt und eingeleitet von Andreas Heusler und Wilhelm Ranisch. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1903.

Das obengenannte Buch entspricht einem lange gefühlten Bedürfnis, und man muſs den Herausgebern sehr dankbar sein, daſs sie die ebenso mühevolle wie nützliche Arbeit unternommen haben, eine kritische Ausgabe dieser bisher nur in verschiedenen Sagen gedruckten Gedichte und Gedichtfragmente zu besorgen. Sei es gleich gesagt, daſs sie eine stattliche Arbeit geleistet haben und stolz darauf sein können.

Bevor wir diese Sammlung näher besprechen, wollen wir der Stellung dieser Lieder in der altwestnordischen Dichtung einige Worte widmen.

In der altnorwegisch-isländischen Poesie unterscheidet man gewöhnlich eddische und skaldische Dichtungen voneinander. Der Unterschied soll darin liegen, daſs die ersteren anonym überliefert, in einfachen Versarten gedichtet und von mythologischem, ethischem oder sagenhistorischem Inhalte seien, währenddem die letzteren von uns mit dem Namen bekannten Dichtern verfaſst seien, Helden oder Ereignisse der geschichtlichen Zeit behandeln und meistenteils eine eingewickeltere metrische Form haben. Vor kaum mehr als zwanzig Jahren sah man jedoch nicht hierin die wesentlichsten Unterscheidungsgründe, sondern vielmehr darin, daſs die Eddalieder einer älteren Zeit als die Skaldenlieder entstammten (nämlich der Zeit vor der Besiedelung Islands), gegenüber dieser Kunstpoesie eine volkstümlichere Dichtung repräsentierten und nicht spezifisch westskandinavisch, sondern gemeinnordisch seien. In den letzten Jahrzehnten ist diese Ansicht bekanntlich als gänzlich falsch erwiesen worden und von allen Forschern aufgegeben; und damit sind auch die wesentlichsten Gründe zur Trennung der Eddadichtung von der Skaldendichtung aufgehoben. Die Eddalieder sind in der Tat ebenso spezifisch westnordisch wie die Skaldenlieder, sind in derselben Zeit wie die älteren von diesen (im 10. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts) und zwar gleichfalls von Kunstpoeten gedichtet. Die übrigen noch anerkannten Trennungsgründe würden nicht allein genügen, wenn nicht der herkömmliche Gebrauch wäre: denn die Grenzen zwischen den beiden Kategorien der altwestnordischen Dichtung sind gar nicht scharf, vielmehr flieſsend. So z. B. unterscheidet sich das von einem uns unbekannten Dichter im Jahre 954 verfaſste Gedicht *Eiríksmál* weder in Ton, Form noch Stil von den Eddaliedern, verherrlicht aber den in dem obengenannten Jahre gefallenen König Eiríkr Blutaxt und schildert seinen Empfang bei den Göttern in Valholl. Die *Þórsdrápa*, die von dem Isländer Eilífr Goðrúnarson am Ende des 10. Jahrhunderts gedichtet ist, behandelt einen rein mythologischen Stoff, Þórs Fahrt nach der Riesenwelt und seinen Besuch beim Riesen Geirrøðr, und ist also stofflich mit der Hymiskviða

der Edda nahe verwandt; ihr Metrum aber ist das künstliche dróttkvætt. Es gibt noch viele andere Beispiele solcher Dichtungen, die ebensowohl der einen wie der anderen Kategorie zugeführt werden könnten.

Was nun diejenigen Gedichte betrifft, die Heusler und Ranisch in dem vorliegenden Buche unter dem Titel *Eddica minora* zusammengeführt haben, äuſsern sich die Herausgeber über ihr Verhältnis zu den oben besprochenen Dichtungsarten folgendermaſsen: 'Dem Urteil über Alter und Kunstwert des hier Vereinigten soll weder der Name *Eddica* noch der Zusatz *minora* vorgreifen. Soviel scheint gewiſs, daſs diese Poesie mit den Liedern der alten isländischen Sammlung in eine Familie gehört. Auch die jüngsten Strophen stammen aus einer Zeit, der die eddische Kunstübung im mündlichen Betriebe lebendig geblieben war. Es hatte nie ein Riſs stattgefunden. Das Verhältnis der Nachahmung zum Vorbild ist bei den Spätlingen des 13./14. Jahrhunderts kein anderes als bei den Werken der heidnischen Zeit. Daher schlieſst es keine Überschätzung der *minora* in sich, wenn man die bei den isländischen Gelehrten übliche Bezeichnung "unechte Lieder" ("spurious epics") als unzutreffend ablehnt.' Es ist ohne Zweifel wahr, daſs man im allgemeinen diesen Gedichten eine gar zu kleine Aufmerksamkeit gewidmet und ihren Inhalt teilweise unterschätzt hat. Jedenfalls klingt die Behauptung der Herausgeber ziemlich kühn, daſs diese Lieder in demselben Verhältnis zu ihren Vorbildern, d. h. den Eddaliedern, ständen wie diese zu den ihrigen. Mit einer Ausnahme — die aus heidnischer Zeit stammenden *Biarkamál* — tragen die *Eddica minora* ein ziemlich deutliches nachklassisches Gepräge: sowohl der Ton als die Form und die Sprache weicht von denjenigen der Eddagedichte ab. Einige sind zwar nicht übel gelungene Imitationen und zeichnen sich durch wirkliche poetische Schönheit aus, vor allem das Valkyrienlied aus der *Niála* (Darraðarlióð), das zu den ältesten gehört und aller Wahrscheinlichkeit nach in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gedichtet ist, und Hiálmars Sterbelied (aus der *Ǫrvar-Oddssaga* und der *Hervarasaga*), das wiederum viel jünger ist, wohl dem Ende des 12. Jahrhunderts gehört. Hinsichtlich des Alters und poetischen Wertes der *Eddica minora* teilt der Rezensent im wesentlichen die Ansichten Finnur Jónssons (*Den oldnorske og oldislandske Litteraturs Historie* II, S. 139—161). Um die *Fornaldarsǫgur* den historischen *sǫgur* so ähnlich wie möglich zu machen, schmückten ihre gelehrten Verfasser sie mit Zitaten aus Liedern, die sie selbst dichteten, weil sie keine originalen Dichtungen von den Sagenhelden hatten. Möglich ist wohl doch, daſs einige dieser Lieder auch ältere Bestandteile enthalten, d. h. daſs derselbe Stoff in älteren Dichtungen benutzt worden ist, von welchen nur noch einige Strophen in der Erinnerung lebten und mit jüngeren Zudichtungen komplettiert worden, wodurch die uns überlieferten Lieder entstanden sind. Etwas dergleichen nehmen die Herausgeber für die jetzige Gestalt des Liedes von der Hunnenschlacht (aus der Hervararsaga) an.

Man mag über diese Dinge urteilen wie man will, fest steht jedenfalls, daſs die *Eddica minora* von groſsem Werte für die Sagenforschung sind, ja zum Teil auch für die Geschichte, wie Axel Olrik (*Danmarks Heltedigtning*) gezeigt hat.

Die *Eddica minora* umfassen 430 Strophen, die aus prosaischen Werken, den ungeschichtlichen Altertumssagen, genommen sind und 24 verschiedenen Liedern angehören, nebst einem alliterierenden Prosastück aus der Grágás, dem altisländischen Gesetzbuche. Das letztgenannte, die Tryggđamál, gehören doch eigentlich kaum in diese Sammlung, denn es ist sehr zweifelhaft, um nicht gar unwahrscheinlich zu sagen, ob sie je in poetischer Form abgefaſst gewesen sind. Zwar ist ihre Sprache oft sehr poetisch, die Stabreime häufig, und selbst der Rhythmus fehlt an mehreren Stellen nicht, aber meistenteils ist die Form zu einfach, um Vers genannt

werden zu können. Das Formular für Sicherheitsversprechen mulste seinem Zwecke gemäſs in einem feierlichen Tone gehalten sein, und um besser memoriert werden zu können, bekam es die alliterierende Form. Ohne Zweifel steht es der Poesie nahe, kann aber nicht mit Recht als eddische Dichtung bezeichnet werden. Aber warum die Grenzen zwischen den verschiedenen Arten der literarischen Produkte unnötig scharf ziehen? Eine kritische Ausgabe der Tryggđamál fehlte bis jetzt, und es ist deshalb nur erfreulich, daſs die Herausgeber der *Eddica minora* uns eine solche gegeben haben, obgleich sie unter dem Titel des Buches eigentlich nicht paſst.

Die Sammlung fängt mit vier Ereignisliedern an, nämlich dem Lied von der Hunnenschlacht und dem *Hervǫrlied* (beide aus der Hervararsaga), den *Biakarmal* (sowohl die wenigen Bruchstücke des Originals aus der *Hrólfssaga kraka* als Saxos lateinische Übertragung) und dem *Innsteinslied* (aus der Hálfssaga). Dann folgen fünf monologische Rückblickslieder: der *Víkarsbálkr* (aus der Gautrekssaga), das *Hrókslied* (aus der Hálfssaga), *Hiálmars Sterbelied* (aus der Orvar-Odds- und der Hervararsaga), *Hildibrands Sterbelied* (aus der Ásmundarsaga kappabana) und *Ǫrvar-Odds Sterbelied* (aus der Orvar-Oddssaga). Nr. X ist das obengenannte *Valkyrienlied* aus der Niálssaga, die Briansschlacht bei Clontarf in Irland im Jahre 1014 in der Form eines prophetischen Chorgesanges der Walküren behandelnd. Unter Nr. XI sind einige kleine Bruchstücke zweier epischer Gedichte zusammengeführt, von welchen das eine die Vaterrache der Hálfdanssöhne behandelt hat, das andere den Kampf Hiálmars und seines Genossen Oddr oder Sóti mit den Arngrímssöhnen auf Sámsey zum Stoff gehabt hat, und dazu noch je vier Zeilen von zwei anderen Liedern, einem von König Heiđrekr und einem von Starkađr. Nr. XII—XV sind Dialoglieder (Orvar-Odds Männervergleich aus der Orvar-Oddssaga, Útsteins Kampfstrophen aus der Hálfssaga, Orvar-Odds Gespräch mit einer Priesterin in Biálkaland, die Scheltgespräche Ketill Hœngs mit Gusir und Bodmóđr samt Framarr und Grímr lođinkinnis mit den Hexen Feima und Kleima. Ihr folgen einige lose Strophen aus der Ásmundarsaga kappabana, der Hervararsaga, der Hálfssaga, der Orvar-Oddssaga, der Ragnarssaga, der Ketilssaga, der Grímssaga, der Gautrekssaga, der Ánssaga bogsveigis und der Fridþiófssaga (Nr. XVI—XVIII). Eine Strophe erotischen Inhalts aus der Ánssaga bogsveigis steht unter dem nicht ganz exakten Titel *Ein dans* als Nr. XIX. Unter den *Katalogstrophen* der Nr. XX findet man wohl das Verzeichnis der Könige verschiedener Völker aus der Hervararsaga und die Aufzählung der Arngrímssöhne aus der Orvar-Oddssaga, welche letztere doch eigentlich nur ein aus dem Hyndluliód der *Edda* entlehntes Stück und also hier überflüssig ist, aber man vermiſst die Strophen mit den Pferdenamen aus der Þorgrímsþula und der Kálfsvísa und den Ochsennamen aus der ersteren; warum sind diese nicht mitgenommen? Die in der Hervararsaga vorkommenden Rätsel, die Gestumblindi dem König Heiđrekr vorlegt, bilden Nr. XXI — eines der interessantesten Stücke der ganzen Sammlung und zumal das längste (36 Strophen). Die Geizhalsstrophen aus der Gautrekssaga (Nr. XXII), die eigentümlichen, halb humoristischen, halb ritualen Strophen aus der sehr jungen *Vǫlsaþáttr* der Flateyiarbók (Nr. XXIII), wo verworrene Erinnerungen an einen heidnischen Gebrauch, einen Pferdephallus als Symbol des Fruchtbarkeitsgottes zu verehren, den wesentlichen Inhalt bilden, die Fluchstrophen aus der Bósasaga, *Buslubœn* genannt (Nr. XXIV), und die Tryggđamál (Nr. XXV) schlieſsen die Sammlung. 'Etwa 120 Strophen der *Fornaldarsǫgur*, nämlich die jüngste Schicht der Orvar-Oddsstrophen und die Visur der *Gǫngu-Hrólfs-*, der *Hiálmtérs-* und der *Sturlaugssaga*, blieben von unserer Sammlung ausgeschlossen. In ihnen erscheint die einstige Empfindung für Vers und Sprache wie erstorben.

Eine merkliche Kluft trennt diese Schreiberversuche selbst von Dichtungen wie dem *Hróksliede* und Útsteins Kampfstrophen,' sagen die Herausgeber. Hiergegen läfst sich freilich nichts einwenden. Aber ein Gedicht vermifst der Rezensent in diesem Buche: die *Krákumál*. Gehört doch dieses Sterbelied Ragnars ganz derselben Kategorie wie die meisten der *Eddica minora*, sowohl was Alter als Stil und Sprache betrifft; nur ist das Metrum nicht eddisch, sondern skaldisch (*háttlausa*); aber jedenfalls würde dieses Lied hier viel besser passen als die Tryggdamál.

Die Einleitungen zu den verschiedenen Gedichten sind vorzüglich, klar und orientierend und teilen alle die nötigen Fakta mit. Der Text ist mit grofser Sorgfalt behandelt, nicht nur die verschiedenen Ausgaben miteinander verglichen, sondern dazu ein reiches handschriftliches Material benutzt. Der kritische Apparat, der Karl Hildebrands in seiner Eddaausgabe zum Vorbild hat, entspricht allen Forderungen der Wissenschaft. Am Ende des Buches steht ein Glossar, das ein Supplement zu Hugo Gerings *Eddaglossar* ist und alle dort mangelnden Wörter und Bedeutungen verzeichnet. Die Orthographie ist normalisiert, aber versucht nicht den Gedichten den Anschein eines höheren Alters zu geben, als man anzunehmen berechtigt ist. Eine Kleinigkeit, die doch wegen ihrer prinzipiellen Richtigkeit zu loben ist, mag hier herausgehoben werden: die Herausgeber benutzen nie den gar nicht altisländischen Buchstaben *j*, sondern schreiben überall *i*.

Ich schliefse meine Rezension mit den Worten der Herausgeber: 'Es bleibt zu wünschen, dafs die *Eddica minora*, die ihrem Verleger eine so vortreffliche Ausstattung danken, in Zukunft bei den Freunden altgermanischer Dichtung den Platz neben der Eddaausgabe einnehmen werden.'

Rolf Nordenstreng.

Altdeutsches Lesebuch von Gotthold Bötticher und Karl Kinzel.
Halle a. S., Waisenhaus, 1904. VI, 192 S. 8.

Dies altdeutsche Lesebuch bietet unter drei Abschnitten zum grofsen Teil eine Auswahl aus den *Denkmälern der älteren deutschen Literatur*, welche von denselben Verfassern im gleichen Verlag erschienen sind und in den Schulkreisen, für welche sie bestimmt sind, die beste Aufnahme gefunden haben, die gewifs auch dem vorliegenden Buche zuteil wird. Der erste Abschnitt enthält kennzeichnende, durch einleitende Bemerkungen erläuterte Proben aus der *Edda* nach Gerings trefflicher Übersetzung, einiges über germanische Götter mit den Merseburger Zaubersprüchen, ferner den Inhalt der Wölfungen- und Hilde-Gudrunsage nach nordischer Fassung. Der zweite Abschnitt 'Aus der Heldenzeit' bringt Proben aus dem *Heliand*, das *Hildebrandslied* im Urtext mit Übersetzung, weiters das *Waltharilied* zum grofsen Teil in Übersetzung; der gröfste Raum ist, wie billig, dem *Nibelungenlied* und der *Gudrun* eingeräumt, von denen grofse Teile im Urtext mit erläuternden Fufsnoten geboten sind. Der dritte Abschnitt 'Aus der Ritterzeit' enthält eine geschickte Auswahl aus der mhd. Lyrik der Frühzeit und aus Walther von der Vogelweide, letztere auch mit beigegebener Übersetzung, endlich vom Epos Proben aus dem *Armen Heinrich* im Urtext und den Inhalt des *Parzival* mit ausgedehnten Partien in Übertragung, 116,5—119,30 auch im Urtext. Einige Druckfehler und Ungleichheiten, die ich mir aus III A, der mhd. Lyrik, angemerkt habe, seien für weitere Auflagen zur Tilgung anempfohlen: S. 126 *vernommen* st. *vernomen*, *summer* st. *sumer*, *Luitpolt* st. *Liutpolt*, *gedâchte* st. *gedâhte*, *tugendhafter* st. *tugenthafter*, *durh* st. *durch*, *fröude* neben *vröiden*, S. 132 *anderwa* st. *anderswa*, S. 137 *wen* st. *wem*, *sie* st. *si* (ö.), S. 139 *swer fluoche* st. *swer dir fluoche* u. a. Ist S. 139 (XXI, 11) absichtlich die Lesart *er rihte iu* st. *rihtet* gewählt? Die Übersetzung 'Er schafft euch Recht' legt den Ind. zugrunde. J. Schatz.

Hermann Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1901. Erster Band XLII, 418 S., zweiter Band X, 441 S. Je 9 M.

Als die erste Auflage von Wunderlichs Buch erschien, war der Kampf um die 'Sprachdummheiten' an der Tagesordnung, und so hatte denn damals der Verfasser seine der Polemik gegen Wustmann entsprungenen Ausführungen gerade an die Streitpunkte jener Tage angeknüpft. Die zweite vorliegende Auflage ist davon abgegangen; mit vollem Rechte nimmt W. an, daſs das Interesse an jener Polemik nachgerade im Schwinden begriffen ist; er hat daher dem Buche in seinem neuen Gewande eine selbständige Stellung gegeben. Aber nicht nur im Ziele unterscheiden sich die ältere und jüngere Fassung des Werkes, die Neuauflage gibt sich als vollständig neues Buch, das, auf einem breiteren, oft überraschend vollständigen und umfassenden Quellenmaterial fuſsend, Zitate auch aus den neuesten Schriftstellern zusammenträgt. Mit dieser durchgreifenden Änderung im Umfange geht jedoch keinerlei Abweichung von der früheren Disposition und Anlage des Buches Hand in Hand.

Es ist bekannt, daſs seit dem Erscheinen der ersten Auflage gerade über die prinzipielle Frage von Um- und Abgrenzung der Syntax viel gestritten worden ist; wir brauchen hierfür nur auf die scharfsinnige Schrift von John Ries, *Was ist Syntax?* (1894), zu verweisen. Eine Einigung ist noch nicht erzielt und wird auch wohl in absehbarer Zeit nicht zustande kommen. W. hält an seinem alten System fest, das sich, in weiterem Verstande auf Miklosich beruhend, als ein analytischer Gang durch die Erscheinungen der Satzstruktur darstellt (S. XIX). Allerdings nur ein analytischer; denn im System fehlt eine synthetische Zusammenfassung des Ganzen. Diese kann durch die gedrängte 'Einleitung' (S. XIII—XLII des ersten Bandes) m. E. nicht ersetzt werden. Die 'fröhliche Lust des Observierens', die Roethe in seiner warmherzigen Einleitung zum Neudrucke der Grimmschen Syntax an dem Meister rühmt, hat W. vielleicht dazu verführt, in ähnlicher Weise über der Fülle der einzeln geschauten Beispiele das Satzganze oder, um in den von ihm gebrauchten Bilde zu bleiben, über den einzelnen anatomischen Funktionen den Körper als Ganzes zu vergessen.

Abgesehen von dieser Merkwürdigkeit, daſs eine eigentliche Behandlung des Satzes fehlt, bietet die neue Bearbeitung eine fast unübersehbare Fülle von Einzelbeobachtungen, auf die hier im einzelnen natürlich nicht eingegangen werden kann. Bemerkenswert ist die Stellung des Verfassers zur Mundart und zur Umgangssprache (S. XLII). W. will im Gegensatze zu seinem Werkchen über unsere Umgangssprache hier vielmehr die Schriftsprache zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen machen, verhält sich aber gegen die freiere Art der Satzfügung, wie sie in der Mundart und im gewöhnlichen Verkehr erscheint, durchaus nicht ablehnend, sondern zieht sie (nach Behaghels Vorgange) da prinzipiell zur Erklärung und Vertiefung heran, wo sie Wendungen, die in der Schriftsprache erstorben sind, ihrerseits noch mitführen oder weitergebildet haben.

Eine Übersicht über die Disposition möge den Schluſs bilden: Nach der oben berührten Einleitung bietet der ganze erste Band die ausführliche Behandlung des Verbums, und zwar des Verbums als Wortklasse, seiner Flexionsformen, der Verbalnomina und der Wortstellung des Verbums. Der zweite behandelt Nomen, Pronomen und Partikeln.

Wunderlichs Buch bietet eine Fülle von Beobachtungen, die nicht nur ihren groſsen sachlichen Wert, sondern auch die Bedeutung haben, die syntaktischen Forschungen einmal zu sichten und festzustellen, was zur Zeit geleistet ist. Daſs sich dabei noch viele Fragen ergeben, die erst die

Folgezeit lösen kann, ist bei einem so umfassenden Buche nur natürlich. Am besten wäre es freilich, wenn sich W. selbst entschlösse, die handgreiflichen Resultate aus seinem Werke zusammenzufassen.

Steglitz. W. Scheel.

Max Morris, Goethe-Studien. Zwei Bände. Zweite veränderte Auflage. Berlin, C. Skopnik, 1902. VIII, 340, 297 S. M. 6, geb. M. 7,50.

Als in den Jahren 1897 und 1898 die beiden Bände *Goethe-Studien* von Max Morris in der ersten Ausgabe erschienen waren, erregten sie unter den Goethe-Forschern von Beruf ein ziemliches Aufsehen. Ein Arzt, der sich bis dahin mit der Literaturgeschichte fachmännisch noch nicht beschäftigt und noch keine einschlägigen Arbeiten veröffentlicht hatte, trat auf einmal mit einer größeren Sammlung verschiedenartiger Untersuchungen zu Goethes Werken auf dem Plan. Das war aber gleich zu merken, mit einem blutigen Dilettanten, den man unbeachtet beiseite hätte schieben können, hatte man es hier nicht zu tun. Der Verfasser erwies sich gleich als ein hochgebildeter, vielseitig belesener Schriftsteller, der sich mit Goethes Leben und Werken, auch mit der neueren wissenschaftlichen Goethe-Literatur, durch private Studien eng vertraut gemacht und sich auch die literarhistorische Methode bis zu einem gewissen Grade angeeignet hatte. Daſs M. aber andererseits nicht ein Fachmann im engeren Sinne des Wortes sein konnte, war leicht daraus zu ersehen, daſs sich der Verfasser gerade den schwierigsten, ja unlösbaren Problemen zuwandte, daſs er eine gewisse Unsicherheit im Gange der Untersuchung und in der Feststellung von Tatsachen, sowie in der Unterscheidung zwischen verlockenden Einfällen, überzeugenden Motiven und sicheren Beweisen kundgab. Von seiner scharfsinnigen Kombinationsgabe verleitet, suchte er zuweilen auf allzu kühnen oder unwahrscheinlichen Hypothesen sichere Schlüsse aufzubauen und Unbeweisbares zu beweisen. Mit Vorliebe bemühte er sich, rätselhafte, vieldeutige, vom Dichter absichtlich verhüllte Schöpfungen bis ins einzelnste auszudeuten, fragmentarische Dichtungen nach vorliegenden Skizzen und Plänen zu ergänzen, Unfertiges oder nicht Vorhandenes zu rekonstruieren. Wie unsicher sich Morris selbst bei manchen seiner Folgerungen fühlen mochte, ergibt sich daraus, daſs er selbst im zweiten Bande oder in der vorliegenden zweiten Auflage mehrere ältere Ausführungen neu vorgenommen, nachgeprüft, manches zurückgenommen oder wesentlich umgeändert hat.

Die Ergebnisse der *Goethe-Studien* von Morris in der ersten Ausgabe waren darum zum Teil kaum kontrollierbar, vielfach nicht von überzeugender Beweiskraft. Fast allgemein abgelehnt wurden von der fachmännischen Kritik seine Deutungen des Märchens in den Unterhaltungen, dann der Weissagungen des Bakis, der literarischen Anspielungen in der Walpurgisnacht, seine zu weit gehenden Folgerungen in der Abhandlung Herzogin Luise in Goethes Dichtung, seine Vermutungen bezüglich des Zusammenhanges zwischen dem Eheleben Goethes und dem Drama *Pandora* u. a. m.

Hingegen ist es Morris dank seiner ausgebreiteten Belesenheit in vielen Fällen gelungen, neue Quellen zu Motiven und Stoffen Goethes aufzudecken. So hat er gezeigt, daſs Wielands Übersetzung der Ritter des Aristophanes Goethe die Anregung zu den Weissagungen des Bakis und des Erasmus Francisci *Neupolierter Geschichts-, Kunst- und Sittenspiegel* (Nürnberg 1670) die Anregung zur geplanten Disputationsszene im *Faust* gegeben habe. M. weist ferner für das Gedicht *Den Originalen* in *Epigrammatisch* eine Parallele aus Xenophons *Memorabilien* nach. Er verfolgt bis ins einzelnste die Einwirkungen von Lucans *Pharsalia* auf die klassische Walpurgisnacht und in einer späteren Studie die (von Erich

Schmidt gefundenen) Beziehungen zwischen Swedenborg und Goethes *Faust*, er hat sich um die Erläuterung vieler Faustparalipomena mit Erfolg bemüht (vgl. im einzelnen z. B. die Kritik von R. Weissenfels *J. B. L.* 1898, IV 8e: 181), und er hat in einer schönen abgerundeten Abhandlung die Widerspiegelung aller durch Christiane Vulpius erregten Gefühle in Goethes Dichtung zusammenfassend dargestellt.

Aber auch dort, wo die Ergebnisse und Folgerungen von Morris unwahrscheinlich und unannehmbar sind, hat er doch anregend und befruchtend auf die Forschung gewirkt, indem seine gedankenreichen, tiefdringenden Betrachtungen neue Einblicke in die Pläne Goethes eröffneten, neue Wege zur gründlichen Untersuchung schwieriger Probleme angebahnt haben.

Der ersten Ausgabe der *Goethe-Studien* folgten bald weitere Abhandlungen von Morris in diesem *Archiv*, im *Euphorion*, in der *Chronik des Wiener Goethe-Vereins*, im *Goethe-Jahrbuch*. In die vorliegende zweite Auflage hat M. nun alle diese verstreut erschienenen Studien und aufserdem elf bisher noch nicht veröffentlichte gröfsere und kleinere Beiträge aufgenommen. Die zweite Ausgabe ist also bedeutend reichhaltiger als die erste, sie hat aber auch dadurch bedeutend gewonnen, dafs M. die älteren Untersuchungen durchweg sorgfältig nachgeprüft, in der methodischen Durchführung vertieft und durch neue Beweisgründe gestützt hat. Auch die Lösungsversuche für das Märchen und für die Weissagungen des Bakis sind umgearbeitet worden, und die Kritiker, die früher diese Deutungen abgelehnt haben, werden sich neuerdings mit M. auseinandersetzen müssen. Auf die schon früher veröffentlichten Abhandlungen, die wiederholt in den kritischen Fachzeitschriften erörtert worden sind (vgl. V. Michels im *Euphorion* 9, 178—185, Alt im *Anzeiger für deutsches Altertum* 24, 306—309 und 26, 233 ff., Koch in den *Berichten d. f. d. Hochstiftes* 14, 386—390, Düntzer in der *Zeitschr. f. deutschen Unterricht* 12, 408—413, *Literarisches Zentralblatt* 1899, 208, 401 f., usw.), möchte ich hier nicht nochmals eingehen. Es seien mir nur einige wenige Bemerkungen gestattet.

Zu den *Wahlverwandtschaften* hat M. eine literarische Quelle ermittelt, eine Erzählung aus *Tausendundeine Nacht*, wo auch ein durch Wahlverwandtschaft zueinander hingezogenes Paar, das sich nicht verbinden kann, weil ein Teil schon vermählt ist, an gebrochenem Herzen stirbt und durch die Milde des in seinen Rechten Gekränkten ein gemeinsames Grab erhält, das dann den Gegenstand allgemeiner Verehrung bildet. In der zweiten Ausgabe verweist M. aufserdem auf Kleists *Amphitryo*, wo Alkmene in den Armen eines anderen die Illusion hat, ihren Ehemann zu umarmen, während Charlotte umgekehrt in den Armen ihres Gatten die Illusion hat, den Geliebten zu umarmen. M. meint nun, Goethe habe vielleicht die Motive dieser beider Dichtungen miteinander verschmolzen.

Ich glaube zunächst, dafs wir bei den *Wahlverwandtschaften*, für die Goethe selbst das 'Erlebte' so stark betont hat (Eckermanns *Gespräche mit Goethe* II, 127), und in denen er ein aus eigenen Seelenkämpfen gewonnenes psychologisches Problem wie ein chemisches Experiment streng durchführt, kaum eine literarische Quelle anzunehmen brauchen. Wenn aber, dann steht die Tristan- und Isoldesage den *Wahlverwandtschaften* bedeutend näher. Sie zeigt beide (von M. für zwei verschiedene Dichtungen nachgewiesene) Motive. Einmal die personvortäuschende Illusion im ehelichen Lager: König Marke umarmt in der Brautnacht Brangäne in der Meinung, es sei Isolde. Und zweitens den Abschlufs der Sage, der eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit dem Abschlufs der *Wahlverwandtschaften* aufweist. König Marke, also der in seinem Rechte Gekränkte, übt Milde und läfst die beiden Liebenden, die an gebrochenem Herzen gestorben sind, weil sie einander nicht dauernd angehören konnten, in zwei Särgen nebeneinander, und zwar in seinem Reiche, beerdigen. Und dann heifst es weiter: Diese beiden starben von rechtem Herzeleid.

Aber ihre Liebe ging noch über das Grab, Rose und Rebe (die auf ihrem Grabe gepflanzt worden waren) flochten sich enge zusammen. Die Minne aber zeigt an diesen beiden, dafs zwei Liebende eins sind. König Marke stiftete ein reiches Kloster, fastete und betete viel für beider Seelenheil. Rose und Rebe sah man enge über den Gräbern zusammengeflochten. Niemals, seit die Welt steht, haben zwei nach ihrem Tode sich also geminnt. (So bei Ulrich von Türheim.)

Und dazu die *Wahlverwandtschaften:* Charlotte, also die in ihren Rechten Gekränkte, übt Milde und läfst die an gebrochenem Herzen gestorbene Ottilie in der Kapelle ihres Besitztumes bestatten und bedeckt ihre Bahre mit Blumen. Bald danach stirbt Eduard. 'Und so lag denn auch dieses vor kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe.... Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, dafs niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen. So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!'

Also neben den Übereinstimmungen der Fabel im ganzen noch insbesonders am Schlusse die übereinstimmenden Züge, dafs Marke und Charlotte die Liebenden auf ihrem eigenen Besitztume bestatten und auf ihrem Grabe fromme Stiftungen machen, ferner die ausdrückliche Erwähnung des leidenden Herzens, der Hinweis auf die ewige, über das Grab hinaus währende Liebe der nebeneinander Ruhenden, endlich die lyrische Stimmung des Ausganges.

Goethe hat nun die Tristan- und Isoldesage tatsächlich gekannt. A. W. Schlegel zuliebe, der eine Neudichtung des *Tristan* nach alten Vorbildern unternommen hatte, suchte Goethe nach einschlägiger Literatur in der Weimarer Bibliothek und schrieb darüber 1. Januar 1800 an Schlegel: 'Indessen ist mir ein betagter deutscher Foliant in die Hände gefallen, der den Titel des Buchs der Liebe führt, und in welchem sich die Geschichte des Tristans und der Iselde (recte: Isalde) befindet. Zwar weifs ich nicht, ob es eine Übersetzung oder Umarbeitung ist, doch wenn Sie das Buch überhaupt noch nicht gesehen haben, so wird es interessant seyn, es durchzulaufen.' (*Weimarer Goethe-Ausgabe*, IV. Abteilung, 15. Band, Nr. 4169.) Goethe hat diese bekannte, 1587 gedruckte Sammlung von Volksbüchern (vgl. Goedeke, *Grundrifs*² 1, S. 340), wie es scheint, nur auf der Bibliothek durchgeblättert und sich nicht nach Hause entliehen. Er hat sich auch später, obwohl ihm Schlegel den ersten fertig gewordenen Gesang seines *Tristan* zur Beurteilung übersandte, augenscheinlich nicht näher mit der Sage beschäftigt (vgl. *Schriften der Goethe-Gesellschaft*, 13: *Goethe und die Romantik* I, S. 59, 62, 79 f., 82, 85, 88, 92, 329—334). Der Wortlaut des Buches der Liebe kommt keinesfalls in Betracht. Goethe kann sich wohl kaum mehr als die Umrisse des Ausganges der Sage, die in allen Fassungen gleich sind, gemerkt haben. Diese dürften im allgemeinen den Ausgang der *Wahlverwandtschaften* beeinflufst haben, ohne dafs sich der Dichter dessen bewufst war.[1]

In einer weiteren Studie hat M. Goethes nur zum Teil ausgeführten Opernentwurf *Der Zauberflöte zweiten Teil* analysiert und hierbei die feindlichen Unternehmungen der Königin der Nacht gegen das glückliche junge Paar Tamino und Pamina auf die 1794 und 1795 aus eifersüchtigem Hasse

[1] Ich sehe mit Vergnügen, dafs nun auch J. Muncker in seiner Ausgabe der '*Wahlverwandtschaften*' (Cottas Jubiläumsausgabe Band 21 S. XXIV f.) ein 'Herüberklingen' der Tristan und Isolde-Sage in den Schlufs des Goetheschen Romanes annimmt.

geübten kleinlichen Ränke der Frau von Stein gegen Goethe, Christiane und deren Kinder gedeutet. Dieser Vermutung stimmt auch V. Junk in seiner tief eindringenden Monographie *Goethes Fortsetzung der Mozartschen Zauberflöte* (Berlin 1900, *Forschungen zur neueren Literaturgeschichte*, Heft 12, S. 57 f.) zu. Junk meint nur mit Recht, daſs diese persönlichen Beziehungen nicht den treibenden Beweggrund zur Abfassung des Fragmentes gegeben haben. Die Bühnenwirksamkeit und Beliebtheit der *Zauberflöte* haben Goethe zu der Fortsetzung angeregt, die Beziehungen zu Frau von Stein gaben dann der Gestalt der Königin ein interessanteres Gepräge. Junk lehnt auch (S. 50, Anm.) die Vermutung von Morris ab, die Priester hätten sich in Sarastros Abwesenheit vom Lichtprinzip abgewendet und wären so in die Niederlage der Königin der Nacht hineingezogen worden. M. hat auch in der 2. Auflage I S. 313 diese Vermutung wieder fallen lassen. Ob durch Junk dazu bestimmt, weiſs ich nicht, da M. diese Monographie gar nicht nennt.

In der schönen und ergebnisreichen Studie über die *Achilleis* gibt M. auf Grund der Paralipomena, die im 50. Bande der Weimarer Ausgabe zutage getreten sind, und auf Grund der von Goethe benutzten Quellen ein Bild von der Entstehung und dem geplanten Inhalte des gesamten Epos, von dem Goethe nur einen Gesang vollendet hatte. M. deckt sorgfältig die einzelnen Beziehungen zwischen den Quellen und Goethes Schema auf und verfolgt feinsinnig die Art und Weise, wie Goethe hier den Homerischen Stil nachgeahmt hat. Es sei hinzugefügt, daſs jetzt Klee, der schon früher im 17. Bande der *Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht* einen Vortrag über dieses Fragment veröffentlicht hatte, nun die erste Sonderausgabe der *Achilleis* besorgt (Freytags *Schulausgabe f. d. deutschen Unterricht*, Leipzig und Wien 1903) und in der knappen, trefflichen Einleitung die Ergebnisse der Forschung (auch der Nachweise von M.) zusammengefaſst hat.

Zu der Miszelle über die Paralipomena der *Natürlichen Tochter* sei jetzt auf Kösters Ausgabe des Trauerspiels verwiesen (Cottas *Jubiläumsausgabe von Goethes sämtlichen Werken*, 12. Band), wo S. 357 ff. die Paralipomena nochmals abgedruckt und übersichtlich in den Hauptpunkten und mit Verwertung der Ergebnisse von M. erläutert werden.

In der Miszelle zu Goethes Gedicht *Das Tagebuch* setzt Morris der von Niejahr herangezogenen Quelle (Ovid, *Amores* III, 7) eine andere entgegen: Ariost, *Rasender Roland* 8, 49—50. M. meint aber jetzt (*Jahresberichte f. n. d. Literaturgeschichte* 1899, IV, 8c: 13), daſs diese beiden Stellen nur Motivparallelen und nicht Quellen seien.

Eine Reihe von Abhandlungen und Miszellen erschienen, wie erwähnt, in der zweiten Ausgabe überhaupt zum erstenmal. Die Studie über *Die Form des Urfaust*, die den ersten Band eröffnet, ist eine der besten davon. Überzeugend legt M. dar, wie das scheinbar regellose Gebilde des *Urfaust* 'in dem kunstmäſsigen Streben zustande gekommen ist, dem deutschen Drama eine Form zu finden.' Diese neue Form erwächst Goethe durch Anregungen, die er von Stil, Vers und Technik der Hans Sachsischen Dramen, Pindars, Shakespeares und der älteren Singspiele empfängt. Nur wenn M. hier sagt, daſs die Verszenen des *Faust* auf Hans Sachs beruhen, so muſs doch abermals betont werden, daſs Goethes vielgestaltige und ungezwungene Knüttelverse, die in Hebungs- und Silbenzahl wie in der Reimstellung frei sind, die nur nach dem Gehör gebaut, Wort- und Satzton allein über Hebung und Senkung entscheiden lassen, rhythmisch nicht das geringste gemein haben mit den silbenzählenden, vierhebigen, Hebung und Senkung regelmäſsig wechselnden, nur nach dem Auge gebauten, den natürlichen Ton verletzenden Reimpaaren des Hans Sachs (vgl. Minor, *Nhd. Metrik*, 2. Aufl., S. 361—364, und jetzt auch *Studien zur vergleich. Literaturgeschichte* 3, S. 324 ff., und Ch. A. Mayer in den

Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 29, 457—496). Goethe hat vielmehr die Knüttelverse des 18. Jahrhunderts, die man damals fälschlich den Reimpaaren des Hans Sachs gleichstellte, durch eine rhythmische Neuschöpfung edelster Art für die ernste Dichtung wiedergewonnen.

Ein grofses, weit verstreutes Material wird von M. zusammenfassend behandelt in der neuen Studie *Gemälde und Bildwerke im Faust*, wo er Ergebnisse von Vorgängern annimmt oder kritisch ablehnt und um viele neue Nachweise vermehrt.

Neu ist auch ein Faustparalipomenon 164 a, das M. im Autographenhandel erworben hat und in einem Faksimile I S. 206 veröffentlicht. Es gehört zu den Helenaszenen und enthält ein bisher nicht bekanntes Motiv: Helena wird während der Abwehr des anrückenden Menelaus mit ihren Mägden ins Gynäceum eingeführt.

Ohne Ergebnis bleiben eigentlich die beiden neueren vergleichenden Studien *Prometheus und Hanswurst* und *Hermann und Dorothea und das Fähnlein der sieben Aufrechten*. M. will auch nichts damit bewiesen haben, er versucht nur dort Goethes genialen Übermut der Selbstdarstellung als Prometheus und Hanswurst in einem Anschauungsbilde zu vereinigen und hier einen Fall näher zu betrachten, wo ohne literarische Abhängigkeit eine tiefe innere Verwandtschaft im ganzen und einzelnen besteht.

Dem zweiten Bande sind ferner noch neu hinzugefügt worden: Mitteilungen aus Handschriften, Vorschläge zur Textkritik und einige Miszellen mit Quellennachweisen, Deutungen und Datierungen, die den erfreulichen Ernteertrag, den die Goethe-Forschung aus dieser so bedeutend bereicherten zweiten Auflage ziehen kann, noch um einige Körner vermehren.

Prag, November 1903. Adolf Hauffen.

Berthold Litzmann, Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Berlin, Fleischel u. Co., 1903. 257 S.

Zum erstenmal wurde vor fast einem Menschenalter der Versuch unternommen, die Lyrik des gröfsten Lyrikers im Zusammenhange darzustellen, und zwar geschah es in französischer Sprache, wie in englischer das erste brauchbare Lebensbild Goethes geschrieben wurde. Lichtenbergers *Etude sur les poésies lyriques de Goethe* wird man auch heute noch nicht ohne Vorteil aufschlagen. Wenn er sich auch der Neigung zu rhetorischen Floskeln nicht ganz erwehrt, die französischen Literaturbetrachtungen nun einmal eigen zu sein pflegt, so weifs er doch etwa das Gedicht *An Schwager Kronos* (2. Aufl., S. 74) knapp und klar wie einer zu charakterisieren oder Goethes Bilderwahl (S. 50) in wenigen Strichen vortrefflich zu kennzeichnen. — Dann kam eine lange Pause; denn was etwa Franz Kern (1889) als *Goethes Lyrik* gab, war nur eine kommentierte Auslese und zwar weder in der Wahl noch in der Erläuterung dem Buche gleichzustellen, das Ludwig Blume (1892) anspruchsloser *Goethes Gedichte. Auswahl* benannte. In der zweiten Auflage meiner *Goethe-Biographie* (1898) versuchte ich es dann wieder, Goethes Lyrik zusammenhängend darzustellen, allerdings in dem engen Raum eines Kapitels; es folgten Th. Achelis mit seinen trotz dem Titel an der Oberfläche haftenden *Grundzügen der Lyrik Goethes* (1900) und, wieder als Kapitel einer Lebensgeschichte, Bielschowsky (1904) in dem nachgelassenen Bande.

Man ist daher zunächst verwundert, wenn auch Litzmann wieder nur einen 'Versuch' anbietet. Zwar ist das Buch nicht so umfangreich, wie es aussieht, denn vielleicht die Hälfte seiner Seitenzahl kommt auf den Abdruck der Gedichte; aber immerhin — ein ganzes Werk des nach seiner eigenen Erinnerung (S. 9) seit zwanzig Jahren in der Lehrtätigkeit

stehenden Gelehrten sollte doch mehr sein wollen! Doch stellt es sich bald heraus, dafs der Titel keineswegs als captatio benevolentiae gemeint war: nicht blofs wird (S. 87) Düntzers unglückselige Auslegemanier durch trockenes Zitieren verspottet, sondern wiederholt werden die Kommentatoren (S. 107) wegen der Maulwurfstätigkeit emsigster Spezialforschung (S. 150), die erbebenden Schulmeisterseelen (S. 207), die das Naheliegende nicht merken (vgl. S. 136), verspottet; und desgleichen der 'Bücherstaub', der zum Bilde des 'Adlers' auffliegt (S. 204) sogar ein paar Seiten vor ganz analogen Zitaten zur 'Goldwolke' (S. 213).

Offenbar also soll das Buch etwas Neues gegenüber der bisherigen Interpretation Goethischer Lyrik bedeuten, uud zwar durch Hervorhebung der künstlerischen Gesichtspunkte — die für den Dichter selbst allerdings zum Schlusse (S. 253) in ethische umgewandelt werden. In dieser Form stellt die Ankündigung trotz dem Vorwort oder auch mit Hilfe desselben einen Tadel der bisherigen Ausleger dar, der mir nicht gerechtfertigt erscheint. Es tut mir wohl, dafs L. sich (S. 52) zu seinem Lehrer Scherer bekennt; aber auch Fr. Th. Vischer, Suphan, Blume, um nur sie zu nennen, haben nach künstlerischen Gesichtspunkten erläutert. Nur einzelne Gedichte, gewifs; aber das geschieht auch hier. Nach einer allerdings ziemlich vollständigen Durchwanderung der 'ersten Sammlung' (S. 59 f.) wird die zweite (S. 148 f.) nur summarisch durchgenommen; dann führt (S. 222) ein weiter Sprung zur *Trilogie der Leidenschaft*. Dürften in einem Buche, das Goethe den Lyriker dem gebildeten Publikum näher bringen will, *Das Veilchen*, *Amor als Landschaftsmaler*, die *Mignonlieder*, die *Türmerlieder* fehlen? Oft hat man geradezu auch bei L. nur den Eindruck, eine kommentierte Anthologie vor sich zu haben; und die Auswahl ist weder so glücklich wie etwa die Blumes, noch so individuell wie die der Dichter Otto Erich Hartleben und Stefan George.

Doch bleibt die Hauptsache ja immer die Erläuterung selbst. Vom künstlerischen Gesichtspunkt aus kann gerade eine zusammenfassende Darstellung noch mehr leisten als Einzelbemerkungen. Was R. M. Werner, Biese, Theodor Meyer und andere von ihrem spezifischen Standpunkt aus beigebracht, kann eingetragen, geprüft, verwertet werden. Vor allem: aus der Übersicht selbst müssen sich neue Momente ergeben; Bielschowsky und ich haben das jeder in seiner Weise erfahren und genutzt. Dafs bei L. das gleiche der Fall sei, kann ich nicht finden. Die Bemerkung, dafs die höhere Textkritik in ihrer Anwendung auf moderne Dichtungen und Dichter nur zu häufig mehr hinderlich als förderlich sei (S. 218), läfst sich kaum hierher rechnen, um so mehr, als sie nur vorgebracht wird, um eine Ausnahme einzuleiten. Gelegentlich finden wir ganz hübsche Vergleiche mehrerer Lieder von verwandter Art (zwei Lieder der Mondnacht S. 63, *Erlkönig* und *Willkomm und Abschied* S. 121, zur *Trilogie* S. 243); öfters beachtenswerte Beobachtungen über die Anordnung, wobei ich mich freilich der Anschauung, dafs G. mit absichtlicher Grausamkeit einen Straufs von Liebesliedern als Waffe gegen Frau von Stein zusammengefügt habe (S. 135), nicht anschliefsen kann.

Und selbst im einzelnen — wird wirklich die Gesamtheit früherer Erklärer durch die hübschen Betrachtungen zur *Zueignung* (S. 18 f.), zum *Ganymed* (S. 172 f.), zur *Harzreise im Winter* (S. 192, 215) beschämt? — durch gelegentliche Streiflichter auf den malenden Rhythmus (S. 83, 91), auf die Textentwickelung (S. 106), auf das Transitorische (S. 118) und die Technik der Ballade (S. 125; vielleicht das Beste im Kommentar) gründlich über die richtige Art der Interpretation belehrt? Dürften sie nicht vielleicht sogar ihren Meister meistern dürfen, wenn er Goethe die Lebhaftigkeit des Freundschaftsgefühls abspricht (S. 102; vgl. dagegen z. B. Achelis S. 48), wenn er (S. 159) 'Blumenfüfse' (nach Analogie der 'rosenfingerigen Eos' gebildet) deutet als 'Füfse, die gleiten wie über weiche Blumen', oder

gar (S. 161) Bacchus, den Gott der Begeisterung, als Genius des materiellen Jahrhunderts auffaſst?

Das Buch liest sich ganz leicht und kann die Ansprüche eines breiteren Publikums befriedigen; als Versuch eines praktischen Beispiels der wahren, von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden Erläuterung hätte es sich aber lieber nicht einführen sollen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von O. Lyon. Nr. 5—10. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903. Je 30—48 S. Je M. 0,50.

Die neue Reihe steht im ganzen nicht auf der Höhe der ersten, und zwar ist es die leidige apologetische Tendenz, die das verschuldet, indem sie einer objektiven Kritik den Weg vertritt. Am deutlichsten tritt das in E. Wasserziehers Heft über Fr. W. Webers *Dreizehnlinden* vor. Der Kardinalfehler der lieblichen Dichtung, daſs die Bekehrung Elmars in die Lücke zwischen zwei Gesängen fällt, wird einfach damit (S. 42) abgetan: der Dichter habe die Schilderung dieses in innerster Seele sich abspiegelnden Vorganges mit Recht für unmöglich gehalten! Man traut seinen Augen kaum! die Schilderung eines typischen, lang vorbereiteten seelischen Prozesses wird schlankweg als untunlich erklärt und damit ein Dichter entschuldigt, der auf dies Ziel das ganze Epos angelegt hat! Natürlich ist W. auch nicht mit Einem Wort auf Webers Vorbilder und Muster eingegangen, die sich z. B. für den (zu unumschränkt gelobten) Mönchskatalog (S. 16) doch deutlich genug anbieten! — Auch Th. Matthias überschätzt wohl Riehl, von dem er drei passend ausgesuchte Novellen (*Fluch der Schönheit*, *Quell der Genesung*, *Gerechtigkeit Gottes*) kommentiert: Riehl war schwerlich ‘ein bedeutender Musiker’ (S. 11) und sicherlich nicht ‘der gröſste deutsche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts’ (S. 1); und es ist doch etwas sanft ausgedrückt, daſs Riehl sich R. Wagner gegenüber ‘ziemlich ablehnend’ (S. 18, Anm.) verhalten habe! Aber das Heft gehört dennoch zu den besten der Sammlung. M. hat glücklich Riehls musikalische Art der Komposition aufgegriffen und die ‘thematische Durchführung’ der Themata sehr fein aufgedeckt, insbesondere auch den charakteristischen Wechsel des ‘Lesetempos’ (S. 11, 38 u. ö.). Freuen wir uns hier der eingehenden Durcharbeitung, so scheinen uns dagegen die historischen Referate unnötig breit und die Art, wie ein Mann wie Gagern (S. 74 f.) nur durch das Urteil seiner Gegner charakterisiert wird, ungerecht und gerade ‘für Schule und Haus’ bedenklich.

Allzusehr ist auch R. Petsch Partei. In dem Kommentar zu R. Wagners *Meistersingern* wird in all und jeder Kleinigkeit bei Wagner Weisheit, bei seinen Vorgängern Torheit gefunden. Wem die ‘Verwendung der kaiserlichen Majestät in einem Drama, worin das deutsche Bürgertum abgespiegelt werden soll’, ‘durchaus stillos und fratzenhaft’ (S. 9) heiſst, könnte man dann nicht ähnlich über das Lustspiel urteilen, das einen Ritter über die bürgerlichen Mitbewerber siegen läſst? Aber auch P.s eigene Ansichten sind oft befremdlich: daſs das Volk die überragende Bedeutung des Genies eher herausfühle als die durch ihre Vorurteile gebundenen Meister (S. 20), schränkt er selbst später ein; und eine Liebeshandlung hat Wagner wohl aus weniger sublimen Gründen eingefügt, als P. (S. 22) meint. Ihren Gipfel erreicht diese allzu anschmiegsame Kritik, wenn P. (S. 35) in der Flucht der Menge beim Nahen des Nachtwächters einen erfreulichen Respekt vor der Obrigkeit erkennt, statt Furcht selbst vor dieser Karikatur! — Der gleiche Geist verleugnet sich in dem zweiten Beitrag Petschs nicht, dem zu Kleists *Prinzen von Homburg*; wo denn auch das in dem Meistersinger-Kommentar dreimal vorgetragene Lieblings-

zitat: 'gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leide', wiederkehrt. P. hebt sehr gut Kleists analytische Methode auch in diesem Drama (S. 24) hervor. Aber er faſst gewiſs das meisterhafte Soldatenstück viel zu eng pädagogisch auf (gerade wie in seiner Erläuterung O. Ludwigs *Makkabäer*). Der Kurfürst will (S. 47) durchaus ein Exempel statuieren, damit der in Kottwitz' Worten (!) und sonst drohenden Gefahr der Insubordination ein Ende gemacht werde; der Prinz soll vom Egoismus seiner Liebe (S. 37) zur selbstlosen Hingabe erzogen werden. In der keineswegs klaren Herbeirufung der Dragoner (S. 41) erkennt er besondere Weisheit des Herrschers, in der Todesfurcht Friedrichs (S. 34) noch einen Rest von Tätigkeitsdrang. All das scheint uns so anfechtbar wie die einleitende Charakteristik der 'nüchternen Verstandeskultur' in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — freilich eine hergebrachte Vorstellung. Der Gegensatz zwischen romantischem Individualismus und klassischer Selbstüberwindung, den P. selbst (S. 4 f.) richtig zum Ausgangspunkt nimmt, wird durch jene Verengung auf eine spezifische Moral verwischt und Kleist zum Apostel einer allgemeinen Subordinationspflicht gemacht, die seinem Eigenwillen ganz fern lag, wie eben sein Liebling Kottwitz verständlich genug andeutet. Das ist die Lehre des herrlichen Dramas, daſs der wahre Held selbst für seinen Sieg die Buſse auf sich zu nehmen bereit sein muſs, wenn es die Sache fordert — eine Lehre, die in der Zeit der Schill und York keiner Erläuterung bedurft hätte.

K. Kinzel begrüſst in dem kürzesten Heft G. Frenssen als echten Poeten. Daſs er dies durch ungerechte Ausfälle auf den modernen Naturalismus — an dem doch nach seiner eigenen Meinung der Dichter des *Jörn Uhl* gelernt hat — zu heben versucht, scheint überflüssig; lehrreich ist dagegen der Vergleich mit Sudermanns *Frau Sorge*, bei dem K. nicht so unbedingt, wie z. B. Boetticher, den Vorgänger preist. Das berühmte 'voll und ganz' (S. 28) sollte auch gerade in bildenden Schriften vermieden werden.

R. Fürsts Kommentar zu G. Kellers *Martin Salander* hätte das beste Stück der Reihe werden können. Der Verfasser stellt das nicht ganz erfreuliche Werk auf den rechten Hintergrund, indem er die Erziehungsromane der Pestalozzi und Jer. Gotthelf vorführt. Nur geschieht das leider viel zu ausführlich und ohne daſs nähere Beziehungen angeknüpft würden, die doch z. B. für Bitzius' und Kellers Humor, für beider Behandlung politischer Gegner leicht zu finden wären. Dann folgt (S. 14—19) ein Lebensbild des Dichters, wieder ohne Rücksicht auf den Platz und dabei ohne wesentlich neue Züge; eine erfreulich knappe Charakteristik der Zeitverhältnisse (S. 19—21) und endlich eine Inhaltsangabe, die an feinen Zügen (z. B. über die Erscheinung der Frau Marie S. 33; über die Zwillinge S. 39) nicht arm ist und den in Beobachtung der epischen Technik geübten Gelehrten überall verrät.

Es wäre vielleicht doch gut, wenn bald ein Normaltypus dieser Erklärungshefte sich herausbilden wollte; natürlich müſste der Eigenart von Werk und Bearbeiter stets Raum gewahrt bleiben. Aber etwa Fürsts Disposition mit Boettichers Durchführung, Petschs Hingabe mit Ladendorfs Objektivität vereint — das gäbe ein gutes Schema!

Berlin. Richard M. Meyer.

Schillers Einfluſs auf Grillparzer. Eine literarhistorische Studie von O. E. Lessing (Bulletin of the university of Wisconsin No. 54. Philology and Literature Series vol. 2 No. 2 pp. 77—204). Madison, Wisconsin, 1902.

Die Schrift ist erfreulich als Beweis für fruchtbares Zusammenwirken weitgetrennter Kulturen. In Österreich ersonnen, in Deutschland ge-

arbeitet war sie unmittelbar für Amerika bestimmt. Deutsch-österreichisch im Thema erregt sie uns schon stofflich lebhaftes Interesse, und dieses steigert sich während der Lektüre. Allerdings wird man nicht vollauf befriedigt. So fehlt der Untersuchung ihr organischer Schlufspunkt: der Einflufs des Deutschen Schiller auf den Österreicher Grillparzer. Doch dies intime Moment vom fremden Amerikaner zu verlangen, wäre unbillig. Aber auch sonst werden etliche mögliche Forderungen des Themas nicht erfüllt.

Die Arbeit zerfällt innerlich in zwei Teile. Im kurzen ersten ist das Problem abstrakt: Grillparzers Urteil über Schiller; im langen zweiten ist es konkret: Schillers Einflufs auf Grillparzers Jugenddichtungen.

Der erste Teil ist ungemein interessant und stellenweise auch amüsant. Er besteht fast einzig aus Zitaten von Grillparzers Werken, Briefen und Gesprächen. Seine Bemerkungen über Schiller fallen schon früh und immer reichlich. Bei seinem Talent für knappe und klare, oft auch witzig-boshafte Fassung wird diese Zusammenstellung sehr frisch und lebendig. Aber sie ist als Ganzes weder anschaulich noch belehrend. Die Anordnung ist nur beiläufig chronologisch. Immerhin könnte sie des Dichters ästhetische Entwickelung ungefähr widerspiegeln, wenn der Verfasser mit dem nötigen Kommentar nachhülfe. Die Zitate allein genügen nicht. Um so weniger, als sie für den impressionistischen Wiener oft nur Augenblicks-Stimmungen und -Verstimmungen zum Ausdruck bringen. Sinnendes Bekenntnis und aufblitzender Einfall wären gerade hier scharf zu scheiden. Widersprüche würden sich dann erklären, festliegende Eigenart und fliefsende Umbildung des Dichters könnte dann zutage treten. Klärend würde auch die Betonung von Grillparzers Verhältnis zu Goethe wirken. Der Wiener steht zwischen den Weimaranern. Zu Goethe zieht ihn dessen unmittelbare Innerlichkeit. An Schiller bewundert er die symbolische Schlagkraft der Form. Dort vermifst er die Wirkung auf die Masse, hier erkältet ihn theoretische Spekulation. Als Schaffender strebt er nach Goethescher Intimität, die sich der Masse gegenüber exklusiv verhält; für das Geschaffene wünscht er die Wirkung auf die Menge. Grillparzer war als Grofsstädter von starkem Leben umflutet, er hatte als Landeskind Volksinteressen. Das erklärt, dafs er sich dem über alle einsame Theorie sieghaften Massenurteil gern beugt. Er hat Respekt vor dem Publikum. Das ist seine wienerische Note vor den einsamen Weimaranern, die ohne mafsgebendes Publikum in persönlicher Souveränität schaffen, Goethe aus selbstsicherem Instinkt, Schiller aus der ihn sichernden Spekulation heraus. Hingegen braucht der sensible Wiener zu seinem Schaffen die erwärmende Zustimmung des Publikums. Er fühlt seinen Dichterberuf als Künder der heimlichen Regungen der Volksseele. Darum gerät sein Schaffen auch ins Stocken, als ihm der Einklang mit dem Publikum verloren gegangen zu sein scheint. Sein Mifserfolg war ja blofs ein Mifsverständnis, aber er genügte, um den Überskeptischen zur Flucht aus der Öffentlichkeit zu zwingen.

Als Volksdichter hat Grillparzer vor allem die auf das Volk wirkenden poetischen Ausdrucksmittel zu lernen. So lernt er naiv vom bodenständigen Karltheater aus dessen Zauberpossen volkstümliche Symbolik, und er lernt von Schiller die populäre Symbolik der grofszügigen Einfachheit des idealen Stiles. Der junge Dichter lernt Formales. Erst den reiferen sieht man später unter sachlichen Einflüssen ganz anderer Vorbilder, was ja psychologisch leicht zu verstehen ist.

Hier handelt es sich nur um Schillers Einflüsse. Das ist das Thema des zweiten Teiles unserer Untersuchung. Der Verfasser arbeitet mit emsigem Fleifs. Er hat den scharfen Blick für das Äufserliche, den tiefen Blick für das Innerliche. Es fehlt blofs ein wenig an Überblick. So kommt es, dafs er die erste Forderung vollauf erfüllt, indem er die stofflichen Zu-

sammenhänge von Schillerschen und Grillparzerschen Dramen sorgsam registriert und feinsinnig erklärt, dafs er aber die zweite Forderung des Themas nur teilweise erfüllt: die Wirkung der künstlerischen Persönlichkeit Schillers auf die Grillparzers aufzudecken. Das psychologische Moment tritt in der Erklärung der Tatsachen zurück. Und das wäre gerade hier so wichtig und auch neuartig. Es wirkt der Mann auf den Knaben. Die dichterische Entwickelung des Unreifen, aber Heranreifenden wäre hier zu beleuchten. Es könnte vielleicht erklärt werden, wie weit die künstlerische Abhängigkeit im grofszügigen Gestalten des Ganzen und im kleinzügigen Kopieren der Einzelheiten reicht. Dann würden wir nicht blofs wissen, was Grillparzer von Schiller gelernt hat, sondern wir würden auf dem Umwege von Schillers Einflüssen des jüngeren Grillparzers Eigenart besser erkennen.

Innsbruck. R. Fischer.

J. E. Wackernell, Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur 1800—1846. A. u. d. T.: Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell. Bd. IX. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1903. 434 S.

Wackernell erzählt von dem Tiroler Priester Beda Weber, der, am Ende des 18. Jahrhunderts als eines Bauern Sohn zu Lienz im Pustertale geboren, zuerst ein Handwerk erlernt, dann durch einen Geistlichen der Laufbahn des Gelehrten zugeführt wird. Mit Auszeichnung besucht er das Gymnasium in Bozen und tritt dann in das Lyzeum zu Innsbruck über, wo er sich, schon nicht ohne inneren Widerspruch gegen eine geistlose, des sittlichen Ernstes entbehrende Lehrweise, durch die mannigfaltigsten Fächer hindurcharbeitet und noch zu ergötzlicher Privatlektüre und zur Beschäftigung mit fremden Sprachen Zeit zu finden versteht. Plötzlich verschwindet er aus Innsbruck und wird Novize des Benediktinerstiftes Marienberg im Obervintschgau; von hier aus bezieht er die Universität Innsbruck, um Theologie zu studieren und sich daneben auf die Gymnasiallehrerprüfung vorzubereiten. Auch hier bäumt er sich gegen die 'an Josephinischen Grundsätzen laborierenden' Professoren auf, deren Bibelstudien 'in den Ketten protestantischer Theologen schmachteten'; noch stärker aber gerät sein von Idealen erfüllter Geist in Gärung, als er auf dem Priesterseminar zu Brixen unter der Knechtung der Individualität, 'Pfaffenstupidität', 'allerdümmstem Aberglauben' zu leiden hat. Seine Briefe enthalten heifse Proteste gegen diese Verrottung; seine Urteile sind grell und vielleicht ebenso unreif wie seine Verdammung 'der abscheulichen Lutheriade', deren Kenntnis ihm doch nur aus getrübter Quelle, aus Darstellungen à la Denifle vermittelt sein konnte. Nach der Priesterweihe (1824) übernimmt Weber eine Professur am Gymnasium zu Meran und wirkt dort mehr als zwanzig Jahre mit ausgezeichnetem Erfolge. In diese Zeit fällen seine Übersetzung des Joh. Chrysostomus (Bücher über das Priestertum) seine historisch-geographischen Werke: *Das Land Tirol*, *Tirol und die Reformation*, *Meran und seine Umgebung*, ferner die Ausgabe der *Gedichte Oswalds von Wolkenstein* mit Einleitung, Wörterbuch und Varianten, der dann nach wenigen Jahren als Ergänzung folgt: *Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche*. Im Jahre 1848 begibt sich Weber als Abgeordneter der Stadt Meran zur Frankfurter Nationalversammlung. Er stimmt für den Gagernschen Antrag, einen Reichsverweser zu bestellen, er tritt für die Wahl des Erzherzogs Johann ein. Er veröffentlicht Berichte über die Verhandlungen in Tiroler Zeitungen. Er ist voller Begeisterung, doch schlägt sein Enthusiasmus bei näherer

Bekanntschaft mit den Personen und den von ihnen vertretenen Strömungen bald ins Gegenteil um. Desto eifriger widmet sich W. der gleichzeitig von den Katholiken inszenierten kirchlichen Bewegung, er entfaltet seine ganze Rührigkeit auf dem Gebiete des Vereinswesens, er wirkt für ein journalistisches Zentralorgan. Kein Wunder, wenn er in den Kreisen der westdeutschen Katholiken als brauchbar erkannt wird; in Frankfurt wählt man ihn zum Stadtpfarrer und stellt ihn damit in eine staunenswert umfassende Tätigkeit: er wirkt als Prediger und Seelsorger, er organisiert die Volksmission durch die Jesuiten, die vom Verfasser bezeichnet wird als ein 'Vorstofs gegen die dickste Mauer der Vorurteile, an der Menschenalter gebaut hatten' — er begründet das *Frankfurter katholische Kirchenblatt* und eine politische Zeitung *Deutschland*, er arbeitet schriftstellerisch, er schreibt und reist für die Erneuerung des Frankfurter Domes. Diese Vielgeschäftigkeit untergräbt seine Gesundheit, er stirbt 1858. Einen solchen Lebenslauf wird jedermann mit Interesse verfolgen; Kampf und Sieg, Unterdrückung und Erhebung wechseln schnell miteinander ab und wecken das Mitgefühl für den Mann auch bei dem Leser, der so wenig Webers wie seines Biographen kirchlichen Standpunkt teilt.

Beda Weber war auch dichterisch tätig. Dadurch erfährt das oben skizzierte Leben eine wesentliche Ergänzung, und in der Würdigung dieser Tätigkeit liegt der Schwerpunkt des Buches. Um für die Schilderung von Webers poetischem Schaffen einen Hintergrund zu gewinnen, widmet Wackernell der Zensur und Literatur in Tirol 1800—1823 ein dankenswertes und lehrreiches Kapitel; als Faktoren in der literarischen Bewegung hebt er den *Tiroler Almanach* und die Dramen des Freiherrn von Hormayr hervor, die Zeitschrift *Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol*, Alois Weifsenbachs Dramen, einige Hoferschauspiele, die Kriegslyrik von 1809 u. a., an sich wenig Bedeutendes, wohl aber anzuerkennen bei dem Druck einer wahrhaft albern gehandhabten Zensur. Die Anfänge der Weberschen Poetenarbeit liegen in den Innsbrucker Studienjahren; er gründet einen Dichterverein, plant ein geschichtliches Schauspiel und einen Musenalmanach: zu dem Einflufs der zeitgenössischen Literatur gesellt sich bei ihm derjenige Klopstocks und der Göttinger. Fortan wird die Dichtkunst Webers getreue Begleiterin durchs Leben. Der Meraner Gymnasiallehrer widmet seine Mufsestunden dem längst erhofften Musenalmanach, der unter dem Titel *Alpenblumen* seit 1827 unter Mitwirkung einer ganzen Anzahl junger Leute erschien. Webers Beiträge verraten den Einflufs des jungen Schiller und der Romantiker; der zweite Jahrgang bringt aus seiner Feder eine umfangreiche Erzählung: *Hocheppau, Phantasien eines Wanderers.* Was sich ihm an epischer und lyrischer Poesie in der Folgezeit ergeben, vereinigt er in den *Liedern aus Tirol* (Cotta, 1842): 'der Tiroler tritt kräftig heraus und freut sich an Land, Volk und dessen Geschichte.' Lange verweilt Wackernell bei den hier vereinigten Dichtungen; er rühmt die Vorliebe für den Vergleich aus dem Naturleben, die Neigung zum Erhabenen, die Freude an neuen Wortbildungen und kühnen Zusammensetzungen, er verhehlt nicht die Phantasterei, Dunkelheit, den Mangel an Geschmack. Eine schwere Zumutung stellt Wackernell seinem Leser mit dem Kapitel vom Sängerkrieg in Tirol, wo er auf fast 60 Seiten einen Konflikt schildert, der den Nichttiroler wohl an den Sturm im Wasserglase erinnern dürfte. Beda war in den vierziger Jahren, wo in Tirol der Kampf gegen den Jesuitismus tobte und ein Jung-Tirol ins Leben getreten war, ins politische Fahrwasser gedrängt worden; in den *Vormärzlichen Liedern* (Frommann, 1850) mischen sich seltsam Töne tiefer Religiosität, inniger Naturliebe mit den grellen Klängen der politischen Satire, die gegen Zensur und Prefsbeschränkung, gegen die Sünden des alten Regimes eifert und den Frühlingshauch einer neuen Ära willkommen heifst. Auch die arbeitsreiche Frankfurter Zeit blieb

nicht ohne dichterische Ergebnisse; freilich ist wenig von ihnen erhalten, doch genügt es, um sie als Fortsetzung jener Richtung zu erweisen, 'die er schon in den *Vormärzlichen Liedern* eingeschlagen hat, und die ihn immer mehr zum abgeklärten, einfachen, ruhigen, sangbaren Empfindungslied führte.'

Wackernells Buch ist vor allem ein Zeugnis der warmen Begeisterung des Tiroler Gelehrten für seines Vaterlandes Kultur und Dichtung. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn er den auf sorgfältigen Sammlungen beruhenden Stoff in zuweilen ermüdender Breite und abspannender Ausführlichkeit darlegt. Die Vorliebe für den Helden, die den Biographen übrigens gegen Schwächen nicht blind macht, verleitet ihn dazu, Weber eine — der Titel läfst fast vermuten, die — führende Stellung in der Tiroler Literatur seiner Zeit anzuweisen, und da wäre doch wohl die Frage aufzuwerfen, ob diese Stellung nicht einem anderen zukommt. Schlägt man die genannten Liedersammlungen auf, um mehr zu erfahren, als die Zitate Wackernells vermitteln, so erfreut man sich keines ungetrübten Genusses und ist daher nicht geneigt, Beda Weber einen hohen Rang auf dem deutschen Parnasse zuzugestehen.

Berlin. H. Löschhorn.

Fr. Hebbel Tagebücher (Sämtliche Werke, 2. Abteilung). B. II—IV. Berlin, Behr, 1903. 450, 467 u. XXVI, 472 S. Geh. je M. 3, geb. je M. 4.

Abgeschlossen liegt nunmehr das grofse Werk der Wernerschen Gesamtausgabe Hebbels vor. An die 'Werke' reihen sich Tagebücher und Briefe, die ja gerade für diesen Dichter in noch bestimmterem Sinn zu den eigentlichen 'Werken' gehören als bei irgendeinem sonst. Erst jetzt kann man das wogende Gedankenmeer dieses ringenden Elementargeistes ganz überschauen, aus dem die künstlerisch geformten Gestalten fast nur wie märchenhafte Tritonen Böcklins hervortauchen und die Dichtungen nur wie Inseln in der Flut. Von Zeit zu Zeit drängen sich Wellenberge zu Sturmfluten zusammen: kritische Hinblicke, Programme, Jahresprüfungen (wie 3, 369) sammeln zahllose Wellen zu einer grofsen anstürmenden Masse. Dann flutet es wieder ab in Einzelzügen, Anekdoten, kleinsten Notizen. Die Tagebücher reichen nicht; die Brieftaschen (4, XIII) müssen zu Hilfe kommen, die Briefe. Schliefslich sind eben die Dichtungen selbst, wie bei jedem Dichter, Taten der Notwehr, aber doch in anderem Sinn als bei anderen Dichtern: wie Goethe von bedrängenden Vorstellungen, befreit Hebbel sich von Gedankenmassen, indem er sie in höchster poetischer Erregung durchdringt und dann in lebend scheinenden Gruppen erstarren läfst.

Nur wer diese ganze wallende Sisyphusarbeit als Eins fafst, wird Hebbel verstehen, wird ihm gerecht werden. Literatur ist das Fragment der Fragmente; vor allem aber hier ist die Dichtung nur ein Fragment, und das grofsartigste Kunstwerk liegt vor — in der Masse der Fragmente. Das ist paradox, und darum stimmt es für Hebbel. Eine grofse Dichtung bilden die Tagebücher, ein Drama voll Kampf und Entwickelung und an lyrischen Partien, Monologen, Schlufseffekten reich; seine Handlung: die leidenschaftlich ehrliche Selbstdarstellung eines mit ungeheurer Intensität die Dinge durchlebenden Genius.

Nur die gröfste Treue war hier angebracht. Ob H. einmal (4, 247) an den Kürenberger als 'hypothekarisch festgelegten' Verfasser des Nibelungenliedes glaubte oder (2, 43) Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit beantwortet; ob er (2, 261) ein Gesicht mit einer zuckerbestreuten Gurke vergleicht oder (3, 159) über unlösbare moralische Verwirrungen grübelt — es gehört zusammen wie der betrunkene Nachtwächter zu Duncans

Mord. Überall gilt der Satz, den der Herausgeber (in seinen zu spärlichen Anmerkungen) wohl mit Unrecht auf Hebbels Stimmung bezieht (2, 271): 'Die Lilie tritt aus der Erde hervor, denn es war ihr in deren Schofs zu finster, aber sie möchte wieder in die Erde zurück, denn draufsen ist's ihr zu hell.' Jeder Gedanke Hebbels, ja jeder Eindruck, den er empfing, ist solche Lilie; jedesmal von neuem empfindet er die Unzulänglichkeit unserer Ausdrucksmittel, die mit ihrer hellen Benennung dem dunklen Persönlichen nicht gerecht werden. Und deshalb gerade wirkt dies doch nie erschütterte Ringen wie ein grofses Heldengedicht. Hebbels Tagebücher sind ein Epos und werden noch packen und begeistern, wenn seine geringeren Werke, nach Abflufs der gegenwärtigen gewaltsam gesteigerten Überschätzung, als reine Kunstwerke nicht mehr wirken können.

Dies Epos hat R. M. Werner uns neu geschenkt, mit philologischer Sorgfalt geordnet; auch das unentbehrliche Register beigefügt, das freilich viel genauer spezialisiert sein müfste; was helfen die spaltenlangen Belege für 'Lektüre', 'Deutschland', 'Gott'! Nun, auch gut; so mufs um so ernster jeder von uns das ganze chaotische Epos für sich nachschaffen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie von Dr. Friedrich Seiler, Professer am Fürstl. Stollbergschen Gymnasium zu Wernigerode. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1901. 70 S. M. 1,40.

Der Verfasser stellt sein Thema unter einen bestimmten Gesichtswinkel. Was bedeutet die H. Dr. der heutigen Schule? Die Antwort lautet recht negativ. Und zwar durchaus in formaler Beziehung: die H. Dr. ist als stilbildendes Vorbild nicht zu brauchen, denn ihr Stil soll vom Schüler zwar bewundert, er darf aber nicht nachgeahmt werden. Sachlich ist das Werk gleichfalls bedenklich, weil seine historisch beschränkte Geltung nicht zu absoluter Gültigkeit erhoben werden darf. Blofs in illustrierenden Bruchstücken soll der Schüler mit dieser Grofstat deutscher Kritik bekannt gemacht werden.

Man darf dieser prinzipiellen Entscheidung beipflichten. In Frage steht nur, ob der Verfasser mit seinen sachlichen Einwürfen immer und in seiner Weise recht hat. Im allgemeinen mufs ihnen durchaus zugestanden werden, dafs sie klar durchdacht und feinsinnig sind. Ebenso mufs anerkannt werden, dafs der Verfasser Lessings Irrtümer mit dessen historischer Befangenheit erklärt. Das macht die Schrift anregend und wertvoll. Im übrigen bleiben aber ihre Ergebnisse schwankend. Denn im Grunde stellt der Verfasser der historischen Individualität Lessings doch nur seine moderne gegenüber. Seine Geltung ersteht und vergeht mit unserer Zeit. Absolute Gültigkeit ist nicht zu erreichen. Der Kritiker ist ja nichts anderes als der Repräsentant des Publikums. Das Publikum wechselt nach seinem Geschmack, d. h. nach seiner Aufnahmsfähigkeit dramatischer Eindrücke. Nur diese werden letztlich festgelegt, wenn man je nach der ästhetischen Periode für das Drama starre Regeln diktiert oder dehnbare Gesetze formuliert oder — bei völliger Bescheidenheit — Erscheinungsformen beschreibt. Was wirkt, steht in Frage, weil nur in seiner Wirkung auf das Publikum das Drama lebendig wird. Der Kritiker mufs seine Zeit verstehen.

Das galt für Lessing, denn er blieb Sieger. Gilt es für den Verfasser? Nur zum Teil. Er ist vielseitig, und das sind wir leider alle. Unser Repertoire, das dem Alten gegenüber eklektisch verfährt und im Neuen experimentiert, hat uns dazu erzogen. Aber in einem Punkte scheint mir der Verfasser seitlich vom modernen Publikum zu stehen: er ist zu nachdenklich. Wir sind viel naiver. Er verliert sich nicht an das Drama, sondern läfst es sich gefallen. Wir leben uns — wenn auch nur nach

und nach — völlig in das Drama hinein. Dabei sind wir aber — dank der Vielseitigkeit — in stilistischer Beziehung anspruchsvoll geworden. Stilmischungen stören uns. So rückt der Verfasser in eine vermittelnde Stellung zwischen Lessing, dem Lehrhaften, und uns, den Impressionierten, er mit seinem geistvollen, aber etwas kühlen Opportunismus.

Innsbruck. R. Fischer.

K. Altendorf, Homer. Ästhetischer Kommentar zur Odyssee. Giefsen, Roth, 1904. 80 S. M. 1,50.

Der Verfasser ahmt H. Grimms Versuch nach, die Homerischen Dichtungen als kunstvolle Werke eines einzelnen Poeten aufzufassen und zu deuten. Allerdings kann auch er sich so wenig wie Grimm der Annahme gelegentlichen Zuwachses zum Originaltext (S. 11) enthalten. Mir scheint ein solches Verfahren immer ein dankenswertes Experiment, das allerdings F. A. Wolff (wie der Verfasser mit der neuerdings in der Schreibung von Namen beliebten philologischen Ungenauigkeit schreibt) noch nicht widerlegt; denn auch für die Liedertheorie war nicht 'Herr Zufall' (S. 2) der Dichter von Ilias und Odyssee!

Der Kommentar selbst bringt manche hübsche Einzelheit, z. B. zu 9, 360; 14, 37; 20, 273. Mit dem feinsinnigen, wenn auch willkürlichen Erklärungsversuche Grimms darf man ihn freilich nicht vergleichen.

Berlin. R. M. M.

E. A. Meyer, Englische Lautdauer, eine experimentalphonetische Untersuchung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet VIII 3). Uppsala 1903. IV, 111 S.

These investigations, together with those of the same author on *stimmhaftes H* (*Neuere Sprachen* 8, 5) are among the most important contributions to experimental phonetics that have yet appeared.

The claims of this new method of research have been so prominently brought forward of late years that they can no longer be ignored even by the most conservative of the older generation of phoneticians.

If some of these have gone too far in their opposition to the new methods, some of the younger generation have certainly gone too far in the other direction.

Some of them seem to assume that experimental phonetics have entirely superseded the older methods, in the way that the Arabic superseded the Roman numerals. This is an assumption that has the most disastrous results. It cannot be too often repeated that experimental phonetics is not phonetics: it is only a help; it only supplies materials which are useless till they have been tested and accepted from the traditional phonetic point of view.

The essential distinction between the old and the new phonetician seems at first sight to be that the former relies on purely subjective impressions — on a naturally sensitive and well-trained ear and muscular sense, which enable him to distinguish and analyze the formation and synthesis of speech-sounds with more or less accuracy within reasonable limits.

But phonetic research has always availed itself freely of purely objective methods as well. Even our first phonetic training in learning the sounds of our own language is helped by direct inspection of the movements of the organs of speech. And when the mature phonetic student inspects the back of his mouth with a mirror, he is trespassing still further on the domain of the experimental phonetician: he is calling in the aid of apparatus. When he tests the height of the tongue in such a vowel-series as *i*, *e*, *æ* by articulating against an artificial palate formed

by holding his little finger against his own palate, he is using an apparatus of an even simpler and more direct character. From this to the cardboard discs with which Grandgent measured the vowel-positions there is only a step.

Purely objective and experimental too are the processes of rounding and unrounding the vowels which play so prominent a part in the English school of practical phonetics, by which, for instance, a German learner is taught to unround (delabialize) his close *o* into the older sound of English *u* in *up*. It was, indeed, mainly by such simple methods that Bell was able to build up his vowel table, which was an even greater advance on the old vowel triangle than the Linnean classification was on those which preceeded it.

Even when the phonetician has recourse to apparatus specially devised for his purpose, there is still no marked antagonism to the older school.

And yet the advance implied by such methods of vowel-measurement as those of Grandgent and Atkinson is a very definite one. With them phonetics begins to enter — as all physical sciences are bound to do sooner or later — on the mathematical stage of exact measurement. But such methods measure and map out the positions of the tongue with apparatus which can be used without any special knowledge or training.

It is also to be observed that the results of such simple methods as these are obtained directly; while in the more elaborate processes employed by Meyer and his school, they are obtained by indirect and often laborious processes of microscopic measurement and calculations involving special training in physics and mathematics.

It is here that the antagonism begins between the practical linguistic phonetician and the physico-mathematical "machine-phonetician". The qualifications and training required are so opposed, and each of these branches of research makes such imperious demands on the time and energy of its votaries that it is difficult to see how any one investigator can be jack of one trade without failing to be master of either.

The only hope is that the experimental phoneticians may in time devise instruments simple enough for general use — instruments which will plot out visibly, directly, and automatically the positions of the tongue and the complicated and ever varying changes in speed, force, and pitch which constitute the "accent" of a spoken language.

As it is, experimental phonetics fails just where its services are most urgently required. Its results have hitherto been mainly negative: they have simply confirmed and made more definite what we knew already.

Thus we have learnt much from the laryngoscope; but the fundamental fact that voice is the result of closure in the throat was known already to the old Hindu phoneticians. And satisfactory as Meyer's experimental demonstration of the sonant aspirate is, it must not be forgotten that this paradoxical sound is simply Ellis's "jerk of the voice" (*Early English Pronunciation*, p. 1130 foll.): there is no novelty about it; although it is possible that the Sanskrit sonant *h* was, as Ellis conjectures, rather a variety of the Arabic *'ain* than a mere jerk of the voice.

On the other hand, the laryngoscope led Czermak to an erroneous analysis of the above-mentioned Arabic sound which has brought with a train of other errors. The history of these theories (for which see my note on the Arabic throat-sounds in *Le Maître Phonétique*, Février, 1904) is an instructive warning of the pitfalls that beset the path of the experimental phonetician, and of the rashness of accepting implicitly his results on the ground that they are necessarily more scientific and reliable than those of the linguistic phonetician.

The best criticism that has appeared — as far as I know — of Meyer's methods from his own point of view is that of Lloyd in the

Modern Language Quarterly (6, 2, Aug., 1903). From this I gather that Meyer's apparatus is trustworthy with the exception of that which registers the voice-vibrations; and that his conclusions are generally well founded, except in some cases where his averages are founded on insufficient materials. It is evident that the full investigation of all the questions raised by Meyer's work would be a gigantic task.

I agree with Lloyd that in criticising the results of such a work on their own merits, apart from the methods by which they were obtained, we must recognize the ear as the final arbiter: what contradicts the ear cannot be accepted; differences which the ear cannot perceive must — or at least may be — ignored.

Here there is an inevitable antagonism between the two schools. The experimental phonetician, relying on the objective impartiality of his instruments, is apt to exaggerate the uncertainty of the oral impressions of his critic, and to regard every expression of dissent as the result of a subjective hallucination. The unexperimental phonetician is tempted to retort by generalizing on the injurious effects of reliance on instruments in dulling the natural perceptions, and quoting the case of the experimental phonetician whose apparatus showed no difference between the French *t* etc. and the strongly aspirated Danish equivalents, and who in obedience to the dictates of his machine professed to hear no difference himself!

But Meyer is evidently an investigator of a very different stamp. And one of the greatest helps of such work will be that it affords a minutely accurate control of the subjective impressions of the unexperimental phonetician.

If, then, I appeal to my own ear as the final arbiter, I should say that the most important of those results of Meyer's investigations which are both new and certain is his determination of the influence of height on the length of vowels: the higher (closer) the articulation, the shorter the vowel. Any one who compares the length of the vowels in such pairs as *sit*, *sat* or *eat*, *ought* will have no difficulty in accepting Meyer's measurements:

-it	13,9	*-ijt*	20,1
-æt	22,4	*-ɔɔt*	29,8

although he will be startled to find that the "long" vowel in *eat* is shorter than the "short" vowel in *sat*.

New as these results are, they are foreshadowed in such passages as the following (from my *History of English Sounds*, § 112):

"In many languages the high vowels tend to shortening, either resisting lengthening, as in E. *son*, *written*, or else being shortened against the analogy of the other vowels, as in Dutch *lieden*, *voeten*. The extreme closeness of these vowels seems to make their lengthening difficult."

The measurements of length in final consonants are almost equally remarkable. The general results are that as regards form, stopped consonants are the shortest, and vowellike consonants the longest, the hisses being intermediate; and that, as might be expected, the effort of voicing the stops and hisses tends to shorten them still further. The following are the figures for a few typical consonants after "long" vowels: *d* ·062 sec., *t* ·101, *z* ·103, *s* ·138, *l* ·136, *n* ·154. After "short" vowels all the consonants are only slightly longer, except *l*, which is 28 % longer; and a few examples from Meyer's second authority, Mr. Harlock, show a difference of 50 %.

Here Lloyd asks "Does the ear agree? Let the reader take the two words *bed* and *ben*, and ask himself seriously if the *n* is really $2^1/_2$ times as long as the *d*. The answer can hardly be doubtful." He then goes on to explain the discrepancy between these figures and his own subjective impressions by assuming that portions of the accompanying glides

are heard as a constituent part of the consonant. But I do not find any particular difficulty in distinguishing between the length of consonant and glide, and in my pronunciation the difference in length here agrees very well with Meyer's measurements.

In short, we have here a clear case of difference of pronunciation. Meyer's two authorities frequently differ; I seem generally to agree with the second; and Lloyd differs from all three of us.

There is another possible explanation of the divergence: one of the authorities may have spoken more naturally into the funnel of the machine.

On the whole, I am inclined to believe that if Meyer had drawn his materials primarily from Mr. Harlock, the divergence between his views and mine would have been less.

Anyhow, I must still maintain that in my pronunciation there is enough difference in the quantity of final consonants to justify us in saying that they are long after "short", short after "long" vowels: *nott, nɔɔt.*

Nor can I admit that my observation of the shortness of consonants followed by a weak vowel in such words as *better, manner* is the result of any difficulty in distinguishing between real and apparent length — a difficulty which Meyer, in common with most experimental phoneticians, is probably inclined to exaggerate.

If any one asks, why then, if it was so easy to find out all this without apparatus, was it not found out before? The answer is that there was no practical object in comparing the relative length of "short" vowels in investigating vowel-quantity, for instance. If it had been tried, Meyer's results would certainly have been anticipated, but of course without his minute accuracy of measurement.

So also, if I compare the length of the medial consonants in *better* and *manner*, I see now that there is a difference in quantity, but for all practical purposes they are distinctly short. The practical question for me is, how am I to teach my pupils to distinguish between the final consonants in English *man* and German *mann*. The only way I can get them to pronounce the latter is to tell them to cut off the final vowel of English *manner*; the result is a totally un-English short final consonant.

Here again Mr. Harlock seems to be on my side. I quote from Lloyd's summary: "His medials are startlingly short. ... This is the more surprising because his finals are much longer than Mr. Fuhrken's, *especially after short vowels.*"

The lengthening of vowellike consonants before voice, and their shortening before breath consonants is confirmed, Mr. Harlock's *l* and *n* again showing "a still wider contrast": *felled* ·206, *felt* ·078.

Now if I do a little piece of experimental phonetics of my own by cutting off the *t* of the latter word, and substituting weak *i*, the result is distinct from *felly*, in which the *ll* is still shorter!

Here, again, there may be differences of pronunciation; for Meyer in a note (p. 78) refers to Lloyd as an authority for the length of the medial consonants in *happy, winner.*

The measurement of the relative lengths of the components of the diphthongs in such words as *too, no, how* has resulted in some important corrections of current assumptions, which are easily verified by the ear. It is now clear that while in *au* the first element is the longer of the two, the contrary is the case with the other two. In them the first element is the shorter, being, indeed, in *uw* a mere glide to the second element, which is held unchanged for a perceptible period.

I will conclude by pointing out some cases in which the extreme delicacy of Meyer's instruments has its drawbacks.

Thus the information which his machine gives about the English *r* is decidedly "des guten zu viel". It will, indeed, as Lloyd says, "surprise

Southern phoneticians to hear that Mr. Fuhrken's medial *r* shows slight trill — one repetition." If it does, I feel bound to assume that Mr. Fuhrken's foreign name has carried with it foreign traditions of pronunciation. For one of the most arduous tasks of the teacher of phonetics is to get his foreign pupils to understand that the English *r* is never trilled — that the tongue is so far away from the palate as to make even a buzz impossible.

But there is a vibration of the tip of the tongue in the English *r*, which can be distinctly felt by the finger. This vibration is not a trill — which implies striking the tongue against the palate — but it explains the obstinacy with which people cling to the tradition that all *r*-sounds must necessarily be trilled. It is possible that this vibration is what Meyer's machine registers, and that Mr. Fuhrken's *r* is no more trilled than mine. Anyhow, it has no significance, and can be ignored. It can be felt in the English *v* — only much stronger. The trilling uvula also communicates its vibration to the back of the tongue; but there is a still stronger vibration in the smooth, untrilled open *g* in an occasional pronunciation of German *wagen*. So in spite of Mr. R. A. Williams's protest (*Mod. Langg. Quarterly*, 6, 3, Feb. 1904), I must continue to agree with Ellis in refusing to take seriously Walker's vibration of the root of the tongue as the essential feature of the English *r* of his or any other time.

An undoubted instance of over-minuteness is afforded by Meyer's criticism of my *uw* for the diphthong in *too* (p. 64). It is true that in *too well* there is a further contraction of the lip-passage in passing to the *w* of *well*; but if I interchange or assimilate the two *w*'s in either direction, no English ear would notice any difference. The difference is much less than that between the two *w*'s in such a word as *wayward*: if I pronounce *way* with the second of these *w*'s, it becomes unintelligible, the weakly rounded *w* sounding like an untrilled back *r*. If, as Meyer maintains, it is wrong to write the first two *w*'s in the same way, we shall require at least six different symbols for *w*, even if we go entirely by the ear.

Henry Sweet.

Einführung in das Studium der englischen Philologie, mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis, von Dr. Wilh. Viëtor, o. Professor an der Universität Marburg. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Dritte, umgearbeitete Auflage. Marburg i. H., N. G. Elwert, 1903.

Es ist ein Zeichen fleifsiger Benutzung des Viëtorschen Buches von Seiten derer, für die es geschrieben wurde, dafs in verhältnismäfsig kurzer Zeit nach dem Erscheinen der zweiten Auflage eine dritte nötig geworden ist. Sie kündigt sich auf dem Titel als umgearbeitete Auflage an. Es mufste nämlich die neue Prüfungsordnung von 1898 zugrunde gelegt und die seit 1897 erschienene Fachliteratur mit berücksichtigt werden. So ist der Umfang des Buches mit Einschlufs des Registers von 102 auf 120 Seiten gebracht worden. Plan und Ziel desselben sind unverändert geblieben. Es ist im wesentlichen geblieben, was es war: 'Eine Anleitung für zukünftige Lehrer des Englischen an den höheren Schulen Preufsens, die Staatsprüfung zu bestehen', wie Schleich in seiner Besprechung der zweiten Auflage, *Archiv* 101, S. 421, bemerkt hat. Dafs damit dem Verfasser nicht etwas untergeschoben wird, was seiner Absicht fern lag, beweisen seine eigenen Worte am Eingang des fünften Kapitels, wo er über die pädagogischen Anforderungen des Lehrerberufes handelt: 'Mit voller Absicht haben wir bisher das nächste praktische Ziel des Durchschnittsphilologen im Auge behalten: die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Gilt es doch vor allem, dieses Ziel zu erreichen.' Nun bin ich weit entfernt zu bestreiten, dafs das eine sehr löbliche Absicht sei. Ums

Examen kommt, wer Lehrer werden will — und das trifft wohl für die meisten Studierenden des Faches zu —, nun einmal nicht herum, und wenn jemand den vielfach Irrenden den rechten Weg zu jenem Ziele weist, so hat er ein gutes Werk an ihnen getan. Allein ich kann mich, so wenig wie andere vor mir, des Eindruckes nicht ganz erwehren, als ob Viëtor, ohne die Wichtigkeit des historischen und vergleichenden Sprach- und Literaturstudiums zu verkennen, doch vornehmlich jene Bestimmungen der Prüfungsordnung im Auge gehabt hätte, die sich auf die Beherrschung der lebenden Sprache beziehen. Wenn er S. 8 sagt, die Anforderungen der Praxis bezögen sich wesentlich auf die Kenntnis der lebenden Sprache, so scheint mir denn doch die Gefahr recht nahe zu liegen, dafs der Studierende zur Meinung verleitet werde, alles andere sei für die 'Praxis' unwesentlich, wo nicht gar überflüssig. Das ist nun Viëtors Ansicht allerdings nicht, er warnt den künftigen Kandidaten und Lehrer ausdrücklich, dafs er sich im Hinblick auf eine Bemerkung der Prüfungsordnung nicht etwa zum sprachmeisterlichen Betrieb auf Kosten der historisch-philologischen Studien verleiten lasse (S. 4, Anm. 3.); er weifs, dafs die Aufgabe des Lehrers nächst der Kenntnis auch die Erkenntnis umfafst (S. 14), dafs er — mit Storm zu reden — eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache haben mufs, um zu wissen, was und wie erklärt werden soll (S. 12 Anm. 2). Was ihn aber 1887 bewogen hatte, seine 'Einführung' gerade mit Rücksicht auf das Haupterfordernis der 'Praxis', die Beherrschung der lebenden Sprache, abzufassen, das war nach eigenem Geständnis der Wunsch, sich eines 'Stiefkindes' anzunehmen, für das zu jener Zeit 'bekanntlich sehr viel weniger gesorgt gewesen sei als für die Wissenschaft'; und wenn er nun auch in der dritten Auflage seines Buches den ursprünglichen Plan noch festhält, so möchte es beinahe scheinen, als ob er einer besseren Behandlung des armen Kindes im Universitätsunterricht immer noch nicht sicher wäre. Ich wüfste jedoch nicht, dafs die lebende Sprache heute auf irgend einer Universität als Stiefkind betrachtet würde; und ich glaube nicht einmal, dafs dies je geschehen sei, trotz des Aufschreis der Lehrerschaft an jenem denkwürdigen Neuphilologentage zu Berlin.

So ganz, wie man uns einreden wollte, fiel die Schaffung einer praktischen Grundlage doch auch damals nicht der Selbsttätigkeit des angehenden Philologen zu: bestanden doch wenigstens an den gröfseren, aber auch an manchen kleineren Universitäten schon Lektoren, die heute wohl nirgends mehr fehlen, und die dem Dozenten, dessen 'Aufgaben wesentlich auf einem anderen Gebiete als dem des rein Praktischen liegen' (S. 33), hilfreich an die Hand gehen. Aber freilich hält es Viëtor immer noch für nötig, in einem gesperrt gedruckten Satze (S. 19) die Mahnung einzuschärfen, dafs jeder junge Neuphilologe vom ersten Semester an die für ihn passenden Übungen und Vorträge des Lektors nicht nur belege, sondern auch fleifsig besuche und diese Gelegenheit zur praktischen Förderung in keinem folgenden Semester verabsäume. Das wird leider von manchen nicht genug beachtet. Und ferner: sollte denn der Dozent der englischen Philologie nicht auch berechtigt sein, bei seinen Hörern eine gewisse Vorbildung vorauszusetzen? 'Dafs der angehende Anglist eine praktische Kenntnis des Englischen mit auf die Universität bringe, ist ohne Zweifel wünschenswert', sagt Viëtor in einem Zusatz der neuen Auflage (S. 14). Ja, ohne Zweifel wünschenswert! Wo käme wohl der klassische Philologe hin, wenn er erst mit dem Unterricht in der Elementargrammatik des Lateinischen und Griechischen beginnen müfste? Oder der Mathematiker, der sich nicht darauf verlassen könnte, dafs seine Zuhörer das grofse Einmaleins bereits innehätten? Unterschätzt ist also die Bedeutung der lebenden Sprache für den Studierenden des Englischen niemals worden. Wenn sich ein Dozent der Anglistik, dem die alleinige

Vertretung eines so ausgedehnten Faches obliegt, je darin geirrt hat, dafs er meinte, die praktische Grundlage fürs wissenschaftliche Studium müfste der Kandidat billigerweise mitbringen, und es fehlte ihm auch weder an Veranlassung noch an Gelegenheit, sie zu festigen; und wenn er dann, im Vertrauen darauf, das Hauptgewicht seiner Lehrtätigkeit auf alt- und mittelenglische Sprache und Literatur, historische Grammatik und ähnliche Dinge legte, die doch alle nur die Vermittelung historischer Erkenntnis des Modernen bezwecken: so hätte man ihm daraus nicht so schwere Vorwürfe machen und den ganzen Betrieb des Faches auf der Universität in Bausch und Bogen verdammen dürfen. Aber hat man es nicht auch den Dozenten der klassischen Philologie zum Vorwurf gemacht, dafs sie nicht ausschliefslich die Schulschriftsteller traktierten? Soviel quasi pro domo. Grofses Vertrauen auf die Ergebnisse des Schulunterrichtes im Englischen hat Viëtor selbst nicht (vgl. die Bemerkungen auf S. 32 und 50), trotzdem dafs der Sprachunterricht nun allmählich Zeit gehabt hätte, 'umzukehren'. Es mag sein, dafs die Oberrealschul-Abiturienten, deren Zulassung zum Universitätsstudium Viëtor so dringend befürwortet hat, in Zukunft ein höheres Mafs jener erwünschten praktischen Kenntnis des Englischen aus der Schule mitbringen werden als die Abiturienten von Gymnasien oder Realgymnasien. Aber man sollte über diesem einen Vorteil für das Studium des Faches doch auch den Wert der humanistischen Vorbildung nicht vergessen, die das Realgymnasium und besonders das Gymnasium gewährt, und die für ein wissenschaftliches Studium der Sprache, geschweige denn der Literatur, so wenig zu entbehren ist wie die praktische Kenntnis des Neuenglischen. Viëtor sagt S. 83 f.: 'Dringend zu wünschen ist ..., dafs der Student die ersten Semester dazu benutzt, durch das Hören einer Vorlesung über vergleichende Grammatik einen tieferen Blick in die indogermanische Sprachverwandtschaft zu tun und die Sprache auch einmal von der sprachwissenschaftlichen Seite zu betrachten.' Nun würde ich zwar keinem raten, eine solche Vorlesung schon in den ersten Semestern zu hören; aber angenommen, es wäre das wirklich dringend zu wünschen, wie sollte es wohl der Oberrealschul-Abiturient anstellen, einer Vorlesung über vergleichende Grammatik zu folgen, ohne Kenntnis auch nur des Lateins? Ich meine also, die Freude über die Berechtigung der Oberrealschul-Abiturienten zum neuphilologischen Studium dürfte doch nicht ganz ungemischt sein, da sie einer einseitigen Erwägung entspringt. Doch sehe ich darin auch keinen grofsen Schaden, so lange uns nicht etwa eine aufgenötigte Studienordnung vorschreibt, das Ziel des Unterrichtes niedriger zu stecken. Jeder, der das Studium irgendeines Faches auf der Universität betreiben will, mufs eben trachten, sich die nötige Vorbildung zu verschaffen: wo er sie herholt, ist im Grunde einerlei. Dafs sogar Gymnasial-Abiturienten tüchtige Neuphilologen werden können, beweist die Erfahrung nicht nur in Österreich, sondern auch auf deutschen Hochschulen, wo sie den Wettbewerb mit den 'praktisch' besser vorgebildeten Abiturienten von Realgymnasien aufzunehmen haben.

Ich möchte zum Schlusse noch einen Punkt berühren, auf den Viëtor mit Recht den gröfsten Wert legt: die phonetische Schulung des künftigen Lehrers. Er widmet der englischen Aussprache das ganze zweite Kapitel seines Buches und hebt ihre Bedeutung für die Praxis, insbesondere die Praxis des Unterrichtes, gebührend hervor. In der Verkennung dieser Bedeutung, die leider nicht selten dem Unvermögen des Lehrers, selbst richtig zu sprechen, entspringt, liegt in der Tat ein gut Teil der Schuld an dem schlechten Erfolge des Schulunterrichtes. Aber jedes Ding hat zwei Seiten, und darum scheint es mir nicht ganz unangebracht, auch vor einer Überschätzung des Gegenstandes für die Praxis ein wenig zu warnen. Dafs der Lehrer eine gründliche Kenntnis der Phonetik haben

müsse, darüber kann ja kein Zweifel bestehen. Die Frage ist nur: wie weit kann und soll er sie beim Unterricht in der Schule verwerten? Über eine elementare Belehrung wird er wohl nicht hinausgehen dürfen. Er wird die Schüler auf den Unterschied zwischen den deutschen und englischen Lauten, soweit solche für sie bestehen, aufmerksam machen; er wird ihnen zeigen, wie sie es zu machen haben, um die fremden Laute, deren Nachbildung nach dem bloſsen Gehör ihnen nicht gelingen will, hervorzubringen. Wenn ich nach meinen Erfahrungen urteilen darf, so möchte ich sagen, es kostet nicht viel mehr Zeit und Mühe, den Schülern mit Hilfe einer solchen elementaren phonetischen Unterweisung eine annähernd richtige Aussprache beizubringen, als ihre Gewöhnung an jene 'grauenvolle Schulaussprache' erfordert, die nach Viëtors Bemerkung (S. 33) leider noch vielfach im Schwange ist. Mit einer annähernd richtigen Aussprache wird man sich aber in der Regel wohl begnügen müssen, wenigstens bei stark bevölkerten Klassen. Die Kontrolle über die richtige Bildung des Lautes übt am Ende doch das Ohr, und wer, mit Karl Julius Webers *Demokritos* zu reden, 'Müllerohren' hat, bei dem bleibt Hopfen und Malz zum groſsen Teil verloren. Der Lehrer, der sich mit solchen Schülern ungebührlich plagen oder der es sich in den Kopf setzen wollte, mit einer ganzen Klasse alle Feinheiten der englischen Aussprache einzuüben, der hätte seinen Beruf nur einseitig erfaſst. Die Zeit und Mühe, die er auf die Erreichung seines Zweckes wenden müſste, würde in keinem Verhältnis stehen zum Nutzen, der dadurch gestiftet würde; denn die Aufgabe des fremdsprachlichen Unterrichtes in der Schule ist mit der Erzielung einer möglichst vollkommenen Aussprache allein nicht erschöpft, so hoch man auch ihren Wert anschlagen mag. Dieser Aufgabe kann nur ein durchgebildeter Philologe, im wahren Sinne des Wortes, völlig gerecht werden. Das ist es, was auch Viëtor in seinem Buche immer wieder betont. Möchten doch seine auf reicher Erfahrung als Lehrer und als Universitätsdozent beruhenden Ratschläge für die zweckmäſsigste Einrichtung des Studiums von allen, die es angeht, beherzigt und befolgt werden!

M. Konrath.

L. W. Miles, King Alfred in literature. Johns Hopkins Univ. dissertation. Baltimore, Murphy, 1902. 130 p.

Von Alfred war eine ganz hübsche Sage in der Entwickelung begriffen. Die Krönung als Kind durch den Papst in Rom, die Verstoſsung der Mutter durch den in eine Französin verliebten Vater, die Flucht vor den Dänen mit dem Brotbacken und der ärgerlichen Bäuerin, die Verkleidung als Minstrel und der Spionsgang ins feindliche Lager, die Erscheinung des hl. Cuthbert vor der siegreichen Schlacht, die Einrichtung der Hundertschaften und die Gründung der Universität Oxford, die Stundeneinteilung und die Kerzenuhr waren die Hauptmotive, mit denen mönchische Chronisten des Alfred bald die Volksphantasie ausstatteten; denn die Frommen und Gelehrten waren es, die den weisen König liebten und verstanden und die Sage von ihm anspannen. Bei Holinshed lag alles in dieser Form bereit, um einen Dichter mit Material zu versorgen; aber das Genie blieb aus. Die Weisheit hat für den Poeten nicht die Anziehungskraft wie die Unvernunft, und das friedliche Ende Alfreds nahm sich nüchtern aus gegenüber dem tragischen Ausgang altbritischer Könige wie Lear oder Arthur. Die Mittelmäſsigkeit nur machte sich geschäftig an die älteste Nationalgestalt heran. Ihr bestes Können bestand darin, daſs sie den groſsen König für konservative Parteizwecke ausbeutete, wie es Thomson und Mallet in der Maske, die 'Rule Britannia' enthält, wenigstens mit Hochdruck taten (1740), während in unseren Tagen Alfred Austin nur eine Tändelei mit Rosen, Liebchen und Worten zusammenbrachte in dem schwächlichen Lesedrama '*England's darling*' (1896).

Diesen Verhältnissen ist Miles mit Fleiſs nachgegangen. Er hat viele Bücher durchgesehen und angeführt. Vollständigkeit in der Sammlung des Materials ist ihm nicht beschieden gewesen. Da fehlt — soweit ich sehe, denn ein Register ist leider nicht vorhanden — jeder Hinweis auf die Chroniken der Shakespeare-Zeit, speziell auf Holinshed Buch 11 Kap. 13—16, der sogar ein lateinisches Lobgedicht auf Alfred abdruckt, samt metrischer Übersetzung von A. Fleming. Es fehlt der Epiker Warner, der Zeitgenosse Shakespeares, der sich in *'England's Albion'* mit dem Stoffe allerdings sehr flüchtig abfand:

Nothing was done, but all undone,
Till king Alvred hee
In daunger of his royall selfe
Did set his subiects free. —

This westerne and victorious king,
And greatest monarke heere,
Perceiving of this spoyled isle
A toward ruine neere,

Disguised like a minstrill poore,
Did haunt the Danish tents,
And with his feats and melodie
The enemie presents:

And of their sloth, their gluttonie,
And counsels privie so
He tooke advantage, giving them
A sodaine overthrow.

And slayeth Hubba, Hungar, and
The cause of their repayr,
And putteth all to sword and seas
That unbaptized wair. (Book IV, Chap. 21.)

Es fehlt ferner R. Holmes, *'Alfred, an ode, with six sonnets'*, London 1778, der in Watts *Bibl. Brit.* als ein Nachahmer von Grays Odenstil bezeichnet wird, und Mary Eliz. Parker mit ihrem dreibändigen Roman *'Alfred or the knight of the castle'*, 1802, dessen Titel an Walpolesche oder Radcliffesche Schloſsromantik erinnert. Auch über das anonym gedruckte Gedicht in acht Büchern, das 1802 unter dem Titel *'Science revived, or the vision of Alfred'* in London bei Gameau erschien, bietet Miles keine Auskunft. Ich glaube zwar nicht, daſs wir an diesen verschollenen Produkten viel verlieren; aber möglichst vollständige Materialsammlung ist bei einer Aufgabe, wie sie Miles sich gestellt hat, die erste Anforderung. Die Verarbeitung des Materials kommt nirgends über die Beschreibung und Inhaltsangabe hinaus. Wer da eine Entwickelung geben wollte, der hätte allerdings einer Kenntnis von der englischen Gesamtliteratur bedurft, wie man sie in einer Dissertation nicht erwarten darf; denn das eigentliche Thema ist in solchem Falle immer die Stimmung, mit der ein Jahrhundert nach dem anderen den Helden auffaſste. Wie Miles die Sache darstellt, ziehen nur eine Reihe literarischer Kuriositäten an uns vorüber. Indem ich aber diese Ausstellungen im Interesse der Sache unverblümt ausspreche, möchte ich schlieſslich nicht verfehlen, nochmals den Fleiſs des Verfassers und auch seine Korrektheit innerhalb der Grenzen, die er beherrscht, anzuerkennen. A. Brandl.

The devil and the vice in the English dramatic literature before Shakespeare by L. W. Cushman, Professor of the English Language and Literature in the Nevada State University (Studien zur englischen Philologie, herausgeg. von Lor. Morsbach. VI). Halle a. S., M. Niemeyer, 1900. XV, 148 S. 8.[1]

Der Verfasser hat für seine Untersuchung ein sehr dankbares Thema gewählt, da ja der Teufel, besonders aber der *'Vice'* in den Mysterien

[1] Vgl. S. 198 ff. Eine zweite, etwas später eingelaufene Anzeige mag hier in Achtung vor dem Verfasser und in Rücksicht auf den wichtigen Gegenstand auch noch Platz finden. A. B.

und Moralitäten des englischen Mittelalters eine bedeutende Rolle spielt. Eine erschöpfende Darstellung haben aber diese beiden dramatischen Personen bisher nicht gefunden, wenn auch über ihr Wesen und ihren Ursprung schon an verschiedenen Stellen Vermutungen und Urteile aufgestellt sind. Auf Grund eingehender Quellenstudien ist Cushman zu den Ergebnissen gekommen, die er in der Vorrede folgendermaſsen zusammenfaſst: 'The appearance of the devil in the non-dramatic as well as in the dramatic literature is limited to a definite range; as a dramatic figure the devil falls more and more into the back-ground, the Vice is distinct in origin and function from the devil and from the clown. It is not denied that these characters in the domain of the comical, on the one hand, and of egoism, on the other, encroach upon each other, but from this it does not follow that they are identical, or that the one is derived from the other. The devil, Vice, clown, fool and villain are parallel figures of quite independent origin and function.'

Auſser den gedruckten Stücken hat der Verfasser durch die Zuvorkommenheit Brandls noch drei bis dahin ungedruckte im Manuskript benutzen können, nämlich: *All for Money*, *Mary Magdalene* und *The Tide tarrieth for no Man*, und wie die Bibliographie am Ende des Buches ausweist, hat er von der einschlägigen Literatur einen ausgedehnten Gebrauch gemacht. Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile, wovon der erste dem Teufel, der zweite dem Vice gewidmet ist. Im ersten Kapitel des ersten Teiles behandelt Cushman einleitungsweise den Teufel in der nichtdramatischen Literatur, worin ja die Quellen für seine Darstellung auf der Bühne zu suchen sind. Vom Beowulf an bis auf Chaucer ist die englische Prosa und Poesie, hauptsächlich natürlich die geistliche, auf die Beschreibung und Verwendung des Teufels hin durchmustert, wobei mir nur auffiel, daſs Cushman die *Harrowing of Hell* nicht als eigentliches Schauspiel auffaſst. Der Prolog, den eine Handschrift bietet, kann doch nicht gegen seinen dramatischen Charakter ins Feld geführt werden! Im übrigen möchte ich einige Stellen aus den von mir für die *E. E. T. S.* herausgegebenen *Vices and Virtues* zu diesem Kapitel nachtragen, da Cushman dieses wichtige Denkmal übersehen zu haben scheint. Hier tritt der Teufel als Ankläger des Menschen vor Gottes Throne auf, vgl. S. 9, 29: *Đu me þencst wel to wreiȝen tofore Gode for đessere senne;* er wird durch die Menschwerdung Christi getäuscht und reizt die Heiden (!) zur Verurteilung und Tötung des Herrn, vgl. S. 51, 11: *For di ward dieuel beswiken and beuall þo hadene mid his ledre meneȝinges al hwat hie hine fordemden to deade* etc.; durch Demut überwindet ihn Christus ib. 17: *on delliche wise ouercam Crist, Godes sune, dane swikele dieuel đurh đessere iblescede mihte;* Teufel erwarten die Seele des Sterbenden in der Luft, S. 103, 23: *do werewede gostes đe waitiđ do soules hier buuen on đe wolkne;* ihre Erscheinung würde einen Menschen für immer wahnsinnig machen, S. 19, 5: *đa eifulle dieulen, de bieđ swa ladliche and swo grislich an to lokin, dat ȝif a mann iseiȝe nu anne al swilch al se he is on his ȝekynde, he scolde sone bien ut of his iwitte, and dis þoliȝen æure ma widuten ande.*

Im zweiten Kapitel werden die groſsen Mysterien-Zyklen betrachtet, im dritten die Einzelmysterien: die Digby-Spiele und Noahs Arche (Newcastle), im vierten die Moralitäten.

Den Löwenanteil im Buche nimmt aber der *Vice* ein, dem der zweite Teil gewidmet ist. Nach einer kurzen Bemerkung über die Vice-Dramen, die der Verfasser tabellarisch darstellt, werden in drei ausführlichen Kapiteln der Ursprung des Vice, sein dreifacher Charakter als Feind, Versucher und komische Figur und endlich die dramatische Funktion des Vice besprochen. Zum Schlusse, S. 144 f., faſst Cushman seine Ergebnisse nochmals zusammen (vgl. oben) mit den Worten:

I. Of the devil.

1. In the non-dramatic literature the devil-scenes, excepting the Legends, are restricted to certain biblical precedents.

2. The same is largely true of the Mystery-cycles.

3. In the Digby Plays and Noah's Arch the figures of the devils are the same as those of the Legends.

4. The character of the devil on the stage has not been developed in a popular sense; he is comical or satirical only to a limited extent.

5. The devil ceased to be an important person on the stage as early as 1500.

II. Of the Vice.

1. The figure of the Vice is not derived from that of the devil but rather from the Seven Deadly Sins.

2. The character of the Vice is three-fold:

α) As an enemy of the Good and as a satirist.

β) As a tempter of man.

γ) As a buffoon.

3. The Vice is distinct from the clown and the fool.

4. The Vice disappeared from the stage with the disappearance of the Moralities.

5. The figure of the Vice has been introduced into the Tragedies only to a very limited extent.

6. In the latter part of the sixteenth century the name 'the Vice' came to be applied to the buffoon simply.

Cushmans Schrift ist inzwischen schon so oft und zum Teil recht eingehend besprochen worden,[1] daſs dem Rezensenten kaum noch etwas Neues darüber zu sagen übrigbleibt. Bei aller Anerkennung des Fleiſses, den der Verfasser einem so schwierigen Gebiete gewidmet hat, bin ich doch der Ansicht, daſs seine Ergebnisse oft und in wesentlichen Punkten anfechtbar sind, und verweise zum Schluſs auf die vortreffliche, eingehende Behandlung desselben Themas durch E. Eckhardt: *Die lustige Person im älteren englischen Drama* (*Palaestra* XVII), Berlin 1902, worin Cushmans Arbeit nicht nur materiell ergänzt, sondern auch durch schärfere Interpretation des Stoffes seine Ergebnisse zum Teil stark modifiziert oder gar widerlegt werden.

Kiel. F. Holthausen.

Shakspere-Studien von Vincent Franz Janssen. I. Die Prosa in Shaksperes Dramen. Erster Teil: Anwendung. Straſsburg, Karl J. Trübner, 1897. X, 105 S.

Das Werk ist leider ein Fragment verblieben. Das ist schade, nicht nur weil uns ein Mehr an Forschung verloren geht, dem wir nach der gegebenen Probe mit Vertrauen und Spannung entgegengesehen haben, sondern auch darum und hauptsächlich darum, weil das Gegebene durch den weiteren Ausbau wohl noch sichernde Stützen bekommen hätte. Und diese wären zu wünschen. Die Schuld liegt nicht am Verfasser, sondern an der Eigenart des Themas. Er muſs von persönlichen Eindrücken ausgehen, seine Materie subjektiv ordnen, denn seine oberste, ebenso tiefgründige wie ansprechende These lautet: 'Allein die Stimmung, in welcher die Rede gehalten wird, bedingt die Abfassung derselben in Prosa oder in Blankvers.' Ausdrücklich werden die objektiven Kriterien, 'Inhalt einer Rede' und 'Persönlichkeit des Redenden', als gänzlich bedeutungslos völlig abgewiesen. Die negative Beweisführung (sie richtet sich wesent-

[1] Churchill, *Shakesp.-Jahrb.* 38, 272; Keller, *Anz. f. d. A.* 45, 311; Logeman, *Engl. Stud.* 29, 427.

lich gegen Delius' bisher geltende Auffassung) wird sofort in einwandfreier Sachlichkeit erbracht. Nun ist der Weg frei für die positive Behandlung des Themas. Die These wird ausgeführt: 'Wenn die Stimmung gehoben ist, wenn ein leidenschaftliches Gefühl im Vordergrunde steht und zu freiem, kräftigem Ausdrucke gelangt, so steht der Blankvers; wenn die Stimmung nüchtern ist, wenn der Verstand überwiegt, wenn das leidenschaftliche Gefühl zurückweicht, unterdrückt wird oder das Mafs überschreitet, so steht Prosa.'

Diese psychologische Begründung des Formwandels besticht durch ihre innere Wahrscheinlichkeit. Zugleich wird man aber den Eindruck nicht los, wie gefährlich die Beweisführung sich im einzelnen gestaltet. Es handelt sich gar oft um psychologische Nuancen, die über die Anwendung von Prosa oder Blankvers entscheiden. Der Verfasser stellt freilich 12 theoretisch-klare 'Prosagelegenheiten' auf, aber in praxi liegt der Einzelfall doch nicht immer einwandfrei, d. h. es ist die Stimmungsbewertung nicht immer zwingend.

Diese methodischen Bedenken wollen gewifs nicht die Bedeutung der Arbeit herabdrücken. Gerade ihr kühner Subjektivismus wirkt sympathisch. Die Verläfslichkeit ihres obersten Kriteriums bewährt sich sichtlich an der künstlerischen Entwickelung Shakespeares. Die Jugendstücke haben fast nur 'Witzprosa', die Übergangsdramen zeigen 'auch humoristische und ernsthafte, aber noch nicht die sogenannte pathetische' Prosa und dies ohne strenge Konsequenz, die sich erst seit 1598 bei allen theoretisch formulierten Gelegenheiten einstellt. Man hat es hinsichtlich der Anwendung der Prosa mit Tendenzen des Dichters zu tun, die bei vorschreitender künstlerischer Reife immer deutlicher werden. Der Verfasser freilich bildet sie zu strikten Gesetzen um, die ihm schliefslich ein neues Mittel zur Textkritik liefern. Da stellt sich dann unsererseits die skeptische Vorsicht ein. Und das um so stärker, als der Verfasser in diesem ersten Teil seiner Arbeit es noch unterlassen mufste, einen wichtigen Faktor an sich und in seiner Funktion zu beleuchten, die rhythmische Prosa. Sie ist das stilistische Mittel zwischen nüchterner Prosa und gehobenem Vers, sie hat Eigenstimmung. So erklärt sich das eingangs ausgesprochene Bedauern, dafs wir uns mit dem ersten Teile dieser geistvollen und anregenden Arbeit begnügen mufsten.

Innsbruck. R. Fischer.

Heraldik in Diensten der Shakespeare-Forschung. Selbststudien von Alfred von Mauntz. Berlin, Mayer & Müller, 1903.

Der Verfasser dieser 'Selbststudien' ist den Fachgenossen nicht unbekannt. Seit vielen Jahren hat er einen Teil seiner Zeit der englischen Literatur, namentlich der Shakespeare-Zeit, gewidmet. Dafs er nicht zur Philologenzunft gehört, macht seinen Eifer im Dienst unserer Arbeit nur um so rühmlicher. Auch von diesem Buche wird man zunächst sagen müssen, dafs es mit unermüdlichem Fleifse geschrieben ist und uns einen neuen Weg zeigt, um vielen strittigen Fragen näher zu kommen, nämlich die heraldische Auffassung dunkler Stellen. Für diesen methodischen Fingerzeig wird dem Verfasser auch dankbar sein, wer den ersten Ergebnissen dieser neuen Untersuchungsart recht skeptisch gegenübersteht.

Unbedingte Zustimmung verdient Mauntz' Untersuchung über das Wappen Shakespeares. Wenn er auch vielleicht geneigt ist, den Angaben der Wappenherolde mehr Vertrauen entgegenzubringen, als sie verdienen (vgl. dagegen, was er selbst an Ungenauigkeiten S. 64 u. ö. anführt), so ist es doch wohl kaum mehr zu bezweifeln, dafs das Wappen John Shakespeares in den neunziger Jahren nur erneuert, nicht ihm erst verliehen worden ist. Eins der Aktenstücke aus jener Zeit spricht von einem

zwanzig Jahre alten Entwurf (S. 44), und der Verfasser wird wohl recht haben, wenn er die Verleihung des Wappens in die Zeit zurückverlegt, wo John Bürgermeister von Stratford war (1568/9). Die Verdienste des sagenhaften Shakespeare in Heinrichs VII. Zeit kommen mir allerdings noch immer etwas zweifelhaft vor, obgleich Mauntz den Angaben der Wappenherolde hierin unbedingten Glauben schenkt. Daſs ein Shakespeare zur Zeit Heinrichs VII. in der Grafschaft Warwick Land erwarb (nicht durch königliche Belehnung!), ist allerdings eine beachtenswerte Tatsache; es kann sich daraus erklären, wie später dieser Ahn den Nimbus des wohlverdienten Kriegers erhielt; daſs aber diese Familienüberlieferung darum wahr sein müſste (S. 104), bleibt doch noch erheblichen Zweifeln ausgesetzt.

Recht verdienstlich sind ferner die Untersuchungen des Verfassers über Shakespeares heraldische Ausdrucksweise. Eine Reihe dunkler Stellen werden erklärt, und ein Verzeichnis heraldischer Fachausdrücke, die bei Shakespeare vorkommen, wird jedem Anglisten willkommen sein. Ich habe diesem Verzeichnis als ungeschulter Heraldiker nur lernend und dankbar gegenübergestanden.

Weniger haben mich dagegen die folgenden Untersuchungen überzeugt. Gewiſs beziehen sie sich auf ein Gebiet, wo jeder Tritt schlüpfrig ist und jede Hypothese mehr erstauntes Kopfschütteln als Zustimmung finden wird. Aber ich kann doch nicht verhehlen, daſs die Ergebnisse des Verfassers recht wenig zu dem Bilde stimmen, das wir uns von dem England des 16. Jahrhunderts machen müssen, und daſs sie mir auch nicht einmal zu den Tatsachen zu stimmen scheinen, aus denen sie gefolgert sind.

Eine alte Crux der Shakespeare-Forschung bildet das Gedicht vom Phönix und der Turteltaube, das 1601 mit Shakespeares Namen versehen als Anhang zu Chesters *Love's Martyr* gedruckt wurde. Eine befriedigende Erklärung dieses Werkes hat noch niemand gegeben, um so gröſser die Überraschung, mit der man diesen neuen Deutungsversuch liest: das Gedicht soll eine Totenklage auf den 1593 verstorbenen Marlowe sein, dessen dichterische Persönlichkeit gefeiert wird als die innigste Vereinigung von Schönheit (Phönix) und Wahrheit (Taube). An seinem Leichenbegängnis sollen teilnehmen Spenser (Adler) und Nash (Krähe) und alle Dichter, die sich der altertümelnden Nachahmungen enthalten (*chaste wings*), ausgeschlossen wird dagegen Harvey (*shrieking harbinger*) und alle Dichter, die antikisierenden Künsteleien sich hingeben (*every fowl of tyrant wing*). Der Priester, der die Feier abhält, im Gedicht als *death-divining swan* bezeichnet, soll Shakespeare selbst sein. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daſs diese Allegorie viel zu gekünstelt ist, um überhaupt verständlich zu sein; am schlimmsten ist es, daſs die Deutung der Vögel als Abbilder bestimmter Dichter äuſserst fraglich bleiben muſs; eigentlich läſst sich nur die Gleichung Spenser = Adler rechtfertigen; ob Nash zur Führung des Krähenwappens berechtigt war, kann auch Mauntz nicht unzweifelhaft machen, und schlieſslich würde die Einführung eines anderen Vergleichungspunktes bei Harvey (Wortanklang statt Wappentier) eine Katachrese sein, die der Allegorie den letzten Rest von Verständlichkeit nehmen müſste.

Es läſst sich jedoch noch Gewichtigeres gegen den neuen Erklärungsversuch vorbringen. Shakespeares Gedicht — nehmen wir die Autorschaft einmal als gesichert an — ist nur der Anhang eines gröſseren Werkes von Robert Chester, das gleichfalls eine Allegorie ist. Jeder Versuch, den Shakespeareschen Beitrag zu *Love's Martyr* zu erklären, müſste meines Erachtens zunächst den Sinn des Chesterschen Gedichtes feststellen, das sicherlich als Hauptstück der Sammlung betrachtet werden muſs. Leider hat Mauntz nur den Shakespeareschen Teil herausgegriffen, deshalb muſsten seine Ergebnisse so wenig überzeugend bleiben. Etwas Positives vermag ich leider auch nicht zu bieten. Viel näher liegend als eine lite-

rarische Deutung scheint es mir zu sein, in dem Gedicht eine Totenklage auf ein Paar zu sehen, das kurz hintereinander starb. Von der Familie des Sir John Salisbury, dem die Sammlung gewidmet war, ist mir leider nicht genug bekannt, um die mancherlei Anspielungen des Gedichtes [Liebhaber ist schon verheiratet gewesen (S. 125), Geliebte war in der Jugend gefährdet und hat Ansprüche auf die Krone (S. 23), sie hinterlassen einen jungen (weiblichen) Phönix, der eben mannbares Alter erreicht hat (S. 179)] dort unterbringen zu können. Wenn jedoch sie gemeint ist, so könnte sich auch die Beteiligung Shakespeares an der Huldigung erklären; denn der erwähnte Sir John war der Sohn einer natürlichen Tochter des (4) Grafen von Derby, Henry Stanley, und dessen Sohn Ferdinando (Lord Strange) war von 1588—1594 Patron der bekannten Schauspielertruppe — zwischen den Salisburys und den Stanleys bestanden also Beziehungen.[1]

Auch in bezug auf die letzten Resultate des Verfassers muſs ich mich skeptisch verhalten. Er will das Geheimnis der schwarzen Dame gelöst haben; es war eine Lady Smith, die von Harvey in Pierces *Supererogation* erwähnt wird. Nach Mauntz erscheint Shakespeare verwickelt in die ganzen unangenehmen Händel zwischen Nash und Harvey; Nash verhöhnt ihn als *greasie sonne of a Cloathier* (ed. Grosart II 26), Harvey nennt ihn *an affectionate frend, deuoted to the seruice of her excellent desert* (ed. Grosart II 321) und läſst ihm (*the second Shakerley of Powles* I 296) eine freundschaftliche Warnung zukommen.

Daſs der 'zweite Shakerley' Shakespeare bedeuten soll, ist eine Spur, die vielleicht zu einem Ziele führt; aber auch wenn dies der Fall wäre, bleibt damit die schwarze Dame so dunkel wie zuvor, denn es ist höchst unwahrscheinlich, daſs die von Mauntz angeführte Lady Smith mit den Sonetten irgend etwas zu tun hat.

Mauntz gelangt zu seinen Folgerungen, indem er drei an verschiedenen Stellen genannte Damen identifiziert:

1) Lady Swin-snout, eine *yeolowfac'd Mistres*, die der *greasie sonne of a cloathier* in Sonetten verherrlicht (*Pierce Pennilesse*, S. 26);

2) eine Lady Smith, die Harvey in *Pierce's Supererogation* S. 313 erwähnt. Ein Dr. Perne hat ihn einst gescholten — *it was at the funerall of the honorable Sir Thomas Smith, where he* [P.] *preached, and where it pleased my Lady Smith and the coexecutours to bestow certaine rare manuscript bookes upon me*;

3) eine Dame, die Harvey in derselben Schrift verherrlicht. Sie hat eine ungewöhnliche literarische Bildung (S. 320 oben), sie ist weder die adligste, noch die schönste, noch die feinste, noch die reichste Dame (ebd. unten).

Ich glaube, die erste Stelle ist überhaupt nicht persönlich zu verstehen. Nash spricht von Typen des Stolzes, so von der reichgewordenen Kaufmannsfrau (S. 32), vom *prodigall yoong Master* (S. 29) und anderen, und in diesem Zusammenhange kommt er auf einen Typus zu sprechen, der auch in der sonstigen Literatur behandelt wird, es ist der junge, vornehme Mann, der eben erst aus den Kreisen der Plebs hervorgegangen ist, aber alle Torheiten des Adels schon mitmacht; zu diesen gehört auch, daſs er eine Dame andichtet und als die Schönste preist, die, wie so viele ihresgleichen, die Komplimente recht wenig verdient. — Für diese Dame oder für diesen jungen Mann darf man meines Erachtens ebensowenig nach einem Urbild suchen wie für *Mrs. Minx* (S. 32), *Jaques Scabd-hams* (S. 27), *Lord How-call-ye-him* (S. 130) und andere Typen.

---

[1] Erst nach Fertigstellung dieser Besprechung erschien der gehaltvolle Aufsatz von Fairchild in *Engl. Stud.* XXXIII 337, der mir indessen die Ähnlichkeiten mit dem *Court-of-love*-Typus etwas zu übertreiben scheint. Namentlich in Chesters Beitrag steckt denn doch so viel vom Typus Abweichendes, daſs mir das Suchen nach persönlichen Anspielungen nicht aussichtslos erscheint.

Ob die unter 2 und 3 genannten Damen wirklich zu identifizieren sind, geht aus dem Zusammenhange nicht mit Sicherheit hervor, scheint mir aber aus gleich zu erörternden Gründen unmöglich zu sein. Betrachten wir aber für den Augenblick Lady Smith als Harveys Patronin, so wird sie dadurch noch lange nicht die schwarze Dame Shakespeares. Mauntz behauptet S. 309, von dieser Lady Smith nicht mehr zu wissen, als daſs sie Testamentsvollstreckerin ihres Gemahls Sir Thomas war, der 1577 starb. Er schlieſst daraus, daſs sie 1577 mündig, also spätestens 1557 geboren war, somit war sie 1593 mindestens 36 Jahre. Nach dem *Passionate Pilgrim* soll Shakespeares [?] Geliebte nicht mehr ganz jung gewesen sein, und damit ist eine groſse Wahrscheinlichkeit dafür erwiesen, daſs Lady Smith die Geliebte des *Passionate Pilgrim* und der Sonette gewesen ist.

Ich will mich bei den einzelnen, recht angreifbaren Teilen dieses Schlusses nicht aufhalten: denn es läſst sich zeigen, daſs die genannte Lady Smith höchst wahrscheinlich um 1593 schon längst tot war und viel zu alt, um als Shakespeares Geliebte in Betracht zu kommen. Wer die oben angeführte Stelle *Supererogation* 313 unbefangen liest, muſs sie meines Erachtens so verstehen, daſs die Dame, die zu den Testamentsvollstreckern gehört und Harvey einige Manuskripte schenkt, die Witwe des Sir Thomas ist, eine so klar auf der Hand liegende Vermutung, daſs es unbegreiflich ist, daſs Mauntz sie gar nicht in Betracht zieht. Diese war aber nach *DNB.* LIII 126 eine geborene Philippa Wilford, bereits mit Sir John Hampden vermählt gewesen und 1553 (!) zum erstenmal Witwe geworden. Lassen wir sie damals erst 19 Jahre alt geworden sein, so war sie 1534 geboren, also volle 30 Jahre älter als Shakespeare und 1584 bereits gestorben, zu einer Zeit, wo Shakespeare wohl noch in Stratford lebte.

Posen. W. Dibelius.

Wilhelm Bolle, Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600.

Ein Beitrag zur Geschichte der sangbaren Lyrik in der Zeit Shakespeares. Mit Abdruck aller Texte aus den bisher noch nicht neugedruckten Liederbüchern und der zeitgenössischen deutschen Übertragungen. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgeg. von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt. XXIX.) Berlin, Mayer & Müller, 1903. CXXVI, 284 S. M. 11,50.

Der Gedanke, uns die Texte der noch nicht neugedruckten Liederbücher aus der Zeit Shakespeares in einer Sammlung vor Augen zu bringen, war ein glücklicher, und die Ausführung dieses Gedankens durch den Verfasser des uns vorliegenden umfang- und inhaltreichen Buches verdient alles Lob.

Bolles Werk zerfällt in drei Teile: es bietet eine sehr ergiebige Einleitung, dann den Druck der noch nicht neuveröffentlichten Liederbücher und schlieſslich den Neudruck der deutschen Übersetzungen von zwei Morleyschen Madrigal-Sammlungen.

In der Einleitung finden wir Bemerkungen über das 'Verhältnis von Komponist und Dichter', gipfelnd in dem Satze, daſs in der Regel 'von einer Personalunion zwischen Dichter und Tonsetzer nicht die Rede sein kann' (S. XIV); ferner Lebensbeschreibungen der Komponisten, für die Bolle sehr fleiſsig gesammelt und die er durch Mitteilung interessanter Briefe verschiedener Musiker bereichert und belebt hat, und an dritter Stelle eine Abhandlung über 'Inhalt und Form der Morleyschen Lyrik', die als ein schätzenswerter Beitrag zur poetischen Stilistik jener Zeit betrachtet werden kann.

Bei dem Abdruck der Texte hat sich Bolle, wie sein Titelblatt verkündet, auf die noch nicht neugedruckten Sammlungen beschränkt, uns

dabei aber auch genau mitgeteilt, wo die Neudrucke der von ihm nicht berücksichtigten Liederbücher zu suchen sind. Vor jedem seiner eigenen Neudrucke steht eine kurze Beschreibung des alten Buches, ein sorgfältiges Verzeichnis der Neudrucke einzelner Lieder der betreffenden Sammlung und ein besonders beachtenswerter Abschnitt 'Zur Herkunft der Lieder', die der Verfasser mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln festzustellen suchte. Nachträge und ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Liederanfänge beschliefsen das Buch, das mit grofser Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet ist und sich zweifellos in mancher Hinsicht nützlich erweisen wird. Vermifst habe ich nur eine zusammenfassende Bibliographie der älteren Schriften über die Entwickelung der Musik in England — sie sind ja innerhalb des Buches oft erwähnt und berücksichtigt, aber den diesem Gebiete ferner stehenden Forschern wäre, meinen eigenen Empfindungen nach zu urteilen, ein solcher Überblick doch recht bequem und willkommen gewesen.

Wiederholt hat Bolle beiläufig auch auf Stellen des zeitgenössischen Dramas hingewiesen, wo besonders beliebte Lieder seiner Sammlungen erwähnt sind. Zu diesen verstreuten Angaben, die man gern noch in einem kleinen Register zusammengefafst gesehen hätte, wird selbstverständlich mancher seiner Leser Nachträge liefern können. So klingt uns z. B. der Anfang des vierten Liedes in Morley's '*First Booke of Balletts to five voyces*' (1595, vgl. S. 89 ff.) aus Beaumonts und Fletchers '*Knight of the Burning Pestle*' entgegen. Der fidele Merrythought, den Bolle als Sänger eines anderen Liedes anführt (S. 267), singt auch die beiden ersten Verse dieses Liedes:

Sing we, and chant it,
Whilst love doth grant it

(vgl. Act V, sc. 3, bei Dyce vol. II p. 222). Dyces Anmerkung ist nach den genaueren Notizen Bolles zu berichtigen. Zahlreich sind die Anspielungen auf den berühmten, von John Dowland komponierten und 1604 veröffentlichten Lachrymae-Pavan, namentlich Fletcher bekundet eine besondere Vorliebe für diese Tanzmusik. Bolle hat bereits auf eine Stelle des 'Knight of the Burning Pestle' aufmerksam gemacht (S. LXXIII Anm.), aufserdem sagt noch Clora zu Frank:

Come, prithee, leave this sadness. ...
This mumps, this Lachrymae, this love in sippets

(vgl. 'The Captain' Act IV sc. 3, vol. III p. 293), ferner der Clown von seinem ehemaligen Herrn, dem Schwindler Forobosco: *He is a rogue of six reprieves, four pardons of course, thrice pilloried, twice sung Lachrymae to the virginals of a cart's tail* (vgl. 'The Fair Maid of the Inn' Act IV sc. 2, vol. X p. 79) und ein Oberkoch in der Anpreisung seiner Künste:

For fish, I'll make you a standing lake of white broth. ...
Arion, on a dolphin, playing Lachrymae ...

(vgl. 'The Bloody Brother' Act II sc. 2, vol. X p. 398). Auch in Shirley's 'Lady of Pleasure' (lic. 1635) wird dieser Pavan noch einmal erwähnt, Bornwel sagt zu seiner verschwenderischen Frau: *Why, what's the matter, madam? Your eyes are tuning Lachrimae* (Act V sc. 1; Gifford-Dyce vol. IV p. 93). — Für den Fall, dafs Bolle seine Forschungen in der musikalischen Richtung fortsetzen will, möchte ich ihm noch eine dramatische Anspielung auf ein späteres Musikbuch angeben: in dem wahrscheinlich auch von Shirley verfafsten Schauspiel 'Captain Underwit', entstanden um 1640 (?), ruft Captain Sackburie den Musikern zu: *Some of your new tunes, my Masters; doe you heare?* 1. Mus.: *Do you mean Mr. Adson's new ayres, Sir?* Capt.: *I, Sir; but they are such*

phantasticall ayres as itt putts a Poett out of his witts to rhime to them; but let mee heare (Act IV sc. 1; in Bullen's Collection vol. II p. 374). Der Herausgeber bemerkt zu dieser Anspielung: *All that I know at present of Mr.* ***Adson*** *is that he published in 1621 a collection of 'Courtly Masquing Ayres'.*

Einige Verse in William Bird's 'Songs of Sundrie Natures' (1589, p. 20 ff.) könnte Spenser im Gedächtnis gehabt haben bei einem seiner Gleichnisse im 7. Gesang der fragmentarischen 'Legend of Constancy'. In dem Liede der Birdschen Sammlung klagt ein Verliebter über die Ränke seiner ihn zum besten habenden Dame:

But at the length experience made me wonder,
That harts and tongues did lodge so farre assunder.
As watermen which on the Teames do row
Looke to the East, but West keepes on the way,
My Soveraigne sweet her countenance setled so
To feede my hope, while she her snares might laye ... (p. 31).

Spenser sagt von dem Krebs, auf dem *June* geritten kommt:

[The crab] backward yode, as bargemen wont to fare
Bending their force contrary to their face;
Like that ungracious crew which feigns demurest grace (st. XXXV).

Birds Verse lassen vermuten, daſs auch mit Spensers nicht näher bestimmtem *crew* launische spröde Damen gemeint sind.

Der Text der von Bolle neugedruckten Lieder scheint durchgehends sorgfältig behandelt zu sein. Eine kleine Verderbnis, wahrscheinlich nur einen Druckfehler, bemerken wir auf S. 223, Strophe 10, wo im dritten Verse, wie der Zusammenhang zeigt, zu lesen ist: *By* ***thy*** *plagues my torments ending.*

Straſsburg i. E. E. Koeppel.

Richard Sievers, Thomas Deloney. Eine Studie über Balladenliteratur der Shakspere-Zeit. Nebst Neudruck von Deloneys Roman 'Jack of Newbury'. (Palaestra XXXVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1904. VIII, 244 S. M. 6,60.

Schneller, als ich hoffte, ist ein von mir in dieser Zeitschrift (CXI, 218) ausgesprochener Wunsch in Erfüllung gegangen: Sievers bietet uns in dem zweiten Teile seines Buches einen Neudruck der letzten dem gröſseren Publikum bis jetzt noch nicht zugänglichen Erzählung Deloneys, seiner für uns so naiv klingenden, von ihm aber gewiſs auf Erzielung eines flotten Absatzes berechneten Verherrlichung eines berühmten englischen Tuchmachers.

Der Hauptteil des uns vorliegenden Werkes ist jedoch nicht dem Erzähler, sondern dem Balladendichter Deloney gewidmet, dessen Produktion Sievers in erzählende, lyrische und dialogische Balladen gruppiert hat. Sorgfältig ist die Quellenfrage jeder einzelnen Ballade behandelt, und es ist dem Verfasser auch oft gelungen, die unmittelbare Quelle des Dichters zu bestimmen. Wir erhalten dabei einen neuen Beweis für den gewaltigen Einfluſs, den Holinsheds Historiographie auf die Dichtung seiner Zeitgenossen ausgeübt hat: in vielen Fällen konnte Sievers die Benutzung dieser wichtigsten aller Chroniken mit Sicherheit feststellen.

Die Untersuchungen des Verfassers sind mit guter Methode und mit anerkennenswerter Vorsicht durchgeführt, ich wüſste keine Berichtigungen und belangreiche Ergänzungen zu liefern. Ein weiteres Beispiel für literarische Rollenvertauschung (S. 72) findet sich bei Chaucer, der in seiner 'Legenda Ypermistre' den Egiste zum Vater der Danaiden und den

Danao zum Vater der Söhne gemacht hat. Für die Edgar-Ballade (Nr. 9) hätte noch mit einem Wort bemerkt werden können, dafs zwischen dem Gedicht und dem 1594 gedruckten Drama mit dem Motiv des untreuen Werbers gar kein Zusammenhang besteht; bei der Besprechung der vier dem Schicksal Edwards II. gewidmeten Balladen (Nr. 16—19) wäre eine Erwähnung der anderen elisabethanischen Bearbeitungen des Stoffes, der dramatischen Marlowes und der epischen Draytons, am Platze gewesen — um so mehr, da der letztere, wie Deloney, Holinsheds Chronik stark benutzt hat (vgl. A. Probsts Doktorschrift über *Daniels 'Civil Wars etc.' und Draytons 'Barons' Wars'*, Strafsburg 1902, S. 45 ff.); bei der Griseldis-Ballade (Nr. 27) vermisse ich einen Hinweis auf Ballmanns Prüfung des Quellenverhältnisses des Dekkerschen Dramas (*Anglia* XXV 66 ff.); wenn man von der Wirkung Malorys auf die spätere Literatur spricht (S. 96), darf man M. Schülers Abhandlung *Sir Th. M.'s 'Le Morte d'Arthur' und die engl. Arthurdichtung des 19. Jahrh.'* (Strafsburg 1900) nicht unberücksichtigt lassen. Aufserdem hätte bei dem Jack Straw-Drama von 1593 (S. 67) nicht auf Dodsley, sondern auf Schütts Neuausgabe (*Kieler Studien* II, 1901) verwiesen werden sollen. Wirklich unerfreulich aber war für mich nur, dafs Sievers so oft unterlassen hat, bei den von ihm benutzten Werken das Jahr des Erscheinens anzugeben (vgl. z. B. S. 6, 26, 28, 31); eine solche Jahreszahl kann für weniger orientierte Leser oft von grofsem Nutzen sein.

In dem Abschnitt 'Stil und Metrik der Deloneyschen Balladen' (S. 130 ff.) unterscheidet Sievers in der Balladendichtung im allgemeinen drei grofse Gruppen: die Volks-, Kunst- und Strafsen-Balladen, und glaubt Deloneys Hauptverdienst darin erblicken zu sollen, dafs er 'von der Tagesballade zur historischen Strafsenballade überging' (S. 130).

Die Sieversschen Ausführungen bilden in ihrer Gesamtheit einen wertvollen Kommentar zu Deloneys Dichtungen, den künftig keiner ihrer Leser aufser acht lassen darf, und der ihnen vielleicht manchen neuen Leser zuführen wird. Die Balladen verdienen es auch, gelesen zu werden, namentlich die zeitgenössische Ereignisse schildernden Verse haben den Reiz der Unmittelbarkeit, die Stimmung und die Stimme des Volkes, dem der Dichter zu Gefallen reimt, spricht aus ihnen zu uns — der von Sievers (S. 3) mitgeteilte Brief eines Londoner Lord Mayors aus dem Jahre 1596 beweist uns, dafs die klagenden Akzente dieser Volksstimme den herrschenden Gewalten aus Deloney's Versen sogar allzu deutlich ans Ohr drangen. Aber auch die romantischen Balladen besitzen nicht nur stoffliche, sondern auch poetische und technische Anziehungskraft, nach den verschiedensten Richtungen lassen sie Gedankenfäden ziehen. Deloney hat ja aus allen möglichen Quellen geschöpft: aus der Bibel, aus Malory, am reichlichsten aus den Chroniken des 16. Jahrhunderts, aus der zeitgenössischen Dichtung, am seltensten aus dem Drama, für dessen Einflufs nur ein ziemlich sicherer Fall erkannt worden ist: die Benutzung des anonymen Dramas von 'Edward III.' für die Ballade von diesem König und der tugendhaften Gräfin von Salesbury (S. 110 ff.; über fraglichere dramatische Wirkungen vgl. S. 75, 92 ff.). Wiederholt streifen unsere Gedanken auch zu einem der berühmtesten modernen Balladendichter, zu Dante Gabriel Rossetti. Stofflich berühren sich Deloneys Verse über den Tod der Kinder Henrys I. (S. 43 ff.) mit Rossettis Ballade 'The White Ship', und wenn wir die schöne volkstümliche Ballade des Elisabethaners von der holden Blume von Northumberland und dem treulosen Ritter lesen, die im 'Jack of Newbury' von den Mägden gesungen wird (vgl. S. 120 ff. und 195 ff.), in deren 35 vierzeiligen Strophen die Worte *Follow my love, come* [*leap* in den drei ersten Strophen] *over the strand* als zweiter Vers wiederholt sind, so vergleichen wir unwillkürlich Rossettis Ballade 'Eden Bower', in deren 49 vierzeiligen Strophen als zweiter Vers

abwechselnd die Worte *Eden bower's in flower* und *And O the bower and the hour!* erscheinen.

Der Neudruck des 'Jack of Newbury' beruht auf der ältesten uns erhaltenen, der elften Ausgabe dieses populären Büchleins vom Jahre 1630. Der von den Varianten anderer alter Drucke begleitete, saubere Text bietet dem Verständnis keine Schwierigkeiten; die auffällige Form *ketha* — *Leave her company ketha* (p. 229) — kann ein Druckfehler sein für *kotha* (vgl. *quoth he* auf derselben Seite), aber sie ist auch ohne Änderung möglich.

Daſs der Neudruck nur als eine recht dankenswerte Zugabe zu der Balladen-Abhandlung gedacht ist, geht daraus hervor, daſs er ohne Erläuterungen und Anmerkungen geblieben ist. In stilistischer Hinsicht bietet auch diese Erzählung die für 'The Gentle Craft' im *Archiv* CXI, 214 f. charakterisierte Mischung volkstümlicher, arkadischer und euphuistischer Elemente und in Verbindung, mit den letzteren manche wunderliche ethnographische und naturgeschichtliche Mitteilung. Wir hören von den Leuten von Illyris, deren Blick tötet (S. 175), von dem Volke Cynomolgy mit Hundeköpfen (S. 188), von den zungenlosen Männern von Coromandae und dem ohrenlosen Weibe von Taprobana (S. 214), von den geflügelten Ungeheuern von Tartaria, von einem jede Liebesleidenschaft abkühlenden Wasser aus Boetia (S. 215), von dem Wahnsinn erzeugenden Wasser des Flusses Cea und von den Steinen in Fontus (oder Pontus), die im Wasser nur um so feuriger brennen (S. 216). Stärker als in dem späteren Schuster-Zyklus kommt hier die gelehrte Nebenströmung zur Geltung, namentlich bei der Schilderung der fünfzehn Bildnisse trefflicher, zu hohen Ehren gelangter Männer niederer Herkunft, die der Tuchmacher seinen Gesellen als Muster vor Augen zu bringen pflegt (S. 214 ff.); daſs sich unter diesen Vorbildern auch zwei Päpste befinden, Johann XXII. als Sohn eines Schusters und Sixtus IV. als Sohn eines armen Seemannes, ist bei der sonst sehr antirömischen Haltung Deloneys beachtenswert. Von den Gestalten der heimischen Sage ist bei anderer Gelegenheit George a Green genannt (S. 170). Unbekannt ist mir der Geist, der in der Neid-Allegorie des Jack sein Wesen treibt: *His name was Envie, who assailed me invisibly, like the wicked spirit of Mogunce, who flung stones at men, and could not be seene* (S. 183).

Wörtliche Entlehnungen aus Shakespeares epischen Dichtungen, wie sie 'The Gentle Craft' zeigt (vgl. *Archiv* l. c. S. 215 f.), sind mir in dieser Erzählung nicht aufgefallen, hingegen erkennen wir in König Heinrichs VIII. Bemerkung: *Seeing then ... that a mans minde is a Kingdome to himselfe, I will leave thee to the riches of thy owne content* ... (S. 201) die erste Zeile von Sir Edward Dyers oft zitiertem Gedicht: *My mind to me a Kingdom is* (vgl. Bolle, *Palaestra* XXIX, S. 2 f. und 15 f., zu dessen Liste der Neudrucke dieses Gedichtes noch auf Arbers *Spenser Anthology*, London 1899, S. 228 f. verwiesen werden kann).

Auffallen muſs uns, wie viele Motive dieser schon im Juli 1596 vorhandenen Erzählung Deloneys wir im späteren Drama wiederfinden. Da haben wir den das Englische radbrechenden, gefoppten Ausländer — in diesem Fall einen verliebten italienischen Kaufmann — einen Typus, dem wir auf der Bühne sehr häufig, in dem Lustspiel 'English Men for my Money' (1616) nicht weniger als dreimal begegnen; die reiche Witwe, die weder Witwe noch reich ist, der es aber gelingt, durch falsche Vorspiegelungen einen Freier zu ködern, eine Gestalt, die z. B. bei Middleton und Brome erscheint; da begegnen wir in den Schwiegereltern des Tuchmachers den bei den Dramatikern so beliebten, Dialekt sprechenden Landleuten, und in dem *hard words* falsch gebrauchenden Schwiegervater erkennen wir überdies einen Vorläufer Dogberrys. Andererseits ist in Deloneys Roman ein Boccaccio-Motiv enthalten, das Motiv des eifersüchtigen Tofano und der schlimmen Monna Ghita (Dec. VII, 4): Jacks erste Frau,

der er die Begründung seines Wohlstandes verdankt, kommt einmal wieder sehr spät, erst um Mitternacht, heim, findet die Türe verriegelt und ihren erzürnten Gatten fest entschlossen, sie nicht einzulassen. Als er endlich auf ihr Flehen doch herabkommt, schwindelt sie ihm vor, sie habe soeben ihren Ehering verloren, und wie der gute Jack sich bückt, um ihr beim Suchen zu helfen, springt sie schnell ins Haus und schlägt ihm die Türe vor der Nase zu, so dafs nun er sich aufs Bitten verlegen mufs (S. 173 f.). In meinen *Studien zur Gesch. der ital. Novelle etc.* konnte ich dieses Motiv der ausgesperrten Nachtschwärmerin erst in der Gedichtsammlung 'Westward for Smelts' (lic. 1619) nachweisen (vgl. S. 74); man möchte wohl wissen, woher Deloney von diesem Schwank des Decameron Kenntnis erhielt.

Neue Anspielungen auf Deloneys Balladen in der Literatur der Zeit der Elisabeth und der beiden ersten Stuart-Könige bietet Sievers nicht. Er bemerkt nur, dafs bei Shakespeare die ersten Verse der Lancelot du Lake-Ballade (Nr. 28) zitiert sind, und dafs ein Lied der Ophelia an die Walsingham-Ballade (Nr. 47) anklingt, für weitere Anspielungen auf beide Balladen verweist er auf Ebsworth, *Roxb. Ballads,* und Chappell. Da diese Werke den meisten seiner Leser schwerlich bequem zur Hand sein werden, wäre es nicht von Übel gewesen, wenn er die Mitteilungen dieser Forscher knapp wiederholt hätte. Ich habe mir aufserdem aus William Rowleys Komödie 'A Match at Midnight' (gedr. 1633) zwei Zitate aus Deloneyschen Balladen notiert, die beide einer der komischen Gestalten des Stückes in den Mund gelegt sind, dem Walliser Randall. Er singt:

When high King Henry rul'd this land,
The couple of her name,
Besides hur queen was tearly lov'd,
A fair and princely — widows (Act III),

eine Entstellung der ersten Strophe von Deloneys Rosamond-Ballade (Nr. 31 bei S.), vgl. in Schröers *Percy* S. 352:

When as king Henry rulde this land,
The second of that name,
Besides the queene, he dearly lovde
A faire and comely dame.

Das zweite von Randall verstümmelte Balladen-Fragment lautet:

Will you hear a noble Pritain,
How hur gull an English flag? (Act V),

eine Parodie der beiden ersten Verse der Ballade 'The Spanish Lady's Love' (Nr. 33 bei S.), vgl. Schröers *Percy* S. 413:

Will you hear a Spanish lady,
How she wooed an English man?

und die Anmerkungen zu beiden Stellen Rowleys bei Dodsley-Hazlitt XIII, S. 50, 92. In demselben Schauspiel sagt der alte Bloodhound zu dem um seine Tochter werbenden und sich über ihre feine Ausdrucksweise entsetzenden Wucherer Earlack beruhigend: *These are out of ballads; she has all the Garland of Good-will by heart* (Act II, p. 37).

Der Titel dieser populärsten Sammlung Deloneys ist auch in Fords Tragödie 'The Broken Heart' (gedr. 1633) erwähnt. Die alte Grausis sagt von Bassanes: *O, sweet man! Thou art the very Honeycomb of Honesty,* und der Diener Phulas fügt hinzu: *The Garland of Good-will* (Act IV sc. 2).

Schliefslich sei noch darauf hingewiesen, dafs in Sir John Haringtons 'Epigrams' das elfte Epigramm des vierten Buches (nach dem Druck

des Jahres 1633) überschrieben ist: *Of a Booke called the Gentle Craft.* Den Wortlaut dieses Epigramms habe ich mir, als ich das Buch im British Museum vor mir liegen hatte, leider nicht abgeschrieben.

Strafsburg i. E. E. Koeppel.

The poems of Anne Countess of Winchilsea, from the original edition of 1713 and from unpublished mss. edited with an introduction and notes by Myra Reynolds (The decennial publications, ser. II, vol. 5). Chicago, University Press, 1903. CXXXV, 436 p.

Weder Johnson noch Anderson und Chalmers haben die Gedichte der Lady Winchilsea in ihre als klassisch betrachteten Sammlungen aufgenommen, und so hat sie wenig Einflufs auf spätere Dichter und noch weniger Beachtung bei den Literarhistorikern gefunden. Aber Wordsworth rühmte sie, besonders 1815 im 'Essay supplementary to the preface' seiner Ausgabe in jenem Jahr und besonders wegen ihrer *'Nocturnal revery'*, worin er einen der wenigen Fortschritte der Landschaftsschilderung seit Milton sah. Dank diesem einen Lobredner und diesem wirklich ihrer Zeit kühn vorgreifenden Gedichte ist sie jetzt einer stattlichen Ausgabe mit sorgsamer Einleitung gewürdigt worden, und dank Myra Reynolds wird sie fortan auch in der Literaturgeschichte eine gröfsere Rolle spielen.

Geboren 1661 aus alter Familie, dann als Hofdame beschäftigt und dann an einen Lord verheiratet, sah sie zum Hofdichter Dryden als Meister empor, stand mit den Schöngeistern Prior, Swift, Pope, Gay in Fühlung und schrieb selbst Gelegenheitsverse, religiöse Hymnen, Fabeln und ein Pastoraldrama. Tasso, Lafontaine und andere Romanen beherrschten ihre Bildung. Doch hatte sie daneben einen Park, zu Eastwall in Kent, für den sie schwärmte und zu dessen einzelnen Bäumen sie solch herzhafte Liebe fafste, dafs sie sie 'fraternal' nannte, 'brethren of the leafy kind': ein Gedanke, der bereits bei Shakespeare und anderen platofreundlichen Verehrern der Weltseele angebahnt war und später von Thomson, Cowper, Burns, Wordsworth, Coleridge, Southey zu voller Konsequenz entwickelt wurde, bei Shelley sogar praktisch bis zum Vegetarianismus. Als ein Sturm im November 1703 in ihrem Parke wilde Verheerungen anrichtete, bekam sie auch eine Vorstellung von der Leidenschaftlichkeit der Natur und drückte sie in Versen aus, die wohl nicht ohne Anregung blieben auf Thomsons Beschreibung des Spätherbststurms und durch diese auf Shelleys *'Ode to the Westwind'*. So vorbereitet und zugleich erfüllt von Miltons *'Penseroso'* schrieb sie mit sechzig Jahren ihre *'Nocturnal revery'* und stellte darin eine Reihe feiner Stimmungsmomente zusammen, die ihr eine Ahnung bringen von *something too high for syllables to speak*: man denkt sofort an Wordsworths 'words too deep for tears'. Da haben wir ferner die Glühwürmchen, 'in twilight fine', die sich dann in den Jugenddichtungen Wordsworths wiederholen, und die 'joys in th'interior world', die seiner 'natural religion' zugrunde liegen. Ihre literarhistorische Stellung ist demnach die eines Bindegliedes zwischen Milton einerseits und den Anfängen der Romantik andererseits. Ihre Tätigkeit war nicht eine monumentale, aber eine fühlbare und freundliche. A. Brandl.

R. B. Litchfield, Tom Wedgwood, the first photographer. An account of his life, his discovery and his friendship with S. T. Coleridge, including the letters of Coleridge to the Wedgwoods, and an examination of accounts of alleged earlier photographic discoveries. London, Duckworth, 1903. XVII, 270 p.

Tom Wedgwood, ein Sohn des Begründers von Etruria, der berühmten Töpferei, und ein Onkel von Darwin, hat gewifs ein grofses Verdienst um

die Entwickelung der Photographietechnik; aber was er dem Dichter Coleridge war, obwohl auf dem Titel seiner vorliegenden Lebensbeschreibung in zweiter Linie angedeutet, gibt seiner Persönlichkeit gewifs noch mehr Gewicht und Interesse, füllt auch den weitaus gröfseren Teil des Buches. Wie jedesmal, wenn man den Freund eines genialen Mannes für sich betrachtet, gewinnen dessen Erlebnisse einen reicheren und wärmeren Hintergrund, werden dessen Stimmungen begreiflicher, sein Bild in sonnigere Beleuchtung gerückt. Wenn wir sehen, wie Tom Wedgwood als Unitarier aufwächst, für die sozialen Wohlfartsideen der französischen Revolution begeistert ist, mit den Schriften von Priestley und Godwin sich beschäftigt und mit Coleridges Patron, dem gebildeten Lohgerber Poole, in Freundschaft verbunden ist, so wird ohne weiteres die edle Absicht klar, in der er dem beengten Dichter durch Schenkung einer Jahresrente volle Bewegungsfreiheit verschaffen wollte. Das hartnäckige körperliche Leiden, dem der Spender alsbald verfiel, machte ihn wohl besonders nachsichtig gegen die Willenserschlaffung des hochbegabten Schützlings. Wie die beiden miteinander reisten, die Schriftsteller des Tages beurteilten und die Kriegsläufte bis 1805 beobachteten, wo Wedgwood starb, wird aus den hier mitgeteilten Briefen der beiden und mancher Angehörigen ungemein klar und lebendig. Namentlich tritt die gemeinsame Schwenkung der beiden Männer von internationaler Weltbeglückung zu heimatlichem Patriotismus hervor; indem sie jede dunkle Nacht die Landung von Napoleons armée anglaise erwarteten, erscheint die politische Sinnesänderung der Lakisten so natürlich, dafs Byrons Vorwürfe gegen sie wegen Verrats an der Freiheit, ein Dutzend Jahre später unter den ganz veränderten Verhältnissen der heiligen Allianz geschmiedet, den persönlichen Stachel verlieren. Das Buch ist daher, obwohl es literarische Neuheiten im engeren Sinne kaum enthält, eine beachtenswerte Ergänzung zur Geschichte von Coleridge und seiner Zeit.

In einem Schlufskapitel kommt Litchfield noch auf die Frage zu sprechen, mit welchem Rechte der Bruder von Tom Wedgwood, Josiah, lange nach Toms Hinscheiden seine Hälfte der an Coleridge bedingungslos gegebenen Pension von £ 150 zurückzog? Die Sperrung erfolgte 1812 und hat nicht die Dankbarkeitsäufserungen des Betroffenen geschmälert, wohl aber dritten Personen mifsfallen. In den Augen der Nachwelt hat ja ein armer Dichter von vornherein immer die Sympathien gegenüber dem reichen Manne, der ihm seine zugesicherte Rente sperrt. Die Gerechtigkeit fordert aber, dafs man sich in die Denkweise Josiahs versetzt, und diese war unverkennbar frei sowohl von Knauserei — hielt er sich doch mehr für einen öffentlichen Verwalter als einen privaten Besitzer seines ungeheuren Reichtums —, wie von politischer Engherzigkeit und dem Streben, Coleridge als einen Abtrünnigen von unitarischen und radikalen Grundsätzen schlechter zu behandeln. Sondern es widerstrebte ihm nach vieljährigem geduldigen Zuwarten, die unproduktive Zerfahrenheit eines Genies, das sich leicht selber helfen konnte, weiter zu unterstützen. 'It seems', schrieb er bereits im Februar 1810 an Poole, 'the "Friend" is at an end. I fear, Col. is a lost man. ... I see the wreck of genius with tender concern, but without hope' (S. 258). Josiah war wegen seines Ernstes und seiner Menschenkenntnis der Berater seiner Familie und ganzen Umgebung in jeder Verlegenheit; er setzte es später bei dem Vater Darwins durch, dafs dieser die für sein Forschen ausschlaggebende Reise auf dem 'Sunbeam' unternehmen durfte; so an die Verantwortlichkeit des Erziehers gewöhnt, tat er, was viele Kritiker längst vor ihm getan hätten, und zwang den Opiumesser, sich mehr auf eigene Beine zu stellen. Wirklich hat sich dieser wenige Jahre später aufgerafft und unter die Zucht des Arztes Gillman gestellt, sich und der Geistesarbeit seines Volkes zum Nutzen. Praktisch hat Josiah recht behalten. A. Brandl.

F. H. Pughe, Studien über Byron und Wordsworth. Anglistische Forschungen, herausgegeben von Dr. J. Hoops, Professor an der Universität Heidelberg. Heft 8. Heidelberg 1902. VIII, 167 S. 8.

In seiner *Byron-Monographie* (Strafsburg 1886, S. 386) stellt Elze die Behauptung auf, Byrons Dichtung stehe im losesten Zusammenhange mit der vorhergehenden nationalen literaturgeschichtlichen Entwickelung und sei vielmehr kosmopolitischen Charakters. Diese Ansicht zu widerlegen, also nachzuweisen, dafs im Gegenteil die Poesie Byrons, trotz des Dichters internationaler Bedeutung, durchaus mit seiner Zeit verwachsen, nur unter Berücksichtigung ihrer literarischen Hauptströmungen zu erklären sei, dafs der Dichter sich trotz seines Interesses für das Ausland dem Einflusse der bedeutendsten einheimischen Dichter seiner Zeit, besonders des viel befehdeten Wordsworth, nicht habe entziehen können, das ist Zweck und Ziel der vorliegenden Studien.

Der Verfasser nimmt daher zum Ausgangspunkte die Betrachtung der Dichterindividualitäten Byrons und Wordsworths für sich und im Rahmen ihrer Zeit (Kap. I), um sodann beider Stellung zum nationalen Gedanken (Kap. II), zur Antike (Kap. III), zur Romantik (Kap. IV) und zu den philosophischen Anschauungen ihrer Zeit (Kap. V) zu erörtern. Geschickt werden die Fäden nachgewiesen, die Byron mit verschiedenen zeitgenössischen Dichtern, wie Scott, Burns, Landor, Coleridge, De Quincey u. a., verknüpfen, und seine Beziehungen zu den Vertretern des Pseudo-Klassizismus, Terrorismus und des pikaresken Romans dargelegt. Immer schärfer tritt dabei zugleich von Kapitel zu Kapitel in ihren Umrissen die Kluft zu Tage, die zwischen dem literarisch konventionellen und satirischen, politisch radikalen Byron und dem literarisch revolutionären, aber still resignierten, politisch konservativen Wordsworth gähnt, immer weiter dringt bei der vergleichenden Hinzuziehung der Weltanschauungen der beiden Dichter der Blick auch in die ganze Tiefe dieser Kluft, die schier unüberbrückbar erscheint, über die jedoch der mit sich selbst und der Welt zerfallene Pessimist gerade dort, wo der Rifs uns am breitesten dünkt, zu seinem gemäfsigt-optimistischen Gegenüber eine Brücke zu schlagen versucht, ohne sich ihr freilich auf die Dauer anzuvertrauen oder anvertrauen zu können. Das Wann, Wo, Wie und Warum wird natürlich gewissenhaft erläutert, wobei am anziehendsten wohl die Art und Weise ist, wie der Verfasser durch Herausschälung aller der Berührungspunkte zwischen den sonst grundverschiedenen Dichternaturen vor unseren Augen die Basis entstehen läfst, von der aus wir jene Überbrückung der Gegensätze erklärlich und natürlich finden. Dafs Wordsworths Einflufs sich teilweise sogar auf den Wortlaut Byronscher Dichtungen erstreckt, sucht eine im Anhang zu Kap. V gebrachte Zusammenstellung literarischer Anklänge zu beweisen. Die in Kap. VI erörterte Frage nach dem formalen Einflufs Wordworths bleibt dagegen unentschieden, wenigstens soweit bewufste Nachahmung Byrons und der gehobene Stil Wordworths in Betracht kommen, während eine Einwirkung des naiven Stiles Wordworths als in gewisser Hinsicht möglich hingestellt wird. — Damit schliefst eigentlich die in der Einleitung in Aussicht gestellte Arbeit. Die in Kap. VII folgende Würdigung Byrons und Wordsworths als Dichter und Denker ist eine Studie für sich, die allerdings im engsten Zusammenhange mit den vorhergehenden Kapiteln steht und deshalb ihnen koordiniert angefügt worden ist. Der Verfasser untersucht hier die Ursache der gerade in bezug auf die Beurteilung Byrons so widerspruchsvollen Kritik und findet sie einmal in dem ungleichwertigen und ungleichartigen Charakter seiner Poesie und sodann in dem gerade bei Byron sich besonders geltend machenden Standpunkte der Kritiker. Ebenso sucht er bei Wordsworth das Gute gegen das Schlechte unparteiisch abzuwägen und nach einem Rückblick auf die Geschichte seiner Wertschätzung zu

einem abschliefsenden Resultat über den Wert der beiden als Dichter und Denker zu kommen. Nach seiner Ansicht ist Wordsworth als Dichter der Vorzug vor Byron zu geben, obwohl die Möglichkeit der entgegengesetzten Auffassung vorhanden sei, während der Denker Wordsworth infolge seiner konsequenter durchdachten und von einer gesünderen Lebensauffassung erfüllten Gedanken über die höchsten und letzten Fragen unbestreitbar über Byron stehe.

So bietet Herrn Dr. Pughes Buch eine reiche Fülle von neuen Ergebnissen und Anregungen, die denn auch — wie der Verfasser mit Freude gesehen haben wird — bereits in der neuesten *Byron-Monographie* von Köppel (Berlin, 1903) aufgenommen bezw. bestätigt worden sind. Über Einzelheiten kann man natürlich anderer Meinung sein. Mag man z. B. zugeben, dafs Wordsworths Ruhe erst nach schweren Kämpfen errungen worden sei, dafs sich hinter seiner Zurückhaltung ein tief empfindendes, leidenschaftliches Gemüt verborgen habe (S. 7), so wird man doch nicht dem beistimmen können, dafs ein solcher Charakter mit dem unruhigen und unglücklichen, ja krankhaften Temperament des Dichters des Weltschmerzes zu vergleichen ist. Wordsworth konnte bei seiner optimistischen Naturanlage leichter überwinden, von den äufseren Verhältnissen schon ganz abgesehen. — Ebenso wäre wohl Wordsworths Stellungnahme gegen 'die Krebsschäden eines industriellen sozialen Systems' aus seiner politischen Anschauung, nicht aus dem Einflusse des Geistes der Revolution zu erklären. — Auf S. 45 ist von dem 'sittlichen Nihilismus' des Don Juan die Rede. Für moralisch im landläufigen Sinne wird dieses Gedicht nun ja niemand erklären, aber doch läfst es sich — vom ethischen Standpunkte aus — milder beurteilen, wenn man zweifellos ehrliche Äufserungen des Dichters selbst in Betracht zieht, wie die der Gräfin Blessington gegebene Versicherung, er habe es geschrieben *to beguile hours of tristesse and wretchedness* (*Convers. with the Lady of Bl.*, S. 350). Und kann man wirklich 'sittlichen Nihilismus' oder auch nur 'moralische Gleichgültigkeit' (*Studien*, S. 151) einem Werke vorwerfen, das zu einer gewifs kritischen Frage, der Ehe, die Stellung von Byrons *Don Juan* einnimmt? (Vgl. Canto I, 165, II, 200 ff., III, 5 f.) — Zu V. 76 des 'Prisoner' *To see such bird in such a nest* ist mittlerweile von Koeppel (a. a. O., S. 104, Anm. 1) eine andere Parallelstelle aus Chaucer herangezogen worden, aber der Einflufs Wordsworths ist vielleicht trotzdem zuzugeben, während die auf S. 100 gegebenen Zitate kaum als Parallelstellen anzusehen sind. — Was nun Herrn Dr. Pughes Beurteilung Byrons und Wordworths als Dichter angeht, so dürfte ihn wohl doch die berechtigte Sympathie, die er Wordsworth als Denker entgegenbringt, zu einer Überschätzung seiner dichterischen Gröfse geführt haben. Dementsprechend ist auch des Verfassers Interpretation des bekannten Goetheschen Urteils, Byron sei 'das gröfste Talent des Jahrhunderts', kaum haltbar. In der Tat handelt es sich doch um den schon von Coleridge hervorgehobenen 'Gegensatz zwischen einer geschickten mechanischen Fertigkeit und der organisch gestaltenden Kraft des Genies' (Pughe, S. 145). Wenn wir also auch einräumen wollen, dafs Byrons Technik derjenigen Wordsworths im ganzen nicht gleichkommt, dafs in vielen seiner Gedichte (aber nicht allen!) 'die inhaltlich schönsten und am tiefsten empfundenen Stellen' zu häufig 'durch die technischen Mängel des Dilettanten verunstaltet werden' (S. 111), so können wir doch nicht diesem Faktor ausschlaggebende Kraft zugestehen, denn die Technik ist und bleibt doch in der Dichtkunst wie in jeder anderen erst das zweite, das Erlernbare, im Gegensatz zu dem Dichter-schaffenden Götterfunken des Genius: diesen aber besitzt Byron in höherem Mafse als Wordsworth; er, nicht 'Effekthascherei, grelle Farbeneffekte, Pose und philiströse Verachtung der Philosophie' sichern ihm für immer seine Stellung, eine Stellung, die wir von anderen Gesichtspunkten aus allerdings auch lieber dem Vertreter eines kräftigen, gemäfsigten Optimismus einräumten. Wenn

also auch des Herrn Verfassers Urteil über Byron als Dichter nicht allgemeinen und ungeteilten Beifall finden wird, so dürfte doch jeder mit lebhaftem Interesse die Ausführungen gerade dieses letzten Kapitels und zweiten Teiles der Studien lesen. Sind diese an sich schon überaus anziehend dadurch, dafs sie zwar in deutscher Sprache,[1] aber ganz vom englischen Standpunkt aus geschrieben sind, so verleiht gerade ihnen ihr subjektives Gepräge einen ganz besonderen Reiz. Denn es ist unverkennbar, dafs das, was der Herr Verfasser (S. 163) über Matthew Arnold sagt, auch für ihn gilt: auch für ihn war 'der Byronismus nur eine Phase' seiner 'geistigen und ethischen Entwickelung', eine Phase, die er offenbar durchlaufen hat. Er sucht deshalb dem Leser — wie seinerzeit dem Referenten, der gern und dankbar jener schönen Stunden gedenkt — 'seinen' Wordsworth recht, recht nahe zu bringen, und soweit der Denker Wordsworth in Betracht kommt, wird ihm dies gelingen, ebenso wie ihm für den ersten Teil der beabsichtigte Beweis der Unhaltbarkeit von Elzes Behauptung gelungen ist. Und so sei das gründliche und interessante Werk der Beachtung nicht nur der Fach-, sondern auch weiterer Kreise wärmstens empfohlen.

Allenstein. M. Weyrauch.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

1. Der Detektivroman.

The hound of the Baskervilles by A. Conan Doyle (Tauchnitz edition, vol. 3571).

Der Detektivroman ist eine Abart des Kriminalromans. Beide sind modern im Stoff, sie spielen in der uns vertrauten Gegenwart; beide

---

[1] Dafs trotz mühsamer Durchsicht mancherlei Besserungsbedürftiges unverbessert stehen geblieben ist, erklärt sich aus verschiedenen, hier nicht zu erörternden mifslichen Umständen. Einiges sei hiermit nachgeholt: Auf S. 3, Z. 18 v. o. mufs es statt *insofern* '*insoweit*' heifsen. — S. 13, Anm. 3 st. *Für eine* l. *Betreffs einer*, ähnlich S. 127, Anm. 1. — S. 26, Z. 5 v. o. st. *Übrigens* l. *Im übrigen*. — S. 30, Z. 15 v. u. st. *sich auch er* l. *auch er sich*. — S. 79 letzte Z. st. *haben* l. vielleicht besser *hätten*. — S. 121, Z. 4 des Textes v. u. st. *überreden* besser *überzeugen*. — S. 146 Z. 9 fehlt *damit* nach *jetzt*. — S. 159, Z. 9 des Textes v. u. ist *nachzuweisen* zu streichen und hinter *Kritik* (ebd. Z. 10 v. u.) einzusetzen, das *nur* (Z. 10 v. u.) zu streichen. — S. 164, Z. 14 v. u. fehlt *solcher* vor *denker*, ebenso in der nächsten Zeile vor *dichter*. — Druckfehler: Die Worte *im allgemeinen*, S. 3, Z. 16 v. o., gehören hinter *Zeit*. — S. 20, Z. 1 d. T. l. *auf*. — S. 29, Z. 6 v. o. l. *mythische;* ebd. Z. 8 v. o. st. *letzten* l. *letzteren;* ebd. Z. 5 v. u. l. *History*. — S. 30, Z. 2 v. u. fehlt *auch* nach *als*. — S. 31, Z. 1 *noch* (vor *höherem*) ist zu streichen. — S. 35, letzte Z. fehlt bei *thought* der Hinweis *3*) auf Anm. 3. — Das, was S. 37 f. als Anm. und daher klein gedruckt ist, sollte unter Wegfall des Wortes *Anm.* grofs gedruckt werden. — Der S. 45, Z. 4 f. Abschnitt (bis *bieten*) gehört vor den vorhergehenden auf S. 44, Z. 26 v. o. ff. — S. 46, Z. 10 v. o. str. *der*. — S. 61, Z. 20 v. o. st. *dürfen* l. *dürften*. — S. 70, Z. 26 v. o. st. *die* l. *der*. — S. 91, Z. 15 v. o. fehlt *er* vor *ist*. — S. 124, Z. 15 v. o. st. *verkleinern* l. *verkleinerern*. — S. 127, Z. 6 v. o. ist das Wort *es*, Z. 7 das (,) zu streichen. — S. 131, Z. 6 st. *einen* l. *einer*. — S. 134, Z. 2 st. *los* l. *loes*. — S. 143, Z. 7 v. u. ist das Redezeichen („) hinter *Engländer* zu streichen, ebenso S. 148, Z. 5 v. u. das (,) vor *doch* und hinter *erstaunen*. — S. 149, Z. 11 st. *opplication* l. *application*. — S. 158, Z. 9 v. u. st. *society* l. *Society*. — S. 160, Z. 11 v. u. ist das *d* von *angesehendste* zu streichen. — S. 163, Z. 13 v. u. st. *no* l. *us*. — S. 166, Z. 9 st. *echten* l. *unechten*. Dies für die zweite Auflage.

suchen nach dem Aufsergewöhnlichen in unserer Alltagswelt, sie rücken das Verbrechen in den Mittelpunkt des Interesses; beide kleben am materiellen Teil ihres Themas: sie schildern das Verbrechen, nicht den Verbrecher; die Tat, wie sie äufserlich wird und wirkt, nicht den Täter, wie er innerlich zur Tat reift und von der Tat vernichtet wird. So wirken sie grausig, aber nicht tragisch. Weil nun das Durchaus-Grausige dem Menschen unerträglich ist — unsere Moral und unsere Nerven lehnen sich dagegen auf —, so enden diese Romane mit dem Siege der Gerechtigkeit in einem freundlich gestimmten Abschiedsbilde. Die äufserliche Führung des Themas läfst ja einen solchen schauspielmäfsigen Schlufs zu, während eine tragische Entwickelung in ihrer innerlichen Folgerichtigkeit den Helden vernichtet, allerdings auch innerlich erhebt. Die tragischen Helden sündigen und sühnen ihre Untat, die kriminalistischen sündigen und büfsen sie.

Ob der Verbrecher-Held im Roman oder im Drama steht, ist lediglich eine Formfrage der Darstellung, nicht aber ob er kriminalistisch oder tragisch ist. Dies greift tief in den Organismus des Werkes. Der tragische Held schafft sich sein Geschick, die Ereignisse sind nur das Spiegelbild seines Charakters; vor dem souveränen Helden tritt die Fabel zurück. Hingegen steht sie beim kriminalistischen Verbrecher als selbständige Macht neben dem Helden und zum Schlufs siegreich über ihm. Für ihn haben wir blofs kalte Neugier, ihr folgen wir mit warmer Teilnahme, während dem tragischen Helden unsere Sympathie gilt, seiner Geschichte aber nur unser Interesse. Darum ist der Kriminalroman zufolge seiner innersten Eigenart auf das fabulistische Element gestellt.

So auch seine Abart, der Detektivroman. Die fabulistische Besonderheit beruht hier darauf, dafs zu Beginn eine rätselhaft-verworrene Situation vorliegt, in deren schrittweis aufklärender Entwirrung die Fabel besteht. Für deren Anlage ergeben sich zwei Urtypen. Entweder ist das Verbrechen vor Beginn der Handlung geschehen; dann soll der Verbrecher gefunden und überführt werden. Oder das Verbrechen droht zu geschehen; dann soll der Verbrecher gefunden und unschädlich gemacht werden. In der Fabelführung unterscheiden sich die beiden Typen nicht: hier wie dort allmähliche Enthüllung. Doch sehr verschieden ist die der Fabel entspriefsende Grundstimmung: dort Mitleid mit dem getroffenen Opfer, hier Furcht für das zu treffende Opfer; hoffen wir dort, dafs die Folgen des Verbrechens abgewehrt werden, so hier, dafs das Verbrechen überhaupt vereitelt werde. Hirn und Herz des Lesers werden vom Detektivroman erregt, doch die Stimmung erwächst erst aus dem Interesse, nicht umgekehrt wie in der echten Poesie, denn voran steht nicht der psychologische Effekt, sondern die fabulistische Sensation.

Unser Detektivroman *The hound of the Baskervilles* ist eine meisterliche Verschmelzung beider Typen: ein geheimnisvolles Verbrechen ist geschehen, und ein gleiches droht zu geschehen. Vergangenheit und Zukunft bedrängen die Gegenwart: der alte Herr von Baskerville ist auf seinem Stammschlofs plötzlich und rätselhaft gestorben, den jungen, seinen Neffen und Erben, umschleicht ein geheimnisvoller Feind. Die Fabelspannung ist so straff wie möglich, weil zwei kriminalistische Probleme sich ineinander spinnen; die Fabelstimmung wuchtet doppelt drückend. Der Autor hat den dankbarsten Stoff in Händen.

Wie steht es um die Ausführung? In der Ergiebigkeit des Stoffes liegen Gefahren. Das zwiefache Problem mit seiner Überfülle an Fakten verlangt vor allem eine besonders klare Fabelführung. Das bedeutet aber nicht blofs eine technische Schwierigkeit. Mit der schrittweisen Aufklärung mindert sich notwendigermafsen unser Interesse. Dieses Abflauen mufs verhindert werden. Es geschieht durch einen 'inneren Szenenwechsel'. Was der Autor an materiellem Interesse für die Fabel verliert, weifs er

an ideellem Interesse für die Personen zu gewinnen. Je mehr sich die Aufsenhandlung abwiegelt, desto reicher wird die Innenhandlung. Waren die Personen eingangs simple Figuren, so werden sie im Verlauf der Handlung immer mehr zu Charakteren von Eigeninteresse. Der Autor wandelt sich vom Fabulisten zum Psychologen.

So ist er um die eine Klippe seines Stoffes herumgekommen. Er hat im weiteren fortwährend für lebendige Stimmung zu sorgen. Ihr ärgster Feind liegt in ihr selbst: sie verbraucht sich rasch, geht an der eigenen Monotonie zugrunde, und je stärker die Stimmung ist, desto rascher verfliegt sie. Unser Roman wird von zwei gleichen Verbrechen umrahmt, seine Stimmung ist einförmig und drückend, wir müssen ermüden. Und ermüdet verlieren wir die Illusion, und ohne Illusion bleibt das Ganze wirkungslos.

Wie kämpft und siegt der Autor gegen die Stimmungsmonotonie seines Stoffes? Er hat zwei Mittel in der Hand: er kann die Stimmung nach Grofsteilen der Fabel abtönen, und er kann sie an verschiedenen Stellen der Fabel für kurze Zeit brechen.

Ersteres erreicht er auf materiellem Wege durch den Bau der Fabel. Hebt er deren Einzelphasen stark voneinander ab, indem er das Ganze nicht geradlinig, sondern in gebrochener Linie führt, so gewinnt er eine scheinbare stoffliche Abwechselung. Das Grundthema bleibt, wird aber variiert, weil die immer gleiche Fabel in ihren einzelnen Phasen verschiedene Zielrichtungen erhält. Dadurch werden wir zu erneutem Interesse angestachelt, unsere Stimmung — im Wesen dieselbe — ändert sich unter den geänderten Gesichtspunkten, von denen aus wir jedem neu sich aufrollenden Fabelstück entlang sehen. Es ergeht einem wie mit der Landschaftsstimmung: wandert man in der Ebene, so erliegt man bald ihrer grandiosen Einheit, während im Gebirge das Gesamtbild sich dem Wanderer fortwährend verschiebt, wodurch er immer wieder empfänglich wird.

An unserer Fabel fällt besonders ihre Konzentration auf. Sie spielt sich in 2 + 2 + 9 Tagen ab unter ganz kurzen, leeren Pausen, und sie verläuft geradlinig ohne Verschiebung oder Verschachtelung ihrer Teile. Doch das trifft nur das Äufserliche. Innerlich zerfällt sie zwischen Einleitung und Schlufs, d. h. zwischen der teilweisen Exposition und völligen Lösung in drei scharfgegliederte Phasen.

In der Einleitung hören wir vom rätselhaften Tod des alten Baskerville. Einsam, nachts, im Park seines Erbsitzes, flüchtend, vor Schreck ist er plötzlich gestorben. Wodurch erschreckt, wovor auf der Flucht? Der Aberglaube der Leute erklärt sich das Unerklärliche durch die grause Familiensage vom gespenstigen Höllenhund, der schon den frevlen Ahnherrn der Baskervilles zu Tode gehetzt hatte. Wir stehen betroffen vor dem Geheimnis. Unsere Phantasie beginnt zu spielen, aber noch sinnt nüchtern der Verstand.

In der ersten Phase erscheint der Neffe und Erbe, ein landfremder Amerikaner, in London. Er wird rätselhaft umlauert, heimlich gewarnt, bedroht. Sherlock Holmes, der Meisterdetektiv, nimmt die Verfolgung des schlauen Feindes auf. Doch all seine mannigfachen Anstrengungen mifslingen. Wir sind im Banne der Aktualität eines neuen, drohenden Verbrechens. Unsere bohrende Wifsbegier wird durch bange Sorge noch gesteigert. Zugleich erlischt unsere Hoffnung Schritt vor Schritt. Wir stehen im Dunklen, verödet.

In der zweiten Phase ist der junge Herr auf dem alten Schlosse. Gespenstisch steht's am Rande des trübsinnigen Moorlandes. Watson, der der Freund und Gehilfe von Holmes, hat ihn begleitet. Vielleicht dafs man draufsen des Feindes eher habhaft werden kann. Und das trifft zu. Die wenigen Nachbarn sind zwar harmlose Leute oder komische Käuze. Aber der Schlofsverwalter macht sich verdächtig. Watson umgarnt den

Schleicher immer dichter, endlich entlarvt er ihn. Doch — es war eine falsche Fährte: der Verwalter suchte dem Bruder seiner Frau, einem entsprungenen Häftling, zur Flucht zu verhelfen. Mit dieser Phase gewinnen wir nicht nur neuartiges Interesse, wir betreten ja zum erstenmal den Schauplatz der eigentlichen Geschichte, und es umfängt uns das Düstere und Seltsame von Land und Leuten, sondern es wird in uns auch die Hoffnung wach auf erfolgreiche Abwehr des Feindes. Allerdings nur ein Schimmer von Hoffnung, der dann freilich wieder verbleicht. Immerhin, die bleierne Schwere von früher ist von uns gewichen zu Gunsten einer erfrischenden inneren Regsamkeit.

In der dritten Phase gelingt es Holmes, mit Watson auf die richtige Spur zu kommen. Und nun wird uns das Geheimnis aufgerollt, zwar nur ruckweise, aber sicher; wenn auch unter lähmendem Schrecken, so doch mit stetig wachsender Hoffnung auf endliches Gelingen: der Mörder des Alten bereitet den Mord für den Jungen; er steckt hinter der Maske eines harmlos scheinenden Nachbarn; er ist ein verschollener Baskerville — der kommende Erbe. Holmes umspinnt den Ahnungslosen. Am Schlusse rüstet dieser zum zweiten Mordschlage. Holmes muſs das geschehen lassen zur Überführung des Schurken. Fast gewinnt der sein Spiel, denn sein Höllenhund ist unsere letzte, gräſsliche Überraschung. Doch Holmes siegt, der junge Schloſsherr ist gerettet, der meuchlerische Baskerville richtet sich selber, durch Zufall oder absichtlich versinkt der Flüchtende im Moor, dessen Schrecken nun zu Ende sind. Wir atmen auf.

Überschaut man diese fünf Hauptteile der Handlung auf ihre Grundstimmung, so ist diese durchaus einheitlich. Immer stehen wir im Schatten des Verbrechens. Doch für die einzelnen Teile ist eine starke Abtönung nicht zu verkennen. Erst sind wir betroffen, dann völlig gelähmt; nun setzt ein schwankendes Hoffen ein, das sich in sicheres Erwarten wandelt bis zur letztlichen Befreiung. Dadurch ist die Stimmungsmonotonie innerhalb der unveränderten Grundstimmung behoben und zwar mit Hilfe der eigenartig geführten Fabel. Die Grundstimmung sowie ihre Variationen erwachsen organisch aus der Handlung.

Unorganisch ist der Stimmungsbruch, das andere Mittel zur Verhütung der Monotonie. Es ist ideeller Art und besteht darin, daſs der Autor in sein düsteres Gemälde da und dort heitere Lichter aufträgt. So gleich zu Beginn der Handlung. Wir werden nicht sofort von der schwülen Phantastik der Exposition umfangen, sondern durch einen harten Stimmungskontrast um so empfindlicher auf dieselbe präpariert. Im ersten Kapitel behandelt der Autor das Detektivmoment spielerisch-heiter, er exemplifiziert es an einem Zufallsthema: Bei Holmes hat ein Unbekannter gelegentlich seiner Fehlvisite seinen Stock vergessen; Watson konstruiert aus dem Stock den Mann und zwar falsch, Holmes berichtigt treffsicher; der Mann kommt und trägt — im zweiten Expositionskapitel — den Fall Baskerville sen. vor. Das Ganze ist ein amüsantes Genrebildchen, das auf das folgende grausige Schauerbild kräftig überleiten soll. Hiermit verbindet sich hier wie überall bei den komischen Elementen noch eine zweite Funktion. Die Komik ist immer genremäſsig, das Genre stets leicht illusionierend als Ausschnitt aus unserer gewohnten Alltagswelt. Einmal in Illusion, nehmen wir dann auch die ungewohnte Phantastik leichter in Kauf. Ist in der Einleitung das Komische als selbständiges Element gegeben, so wächst es in der ersten Phase aus der Handlung heraus. Hier scheitert die Kunst von Holmes — sachlich gesprochen. Der Autor arbeitet dies zu einer momentan erheiternden Blamage des Meisterdetektivs formell um und gewinnt so gerade aus dem Tiefstand unserer Stimmung eine aufrüttelnde Gegenstimmung. In der zweiten Phase werden die Provinznachbarn mitunter bis ans Burleske heran charakterisiert, in der dritten foppt Holmes seinen Watson. Kurzum, die Staffage der phantastischen

Handlung wird möglichst realistisch ausgestattet, ihr grausiger Grundton gar oft komisch durchbrochen. So siegt der Autor über die Stimmungsmonotonie seines Stoffes.

Außer diesen Kunstmitteln zur Erhaltung des Interesses und der Stimmung seines Lesers verfügt der Autor noch über eine Reihe anderer zu anderen Zwecken.

Von Feingefühl zeugt die Massenverteilung. Ganz kurz ist zu Beginn der humoristische Anschlag von zwölf Seiten; knapp werden Exposition und Katastrophe mit je zwanzig Seiten gehalten, denn Berichte ermüden bald, und die Lösung wirkt nur bei strenger Konzentration stark; von den drei Phasen ist die erste mit fünfzig Seiten die kürzeste, sie bleibt ja auch negativ in ihrem faktischen Ergebnisse, während sich die beiden anderen mit je achtzig Seiten die Wage halten. Daſs die zweite Phase der falschen Fährte der dritten und Hauptphase an Umfang nicht nachsteht, ist wohlbegründet: der Autor bereitet in der früheren das Verständnis der späteren vor. Wir lernen dort alle Figuren und Verhältnisse kennen, wenn auch vorerst in falscher Stellung. Dadurch spart sich der Autor in der Hauptphase allen Raum, spart er dem Leser alle Empfänglichkeit für die Darstellung der sich nun überstürzenden Fakten. Das jetzt notwendig rasche Tempo der Handlung wird also nicht gehemmt durch Einzelerklärungen.

Erweist sich der Autor hierdurch als Meister in der Komposition, so glänzt er auch als Stilist. Das Ganze ist als Bericht Watsons geschrieben. Damit gewinnt der Roman stilistisch eine persönlich-warme Note, und es wechselt ungezwungen die Kraft der Darstellung nach dem wechselnden Interesse des Berichtenden. Überdies wechselt auch noch die Form der Darstellung. Direkte Erzählung überwiegt. Doch sie wird nach der stärkeren oder schwächeren Lebhaftigkeit der verschiedenen Partien variiert durch einen gröſseren oder geringeren Einschlag von 'dramatischer Schilderung', indem die Figuren selber zu Worte kommen. Öfters aber macht dieser direkte Bericht Briefen (an Holmes) oder Tagebuchblättern (von Watson) Platz. Erstere sind naturgemäſs sachlicher und kühler, letztere intimer und wärmer im Ton. So werden alle stilistischen Register aufgezogen, um durch die entsprechende Tonmalerei den materiellen Eindruck der unterschiedlichen Teile in formaler Art zu unterstützen.

Wohin man auch schaut, überall bemüht sich der Autor erfolgreich, seinen Roman unkünstlerischen Gattungscharakters durch die künstlerische Ausführung zur Höhe wahrer Kunst zu erheben. Die Wirkung auf den Leser ist demzufolge restlose Illusion. Um diese am grausigen Detektivroman ertragen zu können, muſs man freilich starke Nerven haben, und auch solche zittern der Lektüre noch lange nach.

2. Der Kriminalroman.

The gates of wrath by Arnold Bennet (Tauchnitz edition, vol. 3664).

Im Kriminalroman ist der Held sein eigener Detektiv. Hier wird er das aber erst im Laufe der Handlung, denn anfangs geht er vertrauensvoll ins Garn seiner Feinde, später erkennt er seine Lage, zuletzt befreit er sich gewaltsam. Gegenüber dem Detektivroman mit seinen fein und still gegeneinander laufenden Intrigen ist hier die Mache derb. In unserem schlechten Beispiel der groben Gattung wird sie plump.

Das tritt zunächst schon am Personal des Romans zutage. Die schöne, junge Witwe Mrs. Cavalossi ist die 'aventurière' par excellence. Sie will sich durch ihr braves aber willensschwaches Töchterchen, die bildhübsche Sylviane, rangieren, indem sie ihr einen steinreichen Freier einfängt. Zum beratenden Vertrauten hat sie ihren älteren Jugendfreund, den skrupellosen Dr. med. Colpus, und als Werkzeug für die 'gröbere

Arbeit' ihren alten Diener Sims, einen richtigen Bravo englischer Faktur. Arthur Forrest ist der Held und als solcher Tugendspiegel. Die Millionenerbschaft nach seinem Vater schlägt er aus, denn dieser hat seine Mutter betrogen und verlassen, um eine reiche Erbin zu heiraten; er überläſst den Mammon seinem ahnungslosen Halbbruder Arthur, der der bigamistisch geschlossenen Ehe entsprossen ist; er lebt vom kleinen Erbe seiner Mutter in bescheidener Selbstlosigkeit als ideal gesinnter Kunstgelehrter. Der jüngere Arthur endlich ist brav und unbedeutend, der gutmütige englische Boy; leider hat er zu den väterlichen Millionen mutterseits auch die Anlage zum Wahnsinn geerbt.

Das sind die Figuren unseres Romans. Eine jede stellt ihre Eigenart im Superlativ dar. Der Autor hat eben jede in ihrem Charakter möglichst gesteigert, um die stärkste Wirkung herauszuschlagen. Aber die Steigerung muſste zur Einseitigkeit führen und diese zu einer Klarheit voller Langeweile — für den Leser. Denn an solchen Figuren erkennt man ihr Wesen und errät man ihr Tun auf den ersten Blick. So ist das Gegenteil der erhofften 'belletristischen' Wirkung eingetroffen. Und noch schlimmer wirkt diese Einseitigkeit in künstlerischem Betracht: die Figur verliert ihr seelisches Beiwerk, wodurch sie erst lebenswahr erscheinen könnte, sie verkörpert nicht ein mannigfaches psychisches Problem, das unsere Phantasie anregt, sondern versinnbildlicht bloſs eine einfache psychische Formel, die einzig unseren Verstand beschäftigt. So hat der Autor seinen Leser nicht in die verlebendigende Illusion versetzt, wohl aber zu ertötendem Kritisieren gezwungen, weil er die Figuren nicht zu Charakteren hat ausreifen, sondern zu Typen hat verschrumpfen lassen.

Das sind die Träger der Fabel. Auch sie bleibt tot, weil sie erklügelt und nicht erschaut ist, auch sie krankt am Superlativ der Übertreibung, auch ihr scheinbarer Reichtum ist im Grunde nur bettelhafte Armut.

Doktor Colpus ist durch Zufall hinter die Vorgeschichte Arthur des Älteren gekommen, glaubt aber, dieser wisse nichts davon. Mrs. Cavalossi bestimmt Sylviane zur Heirat mit dem 'unbewuſsten Millionär' und fädelt die Bekanntschaft erfolgreich ein. Die Hochzeit kommt zustande. Damit beginnt der Roman. Auf Drängen der Alten testiert Arthur nach der Trauung sein Vermögen seiner jungen Frau — der Arme der Reichen, wie er meint. Nun glauben sich die Alten Sieger. Von der Hochzeitsreise wird das junge Paar heimberufen, Arthur in seine Vorgeschichte 'eingeweiht'. Aber er weiſs alles. Er hat auf die Millionen verzichtet und bleibt bei seinem Verzicht. Die Alten haben ihr Spiel verloren. Dies die erste Phase der Fabel mit der eingekapselten Exposition.

Mrs. Cavalossi ergibt sich aber nicht in ihr Schicksal. Zufällig wird Arthur sofort ernsthaft krank, Influenza. Sie betreut ihn, um ihn zu morden. Über den bewuſstlos Fiebernden läſst sie durch das geöffnete Fenster die bitterkalte Nachtluft verderbenbringend streichen. Er ist verloren, und Sylvia wird als seine Erbin erben. Da kommt Doktor Colpus. Er erkennt den Irrtum seiner Spieſsgesellin. Was nutzt der tote Arthur, da nur der lebendige den Identitätsnachweis gegen den jüngeren Arthur als den unberechtigten Erben erbringen kann! Der Totkranke muſs gerettet werden, und Dr. med. Colpus rettet ihn. Damit schlieſst die zweite Phase der Fabel.

Nun vollzieht sich ein Frontwechsel im Angriff. Der jüngere Arthur steht im Wege; ist er tot, muſs der ältere Arthur erben; bleibt dieser auch dann widerspenstig, wird er ermordet, und Sylviane erbt als Erbin des Erben. So geht denn Colpus gegen den jüngeren Arthur vor: Sims wird ihm als Kammerdiener eingeschmuggelt. Er versucht drei Attentate. Zufällig kommt jedesmal der junge Schloſsherr mit dem Leben davon. Zufällig hat er als Gäste den älteren Arthur mit seiner Frau bei sich.

Sylviane, die sich aus der unfreiwilligen Heiratsspekulantin inzwischen zur liebenden Gattin gewandelt hat, durchschaut die Lage und klärt ihren Mann auf. Dieser erpreſst — mit dem Revolver in der Hand — aus Sims das volle Geständnis und zwingt ihn zur Flucht. Vorläufig ist Arthur, der jüngere, auſser Gefahr. Die dritte Phase ist zu Ende.

Es kommt zur Lösung. Der Held entdeckt den nur nachts ausbrechenden Wahnsinn seines Halbbruders. Colpus rüstet zu persönlichem Angriff auf den Millionär. Der Held überlistet den Mörder. Die beiden prallen aneinander. Kampf auf Leben und Tod. Zufällig ist der Wahnsinnige in der Nähe, tötet den Feind, stirbt aber selber über der Rettung des Freundes. Jetzt wird der Held doch Millionär, aber er verwendet seine Millionen zur Gründung einer nationalen Bildergalerie ersten Ranges.

Diese Fabel hat zum Vater den geistlosen Zufall, zur Mutter die brutale Intrige. Ihre ungeschlachte Roheit entstammt somit organischer Zeugung.

Eine Handlung, die aus solchen Figuren und einer solchen Fabel zusammengebraut ist, müſste dem Leser ungenieſsbar bleiben, wenn er auch noch so grob fühlt und seicht denkt. Der Autor versteht es aber, einem 'naiven' Leser das rohe Gericht durch künstliche Beisätze zu würzen.

Die Figuren sind starre Puppen. Wie täuscht er ihnen den Schein des Lebens an? Durch den Trick, daſs er sie stellenweise genremäſsig behandelt. Da werden sie mit allen Äuſserlichkeiten des Alltagslebens reichlich ausstaffiert. Wie sich die Dame ihre Handschuhe anzieht, wie der Herr seine Zigarre anzündet, wird mit vollendeter Genauigkeit dargestellt. Das ist zwar belangloser Krimskrams, weil es nicht individuelle Züge sind, die charakterisieren, doch durch solche realistische Mätzchen belebt sich die jeweilige äuſsere Situation, und durch sie lebt dann — freilich wiederum bloſs äuſserlich — die Figur.

Die Fabel wird nach demselben Rezept behandelt. Die Lokalschilderungen wirken lebenstreu, Situationen sind gut gestellt, Aktionen werden frisch geführt. Es macht sich alles ganz gut 'fürs Auge', wie ein schlechtes Stück auf guter Bühne. Aber der 'innere Sinn' geht leer aus. Denn künstelnde Geschicklichkeit vermag nimmer Kunst zu ersetzen, so wenig ein richtiger Kriminalroman zu wirklicher Dichtung werden kann.

3. Der autobiographische Roman.

Park Lane by Percy White (Tauchnitz edition, vols. 3657, 3658).

Der autobiographische Roman als Kunstwerk ist damit noch nicht gegeben, daſs der Autor die Fiktion aufrecht erhält, als schriebe der Held selber seine Lebensgeschichte. 'Der schreibende Held' muſs nicht mehr bedeuten als eine technische Äuſserlichkeit, 'die Lebensgeschichte' nichts mehr als eine Vielheit von Ereignissen, die äuſserlich durch die Zentralfigur verbunden sind. Soll dieser Roman auch Dichtung sein, so muſs er ein psychologisches Problem stimmungsvoll lösen.

Das führt unter der gegebenen stofflichen und formalen Prämisse zu wesentlichen Beschränkungen, zu den engumgrenzten Eigenheiten des autobiographischen Romans. Die Lebensgeschichte muſs sich zur Charakterentwickelung verinnerlichen, und der Held muſs intim schreiben. Nur so ersteht hier für Geist und Gemüt die Einheit des Kunstwerkes. Damit ist das Ziel gesetzt. Dieses bedingt aber gar sehr den Weg, auf welchem es erreicht werden kann. Weil Charakterentwickelung geboten werden soll, muſs sich in der Handlung das Verhältnis von Fabel und Figur typisch ausbilden. Jene rückt an zweite Stelle, denn sie hat hier keinen Eigenwert, sondern bloſs den Zweckwert zur Illustrierung der Figur, die im Vordergrunde steht. Zwar spiegelt sich die Figur in jeder Fabel, auch in der starken, die reich ist an mächtigen Fakten und spannend

wirkt durch deren Verkettung. Aber eine solche Fabel nimmt unwillkürlich zuviel Eigeninteresse für sich in Anspruch. In ihr geht der Held auf. Soll er sich neben der Fabel behaupten, ja über sie emporragen, so muſs sie schwach werden. Das läſst sich in zweifacher Weise erreichen. Entweder ist die Fabel wirklich schwach, sie ist stofflich bedeutungslos, genügt aber zur Entwickelung des Heldencharakters. Oder sie wirkt schwach, indem sie zufolge sekundärer Behandlung im Hintergrunde des Romans verbleicht, nur in ihren Reflexen auf den Helden lebt. In beiden Fällen wird aber durch die jeweilige Fabel die Eigenart des Helden ganz wesentlich bestimmt. Er wird notwendig zu einer natura passiva et contemplativa. Denn wäre der Held stark, so wäre es die Fabel gleichermaſsen, und sie wäre es durch ihn, stände also mit ihm im Vordergrunde. Mit einer schwachen Fabel besteht nur ein schwacher Held, oder es lockert sich der Zusammenhang zwischen Held und Fabel, und der schwache Held erzeugt nicht, sondern erlebt bloſs die starke Fabel, die dann durch den Abstand von ihm perspektivisch verkleinert wird, damit sie ihn nicht überrage.

Dieser schwache Held ist selbstverständlich nicht unbedeutend an sich, nicht unbewegt in seiner Entwickelung. Es ist vielmehr zartgestimmte Filigranpsychologie, was mit ihm geboten wird. Statt dramatisch-starkstrichig oder episch-breitstrichig wird er lyrisch-feinstrichig gezeichnet. Diese duftige Lyrik kann nur wirken, wenn sie in ihrem Werden unmittelbar verständlich wird; sie muſs vertrautem Boden entsprieſsen. Hiermit ist aber auch das Milieu gegeben. Nur unser heutiges Leben können wir bis in seine feinsten Äuſserungen nachempfinden, fremde Kultur — sei sie örtlich oder zeitlich entrückt — müſste uns erst erklärt werden, worüber wir die lyrische Disposition, unsere Naivität des Genieſsens, verlören. Darum ist der moderne Stoff in realistischer Art gefordert, Dies die sachlichen Folgen der organischen Voraussetzungen des autobiographischen Romans.

Ebenso eng verknüpft sind die formalen Folgen. Die Fabel erklärt den Helden nicht oder nicht völlig. Gar nicht die starke Fabel des Hintergrundes, weil sie nicht aus ihm ist; nur zum Teil die schwache Fabel des Vordergrundes, weil sein Innenleben viel reicher ist als sein Auſsenleben. Dieser Held braucht mithin seine eigene Erklärung. Gäbe sie der Autor, so verfiele er in psychologische Traktate, böte Wissenschaft statt Kunst. Der beste und künstlerisch allein wirksame Interpret eines solchen Helden ist der Held selbst, und die Form der Autobiographie stellt sich für den Roman von selber ein. Es ist die organische Form.

Das ist aber nicht bloſs eine technische Forderung und Erfüllung des gegebenen Themas. Diese Form ist nicht nur verstandesmäſsig die wahrscheinliche, sondern auch die wirksame für unser Gemüt: aus der intimen Selbstschilderung allein erwächst unmittelbar die Stimmungseinheit des Ganzen. Der passive Held bleibt ja bei aller Entwickelung im Kern seines Wesens derselbe. Und so bleibt er auch auf denselben Grundton gestimmt. Im Verlaufe der Entwickelung des Helden gesellen sich zwar zu diesem verschiedene Ober- und Untertöne, aber sie können den Grundton nicht übertönen.

Somit gelangt man zu originellsten Art von Heldencharakter. Er ist nicht Egoist, sondern Altruist. Zum Egoismus gebricht es ihm an Temperament und Willensstärke. Vor seinen eigenen Lebenszielen scheitert der Schwache. Gehört ein Mensch dieser geistigen Disposition zur Mittelmäſsigkeit, so ist er nur schwach und verkümmert in Verbitterung. Ist er ein 'Held', d. h. hat er in seiner Art die Lebenskraft, so bleibt er zwar schwach für sich, aber wird stark für andere: er stellt sich mit seiner Lebensklugheit, die er schmerzhaft gelernt, gutherzig in den Dienst seiner Nächsten und lebt durch sie ein Leben aus zweiter Hand, dessen Fäden

er fein und diplomatisch spinnt. Überträgt man diese psychische Disposition auf das Urgebiet von Lebensbetätigung, auf das erotische, so erwächst von selber aus den abstrakten Voraussetzungen des Charakters die konkrete Fabel: dieser Held scheitert mit seiner Liebesgeschichte, er bleibt einsam und wird als alternder Junggeselle Heiratsvermittler. Das klingt trivial. Alles Primitive ist ja in seiner Einfachheit trivial, aber es ist zugleich der dankbarste Stoff für feine Ausführung.

Beides gilt für unseren Roman: die einfache Anlage und die schöne Arbeit; er ist echte Dichtung.

Park Lane füllt zwei Tauchnitzbände, umspannt aber auch thematisch das ganze Leben des Helden. Es zerfällt in drei organische Phasen: er liebt und holt sich einen Korb; er soll verheiratet werden und gibt einen Korb; er erweckt in seinen Patenkindern die Liebe und führt sie trotz der feindlichen Familien zur Ehe. Es ist das Liebesleben des jungen, des mittelalterlichen, des alten Bachelor. Der Autor verbindet also in seinem Werke beide Fabeltypen des autobiographischen Romans. In der ersten Hälfte steht die schwache Fabel mit dem schwachen Helden organisch verwachsen im Vordergrunde — so lange nämlich, als er als Egoist sein eigenes Leben lebt, da er liebt, wirbt und scheitert, und dann, als er freundlich umsponnen mit delikater Hand die losen Maschen des Netzes löst, um still durchzuschlüpfen. In der zweiten Hälfte steht die starke Fabel — der dröhnende Familienzwist — hinter dem altruistischen Helden. Sie wirkt nur mechanisch herüber, indem sie zufolge eigener Entwickelung fort und fort Situationen schafft, gegen die der Held im Interesse seiner Schützlinge immer wieder neue Stellung nehmen mufs.

So sorgt der Autor auf kompositionellem Gebiet in tiefstreichender Art für künstlerische Abwechselung. Wie sorgt er für Einheit?

Äufserlich besehen erzählt er die Geschichte zweier Generationen: seine Liebesgeschichte und die Liebesgeschichte seiner Patenkinder. Innerlich empfunden wird aber dieser fabulistische Dualismus zur einen Lebensgeschichte des Helden. Was er wollte, zeigt der erste Teil, was er konnte, der zweite. Doch das negative Ergebnis des ersten entstammt ebenso unmittelbar wie das positive des zweiten Teiles der immer gleichen Natur des Helden. Er steht stets im Brennpunkte unseres Interesses und zugleich unserer herzlichen Teilnahme. Drückt er sich auch noch so weitab in die stillen Winkel der Fabel, thematisch gibt er den Grundton. Daher die immer gleiche Stimmung. Aus ihm gewinnt der stofflich lose Roman seine geistige Einheit. Er wird zum 'Hohenliede des Altruismus', und innerlich ergriffen legt man das Buch aus der Hand mit stillem Dank auf den stummen Lippen.

4. Der satirische Roman.

Souls by 'Rita' (Tauchnitz edition, vol. 3663).

Das ist der satirische Roman, wie er nicht sein soll. Er steht nur mit einem Fufs auf dem Boden der Poesie, mit dem anderen auf dem der Moral. Er geifselt die Sünde. Das tut er mit poetischen Mitteln, indem er die Sünder darstellt, und er tut es zu moralischem Zwecke, um die Guten vor den Schlechten zu warnen. Es verhält sich in ihm die Poesie zur Moral wie das Mittel zum Zweck. So verliert die Poesie als Dienerin einer fremden Idee ihre Selbstbestimmung und ihre Selbstherrlichkeit. Die poetischen Schäden des Werkes sind organisch und deshalb von Interesse.

Unser Roman bietet 'Gesellschaftssatire' und ruht damit auf breiter Basis. An einer ganzen Reihe von Figuren wird das gemeinsame Übel aufgezeigt. Eine einzige wäre zu wenig, böte zu schwache Resonanz für

die moralische Bedeutsamkeit des Angriffes. Die Menge der Schädlinge, nicht die Stärke des Schadens fordert hier die Moral heraus. Der Poesie genügt zur Versinnlichung ihrer Absicht ein Fall. Dieser wird bedeutsam durch sein typisches Wesen, durch seine vorbildliche Allgemeingültigkeit. Poetische Idee und moralische Tendenz erfordern, weil von verschiedener Art, eben auch verschiedene Ausdrucksformen. Doch nicht nur im quantitativen Betracht, dafs jene mit dem paradigmatischen Beispiel auslangt, diese nach der Fülle der Fälle strebt, sondern auch qualitativ. Für die Moral genügt das Aufweisen von Zuständen, und die Figuren erscheinen, wie sie sind. Die Poesie verlangt inneres Verstehen, und die Figur erklärt sich aus ihrem Werden. So hält die Satire bei der Situation des generellen Genrebildes, während der Roman zur Aktion einer individuellen Handlung vorschreitet. Die Satire löst sich literarisch in der knappen Skizze aus, der Roman, der satirisch sein wollte, müfste die satirischen Genrebilder zu einer satirischen Handlung ausbauen.

Was geschieht nun in unserem Roman? Künstlerisch bleibt er im Genrebilde stecken. Die Autorin reiht eines an das andere. Um diesem losen Gefüge den Schein einer festen Einheit zu geben, wird zu diesen Situationen eine Aktion hinzuerfunden. Auch dies vollzieht sich unter dem Drucke der Tendenz. Die Fabel gerät moralisch. In den Karpfenteich der behaglichen Sünder werden etliche brave Hechte eingelassen. Sie stören die Ruhe der Fäulnis. Im Kampfe der beiden Parteien besteht die Fabel, im Siege der Guten über die Schlechten, und in der Bekehrung der Halbschlechten findet sie ihren Schlufs. Sie kann nicht moralischer sein. Wie unkünstlerisch sie ist, zeigt ein Blick auf ihre innere und äufsere Gliederung. Sie zerfällt in drei Teile. Erst die 'Gesellschaft' in ihrer Sünden Maienblüte; dann wird sie brüchig; endlich geht sie zugrunde. Vom Standpunkt einer organischen Handlung bildet der erste Teil die Exposition, den Ruhstand vor Eintritt der Aktion; bringt der zweite Teil das erregende Moment, den Anstofs zur Aktion; umfafst der dritte Teil die Handlung selber. I und II sind die Einleitung zur Hauptsache; I und II verbrauchen 177, III 115 Seiten vom Ganzen: das riesige Fundament trägt einen winzigen Bau.

So ist denn hier die Nebensache zur Hauptsache geworden. In ihrer Einzelheiten besehen sind sie gar nicht übel gemacht, diese Kulturbilden aus der raffinierten Hyperkultur des mondänen London von heute. Sie sind echt im Gehalt und flott in der Zeichnung. Frauen führen — wie natürlich bei jeder Unnatur. Trottie und Adèle sind 'Ästhetinnen'. Sie leben Kunst — in ihrem Kreise. Die Ausübung der Kunst lassen sie von ihren geistigen Sklaven besorgen. Literatur — als die leichteste — wird von den gesellschaftlich vollwertigen 'jungen Herren' in eigener Regie betrieben: Lord Chris ist der Gelegenheitslyriker, Tony Chevenix der Zukunftsepiker. Die schwierigere Musik wird von professionellen 'Genies' bestritten: Trottie hat Zara 'entdeckt', den kommenden Star der Konzertsängerinnen, Adèle den künftigen König der Klaviervirtuosen, Poseurenwitz. Sie ist talentierte Unerfahrenheit, er affektierter Kunstgeck. Die schwere Malerei vertritt ein ernster Künstler, Warrender; das ist er freilich gewesen, denn jetzt künstelt er für die 'Gesellschaft' — auf der Jagd nach Gold, wie er sich in zynischer Klarheit gesteht. Inmitten dieser Lebenskomödianten fehlt es nicht an der Berufskomödiantin; nur dafs die hypermoderne Mrs. Lee ohne Engagement im 'Kreis' schmarotzt.

Mit diesen Figuren lassen sich köstliche Bilder stellen, 'lebende Bilder', und das trifft die Autorin famos. Aus ihnen liefse sich auch eine echt satirische Handlung schaffen, aber das trifft die Autorin nicht. Sie strebt es nicht einmal an. Ihre Handlung besteht nicht im organischen Ausleben dieser legitimen Figuren, sondern im Kampfe derselben mit den illegitimen outsiders, mit den Normalen. Das sind Tante und Neffe. Sie,

eine hübsche Witwe von besten Jahren, er ein junger Advokat; beide nach dem Jargon der Reichen 'arm'. Perenna will aus weiblicher Eitelkeit, George aus männlichem Ehrgeiz in die 'Gesellschaft' kommen. Es gelingt, aber bald folgt die Enttäuschung, dann die moralische Entrüstung, endlich der Kampf gegen das Laster, der zur Vernichtung Trotties führt und zur Bekehrung der schwachen Adèle und zur Rettung der verirrten Guten: George nimmt Zara zur Gattin und Perenna Warrender zum Manne. Die Lösung ist ebenso moralisch wie die Schürzung. Marlitt hätte ihre Freude dran, wenn sie lebte, aber der literarische Leser bleibt traurig.

Es ist eben immer traurig, wenn man sieht, dafs einer mehr will, als er kann, sofern er mit falschen Mitteln arbeitet. Da winkt keine Besserung aus der Zukunft wie beim schäumenden Temperament, das sich freilich auch überschlägt, aber sozusagen in organischer Art. Da ist der Sprung zu kurz geraten, aber nach dem richtigen Ziele gegangen. Hier ist er vom Ziele gewichen. Wäre 'Rita' bei satirischen Skizzen geblieben, ihr ausgesprochenes Talent hierfür hätte sie zu sicherem Erfolge geleitet. So aber wollte sie den satirischen Roman schreiben. Sie war zu schwach und ist mit ihren Moralkrücken weit vom Ziele auf einem irrigen Seitenwege zusammengebrochen.

Innsbruck. R. Fischer.

H. Baumann, Londinismen (Slang und Cant). Wörterbuch der Londoner Volkssprache sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke. Mit Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt, 1903. 285 S. 8. M. 5, geb. M. 5,00.

Die erste Auflage war ein völlig verfehltes Buch, ein Sammelsurium von allen möglichen Wörtern, die ohne die Spur eines Einteilungsgrundsatzes vereinigt waren. *across country, what colour is her dress, to break adrift, it goes against the grain, an all-round man, to be in chancery, ammunition bread; it does not answer, to answer the door, Ascot races, Association game, Astley's, the ayes have it*,[1] lauter Bestandteile der allgemein anerkannten Sprache — ist doch *ammunition bread* geradezu die amtliche Bezeichnung für Kommifsbrot — finden sich darin; als was nun — als Slang, als Cant oder als Angehörige der Londoner Volkssprache? Der Verfasser hatte sich die Mühe leicht gemacht. Alles, was ihm aus irgendeinem Grunde bemerkenswert erschien, kam in seinen grofsen Topf — all is fish that comes to net —, auf den dann das Schild 'Londinismen' geklebt wurde. Auf diese Weise sind ähnliche Werke entstanden, wie die '*Parisismen*' von Sachs-Villatte und '*Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*' von Prof. Meyer. Die erste Lüge (*πρῶτον ψεῦδος*) an ihnen ist die Versicherung, das in ihnen Enthaltene gehöre der angegebenen Stadt, also London, Paris oder Berlin, an. Nun ist z. B. mindestens dreiviertel von dem als berlinisch Ausgegebenen in der ganzen Mark sowie der Provinz Sachsen ebenso gebräuchlich, wenn sich auch ein Berliner Weifsbierphilister einbilden mag, all die hübschen Bilder und Redensarten seien am Strand der Spree gewachsen. So läfst sich wohl nicht von einem Dutzend der in den *Londinismen* stehenden Wörter beweisen, dafs sie nicht aufserhalb Londons auch gebräuchlich seien; man kann höchstens sagen, dafs man das alles auch dort zu hören bekomme. Heute, wo jedes Land unter dem Zeichen des Verkehrs und der Presse steht, ist es überhaupt völlig ausgeschlossen, dafs es eine Stadtsprache geben könne. — Viel schlimmer aber ist, dafs der Verfasser sich bis zum heutigen Tage

[1] Es sind der Kürze wegen nur einige Beispiele gegeben.

nicht, nachdem er eine zweite Auflage hat erscheinen lassen, den Kopf zerbrochen hat, was Slang sei. Ist das schon für denjenigen wichtig zu wissen, dessen Sprache das Gesammelte angehört, in diesem Falle dem Engländer, so ist es für den, für welchen es bestimmt ist, in diesem Falle den Deutschen, geradezu unerläſslich. Jede Begriffsbestimmung davon fehlt aber, auch jeder Versuch, zu helfen, daſs man sich selbst eine aufstelle; und damit ist das Buch von vornherein als unwissenschaftlich gerichtet; denn hier liegt nicht etwa eine Vergeſslichkeit vor, sondern der Sammler hat sich eben selber nie klar gemacht, nach welchem Gesichtspunkt er sammeln wolle; und dann kann man nur ein, wie schon gesagt, Sammelsurium erwarten.

Mit welcher Oberflächlichkeit Baumann arbeitet, geht daraus hervor, daſs er die Zeichen P, F, ſ usw. braucht, ohne zu sagen, was er darunter versteht, und daſs ihm dieser Mangel seit 1887 bis auf das Jahr 1903 immer noch nicht aufgefallen ist. Haben übrigens die Kritiker der ersten Auflage ihn nicht darauf hingewiesen? Das wäre verwunderlich. Auch im Muret-Sanders zeigt sich dieselbe unkritische Art; die beiden Zeichen finden sich dort ohne Wahl und ohne Wink verwendet.

Vom Cant erfährt man ganz nebenher im § 3 der Einleitung, daſs es die Paria-Mundart ist. Muſste jedoch nicht erwähnt werden, daſs Cant noch eine zweite, ganz verschiedene Bedeutung hat, nämlich die von 'heuchlerische Redensarten religiöser, politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Art?'

Für die Zeichen † und * gilt das Gesagte ebenfalls; sie sollen wahrscheinlich 'veraltet' und 'selten' bezeichnen. Was sollen aber derartige Wörter in einem Buche, das die heutige Sprache lehren will? † heiſst bei Baumann offenbar nicht 'veraltetes Slang oder Cant', sondern 'veraltet' überhaupt, was sollten sonst Stellen wie: *'favour* † Gesicht: every line and trick of his sweet favour (Shak. All's well that ends well I, 1)'? Sollen seine *Londinismen* zugleich ein Shakespeare-Lexikon sein?

Auch die Behauptung, daſs das Buch ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern sei, kann ich nicht als noch berechtigt anerkennen, seitdem der Muret erschienen ist; denn alles, was sich in Baumann findet, ist auch dort, höchstens daſs ganz vergessene Diebesausdrücke hier weggelassen worden sind.

Im übrigen soll ein Fortschritt gegen die erste Auflage nicht geleugnet werden, erstens insofern eine Menge von Wörtern, die nichts mit Slang zu tun hatten, sondern einfach Fachausdrücke waren, sich nicht mehr finden, wie *Parnellism, paste* 'nachgemachter Diamant', und die oben genannten Proben, aber dem Gebliebenen gegenüber ist die Verbesserung nur gering. Da treffen wir immer noch auf *Pall Mall, Paternoster Row, Peeping Tom, pedestrianism, P. S. = prompter's side* (warum nicht auch *a. m.* und *p. m. = ante meridiem, post meridiem*?), *ammunition bread, contango, conspicuous by one's absence* (Zitat), *Covent Garden market* und *Theatre, cross-bun, it's my deal* 'ich habe Karten zu geben', *to be in chancery, golf,* das bekannte Ballspiel, *Goodwood races, you cannot have a cake and eat it, a professional, Valentine. Will's.*

Eine dritte Gruppe hat überhaupt keinen Namen, die niedrige Volkssprache. Auf das Wesen der einzelnen hier einzugehen, würde viel zu weit führen, da es eine genaue Untersuchung erheischt; es wird aber jeder sogleich sehen, daſs *I ain't* oder *hain't, for to* für *to, I have seed it, it is three year come next Christmas, his self, this 'ere party* nicht etwa Slang sind, sondern sich ausschlieſslich im Munde der Ungebildeten finden und als die einzigen Formen, die ihnen für die betreffenden Fälle zur Verfügung stehen, also ihre eigentliche Sprache sind, während das Slang eine Nebensprache ist, von welcher der sie Gebrauchende auch stets das Bewuſstsein hat, daſs sie es ist.

Anerkannt soll werden, dafs die zweite Auflage manchen wohl angebrachten Zusatz erfahren hat. Vollständigkeit ist ja auf diesem Gebiete ausgeschlossen, erstens, weil niemand es ganz beherrschen kann, und dann, weil fortwährend Wörter absterben, neue aufkommen. Es fehlen aber Hunderte allgemein gebrauchter Slang-Ausdrücke. Sie alle nachzutragen, würde einen Ergänzungsband ergeben. Als ein paar Proben seien erwähnt (der Kürze wegen gebe ich Slang und Volkstümliches zusammen): *P. as how* = *that, I heard as how you was leaving*; *take hold on* = *of*; *ten foot high*; *give me a few broth* (auch *broths*) = *some broth*; *y cannot by no means agree to it*; Sl. *backslider*, auch *one of us*, warmer Bruder; *he has broken his banjo*, was beim Mann dasselbe ist wie bei der Frau *she has lost her maidenhead*; *that fills the bill* = 1) *thats the right thing*, 2) *that takes the cake*; *bletheramskite* = *boastfull fellow*; *blimy* verflucht; *I am getting blown*, mir geht die Puste aus; *bubble and squeak*, kalte Kartoffeln und in Wasser gekochter Kohl zusammen in einer Pfanne mit Butter gebraten; das Fett macht *bubbles*, der Kohl *squeaks*; *you have no call to do it* = *occasion, need, cause*; *a sporting chappie*, Sportfritze; *to cut the connexion* [*to sling one's Daniels, to sling one's hammock*] = *to be off, to make oneself scarce*; *to hook it*; *he is a crank* = *he has a bee in his bonnet*; *it makes things hum* = *thrive*: *she is quite the lady* = *ladylike*; *I had the flu, an attack of flu* = *influenza*, dies mufs eine neue Bildung sein; *to get over a person* = *to persuade him*; *not half* in zwei Bedeutungen: 1) *I do not half like him* = *not at all*; 2) ganz gehörig. *'Do you like the place:'* — *'Not harf'*, na ob! *a line* = *an order received by a commercial traveller*; *to get mopsed* = *drunk*; *old Nap* = *Napoleon*, als Drohung von den Kindermädchen gebraucht, *if you are not good, old Nap will catch you*, vgl. *Hannibal ante portas*; *I'm necessitated to do it*; *that's a big order*, das ist eine starke Zumutung, das ist viel verlangt; *an out-topper*, der andere übertrifft, schlägt; *to rag an officer*, einem Offizier alle seine Sachen zerreifsen, um ihn zu ruinieren und loszuwerden (in den englischen Garderegimentern üblich); *it sent me quite aback*, ich erschrak mich ganz gehörig; *above once* = *more than once*; *the acme of* = *tiptop*; *about* in *I have generally chemicals about*, ich habe ... herumstehen; *and at that*, und zugleich; *she is a goose, and wicked at that*; *bully* = *bloody*, verdammt; *to bam a p.*, einen anführen; *that beats the band*, das übertrifft alles; *he's a beaner, a bean* = *capital fellow*; *caser* im *Yiddish* = *crown piece*; *a cloud of*, eine Unmenge von; *I am off colour*, völlig kaput; *it's a long cry from here*, es ist weit von hier; *the diff* = *difference*; *let's have a dig at the Home Office*, wir wollen mal im H. O. vorsprechen; *he has suddenly declared off*, sich zurückgezogen von etwas, abgesagt; *extensive* = *stylish, swellish*; *faix* *in faith*, wahrhaftig; *faggot*, angeworbener Rekrut; *it is far and away better* *much better*; *fare-dieu*, komisch gemischt aus *farewell* und *adieu*; *how are your poor feet?* Haben Sie sonst noch Schmerzen? *a few* = *rather*, na ob! *Isn't that going the thing rather strong, rather suddenly?* Heifst das nicht die Sache übers Knie brechen? *Up to the hilt in debt*, bis über die Ohren in Schulden; *to put a flam upon a p.*, einem etwas weismachen; *to scoff* - *to eat*; *sakes alive!* Ach du lieber Gott! *slim* = *crafty*; *you are off your top*, du bist verrückt; *a Weary Willie*, armer Obdachloser, wie sie zu Tausenden durch Londons Strafsen irren; *to dump*, in seiner in allerneuester Zeit aufgekommenen vielseitigen Verwendung von 'hinwerfen, abladen, dem anderen etwas Lästiges vor die Füfse schmeifsen, aufhalsen, aufzwingen'. — Das liefse sich zehnfach vermehren.

Folgende Kleinigkeiten seien noch berichtigt: *imperent*, unverschämt, ist nicht aus *impertinent*, sondern aus *impudent* verderbt; zu *Spitalfields breakfast*, man zieht sich nicht die Halsbinde, sondern den Leibgurt, Schmachtriemen enger zusammen, wenn man nichts zu essen hat; zu *F sharp*, dies ist nicht *f dur*, sondern *fis*, *b flat* nicht *h moll*, sondern *b*;

yaffle ist nach dem, was in *Notes and Queries* 9th S. XI, 286 zu lesen ist, noch nicht veraltet.

Berlin. G. Krueger.

Richter, Elise, Dr. phil., Zur Entwickelung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1903. X, 176 S. 8.

Die Verf. geht von Toblers Ausspruch aus, daſs Verschiedenheit der Wortstellung immer auf Verschiedenheit der Gedankenfügung beruhe. Der eingreifende Unterschied zwischen lateinischer und romanischer Wortstellung liegt darin, daſs das einen Satzteil näher bestimmende Glied im Lateinischen diesem Satzteile vor-, im Romanischen aber nachgestellt wird; vor allem stehen also im Lateinischen Objekt und adverbiale Bestimmungen vor dem Verbum, das somit den Schluſs des Satzes bildet, im Romanischen danach. Die Verf. erblickt darin das Anzeichen einer allmählichen Weiterentwickelung, die sich in allen, auch den nicht-indogermanischen Kultursprachen zeige. Die Geschichte der lateinischen Wortstellung vom archaischen Latein bis auf den heutigen Tag ist die Geschichte des Kampfes zwischen den beiden Prinzipien. Wortstellungen nach romanischer Art finden sich schon in den ältesten lateinischen Literaturwerken, wie sich andererseits noch Reste der lateinischen Art in den romanischen Sprachen erhalten haben. Die sogen. 'willkürliche' oder 'freie' Wortstellung des Lateinischen ist nur ein Nebeneinander, ein Zeichen des Ringens der beiden Ausdrucksweisen.

Die Verf. weist nach, wie sich die Stellung der Satzglieder zueinander in dem Maſse verändert, als die 'neue Satzauffassung' — diese meines Erachtens nicht zutreffende Bezeichnung gebraucht sie öfter — zur Geltung gelangt. Frl. Dr. Richter stellt die Ansicht auf, daſs die neue Stellung des Verbums nicht aus einem rhythmischen Bedürfnisse erfolgt sei — wie Thurneysen für das Französische angenommen hat —, sondern aus dem oben angedeuteten psychologischen Grunde. Sie führt überzeugend den Nachweis, daſs sich sowohl im Lateinischen wie im Romanischen das Bedürfnis zeige, die dominierende Vorstellung — d. h. die eigentlich bezweckte Mitteilung — vom Satzanfange wegzurücken, und besonders daſs weder — wie gewöhnlich behauptet wird — das Subjekt, noch das Verb den Hochton im Satze hatte. Es zeigt sich also eine Veränderung des Rhythmus in der Weise, daſs im Lateinischen der Tongipfel des Satzes in der Mitte liegt, im Romanischen aber am Ende. Ansätze dazu finden sich, wie erwähnt, schon in der ältesten Latinität, so daſs der Anfang des ganzen Prozesses in die vorhistorische Periode versetzt werden muſs. Die beiden letzten Abschnitte zeigen, wie durch die Annahme der These die bekannten Gesetze der Satzeinleitung, der Enklise und der Proklise der Pronomina und der Inversion im Romanischen ihre einheitliche und ungezwungene Erklärung finden. Den Schluſs bildet der Hinweis darauf, daſs der Verfall der Kasusflexion eine Folgeerscheinung der veränderten Wortstellung sei, und die Ablehnung eines bewuſsten Einflusses auf die Regelung der Wortstellung.

Die Erörterungen werden durch zahlreiche Belege unterstützt; freilich ist daran auszusetzen, daſs mitunter Beispiele angeführt werden, die nicht zur Regel passen, wie man denn auch in verschiedenen Einzelheiten — was ja bei syntaktischen Arbeiten fast selbstverständlich ist — anderer Ansicht sein kann als die Verfasserin; jedenfalls ist ihre Belesenheit und ihr Fleiſs — das Verzeichnis der Titel der benutzten Werke umfaſst 17 Seiten — anzuerkennen. Die Arbeit zeugt von scharfem Urteil und ist eine der besten syntaktischen Studien, die in den letzten Jahren erschienen sind.

Wien. Adolf Zauner.

Dr. Eberhard Feldpausch, Die Konkordanzgesetze der französischen Sprechsprache und ihre Entwickelung. Marburg, N. G. Elwert, 1901. 80 S. M. 1,50.

Der — übrigens nicht schöne — Ausdruck Sprechsprache ist nicht ganz klar. In der kurzen Zusammenstellung der Resultate am Schlufs, wo es z. B. beim Relativ heifst: '*lequel* ist ungebräuchlich', bedeutet er ohne Zweifel so viel wie alltägliche, ungezwungene Rede im Gegensatze zu der gepflegten Aussprache etwa des kunstvollen Vortrages oder der Poesie. Im Buche selbst aber, wo die verschiedenen Rangstufen mündlichen Ausdruckes berücksichtigt werden (z. B. S. 6: 'Sprache der Gebildeten'; S. 8: 'Volkssprache'; S. 9: 'Versvortrag' usw.), steht 'Sprechsprache' einfach als Gegensatz zu 'Schrift', und das Buch setzt sich danach eine phonetische Darstellung der französischen Konkordanzgesetze zum Ziel.

In dem Sinne behandelt der Verfasser die Konkordanz des Adjektivs, des Pronomens, des Verbs und des Partizips. In einem allgemeinen Kapitel wird die Verschiedenheit der Konkordanzgesetze der gegenwärtig gesprochenen Sprache von den Konkordanzgesetzen der Schriftsprache auf die im Laufe der Zeit eingetretene Verstummung der Endkonsonanten und des auslautenden tonlosen *e* zurückgeführt und die Geschichte dieser beiden Erscheinungen gegeben; die folgenden Abschnitte beginnen jedesmal mit der Entwickelungsgeschichte der darin behandelten Wortarten, die uns den heutigen Zustand erst begreifen läfst.

Die Verbindung zwischen Schrift und Sprache ist ja bei der Art, wie wir trotz aller Reformer nicht blofs ein fremdes Idiom erlernen, sondern auch das meiste in unserer Muttersprache empfangen, eine so enge, dafs wir uns des Unterschiedes zwischen dem, was wirklich beim Sprechen, und dem, was nur noch in der Schrift zum Ausdruck kommt, meist gar nicht bewufst werden. Wir werden daher dem Verfasser für die sorgsame, fleifsige Arbeit, die für ein bestimmtes Gebiet den Unterschied herauszuschälen sich bemüht, recht dankbar sein.

Wie schwer es uns, die wir das Schriftbild wohl stets vor dem geistigen Auge haben, ist, mit gänzlicher Lossagung von demselben zu arbeiten, zeigen auch in dieser so sicheren und klaren Darstellung einige Punkte, z. B. S. 18

> 'Die Adjektive auf *k*. Schriftendung: Masc. *-c*, Fem. *-que*. *que* in beiden Geschlechtern haben *baroque*, *braque*, *rauque*.'

Und nun werden als Beispiele in phonetischer Umschrift gegeben *püblik*, *tirannik*, *türk*, *grek* usw. Danach müfste man doch auf die Schreibung *tyrannic* schliefsen. Es hätte zu den drei oben auf *-que* gegebenen hinzugefügt werden müssen: 'und alle auf *-ik*, aufser *public* und etwa noch *laïc* (wofür wohl meist heute *laïque*)'. — Und so wären noch manche Kleinigkeiten zu bemerken (z. B. S. 19, 14 fehlt *fier*), die aber den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen.

Als Probe der Darstellung geben wir (ohne die reichen, in Klassen geordneten Beispiele) S. 17 ff.: Genus des Adjektivs:

> 'I. Adj. mit konsonantischem Auslaut. Schriftendung: Mehrfache oder einfache Kons. + *e*. (Die wenigen Fälle mit konsonantisch endendem Schriftbild werden im Laufe der Abhandlung Erwähnung finden.)
>
> a) Ohne Bindeform. Konsonantisch auslautende Adjektiva ohne besondere Bindeform sind eingeschlechtig. Ausn. *sec*, Adj. auf *-f* u. a.
>
> b) Adj. mit Bindeform. Von konsonantisch auslautenden Adj. mit Bindeform sind nur solche auf *r* zu nennen. Diese zerfallen nach dem bei der Bindung sich einstellenden Konsonanten in solche
>
> 1) mit Bindungs-*z* und Fem. auf *s* (*épars*),
>
> 2) mit Bindungs-*t* und Fem. auf *t* (*désert*) ...' usw. ...

Es wurde im Anfange der Reformbewegung, als man sich der Schwierigkeiten im einzelnen noch nicht bewufst geworden war, oft die Parole ausgegeben, die Grammatik solle in der Schule (ganz — oder möglichst) auf phonetischer Grundlage aufgebaut werden: 'Begründung der Flexion auf die Laute und nicht auf die Schrift' (Viëtor, *Methodik des neusprachl. Unterrichts* S. 31). Einzelerscheinungen, wie der Plural der englischen Substantive, 3. Präs. Sing., Präteritum der englischen Verben u. a., bei denen dies Prinzip sich empfehlenswert erwies, führten wohl zu einer kühnen Verallgemeinerung. Den, der noch heute daran denkt, möchte ich z. B. auf folgende Darstellung verweisen und dann fragen, ob wir nicht hier mit Ausgang von der Schrift schneller zum Ziele auch der Aussprache gelangen.

S. 19: Eingeschlechtig: 'Die Adj. auf *r*. Schriftendung *-re*, nur *dur, pur, clair, cher, noir* und *amer* (es fehlt *fier*) im Masc. ohne *e*:

œ̃ fœ pūr
ün ōde pūr

Ausgenommen sind die Adj. mit langem Tonvokal vor *r* und mit Fem. auf *d*. Hier wird zugleich im Fem. der Tonvokal verkürzt und erhält eine mehr offene Aussprache (Schriftendung: *rd*, Fem. *-rde*), z. B. *bavār*.'

Einzelheiten wären auch für die Aussprache hier und da anzumerken. Ich glaube z. B. nicht (S. 19), dafs *éternelle* und *fidèle* sich heute in der Aussprache unterscheiden; wenn (S. 7) die Assimilation *pofpetit uazo* gegeben wird, dann sollte doch auch *katšǫli pti* zu *kąd* assimiliert werden u. ä. Für unvorsichtig halte ich Behauptungen wie (S. 47): 'in der Umgangssprache ist, wie mir Herr Laclotte, Lektor in Marburg, mitteilte, *lokẽl* ungebräuchlich.' Solche Behauptungen — man denke nur an den Konj. des Impf. — werden oft zu schnell aufgestellt.

Die Gesamtresultate aber sind in anerkennenswert klarer und sicherer Weise herausgearbeitet worden.

Berlin. Th. Engwer.

Ph. Plattner, Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums. Regelmäfsiges und unregelmäfsiges, unvollständiges, unpersönliches und reflexives Verbum, transitiver, intransitiver und absoluter Gebrauch, Rektion. — Ausführliche Grammatik der französischen Sprache, II. Teil: Ergänzungen. Zweites Heft. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1902. 222 S.

Den weitaus breitesten Raum des zweiten Heftes der Ergänzungen zu seiner ausführlichen Grammatik (s. *Archiv* CIV, 443 ff.) hat Plattner, in Widerspruch zu der von ihm gewählten Fassung des Titels, mit der Behandlung von Gegenständen ausgefüllt, die fast ausschliefslich die Lehre von der Wortfügung angehen. In alphabetischer Folge werden S. 40—221 die verschiedenen syntaktischen Gebrauchsweisen einer recht stattlichen Anzahl von Zeitwörtern, Substantiven und Adjektiven vorgeführt, und die Mitteilungen des Verfassers, der hier ganz auf der Höhe seines eigentlichen Könnens steht, hinterlassen einen um so erfreulicheren Eindruck, als sie das Ergebnis einer sehr reichen Belesenheit darstellen und überall das lobenswerte Bestreben erkennen lassen, auf der Grundlage eigener Beschäftigung mit dem neufranzösischen Schrifttum die Grammatik gewissermafsen von neuem aufzubauen und, wo es not tut, alteingesessene Auffassungen, die zu dem Selbstgeschauten nicht stimmen wollen, zu revidieren und nach Beleuchtung des wirklichen Sachverhaltes zu beseitigen. Die von dem Verfasser innegehaltene Methode — und das ist ihr erziehlicher Wert — kann nicht verfehlen, in dem Lernenden, der bisher vielleicht nur auf geringer zu bewertende Lehrmittel angewiesen war, das Gefühl aufkommen zu lassen, dafs nur bei unermüdlichem Studium der

sprachlichen Materie selbst ein hinreichend sicherer und befriedigender Einblick in das Gebiet der Tatsachen erreicht werden kann. Dabei wird die Wahrnehmung, daſs die Sammlung im einzelnen der Ergänzung fähig ist, bei allen mit den Dingen Vertrauten der von dem Ganzen ausgehenden befruchtenden Wirkung keinen Eintrag tun können.

Auf die Erklärung der syntaktischen Erscheinungen, insbesondere soweit ihnen sprachwissenschaftliche Bedeutung innewohnt — und solcher begegnen nicht wenige innerhalb der gewaltigen Fülle des Gebotenen —, hat sich der Verfasser kaum eingelassen, und es muſs dahingestellt bleiben, ob die Versuche, die er in dieser Richtung etwa hätte anstellen können, glücklicher verlaufen wären als seine in dem ersten Abschnitte des Buches hervortretenden Bemühungen um die sprachgeschichtliche Deutung eines groſsen Teiles der innerhalb §§ 58—104 der Ausführlichen Grammatik berührten neufranzösischen Verbalformen. Der Verfasser betritt hier ein Gebiet, auf dem er nicht zu Hause ist. Gewiſs wird die Erörterung angrenzender syntaktischer Materien, wie etwa der Behandlung der zusammengesetzten Zeiten reflexiver Verba, der Konkordanz in Fügungen mit unpersönlichen Zeitwörtern, der Ersatzmittel des Passivums u. dgl., auch für den der Schule Entwachsenen, dem das Buch ja eigentlich ein Führer sein will, nicht ohne Nutzen bleiben, und sollte die erzielte Förderung auch nur in der durch die reichen Belege gesicherten Erweiterung seiner Kenntnis des heute geltenden Sprachgebrauches gefunden werden. Was aber der Verfasser über die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Formen zu sagen weiſs, muſs vom Standpunkte der modernen Forschung aus fast durchweg abgelehnt werden, und zwar um so entschiedener, als die von ihm bekundete Vertrautheit mit den französischen Sprachdenkmälern über die dem Neufranzösischen gewöhnlich gezogene untere Zeitgrenze nicht hinausgeht, sowie auch jede Rücksicht auf die von anderen im Sinne der Sprachwissenschaft gespendeten Beiträge zur Lösung der schwebenden Fragen — ob absichtlich oder unabsichtlich, gilt gleich — hintangesetzt wird. Denn die sehr spärlichen, zum Teil nicht einmal gerechtfertigten Hinweise auf die *Romania*, die *Zeitschrift für französische Sprache* oder Meyer-Lübkes *Romanische Grammatik* wird niemand als ernst zu nehmende Symptome eines Anschlusses an die philologische Forschung unserer Tage empfinden. Etwas enger vertraut zeigt sich der Verfasser mit den Äuſserungen einiger alter Grammatiker; wer sie aber als alleinige Zeugen des Sprachstandes der Vergangenheit anzurufen wagt, läuft nicht selten Gefahr, den wahren Hergang der Dinge, der doch ans Licht gesetzt werden soll, zu verdunkeln. So kam Plattners durchaus unhaltbare Aufstellung über die Bildung des Präsens von *haïr* (S. 13, 134) zustande; so konnte *souffri* (S. 15) als die in alter Zeit übliche Gestaltung des Part. Perf., *cueillerai* (S. 15) als zu einem Infinitiv *cueiller* gehörige Futurform angesehen und nach diesem Muster der ganz neue Indikativ *défaille* mit einem heute gar nicht vorhandenen Infinitiv *défailler* in Verbindung gebracht werden. Die Bemerkung über die Bildung des Futurums der Komposita von *saillir* (S. 16) gibt keine klare Vorstellung von dem zwischen 'falschem' (!) *tressaillerai* und *tressaillirai* waltenden Verhältnis; nach S. 10 gäbe es ein altfranzösisches *vaisent* < *vadunt*, und was S. 8 über das tonlose *e* von *acheter*, *fureter* u. dgl. vorgetragen wird, läſst die völlig verkehrte Deutung zu, als seien die analogischen Präsentia *ach'te*, *fur'te* usw., die man heute in der Vulgärsprache 'noch' antreffe, der Schriftsprache früher ganz geläufig gewesen. Mit dem Aufkommen von *distraisait* neben *distrayait* (S. 23) hat es sicherlich eine ganz andere Bewandtnis, als der Verfasser S. 23 vermutet. Wie kann man angesichts von Gestaltungen wie *payons*, *brayaient* (s. Antony Blondel in der *Revue hebdom.* 6, 9), *noyer*, *appuyer*, *royal* usw. usw. nur sagen, daſs die Einschaltung des *s* hier durch die 'unbewuſste Abneigung gegen den Gebrauch

des *y'* herbeigeführt worden sei!? Das Perfektum *clorent* bei Jules Fréval, das Plattner S. 23 als eine 'unmögliche Form' bezeichnet, wäre an sich ebenso unbedenklich wie *treirent, Mir. ND. Chart.* 68, und vielleicht auch *retrairent* < *traxerunt, C. d'Artois* 46, 47; *trairent, Pseudo-Turpin* 47; unsicheres *luirent* < *luxerunt* (: *apparurent*), Ph. de Vitry 9; *escrirent*, Stavelot 361; noch heute geltendes *rirent*, Greban 4821; *conclurent*, eb. 486; *enclurent, Enf. Viv.* 122, 1995; nur möchte ich modernes *clorent* nicht rückhaltlos auf gleichgeartetes altes *closrent, Rec. Hist. Gaule* t. XXII, 333 E, oder *clorrent, Gr. Chron.* 211, zurückführen; doch darüber bald Näheres an anderer Stelle. Was S. 28 über das Verhältnis von *messeyent* zu *messiéent* gelehrt wird, beruht auf einer durchaus mangelhaften Kenntnis der lautlichen Entwickelung von *sedere*.

Es entsprach der Anlage des ganzen Werkes, auch das Verhalten der Volkssprache vergleichend heranzuziehen; aber die spärlichen, in dem Buche wirklich zu findenden, wiederum nur sekundären Quellen entnommenen mundartlichen Gebilde sind so planlos ausgewählt und stehen so nackt und unvermittelt da, daſs sie ihrem doch allein denkbaren Zwecke, eine vertiefte Einsicht in das Wesen sprachlichen Werdens und Vergehens anzubahnen, schwerlich genügen dürften.

Kurzum, ich vermag nur den im Eingange besprochenen Abschnitt des Buches der Beachtung aller derer, die am Studium des Neufranzösischen ihre Freude haben, zu empfehlen, und das mit Wärme; den ersten Teil dagegen möchte ich nicht in den Händen von Anfängern und Fernerstehenden wissen; Eingeweihtere werden sich auch ohne mein Abraten nicht lange mit ihm befassen.

Berlin. A. Risop.

Otto Engelhardt, Huon de Bordeaux und Herzog Ernst. Tübing. Dissertation. Witten 1903. 54 S.

Nach dem trefflichen, eingehenden Werke, das Voretzsch dem *Huon* und seinen Quellen gewidmet hat, erwarten wir natürlich nicht, daſs aus seinem eigenen Seminare uns Mitteilungen über neue Beziehungen des *Huon* zugehen. So betreffen denn auch die positiven Resultate der obengenannten Dissertation eine Fortsetzung des *Huon*, die *Esclarmonde*, als deren Quelle in überzeugender Weise die Dichtung von *Herzog Ernst* nachgewiesen wird.

Verf. geht von den Fingerzeigen aus, die Bartsch in der Einleitung seiner 'Herzg Ernst'-Ausgabe (Wien 1869) gegeben hat: Daſs die Vorgeschichte der Sage (Motivierung der Abenteuerfahrt) Ähnlichkeit mit der Huonsage zeige, während die Abenteuer selber in der Fortsetzung des *Huon* nachgeahmt worden seien. — Verf. gibt dann auf Grund der Untersuchungen von Friedwagner und Voretzsch für den *Huon* (in erhaltener Form) und von Bartsch für den *Herzog Ernst* folgende Daten als Entstehungszeiten der Gedichte an:

Herzog Ernst ca. 1170—1180.
Huon ca. 1210—1230.

Von hier aus gliedert sich die Abhandlung naturgemäſs in zwei Teile:

I. Teil: Das alte *Huonepos* und *Herzog Ernst*. S. 11—23.
II. Teil: Die *Chanson d'Esclarmonde* und die Dichtung von *Herzog Ernst*. S. 24—54.

I. Teil. Die Übereinstimmungen zwischen *Herzog Ernst* und *Huon* bestehen: 1. in der Ähnlichkeit der Verbindung des ersten und zweiten Teils: nämlich in der hierbei gleichen Rolle des Verräters, in der Anklage auf Hochverrat, der Rolle der Reichsfürsten, die gegen den Verräter auf Seiten des Helden stehen, dem Morde, den der Held übereinstimmend an einem Verwandten des Kaisers begeht, worin der direkte Anlaſs zu Ächtung

und Abenteuerfahrt gegeben ist. 2. Auf dieser Fahrt stimmen überein beider Begegnung mit den Langohren und mit Riesen; außerdem etwa: die Befreiung einer Jungfrau, beider Kampf gegen den König von Babel.

Daraufhin frägt der Verf. (S. 19): 'Welche bisher konstatierten Parallelstellen beider Dichtungen sind allgemeiner Natur, sogenannte Typen?'[1] Hierauf die Antwort: daß die Verknüpfung des ersten und zweiten Teiles eine im mittelalterlichen Abenteuerroman übliche ist, und daß die Übereinstimmungen der Abenteuerfahrt Gemeinplätze aus Physiologen und Reisebeschreibungen sind.[2] So ergibt sich hieraus (S. 23): 'Eine Benutzung des mhd. Gedichtes von Herzog Ernst von seiten des Verfassers des altfranzösischen Epos von Huon de Bordeaux ist somit nicht anzunehmen.'

II. Teil. Dem negativen Resultat im ersten Teil entspricht ein positives im zweiten: Denn wenn es auch andere Motive sind, die Huon in der *Esclarmonde* dazu bringen, Raoul, den Neffen des Kaisers, zu töten, als die Beweggründe zum gleichen Mord im *Herzog Ernst*, so ist die Darstellung des Mordes und der Vorgänge nach demselben in beiden Gedichten identisch (S. 25): 'Im ersten Teil beider Dichtungen haben wir einen Helden, der einen Neffen des Kaisers von Deutschland im Beisein desselben innerhalb der Hofburg aus Rache ermordet. Beide Helden werden verfolgt und später in ihrer Hauptstadt belagert.[3] Nach längerer Belagerung und blutigen Kämpfen geben die Helden den vergeblichen Widerstand gegen die Übermacht des Kaisers auf und verlassen die Heimat...' Die Abhängigkeit beider Gedichte in diesen Partien zeigt sich weiterhin darin, daß die *Esclarmonde* den deutschen Kaiser als Widersacher des Helden beibehält, und in einer Anzahl einzelner Züge, von denen Engelhardt (S. 28—31) zwölf mitteilt und mit Zitaten belegt.

Auch die Abenteuerfahrt zeigt eine Anzahl verwandter Episoden, die in gleichem Zusammenhang und in gleicher Reihenfolge stehen: die Fahrt durch das Lebermeer; das Landen am Magnetberg; Rettung vom Hungertode, indem Greifen den sich Totstellenden davontragen; Verfertigen eines Floßes, auf welchem der Gerettete sich dem Strudel anvertraut; unterirdische Fahrt; von Edelsteinen hell erleuchtete Stelle, Huon bringt eine Anzahl der Steine mit nach Hause; Ernst den 'Weisen' für die deutsche Kaiserkrone. Auch hier wird die Verwandtschaft durch neun Einzelzüge belegt, denen sich vier weitere anschließen, in denen die Helden gleicherweise dem Kaiser Edelsteine zur Versöhnung mitbringen und Parallelen bei Besuch und Verteidigung des Heiligen Grabes erzählt werden.

---

[1] Lies: sog. stehende Typen. Verf. braucht Typus bald im Sinne von Gemeinplatz, wie hier, bald im Sinne: poetisches Motiv, z. B. S. 20: 'Daß wir es hier in der Tat mit einem beliebten und häufig gebrauchten Typus zu tun haben.'

[2] Ausnahme (S. 22): 'So bleibt von allen konstatierten Parallelstellen nur eine einzige übrig, die sich nicht als ein gemein episches Motiv typischen Charakters darstellt: die Episode von dem wunderbaren Volke der Langohren.' Das ist nicht richtig. Die Langohren kommen in jedem Physiologus vor. Ich glaube auch in Manuskripten Abbildungen von ihnen gesehen zu haben. Aus dem Nachepos habe ich folgende Stellen notiert: *Fier.* 4749 Si avoit .n. oreilles onques ne furent tels, — Cascune tenoit bien demi sestier de blé; — Sor sa teste les torne quant le(s) souprent orez. *Gaufr.* 5963, ebenso ... Sus sa teste les met le paien aversier. In *Bataille Loq.*, s. *Hist. Litt.* XXII, S. 532, besitzt Isembart ein solches Paar.

[3] Irrig. In der ältesten Fassung, die wir besitzen, wie in den jüngeren ist Ernst nicht in dem belagerten Regensburg. Leute des Herzogs sind darin (1464). Dann aber schicken die Belagerten einen Boten an den Herzog 'dahin, wo er war' (1600).

Auch der Schlufs der Gedichte, die Versöhnung mit dem Kaiser, verrät solche Abhängigkeit, dafs der Verf. schreiben kann (S. 42): 'Von allen bisher konstatierten Parallelstellen beider Dichtungen ist die Übereinstimmung dieser beiden Episoden (1. Verkleidung als Pilger; der Kaiser gewährt dem Unbekannten Verzeihung und kann dann nach Erkennung sein Wort nicht zurücknehmen. 2. Geschenke aus dem Orient; Erzählung der Erlebnisse) wohl die auffallendste. In keinem wesentlichen Zuge weicht die Darstellung des französischen Gedichtes von der des deutschen ab.' Hierfür gibt Verf. abermals acht Parallelstellen.

Zum Schlusse tritt Verf. der Frage näher, welche von den Versionen der Ernstsage Quelle der *Esclarmonde* gewesen sei. Hierauf scheint ihm das lateinische Gedicht *Ernestus* des Odo von Magdeburg den gröfsten Anspruch zu haben (?). Aber zwei Parallelstellen: das Betrauern der gestorbenen Gefährten auf dem Magnetberge und das Mitbringen von Edelsteinen, fehlt dem lateinischen Gedichte. So kommt der Verf. zu folgender natürlichen und interessanten Erklärung (S. 47): Die niederrheinische Version des *Herzog Ernst* (erhalten sind Bruchstücke: Bartsch A) zeigt eine stark ans Niederländische streifende Mundart. Der Verf. des *Huon* ist aus St-Omer; der Verf. der pikardischen *Esclarmonde* kann nicht weit davon zu Hause sein (?). In St-Omer wird aber erst seit dem 18. Jahrhundert nur französisch gesprochen. Im Mittelalter sind wir hier auf der französisch-flämischen Sprachgrenze. Da wir nun im 13. Jahrhundert in der Blütezeit flandrischen Hoflebens sind, so ist es wohl möglich, dafs der zweisprachige Verf. der *Esclarmonde* am Hofe der flämischen Grafen das Gedicht von Herzog Ernst hat kennen lernen (51). Andererseits ist es natürlich auch möglich, 'dafs der Franzose durch mündliche Übertragung den Inhalt des niederrheinischen Gedichtes' kennen gelernt hat, wofür parallele Beispiele aus der Zeit gegeben werden (S. 53).

So hat Verf. die Aufgabe in überzeugender Weise gelöst. *Huon* und *Herzog Ernst* sind nicht verwandt; die *Esclarmonde* dagegen ist eine auf *Huon* übertragene französische Version des *Herzog Ernst*. Ich gratuliere ihm und dem Seminar, in dem die Arbeit entstand, zu dem Erfolg. Aber warum verrät der Titel nichts von der *Esclarmonde?* Wenn die Arbeit beweist, dafs diese nur äufserlich zum *Huon* gehört, warum deckt sich da der Titel nur mit den negativen Resultaten der Arbeit und nicht mit den positiven, weit wichtigeren? Es ist doch nicht das ein Erfordernis, dafs ein Titel kurz sei, sondern dafs er nach Möglichkeit kurz sei, aber sich mit dem Gesamtinhalt decke als eine auf knappste Form gebrachte Inhaltsangabe. Die *Esclarmonde* durfte in dem Titel nicht fehlen, ja mufste an erster Stelle stehen.

Bis auf diese rein bibliographische Ausstellung können wir die literarische Forschung über die *Esclarmonde* als abgeschlossen betrachten. Nicht so allerdings die Forschung über den *Herzog Ernst*. Wir haben also jetzt eine bisher unbekannte französische Version von ihm, die wahrscheinlich von seiner älteren Gestalt ausgeht, welche wir im Original nur in Bruchstücken besitzen. Diese französische Version zeigt zahlreiche Unterschiede mit der deutschen, so dafs wir verpflichtet sind, die Abweichungen zu untersuchen, ob sie uns nicht Fingerzeige für die Komposition des *Herzog Ernst* geben. Engelhardt hat diese nicht ganz leichte Frage folgendermafsen erledigt (S. 53): 'Nehmen wir aber an, dafs auch unser Dichter auf diesem oder jenem Wege durch mündliche Überlieferung den Inhalt des niederrheinischen *Herzog Ernst* kennen gelernt hat, so würde dadurch auch zu gleicher Zeit die eigentümliche Art und Weise, mit welcher der Franzose die deutsche Dichtung sich nutzbar gemacht hat, ganz von selbst eine rasche und, wie mir scheint, auch sehr einleuchtende Erklärung finden. Was der französische Dichter bei der spä-

teren Abfassung der *Chanson d'Esclarmonde* von dem Gehörten noch in der Erinnerung hatte, das hat er benutzt und innerhalb des Rahmens seiner Erzählung an passenden Stellen eingeflochten. Manche Episode des deutschen Gedichtes, wie z. B. die Ermordung des Verräters, das Abenteuer am Magnetberg und die Versöhnungsszene mit dem Kaiser, hatte sich dabei seinem Gedächtnis mit aller Schärfe eingeprägt und wird demgemäfs mit nur geringfügigen Abweichungen reproduziert. Andere dagegen schweben ihm nur noch unklar und verschwommen vor, z. B. die Belagerung von Regensburg, die Fahrt auf dem Strudel durch den Diamantberg — hier zeigt sich die unklare Vorstellung besonders deutlich[1] — und der Kampf gegen die Sarazenen in Palästina, was sich naturgemäfs in der Wiedergabe dieser Episoden bemerkbar macht.'

Also: Einzelne Partien, die Kernpartien des Ganzen, sollen dem Franzosen so gegenwärtig gewesen sein, dafs man sie (S. 31) 'als freie Übersetzungen aus dem deutschen Gedicht' bezeichnen kann, andere schweben ihm nur noch unklar und verschwommen vor, andere — und das war es, was wir hören wollten — hat der Übersetzer bereits ganz vergessen. Mit solch sporadischer Gedächtnisschwäche kann man weder in vorliterarischer, noch in literarischer Zeit arbeiten, am wenigsten aber mit unzweifelhafter Beziehung auf einen jener Spielleute oder Trouvères, die 50 000 und mehr Verse in ihrem Kopfe beherbergen konnten, und deren einer, Brisebarre de Douay, umfangreiche Gedichte verfafste, ohne lesen und schreiben zu können.[2]

Wo in der *Esclarmonde* Lücken gefunden werden, müssen wir, wenn wir eine Auslassung befürworten wollen, Gründe für eine solche angeben, und wenn wir das nicht können, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dafs wir es nicht mit einer Lücke der *Esclarmonde*, sondern mit einer Interpolation des erhaltenen *Herzog Ernst* zu tun haben.

Für die Dissertation betrifft diese Auseinandersetzung nur Nebenfragen, die sie nur berühren wollte. Ihr Hauptteil wird sich dagegen als solide Unterlage bei Lösung der Fragen erweisen, die für den *Herzog Ernst* allerdings Hauptfragen sind.

München. Leo Jordan.

Ernst Pein, Untersuchungen über die Verfasser der Passion und der Vengence Jhesucrist, enthalten in der Handschrift No. 697 der Stadtbibliothek zu Arras. Greifswalder Dissertation. 1903. 43 S.

Seitdem J.-M. Richard in der Einleitung zu seiner Ausgabe des *Mystère de la Passion* (Arras, 1891) die schon vor ihm ausgesprochene Vermutung, Eustache Mercadé habe aufser seinem *Mystère de la Vengeance de Jésus-Christ* auch die in der einzigen Handschrift diesem vorangehende Passion verfafst, durch einige Gründe zu stützen versucht hatte, war für die meisten die Frage in diesem Sinne erledigt; vgl. z. B. Gröber im *Grundrifs* II 1, S. 1229 und Petit de Juleville, *Histoire de la langue et de la littérature française* II, Paris 1896, S. 414. Nur E. Stengel hat in der

---

[1] Widerspruch: Über dieselbe Partie äufsert der Verfasser S. 88: 'Es liegt daher die Vermutung nahe, dafs in der ursprünglichen *Chanson d'Esclarmonde*, auf welche diese beiden jüngeren Bearbeitungen zurückgehen, die Übereinstimmung mit der deutschen Dichtung eine noch bei weitem auffallendere gewesen sein mufs.' — Ich füge zu: Nach Ausweis der Quelle der Abenteuer, Sindbads sechster Reise, ist sogar die Partie der 10-Silb.-Redaktion ursprünglicher als der *Herzog Ernst*.

[2] Aus Paris *Bib. Nat. Nouv. Acq.* 4237 fol. 1 v. a. *brisebarre de douay* ... *n'estoit point clers ne ne savoit lire n'escripre.* (Vgl. P. Paris *Manuscrits français* V p. 48.)

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XVII, 1895, 2. Hälfte S. 218—219 die Begründung Richards als wenig stichhaltig hingestellt. Auch Referent zweifelt an der Berechtigung der von Richard gezogenen Schlüsse. Wenn der Prescheur am Anfang der *Vengeance* eine früher erfolgte Aufführung der *Passion* erwähnt, so könnte dies wohl höchstens beweisen, daſs die *Vengeance* zu dem Zwecke verfaſst worden ist, um im Zusammenhange mit der *Passion* dargestellt zu werden (eine Verbindung, für die ja verschiedene Belege vorhanden sind); und daſs beide Stücke in einer Handschrift überliefert sind, ist vielleicht eben durch die gemeinsame Aufführung genügend erklärt. Übrigens hat die *Vengeance* auch einzeln handschriftlich existiert. Eine der ehemals M. de Bombarde gehörigen Handschriften, die jetzt verschollen zu sein scheint, enthielt: *Tragédie de la vengeance de J. C., ou destruction de Jérusalem, écritte sur vélin dans le 15ᵉ siècle, avec miniatures, divisée en 3 journées;* vgl. H. Martin, *Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de l'Arsenal* VIII, Paris 1899, S. 284. Dem gegenüber kann man, wegen der vielfach entstellten Überlieferung, der Arraser Handschrift nicht einmal den Vorzug hoher Ursprünglichkeit zusprechen.

Pein sucht nun in seiner Diss. Mercadé positiv die Verfasserschaft an der *Passion* abzusprechen und zwar aus zwei Gründen. Indem er zuerst eine ausführliche Inhaltsangabe der *Vengeance* mit eingestreuten Textproben liefert, weist er auf die Neigung ihres Verfassers zur Einschaltung allgemeiner Betrachtungen hin, die also ein wesentliches Merkmal der Darstellungsweise Mercadés zu bilden scheinen, der *Passion* aber ganz abgehen.[1] Zweitens gibt er eine Zusammenstellung der in der *Vengeance* vorkommenden Strophenbildungen[2] und weist auch in dieser metrischen Hinsicht einen ziemlichen Unterschied zwischen beiden Stücken nach, nämlich, daſs die *Vengeance* der *Passion* darin nicht nur quantitativ (z. B. nur 2 Rondels gegen 24 der *Passion*), sondern auch qualitativ nachsteht. Eine sprachliche Untersuchung, die schon Stengel als unentbehrlich für die Entscheidung der Frage bezeichnet hatte, hat Verfasser in der vorliegenden Schrift nicht ausgeführt. Sie müſste um so mehr geliefert werden, als beide Dramen sich der, in den wesentlichen Zügen übereinstimmend pikardisch gefärbten, Schriftsprache bedienen und den in die Augen fallenden Übereinstimmungen gegenüber nur verhältnismäſsig kleine Unterschiede zu konstatieren sind; so z. B. reimt die *Passion* Jhesu Crist (Nominativ) mit dit, wogegen die *Vengeance* Jhesucris (Obliquus): escrips bindet.

Da der Verfasser sich die Mühe einer vollständigen Abschrift der *Vengeance* gemacht hat, steht wohl zu erwarten, daſs er sich noch weiter mit dem Texte befassen wird. Zu einer Quellenuntersuchung hat er bereits nebenbei einige Notizen gebracht und hat auch festgestellt, daſs das in sieben Drucken überlieferte viertägige *Mystère de la Vengeance de Notre-Seigneur* nur eine Erweiterung des Arraser Textes ist. Daſs es noch eine dritte, aber älteste dramatische Behandlung desselben Stoffes gegeben haben muſs, scheint Pein entgangen zu sein. Die 1396 und 1432 in Nevers zur Darstellung gebrachte Verbindung einer *Passion* und einer *Vengeance*, wobei jedes Stück nur einen Tag beanspruchte, kann nicht mit dem Inhalt der Arraser Handschrift identifiziert werden, da deren Stücke vier und drei Tage umfaſsten und auſserdem Mercadé, der erst 1440 gestorben

[1] Daſs auch nur in der *Vengeance* sich Anspielungen an Zeitverhältnisse finden, und ebenso die Person des Meneur du jeu, hat bereits Richard selbst anerkannt.

[2] Dabei sind einige der Schemata für die Reime durch Druckfehler entstellt worden; ein Versehen liegt in Nr. 4 auf S. 36 vor, wo das Schema *aabaab bbcbbc cb* heiſsen muſs und in dem Text der Strophe die vierte Zeile fehlt.

ist, nicht wohl schon um 1396 geschrieben haben kann. Leider ist nichts Näheres über die in Nevers aufgeführten Stücke bekannt (vgl. *Bulletin de la Société Nivernaise des sciences, lettres et arts, Seconde série,* t. VIII, Nevers 1880, S. 145—146), so dafs sich kaum etwas über das Verhältnis jener *Vengeance* zu Mercadés Drama wird feststellen lassen.

Halle a. S. Walther Suchier.

Oscar Kühn, Medizinisches aus der altfranzösischen Dichtung.

Abhandlung zur Geschichte der Medizin, herausgegeben von H. Magnus, M. Neuburger und K. Sudhoff. Heft VIII. Breslau 1903. 147 S.

Die Behandlung medizinischer Gegenstände in der Dichtung kann selbstverständlich kein vollgültiges Bild von dem Zustande der Medizin im gleichen Zeitraume geben. Denn die Verfasser haben entweder nur die Anschauungen des Volkes im Auge, oder sie verwerten den wissenschaftlichen Standpunkt ungenau, unvollständig oder in einer für ihre Zwecke modifizierten Form. Wenn das nun im Prinzip auch für die altfranzösischen Dichtungen vorwiegend des 13. Jahrhunderts gilt, mit denen sich die vorliegende Abhandlung beschäftigt, so liegen doch die Verhältnisse insofern günstig, als zur damaligen Zeit eine wissenschaftliche Medizin im heutigen Sinne noch nicht existierte und noch weite Kreise des Volkes sich mit den Krankheiten befafsten. Daher spiegeln die überraschend reichlichen Angaben über medizinische Dinge die in jener Zeit herrschenden Anschauungen weit besser wieder, als es in späteren Dichtungen der Fall sein würde. Die reichhaltige und sorgfältige Schrift erweckt deshalb unser lebhaftes Interesse. Wir hören manches über die Entstehung der Krankheiten, von denen einzelne, vor allem der Aussatz, eingehend beschrieben werden. Sie wurden vielfach von Gott als Strafe verhängt, aber auch durch intensive seelische Eindrücke, besonders aber auch durch äufsere Schädlichkeiten hervorgerufen, so durch Unmäfsigkeit, durch schlechte Witterung, verdorbene Luft, Hitze, Anstrengungen usw. Wir erfahren, wie die Gesunden sich zu den Kranken verhielten, und wie die Heilung geschah. Direkte und indirekte Wirkung der Heiligen spielte eine grofse Rolle, ferner gab es viele Wundermittel, aber auch allerlei praktische Mafsnahmen, wie Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, Schwitzen, Aderlafs, Klistiere. Ein umfangreicher Abschnitt, in dem Verfasser die einzelnen vorkommenden Krankheiten zusammenstellt und nach den Angaben der Dichtung beschreibt, macht den Schlufs der aufser den angeführten noch manche andere Gesichtspunkte behandelnden lesenswerten Abhandlung.

Göttingen. H. Ribbert.

Wohlfeil, Oberl. Dr. P., Die deutschen Molière-Übersetzungen.

Frankfurt a. M., C. Adelmann, 1904. 48 S.

Diese bibliographisch-literarische Studie gibt eine sehr willkommene Übersicht über die deutsche Übersetzungskunst, die sich seit mehr denn zweihundert Jahren an Molière geübt hat. Sie verzeichnet ein Dutzend Gesamt- oder Teilübertragungen der Werke des französischen Meisters und fügt die Liste der zahlreichen Verdeutschungen einzelner Stücke hinzu: hier ist es *Tartuffe*, der die meisten Übersetzungen aufzuweisen hat. — Über die ältesten Molière-Verdeutschungen (Frankfurt 1670; Nürnberg 1694 und 1695 f.) gibt es Monographien von Eloesser und von Spirgatis. Wohlfeil steht diesen Vorgängern und auch Paul Lindau mit selbständigem Urteil gegenüber; seine zum Teil abweichende Auffassung begründet er mit überzeugenden Proben. Es ist ein weiter Weg, der von der kunstlosen Prosaversion des Frankfurter Drucks und den sprachmeisterlichen Bemühungen der Nürnberger Bände über die Travestierung, mit der

H. Zschokke um 1810 Goethes Unwillen erregte, bis zu der glänzenden Leistung L. Fuldas führt: man legt ihn unter der kundigen Führung des Verfassers gern zurück. — Die biographische Notiz über Molière von 1682 einfach als La Granges Arbeit anzusprechen (S. 12), ist nicht ratsam. Die Frères Parfait sind es, die sechzig Jahre nach Erscheinen die anonyme Notiz La Grange und Vivot zugeschrieben haben (1746). Worauf ihre Angabe beruht, wissen wir nicht. Aber nach allem, was wir von La Grange, dem Verfasser des bekannten Registers, kennen, besafs er kaum die literarische Bildung, die wir bei dem Redaktor der Notiz von 1682 voraussetzen müssen. H. M.

Bédier, Joseph. Etudes critiques. Paris, Colin, 1903. XI, 295 S.

Der Band vereinigt fünf Studien ungleichen Umfanges. Die beiden gröfsten (*Chateaubriand en Amérique, vérité et fiction* und *Etablissement d'un texte critique de 'L'entretien de Pascal avec M. de Saci'*) sind zuerst in der *Revue d'histoire littéraire de la France* (Vol. VI, VII und IX) erschienen. Den Aufsatz *'Le Paradoxe sur le Comédien' est-il de Diderot?* brachte die *Revue latine* (Februar 1903). Die nur wenige Seiten umfassenden kleineren Artikel tragen die Titel: *Le texte des 'Tragiques' d'Agrippa d'Aubigné* und *Un fragment inconnu d'André Chénier*.

Für die Verse *A Miss Cosway*, die bisher im Anhang zu Chéniers Werken als Huldigung des polnischen Dichters Niemcewicz aufgeführt worden sind, wird aus äufseren und inneren Gründen die Autorschaft Chéniers in Anspruch genommen. — Die Ausgaben der *Tragiques* von L. Lalanne, von Ch. Read und von Réaume et de Caussade sind alle drei unkritisch, da sie nicht auf einer philologischen Prüfung des Verhältnisses der beiden alten Drucke (1. von 1616; 2. undatiert) und der beiden Manuskripte (1. von Schloss Bessinges; 2. vom Brit. Mus.) beruhen. Ein kritischer Text der *Tragiques* mufs die zweite alte Ausgabe wiedergeben, deren allfällige Versehen durch die Handschrift von Bessinges zu kontrollieren sind. — Auf Grund von fünf Handschriften und zwei Ausgaben des 18. Jahrhunderts, deren Filiation festgestellt wird, druckt Bédier einen kritischen Text des *Entretien*, dem von den bisherigen Herausgebern Havet am nächsten gekommen ist. — Dafs Chateaubriand, der in Tat und Wahrheit nur fünf Monate in Nordamerika gewesen ist, in seinem Reisebericht (*Voyage en Amérique*) furchtbar aufgeschnitten hat, dafs er seinen Besuch bei Washington erfunden, den Schauplatz seiner Indianerdichtungen nie selbst gesehen u. s. f., deckt Bédier in siegreicher Weise auf. Zugleich bezeichnet er die drei älteren (ein französisches und zwei englische) Reisewerke, die Chateaubriand für seine Zwecke ausgeschrieben hat, und entwickelt sehr fein die Autosuggestion, der der Autor schliefslich erlag, indem er seine Aufschneidereien selbst für Wirklichkeit nahm. Bekanntlich hat Titus Tobler mit guten Gründen auch manches an Chateaubriands *Itinéraire* längst als verdächtig bezeichnet, und so reicht denn der Mystifikator Chateaubriand dem alten Mandeville die Hand, der fünfhundert Jahre zuvor auch schon die Zeitgenossen durch seine plagierten Reiseerlebnisse in Staunen versetzt hatte. — Den Streit um die Echtheit des *Paradoxe* Diderots und um die Glaubwürdigkeit Naigeons, den E. Dupuy 1902 entfacht hat (cf. *Rev. d'hist. litt.* IX, 500 ff.), und an welchem Lanson, Larroumet, Faguet, Tourneux, Doumic etc. sich beteiligt haben, hat Bédier mit souveräner methodischer Überlegenheit und einer philologischen Akribie, die die Eleganz nicht ausschliefst, zu Gunsten der Glaubwürdigkeit Naigeons entschieden und damit auch zu Gunsten der Annahme der Autorschaft Diderots.

Diesen interessanten, fesselnden Aufsätzen hat Bédier eine bemerkenswerte Vorrede vorausgeschickt. Er hebt als das gemeinsame Charakteristi-

kum der fünf Studien hervor, daſs darin Werke der modernen Literatur nach streng philologischer Methode, auf Grund eingehendster, geduldigster Textkritik behandelt sind. *Soumettre la critique littéraire à l'esprit scientifique* ist die Devise der *Revue d'histoire littéraire de la France*, in deren *Conseil* Bédier sitzt, und deren Richtung dieser Band *Etudes critiques* vertreten soll. Sie wollen Beispiele induktiver literarischer Kritik geben. Sie wollen jene wissenschaftliche Sinnesart dokumentieren, die darin besteht, daſs man beobachtet, ehe man urteilt und konstruiert; daſs man alles verifiziert, was überhaupt verifizierbar ist, und sie dokumentieren zugleich den groſsen Scharfsinn, den Bédier in den Dienst dieser Methode stellt, und das groſse Darstellungstalent, das er besitzt. Zu dem kurzen wissenschaftlichen Bekenntnis, das dieses Vorwort bringt, würde auch der Mann seine freudige Zustimmung ausgesprochen haben, dessen Lehrstuhl am Collège de France Bédier nun einnimmt: Gaston Paris. H. M.

Maccabez, E., F.-B. de Félice et son Encyclopédie, Yverdon 1770—80. D'après des documents inédits. (Lausanner Inauguraldissertation.) Bâle, Birkhäuser, 1903. XIII, 204 S.

Unter den Nachdrucken und Plagiaten der Diderotschen *Encyclopédie* nimmt das von 1770—80 in 58 Quartbänden zu Yverdon erschienene, von de Félice unternommene Werk durch seine relative Selbständigkeit und durch seinen ausgesprochen schweizerisch-protestantischen Charakter eine besondere Stellung ein. Nur etwa ein Viertel seiner Artikel sind unverändert aus Diderots *Encyclopédie* plagiert; und wenn es die materialistische Doktrin bekämpft, so lehnt es auch den intransigenten Calvinismus ab. Rousseaus Geist lebt in diesen Bänden, denen auch A. von Haller, nachdem er mit dem französischen Unternehmen gebrochen (1772), seine medizinische Mitarbeiterschaft schenkte. Es ist eine sehr verdienstliche Arbeit, die diese Verhältnisse erörtert und, indem sie ein Stück literarischen Lebens der Suisse romande aufhellt, auch ein neues Licht auf die Welt der Enzyklopädisten — *les Français*, wie sie Félice nennt — wirft.

H. M.

Louis Lagarde et Dr. August Müller, A travers la vie pratique. Morceaux de conversation sur Paris, Berlin et autres sujets, avec questionnaires et vocabulaire. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VI, 198 S. M. 2,40.

Das sorgfältig zusammengestellte und gut durchgearbeitete Buch enthält fünf Kapitel: 1. *Généralités sur Paris;* 2. *Huit jours à Paris (Dialogues);* 3. *Berlin comparé à Paris;* 4. *Sujets divers de la vie pratique;* 5. *Historiettes et narrations empruntées à la vie moderne.* Die drei ersten Kapitel, die ihren Stoff in recht interessanter Weise erschöpfend behandeln, sind von Questionnaires begleitet, die sich zum gröſsten Teil, wie es sich gehört, an den vorangehenden Text anschlieſsen und ihn sprachlich 'durchkneten', zum Teil aber auch von ihm abschweifen und an die Schüler — denn für diese ist das Buch ja doch geschrieben — zu hohe Anforderungen stellen. So gleich im ersten Stücke, das von der *Importance générale de Paris* handelt. Die Weltausstellungen werden erwähnt, und im Questionnaire dazu werden Fragen gestellt über die Rolle Deutschlands dabei, sowie über die Industrien, durch die sich Deutschland dabei ausgezeichnet hat, ohne daſs dem Schüler die notwendige Vokabelhilfe dazu im Texte auch nur angedeutet wäre. Das ist vielleicht nicht ganz ungefährlich. Ich fürchte, die Schüler werden solche und ähnliche etwa aus dem Rahmen der Textdurcharbeitung herausfallenden Fragen nur mit Hilfe des Lehrers beantworten können. Doch will dieser Einwand wenig besagen

gegen die sonstigen Vorzüge des Buches, das in ansprechender Form den oberen Klassen aufserordentlich viel bietet.

Das vierte Kapitel enthält kurze Belehrungen aus Natur- und Gesellschaftsleben, das fünfte eine Reihe Erzählungen, wie die berühmte 'Gefrorene Nase' von Dumas und 'Die Zigarren des Herrn von Bismarck' vom Grafen d'Hérisson.

Nur auf eines möchte ich hinweisen, wofür allerdings die Verfasser Lagarde und Müller (beiläufig: hätte Herr Dr. August Müller nicht die französische Schreibung seines Titels auf dem Titelblatte vorziehen sollen?) nicht verantwortlich zu machen sind: Es ist der hohe Preis des Buches. Die Verleger überschätzen zweifellos den Geldbeutel der Eltern, wenn sie für Bücher, die doch nur als Stütze des Unterrrichtes, als Lehrbücher zweiten Ranges empfunden werden, so hohe Preise fordern. Und wenn sich bei der Stärke des Buches der Preis durchaus nicht billiger berechnen liefs (was ich bezweifle), dann hätten die Verfasser lieber etwas von ihrem Material weglassen sollen, als dafs sie durch den Preis von M. 2,40 die Käufer abschrecken liefsen. Das Buch würde sicher, wie es verdient, weitere Verbreitung finden, wenn es billiger wäre.

Berlin. Emil Penner.

J. Schnitzler, Sully Prudhommes Gedichte in deutschen Versen, mit einer franz. Vorrede von Sully Prudhomme. Société d'éditions littéraires et artistiques Paul Ollendorf, Verlag, Paris-Berlin-Leipzig. — Berlin, ohne Jahreszahl.

In der 'Châtenay, 3 mai 1902' datierten Vorrede sagt der Dichter zu dem Übersetzer in einem Briefe:

Celles de mes poesies dont la forme semblait opposer à une traduction fidèle un obstacle invincible, telles que, par exemple, Sésame, la Chanson des Métiers, et surtout Enfantillage, ont cédé à votre savante habileté.

Es wird genügen, aus den genannten, hinlänglich bekannten Gedichten einige beliebige Stellen als Proben von Schnitzlers Übersetzungskunst anzuführen.[1]

S. 43—44: *Sesam*. (Die arabischen Ziffern bedeuten die Strophen.)

1. Wenn jede heifs durchwachte Nacht
Beschleunigt' doppelt Todes Macht,
Sollt' dennoch nicht mein Wille weichen,
Mein Herz durch Laute zu erweichen,
Inmitten Wohlklang stürb' ich sacht.

2. Sobald mein Tagewerk zu End',
Sobald erfüllt die Pflicht der Händ',
Kommt Nacht mein Dasein mir beglücken,
Denn in der Seel' glanzvoll Entzücken
Liebvoll steig' ich hinab behend.

Aus 5: ... Ich schlepp' Hektor entlang's Gefilde,
Ich wasch' Helenas Füfs' so milde,
Ich schwör' und dux' Jupiters Söhn'.

7 beginnt: Auf mein Geheifs steigt Ihr empor
In meine Paläst' von Marmor — —

Aus 8: Und fern von Habgier, die erfrecht,
Nur Hafs und Zwist in Herzen regt,
Leg' ich manch' grofser Städte Staffeln — —

---

[1] Cf. *Archiv* CX, 485.

S. 71—72. Das *Handwerkerlied*, Schlufsstrophe:

Ermattet, doch mit dem Geschicke zufrieden,
Wenn Tagwerk vollendet zur Ruh' sie beschieden,
Kehrt jeder heim bei Abendrot,
Willkommen den rüst'gen Gattinnen;
Ihr begehret der Seelen leicht kosende Minnen:
Eure Liebe verursacht den Tod.

S. 78—81. *Kinderei.* (Ähnelt im Stoffe z. B. Heines 'Mein Kind, wir waren Kinder', *Buch der Lieder* 41.) In der vierzeiligen Strophe sollen 1 mit 4 und 2 mit 3 reimen. Da das ganze Gedicht zu lang, gebe ich nur zusammenhängende Bruchstücke.

Wie am Rosenstrauche zaudert,
Bei dem ersten Grufs,
Schmetterling nicht wagt den Kufs
Und schaudert,

Dann von Blatt zu Blatte steigt,
Fragt sich, ob er koste
Honigseim, den ihm die Knospe
Darreicht;

So wagt nicht zu dieser Stunde
Mein arglos Gelüst
Empor von Hand, die's Herz geküfst,
Zum Munde.

Und weiterhin:

Machten Sie nicht viel Umständ',
Waren gar geschäftig
Mit Kleid — hielten Pupp' bedächtig
In Händ'?

So hübsch wir trieben unser Fug,
Spielten, scherzten, lachten,
Das zum Haushalt bald wir machten
Versuch.

Wenn ich zu früh Poet, dem Füfslein
Zollte mein Anbeten,
Sie, zu früh so schön, Sie drehten
Mir's Köpflein.

Wir spielten Mittag, Tanz im Ton;
Sie meinten, man beginne
Die Hochzeit nicht im wahren Sinne
Darohn.

Zu diesen durch die oben angeführte Erwähnung des Dichters veranlafsten Zitaten füge ich aus dem 100 Seiten starken Bändchen noch eine Probe hinzu aus S. 81—82: *Gewandt — im Latein.* (Schildert die Liebe des Gymnasiasten zum Backfisch.)

1. Im Alter waren Sie, da ranken
Zwei Flechten noch auf Nacken weifs;
Doch wo das Kind, das sie umschwanken,
Der schönen Lasten fühlt den Preis.

2. Das Alter, das den Blick schon ladet,
Wo's Kleid nimmt minder kurz Gestalt;
Wo anstandsvoll, vor Mutter, g'rade
Das Mägdlein hin zur Lehrstund' wallt.

3. Wo es ein schiefes Mäulchen drehet,
Wenn grofser Bube sie noch duzt;
Wo es das Spielen stolz verschmähet
Mit Puppe, die von Kleie strutzt.

4. Da ging mein allerhöchstes Sehnen
Nicht nach dem Glück, zu kühn, zu toll,
Meine Lieb' mit Lieb' gekrönt zu sehen,
Doch sterben für Sie ehrenvoll.

Soviel zur Beurteilung der sprachlichen und metrischen Meisterschaft dieser Übersetzung.

Charlottenburg. George Carel.

Petrarcas poetische Briefe in Versen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. Friedersdorff. Halle a. S., Niemeyer, 1903. M. 6.

Mit den lateinischen Dichtungen Petrarcas ist Friedersdorff schon seit Jahren beschäftigt. Bereits 1896—98 zeichnet er in Gröbers *Zeitschrift* eine lehrreiche Arbeit über die poetischen Vergleiche in P.s Africa, die zu einer trefflichen Charakteristik des lyrischen Epikers führt und seine Originalität ins richtige Licht setzt. In mehreren Programmen des Stadtgymnasiums zu Halle setzt er diese verdienstliche und auch mühevolle Arbeit fort. Hier gibt er nun eine metrische Übersetzung der sechsthalb Dutzend lateinischer Episteln,[1] die P. nach Horazens Vorbild an Freunde wie Guglielmo da Pastrengo, Barbato da Sulmona, Giovanni Colonna, Boccaccio, Socrates etc. gerichtet hat.

Das Horazische Versmaſs, das Petrarca befolgt, ersetzt Friedersdorff durch fünffüſsige Iamben. Diese Wahl erscheint sehr glücklich. Auch daſs einige Epitaphien und andere mehr lyrische Gedichte in gereimte Verse gebracht sind, wird Beifall finden.

Die Übersetzung ist vortrefflich, geschmeidig der Iambus, geschmackvoll der Ausdruck, treffend die Nuance. Der poetische Glanz des Originals ist erhalten. Es ist ein Genuſs, Fr.s Text zu lesen. Den Franzosen bietet Develays verdienstliche Übersetzungsarbeit (*Bulletin du Bibliophile* 1882—85) lange nicht so viel.

Was man an der schönen Gabe Fr.s, zu der anläſslich des Jubiläums vom kommenden 20. Juli hoffentlich viele greifen werden, vermiſst, läſst sich an der ersten der Episteln, 'Widmung', zeigen.

Diese Widmung ist trotz Fr.s Zweifeln augenscheinlich mit Rossetti auf den *Canzoniere* zu beziehen: Petrarca meldet seinem Freunde Barbato

> was du einst gewünscht,
> Send' ich dir heut: von meinen *losen Liedern*
> Ein *Bruchstück*[2] ...

d. h. die *rime sparse*, wie er im ersten Sonett des *Canzoniere* sich ausdrückt, *rerum vulgarium fragmenta*, wie es im Titel des Vatic. 3195 heiſst. Er nennt die Gedichte, die er Barbato sendet, ausdrücklich Liebesgedichte, die in seiner Jugend — *tenero in ævo; sub prima ætate* — verfaſst worden seien, und bezeichnet sie am Schluſs geradezu als *nugæ* (cf. *nugellas meas vulgares*, *Senil.* XIII, 10). Wie z. B. *Ep.* I, 3 (an Äneas Tolomei aus Siena) eine rhetorische Amplifikation der Kanzone *Italia mia* darstellt, so ist diese erste Epistel der Sammlung eine Amplifikation des Widmungssonettes

> *Voi ch'ascoltate in rime sparse il suono,*

und das:

> Doch langsam löscht das Alter alles aus;
> Das Leben bringt uns Tod, Vergehn das Bleiben.
> Betracht' ich selber mich — ich ward ein andrer etc.[3]

ist eine Umschreibung von Vers 4 jenes Sonetts:

> *Quand' era in parte altr' uom da quel ch'io sono.*

---

[1] Die im 24. Buche der *Familiares* untergebrachten Episteln an Horaz und an Virgil sind von Friedersdorff nicht in die Übersetzung eingeschlossen.

[2] *Memor ergo precum, dilecte, tuarum*
Institui exiguam sparsim tibi mittere partem
Carminis

[3] *Omnia paulatim consumit longior ætas,*
Vivendoque simul morimur rapimurque manendo.
Ipse mihi collatus enim non ille videbor:
Frons alia est, moresque alii, nova mentis imago etc.

Auch das *Ma ben vegg'or sì come al popol tutto*
Favola fui gran tempo: onde sovente
Di me medesmo meco mi vergogno

kehrt in den lateinischen Versen wieder.

Wenn Cesareo recht hat, jenes ital. Sonett ins Jahr 1356 zu setzen (cf. *Giornale stor. della lett. it.* XX, 105), so wird auch die Epistel an Barbato aus dieser Zeit datiert werden dürfen. Daſs danach erst acht Jahre seit dem Tode der Laura verflossen wären, fällt nicht in Betracht. Sagt doch Petrarca selbst in der autobiographischen Epistel an die Nachwelt, daſs schon vor 1348 seine Liebe im Verlöschen war.

Daſs Fr. den zahlreichen Parallelen des Gedankens und des Ausdrucks, die sich zwischen den Episteln und den *Rime* finden, nicht nachgegangen ist und sie in seinen Anmerkungen nicht nachgewiesen hat, ist schade. Diese Anmerkungen hätten erheblich an Wert gewonnen, wenn sie mehr von *Petrarca spiegato con Petrarca* böten. Es ist aber selten auf ein anderes Werk Petrarcas verwiesen. Auch die neuere Petrarca-Literatur findet kaum Erwähnung noch Verwendung. Die Anmerkungen sind wesentlich exoterisch, meist geschichtlich; sie sind teilweise recht elementar, was darin seinen guten Grund hat, daſs Fr.s Übersetzung sich in erster Linie an Laien wendet, die sonst mit P. wenig vertraut sind.

Zum Schluſs als Probe Fr.s Wiedergabe der zwölften Epistel des zweiten Buches: Petrarca sendet mit dem Briefe einem Freunde selbstgezogene Birnen aus seinem Gärtchen in Vaucluse, und der Preis der edlen Früchte führt ihn zum Preis des italienischen Vaterlandes, wobei er, den Blick auf die Karte des Landes gerichtet, Italien mit einem Bein vergleicht und diesen Vergleich nun in seiner rhetorischen Art amplifiziert bis zur Verzerrung. Die Epistel zeigt die Vorzüge und die Schwächen seiner Kunst.

Die Birne.

Wenn damals, als die Welt in Gold erglänzte,
Noch von Saturn beherrscht, durch Hellas' Städte
Die Kunde von Italiens Obst auf Schwingen
Des Ruhms geflogen wäre, nimmer hätte
Euristheus den Alciden so viel Taten
Zu tun gezwungen; seine goldnen Äpfel
Besäſse noch der Hesperidengarten,
Vom Drachen schlecht bewacht; der König würde
Nach dieser Frucht verlangen und kein Gold
Dem anerschaffnen Wohlgeschmacke vorziehn.
Gesegnet bist du mehr als alle Länder,
Mein Latium, mein teurer Heimatstrand!
Mit Gold hat Ceres und mit Grün Minerva,
Mit Purpur Bacchus dich geschmückt; du schenkst
Den Ziegen Laub, den Bienen Honigblüten;
Rings grasen Herden fröhlich auf den Wiesen,
Die köstlich du mit klarem Wasser tränkst. —
Wie deine Gärten duften, deine Schachte
Von Golde funkeln, deine Wälder Schatten
Mit alter Bäume dunklem Laube spenden!
Geflügel schwärmt und Wild, des Jägers Freude,
Des Vogelstellers Lust; von Fischen wimmelt's
In deiner Seen Tiefe; rasche Ströme
Durcheilen deine Flur; es decken Häfen
Dir beide Seiten, deinen stolzen Sitz
Umrauscht des Doppelmeeres Brandung!
Aus Quellen sprudelt wunderbare Heilung;

Die Sonne lacht selbst im verborg'nen Tal:
Im Sommer spenden eis'ge Gletscher Kühlung,
In Winters Mitten leuchtet dir der Lenz
Und Himmelsblau an mildem Luftgestade,
Wo duft'ge Winde das Gewölk verjagen!
Mit hohen Zinnen pranget Stadt und Burg
Zum Schreck des Feindes; mächtig stehst du da,
Durch Klugheit und des Volkes trotz'ge Kraft.
  Dafs dir zu Land und See die Macht gegeben,
Die Lage kündet's an. — Als ob die Welt
Du mit dem Hacken stiefsest, hast Otranto
Dem Sporne gleich du vorgestreckt; du wirfst
Dem Meer des Nordens Brindisi entgegen
Als Beinesmuskel; doch nach Osten hin
Deckt Croton dein Gelenk; es stellt Tarent,
Die Griechenstadt, des Fufses Sohle dar,
Die Zehe Reggio, wo der West sich bricht,
Neapolis der Wade Mitte, Pisa,
An Arnos hohem Ufer, Genua
Den Oberschenkel, — deinen Rücken bildet
Venedig und Ravennas alte Burg
Und Rimini, des Reiches Grenze einst,
Ancona auch, das auf der Adria
Gewalt'ges Tosen stolz herniederblickt!
Was soll ich Mailand, das als Rückenmark
Dir Riesenkräfte gibt, was Padua,
Das mächt'ge, nennen? Wozu dich, Verona,
Das starke, — wozu dich, der Wissenschaft
Getreue Pflegerin, Bologna, dich,
Florenz, das mir das Leben gab, — vor alters
Die Blumenstadt genannt, doch nun verwelkt,
Zerrissen von des tollen Pöbels Hand,
Von Kämpfen todesmatt! Wozu den Strand
Der beiden Meere und am Bergeshang
Die beiden Gau'n besingen? Nimmer fände
Ein Ende solches Lied. — Inmitten steht
Reate, — steht, des Landes starkes Knie,
Das Haupt der Welt, steht Roma, allgebietend,
Des Herrn erhabne Burg, sein Erdensitz,
Und Blitze schleudernd hält's die Welt in Furcht,
Unsterblich durch Triumphe ohne Zahl! —
Sei mir gegrüfst, du kriegsgewalt'ges Land,
Du Lehrerin des Friedens! Hohe Geister
Sind dein erles'ner Schmuck; der Rede Wohllaut
Dein schönstes Kleinod; doch erhebt dein Haupt
Sich über andre meerumschlungne Länder!
Kein Sänger singt dein Loblied jemals aus,
Der Helden und des Rechts erhabne Mutter!
Einst sing' auch ich gewaltig deinen Ruhm! —
  Zu kurzem Liede bot der Obstbaum heut
Den Anlafs, — dafs von Ästen süfses Obst,
Nicht goldne Frucht, Italiens Fluren ernten,
Das galt's zu zeigen! Ich erprobt' es selbst!
Die eisigkalte süfse Birne hier,
Ein kleiner Teil vom Segen deiner Flur,
Schau sie nur an, sie lobt sich reichlich selbst.

H. M.

Tommaso Gnoli, Le Satire di Giovanni Giraud per la prima volta edite con uno studio biografico critico. Roma, E. Loescher et Co., 1904. 310 S. 8. Lire 3.

Der römische Graf Giovanni Giraud (sprich: ǧiràud), 1776—1834, verdiente schon längst ein eingehenderes Studium, als man ihm bisher in Zeitschriftenartikeln oder literarhistorischen Sammelwerken gewidmet hat. Nun sind mit einem Male zwei Bände über ihn erschienen unter dem gemeinsamen Titel: *Satire inedite e Commedie scelte di G. Giraud* (cf. unten S. 487). Die Verfasser, zwei junge *Laureati* der römischen Universität, hoffen, ihrem vergessenen Landsmann auch in weiteren Kreisen wieder zu Ehren zu verhelfen, indem sie unter seinen vielen und zum Teil recht minderwertigen Werken das Beste auswählen, neu veröffentlichen und durch historische Einleitungen ins richtige Licht zu setzen versuchen.

Der Verfasser des zweiten Bandes, Paolo Costa *(Commedie scelte di G. G., precedute da uno studio critico)*, hat es mit einer Produktion zu tun, die uns in ihrem ganzen Umfange schon bekannt war und jedermann in der vielverbreiteten, aber freilich höchst inkorrekten und schlappigen Gesamtausgabe leicht zugänglich ist (*Opere inedite del Conte G. G.*, Roma, 1840 ff. 16 Bde. 8). Als Komödiograph bewegt sich Giraud mit viel Temperament und mit aufserordentlicher technischer Fertigkeit in den Traditionen Goldonis, nachdem er sich glücklich von Kotzebue und Iffland befreit hat. Zweimal erhebt er sich sogar mit entschiedener Originalität aus dem Bannkreis theatralischer Routine: zuerst mit der Sittenkomödie *L'ajo nell' imbarazzo* und dann, am Schlusse seiner Laufbahn, mit dem satirischen Charakterstück *Il Galantuomo per transazione*, einer der hervorragendsten italienischen Komödien, die den Vergleich mit dem *Tartuffe*, zu dem sie einigermafsen herausfordert, innerhalb ihrer bescheideneren Grenzen nicht zu scheuen braucht. Merkwürdigerweise ist sie von den Italienern so gut wie ganz vergessen worden. Wir hoffen, von den Komödien Girauds und von Costas Studie noch später zu handeln[1] und wenden uns zunächst zu derjenigen Produktion des römischen Dichters, die bisher fast völlig unbekannt geblieben und trotzdem für die Fortentwickelung der modernen italienischen Dichtung von ungleich gröfserer Bedeutung geworden ist als die Komödien: nämlich die didaktischen und satirischen Gedichte, deren Bearbeitung T. Gnoli übernahm.

Gnoli schickt seiner Ausgabe eine umfangreiche biographische und literarische Studie voraus. Zur Lebensgeschichte seines Helden verwertet er, neben den bisher bekannten Quellen, die unedierten Briefschaften und den sonstigen Nachlafs Girauds, der ihm, teils in römischen Bibliotheken, teils durch persönliche Bekanntschaft mit dem letzten Sprossen des Giraudschen Hauses zugänglich wurde. Eine detailliertere Angabe der Quellen zu den einzelnen Lebensnachrichten, und eine etwas pünktlichere Behandlung der Anführungszeichen (z. B. auf S. 24 und 25) hätten wir im Interesse einer rascheren und leichteren Kontrolle gewünscht. Im ganzen aber gibt uns Gnoli ein zuverlässiges und durch lebhafte Anschaulichkeit reizvolles Bild von dem Charakter und Treiben des merkwürdigen Mannes.

Auf eine engherzige und klerikale Erziehung, wie sie Giraud im *Ajo nell' imbaraxxo* selbst verspottet hat, folgt eine ausgelassene und tolle Jugend. Aber inmitten seiner zahllosen Abenteuer und Liebschaften kommt ihm der Sinn für innere Wahrhaftigkeit niemals abhanden. Freilich ist die Art, wie er ihn zum Ausdruck bringt, zunächst recht schadenfroh, geräuschvoll und unanständig. Beifsende, zotige, triviale, anonyme und

[1] Vgl. meine inzwischen erschienene Rezension in der *Deutschen Literaturzeitung* 1904, 23. Jan., Sp. 159 ff.

immer persönliche, freche Satire, ganz im Geiste Pasquinos! In den schmutzigen *Mascherate* zum römischen Karneval des Jahres 1802 werden die angesehensten Damen als Dienerinnen des Priapus im Triumphzug aufgeführt; feine Herren und Edelleute als Diebe, Betrüger und Mörder verkappt, u. dgl. m. Gnoli hat die Autorschaft Girauds, wie mir scheint, nicht ganz einwandsfrei erwiesen; aber seine Vermutung, dafs das Vorbild zu diesen satirischen Aufzügen (die freilich auf eine uralte Liebhaberei der Italiener zurückgehen) zunächst in den sogenannten Galerien modenesischer und bolognesischer Dichter zu suchen seien, hat grofse Wahrscheinlichkeit für sich. — Der prächtige Maskenzug des römischen Karnevals von 1805, wobei die Aristokratie den 'Rat der Götter bei Psyches Hochzeit' (im Anschlufs an Raffaels Fresken) zur Darstellung brachte, war wieder eine Gelegenheit, die sich Giraud nicht entgehen liefs: und auf jeden einzelnen Darsteller schleuderte er ein wohlgezieltes Epigramm.

Einigemal hat er sich, nicht ohne Glück, im Dialekte seiner Vaterstadt versucht. Gnoli veröffentlicht zwei langgeschwänzte, romaneske Sonette, von welchen das erste später durch G. G. Belli überarbeitet wurde. Auch in seinen Komödien bringt Giraud hin und wieder den Dialekt zur Verwendung, und selbst die Physiognomie seines Schriftitalienischen hat einen unverkennbaren romanesken Schnitt. Der Einflufs Girauds auf Belli ist nicht in Abrede zu stellen, und Gnoli hat ihn siegreich gegen Morandi (*Prefazione* zur grofsen Belliausgabe) erwiesen. Besonders beachte man, wie schon Giraud sich in der mundartlichen Dichtung seiner eigenen Persönlichkeit zu entkleiden und aus dem Sinn und Gehirn eines transteverinischen Römers heraus seine Verse zu modeln versucht. Er betritt also, freilich noch mit unbeholfenen Füfsen, ganz denselben Weg, auf welchem Belli zur höchsten dichterischen Vollendung gelangen sollte.

Giraud gehörte der liberalen und franzosenfreundlichen Gruppe an, und die napoleonische Regierung belohnte ihn mit dem Amte eines Generalkommissars sämtlicher Theater Italiens. Die letzten Jahre vor Napoleons Sturz bezeichnen den Höhepunkt seiner dramatischen Erfolge.

Nachdem er sein hübsches Kommissariat verloren hatte, lebte er 1815—1824 in Florenz, verkehrte freundschaftlich mit dem Tragiker Niccolini, mit Gino Capponi und einer Reihe angesehener politischer Gesinnungsgenossen. Aber auch hier kann er Epigramme und Satiren nicht unterdrücken und wählt sich sogar die bekanntesten Persönlichkeiten aus der florentinischen Aristokratie zur Zielscheibe, besonders die Geliebte des verstorbenen Alfieri: die Gräfin Albany und ihren Kreis. Seine pornographischen Spottverse auf 'Berta' und 'Pippo', seine zotigen Scherzgedichte zirkulierten alsbald durch ganz Florenz. Stendhal empfiehlt den französischen Reisenden, sie mögen bei einem Aufenthalt in dieser Stadt sich die allgemein beliebten und herrlich gewürzten Giraudschen Kraftsuppen doch ja nicht entgehen lassen. Ich weifs nicht, ob diese zynischen Dichtungen ganz so spontan und frei von gelehrtem Einflusse sind, als Gnoli anzunehmen scheint. Das *Ritratto* der lüsternen Alten ist z. B. ein bekanntes antikes Motiv, das sich, vermutlich mit der Renaissance, sehr rasch auch in den modernen Literaturen eingebürgert hat. Man denke nur an die Ballata Polizians: *Una vecchia mi vagheggia.*

Um dem satirischen Geiste des leichtfertigen Grafen einen höheren Flug zu geben, bedurfte es des Unglücks. Und das Unglück erwuchs ihm aus seiner Verschwendung und aus seiner Geldgier. Er gründete 1818 eine Kreditbank, die nach wenigen Jahren gewinnreicher Tätigkeit kläglich verkrachte. In diese Zeit fällt die merkwürdige autobiographische Satire *La Protesta.* Hier zum erstenmal beginnt der Dichter, sich aus der persönlichen Invektive einigermafsen emporzuarbeiten zu höherer moralischer Betrachtung.

Nach Rom zurückgekehrt (1824), versucht er von neuem sein Glück in einer phantastischen finanziellen Unternehmung, die ebenfalls fehlschlägt und ihn seines ganzen Vermögens beraubt. Daſs er bei dieser unseligen Leidenschaft zu spekulieren im Grunde doch ein ehrlicher Mann blieb, ist ein gutes Zeichen für die Festigkeit seiner sittlichen Veranlagung. Man darf sogar annehmen, daſs die Bekanntschaft mit den jesuitischen Kniffen italienischer Advokaten und Finanziers ihm seinen moralischen Reinlichkeitssinn nur noch empfindlicher geschärft hat. Die schönste Frucht seiner gescheiterten Geldmanöver ist der *Galantuomo per transazione;* und auf dieselbe Inspirationsquelle weisen zwei seiner satirischen Gedichte zurück, die nach Inhalt und Form von auſserordentlicher literarhistorischer Bedeutung wurden, insofern sie einen entscheidenden Einfluſs auf Giuseppe Giusti geübt haben. Das erste, *La Giustizia,* aus dem Jahre 1823, schien mir wert, vollständig mitgeteilt und, so gut es gehen wollte, in deutsche Verse übertragen zu werden.

Altro è il bianco ed altro è il nero,
Ma non v'è dal falso al vero
La distanza che si crede;
Tutto sta come si vede!
Nel parlare d'una strada,
Se in salita o in scesa vada,
Dici scende o dici sale,
Dici bene e dici male;
Quel ch' è ver dal sotto in su
Non è ver dal sopra in giù,
E il giudizio ognuno dà
Da quel posto dove sta.
Ciò ch' è fatto e ciò ch' è scritto
Non decide il torto o il dritto;
Alla vista, al tatto, al gusto
Tanto è il giusto che l'ingiusto.

La Giustizia è come l'oro
La fa lucida il lavoro;
Finch 'è grezza non si sa,
Che sarà, che non sarà.
Con lucerna, con fornello,
Con crogiuolo, con martello,
Con trafila, con tenaglia,
Tira, stendi, allunga, ammaglia;
Quando arriva, quando adatta,
La Giustizia allora è fatta.

Dagli antichi questa scienza
Detta fu Giurisprudenza,
Specie d'araba fenice
Che c' insegna, che ci dice:

La ragione naturale
Non è già ragion legale;
Il giudizio ne' giudizi
Ha diversi frontespizi;
Cangian molto la questione
Gli atti, i tempi, le persone,
Il tenore, il fine, il nesso,
Gli usi, i luoghi, il grado, il sesso.

Wahr und falsch sind Gegensätze,
Doch der Abstand, wie ich schätze,
Ist so groſs nicht zwischen beiden;
Nur der Standpunkt kann entscheiden.
Beispielsweis' von einer Straſsen
Wird sich beides sagen lassen:
Daſs sie falle, daſs sie steige;
Ob ich dir's von oben zeige,
Oder ob ich's anders nehm',
Wahr und falsch ist's: je nachdem.
Oben, unten, grad' und schief,
Es ist alles relativ.
Jedermann gibt sein Verdikt
Von dem Standpunkt, der sich schickt. —

Tatbestand und Dokument,
Was entscheiden sie am End'?
Unentwirrbar unsern Sinnen
Stecken Recht und Unrecht drinnen,
Denn das Recht ist grade so
Wie das Gold, so lang's noch roh:
Ist es Recht? Sei's was es mag,
Erst die Arbeit bringt's zu Tag.
Übers Feuer! Daſs es siedet
In dem Tiegel! Und nun schmiedet!
Hämmert, zerrt und dehnt und bieget,
Streckt und dreht es, bis sich's schmieget!
Habt ihr's dann noch nicht gebrochen —
Gut! so ist das Recht gesprochen.

Uralt ist die Wissenschaft,
Und mit Phönix-Lebenskraft
Erbt sich ihre Lehre fort
Und verkündet uns das Wort:
'Das Naturrecht ist hienieden
Vom Gesetzesrecht verschieden.
Um ein Urteil zu bereiten,
Achte man auf alle Seiten,
Denn es wechselt die Quästion
Je nach Umstand, Zeit, Person,
Wortlaut, Zweck, Zusammenhang,

Ogni pelo ha il suo valore;
Ed in man del professore
Tutto scioglie e tutto lega,
Tutto è ferro di bottega,
Tutto serve all' officina
Dove il Giusto si raffina.
È perciò che zibaldoni
Pieni abbiam di decisioni
Bianche, nere, verdi, rosse,
Testi, leggi, praxi, glosse,
Che calmando la coscienza
Fanno il letto alla sentenza,
Sia contraria, sia propizia,
Sempre in braccio alla Giustizia!

Sitte, Ort, Geschlecht und Rang.
Jedes Härchen müßt ihr werten!
In der Hand des Rechtsgelehrten
Löst und bindet jederzeit
Irgendeine Kleinigkeit.
Alles wird zu Instrumenten
In Justitias klugen Händen.'

Darum schreiben wir zu Hauf
Alle Dezisionen auf:
Weiße, schwarze, dunkle, klare,
Texte Glossen, Kommentare;
Drin wir alles fein beschließen
Zur Beruh'gung der Gewissen.
So gedeiht bei Nein und Ja
Immer die Justitia!

Das zweite Gedicht: *A Tiberio, Dialogo tra me e lui sulla sincerità* ist zu lang. 126 Strophen, mögen sie noch so lebhaft und witzig sein, sie erdrücken schließlich das originelle kleine Motiv, das sich aus den ersten Versen so hübsch heraushebt. Gleich zu Anfang wird der Ehrenmann vor das Dilemma gestellt:

L'esser veridico
Lo credi tu,
Dimmi, Tiberio,
Vizio o virtu?

Auf deutsch:

Sag' mir, Tiberius,
Hältst du's für Pflicht,
Offen und wahr zu sein,
Oder auch nicht?

Der Ehrenmann protestiert:

Hat dich am Ende der
Teufel beim Kragen,
Mich, den Tiberius,
So was zu fragen!

Ganz kategorische,
Ausnahmeloseste
Pflicht ist die Wahrheit, und
Zwar rigoroseste.

Wahrheit, sie leuchtet mit
Ewiger Macht
Über's unendliche
Weltall und wacht.

Ich:

Glaub mir, auch meinesteils,
Freund, und entschuldige,
Daß ich den nämlichen
Grundsätzen huldige. —

Aber das traurige
Los der Gerechten
Scheint mir das Gegenteil
Fast zu verfechten.

Er:

Freilich, in Praxi, da
Ändert sich viel.
Rein theoretischer
Art war mein Ziel ...

Und nun bekennt er Farbe:

Willst du im Praktischen
Philosophieren,
Mufst du aufs peinlichste
Alles studieren:

Erst das historische
Material,
Dazu der kirchlichen
Männer Moral.

So registriert' ich die
Fälle zusammen,
Wo wir die Wahrheit als
Schädlich verdammen.

Dies die Entscheidungen,
Die ich beachte,
Demnach erklär' ich mich
Laut oder sachte

Je nach Bequemlichkeit.
Und mein System
Löst dir im einzelnen
Fall das Problem.

Und nun folgt die ganze praktische Kasuistik der erlaubten Lügen, bei deren Aufzählung sich der Ehrenmann so sehr erhitzt, dafs ihm, fast unbemerkt, das supreme Geständnis entschlüpft:

Wahrheit, ich liebe und
Predige sie,
Ehre sie segnend und —
Sage sie nie.

Man kann den Dialog nicht zu Ende lesen, ohne alsbald an die *Ninna Nanna* des berühmten *Gingillino* von Giusti erinnert zu werden. Dieselbe metrische Form, dieselben Gedanken! Einige Strophen lassen sich, ohne den Zusammenhang der beiden Gedichte zu schädigen, beliebig vertauschen. Gnoli hat zwingend bewiesen, dafs diese frappante Ähnlichkeit kein Zufall ist, und dafs sich der Einflufs der Giraudschen auf die Giustische Satire noch viel weiter erstreckt. All jene lebhaften, kurzen Metren mit ihrem Wechsel von *Rime tronche* und *sdrucciole* hat Giusti von Giraud übernommen. Der einzige Vers, den er ihm nicht zu verdanken scheint, ist der sogenannte Giustische Senar:

Dio non paga il sabato.

Selbst jenes echoartige, parenthetische Schwänzchen, das man an der bekannten *Guigliottina a vapore* so viel bewundert hat, ist schon von Giraud, freilich ohne strophische Regelmäfsigkeit, mit grofsem Geschick in seiner *Protesta* gehandhabt worden:

E le belve men vigliacche
Avvilite vidi, e stracche
Volpi e vacche.

Die kurzen Mafse: Quinar, Senar und Ottonario resp. Quaternario accoppiato sind der kunstmäfsigen Satire vor Giraud und Giusti durchaus unbekannt. Nur Hendekasyllaben (meist in *terza rima*) und höchstens hin und wieder den *verso martelliano* (Alexandriner) pflegte man zuzulassen. Giraud stellt sich somit als Mittelglied zwischen der alten, klassischen und der modernen, wenn man will, romantischen Satire dar. — Woher nahm er seine neuen Verse? Einesteils aus den melischen, arkadischen, anakreontischen Kanzönchen, die er auch mit akademischem Ernste zu pflegen sich in schwachen Stunden herbeiliefs, und anderenteils aus

der volkstümlichen römischen Satire und Parodie, aus den Pasquinaten. Da haben wir z. B. schon im Jahre 1766 ein italienisches *Dies irae:*

Dies irae, dies illa,
L'afflitissima Corilla
Che si lagna, piange e strilla ...

und später noch zahllose andere; einige von Giraud selbst. Dies die Quelle seines Achtsilblers: also in letzter Linie das *Breviarium romanum: Stabat mater dolorosa — Veni Creator* usw.

Nicht nur die metrische Form, sondern auch Stil und Geist der Giraudschen Satire ist für Giusti maſsgebend geworden. Beide lieben das parodistische Einstreuen lateinischer Brocken; beide die elegante, konversationsmäſsige Verwendung von Fremdwörtern *(panegirico, criterio* und dergl.), beide die langen, rapiden Aufzählungen, die einen wirbeln machen, beide jene raschen, natürlichen Bewegungen. Man vergleiche nur die zwei von Gnoli nebeneinander gestellten Strophen:

Signor avvocato,
Non era mai stato
Sul monte Elicona,
Che forza cogliona
Salirvi così! (Giraud)

Signor consigliere,
Ci faccia il piacere
Di dire al padrone
Che il mondo ha ragione
D'ander come va. (Giusti.)

Einige Gedichte der beiden sehen sich zum Verwechseln ähnlich, und in der Tat hat es auch Verwechselungen gegeben. Die Ode Girauds: *Nel sabato santo:* Mentre tu gongoli | Tra lieti amici usw. hat sich in mehrere Ausgaben der Giustischen Gedichte eingeschlichen unter dem Titel: *Un desinare in tempo di quaresima.* — Beachtenswert ist endlich noch die innere Verwandtschaft zwischen der mehrfach erwähnten *Protesta* und der *Rassegnazione e proponimento di cambiar vita* von Giusti. — Wollte man sich die Mühe nehmen, die pornographischen Gedichte Giustis, die noch heute handschriftlich, meist ohne Verfassernamen, zirkulieren, mit den Giraudschen Jugendsünden zu vergleichen, so würden sich gewiſs auch da noch einige Berührungspunkte herausstellen. Aber die Nachweise Gnolis scheinen mir durchaus genügend. Der Hauptpunkt seiner Arbeit liegt gerade hier: in der Entdeckung sowie in der genauen Abgrenzung des Einflusses von Giraud auf Belli sowohl wie auf Giusti. Daſs sich der Verfasser trotzdem jederzeit der Inferiorität, der sorglosen Oberflächlichkeit und Maſslosigkeit der Giraudschen Muse bewuſst bleibt, daſs er nach keiner Seite hin übertrieben hat, verdient unsere besondere Anerkennung.

Was die Auswahl der zum Abdruck gebrachten Satiren betrifft, so kann man sie in der Hauptsache wohl billigen. Das historisch Wichtigste und künstlerisch Wertvollste ist durchaus zu seinem Rechte gekommen. Wenn die schmutzigen und anstöſsigen Stücke einen sehr breiten Raum einnehmen, so werden wir dafür eher den Dichter als den Herausgeber verantwortlich machen. — Die kritische Zuverlässigkeit der Texte läſst sich leider nicht beurteilen, da der Herausgeber keine Varianten gibt, sondern uns mit der Versicherung tröstet, daſs er sämtliche erreichbaren Hss. zum Vergleiche herangezogen habe. In dem Gedichte *La Protesta* hätten die wenigen Anmerkungen des Herausgebers auch äuſserlich von denen des Dichters unterschieden werden sollen. Auf keinen Fall aber durfte verschwiegen werden, daſs unter den als *Satire per la prima volta edite* bezeichneten Stücken sich mindestens elf (wenn auch nicht sehr bedeutende) Gedichte befinden, die schon längst unter dem Namen Girauds veröffentlicht sind, wie mich ein rascher Blick in den 13. und 14. Band der *Opere* gelehrt hat.

Heidelberg. Karl Voſsler.

Paul Groussac (directeur de la Bibliothèque Nationale de Buenos Aires), **Une énigme littéraire, le 'Don Quichotte' d'Avellaneda; le drame espagnol; philologie amusante; Hernani; Carmen.** Paris, Picard et fils, 1903. 303 S. 8.

Von den hier vereinigten Aufsätzen legt der Verfasser selbst dem an die Spitze gestellten einen höheren Wert bei als den früher schon zerstreut und zum Teil in anderer Gestalt oder gar in anderer Sprache erschienenen übrigen; doch wird auch diese, wer sie nicht in französischen oder südamerikanischen Zeitungen gelesen hat, mit Vergnügen und mit Nutzen kennen lernen, wofern es ihn überhaupt anziehen kann, einen geistreichen, gut unterrichteten Mann sich über literarische Erscheinungen äufsern zu hören, über die jeder einigermafsen, aber oftmals doch nicht hinlänglich unterrichtet ist, um jeder Nachhilfe für sein Urteil entraten zu können.

Jener erste und umfangreichste — er nimmt zwei Drittel des Bandes ein — sucht eine noch nie kundgegebene Meinung über die Person zu begründen, die unter dem Namen Avellaneda einen zweiten Teil des Don Quijote erscheinen liefs, bevor noch Cervantes selbst, der eine dahingehende Absicht allerdings auch nicht geäufsert hatte, seinen Roman fort- und zu Ende führte. Der Verfasser kennt die Anforderungen, die man an zwingende Beweisführung in geschichtlichen Dingen stellt, zu gut, als dafs er meinen könnte, man werde sich durch ihn zu der unerschütterlichen Überzeugung gebracht fühlen, Avellaneda sei niemand anders als der minderwertige Literat, der unter dem Namen Mateo Luján de Sayavedra bald nach 1599 auch zum ersten Teil von Alemáns *Guzmán de Alfarache* unberufenerweise eine Fortsetzung hatte erscheinen lassen, und der mit seinem wirklichen Namen Juan Martí hiefs. Er gibt denn auch seine Antwort auf die schwierige Frage nicht als völlig sichere Lösung eines Rätsels, sondern nur als eine, gegen die bei jetzigem Stande der Kenntnis Gewichtiges nicht einzuwenden sei, und zu deren Gunsten hohe Wahrscheinlichkeit spreche, während früher von anderer Seite geäufserte Vermutungen, wie sie hier sorgsam der Reihe nach betrachtet werden, mit völlig sicheren Tatsachen durchaus unvereinbar seien. Viel Bitteres gibt bei dieser Gelegenheit der Verfasser den Spaniern zu kosten, die im abgelaufenen Jahrhundert sich mit Fragen aus der Geschichte ihrer Literatur beschäftigt haben, und sie werden das wohl schlucken müssen; denn wenig vertraut erweisen sich allerdings ihrer manche mit den Erfordernissen geschichtlicher Feststellungen, zu leicht gewonnen für ungegründete Behauptungen, wenn diese nur mit einer gewissen Eleganz vorgetragen werden. Vielleicht verhallen Herrn Groussacs Mahnungen doch nicht unbeachtet, da er das lebhafteste Interesse für das Schrifttum Spaniens, eine warme Schätzung des Bedeutenden, was es in sich schliefst, nicht verkennen, auch das Beispiel ernster Forscherarbeit nicht vermissen läfst. Seinem Urteile über die einzelnen Werke des Cervantes oder über darin vorgetragene Ansichten möchte ich freilich nicht durchweg zustimmen, so fein und zutreffend er sich über den Autor an manchem Orte sonst ausspricht. So scheint er mir in seiner Bewertung der *Galatea* und nicht minder des *Persiles* zu sehr von heute herrschenden Geschmacksrichtungen beherrscht, zu wenig vom Standpunkte der Zeitgenossen Cervantes' aus diese Werke zu betrachten und dabei doch nicht zu beachten, wie der Dichter in diesem und in jenem an einzelnen Stellen sich mit ergötzlicher Ironie über die Sphäre der Gattung erhebt, innerhalb deren er sein künstlerisches Vermögen jeweilen betätigt. Dafs er sich des Gegensatzes zwischen der Welt der Hirtenromane und wirklichem Schäferleben wohl bewufst war, hat er nicht erst im *Gespräch der Hunde*, sondern deutlich genug in der *Galatea* selbst zu erkennen gegeben. Man darf überhaupt

seine Worte nicht immer ernst nehmen; man soll aufmerken, ob nicht manchmal in dem Gesichte des loyalen Untertanen und auch kirchlich untadeligen 'alten Christen' die Augen des Schalks aufblitzen. Ich lese sicherlich nicht meine eigene Abneigung gegen Antisemitismus in den Cervantes hinein, wenn ich aus der Schutzrede für die Vertreibung der Moriscos, einer Rede, die Herr Groussac ungern zu verzeihen scheint, die kaum verhüllte entschiedene Mifsbilligung einer Mafsregel heraushöre, die Spanien nie verwunden hat. Ähnliches wäre von den erbaulichen Reden zu sagen, mit denen Cervantes der an berühmten Wallfahrtsstätten erwirkten wunderbaren Heilungen u. dgl. gedenkt, seiner merkwürdig schillernden Äufserungen über Wahrsagung, über Liebestränke und ähnliches. Auch die Geringschätzung, mit der Herr Groussac von Cervantes' Versen redet, kann ich nicht billigen. Die *Reise zum Parnafs* oder den *Gesang der Caliope* mag man preisgeben als Lösungen von Aufgaben, die der Dichter sich vorzugsweise zum Zwecke der Übung im Handwerk stellte; aber manches andere zeigt ihn, ganz abgesehen von der glänzenden Beherrschung kunstreicher Form, eigentümlich auch im Gedanken, reich, kraftvoll im lyrischen Ausdruck.

Der Aufsatz über das spanische Drama verdankt zwar seine Entstehung nur dem vorübergehenden Aufenthalt einer Madrider Truppe in Paris, enthält aber über das spanische Drama des 17. Jahrhunderts soviel auf guter Kenntnis ruhende, von unbefangenem Urteil zeugende und geistreich vorgetragene Äufserungen, dafs ihn weiteren Kreisen nochmals vorzulegen wohl verlohnte. Der Verfasser läfst dem staunenswerten Improvisationstalent alle Gerechtigkeit widerfahren, das dem Unterhaltungsbedürfnis eines nicht eben anspruchsvollen Publikums unerschöpfliche Nahrung, auch seinerseits nicht wählerisch, entgegenbrachte; nicht minder der spielenden Leichtigkeit im Handhaben mannigfaltiger alteinheimischer und rasch angeeigneter fremder Formen dichterischer Rede, sowie endlich der gleichmäfsigen Pracht des Ausdrucks. Aber er hält auch nicht hinter dem Berge mit seinem Urteil über den Mangel an höherer Kunst im Gestalten eines gröfseren Ganzen, über den Mangel an liebevollem Verständnis für den Reichtum menschlicher Natur und am Vermögen, ihn zur Darstellung zu bringen und in dramatischem Spiel glücklich zu verwenden. Auch sonst wäre hier noch manche treffende Bemerkung hervorhebenswert, so was über die Verwandtschaft des spanischen Dramas der klassischen Zeit mit der Oper gesagt ist, oder der klagende Hinweis auf die jammervolle Verarmung der neufranzösischen Verskunst, welcher letzteren die Widernatürlichkeit allerneuester Versuche am allerwenigsten aufhelfen wird.

In Angelegenheiten der Sprachgeschichte oder der Etymologie ist Herr Groussac wohl seiner Sache nicht ganz so sicher wie in literarhistorischen. Was er unter der Aufschrift *philologie amusante* über die Herkunft eines einmal von Chateaubriand und zwar, wie mir scheint, ziemlich ins Gelage hinein gebrauchten Adjektivs *escalabreux* schreibt, mag zum Teil richtig sein, kann aber volle Befriedigung nicht gewähren. Dafs Chateaubriand das Wort aus Brantôme genommen hat, aus dem man es übrigens gern etwas reichlicher belegt sehen möchte, mag richtig sein; andererseits hat der Verfasser vielleicht recht, wenn er sp. *descalabrar* mit sp. *calavera* in Zusammenhang bringt (Cuervo sieht darin **discerebrare*). Aber die Entstehung der bei Brantôme begegnenden Form und die Entwickelung des mit ihr verbundenen Sinnes sind noch bei weitem nicht verständlich.

Der *Hernani* gewidmete Aufsatz löst in glücklich gewählter Form von Rede und Gegenrede die Aufgabe, Victor Hugos noch am meisten lebendig gebliebenem Bühnenwerke gerecht zu werden. Mit fast grausamem Spotte deckt er auf, in welchen Punkten allen der Dichter, der sich

so gern den Schein unbedingter Zuverlässigkeit gegeben hätte, gegen die geschichtliche Wahrheit, gegen die Treue in der Sittenschilderung, übrigens auch gegen das Erfordernis psychologisch richtig geführter Handlung verstofsen hat. Andererseits bewundert er aber mit seinen Landsleuten, die über jene Gebrechen mit um so milderer Nachsicht hinweggehen, weil sie ihrer kaum gewahr werden, den glanzvollen Ausdruck allgemein und jederzeit menschlicher Empfindung, den er durch den Mund seiner Personen an das Ohr der Zuschauer und vielleicht noch wirksamer an das innere Ohr des langsam und in stiller Andacht geniefsenden Lesers dringen läfst.

Aus Anlafs von *Carmen* endlich gibt der Verfasser eine geistvolle und lehrreiche Kennzeichnung von Mérimées literarischer Persönlichkeit, womit sich die beherzigenswerte Mahnung an die Schriftstellerwelt der Gegenwart verbindet, mehr, als sie zu tun pflegt, auf die Bereicherung der eigenen geistigen Persönlichkeit durch Fülle selbst gewonnener Anschauung bedacht zu sein, und die Klage darüber, dafs der Drang der Arbeit für den Büchermarkt so wenigen mehr Zeit zu anderem als dem augenblicklich verwertbaren geistigen Erwerb übriglasse.

Berlin. Adolf Tobler.

Sauer, K. M., und Runge, Gymnasialoberlehrer H., Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht [Methode Gaspey-Otto-Sauer]. Vierte Aufl. Heidelberg, J. Groos, 1903. VII, 192 S. M. 2.

Aus dem Vorwort zu dieser neuen Auflage erfahren wir, dafs 'die Aufgaben eine durchgreifende Änderung dadurch erfahren haben, dafs neben den Einzelsätzen fast durchgängig leichte zusammenhängende Lesestücke aufgenommen sind, die dem Lernenden die Bekanntschaft mit Spaniens Land und Leuten vermitteln sollen. ... Bei der Bearbeitung sind mir die Werke von Stromer, Gräfenberg u. a. von Nutzen gewesen'. Wieviel die neue Auflage dieser Sprachlehre den Büchern von Stromer, Schilling etc. verdankt, mag dahingestellt bleiben. Gräfenbergs *Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für Handelsschulen und zum Selbstunterricht*, Frankfurt a. M., Abendroth, 1897 (eine zweite, umgearbeitete Ausgabe ist inzwischen, 1904, erschienen) und *Spanisches Lesebuch für höhere Handels- und Realschulen*, 1899, sind dem Bearbeiter in einem Umfang und in einer Weise 'von Nutzen' gewesen', die das Mafs des Gewöhnlichen und auch des Erlaubten überschreiten. Nicht das ist zu rügen, dafs R. in der durchgehenden Verbesserung der grammatischen Unterweisung sich augenscheinlich an Gräfenberg anlehnt, sondern dafs er Übungs- und Lesestücke, die Gräfenberg für seine Lektionen ad hoc verfafst oder zusammengetragen hat, einfach herübernimmt. Man vergleiche z. B. *El cuerpo humano*, R. p. 18 und Gr. p. 34; *La salud*, R. p. 24 und Gr. p. 15; *En la estacion*, R. p. 84 und Gr. p. 97, deren leichte Änderungen niemanden täuschen werden. Das Stück *Madrid* z. B. hat Gräfenberg für die Zwecke seines *Lesebuchs* aus drei Quellen zusammengetragen; Runge spart sich solche Mühe und schreibt die zwei Seiten einfach ab (p. 95), und gleich nachher kopiert er auch das Stück *¿Donde se habla castellano?* etc. etc.

Wer weifs, welche Mühe und Sorgfalt die Zusammenstellung geeigneten Übungsmaterials vom Lehrbuchverfasser verlangt, und wie gerade in diesem Teil seines Werkes seine persönliche Arbeit zutage tritt, der erkennt aus solchen Plagiaten den Mangel an Ernst und Gewissenhaftigkeit, der R. bei seiner Neubearbeitung geleitet hat. H. M.

Verzeichnis

der vom 9. März bis zum 30. Mai 1904 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Unser Zeitschriftenwesen und die deutsche Geisteskultur. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 24 S. 4.

Samson-Himmelstjerna, H. von, Rhythmik-Studien. Riga, Kymmel, 1904. 136 S.

Meringer, R., Indogermanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen.) 152 S. Geb. M. 0,80.

The American journal of philology XXIV, 4, whole no. 96 [E. Riess, Studies on superstition. — Reviews: Engl. Studien].

Sträter, E., Das Studienheft als Mittel zur Vertiefung der Lektüre. Magdeburg, Creufs, 1904. 40 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde X, 1, 2 [J. Schramek, Das typische Bauernhaus im Böhmerwald, mit 33 Abbildungen. — J. Blau, Totenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen, mit 16 Abbildungen. — W. Tschinkel, Die Sage in der Sprachinsel Gottschee. Mitteil. etc.]. — Supplementsheft 2 [A. Petak, Grabschriften aus Österreich].

Literaturblatt für german. und roman. Philologie XXV, 2, 3, 4, 5. Februar bis Mai.

Modern language notes XIX, 2, Febr. [Ch. Harris, A retrospect. — E. Hammond, Omissions from the editions of Chaucer. — A. Schinz, Another step toward the simplification of French orthography. — A. C. Brown, Gulliver's travels and an Irish folktale. — C. A. Mosemiller, French Canneberge < English Cranberries. — E. S. Parsons, Note upon Dryden's heroic stanzas on the death of Cromwell. — L. Foulet, A date in the career of J. A. de Baïf. — L. Pound, Notes on Tennyson's Lancelot and Elaine. — G. L. Hamilton, Notes on Gower]. 3, 4, March, April [S. N. Hagen, Classical names and stories in the Beowulf. — J. D. Fitz-Gerald, Galdo's Electra. — H. M. Belden, Donne's Compasses and Wither's Compass. — M. B. Evans, A passage in Hermann and Dorothea. — J. B. Jonas, Interpretation of a disputed passage in Götz von Berlichingen].

Die Neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Viëtor. XI, 10 [X. Ducotterd, Die Todeskandidaten der franz. Grammatik. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. VIII, 1 [Alfr. Tobler, Der Volkstanz im Appenzellerlande. — R. Brandstetter, Die altschweizerische Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen. — G. Tobler, Gedichte

aus der Zeit des Berner Oberländer-Aufstandes des Jahres 1814. — S. Meier, Wettersegen. — Miszellen usw.].

The modern language quarterly VII, 1 [K. H. Breul, In memoriam of J. G. Herder. — E. Bullough, Matter and form. — Observations: P. Toynbee, Chaucer's 'Drye se' and 'The Carrenare'; G. C. Moore Smith, 'Lead apes in hell'; R. J. Lloyd, The sound-change of *wă* into *wŏ* in English; W. W. Greg, The entertainment at Richmond. — Reviews, correspondences, modern language teaching].

Les cinq langues. Journal-revue des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. Publication bi-mensuelle illustrée. Réd. en chef: E.-H. Bloch, prof. au Lycée Voltaire à Paris. 4e année, 1903/4. Paris, Nony & Cie.

Modern philology I, 2 [F. B. Gummert, Primitive poetry and the ballad. — F. A. Wood, The JE. base *ghero* in Germanie. — W. A. Nitze, Glastonbury and the holy grail. — L. Wiener, Songs of the Spanish Jews in the Balkan peninsula. II. — A. B. Faust, A defense and interpretation of the 9. book of Wolfram's Parzival. — F. F. Abbott, Note on Albruna. — A. C. von Noé, Lance sur Fautre. — A. S. Napier, Notes on the Blickling homilies. — W. W. Comfort, Notes on the poema del Cid. — J. S. Tatlock, The dates of Chaucer's 'Troilus' and 'Legend of good women'. — E. P. Hammond, The departing of Chaucer. — C. C. Rice, The etymology of Italian *greggio, greżżo*. — E. Flügel, Caxton's Old English words]. 3 [J. E. Matzke, A neglected source of Corneille's 'Horace'. — K. W. Tibbals, Elements of magic in the romance of William of Palerne. — P. B. Gummere, Primitive poetry and the ballad. III. — Max Batt, Carlyle's Life of Schiller. — A. S. Napier, Old English notes. — A. C. von Noé, Lance sur Fautre. — S. N. Hagen, Mûspilli. — W. S. Gaud, The authorship of Locrine. — D. B. Shumway, The moral element in Gottfried's 'Tristan und Isolde'. — E. J. Dubedout, Les 'Discours' de Ronsard. — E. H. Mensel, Zum gotischen Alphabet. — O. M. Johnston, The use of *ella, lei* and *la* as polite forms of address in Italian]. 4 [J. E. Spingarn, The origins of modern criticism. — K. McKenzie, An Italian fable, its sources and its history. — W. A. Neilson, Nova Solyma. — C. B. Bourland, Los Moriscos de Hornachos. I. — L. Whitaker, The sonnets of Michael Drayton. — E. H. Mensel, Zum gotischen Alphabet, Berichtigung. — A. Schinz, Data on Mérimée's Colomba. — W. E. Hulme, The O. E. gospel of Nicodemus].

Jespersen, O., How to teach a foreign language. Translated from the Danish original by Sophia Yhlen-Olsen Bertelsen, M. A. London, Swan Sonnenschein, 1904. 194 p.

Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropie) zu Frankfurt a. M. 1804—1904. Frankfurt, J. Baer & Co., 1904. 208 u. 464 S. Unter den wissenschaftlichen Abhandlungen: Herz, Prof. J., Adverbien und adverbiale Redensarten im Neufranzösischen. Ein Beitrag zur franz. Stilistik. S. 167—247. [Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte. Der erste, nur zehn Seiten umfassende zählt Adv. auf *-ment* auf, die dem *Dict. de l'Académie* fehlen. Der dritte, ebenso kurze, behandelt die Stellung des Adverbs mit bes. Berücksichtigung seines Verhältnisses zu den Ergänzungswörtern der Negation (cf. Behrens' *Zeitschrift* VI 2 181 f.). Auf fünfzig Seiten werden im zweiten Abschnitt 'eine Anzahl Gruppen solcher Adverbien und adv. Redensarten' erläutert, die zunächst in synonymer Hinsicht beachtenswert sind. Dabei wird den Ausdrücken besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die den Deutschen zu wenig geläufig sind. Alles ist durch Belegstellen aus reicher Lektüre gestützt. Das Ganze stellt sich als Probe einer größeren Arbeit dar.] — Cohn, Oberl. Dr. O., Über Shakespeares Kaufmann von Venedig. S. 268 bis 302.

Feller, Fl., English and French pocket-dictionary improved and enlarged by H. Rogivue. Collection Feller. Leipzig, Teubner. 374 S. 12.

Meyer, Prof. O., Der Sprech- und Leseunterricht auf phonetischer Grundlage. [Beilage zum Jahresber. der Kantonsschule Solothurn 1903/4.] Solothurn 1904. 130 S.

German American annals II, 1, January 1904 [The dedication of the Germanic Museum of Harvard University. — Waldecks Tagebuch. — Mitteilungen des D.-A. Nationalbundes. — Reviews]. 2, Febr. [D. Nath, German American records. — K. Beck, Heidelberg und Studententum. — Constitution and by-laws of the German American Historical Society. — Mitteil. etc.]. 3, March [J. J. Astor und die Astor-Bibliothek. — Herder memorial day. — Herder als Historiker und Philosoph. — Herder und Hogarth. — Waldecks Tagebuch. — Mitteil. etc.]. 4, April [Die Pseudo-Unabhängigkeitserklärung von Mecklenburg County, North Carolina. — Der Einfluſs deutscher Universitätsideale auf Amerika. — Mitteil. etc.]. Jährlicher Bezugspreis 3 Doll. Berlin, Meyer u. Müller; New York, Stern; Leipzig, Brockhaus.

The translator. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. La Chaux-de-fonds 1904. I. vol. Jahresabonn. Frs. 5.

Schauffler, Th., Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. (Sammlung Göschen Nr. 28.) Leipzig, Göschen, 1904. 160 S. M. 0,80.

Schönach, L., Tirolische Turniere im 13. und 14. Jahrhundert. (Progr. d. Ober-Realschule in Innsbruck.) Innsbruck, Wagner, 1903. 17 S.

Manheimer, V., Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Berlin, Weidmann, 1904. XVII, 386 S.

Quellenschriften zur Hamburgischen Dramaturgie: I. Richard III., ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Gr. H. Weiſse, herausgegeben von D. Jacoby und A. Sauer. (Sauers Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 130.) Berlin, Behr, 1904. XXXII, 91 S. M. 1,80. (Subskriptionspr. M. 1,50.)

v. Gerstenberg, H. W., Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung 1767—1771, herausgeg. von O. Fischer. (Sauers Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 128.) Berlin, Behr, 1904. XCIV, 415 S. M. 8. (Subskriptionspr. M. 7.)

Laué, W., Gedanken zu Goethes Faust. Schiller und die Farbenlehre. Breslau, Schottländer, 1904. 210 S. M. 3.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden à M. 1,20. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904. I. Band: XXII, 360 S. VII. Band: XLIV, 374 S.

Fulda, Ludwig, Schiller und die neue Generation, ein Vortrag. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904. 44 S.

Krüger, H. A., Pseudoromantik: Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Leipzig, Haessel, 1904. 218 S. M. 4, geb. M. 5.

Witkowski, G., Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, in seiner Entwickelung dargestellt. Leipzig, Teubner, 1904. 172 S.

Goldstein, L., Moses Mendelsohn und die deutsche Ästhetik. (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie.) Königsberg i. Pr., Gräfe, 1904. VIII, 240 S. M. 5, geb. M. 6.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus, herausgeg. von Prof. Dr. O. Lyon. Leipzig, Teubner. à M. 0,50.

Bd. 11: A. Matthias, F. Grillparzer, Die Ahnfrau.

„ 12: G. Heine, Ferd. Avenarius als Dichter.

Bd. 13: J. Sahr, C. Ferd. Meyer, Jürg Jenatsch, eine Bündnergeschichte.
„ 14: Prof. Dr. Bötticher, H. Sudermann, Heimat, Schauspiel in vier Akten.

Petzet, E., Paul Heyse als Dramatiker. Stuttgart, Cotta, 1904. 103 S. M. 1,50.

Bieder, Th., F. Fischbach, Max Geißler, Otto Hempel, Carl Klings, Fr. Lienhard, Johannes Nickol, Ernst Wachler: Das Landschaftstheater, Stimmen über das Bergtheater am Hexentanzplatz und das Problem der national-volkstümlichen Bühne. Thale a. H., Verlag des Bergtheaters, 1903. 60 S. M. 0,50.

Schweizerisches Idiotikon ... XLVIII. Heft, Band V, Bogen 42—51, enthaltend die Stämme *br-n* bis *br-s*. Bearbeitet von A. Bachmann und H. Bruppacher, E. Schwyzer, F. Balsiger. Frauenfeld, Huber u. Co., 1903.

Kuhns, O., Studies in Pennsylvania German family names. Reprinted from the Americana Germanica, 1902. 43 p.

Englische Studien. XXXIII, 3 [A. H. Fairchild, The phoenix and turtle, a critical and historical interpretation.[1] — W. J. Lawrence, Plays within plays. — Besprechungen]. — XXXIV, 1 [R. Koppel, Die unkritische Behandlung dramaturgischer Angaben und Anordnungen in den Shakespeare-Ausgaben und die Beirrung der Erkenntnisse in bezug auf die archaische Gestaltungsweise der ae. Dramatik. — L. Winstanley, Shelley as nature poet. — W. van der Gaaf, Some remarks on þenčan and its M. E. and Mod. E. representatives. — P. Fijn van Draat, Recently. — Besprechungen etc.].

Anglia. XXVII, 2 [W. J. Lawrence, Did Thomas Shadwell write an opera on 'The tempest'? — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early English texts. III. — J. E. Wülfing, Zu Einenkels Indefinitum. — Fr. Klaeber, Zur ae. Bedaübersetzung. — W. Heuser, With an O and an I. — W. Heuser, Ave Maria. — von Grienberger, Zu Beowulf].

Beiblatt zur Anglia. XV, 2, 3, 4. Febr.—April.

Scottish historical review. I, 3 [H. Brown, The moulding of the Scottish nation. — T. M. Lindsay, A literary relic of Scottish lollardy. — Sir James D. Marwick, The municipal institutions of Scotland: a historical survey. — A. C. Bradley, Eighteenth century estimates of Shakespeare. — W. W. Skeat, Scottish alliterative poems. — Hon. G. A. Sinclair, A successor of D. Garrick. — The bishop of Edinburgh, The bishops of Dunkeld. — Reviews, reports, queries, replies, notes and comments].

Anderson, L. F., The Ags. scop (University of Toronto studies, philol. series). Toronto, The University Library, 1903. 35 p. $ 1. [Nur auf Grund der poet. Denkmäler gearbeitet, in angenehm lesbarer Essayform. Padelfords 'O. E. musical terms' und die Nachträge dazu, Archiv CIV, 393 ff., scheinen dem Verfasser unbekannt. Parallelen aus Weinholds Altn. Leben und aus der altdeutschen Dichtung werden reichlich herangezogen, um ein farbiges Bild zu schaffen. A. B.]

Langer, F., Zur Sprache des Abingdon Chartulars. Berlin, Mayer u. Müller, 1904. 75 S.

[1] Die Behauptung des Verfassers, v. Mauntz sei 'evidently indebted to Prof. A. Brandl for the chief points of his theory', ist eine ganz aus der Luft gegriffene Vermutung und steht mit deutlichen Angaben im Buche selbst in Widerspruch. Ich habe die heraldischen Studien meines verehrten und lieben Freundes v. Mauntz auf Shakespeare gelenkt, habe aber kein Anrecht auf das, was er dabei entdeckte, noch auf die Art, in der er es vorbrachte. A. B.

Schacht, H., Der gute Pfarrer in der englischen Literatur bis zu Goldsmiths Vicar of Wakefield. Berlin, Mayer u. Müller, 1904. 46 S.

Purser, William Edward, Palmerin of England: Some remarks on this romance and on the controversy concerning its authorship. Dublin, Browne; London, Nutt; 1904. 466 p. 10 sh. 6 d. net.

Shakespeare's Sonnets with introduction and notes by C. C. Stopes. London, Moring, 1904. LVI, 253 p. ['Shakespeare's poems, dedications, and sonnets were all to one patron, and one friend, —, and that one was Henry the third Earl of Southampton', p. XX. The dark lady: 'Such a one — as Mrs. Jaqueline Field — fulfilled all the necessary external conditions', p. XXXIII. — 'Editor's suggested re-arrangement of the sonnets', p. 157—9].

Shakespeares Hamlet mit Einleitung und Anmerkungen, herausgeg. von E. Wasserzieher (Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker, VI). Paderborn, Schöningh, 1904. 158 S. M. 1,20.

Schmid, D., George Farquhar, sein Leben und seine Originaldramen (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XVIII). Wien, Braumüller, 1904. VII, 372 S. M. 8.

Locock, C. D., An examination of the Shelley mss. in the Bodleian Library. Oxford, Clarendon Press, 1903. 95 p. 4. 7 sh. 6 d. net.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3726—7: P. White, The triumph of Mrs. St. George.
„ 3728: D. Gerard, Made of money.
„ 3729—30: E. Robins (C. E. Raimond), The magnetic North.
„ 3731—2: E. F. Benson, Mammon & Co.
„ 3733: A. a. E. Castle, Incomparable Bellairs.

Feyerabend, H., History of the United States from the discovery of America to the year 1900. Für den Schulgebrauch nach amerikanischen Quellen herausgegeben. Berlin, Weidmann, 1904. VI, 100 S. mit 2 Kärtchen. Geb. M. 1,40. Dazu Wörterbuch, 41 S., M. 0,50.

Sattler, W., Deutsch-englisches Sachwörterbuch. Leipzig, Renger. 3.—5. Lieferung à M. 2. S. 193—480 (bis 'kleiden').

Kron, H., Verdeutschungs-Wörterbuch der englischen Umgangssprache. Für die Reise und zum Gebrauch bei der Lektüre, sowie beim Studium von The little Londoner und English daily life. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 202 S. Geb. M. 2.

Hart, H., Rules for compositors and readers at the University Press, Oxford. The English spellings revised by J. A. H. Murray and H. Bradley. 15. ed., revised and enlarged (the first for publication). London, Frowde, 1904. 43 p. 12°. 6 d.

Nader, E., English grammar with exercises (Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten, II. Teil: Grammatik). Wien, Hölder, 1903. VI, 224 S. Geb. M. 2,80.

Schmidt, Immanuel, Übungsbeispiele zur Einübung der englischen Syntax. 4. Auflage. Berlin, Haude & Spener, 1904. 276 S. Geb. M. 2,20. — Schlüssel zu den Übungsbeispielen zur Einübung der englischen Grammatik (nur für Lehrer, die sich als solche ausweisen). 94 S. M. 4.

Kurze englische Lesestücke, vornehmlich als Beigabe zu seinem Praktischen Lehrbuch der englischen Sprache, doch auch zur Privatlektüre zusammengestellt und mit Wortangaben und Erläuterungen versehen von Prof. Dr. John Koch. Berlin, Goldschmidt, 1904. 60 S. M. 0,60.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1904:

E. S. Brooks, A trip to Washington (The story of the government), für den Schulgebrauch herausgeg. von A. W. Sturm. IV, 104 S. Geb. M. 1,20. Hierzu ein Wörterbuch, 40 Pf.

Ch. Kingsley, Westward ho! In gekürzter Form für den Schulgebrauch

herausgeg. von J. Ellinger. IV, 152 S., mit einer Kartenskizze von Devonshire. Geb. M. 1,20.

F. H. Burnett, Little Lord Fauntleroy, in gekürzter Form herausgeg. von A. Lindenstead. IV, 104 S., mit einer Abbildung. M. 1,20. Hierzu ein Wörterbuch, M. 0,40.

Th. Hughes, Tom Brown's school days by an old boy. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Helm. XXIV, 164 S. Geb. M. 1,80. Hierzu ein Wörterbuch, 90 S., M. 0,60.

Stories for the schoolroom by various authors, für den Schulgebrauch herausgeg. von J. Bube. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 2. Abdruck. Beide Teile, XV, 175 S., geb. M. 1,50.

Dickmanns Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Renger, 1904.

Reihe A, Bd. 141: The British isles, a geographical reader, herausgeg. von J. Leitritz. 236 S., 20 Bilder, 1 Karte.

Bd. 144: Yarns on the beach, a bundle of tales by G. A. Henty, erklärt von R. Eule. VIII, 93 S.

Reihe C, Bd. 37: Probable sons by the author of Eric's good news (Amy le Feuvre), bearbeitet von E. Dickmann. 110 S.

Bd. 38: What Katy did by S. Coolidge, bearbeitet von E. Merhaut. 88 S.

Klapperichs Englische und französische Schriftsteller. Glogau, Flemming, 1904. à M. 1,60.

XXIX: David Copperfield's boyhood from the novel of Ch. Dickens, ausgewählt und erklärt von J. Klapperich. XI, 103 S.

Romania ... p. p. P. Meyer, XXXIII. Janvier, No. 129 [P. Meyer, Notice du ms. med. Pal. 141 de la Laurentienne (Vies des saints). — P. E. Guarnerio, Postille sul lessico sardo. — Ov. Densusianu, Notes de lexicographie roumaine. — Mélanges: G. Huet, La parabole des faux amis. — A. Thomas, Encore l'ancien français *gers*. — A. Longnon, Estourmi de Bourges. — L. Brandin, Un fragment de la vie de saint Gilles. — Comptes rendus: P. Meyer, Die Aussprache des *c* und *t* im klassischen Latein (Ov. Densusianu). — Fr. Béthune, Les écoles historiques de Saint-Denis et de Saint-Germain-des-Prés (P. M.). — A. C. White, A translation of the Quaestio de aqua et terra (Paget Toynbee). — H. Hauvette, De Laurentio de Primofato (A. Thomas). — J. Nève, Antoine de La Salle, sa vie et ses ouvrages (G. Raynaud). — E. Langlois, Recueil d'arts de seconde rhétorique (E. Picot). — H. Hauvette, Un exilé florentin à la cour de France au XVIe siècle (E. Picot). — P. Papahagi, Megleno Românii (Ov. Densusianu). — G. Weigand, Praktische Grammatik der rumänischen Sprache (Ov. Densusianu). — Miscellanea di Studi critici in onore di A. Graf (C. de Lollis). — Società filologica Romana (P. M.). — Periodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. XLVII, 2 [Sarrieu, Le parler de Bagnères-de-Luchon et de sa vallée (suite). — Bertoni, Noterelle provenzali (suite). — Bibliographie].

Hemme, Dr. A., Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Leipzig, E. Avenarius, 1904. XVIII, 1235 Spalten. Lex.-Form. Geb. M. 16.

Merlo, Dott. Clemente, I Nomi romanzi delle stagioni e dei mesi studiati particolarmente nei dialetti ladini, italiani, franco-provenzali e provenzali. Saggio di onomasiologia. Segue un capitolo sui traslati e derivati di nomi di stagioni e di mesi. Torino, Löscher, 1904. 284 S. 10 Lire.

Rajna, Pio, Gaston Paris. Discorso letto alla R. Accademia della Crusca nell' adunanza pubblica del 27 dicembre 1903. Firenze, tipogr. Galileiana, 1904. 72 S.

Bédier, Joseph, Hommage à Gaston Paris. Leçon d'ouverture du cours de langue et littérature françaises du moyen âge, prononcée au Collège de France le 3 févr. 1904. Paris, Champion, 1904. 58 S.

Revue de philologie française ... p. p. L. Clédat. XVIII, 1 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise. Le pronom régime de la 3e pers. (suite): le régime direct au masculin pluriel. — H. Yvon, Etude sur notre vocabulaire grammatical: le mot 'indéfini'. — Mélanges: Bourciez, Sur l'etymologie de 'biais'. — Clédat, Qui vive? — Comptes rendus. — Chroniques: Louis P. Betz. — L'Académie française et Gaston Paris. — Comptes rendus sommaires].

Revue des études rabelaisiennes. II, 1. Statuts. Liste des membres. A. Lefranc, Les tiers livre du *Pantagruel* et la querelle des femmes. — Mélanges: H. Vaganay, De Rab. à Montaigne: les adv. en *-ment* (suite). — Compte rendu. — Chronique. — Réponse. — Beigefügt: Pantagruel I. Lyon, Juste, 1533, Bogen 3—5.

Le traducteur. Halbmonatsschrift zum Studium der franz. und der deutschen Sprache. La Chaux-de-fonds, 1904. XIIème année. Jahresabonn. Frs. 5.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande p. p. la rédaction du Glossaire. IIe année 1903, No. 2 [H. Voruz, Une tuilerie à Lavaux au XVIe s. E. Tappolet, L'agglutination de l'article dans les mots patois, II. J. Jeanjaquet, Les fées de Grand'Combe, conte populaire en patois d'Evolène. L. Gauchat, Etymologies fribourgeoises]. No. 3 et 4 [E. Tappolet, L'agglutination etc. (suite et fin). L. Gauchat, La boua. O. Chambaz, A la tsèri. H. Savoy, Lou fachon dè la bénichon. L. Gauchat, Les noms des vents dans la Suisse romande, I: Ubèr'. J. Jeanjaquet, Argot de malfaiteurs dans la Suisse romande au XVIe s.].

Glossaire des patois de la Suisse romande: Cinquième rapport annuel de la rédaction 1903. Neuchatel, Attinger, 1904. 13 S.

Meyer, Paul, Notice d'un manuscrit de Trinity College (Cambridge) contenant les vies, en vers français, de saint Jean l'aumônier et de saint Clément pape. Paris 1903. 51 S. (S.-A. aus den Not. et Extr. des Mss. de la Bibl. Nationale, tome XXVIII.)

Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften, herausgegeben von L. **Bahlsen** und J. **Hengesbach**. Berlin, Weidmann:

Abt. I, Nr. 50: Pour l'empire des mers, extrait de guerres maritimes sous la république et l'empire par E. Jurien de la Gravière. Ausgewählt und erklärt von J. **Hengesbach**. 1903. XI, 165 S. Geb. M. 1,60.

No. 51: Médaillons. Biographies de quelques Françaises d'autrefois. Edition scolaire avec un commentaire et une carte par Th. **Sance** et M. **Bondois**. 1904. VI, 160 S. Geb. M. 1,60.

Franz. und engl. Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1904:

Prosa, No. 144: Retraite de la grande armée et bataille de Leipzig (aus Mém. du général Marbot), erklärt von A. **Stange**. VIII, 87 S.

Poesie, No. 30: Alexandre le Macédonien, tragédie en 5 actes par Gobineau, erklärt von B. **Völcker**. XIX, 85 S.

Engl. und franz. Schriftsteller der neueren Zeit, herausgegeben von J. **Klapperich**. Glogau, Flemming, 1904:

No. 27: Les Guerres de Louis XIV pour le rétablissement des Stuarts et la succession d'Espagne (aus: Le siècle de Louis XIV p. Vol-

taire), bearbeitet und erläutert von O. Glöde. VII, 84 S. Geb. M. 1,20.

No. 30: Conteurs de nos jours (Daudet, Normand, Theuriet, Coppée, Maupassant, Lichtenberger, Arène), mit Anmerkungen herausgegeben von A. Mühlan. X, 89 S. Geb. M. 1,40.

Gerhards franz. Schulausgaben. Leipzig, R. Gerhard:

No. 4: T. Combe, Pauvre Marcel. 4. Aufl., bearbeitet von E. Wasserzieher. 1903. IV, 142 S. Geb. M. 1,20. Anmerkungen und Wörterbuch, 48 S. M. 0,40.

No. 14: Géographie de la France, accompagnée de 25 croquis p. G. Dodu. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von E. Wasserzieher. 1904. IV, 155 S. M. 1,80. Wörterbuch, 30 S. M. 0,30.

Pitt Press Series. Th. Gautier, Voyage en Italie, with introduction and notes by V. Payen-Payne. Cambridge, Univ. Press, 1904. XVI, 238 S. Geb. 3 Sh.

Die Bruchstücke der noch ungedruckten *Chanson d'Anseïs de Mes* aus den Archives von St-Hubert im belgischen Staatsdepot zu Arlon: L 12, nebst umschließendem wie verbindendem Text und Varianten der Pariser Hss. LSN, der entsprechenden Stelle der Pariser Prosa *a*, den letzten Kapitelüberschriften der Brüsseler Prosa *b* und Beschreibung einer neuen Lothringer Hs. in Lille, veröffentlicht von E. Stengel. Greifswald 1904. 48 S. (Festschrift der Universität zum Rektoratswechsel.)

La Société française du XVIIe siècle. Lectures extraites des mémoires et des correspondances p. P. Bonnefon. Paris, Colin, 1903. XV, 421 S. Frs. 3.

Rydberg, G., Forschungen zur französischen Sprachgeschichte, 1896 bis 1901. (S.-A. aus Krit. Jahresbericht der Rom. Philologie, Bd. VI, 1.) Erlangen 1903. 102 S.

Bonnard, J., u. Salmon, Am., Grammaire sommaire de l'ancien français avec un essai sur la pronociation du IXe au XIVe siècle. Paris-Leipzig, H. Welter, 1904. 70 S. Frs. 3,50.

Pope, Dr. Mildred K. Etude sur la lange de frère Angier suivie d'un glossaire de ses poèmes. Oxford, Parker. Paris, Picard (o. D.). 129 S. 4.

Ränke, Hans, Über die Sprache des französischen Wallis in der Zeit vom 11. bis 14. Jahrhundert, dargestellt nach romanischem Sprachgut in lateinischen Urkunden. (Hall. Diss.) Halle a. S. 1903. 69 S.

Bender, Fr., Die vom Perfektstamm gebildeten Formen des latein. Hilfsverbs *esse* in den lebenden franz. Mundarten. (Gieß. Dissertation.) Gießen 1903. 68 S.

Hoepffner, Dr. Ernst, Eustache Deschamps, Leben und Werke. Straßburg, Trübner, 1904. VIII, 233 S. M. 5,50.

Leykauff, Dr. A., François Habert und seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids. Leipzig, G. Böhme, 1904. XI, 123 S. 4. M. 3,25.

Humbert, Hugo, Delisle de la Drévetière, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des Nouveau théâtre italien in Paris. (Straßburger Dissert.) Berlin, W. Gronau, 1904. 68 S.

Baldensperger, F., professeur à l'université de Lyon, Goethe en France. Etude de littérature comparée. Paris, Hachette, 1904. 392 S. Frs. 7,50.

Fink, Paul, Das Weib im französischen Volksliede. Berlin, Mayer u. Müller, 1904. X, 119 S. M. 2,80.

Pilz, Clemens und Helene, Franz. Lehrbuch für Volksschulen und Privatunterricht. Leipzig und Berlin, J. Klinkhardt. I. Teil: Lehrer-Ausgabe. 1901. XXXII, 80 S. Kart. M. 1,20. II. u. III. Teil: Schüler-Ausgabe. 1903. Je IV, 96 S., mit Illustrationen. Kart. je M. 1.

Hilfsbuch für den franz. Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta, im Anschlufs an K. Kühns Lehrbücher, von den Fachlehrern der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Marburg, Elwert, 1904. IX, 140 S. M. 1,60.

Lehrbuch der franz. Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Unter Mitarbeit von Dr. H. Heller herausgegeben von Dr. O. Boerner und Dr. R. Dinkler. Ausgabe H für Bürger- und Mittelschulen. I. Teil. Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. VI, 120 S.

Ricken, Dr. Wilhelm, Franz. Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschlufs der Untersekunda. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 für gymnasiale Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache. Berlin, Gronau, 1903. VII, 197 S. Geb. M. 2,80.

Brandin, Louis M., and Hartog, W. G., A Book of french Prosody with specimens of french verse from the twelfth century to the present day. London, Blackie & Son, 1904. XVI, 284 S.

Lefèvre, E., L'Année félibréenne. Premier supplément du Catalogue félibréen et de la Bibliographie Mistralienne. 1re Année 1903. Marseille, Ruat, 1904. 50 S. Frs. 1.

Giornale storico della letteratura italiana, diretto e redatto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 127 [Enrico Carrara, Cecco da Mileto e il Boccaccio. — Varietà: C. de Lollis, Intorno a Pietro D'Alvernia. — A. Segarrizzi, N. Barbo patrizio veneziano del sec. XV e le accuse contro Isotta Negarola. — G. Bertoni, Nuovi tarocchi versificati. — Rassegna bibliografica: La Divina Commedia, novamente illustrata da artisti italiani a cura di V. Alinari (R. Renier). — K. Federn, Dante, tradotto e rifuso dal dr. C. Foligno (R. Renier). — Letterio di Francia, Franco Sacchetti novelliere (G. Petraglione). — C. Bertani, Pietro Aretino e le sue opere secondo nuove indagini. G. Mari, Storia e leggenda di Pietro Aretino, La vita dello infame Aretino, lettera CI ed ultima di A. F. Doni fiorentino, a cura di C. Arlia (Abd-el-Kader Salza). — A. Voutquenne, Catalogue de la bibliothèque du conservatoire royal de musique de Bruxelles. C. Dassori, Opere e operisti. Dizionario lirico universale (A. Solerti). — Bolletino bibliogr. — Annunzi analitici. — Publicazioni nuziali. — Comunicazioni ed Appunti. — Cronaca].

Società filologica romana: Miscellanea di letteratura del medio evo. II. Il cantare di Fiorio e Biancofiore secondo un ms. velletrano ed. a cura di G. Crocioni. 41 S. L. 3.

Varnhagen, H., La Historia di Maria per Ravenna. Faksimile eines um 1500 in Florenz hergestellten Druckes im Besitze der Kgl. Universitätsbibliothek in Erlangen. Erlangen, Mencke, 1903. 20 S. (Cf. oben S. 260.)

Satire inedite e commedie scelte di G. Giraud. Roma, E. Loescher. Commedie scelte, precedute da uno studio critico di Paolo Costa. 1903. 500 S. L. 4.

Le Satire, per la prima volta edite con uno studio biografico critico di Tommaso Gnoli. 1904. 310 S. L. 3.

Witzleben, M. v., Handbuch der regelmäfsigen und unregelmäfsigen Verben der italienischen Sprache, mit deutschen Bemerkungen. Zweite verb. und erweit. Auflage des Hilfsbuches zur schnelleren Erlernung der italienischen Sprache. Leipzig, Gerhard, 1903. 86 S. M. 1.

Scanferlato, A., Lezioni Italiane, IIa parte. Kurze praktische Anleitung zur Vervollkommnung in der italienischen Sprache, für den münd-

lichen und schriftlichen freien Gebrauch. Leipzig, Teubner, 1902. (Teubners kleine Sprachführer, III, 2.) IV, 116 S. mit gramm. Anhang, 38 S. M. 2,40.

Ey, Luise, Taschenwörterbuch der portugiesischen und deutscher Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Teil II: Deutsch-Portugiesisch. Berlin, Langenscheidt [1904]. XVI, 456 S. 12. Geb. M. 2.

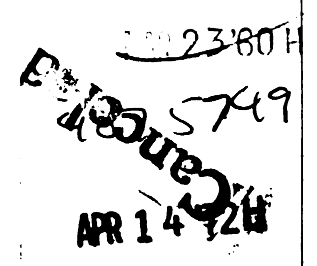
Handbuch der russischen Deklinationen und Konjugationen und einige darauf bezügliche Worttabellen. Leipzig, Gerhard, 1901. 48 S. fol.

Berneker, E., Russisches Lesebuch mit Glossar. (Sammlung Göschen, Nr. 67.) Leipzig, Göschen, 1903. 176 S. M. 0,80.

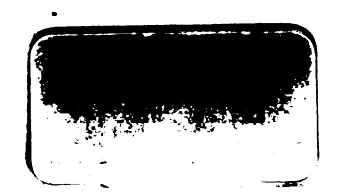
Preuschen, E., Leitfaden der biblischen Geographie, mit 6 Ortsansichten in Tondruck. Giefsen, Roth, 1904. 72 S. M. 1.

Beilagen:

Von Herrn B. Behr's Verlag in Berlin.
Von der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).
Von den Herren Loescher & Co. in Rom.
Von Herrn O. R. Reisland in Leipzig.
Von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.








Widener Library
3 2044 098 634 389